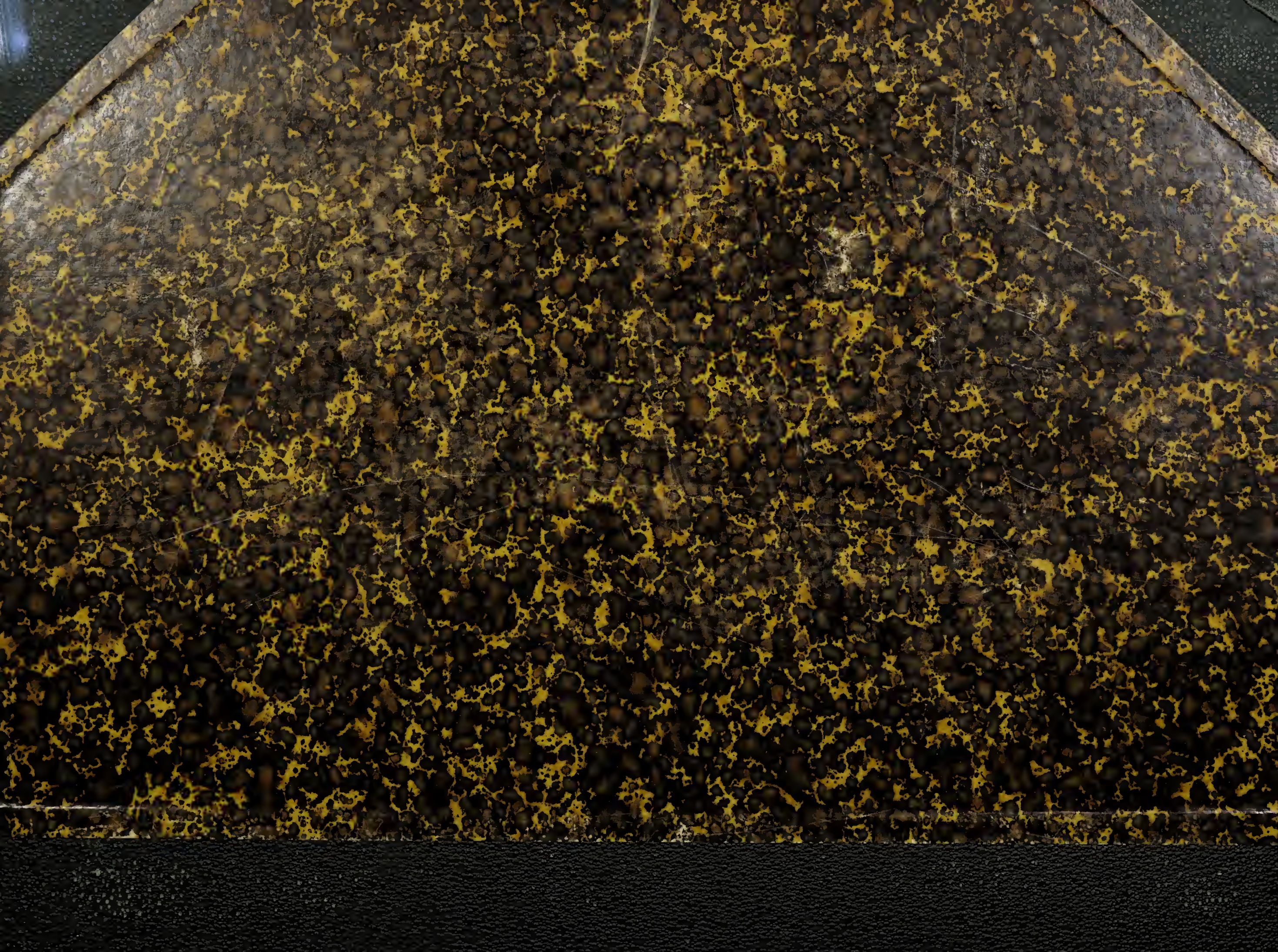
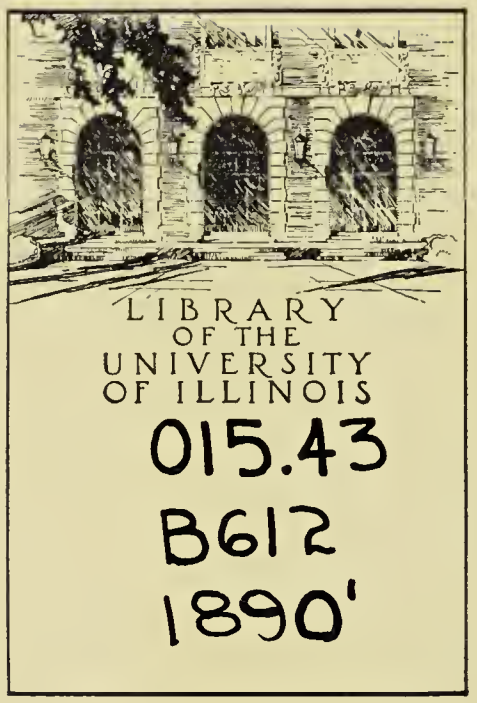




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1890'

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUN 2 . 19[illegible]

MAR 12 1961

JUN 17 1972

L161— O-1096

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1890.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1890.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1890.

015.43
B612.
1890

Register.

Abel, C., Die neue Generation. 390.
Achelis, Th., Die Entwickelung der modernen Ethnologie. 189.
Adelmann, A. Graf, Im Königsforst. 257.
Ahasver. Ein Monolog von Ego. 562.
Ahlgren, E. (Frau Victoria Benedictson), Frau Marianne. Deutsch von Th. Lorck. 401.
—— Geld. Aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. 115.
Albert, M., Altes und Neues. 252.
Alberti, C., Die Alten und die Jungen. 18.
—— Im Suff. 311.
Altenberg, L., Der Doctor und seine Schwester. 832.
Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde, herausgegeben von F. S. Krauß. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft. 719.
Amelang, G., Waldemar, Markgraf von Brandenburg. 571.
Amyntor, G. von, Lenz und Rauhreif. Zweite Auflage. 5.
—— Eine Mutter. 806.
—— Die Oelmühle im Spreewalde. 740.
Anarchismus und Communismus. Erstes Heft. 639.
André, V., Das stärkere Geschlecht. 397.
Andrea, Silvia, Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. 136.
—— Faustine. 136.
Anzengruber, L., Gesammelte Werke. Erster und zweiter Band. 474. Dritter und vierter Band. 712.
Arbusow, L., Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Zweite Auflage. 316.
Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XIII. Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. 477.
Arent, W., Kopenhagen — Else — Fauststimmungen und anderes. 196.
Armansperg, Graf von, s. Hausindustrie.
Arminius, Berchta. 549.
Arnold, H., Theorie und Praxis. 773.
Art'l, St., Seeluft! 425.
Auerbacher's, L., gesammelte größere Erzählungen. Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. Zweite durchgesehene Ausgabe. 454.
Baader's, F. von, Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämmtlichen Werken mitgetheilt durch J. Claassen. 635.
Bachem, K., Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890. 730.
Baechtold, J., s. Briefwechsel und Schauspiele.
Backhaus, W. E., Odinskinder. 295.
Bahr, H., Zur Kritik der Moderne. Erste Reihe. 204.
Balau, E., Duell und Ehre. 446.
Ballauf, L., Die Grundlehren der Psychologie und ihre Anwendung auf die Lehre von der Erkenntniß. Zweite sehr vermehrte Bearbeitung der „Elemente der Psychologie". 330.
Baltische Monatsschrift. Herausgegeben von R. Carlberg. 30.
Band, M., Unsere Kunst in Wort und Bild. 126.
—— R., Wie wird man reich? 812.
Barazetti, Sophie, geb. Le Monnier, Aspara. Zwischen Lipp' und Kelchesrand. 342.
Bärmann, F., Hundertfunfzehn Jahre Costüm-Geschichte in Modebildern. 687.
Barth, P., Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. 652. Berichtigung des Verfassers. 687.
Basedow, H. von, Gerechte Menschen. 162.
Bastian, A., Ueber Klima und Acclimatisation nach ethnischen Gesichtspunkten. 45.
—— s. Schriften u. s. w.
Baudissin, Gräfin, Deutsch und Welsch. 787.
Bauer, E., Naturalismus — Nihilismus — Idealismus in der russischen Dichtung. 444.
—— s. Jahrhundert.
—— M., Herzensirren. 75.
Baumann, Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt und Beweisen. 427.
—— O., In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara. 296.
Baumbach, R., Es war einmal. 167.
Baumgarten, J., Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Land und Leute u. s. w. 297.
—— L'Afrique pittoresque et merveilleuse peinte par les explorateurs. 655.
Bayer, E. A., s. Firdosi.
Bayerische Bibliothek. Begründet und herausgegeben von K. von Reinhardstöttner und K. Trautmann. Funfzehnter Band. 557.
Beaulieu, G. von, Neu-Berlin. Was Frau Gutticke in der Reichshauptstadt erlebt. 535.
Beckhaus, H., Shakespeare's Macbeth und die Schiller'sche Bearbeitung. 819.
—— Zu Schiller's Jungfrau von Orleans. 470.
Behr, H. F. von, Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. 833.
—— Sophie, Russische Dichtungen. 196.
Behrend, O., Wieland der Schmied. 694.
Behrendt, L., Horaz in deutscher Uebertragung. Erster Theil: Oden und Epoden. 430. Zweiter Theil: Plaudereien. Sermones. 782.
Behrmann, E., Eine Maienfahrt durch Griechenland. 393.
Bellamy, E., Alles verstaatlicht. Aus dem Englischen bearbeitet von G. Malkowsky. 212.
—— Fräulein Lydington's Schwester. Deutsch von Klara Steinitz. 740.
—— Im Jahre 2000. Deutsch von R. George. 600.
Benkard, C., Unter deutschen Palmen. 579.
Bennewitz, A., Congreve und Molière. 572.
Bentivegny, A. von, s. Schriften u. s. w.
Benze von Benzenhofen, G., Das hohe Lied vom deutschen Kaiser Friedrich III. 87.
Berger, A. Freih. von, Dramaturgische Vorträge. 689.
—— Adeline, Die zwanzigjährige Arbeiterinnenbewegung Berlins und ihr Ergebniß. Beleuchtet von einer Arbeiterin. 108.
—— A. E., Friedrich der Große und die deutsche Literatur. 447.
Berghoff-Ising, F., Ueber die historisch-ethische Richtung in der Nationalökonomie. 106.
Bergmann, J., Dies und Das. 99.
Berliner genealogischer Kalender. 718.
Berliner Neudrucke. II, 2. 753.
Bernau, F., Der Böhmerwald. Achte bis achtzehnte Lieferung. 603.
Bernhard, Marie, Ein Ehrenwort. 369.
—— Novellen. 741.
—— Sich selbst getreu. Der Weg zum Herzen und andere Novellen. 344.

1161685

Beste, W., Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke. Dritte vermehrte Auflage. Herausgegeben durch P. Beste. 764.
Bettelheim, J., Elena. 569.
—— Führende Geister. Erster Band. 594.
—— A., s. Lotheissen.
Bewer, M., Bismarck, Moltke und Goethe. 777.
—— Gedanken über Bismarck. Vierte Auflage. 777.
Beyschlag, W., Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie. 447.
Bibliotheca Genealogico-Heraldico-Diplomatica. II. 717.
Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausgegeben von E. Falkenhorst. Erste bis vierte Lieferung. 271. 415. Vierte bis sechste Lieferung. 479. Siebente bis zwölfte Lieferung. 703.
—— deutsch-österreichische. Herausgegeben von H. Weichelt. Heft 83—90. 271.
—— der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 436 u. 437. 600.
—— internationale wissenschaftliche, Bd. 68. 125.
—— nordische. Siebenter und achter Band. 289.
—— interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der wissenschaftlichen Literatur Frankreichs. Elfter Band. 655.
Bickersteth, Von den zukünftigen Dingen. Aus dem Englischen frei übersetzt von E. A. Roßtenscher. 647.
Biedermann, K., 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Erster Band. 187. Zweiter Band. 733.
—— W. Freih. von, Goethe's Gespräche. Dritter und vierter Band. 499.
Bielsky, V. von, Erloschen. 500.
Bierbaum, O. J., s. Jahresausstellung.
—— Das Associationsprincip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik. 524.
Biese, A., Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. 524.
Biesendahl, K., Der Stern des Corsen. 599.
Bilz, K., Der Intendant in tausend Nöthen. 310.
Birch-Hirschfeld, A., Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Erster Band. 45.
Bismarck. — Fürst Bismarck als Redner. Herausgegeben von W. Böhm. Neunter und zehnter Band. 191.
Bismarck's, Fürst, Deutsche Politik seit Begründung des Neuen Reiches. Von B. von A. 223.
Bleibtreu, K., Cromwell bei Marston Moor. 43.
—— Ein Faust der That. 129.
—— Das Halsband der Königin. 129.
—— Heroica. 796.
—— Die Propaganda der That. 388.
—— Rache. Auferstanden. 773.
Bliß, P., Zum Frieden! 787.
Bock, A., Gedichte. 196.
—— Selam. 393.
Bode, W., s. Gemäldegalerie.
Bodenstedt, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band. Zweite Auflage. 552.
Böhm, G., Das Glück der Erde. 232.
Böhm, W., s. Bismarck.
Böhme, J., Herder und das Gymnasium. 410.
Boissier, G., Madame de Sevigné! Uebersetzt von K. Seefeld. 346.
Bonet-Maury, G., G. A. Bürger et les Origines anglaises de la Ballade littéraire en Allemagne. 649.
Bormann, E., Klinginsland. 763.
—— Schelmenlieder. Zweite Auflage. 763.
—— Das Buch von der Mutter Natur. 763.
—— G., Hans Volkmar. 695.
Bösch, J. M., Friedrich Albert Lange und sein „Standpunkt des Ideals". 590.
Böttcher, K., Die Verleumdungsseuche. 207.
Böttticher, G., Schilda. Verse eines Kleinstädters. 207.
Boxberger, Robert. †. 223.
Boy-Ed, Ida, Nicht im Geleise. 369.
Boyen. — Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von F. Nippold. Zweiter Theil. 110. Dritter Theil. 702.
Boyle, R., s. Bühne.
Brackel, Ferdinande Freiin von, Am Heidstock. Dritte Auflage. 242.
Brand, H., Auf nach Afrika. 73.
—— Gute Zeit im Lande. Zweite Auflage. 75.
—— J., Nero. 678.
Brandenberg, Zur Fürsorge für die Schwachsinnigen. 743.
Brandes', G., Essay über Dostojewski. 303.
Brandstäter, F. E., Das Fest des Prometheus. 459.
Brann, A., Die internationale Fabrikgesetzgebung betrachtet unter dem Gesichtspunkte der staatsrechtlichen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn. 617.
—— Clara, Des Lebens Mai in Bild und Lied. Zweite Auflage. 763.
—— Gedenke mein! 763.
—— Ich soll Dich grüßen! Siebente Auflage. 762.
Brauns, C. W. Emma, Die Schröder'sche Bearbeitung des „Hamlet" und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment Lessing's. 819.
Brecht, Th., Papst Leo XIII. und der Protestantismus. Zweite Auflage. 718.
Brehm, Vom Nordpol zum Aequator. Erste bis dritte Lieferung. 207. 415. Fünfte und sechste Lieferung. 591.
Brennwald, A., Am Vierwaldstätter See. Herausgegeben von F. Schleicher. 604.
Brichta, M., Der Liebe Gunst und Laune. 136.
Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexander Weill. 152.
Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Egidius Freih. von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm). Herausgegeben von R. Schasinger. 616.
—— zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Mitgetheilt von J. Baechtold. 250.
Brink, B. ten, Geschichte der englischen Literatur. Zweiter Band. Erste Hälfte. 177.
Broeiner, M., Aus der Tragikomödie des Lebens. 422.
Bröcker, L. O., Deutschland vor tausend Jahren. 188.
Brockhaus' Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur. 767.
Brodbeck, A., Die Poesie aller Völker. 303.
Brodtbeck, K. A., Geistesblitze großer Männer, für freie Denker gesammelt. 247.
Bruhnsen, O., Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. 100.
Brunn, A., Aspasia. 73.
—— H., Geschichte der griechischen Künstler. Zweite Auflage. 124.
Bruno, C. G., Pinsel und Kutte. 390.
Büchersammlung, allgemeine, lebender Schriftsteller. Sechster Band. 162.
Buchholtz, A., Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888. 316.
—— s. Virchow.
Büchner, L., Zwei gekrönte Freidenker. 303.
Bucholtz, F., Aus dem oldenburger Lande. 750.
Buchta, R., s. Junker.
Buchwald, s. Luther.
Bücker, F., Unsere Arbeiter der Neuzeit. 765.
Bühler und von Sarwey, Von den Vogesen zum Balkan. 522.
Bühne, die englische, zu Shakespeare's Zeit. Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen. Uebersetzt von F. A. Gelbcke. Mit Einleitungen von R. Boyle. 620.
Bühnenunwesen, Wiener. Offener Brief an den Vereinsausschuß des „Deutschen Volkstheaters" von F. Seeniens. 311.
Bulle, O., Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung. 537.
Bülow, Frieda Freiin von, Am andern Ende der Welt. 517.
—— Margarethe von, Neue Novellen. 300.
Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. Zweite Auflage. 415. Vierte, bezw. dritte Ausgabe. 766.
—— Der verlorene Sohn. 390.
Bunge, Th. von, Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom Jahre 1889. Erster Band. 587.
Bunse, Chr., Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes. 181.
Bunzeck, G., Mein Lied. 312.
Burger, E., Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. 637.
Burns, R., Gedichte. Uebersetzt von E. Ruete. 587.
Busch, E., Die sociale Frage und ihre Lösung. 813.
Büttner, R., Reisen im Kongolande. 93.
Büttner Pfänner zu Thal, F., Deutsche Weisen. 762.
—— Die Sanct-Peterskirche zu Bacharach. 271.
Bußler, W., Preußische Feldherren und Helden. Erster Band. 795.
Byr, R., Der Weg zum Glück. 500.

Cable, C. W. und R. Deming, Süd und Nord. Ins Deutsche übertragen von D. Birnbaum und H. Koch. 167.
Cauer, A., Vor fünf Generationen. 423.
Caracciolo, Francesco. Ein historisches Trauerspiel. 599.
Carette, Mad. A., Erinnerungen aus den Tuilerien. Aus dem Französischen frei übertragen von Eusemia von Adlersfeld. Erster Band. 666.
Carlberg, R., s. Baltische Monatsschrift.
Carlyle, Th., Die französische Revolution. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. 43.

Chabot, E., Meines Onkels Irrfahrten. 638.
Chamloth, F., Joh. Valentin Andreä redivivus. 294.
Charpentier, A., Russische Wanderbilder. 56. Zweite Auflage. 766.
Chiavacci, V., Wo die alten Häuser stehn. 273.
—— s. Nestroy.
Cicalek, Th., s. Seehäfen.
Claassen, s. Baader.
Claretie, J., Im Staub der Bretter. Autorisirte deutsche Uebersetzung von R. Roehl. 723.
Cleß, A., Die Menschwerdung. 303.
Collins, W., Blinde Liebe. 740.
Conimor, Lieder und Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 457.
Conrad, M. G., Die klugen Jungfrauen. 180.
Constantin, M., s. Dichtung, moderne.
Corvus, M., Doctor Lomnitz. Das Geheimniß der Rupertsburg. 806.
Cosack, W., s. Lessing.
Creizenach, W., Die Schauspiele der englischen Komödianten. 372.
Criegern-Thumitz, F. von, Lehrbuch der freiwilligen Kriegs-Krankenpflege beim Heere des deutschen Reichs. 682.
Croissant, E., Gedichte eines Skeptikers. 659.
Cullerre, A., Die Grenzen des Irreseins. Ins Deutsche übertragen von O. Dornblüh. 348.
Curto, H., Die Figur des Mephisto im Goethe'schen Faust. 753.

Dahn, F., Die Bataver. Vierte Auflage. 786.
—— Skirnir. 4.
—— Weltuntergang. Fünfte Auflage. 4.
Dahnow, M., Tante Hanna's Sommerfreude. 31.
Dalton, H., Die evangelische Kirche in Rußland. 587.
Dangel, M., s. Minot.
Daniels, E., s. Stockmar.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Sophie Hasenclever. 211.
Daudet, A., Port Tarascon. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. 831.
David, J. J., Das Höfe-Recht. 453.
Dedekind, J. J., Die Achten-Lini. 215.
Defoe, D., Sociale Fragen vor 200 Jahren. (An Essay on Projects.) Uebersetzt von H. Fischer. 812.
Delff, H., Das vierte Evangelium, ein authentischer Bericht über Jesus von Nazareth. 714.
Delius, J., s. Krüger.
Deming, R., s. Cable.
Denkschrift zum funfzigjährigen Stiftungsfeste des Literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg. 15.
Dernburg, F., Der Oberstolze. 289.
Descaves, L., Aus französischen Kasernen. Unteroffiziere (Sous-Offs). Aus dem Französischen übersetzt von L. Wechsler. 387.
Dessoir, M., s. Schriften u. s. w.
Deussen, P., Die Elemente der Metaphysik. Zweite, durch einige Zusätze vermehrte Auflage. 428.
Dewall, J. van, Eine große Dame. Dritte Auflage. 438.
Dichtung, moderne. Monatsschrift für Literatur und Kritik. Redacteur: M. Constantin. Herausgeber: E. M. Kafka. Erstes bis zehntes Heft. 810.
Dichter, die deutschen, der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von K. L. Leimbach. Dritter Band und vierten Bandes erste bis dritte Lieferung. 517.
Dieffenbach, F., Der französische Einfluß in Deutschland unter Ludwig XIV. und der Widerstand der kurbrandenburgischen und kursächsischen Politik. Aus dem Nachlaß des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von A. Kohut. 362.
Diehl, A., Ein Streik. 549.
—— Opfer des Glaubens. 216.
—— Unebenbürtig. Die Wacht am Rhein. 774.
Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Erste Auflage. Neu bearbeitet von M. W. Meyer unter Mitwirkung von B. Schwalbe. 238.
Dinckelberg, H., Kriegserlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers im Feld und im Lazareth 1870—71. 794.
Dincklage, E. von, Kurze Erzählungen. Zweite Auflage. 242.
Dirichlet, G. L., Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium. 410.
Dóczi, L., Carmela Spadaro. 39. Zweite Auflage. 703.
Dogma, das, von der Unfehlbarkeit des Papstes. Im Tageslichte der geschichtlichen Wahrheit seiner Entstehung und Bedeutung nach dargestellt von Verus. 332.
Doehler, G., Die Pflicht. 773.
Doenitz, Martha, Aus fremder Welt. 430.
Dorn, A., s. Seehäfen.
Dostojewski, F., Eine heikle Geschichte. Deutsch von A. Scholz. 806.
Drach, E., Moira. 261.
Dreher, E., Die Physiologie der Tonkunst. 280.
Drescher, K., Studien zu Hans Sachs. I. Hans Sachs und die Heldensage. 470.
Drummond, H., Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Khartum". 297.
Duimchen, Th., Kopf und Herz. 356.
Düntzer, H., Uhland's Balladen und Romanzen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 489.
—— s. Goethe.
Dürckheim, s. Eckbrecht Dürckheim.
Dürow, J. von, Auf Befehl Seiner Hoheit. 815.
Dwelshauvers, G., Psychologie de l'apperception et recherches experimentales sur l'attention. 682.

Ebeling, F. W., Die Kahlenberger. 478.
—— Zerstreutes und Erneutes. 254.
Ebers, G., Drei Märchen. 718.
—— Josua. Dritte Auflage. 33.
Eberstein, A. von, Handbuch für den deutschen Adel. Erstes Heft: Hand- und Adreßbuch der Genealogen und Heraldiker unter besonderer Berücksichtigung der Familiengeschichtsforscher. 15.
—— L. F. Freih. von, Urkundliche Geschichte des reichsritterlichen Geschlechts von Eberstein auf der Rhön. Zweite Ausgabe. 347.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Aphorismen. Dritte Auflage. 247.
—— Dorf- und Schloßgeschichten. Zweite vermehrte Auflage. 757.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Unsühnbar. 397.
—— Zwei Comtessen. Zweite Auflage. 68.
Echtermeier, R., Terje Wigen. 295.
Eckart, R., Niedersächsisches Dichterbuch. 151.
Eckbrecht Dürckheim, F. Graf, Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. 216.
Eckstein, E., Camilla. 4.
—— Die Numidierin. 385.
—— Preisgekrönt. 215.
Eckstein's Reisebibliothek. Nr. 83. 806.
Eden, Carla, Stoppelfelder. 757.
Edmund, G., Liebesgeschosse. 561.
Effertz, O., Arbeit und Boden. 105.
Egestorff, G., Von der Lebensstraße und andere Gedichte. 312.
Eggers, K., Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Erster Band. 123.
Egidy, M. von, Ernste Gedanken. 751.
Ego, s. Ahasver.
Ehrenberg, H., Feldzugserinnerungen eines Fünfunddreißigers 1870—71. 44. Zweite Auflage. 817.
Ehrhard, A., Les comédies de Molière en Allemagne, le Théâtre et la Critique. 81.
Eiche, H., Gedichte. 312.
Eichrodt, L., Gesammelte Dichtungen. 774.
Einsam, K., Weltlieder. 6.
Elbe, A. von der, Graf Floris. 230.
—— Eine alte Schuld. 355.
Elpis Melena, s. Melena.
Ellinger, G., s. Voß, J. von.
Emin Pascha's Schreiben an die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus. 335.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. s. w. 125.
Engel, K., Die beiden alten deutschen Volksschauspiele von Doctor Johann Faust und Christoph Wagner, Faust's Famulus. 753.
Engelmann, E., Germania's Sagenborn. Neue Folge. 207. 817.
—— s. Homer.
—— J., Das Staatsrecht des Kaiserthums Rußland. 55.
Enk von der Burg, M., s. Briefwechsel.
Enoch, W., Der Begriff der Wahrnehmung. 330.
Erhardt, F., Mechanismus und Teleologie. 679.
Erman, E., s. Carlyle.
Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Dritter Band. Erste bis sechste Auflage. 109.
—— H., Alte und neue Lieder. 294.
—— O., Offenes Visier! Gesammelte Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben. 155.
Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. Erstes bis viertes Bändchen. Von R. Weißenhofer. 76.
Eschen, M. von, Im Kampf. 257.
Eschstruth, Nataly von, Hofluft. 374.
Ettel, K., Die Frau und die Gesellschaft. 493.
—— Hans Lothringen. 234.
Ettlinger, R. und E., s. Richardson.
Eucken, R., Die Lebensanschauungen der großen Denker. 330.

Faber, H., Ein Weg zum Frieden. 374.
Fäh, A., Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Vierte Lieferung. 511.

Fahlweid, A., Das Horn von Uri. 774.
Falck, G. von, Russische Wirthschafts- und Finanzfragen. 107.
—— R., Art und Unart in deutschen Bergen. 312.
Falckenberg, R., Ueber die gegenwärtige Lage der deutschen Philosophie. 472.
—— s. Zeitschrift.
Falke, H., Der Novize von Kremsmünster. 457.
Falkenheim, H., Die Entstehung der Kantischen Aesthetik. 680.
Falkenhorst, C., s. Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.
Familien-Stiftungen, die, Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs. Erster Theil. 703.
Farner, U., Klönthal-Lieder. 774.
Fastenrath, J., Catalanische Troubadours der Gegenwart. 442.
Faust, R., Das erste englische Lustspiel in seiner Abhängigkeit vom Moral Play und von der römischen Komödie. 118.
Feddersen, P., s. Carlyle.
Feldegg, F. Ritter von, Das Gefühl als Fundament der Weltordnung. 473.
Fels, R. von, Agramer Schreckenstage. „Jour fixe" der Resignirten. Hans Heiling. 637.
Fester, R., Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. 639.
Finck, H. T., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Deutsch von U. Brachvogel. Erster Band. 266. Zweiter Band. 828.
Firdosi's Königsbuch (Schahname), übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII. 443.
Fischer, H. R., Was Berlin verschlingt. 510.
—— K., Goethe's Tasso. 223. 433.
—— L., Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. 237.
—— „Cogito ergo sum." 826.
Flaischlen, C., Graphische Literaturtafel. 319. 489.
—— Otto Heinrich von Gemmingen, mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker: „Le père de famille". 559.
Flegel, E., Vom Niger-Benue. Herausgegeben von K. Flegel. 94.
Fließ, E., Zal Mawet. (Schatten des Todes.) 825.
Flügel, E., s. Sidney.
Fontane, Th., Gesammelte Romane und Erzählungen. 63. 529.
—— Irrungen, Wirrungen. Zweite wohlfeilere Auflage. 817.
—— Stine. 468.
Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Herausgegeben von R. Koser. Zweiter Band. Zweite Hälfte. 121. Dritter Band. Erste Hälfte. 541.
Forstenheim, A., Der Zauberring des Herzens. 214.
Förster, B., Deutsch-Ostafrika. 62.
Förstner, C., König Hübich. 87.
Frage, eine unbeantwortete. Von A. Brieger. 321.
Franke, A., Die vier Jahreszeiten. 136.
Frankl, L. A., Episches und Lyrisches. Neue Sammlung. 103.
Franz, Dr., Oelbilder und ätherische Oele. 479.
Franzos, K. E., Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 263.
Frapan, Ilse, Vischer-Erinnerungen. 151.
Frederichs, Ueber den Schelling'schen Freiheitsbegriff. 652.
„Freie Literarische Gesellschaft" in Berlin. 335.
Frenzel, K., gesammelte Werke. Erster Band: Erinnerungen und Strömungen. 449.
—— Vanitas. 816.
—— Wahrheit. 49.
Freudenthal, F., In de Fierabendstied. 766.
Frey, A., Johann Gaudenz von Salis-Seewis. 218.
Freytag, A., Michael Weiß, der Richter von Kronstadt. 251.
Fricke, W., Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nördliche Westfalen. 270.
—— Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Rothen Erde. 189.
Friedland, F., Sejan's Tod. 569.
Friedlaender, J., s. Schadow.
Friedländer-Werther, Emma, Humoresken. Mit einem Vorworte von H. Heiberg. 39.
Friedlor, A. von, Ein echter Rembrandt. 425.
Friedmann, A., „Misheirath". 773.
Friedrich, A., Prinz Wilhelm von Oranien-Nassau, genannt der Verschwiegene. Volksschauspiel mit einem Vorspiele: „Kaiser Karl's V. Abdankung". 310.
Friedrichson, J., Geschichte der Schiffahrt. 298.
Frimmel, Th., Neue Beethoveniana. Neue Ausgabe mit zwei ungedruckten Briefen Beethoven's an Goethe. 283.
Fritz, H., Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. 125.
Fritzsche, O. F., Glarean, sein Leben und seine Schriften. 513.
Fröhlich, R., Bravo! Da capo! Neues Humoristikum. 247.
Fuchs, R., Strandgut. 136.
Fulda, L., Gedichte. 358.

Gaedertz, K. Th., Fritz Reuter-Studien. 318.
Ganghofer, L., Der Herrgottschnitzer von Ammergau. 535.
—— s. Nestroy.
Gedichte, berliner. 1763—1806. Gesammelt und herausgegeben von L. Geiger. 516.
Gedichte eines Ungenannten. 564.
Geiger, L., Vorträge und Versuche. 204.
—— s. Goethe-Jahrbuch.
—— s. Gedichte, berliner.
Geißler, K. W., Phaëton. 260.
Geist, K., Deutsch-Ungarisches. 115.
Gelbcke, F. A., s. Bühne.
Gelber, A., Shakespeare'sche Probleme. 819.
Gemäldegalerie, die, der königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Texte von J. Meyer und W. Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Fünfte Lieferung. 381.
Gennin, G., Magdalena. 21.
Gerdenitsch, H., Märzenluft und Maienklänge. 549.
Gerhardt, M., Im Feuer geklärt. 300.
Gerstäcker's, F., ausgewählte Werke. Herausgegeben von D. Theden. Lief. 24—36. 239.
Gerstenberg, H., Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. 654.
Geschichte des studentischen Shakespeare-Vereins in Halle a. S. während der Jahre 1864—1889. 662.
Gesellschafter, der. Volkskalender für Norddeutschland für 1890: 15; für 1891: 783.
Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland u. s. w. Erste Abtheilung. 623.
Gietmann, G., Beatrice. Geist und Sinn der Dante'schen Dichtungen. 25.
—— Classische Dichter und Dichtungen. III. Ein Gralbuch. 13.
—— Erklärung. 95.
Girardet-Breling, Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage. 743.
Gisleſen, Henriette, und ihre Freunde. Ein Bild aus der norwegischen Kirche. Herausgegeben von R. R. Bevorwortet von Löber. 405.
Gjellerup, K., G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle. Aus dem Dänischen von W. Wolters. 426.
Glaser, A., Weibliche Dämonen. 823.
—— Mit dem Strom. 369.
—— Ein Seelenfreund. 193.
Goldmann, K., Richard Voß. 767.
—— Die Sünden des Naturalismus. 655.
Goldschmidt, M., Brennesseln. Epigrammatisches Unkraut. 358.
Golm, R., Die Logik der Gesellschaft. 773.
Goncourt, E. und J., Henriette Maréchal. Uebersetzt und eingeleitet von F. Mauthner. 161.
Gosche, Richard. Erinnerungsblätter für seine Freunde. Biographische und ausgewählte Aufsätze. 653.
Goethe's Faust. Erster Theil. Erläutert von H. Düntzer. Fünfte neu bearbeitete Auflage. 753.
Goethe's Gespräche, s. Biedermann.
Goethe-Gesellschaft. 414.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. Elfter Band. 497.
Gott, Freiheit und Vaterland! Von ♔. 562.
Goette, R., s. Heinze.
Goetze, Anna, Am Waldesrand. 342.
Gozzi, C., Dramatische Dichtungen. Aus dem Italienischen übersetzt von V. Müller. 244.
Grabbe, Ch. D., Marius und Sulla. Historisch-dramatische Bilder in fünf Theilen, fortgesetzt von E. Korn. 676.
Grans, H., Die Wunder der Bühne. 235.
—— Genrebilder aus dem Schauspielerleben. 235.
Grasberger, H., Auf heimatlichem Boden. 353.
Greinz, R. H., Salzburger Spaziergänge. 456.
—— und J. A. Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. 566.
Gréville, H., Rose Rozier. Autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. 365.
Grillparzer-Gesellschaft. 31.
Grimm. — Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808—1829, mit Anmerkungen herausgegeben von W. Müller. 58.

Grimm, H., Fünfzehn Essays. Vierte Folge. 204.
Griswold, W. M., Autoren- und Sachregister zu den bedeutendsten deutschen Zeitschriften 1886—1889 und zu verschiedenen Sammlungen in deutscher Sprache. 431.
Groller, B., Leichtlebiges Volk. 323.
—— Unter vier Augen. 567.
Grosse, E., Herbert Spencer's Lehre von dem Unerkennbaren. 797.
—— J., Tante Carldore. 393.
Grotthuß, Freih. J. E. von, s. Post.
Grunert, K., Ihr seid geschieden! 167.
Guglia, E., Die conservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der französischen Revolution. 761.
Gümbel, Th., Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers auf dem Kriegsschauplatze des Jahres 1870. 743.
Gumpert, Thekla von, Lebensbilder, in einem alten Schreibtische gefunden. 84.
Günther, F., Aus der Geschichte der Harzlande. Erstes und zweites Bändchen. 189. Drittes Bändchen. 541.
Gurlitt, E., Weinsprossen. Zweite vermehrte Auflage. 6.
Güßfeldt, P., Die Erziehung der deutschen Jugend. Dritte Auflage. 410.
Gustavsen, E., Seltsames und Ernsthaftes. 233.
Gutzmann, H., Die Verhütung und Bekämpfung des Stotterns in der Schule. 410.

Haarsma, G. E., Der Tabacksbau in Deli. 748.
Habicht, L., Am Gardasee. 545.
Haeger, A., Gedichte eines Freigeistes. 561.
Haggenmacher, O., Kämpferinnen. 824.
—— Vorwärts und aufwärts. 39.
Hagmann, J. G., Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. 620.
Hahn, A. von, Nach Oberammergau. 351.
Haidheim, L., Anonym. 517.
—— Im Beguinenthurm. 406.
—— Prinz Dino Adorno. 407.
—— Der Fechtbruder. 673.
Hallier, E., Aesthetik der Natur. 613.
—— Das Cölibat. 580.
—— Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. 201.
Hamerling, R., Der König von Sion. Illustrirte Ausgabe. Erste bis elfte Lieferung. 606.
Hammerschmidt, R., s. Russische Revue.
Haendcke, B., Arnold Böcklin in seiner historischen und künstlerischen Entwickelung. 399.
—— Nikolaus Manuel Deutsch als Künstler. 218.
Handelskammer Osnabrück, s. Hausindustrie.
Hansjakob, H., Aus meiner Jugendzeit. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. 757.
—— Dürre Blätter. II. 398.
Hansson, O., Parias. 468.
Harms, F., Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. 152.
Hart, H. und J. Hart, s. Jahrbuch.
—— J., Homo sum. 358.
Hartesius, W., Frauenlieb'. 310.
Hartl-Mitius, Odysseus im Salon. 300.
Hartmann, E. von, Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart. 203.
—— F., Der deutsche Unterricht und die Schulreform. 631.
Hartner, E., Der Erbgraf. 145.
Hartung, M., Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur. 743.
Hartwig, G., Anno Domini. 438.
—— Welke Blätter. 823.
Hase, K. von, Gesammelte Werke. Erster Band. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung. 577.
—— O. von, Der Gutenbergpfennig eine Dankesschuld des deutschen Buchgewerbes. 591.
Hasselblatt, A. und G. Otto, Album Academicum der kaiserlichen Universität Dorpat. 316.
Hauntinger, A., Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren. Herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen von G. Meier. 30.
Hauptmann, G., Das Friedensfest. 483.
Hauser-Edel, C., Den Treuen treu. 216.
Hausindustrie, die deutsche. Berichte veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Dritter Band: Aus der Hausindustrie im südwestlichen Deutschland von Graf von Armansperg, Muth, Hubbuch, Schott, Möser, Schloßmacher. Vierter Band: Die Hausindustrie in Berlin, Osnabrück, im Fichtelgebirge und in Schlesien von v. Stülpnagel, der Handelskammer Osnabrück, Schlumberger und Lange. 619.
Hayn, H., Bibliotheca Germanorum nuptialis. 349.
—— Tugendhaffter Jungfrauen und Junggesellen Zeit-Vertreiber. Von Hilarius Lustig von Freudenthal. 623.
—— Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Curiosum vom Jahre 1780 vom Küster von Rummelsburg (K. F. Wegener). 126.
Hehn, V., Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Fünfte Auflage. 747.
Heiberg, H., Dunst aus der Tiefe. 369.
—— Schulter an Schulter. 17.
—— Die Spinne. 629.
Hein, A. R., Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. 792.
Heine, K., Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. 372.
Heinrich, G., s. Ungarische Revue.
Heinze, P. und R. Goette, Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. 150.
Heitmüller, F., Im Banne der Aphrodite. 231.
Helgoland, Karte von. 655.
Hellinghaus, O., s. Tegnér.
Hellwald, F. von, s. Schriften u. s. w.
Henle, Elise, Was soll ich declamiren? Neue Folge. Zweite Auflage. 247.
Henne am Rhyn, O., Culturgeschichtliche Skizzen. Zweite Auflage. 220.
—— s. Hinrichsen.
Hensel, J., Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Zweite Auflage. 477.
Henzen, W., Parzival. 599.
—— Ueber die Träume in der altnordischen Sagaliteratur. 488.
Hermann, R., Der Ritter von Rüdisheim. 74.
Herrmann, E., Sein und Werden in Raum und Zeit. Zweite Auflage. 104.
—— M. und S. Szamatólski, Lateinische Literatur-Denkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Erstes Heft. 750.
Hertzka, Th., Freiland. 103. 591.
Hesekiel, Ludovika, Andernach und Clairvaux. 580.
—— Augusta, Kaiserin-Königin. Aus ihrem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von W. Johnsen. 508.
Hespers, K., s. Schynse, P. A.
Hesse-Wartegg, E. von, Mexico, Land und Leute. 506.
Hettinger, F., Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 209.
Heuse, E., Ueber die Erscheinung des „Geistes" im Hamlet. 819.
Heyse, P., Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dritter Band. 227. Vierter Band: Lyriker und Volksgesang. Zweite Auflage. 441.
—— Ein überflüssiger Mensch. 312.
Hildebrandt, F. W., Joab. 570.
Hindersin, F. von, Alexander. 677.
—— Julius Cäsar. 677.
Hinrichsen, A., Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Sechstes Heft: Paul von Lilienfeld. Von O. Henne am Rhyn. 107.
Hirsch, F., Vagantensang und Schwerterklang. 6.
—— J., Anna Pelzer. 645.
Hirschfeld, M., Kleine Humoresken. 646.
Hirth, F., Chinesische Studien. Erster Band. 582.
Hobrecht, M., Neue Novellen. 51.
Hodermann, R., Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Erstes Heft. 494.
Hoffmann, H., Der eiserne Rittmeister. 757.
—— L., Frau Magdalena. 709.
—— O. A., Herm-Apollo Stroganoff. 791.
—— Hermes und Kerykeion. 791.
Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke. Herausgegeben von M. Gerstenberg. 654.
Hoffory, J., s. Ibsen.
Hohenhausen, Fr. von, Neue Novellen. 814.
Holaczek, J., s. Seehäfen.
Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen. 721.
Hollnack, M., Kriegserinnerungen eines alten 37ers. 794.
Holmblad, Alexandrine von, Kleine Geschichten. Neue Folge. 638.
Holtsch, H., Bewegungen der Gegenwart auf pädagogischem Gebiet. 181.
Holtze, F., Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Erster Theil. 728.
Holz, A. und J. Schlaf, Die Familie Selicke. 199.
Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von E. Engelmann. 718. 817.
Hopfen, H., Neue Geschichten des Majors. 638.
Hörmann, Angelika von, Oswald von Wolkenstein. 196.
—— L., Im Lodenrock. 341.
Hubbuch, s. Hausindustrie.
Hugendubel, H., Aus der Heimat in die Heimat. 294.

Hugo, H., Die Worte der Mala. 295.
Huemer, F. S., Aus dem Glücksrad des Lebens. 247.
Hunfalvy, P., s. Ungarische Revue.
Hüpeden, G., Die menschliche Freiheit und ihre Beziehung zum christlichen Glauben. 330.
Hurch, J., Zur Kritik des Kürenbergers. 593.
Huyssen, G., Das Oberammergauer Passionsspiel. Mit einem Vorwort von F. Fabri. Zweite Ausgabe. 557.

Ibsen, H., Der Bund der Jugend. 162.
—— Moderne Dramen. Herausgegeben von J. Hoffory. Zweiter Band. 639.
Ihne, W., Römische Geschichte. 641.
Ingram, J. K., Geschichte der Volkswirthschaftslehre. Autorisirte Uebersetzung von E. Roschlau. 490.
Israëls, L. V., Wat de Kiewit sprook. 170.

Jacobsen, F., Nachtschatten. Drei Erzählungen. Der Fall gegen „Unbekannt". Das Kreuz des Satans. Die Grundmühle. 397.
—— P. J., Niels Lyhne. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. 185.
—— Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. 289.
Jacoby, L., Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. 275.
Jäger, E., Die Französische Revolution und die soeiale Bewegung. Erster Band: Frankreich am Vorabende der Revolution von 1789. 264.
—— H., Henrik Ibsen 1828—1888. Aus dem Norwegischen übertragen, bearbeitet und mit Zusätzen versehen von H. Zschalig. 525.
—— O., Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform. 181.
Jagow, E. von, Der Ammeister von Straßburg. 772.
—— Die Chauvinisten. 485.
Jahn, U., Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. 766.
Jahnke, H., Fürst Bismarck. Erste bis sechste Lieferung. 605. Siebente bis sechzehnte (Schluß-) Lieferung. 817.
Jahrbuch, eoloniales, s. Meinecke.
—— kritisches, herausgegeben von H. Hart und J. Hart. Erster Jahrgang. Zweites Heft. 287.
—— der Naturwissenschaften. 1889—1890. Herausgegeben von M. Wildermann. 476.
—— der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. 25ster Jahrgang. 662.
Jahresausstellung, Münchener, von Kunstwerken aller Nationen. Zweiter Jahrgang. 614. 1890. Text von O. J. Bierbaum.
Jahrhundert, das zwanzigste. Deutsch-nationale Monatshefte für soeiales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur. Herausgegeben von E. Bauer. Erstes Heft. 750.
Janitschek, H., s. Repertorium.
—— Marie, Irdische und unirdische Träume. 98.
Jaennicke, F., Figuren- und Blumenmalerei in Aquarell. 382.
—— Handbuch der Glasmalerei. 382.
Janssen, J., Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Sechster Band. Erstes und zweites Buch. Erste bis zwölfte Auflage. 530.
—— Zeit- und Lebensbilder. Vierte vermehrte Auflage. 204.
Jensen, W., Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser. 307.
—— Diana Abnoba. 723.
—— Doppelleben. 307.
—— Der Herr Senator. 770.
—— Die Kinder vom Oedacker. 307.
—— Der Schwarzwald. 76.
—— Ueber die Wolken. Dritte neu durchgesehene Auflage. 770.
Jenssen-Hannover, Chr., Praktischer Leitfaden durch das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889. 729.
Jesuitenkünste und Seelenfang am Krankenbett. Fünfte Auflage. 583.
John, E., Plutarch und Shakspere. 819.
Johnsen, W., s. Hesekiel.
Jola. Tragödie. 772.
Jonas, Sophie, Sagen des Alterthums. 83.
Jordan, W., Feli Dora. 21.
Jorissen, Dr. Th., Historische Bladen. 779.
Juling, Das Gymnasium mit zehnjährigem Cursus. 631.
Juncker, E., Im Schatten des Todes. 169.
Junge, F., s. Müller, D.
Jungfer, J., Der Prinz von Homburg. 542.
Jungfrau Bina und andere Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. Zweite Auflage. 141.
Junghans, Sophie, Zwei Brüder. 374.
Jungmann, E., Sinkende Zeiten. 468.
Jüngst, A., Gesucht und gefunden. 342.
Junker's, W., Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern unter Mitwirkung von R. Buchta herausgegeben. Erster Band. 92.
Juritsch, G., Geschichte Bischofs Otto I. von Bamberg, des Pommernapostels (1102—1239). 122.
Just, L., Graf Wigger. 708.
Justinus, O., In der Zehnmillionenstadt. 568.
Justus, Th., Am Küstensaum. 485.

Kafka, E. M., s. Dichtung, moderne.
Kaler, E., Die Moral der Zukunft. 154.
Kalischer, A. C., Gotthold Ephraim Lessing als Musikästhetiker. 127.
—— Heinrich Heine's Verhältniß zur Religion. 287.
Kalle, F. und O. Kamp, Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. 108.
Kallusky, M., Schnee und Blüten. 274.
Kambli, C. W., Der Luxus nach seiner sittlichen und socialen Bedeutung. 635.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. 186.
Kamp, H., Gudrun, in metrischer Uebersetzung. 443.
—— O., s. Kalle.
Kämpfe, P., Burchard III., Erzbischof von Magdeburg. 21.
Kapferer, J. A., s. Greinz.
Kapff-Essenther, F. von, Glückbeladen. 601.
—— Neue Novellen. 601.
Karol, Martha, Ikaros. 344.
Karpeles, G., Goethe in Polen. 134.
Kastropp, G., Agamemnon. 708.
Katajew, N., Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Aus dem Russischen übertragen von A. Markow. 380.
Kate, J. J. L. ten, Die Schöpfung. Aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen durch V. Zimmermann. 230.
Katscher, L., Frieden! Frieden! Frieden! 728.
Kauffmann, M., Fundamente der Erkenntnißtheorie und Wissenschaftslehre. 681.
Kawerau, G., Luther's Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung. Dritte Auflage. 584.
—— s. Luther.
Kayser, O., Anakreon. Nachdichtungen. 173.
Kayserling, M., s. Philippson.
Keber, A., Zur Philosophie der Kindersprache. Gereimtes und Ungereimtes. Zweite vermehrte Auflage. 693.
Keiter, H., Der tolle Christian von Paderborn. 86.
—— Katholische Erzähler der neuesten Zeit. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. 278.
—— Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen. Zweite Auflage. 783.
Keltie, J. Scott, s. Stanley.
Kennan, G., Sibirien! Deutsch von E. Kirchner. 56. Neue Folge. Dritte Auflage. 445.
Kern, F., s. Kreyßig.
Kettler's Handkarte von Deutsch-Ostafrika. Zweite verbesserte Auflage. 655.
Kilian, E., Goethe's Götz und die neueingerichtete münchener Bühne. 598.
Kinder-Gartenlaube. Achter Band. 367.
Kingsley, Ch., Yeast, ein Problem, oder was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Mit einer Einleitung von R. Wülker. 83.
Kirchbach, W., Die letzten Menschen. 129.
—— Der Weltfahrer. 787.
—— s. Pierson.
Kirchenberger, S., Kaiser Joseph II. als Reformator des österreichischen Militärsanitätswesens. 378.
Kirchner, F., Ueber die Thierseele. 652.
—— Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. 651.
Kjelland, A. L., Johannisfest. Aus dem Norwegischen von Mary Ottesen. 289.
Klaußmann, A. O., Humoresken. 602.
Klee, G., Bilder aus der ältern deutschen Geschichte. Erste Reihe: Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. 361.
Klein, H., Zauberkünste. 324.
—— H. J., Astronomische Abende. Dritte vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. 476.
—— O., Schmerzliche Wonnen. 707.
Kleinpaul, R., Die Räthsel der Sprache. 725.
Kleist's, H. von, Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Neu für Bühne und Haus bearbeitet von K. Siegen. 431. 678.
Klingemann, A., Faust. Neudruck. 753.
Klöti, W., Shakespeare als religiöser Dichter. 662.
Kniest, Ph., Wind und Wellen. 100.
Knodt, E., s. Melena.
Koeber, R., Repetitorium der Geschichte der Philosophie. 427.
Köberle, G., Das Drangsal der deutschen Schaubühne. 24.

Köhler, H., In geistiger Irre. 68.
Kohnt, A., Ferdinand Lassalle. 508.
—— Fürst Bismarck als Humorist. 46.
—— Johannes Mikisch, der größte deutsche Singemeister, und sein Gesangssystem. 282.
—— Ein Liebesarchiv und manches andere. 439.
—— Moltke als Denker. 717.
—— Mosaikbilder und Arabesken. 247.
—— s. Diessenbach.
Kollbach, K., Europäische Wanderungen. 157.
Koniecki, H., Damascus. 549.
König, E., Die Entwickelung des Causalproblems in der Philosophie seit Kant. Zweiter Theil. 235.
Königsbrun-Schaup, Tausendlust. 423.
Koppelmann, W., Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. 713.
Köppen, F. von, Preußische Hofgeschichten. 440.
Korn, E., s. Grabbe.
Korolenko, W., und Graf L. Tolstoi, Realistische Novellen. Aus dem Russischen von A. Scholz. 367.
Körner, F., Die Seele und ihre Thätigkeiten. Zweite Auflage. 590.
Koschat, Th., Erinnerungsbilder. 185.
Koser, R., s. Forschungen.
Köster, A., Schiller als Dramaturg. 805.
Köstlin, s. Luther.
Koettschau, C., Irrthümer des Friedenssoldaten im Felde. Zweites Heft. 379.
—— Westeuropa kosakisch oder geeint. 668.
Krauß, F. S., Mehmed's Brautfahrt (Smailagić Meho). Deutsch von K. Gröber. 693.
—— Orlovie, der Burggraf von Raab. 87.
—— s. Am Urquell.
—— M., Novelletten. 214.
Krebs, J., Hans Ulrich, Freiherr von Schaffgotsch. 283.
Kremnitz, Mite, Ausgewanderte. 723.
Kretzer, M., Die Bergpredigt. 353.
Kretzschmar, H., Führer durch den Concertsaal. Dritter Theil. 335.
Kreyßig's, Fr., Vorlesungen über Goethe's Faust. Zweite Auflage. Neu herausgegeben von F. Kern. 753.
Kriege, die deutschen, von 1864, 1866, 1870/71, in wohlfeiler Bearbeitung nach den großen Generalstabswerken. 44.
Kroman, K., Kurzgefaßte Logik und Psychologie. Ins Deutsche übersetzt von F. Bendixen. 797.
Krüger, G., und J. Delius, Vademecum aus Luther's Schriften. 586.
Krummacher, H., William Wilberforce. 405.
Kruse, H., Hans Waldmann. 772.
—— Seegeschichten. Erste Sammlung, zweite Auflage, und zweite Sammlung. 54.
Kulemann, W., Die Socialdemokratie und deren Bekämpfung. 159.
Kuntzemüller, O., Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer. 181.
Kürschner, J., s. Nationalliteratur.
Kürschner's deutscher Literaturkalender. 623.
Kurz, Isolde, Florentiner Novellen. 52.
—— Phantasien und Märchen. 742.
Kuß, O., Ut mine Ferientid. 170.
—— De Wiwersind. 765.
Kuttner, M., Das Naturgefühl der Altfranzosen und sein Einfluß auf ihre Dichtung. 249.
Kym, A. L., Ueber die menschliche Seele, ihre Selbstrealität und Fortdauer. 590.
Lachmann, s. Lessing.
Laeroma, P. M., Dosta von Drontheim. 568.
Laistner, L., Das Räthsel der Sphinx. 172.
Lamerdin, E., Gottesminne. 294.
Lammert, G., Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnoth zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. 749.
Lampel, A., Mythologische Erzählungen und Märchen zur Unterhaltung und Belehrung für die reifere Jugend. 430.
Lancken, B. von der, Erlöst. 454.
Landois, H., Annette Freiin von Droste-Hülshoff als Naturforscherin. 655.
—— Krissbetten un Kassbetten oder Unkenklänge von Westfalens rother Erde. Zweite Auflage. 171.
Landsberger, H., Die Unbefleckte. 500.
Lange, E., Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen. 631.
—— R., Frucht- und Blumenlese aus Goethe's Schriften. 247.
—— s. Hausindustrie.
Langer, A., Das Recht der Natur. 424.
Längin, G., Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Werth. 714.
Lanzky, P., Am Mittelmeer. 293.
Lasson, A., Sint ut sunt. 631.
—— Zeitliches und Zeitloses. 765.
Laverrenz, V., Reserve hat Ruh!? 796.
Lechleitner, F., Tiroler Bauernspiele. 235.
Lehnert, J. Ritter von, s. Seehäfen.
Lehr, O., Mars Imperator. 796.
Leimbach, K. L., s. Dichter, die deutschen.
Leisewitz, J. A., s. Literaturdenkmale.
Leist, F., Zur Geschichte der auswärtigen Vertretung Baierns im 16. Jahrhundert. 362.
—— s. Trost.
Leixner, O. von, Aus der Vogelschau. 247.
—— Plauderbriefe an eine junge Frau. 14.
Lemmermayer, F., Menschen und Schicksale. 215.
Lenau, Fausto. Traduzione di Fabio Nannarelli. 440.
Lentzner, K., Zur Shakespeare-Baeon-Theorie. 662.
Leo, F. A., s. Jahrbuch.
Leppmann, A., Gesundes und krankes Seelenleben in Shakespeare's „König Lear". 819.
Lermolieff, J., Kunstkritische Studien über italienische Malerei. 10.
Lessing's Laokoon. Für den weitern Kreis der Gebildeten und die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert von W. Cosack. Vierte berichtigte und vermehrte Auflage. 556.
—— Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Lachmann. Dritte Auflage, besorgt durch F. Muncker. Fünfter und sechster Band. 555.
Lewin, Antonie, Carmen-Sylva-Abreißkalender. 15.
Lichtenow, W. von, Zeitfragen. 767.
Lienhard, F., Die weiße Frau. 68.
—— Weltrevolution. 163.
Liessem, J. J., Ausgewählte Erzählungen, Gedichte und Festgrüße für die Kleinen. Zweite vermehrte Auflage. 817.
Lilieneron, A. von, Zu spät. 629.
—— D. Freih. von, Der Mäeen. 20.
Linck, E., Verstoßen. 815.
Lindau, P., Aus dem Orient. 157.
—— Im Fieber. 3.
Lindemann's, W., Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage, herausgegeben und theilweise neu bearbeitet von J. Seeber. Dritte Abtheilung: Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 58.
Lingg, H., Jahresringe. 36.
Linke, O., Triumph der Liebe. Brüderlichkeit! Gleichheit! Freiheit! 771.
—— Das Veilchen vom Kephissosthal. 216.
Linneweber, D., Gedichte. Zweite Auflage. 774.
Lipperheide's, F., Modenwelt; 25jähriges Bestehen. 687.
Lippmann, E. O. von, Geschichte des Zuckers, seiner Darstellung und Verwendung, seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Rübenzuckerfabrikation. 748.
Literaturdenkmale, deutsche, des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 29. 30: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Erste und zweite Sammlung. Nr. 31: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von K. Ph. Moritz. Nr. 32: Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von J. A. Leisewitz. 60. Nr. 33: Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. 595.
—— Dasselbe, in andern Verlag übergegangen. 431.
Literaturdenkmäler, lateinische, s. Herrmann.
Litschel, J. W., En vereitelt Kommassation. 251.
—— Valentinus Greff. E Beld vis Birthaelms Vergongenhit 1524—1530. 251.
Litzmann, B., Friedrich Ludwig Schröder. Erster Theil. 551.
Löber, s. Gislesen.
Lohde-Boetticher, Clarissa, Aus dem Leben Karl Boetticher's. 553.
Lohmann, P., Geschichtsdramen. Dritte Auflage. 234.
Löhn, R. P., Realistische Märchen und metaphysische Histörchen. 646.
Löngfeldt, E., Ernst und Scherz für meine Lieblinge. 817.
Lööralt, W., Baltenhetze. 587.
Lotheissen, F., Zur Culturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert. Mit einer biographischen Einleitung von A. Bettelheim. 113.
Louvier, F. A., Die neue rationelle Methode der Faustforschung und der alte und der neue Mephisto. 753.
Löwenberg, J., Ueber Otway's und Schiller's Don Carlos. 120.
—— Vor dem Feind. 599.
Lübke, W., Geschichte der deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. 123.
—— und K. von Lützow, Denkmäler der Kunst. Sechste Auflage. 602.
Ludwig, Julie, Im kühlen Grunde und andere Geschichten. 342.
Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider. Erstes und zweites Heft. 241. Drittes bis fünftes Heft; zweiter Band; dritter Band, erstes und zweites Heft. 586.
Lützow, K. von, s. Lübke.

Maack, M., Judas. 260.
Mackay, J. H., Das starke Jahr. Der Dichtungen zweite Folge. 658.

Mackeprang, Deutsche Kaiser in Schleswig. 731.
Mahrenholtz, R., Jean Jacques Rousseau. 276.
—— Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung, auf Grund neuerer Forschungen dargestellt. 465.
Maltzan, H. Freih. von, Der Lohnkampf. 311.
Mamroth, F., Unter der Schellenkappe. 338.
—— K., Geschichte der preußischen Staatsbesteuerung im 19. Jahrhundert. Erster Theil. 491.
Manché, Die brandenburgisch-preußische Reiterei seit der Zeit des Großen Kurfürsten. 43.
Mantegazza, P., Blumenmärchen. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. 692.
—— Die Hygiene der Arbeit. 270.
—— Die Hygiene des Geschmacks. 827.
—— Die Hygiene des Kopfes. 828.
—— Die Hygiene der Lebensalter. 269.
—— Die Hygiene der Nerven. 269.
—— Die Hygiene der Schönheit. 270.
— Die Physiologie des Hasses. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. 269.
Manzoni, R., Die Religion als pathologisches Phänomen. Ins Deutsche übersetzt von F. Zündt. 271.
Marbach, F., Die Psychologie des Firmianus Lactantius. 330.
—— H., Das Mysterium der Kunst. 399.
Marby, A., Im Hafen. 374.
Markewitsch, B. M., Marina. Aus dem Russischen übersetzt von W. P. Graff. 423.
Marlowe's Werke. Historisch-kritische Ausgabe. III. The Jew of Malta. Herausgegeben von A. Wagner. 120.
Marquardsen, H., Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart in Monographien. Vierter Theil. Zweiter Halbband. Erste Abtheilung. 55.
Marquardt, L., Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I. 766.
Marschner, K., Die Horatier. 324.
Marschall, Emma, Königstöchter. Ins Deutsche übertragen von Marie Morgenstern. 816.
—— Unter vier Herrschern. Aus den Erinnerungen Althea Allingham's 1785—1842. Autorisirte Uebersetzung. 816.
Martens, L., Der Evangelische Bund und die ihm verwandten evangelischen Vereine. 585.
Martersteig, M., Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg in den Jahren 1781 bis 1789. 23.
Maurenbrecher, W., s. Taschenbuch, historisches.
Mauthner, F., Der letzte Deutsche von Blatna. Fünfte Auflage. 766.
Mechelin, L., Das Staatsrecht des Großfürstenthums Finland. 55.
Mehring, S., Der Reim. 158.
Meier, G., s. Hauntinger.
Meinecke, G., Colonialer Jahrbuch. Zweiter Jahrgang: Das Jahr 1889. 79.
Meinhof, Elli, Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone. Zweite Auflage. 429.
Meininghaus, A., Die socialen Aufgaben der industriellen Arbeitgeber. 493.
Meinrad, A., Eine Fahrt ins neue Deutschland. Von einem deutsch-amerikanischen Hinterwäldler. 286.
Meister, H., Bilder aus dem schönen Osten. 339.
Melena, Elpis, Dr. E. G. F. Grisanowski. Nebst einer Würdigung der Schriften G.'s von E. Knodt. 284.
Meudthal, S., Kaiser Friedrich III. 709.
Mennell, A., Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Baiern. Dritte Auflage. 350.
Mentzel, E., Feldspath. 83.
Menzel, B., Die Entstehung des Lehnswesens. 541.
Merschberger, Die Anfänge Shakespeare's auf der hamburger Bühne. 662.
Messerer, Th., Edelweißsterne. 765.
Meyer, F., Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen. 332.
—— H. J., Verein für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau. 730.
—— J., s. Gemäldegalerie.
—— M. W., s. Diesterweg.
—— B., Chemische Probleme der Gegenwart. Zweite Auflage. 476.
Miaskowski, A. von, Das Problem der Grundbesitzvertheilung in geschichtlicher Entwickelung. 106.
Michael, W., Englands Stellung zur ersten Theilung Polens. 732.
Michel, Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. 29.
Mielke, H., Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 554.
Mießner, E., Die Geister vom Körnberg. 458.
Migerka, Helene, Gedichte. 98.
Mikisch, J., s. Kohut.
Milow, S., Lebensmächte. 39.
Minor, J., Schiller. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. 417. Zweiter Band. 803.
—— Aus dem Schiller-Archiv. 419.
Minot's, L., Gedichte. Von M. Dangel. 118.
Mischner, J., Durch Sturm zur Stille! 549.
Moeller, R., In Stille und Sturm. 84.
Monatsbericht, bibliographischer, über neu erscheinende Schul- und Universitätsschriften. 639.
Montaton, H. von, Carmagnola. 69.
Moore, Ch. H., Development and Character of Gothic Architecture. 613.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag. Dritte Auflage. 703.
— s. Briefwechsel.
Moritz, K. Ph., s. Literaturdenkmale.
Morsier, E. de, Romanciers allemands contemporains. 648.
Mosapp, H., Karl Gerok. 286.
Möser's, A., Briefwechsel mit R. Hamerling. 703.
—— Gedichte. Erste Sammlung. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. 295.
—— s. Hausindustrie.
Motley. — Briefwechsel von J. L. Motley. Aus dem Englischen übersetzt von A. Elze. 284.
Müller, D., Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von F. Junge. Dreizehnte Auflage. 833.
—— J., Das Absehen der Schwerhörigen. 743.
—— Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage. 172.
—— K., Gundelbauer's Lore. 709.
—— W., Politische Geschichte der Gegenwart. Das Jahr 1889. 23ster Band. 367.
Müller, W., Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. 158.
—— s. Grimm.
—— Wilhelm, Grundsteinlegung seines Denkmals in Dessau. 415.
Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. 95.
Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Dritte Auflage. 454.
Münch-Bellinghausen, E. Freih. von, s. Briefwechsel.
Muncker, F., s. Lessing.
Murray, Chr., Gabriel Kenyon. Aus dem Englischen übertragen von L. Wechsler. 408.
Muschi, J. B. und H. Wäschke, Das literarische Anhalt. Zweite Ausgabe. 150.
Muth, s. Hausindustrie.

Naaff, A. A., Aus dem Dornbusch. 358.
Nannarelli, s. Lenau.
National-Bibliothek, Deutsch-österreichische. Herausgegeben von H. Weichelt. Nr. 71-82. 76.
Nationalliteratur, deutsche. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. Lieferung 522—561. 59. Lieferung 562—581. 326. Lieferung 582—601. 705. 23ster Band. 372.
Natzmer, G. E. von, Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. 367.
Nautilus, Billige Weisheit. Vierte Auflage. 721.
Navarette, M. F. von, Die Reisen des Christoph Columbus 1492—1504. Ins Deutsche übertragen von Fr. Pr. 299.
Neal, M., Sebastiano Ziani. 390.
Nerrlich, P., Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. 89.
Nestroy's, J., gesammelte Werke. Herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Erste bis siebente Lieferung. 598.
Neuburg, s. Hausindustrie.
Neuhürger, E., Edle Menschen und Thaten. 247.
Neudecker, G., Der classische Unterricht und die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken. 181.
Neudrucke, berliner. Herausgegeben von Geiger, Wagner und Ellinger. Zweite Serie. Dritter Band. 516.
Neuhaus, R., Mary Morton. 200.
Neumann, B. (R. Scheffel), Vom Gebirge her. Mit einem Vorworte von L. Anzengruber. 485.
Niemann, C. B., Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Erster Band. 266.
—— J., Rübezahl. 453.
Nippold, F., s. Boyen.
Nissel, E., Um die deutsche Krone. 70.
—— Der Wetttrunk. 87.
Njo Dibone, s. Meinhof.
Nonnemann, F., 1000 Jahre deutscher Culturgeschichte. 635.
Norden, A., Alte Liebe. 517.
Notizkalender, landwirthschaftlicher. 28ster Jahrgang. 718.

Ohle, R., Shakespeare's Cymbeline und seine romanischen Vorläufer. 819.
Ohorn, A., Die Hexe von Szegedin und anderes. 825.
—— Im Cölibat. 579.

Oekander, G., Eugenie. 678.
Olinda, A., Ein moderner Catilina. 186.
Ortmann, R., Moderne Römer. 193.
Orzeszko, Elise, Mirtala. Autorisirte Uebersetzung von Malwina Blumberg. 344.
Osborne, W., Haben die vorgeschlagenen Neuerungen in unserer Zeiteintheilung Aussicht, eingeführt zu werden? 238.
Oser, F., In bangen Stunden. 312.
Osten, H. von, Im Regiment. 579.
—— Die Schule des Lebens. 757.
Oesterlen, K., Ulmer Münster-Festspiel 1890. Zweite Auflage. 710.
Oesterreich-ungarische Monarchie, die, in Wort und Bild. Heft 57—117. 710.
Ott, A., Agnes Bernauer. 69.
Otto, G., s. Hasselblatt.
Ovidius. — Des Publius Ovidius Naso Briefe der Heroiden. Deutsch im Versmaße der Urschrift von A. Koch. 173.

Pache, O., Die zeitgemäße Gestaltung der deutschen Fortbildungsschule. 743.
—— Unsere Arbeiterfrauen. Wie sind sie? Wie sollen sie sein? 620.
Pacher, P., Die österreichisch-ungarische Währung. 492.
Pailler, W., Religiöse Schauspiele für Mädchen. Dritte Auflage. 74.
Palmblätter auf Karl Gerok's Grab. 143.
Panizza, O., Dämmerungsstücke. 666.
Pape, R., Die Gebietsentwickelung der Einzelstaaten Deutschlands. 668.
Parthenau, M., Die Taube von Hellas oder der Triumph der Chemie. 165.
—— Die Tochter des Millionärs. 166.
—— Vater Gleim und die Grazien. 165.
Pasqué, E., Mary und Marietta. 100.
Pastor, L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Zweiter Band. 329.
Pelizaeus, L., Christus und Evangelium in moderner Beleuchtung von Prof. Carriere, Prediger Schwalb und Stadtpfarrer Brückner. 333. Berichtigung des Verfassers. 639.
Percy's „Reliques of ancient English poetry" u. s. w.; herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen von M. M. A. Schröer. Erste Hälfte. 572.
Perfall, A. Freih. von, Gift und Gegengift. 545.
—— Harte Herzen. Zwei Erzählungen. Cens. Rassenkampf. 396.
—— K. von, Die fromme Witwe. 168.
Perger, R., Hochlandfahrt. 503.
Péronne, J., Ueber englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollet. 572.
Peschier, E., An zwei Seen. 216.
Petersen, J., Faust und Brand. Hamlet. 819.
Pfleiderer, E., Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71. 545.
—— R., Illustrirte Hausbibel. Lieferung 12—17. 63. Lieferung 18—25. 604.
Pflugk-Harttung, J. von, Geschichtsbetrachtungen. 540.
Pfungst, A., Laskaris. Erster Theil: Laskaris' Jugend. 312.
Philipp, P., Die beiden Fiedler. 815.
Philippson, L., Die Rhetorik und jüdische Homiletik. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von M. Kayserling. 380.
Pichler, A., Neue Marksteine. 503.
—— Helene, Aus der Brandung des Lebens. Zweite Auflage. 300.
—— Der Nordstern und anderes. 342.
Pick, A., Ueber den erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger. 431.
Pierson, E., Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Mit einem Vorwort von W. Kirchbach. 340.
Pietzker, F., Humanismus und Schulzweck. 181.
—— und P. Trentlein, Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel. 181.
Pindter, R., Die einheitliche Mittelschule. 631.
Pissemski, A. Th., Der reiche Bräutigam. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. 673.
—— Hohe Herrschaften. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. 673.
Pitaval, der Neue. Begründet durch J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt durch Dr. A. Vollert. Neue Serie. 23ster Band. 15.
Pizzi, J., I Nibelunghi. 53.
Plank, H., Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. 410.
Plaeschke, M., Der Eisenkönig. 774.
Plaßmann, J., Die neuesten Arbeiten über den Planeten Merkur und ihre Bedeutung für die Weltkunde. 470.
Plotho, W. Freiherr von, Irmgard von Hammerstein. 678.
Pohl, A., Mein Vermächtniß. Herausgegeben von P. Schwarzer. 563.
Polenz, W. von, Sühne. 115.
Post, Deutsche. Illustrirte Wochenschrift für die Deutschen aller Länder. Redacteur: Freih. J. E. von Grotthuß. 367.
Postumus, K., Aus schwarzem Blut. 401.
Preyer, W., Biologische Zeitfragen. Zweite Auflage. 268.
Prinzinger der Aeltere, A., Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. 556.
Pröhle, H., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. 420.
Pröll, K., Deutscher Nationalkalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthums. 718.
—— Moderner Todtentanz. Kohlenskizzen. Fünfte Auflage. Erste Sammlung. 766.
—— Vogelbeeren. 638.
Prölß, J., Der heilige Amor. 100.
—— R., Das deutsche Volkstheater. 15.
Proskowetz, M. von, Vom Newastrand nach Samarkand. Mit einer Einleitung von H. Vambéry. 56.
Puppenkomödien, Deutsche. IX, X. 753.
Puttkamer, Alberta von, Accorde und Gesänge. 97.

Quandt, C., Johannes Knade's Selbsterkenntniß. Dritte Auflage. 100.
—— Die Polen in Danzig. Zweite Auflage. 337.
Quedenow, M., Säen und Ernten. 630.

Raabe, W., Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Dritte durchgesehene Auflage. 769.
—— Christoph Pechlin. Zweite Auflage. 806.
—— Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Zweite durchgesehene Auflage. 193.
Rade, s. Luther.
Rafael, L., Gedichte. Zweite Auflage. 660.
Raßmus, Th., O quae mutatio rerum. Reminiscenzen eines alten Jenensers. 447.
Raydt, H., Silva Mariä. 100.
Redwitz, O. von, Glück. 213.
Rehorn, K., Der deutsche Roman. 277.
Reich, E., Grillparzer's Kunstphilosophie. 523.
Reichard, M., Christliche Lebensbilder. 85.
—— Mea, Andrée. 602.
Reichenbach, M. von, Eva in allerlei Gestalten. 344.
—— Das Paradies des Teufels. 115.
—— Der älteste Sohn. 517.
Reiseschilderungen aus dem Flußgebiete des Dnjepr von O. A. G. T. 446.
Rembrandt als Erzieher. 305.
Renatus, J., Rudolf von Vargula, der Schenk zu Saaleck. 193.
Rentsch, J., Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. 470.
Repertorium der Kunstwissenschaft, redigirt von H. Janitschek. Zwölfter Band, viertes Heft. 143. Dreizehnter Band. Erstes bis drittes Heft. 351. Viertes bis sechstes Heft. 719.
Ressel, G. A., s. Städtebilder.
Rethwisch, E., Bischof Lothar. 163.
—— Der dankbare Gläubiger. 166.
—— Letzte Jugendlieder. Zweite vermehrte Auflage. 358.
Renleaux, K., Italische Sonette. Zweite bedeutend erweiterte Auflage. 565.
Reuling, C., Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 470.
—— Glücklich? 339.
Reuter, G., Episode Hopkins. 100.
Reymond, M., Der Reichsfaßbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Personen zu agiren und hat drei Acte nebst Vor- und Nachspiel. Mit erklecklichem Bilderschmucke ausstaffiret von L. Menzel. 223.
Richards, Ellen, Fürs Leben. Zweite Auflage. 765.
Richardson, S., Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von R. und E. Ettlinger. Mit einer Vorrede von F. Muncker. 572.
Richter, J. W. O., Das deutsche Reich. Erste Lieferung. 174. Zweite und dritte Lieferung. 575.
—— W., Culturpflanzen und ihre Bedeutung für das wirthschaftliche Leben der Völker. 747.
Riedel-Ahrens, B. (Sylvio Lugano), Des Vaters Geheimniß. 300.
Riegel, H., Unter dem Striche. 635.
—— s. Zeitschrift.
Riezler, S., Geschichte Baierns. Dritter Band. 328.
Robert, H., Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald. 77.
Robitzsch, P., Gerüwind. 295.
Rodenberg, J., Herrn Schellbogen's Abenteuer. 468.
Rogge, B., Ist der Evangelische Bund ein Friedensstörer? 584.
Roland, E., Der Cantor von Orlamünde. 21.
—— Ernsteres und Heiteres. 757.
Römer, A., Unter dem Purpur. 423.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Lief. 38—75. 142.
—— Martin der Mann. Zweite Auflage. 337.

Rosenberg, A., Geschichte der modernen Kunst. Dritter Band. 13. bis 15. Lieferung. 335.
—— R., Die Kaiserlichen Erlasse, die Parteien und die Reichstagswahl. 159.
—— W., Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers. 191.
Rosenthal-Bonin, H., Tutti-Frutti. 545.
Roskoschny, H., Das arme Rußland. 56.
Roßtenscher, E. A., s. Bickersteth.
Rückert, F., s. Firdosi.
Rudolph, L., Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. 410.
Runeberg, J. L., König Fjalar. Deutsch von G. von Leinburg. 229.
Runze, G., Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft. Erstes Heft. 200.
Russische Revue. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands herausgegeben von R. Hammerschmidt. Achtzehnter Jahrgang. 143.
Rust, Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. 505.
Rütteuauer, B., Sommerfarben. 289.
Ruville, A. von, Dante und Beatrice. 599.

Sabatier, Die christlichen Dogmen, ihr Wesen und ihre Entwickelung. In deutscher Uebersetzung mit Anmerkungen und einem Nachwort herausgegeben von M. Schwalb. 334.
Sachsens Heer vor hundert Jahren. Blätter zur Erinnerung an die Vorzeit. 44.
Salburg, E., Neue Gedichte. 312.
Salchow, G. A., Numantias. Herausgegeben von G. H. 774.
Sales, P., Der Brandstifter. Deutsch von E. Neumann. 825.
—— Goldblondes Haar. Autorisirte Uebersetzung. 723.
Saltarino, Signor, Hoplah! 422.
Salter, W. M., Moralische Reden. Aus dem Englischen von G. von Gyzicki. 126.
Samarow, G. (O. Meding), Am Belt. 257.
—— Im Bann der Irredenta. 145.
Sammlung gemeinverständlicher Erkenntnißschriften. Erstes Heft. 348. Zweites und drittes Heft. 827.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 86—102. 478. 620.
—— pädagogischer Vorträge von Meyer-Markau. Band 3, Heft 3. 743.
Sauson, H. von, Die badische Landwirthschaft. 107.
Sanders, D., Plaudereien: Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. 222.
Sarwey, von, s. Bühler.
Sat, R., Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten zusammengestellt. Erster Theil. 777.
Scartazzini, G. A., Prolegomeni della Divina Commedia. 788.
Seenieus, F., s. Bühnenunwesen.
Schack, A. F. Graf von, Pandora. 149.
Schadow, Gottfried. Aufsätze und Briefe nebst einem Verzeichniß seiner Werke. Herausgegeben von J. Friedländer. Zweite vermehrte Auflage. 614.
Schaefer, W., Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaats mit der menschlichen Natur. 95.
Schaeffer, A., Geschichte des spanischen Nationaldramas. 737.
Schafheitlin, A., Lazzaronesken. Neapolitaner Bilderbuch. 661.
Schafinger, R., s. Briefwechsel.
Schanz, Frida, Um Leben und Liebe. 196.
Schauspiele, schweizerische, des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der züricher Hochschule unter Leitung von J. Bächtold. Herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Erster Band. 513.
Scheffel-Gedenkbuch. 174.
Scheffler, H., Die Grundlagen der Wissenschaft. 237.
Schifkorn, F., Rufer im Streite. 75.
Schiller, der arme. Von F. Freudenberg. 1.
Schiller's Gedichte. Neue Ausgabe. 817.
Schiller-Stiftung, Deutsche; dreißigster Jahresbericht. 223.
Schlaf, J., s. Holz.
Schleicher, F., s. Brennwald.
Schleiden, R., Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Neue Folge. 1841—1848. 285.
Schlenther, P., Wozu der Lärm? 311.
Schlossar, A., Deutsche Volksschauspiele und Bauernkomödien in Steiermark. 687.
Schloßmacher, s. Hausindustrie.
Schlumberger, s. Hausindustrie.
Schlüter, C. A., Natur und Gnade. 294.
Schmarsow, A., S. Martin von Lucca und die Anfänge der toscanischen Sculptur im Mittelalter. 124.
Schmeding, G., Jakob Thomson, ein vergessener Dichter des 18. Jahrhunderts. 120.
Schmidkunz, H., Analytische und synthetische Phantasie. 154.
—— Ueber die Abstraction. 236.
Schmidt, A., Gesammelte Abhandlungen. Mit einer Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. 245.
—— J., Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Vierter Band: 1797—1814. 356.
—— O., Rousseau und Byron. 572.
—— W. A., Geschichte der Deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812 bis 1815. Aus dem Nachlaß herausgegeben von A. Stern. 732.
Schmidt's, J. C., Abreißkalender. 15.
Schmidt-Weißenfels, Das 19. Jahrhundert. 508.
Schmitthenner, H., Erlebnisse eines freiwilligen badischen Grenadiers im Feldzuge 1870—71. 379.
Schmitz, M. und K. Schrattenthal, Fürstliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Erstes Bändchen: Carmen Sylva. Lebensbeschreibung und literarische Würdigung. Zweites Bändchen: Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Literarische Skizze. 63.
Schneegans, A., Romeo's Tochter. Lenz im Herbst. Speranza. 289.
—— Sicilien. Ins Italienische übersetzt von O. Bulle. 479.
Schneider, J., Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaß in der Zeit der französischen Revolution (1789—1802). 684.
—— K., Die Grundzüge des Reichsgesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung. 618.
Schneider, K. E., Die Aesthetik der Gartenkunst. 793.
—— Thekla, Gedichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage der „Wellen am Bodensee". 216.
Schneider von Arno, J. Baronin, Aus Oesterreich. 274.
—— s. Luther.
Schneiders, J., Chlodwig, der Frankenkönig. 262.
Schnyder von Wartensee, s. Schauspiele.
Schober, Anna, Die Zwillinge. 31.
Schollwöck, G., Vevi. 694.
Schönbach, A. E., Walther von der Vogelweide. 594.
Schönberg, G. von, Geschichte des Königl. Sächsischen 7. Infanterieregiments „Prinz Georg" Nr. 106. Von 1708—1872. 301.
Schönthan, P. von, Neue Geschichten. 535.
Schott, s. Hausindustrie.
—— K. J., Lebensfragen. 783.
Schram, W., Angelika Kauffmann. 383.
Schranka, E. M., Der neue Demokrit. Erster Band. Zweite Auflage. 645.
—— Die Suppe. Zweite Auflage. 666.
Schrattenthal, K., s. Schmitz.
Schreyer, H., Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart. 631.
Schriften der Gesellschaft für Experimentalpsychologie zu Berlin. I. Stück: Das Doppel-Ich von M. Dessoir. II. u. III. Stück: Ueber psychische Beobachtung bei Naturvölkern von A. Bastian. Die Magiker Indiens von F. von Hellwald. IV. Stück: Die Hypnose und ihre civilrechtliche Bedeutung von A. von Bentivegny. 330.
—— für das evangelische Volk. Nr. 13 u. 15. 585.
Schröer, M. M. A., s. Percy.
Schubert, Dr., Ewiger Kalender. 718.
Schubin, O., Bludička. 274.
—— Ehre. Vierte neu durchgesehene Auflage. 691.
—— „O du mein Oesterreich!" Zweite Auflage. 785.
Schuchhardt, C., Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka, im Lichte der heutigen Wissenschaft dargestellt. 28.
Schücking, L., Novellen. 215.
Schulz, K., s. Zsigmondy.
Schulze-Smidt, B., Bleistift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von 1889. 646.
Schuster, C. F. A., Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 511.
Schwalbe, B., s. Diesterweg.
Schwarz, B., Nachtigal's Grab. 364.
Schwarzkopf, G., Moderne Typen. 421.
Schwebel, O., Verfestet. 193.
Schweden, das malerische. In zehn Lieferungen. 575. 767.
Schweller, A., Aus stiller Klause. 549.
Schwenke, P., Kleine Beiträge zur Schiller-Literatur. 595.
Schwind, M. von, s. Briefwechsel.
Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Nr. 46—50. 136.
Schynse, P. A., Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Afrika. Herausgegeben von K. Hespers. 287. 6. u. 7. Tausend. 399.
Seeber, J., s. Lindemann.
Seehäfen, die, des Weltverkehrs, dargestellt von J. Ritter von Lehnert, K. Zehden, J. Holaczek, Th. Cicalek, unter Redaction von A. Dorn. Erste bis dreiundzwanzigste Lieferung. 605.

Seidel, H., Glockenspiel. 294.
—— Leberecht Hühnchen als Großvater. 545.
Seler, E., Reiseberichte aus Mexico. 156.
Semsey de Semse, Hermine, Herzensklänge. 196.
Serao, Mathilde, Blüte der Leidenschaft. Autorisirte Uebersetzung von A. Friedmann. Zweite Auflage. 39.
Seuffert, B., s. Literaturdenkmale.
Seydlitz, G. von, Von dem Reichthum und der Liebe. 815.
—— Von der Weibererziehung. 815.
Shakespeare-Gesellschaft, Deutsche. 414.
Sidney, Sir Ph., Astrophel and Stella und Defence of Poesie. Herausgegeben von E. Flügel. 119.
Siegen, K., s. Kleist.
Siegfried, W., Tino Moralt. 628.
Siems, A., Ein Cirensmädchen. 601.
Sigwart, Chr., Kleine Schriften. Erste Reihe. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe. Zweite Reihe. Zweite unveränderte Ausgabe. 330.
Siking, F., Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. 242.
Sittard, J., Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 279.
—— Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Würtembergischen Hofe. Erster Band. 698.
Söder, R., Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. 136.
Sommer, E., Siegfried. 52.
—— F., Auf der Wanderschaft. 358.
—— Der Friede am Berge. 393.
—— H. O., Erster Versuch über die englische Hirtendichtung. 119.
—— J., Madeleine. 774.
Sommerfeld, A. von, Entgötterte Welt. 479.
Sonnenburg, F., Aus der Heimat. Erster Band: Merret von der Düne. 832.
Sosnosky, Th. von, Dichter-Steckenpferde. Zweite Auflage. 646.
—— Sprachsünden. 318.
Spanier, J., Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. 819.
Spättgen, Doris Freiin von, Schatten. 673.
—— William. 242.
Spaziergang von der Kaiser-Wilhelm-Brücke bis zur Weltausstellung. Brief eines Ungenannten aus dem Jahre 1900. 239.
Spielhagen, F., Ausgewählte Romane. Erste Serie. Lief. 30—55. 239. Zweite Serie. Erster bis dritter Band. 718.
—— Finder und Erfinder. 596.
Spitta, L., Hans Sunenicht der Schildknecht. 817.
Spyri, Johanna, Keines zu klein, Helfer zu sein. 817.
Stadelmann, R., Aus der Regierungsthätigkeit Friedrich's des Großen. 363.
Städtebilder und Landschaften aus aller Welt. Nr. 46/47: Karlsbad. Nr. 50: Franzensbad und Eger. Von G. A. Ressel. 351.
Stanley, H. M., Im dunkelsten Afrika. Auffindung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. 143. 287. 399. 460.
Steger, G., Blasiert. 87.
Stern, A., Das Leben Mirabeau's. 41.
—— s. Schmidt, W. A.
—— M. R. von, Höhenrauch. 657.
Stiebeling, G. C., Das Werthgesetz und die Profit-Rate. 814.
Stillfried, F., Ut Sloß und Kathen. 170.
Stockmar, E. von, Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmedy im Jahre 1791. Herausgegeben von E. Daniels. 363.
Stohn, H., Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Dritte erweiterte und verbesserte Auflage. 136.
Stölzel, A., Funfzehn Vorträge aus der brandenburgisch-preußischen Rechts- und Staatsgeschichte. 121.
Stona, M., Erzählt und gesungen. 215.
Storck, W., Luis' de Camoens Leben. 809.
Storm, Th., Gesammelte Schriften. Band 19: Der Schimmelreiter. Ein Bekenntniß. 79.
—— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 50.
Straub, L. W., Der Naturssinn der alten Griechen. 249.
Streitfragen, soeiale. Neue Folge. 26. Heft. 181.
Ströhmfeld, G., Bunte Bilder. Erste Reihe. 185.
Strümpell, L., Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. 743.
Stülpnagel, v., s. Hausindustrie.
Sturm, A., Lied und Leben. Gedichte. Der neuern Dichtungen erster Band. 6.
—— Schwarz-Roth-Gold. 543.
—— H., Das Versprechen. 453.
Stutzer, Therese, Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes. 141.
Sutermeister, O., s. Schwizer-Dütsch.
Suttner, A. G. von, Kinder des Kaukasus. 567.
—— B. von, Die Waffen nieder! 322.
Sybel, H. von, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Erster bis dritter Band. 225. Vierter Band. Dritte Auflage. Fünfter Band. Zweite Auflage. 699.
Sylva, Carmen, Defieit. Zweite Auflage. 723.
—— Frauenmuth. 772.
Szczepański, P. von, Eigene Geschichten. 385.
—— Neu-Berlin. 806.

Tante Lorchen. Die Feldbergs. Originalnovellen von A. Freiin von L. 342.
Tappert, W., Wandernde Melodien. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 695.
Taschenbuch, historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Neunter Jahrgang. 265.
Taubert, E., Frau und Braut. 439.
Tegnér, E., Die Frithjofssage. Herausgegeben mit Einleitungen und Erläuterungen von O. Hellinghaus. 53.
Tegtmeyer, E., Die Blutsaat. 344.
Telmann, K., Quer durchs Leben. 545. Zweiter Theil. 741.
—— Sieilianische Geschichten. 289.
Tenger, Mariam, Die Frau aus dem Veilchenhause. 242.
Tenner, E., Vom Jüngling zum Manne. 563.
Tentsch, G. D., Ueber die Anfänge der siebenbürgisch-sächsischen Geschichtschreibung. 253.
Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen. Zweite Auflage. 207.
Theden, D., s. Gerstäcker.
Thiele, A., Der Humorist. Erster Band: Flüchtlinge und andere Humoresken. 646.
Thieme, F., Mysteriöse Geschichten. 68.
Thom, H., Die Schauspielerin. 353.
Thudichum, F., Bismarck's parlamentarische Kämpfe und Siege. Zweiter Theil. 777.
Tille, A., Doctor Johann Faust. Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater. 753.
—— Die deutschen Volkslieder vom Doctor Faust. 753.
Tolstoj, L. N. Graf, Aus meinem Leben. Uebersetzt aus dem Russischen von H. Roskoschny. 615.
—— Die Kreutzer-Sonate. Herausgegeben vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von R. Löwenfeld. 386.
—— Dasselbe. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. 447.
—— Volkserzählungen. Nach dem Russischen von W. Goldschmidt. 167.
Torresani, K. Baron, Mit tausend Masten. 692.
—— Schwarzgelbe Reitergeschichten. 275.
Tovote, H., Fallobst. 485.
—— Im Liebesrausch. 213.
Trabert, A., Deutsche Gedichte aus Oesterreich. Dritter Band: Tröst' Einsamkeit. 6.
Transil, M., Richard Wagner. 666.
Trautmann, K., Oberammergau und sein Passionsspiel. Erste bis dritte Auflage. 556.
—— O., Die Lehre vom Schönen. Erstes Heft. 191.
Trede, T., Das Heidenthum in der römischen Kirche. Erster Theil. 65. Zweiter Theil. 519.
Treu, Eva, Erlebtes und Erträumtes. 141.
Treutlein, P., s. Pietzker.
Trost, L. und Leist, F., König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel. 625.
Trümpelmann, A., Martin Rinckarts Lutherfestspiel vom Jahre 1617. 390.
Trützschler, H. von, s. Vogt.
Tschechow, A., Russische Leute. Deutsch von J. Treumann. 806.
Türck, H., Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. 819.
Twain, Mark, Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn. Deutsch von H. Koch. 410.
Tyrol, M., Kaiser Julian der Abtrünnige. 145.

Ufer, Chr., Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. 743.
Ullrich, T., Dichtungen. 660.
Ungarische Revue. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von P. Hunfalvy und G. Heinrich. Neunter Jahrgang. 143.
Universal-Bibliothek. Nr. 2109: 753. Nr. 2499: 289. Nr. 2551 u. 2552: 185. Nr. 2556 und 2557: 167.
Unrecht, das, im Recht. Ein Volksdrama in fünf Aufzügen und einem Vorspiele von ****. 164.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 46. 111. 174. 254. 319. 415. 462. 526. 559. 606. 670. 734. 798.
Uz, J. P., s. Literaturdenkmale.

Vacano, O. von, Die Haimonskinder. 87.
Valentin, K., Die conservative Partei unter Kaiser Wilhelm II. 159.
Veldenz, A., Im Banne der Schlange. 39.
Vely, E., Eva's Töchter. 234.
—— Malaria. 609.
Verein für Massenverbreitung guter Schriften: Preisausschreiben. 543.
Verus, s. Dogma.

Versammlungen, die, deutscher Katholiken im Lichte ihrer eigenen Presse. 585.
Vierordt, H., Vaterlandsgesänge. 117.
Villányi, H., Die social-culturelle Bildung, als Aufgabe der Erziehung dargestellt. 410.
Vincke, G. Freih., Kleine Geschichten. 168.
Virchow, R. und A. Buchholtz, Die öffentliche Gesundheits- und Krankenpflege der Stadt Berlin, herausgegeben von den städtischen Behörden. 638.
Vitzthum von Eckstädt, K. F. Graf, London, Gastein und Sadowa 1864—1866. 699.
Vogel, E., Marco da Gagliano. Zur Geschichte des florentiner Musiklebens von 1570 bis 1650. 697.
Vogt, H., und H. von Trützschler, Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Heft 1—4. 795.
—— —— Die europäischen Heere der Gegenwart. Heft 28—31 und 32—35 (Ergänzungshefte 1888 und 1889). 794.
—— J. G., Das Empfindungsprincip und die Entstehung des Lebens auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes. 827.
—— Entstehen und Vergehen der Welt auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffs. 349.
Vogué, E. M., Russische Wintermärchen. Deutsch von Ida Brendel. Zweite Auflage. 817.
Voigt, Luise, Von Herz zu Herz. 344.
Volksbote (Volkskalender). 53ster Jahrgang. 15. 54ster Jahrgang. 718.
Volkshefte, literarische. Heft 3. 4. 7. 8. 495.
Volkskalender (berliner). 64. Jahrgang. 718.
Volz, B., Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert vom Lunéviller Frieden bis zum Tode Kaiser Wilhelm's I. Erste Abtheilung. 271. Erste bis vierte Abtheilung. 668.
—— Henry M. Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil. Fünfte Auflage. 351.
—— Unsere Kolonien: Land und Leute. 833.
Vorberg, M., Streifzug durch die moderne Belletristik. 751.
Vortmann, Thusnelde, Bergkrystalle. 549.
Vorträge, philosophische, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft in Berlin. Zwanzigstes Heft. 652.
Voß, E., Die Natur in der Dichtung des Horaz. 249.
—— J. von, Faust. Herausgegeben von G. Ellinger. 753.
—— R., Juliane. 666.

Wachs, O., Der Kampf um Konstantinopel. Zweite Auflage. 302.
Wagner, A., s. Marlowe.
Wahlheim, E., Aus freier Wahl. 517.
Wald-Zedtwitz, E. von, Der Pfennigreiter. 609.
Waldemar, H., Am Ziel. 645.
Wallace, L., Ben-Hur. Volksausgabe. 817.
Wallis, A. S. C., Aus schwerer Zeit. 609.
Walloth, W., Ovid. 401.
—— Tiberius. 5.
Walther, E., Der Einfluß Shakespeare's auf die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur im 18. Jahrhundert. 662.
Wanderbilder, europäische. Nr. 164—179. 462.
Wappen, Helmzierden und Standarten, die, der Großen Heidelberger Minnesängerhandschrift (Manesse-Codex). Mit Einleitung von K. Zangemeister. 715.
Ward, Mrs. H., Robert Elsmere. Mit Autorisation der Verfasserin übersetzt von Therese Leo. 365.
Warnecke, F., Die deutschen Bücherzeichen [Ex-Libris] von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. 716.
Warnow, F., Bilder aus der Gegenwart. Erster Band: Chauvinismus. 500.
Warren, L., Jenseits des Grabes. 232.
Wäschke, H., s. Muschi.
Watterich, Die Psalmen, aus dem Hebräischen metrisch übersetzt und erläutert. 781.
Weber, Adelheid, Eheglück. 535.
Wechßler, A., Der Franctireur. 71.
Weck, G., Von Heimat zu Heimat. 6.
—— Vor der Entscheidung. 631.
Weech, F. von, Badische Geschichte. 760.
Wehl, Feodor von, †. 79.
Weichelt, H., s. National-Bibliothek.
Weigelt, Hermine, Letzte Reste. Zweite Auflage. 141.
Weimar, A., Vittoria Accoramboni. 325.
Weisengrün, P., Verschiedene Geschichtsauffassungen. 731.
Weißenhofer, R., s. Erzählungsschriften.
Weitbrecht, K., Sonnenwende. 393.
—— R., Ein Gang durch die katholische Convertitenliteratur. 332.
Welten, O., Buch der Unschuld. Zweite Auflage. 67.
Weltrich, R., Friedrich Schiller. Gedichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Zweite Lieferung. 135.
Wengen, F. von der, Karl Graf zu Wied, Königl. Preußischer Generallieutenant. 362.
Werchowski, J., Stimme eines griechisch-katholischen Christen gegen den Papismus. Aus dem Russischen. 715.
Werder, K., Vorlesungen über Schiller's Wallenstein. 11.
Werner, B. von, Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. 833.
Westenholz, F. von, Ueber Byron's historische Dramen. 572.
Wetz, W., Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte. Erster Band. 662.
Weyhe, B. E., Boileau's Satiren in freier Nachbildung. 781.
Whyte, J., Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? Aus dem Englischen von M. R. von Stern. 207.
Wichert, E., Littauische Geschichten. Neue Folge. 115.
—— R. von, Die ewigen Räthsel. Zweite Serie. 651.
Widmann, J. V., Gemüthliche Geschichten. 369.
Wieland's Oberon. Prachtausgabe. 817.
Wiese, H., s. Harms.
Wilbrandt, A., Adam's Söhne. 630.
—— Der Meister von Palmyra. 129.
Wild-Queisner, R., Als Hofmeister. 440.
—— Brillanten. 440.
Wildenbruch, E. von, Der Generalfeldoberst. 325.
Wildenhahn, A., Erzgebirgische Dorfgeschichten. Dritte Auflage. 87.
Wilhelm, H., Dat dulle Jahr (1848). 171.
Wille, R., Wolfram-Geschosse. 523.
Willigerod, Lilly, Treu bis zum Tode. 141.
Wilpert, J., Nochmals Principienfragen der christlichen Archäologie. 383.
Windelband, W., Geschichte der Philosophie. Erste Lieferung. 238.
Winteler, J., Tycho Pantander. 513.
Wislocki, H. von, Vom wandernden Zigeunervolke. 712.
Wissmann, Im Innern Afrikas. Zweite und dritte verbesserte Auflage. 833.
Wöber, F. X., Die Skiren und die deutsche Heldensage. 328.
Wohlbrück, O., Aus drei Ländern. 742.
Wolf, G., Der Augsburger Religionsfriede. 684.
—— Josefina. 363.
Wolff, H., Κόσμος. Die Weltentwickelung nach monistisch-psychologischen Principien u. s. w. 429.
Wölfflin, H., Salomon Geßner. 218.
Wollny, F., Apologie des Materialismus. 830.
—— Atheismus als Heilswahrheit. 239.
—— Kritik des Socialismus. 830.
—— Prolegomena der natürlichen Moral. 153.
—— Telepathie und Hypnotismus. 236.
Wolters, W., Aus der Welt des Scheins. Erster Band: Ein Gastspiel. 485.
Wort, ein, für die Zeit. Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Von dem Verfasser von „Koloniales". 158.
Wyl, W., Der Christus-Mayr. 557.

Zahn, A., Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche in Amerika im 19. Jahrhundert. 403.
Zapf, L., Das Fichtelgebirge im Lichte der Poesie. 774.
Zapp, A., Im neuen Sparta. 409.
Zehden, K., s. Seehäfen.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Freih. von Ungern-Sternberg und G. Schlosser. Vierzehnter Band, 3. bis 7. Heft. 127.
—— Dasselbe. Herausgegeben von E. Freih. von Ungern-Sternberg und H. Dietz. Funfzehnter Band. 1. und 2. Heft. 543.
Zeit- und Streitfragen, deutsche, herausgegeben von J. B. Meyer. Neue Folge. Nr. 57—70. 543. Heft 67 u. 69. 631.
Zeitgeist, der. Kritische Revue aus Oesterreich. 703.
Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Chr. Meyer. Neue Folge. Erster Band. Erstes Heft. 622.
—— deutsche, für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Dr. L. Quidde. Jahrgang 1890. Erster Band. 622.
—— des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Herausgegeben von H. Riegel. Zweiter Band. Dritter und vierter Jahrgang. 222.
—— für Philosophie und philosophische Kritik. Redigirt von R. Falckenberg. Neue Folge. 96. Band. 349. 97. Band, 1. u. 2. Heft. 827.
Zola's, E., Naturalistische Dramen. Mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. 481.
Zöller-Lionheart, C., Belladonna und andere Erzählungen. 485.
Zollikofer, Dora, Gutenberg. 678.
Zoozmann, R., In Klio's und Erato's Banden. Erste Gesammtausgabe älterer und neuerer Gedichte. 6.
—— Die Salier. 390.
Zschalig, H., s. Jäger.
Zsigmondy, E., Im Hochgebirge. Herausgegeben von K. Schulz. 604.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 2. Januar 1890.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Der arme Schiller! Von F. Freudenberg. — Neue Romane. Von Adalbert Schroeter. — Neue lyrische Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Lermolieff's Forschungen zur italienischen Malerei. Von J. P. Richter. — Aesthetische Literatur. Von Gustav Portig. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der arme Schiller!

Es hat wol noch keine Zeit gegeben, die von Bewunderung für ihre eigenen Vorzüge in solchem Maße durchdrungen war, als es die unserige ist. Wir sind überzeugt, daß eine unendliche Kluft zwischen uns und allen jenen beklagenswerthen Geschlechtern gähnt, die da lebten, ehe es Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen gab, ehe man an Volksvertretung und Preßfreiheit dachte, oder die Abstammungslehre sammt der frohen Heilsbotschaft vom unbegrenzten Fortschritte kannte. Der Begeisterung für die Antike, die vor ungefähr einem Jahrhundert in den gebildetsten Kreisen Deutschlands hohe Wellen schlug, der Sehnsucht nach dem „herrlichen" Mittelalter, welche unter dem Einflusse der romantischen Schule jene classificirende Richtung ablöste, ist nunmehr eine leidenschaftliche Verehrung der Gegenwart und ihrer Errungenschaften gefolgt.

Gegen diese neueste Wendung an sich läßt sich vernünftigerweise auch nicht das mindeste einwenden; sie ist so berechtigt und erfreulich wie nur je eine war. Indessen zieht sie doch allerlei nach sich, was dazu angethan ist, uns nachdenklich zu machen, und sie unterscheidet sich überdies so wesentlich von den erwähnten frühern Erscheinungen, daß schon aus einer ganz allgemein gehaltenen Gegenüberstellung interessante und lehrreiche Gesichtspunkte entspringen.

Wir haben nicht die Absicht, das Große und Ganze der Zeiten und ihrer Strömungen gegeneinander abzuwägen. Sogar von der Allgemeinheit der Literaturverhältnisse möchten wir nur das Eine vorübergehend erwähnen: die von so vielen gelehrten Aesthetikern Jahrzehnte hindurch beliebte, hochmüthige Verachtung alles dessen, was nach Goethe's Tode geschrieben worden, mußte endlich eine entschiedene Gegenwirkung hervorrufen, und unvollkommen, wie alles Menschenwerk nun einmal ist, mußte diese Gegenwirkung auch wieder zu einer theilweisen Ueberschätzung der modernen Dichtung auf Kosten der ältern, classischen führen. Damit aber wären wir an unserm eigentlichen Thema angelangt, nämlich an der neuerdings so vielfach gebräuchlichen, erstaunlichen Herabsetzung des „Lieblingsdichters der deutschen Nation".

Es wäre schlimm, wenn bereits ein allgemeiner Umschlag der Meinungen über Schiller stattgefunden hätte; davon sind wir zum Glücke noch weit entfernt! Allein es ist denkbar, daß es eines Tages dahin käme, wenn mit dem spöttisch-überlegenen Verurtheilen der Schiller'schen „Rhetorik" in der bisherigen Weise fortgefahren wird; dank der Schnelligkeit, mit der sich heute eine Ansicht zu verbreiten pflegt, wenn sie erst einmal in die Mode gebracht worden, und dank der zwiefachen Ansteckungskraft, welche gerade spöttischer Ueberlegenheit eigen ist. Es ist ja begreiflich, daß der Verfasser des „Carlos", der „Braut von Messina", des „Tell", der bedeutendste Vertreter des sogenannten Idealismus, in erster Linie der jetzt herrschenden Vorliebe für das Natürliche, Alltägliche zum Opfer fallen mußte. Gewiß wäre es unverständig und unbillig, von einem mit den heutigen Anschauungen genährten Dichter zu fordern, daß er sich die Figur eines Marquis Posa zum Vorbilde erwähle. Allein bei der ungeheuern Volksthümlichkeit der Schiller'schen Werke sollte man Derartiges gewissermaßen als eine innere Angelegenheit der Literatur behandeln. Wer kann wissen, ob nicht vielleicht einmal wieder die Zeit der Posa kommt? Ob

man sich nicht in naher oder ferner Zukunft plötzlich von der Natürlichkeit übersättigt findet und aus all der Kleinmalerei hinaus nach großem, begeistertem Empfinden, nach schwungvoller Rede sehnt? Hat doch die Schule der Nazarener in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sogar die längst für überwunden geltende Kunst des Quattrocento, die Fiesole und Perugino, mit dem besten, allseitigsten Erfolge auf den Schild gehoben. Damals war es die Oede und Flachheit des Rationalismus, aus der sich so viele ernstere und tiefere Gemüther in die milde Dämmerung einer weltabgewandten, andächtigen Frömmigkeit flüchteten; was hindert uns anzunehmen, daß dereinst, wenn man glücklich fertig gebracht hat, dem Volke alle Ideale hinweg zu spotten, unsere Nachkommen anfangen, trauernd der Zeiten zu denken, da noch Hunderte von Zuschauern aufjauchzten bei den Worten Dumois': „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Eine der oben angedeuteten nachtheiligen Folgen des völligen Aufgehens in der Gegenwart — welches bezeichnenderweise zur bevorzugten Anwendung des Wortes „Actualität" geführt hat, worin eine gesteigerte Gegenwärtigkeit ausgedrückt sein soll — ist der Irrthum, daß jede spätere Kunstblüte nothwendig einen Fortschritt bedeute gegen solche, die vorangegangen; daß man heutzutage in der Plastik „weiter" wäre als die Griechen, welche die Porträtbüste nicht pflegten, in der Musik „weiter" als Palästrina, der das moderne Orchester nicht kannte, in der Malerei „weiter" als Rafael, der fast nur Madonnen gemalt hat. Hierin liegt eine Verkennung des wahren Wesens der Kunst. Jene „Blüten" prangen gleichwerthig nebeneinander am Baume der Menschheit, in sich vollendet und jeden Gedanken an eine Verbesserung ausschließend, jede das Ewige und Unveränderliche der Dinge in der Sprache und mit den Mitteln ihrer Zeit darstellend. Der Unterschied besteht nur darin, daß man heutzutage andere Stoffe meißelt, componirt und malt als vormals, aber nicht daß man im Stande wäre, die Alten auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen. Außerdem ist es wol erlaubt zu zweifeln, daß ein Phidias, wenn er im vergangenen Jahre auferstanden und Zeuge geworden wäre, wie auf der münchener Ausstellung die Marmorgruppe eines riesigen Gorilla, der ein Negerweib fortschleppt, eine Auszeichnung erlangte — für den „Fortschritt" der heutigen Plastik auch nur Anerkennung, geschweige denn Bewunderung gefühlt haben würde!

Allein die große Masse berauscht sich nun einmal an der Idee des Fortschritts, und getragen von dieser Strömung, welche ja gleichzeitig alle geistigen Gebiete, Wissenschaft und Technik so gut als Staat und Gesellschaft durchflutet, haben es die Wortführer der öffentlichen Meinung leicht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß wir unsern dem vorigen Jahrhundert angehörigen classischen Dichtern bei Lichte besehen denn doch bedeutend „über" sind! Wer nur eine Ahnung von der Urtheilslosigkeit des Publikums hat, der kann keinen Augenblick darüber ungewiß bleiben, welche Art von Wirkung es thun muß, daß Tausende von Lesern dieser Tage in einer angesehenen Zeitung einen Bericht über die Aufführung von „Kabale und Liebe" erhalten, in welchem sich die verwunderte Bemerkung vorfindet: „Beim Volke zieht Schiller doch noch immer!"

Leider nehmen die Berichterstatter der Tagesblätter in der Hierarchie des Kunstrichterthums eine Stufe ein, die in ebensolchem Grade eine bescheidene ist, als die Ausdrucksweise der Herren das Gegentheil zu sein pflegt. Diese erhalten nämlich ihre Parole von „höheren Vorgesetzten", durch deren gelegentliche Erwähnung sie sich decken und jeder Verantwortlichkeit überheben. Wie alle richtigen Subalternen haben sie ein feines Ohr dafür, aus welcher Richtung der Wind in den obern Regionen weht, und ihrerseits frei von den beengenden Rücksichten des literarischen guten Tons, der vornehmere Geister bindet und zu maßvollem Urtheil nöthigt, setzen sie zunächst einmal jede Achtung vor dem Dichter beiseite. Sodann verstehen sie es meisterlich, ihren Aussprüchen einen gewissen Schein von Selbstverständlichkeit zu verleihen, der einen etwa anders gearteten Geschmack von vornherein als „beschränkt" und „veraltet" brandmarkt. Dadurch verblüffen sie das Publikum und flößen ihm einen unmäßigen Respect vor ihrer Ueberlegenheit ein, infolge dessen es sich sofort eifrig bestrebt, in der angegebenen Richtung nun noch viel weiter zu gehen und sich durch eigene weise Beobachtungen Verdienste zu erwerben. Welch ein Triumph, wenn Professor X. entdeckt, daß ein General wie Wallenstein, der nie zum Entschlusse kommen kann, angesichts der Vorgeschrittenheit der heutigen Taktik „nicht mehr zu genießen" ist! Oder wenn Commis Y., der für Zola und Kretzer schwärmt, es „horrend" findet, daß simple Bauern und Viehhirten jemals behauptet haben sollen, ihre Rechte hingen droben am Firmamente bei den Sternen und seien ewig und unveränderlich gleich diesen!

Armer Schiller! Dich, einen der größten Geister, die Deutschland geboren — freilich nicht der allererste; denn als Dichter warst du kein Goethe und als Philosoph kein Kant; aber du stehst ihnen nahe wie der Kanzler den Königen! — dich in den Händen der Winkelrecensenten und von ihnen jedem grünen Jungen preisgegeben, daß er seinen Witz an dir übe! Welch ein Schauspiel! Wenn irgendeiner, so hast du mitgeholfen, unser Vaterland groß und frei zu machen, wie es heute ist! In den Zeiten der Ohnmacht und Niedrigkeit war unserm Volke beim Klange deiner herrlichen Worte, als fühle es über seinen Häuptern das Banner der Freiheit rauschen und ihm endlichen glorreichen Sieg verheißen! Dein Name verdiente auf den Denkmälern zu prangen, welche Deutschland denen errichtet, die für seine Größe gekämpft haben! Und wenn auf irgendeinen, so paßt auf dich der Ausspruch, daß der Kritiker vom Dichter nur mit dem Hute in der Hand reden sollte! Daß nun aber gerade das letztere so wenig geschieht und immer weniger zu geschehen verspricht, dünkt uns — neben der allgemeinen Verflachung des Geschmacks

durch eine in der Plattheit förmlich schwelgende Possenliteratur — die Hauptursache, aus welcher die Verminderung des Ansehens der Schiller'schen Stücke herzuleiten ist. Es wird den Leuten so lange vorgeredet, dieselben seien nicht mehr zeitgemäß, bis sie schließlich daran glauben. Wie könnte eine solche Wandlung aus dem selbständigen Antriebe eines Publikums hervorgehen, welches vom wirklichen Realismus so weit entfernt ist, daß es zahllose Auflagen archäologischer Romane kauft und verschlingt, in denen der innern und äußern Wahrheit auf das schreiendste Hohn gesprochen wird?

Ja, wenn das liebe Publikum ein wenig Neigung und Anlage zum eigenen Nachdenken besäße, dann möchten die Recensenten immerhin darauf loswitzeln! Man würde sich dann klar machen, Schiller habe ebenso gut als der Herr Commis von heute gewußt, daß Bauern und Viehhirten nicht in Versen von ewigen Menschenrechten zu reden pflegen, es sei ihm aber Kunstprincip gewesen, alle Aeußerungen seiner Gestalten auf einen höhern Ton zu stimmen. Er wollte jeden Zusammenhang des Kunstwerks mit der gemeinen Alltäglichkeit zerreißen und nannte das „sich auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit entfernen".

Wenn das Publikum sich ferner der Mühe unterziehen wollte, etwas mehr in den Schiller'schen Schriften zu lesen, besonders im Briefwechsel mit Goethe, so würde es inne werden, daß unser Dichter alles das sehr gut gekannt hat, was uns heute mit so viel pomphaften Worten als eine ganz neue, noch nie dagewesene Kunst gepriesen wird. Er beherrschte das Ganze der Kunstentwickelung, in dessen Verlauf Idealismus, Realismus und Naturalismus schon unzählige male abgewechselt haben, und er erkor sich aus der allumfassenden Weite seines Gesichtskreises dasjenige zum Leitstern, was ihm als das Höchste erschien. Seine Ideen aber sind so ganz und gar modern und von jener Art, die nicht veralten kann, sicherlich nicht in einem Zeitraume von hundert Jahren, daß nur die völlige Unkenntniß derselben im Publikum jener falschen Behauptung Boden schaffen konnte, Schiller reiche an die Ideale unserer jetzigen unendlich vorgeschrittenen Zeit nicht heran. Diese Ideale unserer Zeit, worin bestehen sie im Grunde genommen? In dem Bestreben der leitenden Geister, Sinn und Klarheit in die verwirrende Vielgestaltigkeit des modernen Lebens zu bringen, die Gesetze zu entdecken, nach denen die ganze unabsehbare Fülle von Erscheinungen, die von allen Seiten, aus zahllosen neuerschlossenen Gebieten auf uns einstürmen, zu ordnen ist. Diese Bestrebungen tragen bei den Minderbegabten den Charakter eines schmerzlichen, dumpfen Ringens und Kämpfens, einer drängenden Sehnsucht nach Erkenntniß, nach einem festen Haltepunkte, von dem aus diese bunte Welt sich ruhig überblicken läßt. Wenn man nun dereinst zum Ziele gelangt sein wird und im chaotischen Wechsel der heutigen Verhältnisse das Dauernde erkannt hat, dann wird man sich — wer weiß — vielleicht plötzlich wieder Auge in Auge mit den großen Alten finden, mit Schiller und Goethe, Lessing und Kant, am Ende gar mit Aristoteles und Plato! Doch das sind persönliche Anschauungen und sie sollen niemand aufgenöthigt werden. Weissagungen sind schon allein deshalb wohlfeil, weil niemand mit Sicherheit behaupten kann, sie würden nicht eintreffen. Wir glauben aber auch schon ohne sie gerechtfertigt dazustehen mit unserm Versuche, vor der leider vielfach üblichen geringschätzigen Behandlung unsers volksthümlichsten Dichters einmal ernstlich und von berufener Stelle aus zu warnen. Einmal kann das Volk dadurch, daß man ihm seine bisherige Freude an den Schiller'schen Dramen ausredet, nur verlieren, und zweitens nutzt man der echten zeitgenössischen Kunst gar nicht einmal damit, sondern beraubt sie nur ihrer Hauptstütze, ihres stärksten Beistandes im Kampfe mit der seichten oder frivolen, wie für den äußern Erfolg gearbeiteten Alltagsliteratur.

F. Freudenberg.

Neue Romane.

1. Im Fieber. Novelle von Paul Lindau. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M.

Das Motiv der Novelle ist alt wie die Welt. Und doch wird es, weil es aus dem Leben geboren ist, in Künstlerhand nie seine poetische Wirkung verfehlen. Auch hier geht sie nicht ganz verloren. Sobald die dritte Figur auf dem sorgfältig aufgebauten Grunde erscheint, kennt man das Ende. Der Verfasser ist nicht in die Schachte seiner Idee gedrungen. Er hat seinen Vorwurf nirgends vertieft, wie es z. B. mit ungleich höherm Fleiße und ungleich feinerer novellistischer Begabung Theodor Storm gethan haben würde. So fehlt auch das zartere poetische Colorit. Hörte man nicht überall jene Verse in den Ohren summen:

Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau —

die mit ihren wehmüthigen Klängen eine Fülle romantischer Erinnerungen wecken und ganze dichterische Welten vor das sinnende Auge zaubern, so würde dieser schroffe Alltagsrealismus eher schmerzen als fesseln. So mag sich der Leser in Phantasien ergehen, was sich aus dem Stoffe, selbst unter den vorliegenden äußern Bedingungen, hätte Höheres gestalten lassen. Das Heine'sche Liedchen, das ich oben anführe, ist in seinen zwölf Zeilen machtvoller wirkend und ergreifender als dies wasserklare Stück abgezirkelter Prosa:

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Daß im Sonstigen auch diese Lindau'sche Ehebruchsgeschichte mit folgerichtiger Berechnung und gewandter

Fertigkeit niedergeschrieben wurde, ist bei der reichen Uebung, welche Paul Lindau mit wohlbekannter Vorliebe auf diesem Gebiete entfaltet, nicht anders zu erwarten.

2. Camilla. Roman von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 6 M.

Ernst Eckstein ist doch besser zu Hause in unserm Jahrhundert als in dem Zeitalter der Cäsaren. Er weiß besser Bescheid um das Seelenleben eines Mädchens seiner Zeit als um das Herz einer Römerin des Alterthums. So ist es eine wohlthuende Erscheinung, daß er aus dem Banne des archäologischen Romans sich zurückrettet in die Geistessphäre der Lebendigen. Aus deren Tiefen ist das Problem des oben angezeigten Romans geschöpft, dem man die wohlerwogene Durchführung eines kernigen sittlichen Grundgedankens um so lieber nachrühmt, als die Form, in welcher die Idee zum Ausdrucke gelangt, so vielseitig fesselnde und wandelreiche Gestalten annimmt, daß sich der Weisheit letzter Kern spielend vermittelt. Die Hauptgestalten sind treu nach dem Leben modellirt. Nur auf den Offizier fallen zu grelle, zu direct von außen charakterisirende Lichter, statt daß wir in sein Innenleben eingeführt werden. Auch wagt der Verfasser ein bedenkliches Spiel, wenn er einem preußischen Cavalier von der Anlage des in Frage Stehenden einen so hohen Grad von Selbstverneinung zumuthet, als sie hier zur Uebung gelangt. Und daß nach dem ritterlichen Offizier dem trockenen Gauner es möglich werden konnte, sich in Camilla's Herz zu stehlen, läßt ihre Urtheilskraft in einem um so fraglichern Lichte erscheinen, als sie deren Schwäche in so kurzer Frist zum zweiten male zum Opfer wird. Ein wahres Glück, daß ihr schließlich der medicinische Deus ex machina die Aufschlüsse bringt, die sie bei geringer Ueberlegung mit außerordentlicher Leichtigkeit unter Wahrung jeden Taktes sich bei Beginn der Trübung hätte selbst bereiten können. Aber gleichviel! Der Gedanke, daß es Lebensgüter gibt, die zu heilig sind, als daß man sie in leichtfertigem oder ausgeklügeltem Spiele erhaschen oder erschleichen dürfe, kommt immer wieder zum hellen ernsten Widerscheine, bis sein ethischer Gehalt sich mit reuevoller Qual in Camilla's Seele senkt und die Dichterworte in ihrem erwachenden Bewußtsein wiederklingen:

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt;
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Glockenruf im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen:
In Demuth sollst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

3. Skirnir. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. 12. 5 M.

Felix Dahn führt uns in seine vielgeliebte nordische Götterwelt. Ihre Farbenspiegelung in Dahn's Dichtweise ist bekannt. Markige abgerissene Satzbildungen, verschwenderisches Alliterationsspiel, kraftvolle heroische Gestaltlichkeit und Uebermenschlichkeit und großartige Stilisirung der vorgeschichtlichen Natur. Aber alle diese Mittel des Dahn'schen Talents stellen sich in den Dienst einer poetischen Idee, die freilich nicht immer minder offenem Auge erkenntlich werden mag. Vielleicht geschah es deshalb, daß der mehrfach nicht verstandene oder misverstandene Dichter den leitenden Grundgedanken des vorliegenden Werks als Motto an seine Stirn schrieb. Es lautet:

Lieber um Liebe sterben
Als ohne Liebe leben.

Freilich konnte dieser Wahrspruch als des Buches Leitmotiv bei seiner diesmaligen scharfen Herausarbeitung und tragischen Zuspitzung nur der Unbeholfenheit oder der Misgunst unerkannt bleiben. Der Inhalt ist mit wenigen Worten angedeutet. Skirnir wirbt für Freir die schöne Gerdha, von deren Besitz des liebekranken Gottes Leben abhängt. Skirnir, der nicht minder leidenschaftlich in das schöne Weib verliebt ist, opfert gleichwol dies sein heißes Lieben dem geliebten Gotte, der ihm das Augenlicht geschenkt, und büßt mit seinem Blute und Tode des Gottes Genesung und Liebesseligkeit. Aber — aber dann stellt er an Odin, den großen Wünschgott, die letzte Bitte: „Erlaß mir den Lohn. Nicht in Walhall! Nicht . . . —! Laß mich hinab, . . nach Hel." Das ist einer der feinsten Züge der an Feinem reichen Novelle. „Traurig ist es in Hel! — Doch es sei!" erwiderte der weise Gott. Ebenfalls in graue Vorzeit führt uns Dahn's folgendes Werk:

4. Weltuntergang. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus von Felix Dahn. Fünfte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. 8. 7 M. 50 Pf.

Wie bei Ebers und G. Freytag reichen sich, wie bekannt, auch bei Dahn das Talent des Dichters und die Wissenschaft des Gelehrten die Hand. So haben sie es auch bei der Schöpfung des vorliegenden Werks gethan, welchem der Dichter folgende Vorbemerkung vorausschickt: „Die Gedichte, welche Gedanken und Namen — beides — nachfolgender Erzählung tragen, sind bereits 1868 entstanden, 1873 in der ersten Auflage der zweiten Sammlung meiner Gedichte zuerst, zuletzt in der dritten Auflage dieser Sammlung veröffentlicht worden." Es ist ein buntbewegtes Stück mittelalterlichen Lebens, das in epischer Gemächlichkeit und hier und dort in zu unbekümmerter Gelassenheit an uns vorüberzieht, mit modernen Aufträgen, natürlich, aber doch erfolgreich abgestimmt. Einen besonders echten Eindruck macht der brave mittelalterliche Durst dieser wackern Leute. Trefflich gezeichnet ist das Klosterleben. Dafür sind leider die eingestreuten Lieder leidig anachronistisch. „Denn warum?" würde der ursprüngliche Besitzer der prophetischen Katze demonstriren. „Denn warum?" Weil Strophen wie S. 226:

Die Uferrose sprach zum Fluß:
„Du flehst umsonst um meinen Kuß."

Der aber sprach: „Hilft denn kein Flehn,
Sollst du ein andres Werben sehn.
Jetzt, Rose, ist's um dich geschehn."
Er stieg empor in stolzer Lust
Und riß sie fort an seine Brust ...

mit der Literatur des Jahres 1000 gar nichts gemein haben. Dafür aber erhebt sich die Schilderung der letzten Nacht vor dem verhängnißvollen Tage des „Weltuntergangs" in der Fülle ihrer Farben und Ereignisse zu einem Kapitel unserer deutschen Romanliteratur, in welchem ich eine der schönsten ihrer jüngsten Blüten grüße.

5. Lenz und Rauhreif. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Zweite Auflage. Leipzig, G. Meyer. 1889. 8. 4 M.

Das Buch bringt zwei Erzählungen unter dem Titel: „Frühlingstage bei Adolf Henselt" und „Ein Reif im Lenze." Die letztere gibt sich als einen Beitrag zur Lösung der Duellfrage, freilich nur als einen geringen. Die landläufigen Gründe werden gegen den Wahn ins Feld geführt, daß das Duell die Schuldfrage löse. Daß durch einen Zweikampf die Unschuld eines ungerecht Beschuldigten erwiesen werde, das glaube heutzutage kein Vernünftiger mehr. Wenn trotzdem immer wieder gebildete und aufgeklärte Männer zu diesem traurigen und trügerischen Mittel der Selbsthülfe griffen, so geschehe es, weil die Gesetzgebung dem verleumderisch Angegriffenen jeden Schutz und jede Hülfe versage. Die Gesetzgebung solle also eintreten, hauptsächlich gegen Verleumdungen, welche an die Ehre tasten und den bürgerlichen Ruf zerstören. Wer der leichtfertigen oder heimtückischen Verleumdung einen fester schließenden Maulkorb anlege, der rotte den Zweikampf nahezu gänzlich aus, denn in neunzig von hundert Fällen des Zweikampfes handle es sich erfahrungsmäßig immer um die angegriffene Ehre eines Weibes. Dies Register, dünkt mich, hat denn doch ein Loch. Wie, wenn es sich um die verletzte oder geraubte Ehre des Mannes handelt? in Dingen handelt, die durchaus kein Gesetzparagraph heilen oder sühnen kann? Es gibt Lebenslagen, für deren Entwirrung und Reinigung richterliche Schablonen unzulänglich bleiben; hauptsächlich werden sie hülflos bleiben gegen Vergewaltigungen der idealen Persönlichkeit, die denn doch von der juristischen sehr zu trennen ist, machtlos für den Wehschrei geraubter Hausehre und zerrissenen Herzensglücks. Diese Tragödie inscenirt man nicht vor den Schranken des Justizbeamten. Die öffentliche Verhandlung gösse nur brennendes Oel in die Wunden; sie entweihte das bischen Glück und Heiligkeit, das in dem Herzen des Leidgetroffenen noch leben mag. Das Individuum hat ein Recht, „Rächer seiner Ehre" zu sein. Die staatliche Strafe, die eintreten wird und muß, wo über die Rechte des Staats eigenmächtig hinausgegriffen wird, bleibt zu tragen, aber ihre Bitterkeit wird gemildert sein durch das Bewußtsein erlangter Sühne. Ich denke hierbei an Fälle, wo diese erreicht oder das Leben des Beleidigten das Opfer seiner Forderung geworden sein wird. Sonst ist die Geschichte fließend erzählt und ihr Verlauf ein wahrscheinlicher. Nur die Logik der Hauptfigur — eines akademischen Professors — ist nicht überall professoral. Anziehender wird für manchen die erste der Erzählungen sein. Aber hier rinnen novellistische Farben mit solchen der Wirklichkeit zu sehr ineinander und die Menschen sind zu gewaltthätig stilisirt. Jedenfalls bildet das Ganze einen freundlichen Immortellenkranz, welchen ein Freund und Bewunderer auf Adolf von Henselt's Grab niederlegt. Deshalb werden diese Erinnerungen überall dort doppelt willkommen sein, wo man kunstgeweihter Stunden gedenkt, die Henselt's edles Virtuosenthum unvergeßlich machte.

6. Tiberius. Historischer Roman von Wilhelm Walloth. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 9 M.

Von alterthümelnder Sucht, welcher archäologische Romane gern verfallen, ist Walloth in vorliegenden Bänden verschont geblieben. Eher modernisirt er zu sehr und er würde im Rechte bleiben, wenn er sich gegen diesen Vorwurf mit dem Beispiele namhafter Historiker vertheidigte. Aber was ihn ungleich schwerer trifft, das sind Bedenken gegen die Zulänglichkeit seines Könnens auf dem Gebiete poetischer Porträtmalerei. Denn vom historischen Romane verlangen wir Porträtähnlichkeit, und der Schriftsteller muß hier um so peinlicher nach geschichtlicher Treue und Wahrheit streben, je fester und bestimmter umrissen die Urgestalten seiner Figuren im historischen Bewußtsein leben. Ich gebe nun zu, daß gerade das Charakterbild des Tiberius, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt", von verschiedenem Standpunkte in verschiedener Beleuchtung erscheint. Es wird sich hier um das Vertrauen handeln, welches man Tacitus schenken will, und um die Geneigtheit, mit welcher man den Ausführungen seiner Kritiker folgen mag. Das eine aber steht in allen Fällen fest, daß eine der imposantesten Herrschererscheinungen der Cäsarenzeiten in unsere Vorstellung tritt, wenn wir an Tiberius denken, und daß in der Gestalt des Sejan eine dämonische Günstlingsnatur vor unserm geistigen Auge ersteht, welche mit den außerordentlichsten Regentengaben ausgestattet sein mußte, um einem so scharf und klar spähenden und so kalt und strenge wägenden Monarchen jenes Vertrauen abzuzwingen, in dem sich der Verräther zu behaupten wußte, bis ihn des Kaisers Vernichtungsstrahl zerschmetterte wie ein Blitzschlag aus der Hand des Zeus. Jedenfalls steigt der Dichter, der uns die Zeit des Tiberius zu schildern sucht, in Schachte voll unerschöpflicher Reichthümer nieder. In Strömen ergießen sich seine Quellen. Es gibt kein römisches Trink- oder Waschgefäß, von welchem unsere Bibliotheken nicht Photographien, unsere Museen nicht Nachbildungen hätten. Schließlich wird sich auch die Instruction des Augusteischen oder Neronischen Ceremonienmeisters und das Contobuch des Generalkochs des Caligula auftreiben lassen. Womit die schönen Römerinnen ihr Badewasser parfümirt und

welche Oele sie benutzten, wenn sie aus den lauen Wellen traten, das wissen wir schon lange ganz genau. Wir kennen die Preisliste der römischen Goldschmiede. Wir kennen die Wirthshausschilder und die Wandgemälde der geheimnißvollsten und entlegensten Spelunken genauer als die letzten Geheimnisse Berlins. So findet der Dichter Decorationen vor, die er nur abzuzeichnen braucht, um interessant zu erzählen und angenehm zu belehren. Er hantirt hier in der That mit einer eigenthümlichen Gattung Pinsel Ming's, mit einem Instrument, das mehr für den Poeten thut, als der nicht vollbegabte Dichter damit anzufangen wußte. Walloth macht denn auch von dieser Flut leuchtender Farben und packender Schattirungen ausgiebigsten Gebrauch. Seine Sprache ist üppig und prunkstrotzend wie die Zeit, die er malt. Oft aber mag er diese selber übertrumpfen. Seine Farben leuchten und strahlen, blitzen und funkeln nicht: sie schreien. Ganz und gar aber versagt seine Kraft, um einen Tiberius, diesen hoheitsvollen weltüberlegenen Herrschergeist auf dem höchsten Gipfel des Alterthums, zu zeichnen. Und so wenig wie er sich zu der geistigen Höhe des Denkens und Wollens des einsamen Kaisers emporzuarbeiten vermochte, für deren letztes Erfassen ihm völlig der Maßstab gebricht, so wenig erbaulich gibt sich die Stufenreihe der Charaktere, welche seine Größe theilen, so sehr gebricht es diesem Sejan an jener dämonischen Macht, welche die düstere Sonne eines Tiber zu verdunkeln vermochte. Und dann, dies ganze Zeitbild ist viel zu eng. Es bewegt sich nahezu ausschließlich in dem schmalen Rahmen einer römischen Palastgeschichte, nicht in den Räumen der Weltgeschichte, deren Weiten uns der Dichter erschließen mußte, welcher einen Tiberius zum Mittelpunkte einer historischen Dichtung machte. Psychologische, wenn auch hoch anzuerkennende Feinmalerei, wie sie sich in einzelnen Stellen findet, vermag mit diesem Mangel nicht zu versöhnen. Es hängt eine Photographie des Tiberius vor mir, welche mir Erich Schmidt vor Jahren aus Rom mitbrachte. Die Statue gibt den Kaiser auf dem Throne sitzend, um die breite, reichumlockte hohe Stirn den goldenen Lorberkranz der Cäsaren. Der kraftvoll gespannte, hochgehobene rechte Arm hält in königlicher Geberde das Scepter. Die Züge haben noch nichts von Greisenhaftigkeit, noch nichts von jener kalten, leidgefurchten Düsterkeit und jener bittern Menschenverachtung seiner letzten Regierungszeit. Das Antlitz des Monarchen erglänzt vielmehr im Vollgefühle des stolzen Bewußtseins der Berufung, der Nachfolger seines hohen Vaters, eines Augustus, zu sein. Es strahlt olympische Hoheit und Klarheit. So schaut ein Herr der Welt. Wie matt erscheint der greisenhafte Schatten, den Walloth's Feder aus der Gruft heraufbeschwor, neben diesem majestätischen Marmorbilde des Weltbeherrschers, wie es uns die sonnige Kunst seiner Blütezeit überlieferte. Wer uns einen Tiberius zeichnen will, der muß im Stande sein, einen Herrschergenius in Erscheinung zu rufen, welcher über das Erdenrund ein siegreiches Scepter schwang. Die Aufgabe ist eines Shakespeare würdig. Aber nur ein Shakespeare wird ihr gewachsen sein.

Adalbert Schroeter.

Neue lyrische Dichtungen.

1. Von Heimat zu Heimat. Ein Lebensbuch in Liedern. Von Gustav Weck. Leipzig, Knauer. 1890. 8. 4 M. 80 Pf.
2. In Klio's und Erato's Banden. Erste Gesammtausgabe älterer und neuerer Gedichte von Richard Zoozmann. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. Gr. 8. 6 M.
3. Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. Dritter Band: Tröst' Einsamkeit. Frankfurt a. M., Wendel. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch. Leipzig, Reißner. 1889. 12. 4 M.
5. Weltlieder. Von Karl Einsam. Berlin, Fontane. 1890. 12. 6 M.
6. Lied und Leben. Gedichte. Der neueren Dichtungen erster Band. Von August Sturm. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 3 M.
7. Weinsprossen. Lieder und Sprüche von Emanuel Gurlitt. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, Morgenstern. 1889. 12. 2 M.

Gustav Weck veröffentlicht einen Band Lyrik unter dem Titel „Von Heimat zu Heimat" (Nr. 1). Wenn man den bekannten schlesischen Dichter nach den hervorstechenden Eigenschaften seiner poetischen Begabung kennzeichnen will, so wird man vor allem zwei unablösliche Merkmale seines Wesens hervorheben müssen: sein patriotisches Pathos und seine Liebe für Kindheit und Kinder. Es sind in gewissem Sinne zwei äußerste Pole des Empfindungslebens, die mit diesen beiden Schlagwörtern bezeichnet werden: höchster idealer Aufschwung, der nach Ode, Hymne und allen großen Gattungen und erhabenen Formen der lyrischen Kunst greift, und tiefstes, andächtiges Hinabsteigen in die einfache naive Welt unserer Kleinen, in der nur das bescheidene Lied, die Idylle und der Fibelspruch gedeihen. In diesen beiden voneinander weit abliegenden Empfindungskreisen hat meines Erachtens Weck sein Bestes und Vollendetstes geschaffen, und wenn man die hier einschlagenden Leistungen des trefflichen Poeten überblickt, so sind aus der patriotischen Sphäre besonders die Dichtungen „Königin Luise" (1884) und „Unsere Todten" (1888), aus der idyllischen „Unsere Lieblinge" (1878) mit Anerkennung zu nennen — Poesien, aus denen ein reiches Dichtergemüth spricht und die, dem Verfasser bewußt oder unbewußt, ihren gemeinsamen Mutterboden in dem jugendbildnerischen Triebe des bekanntlich als Pädagogen geschätzten Dichters haben dürften.

Denn wie Weck's vaterländische Schöpfungen ein namentlich der Jugend verständliches Pathos athmen, so wenden seine idyllischen sich mit Vorliebe an das Haus, und zwar bald an die Aeltern, bald an die Kinder, ein pädagogisches Element aber ist in beiden unverkennbar lebendig, wenn auch nirgends aufdringlich und lehrhaft, sondern stets sich anmuthig bergend unter der schönen Hülle echter Poesie. In den uns heute vorliegenden Weck'schen Gedichten „Von Heimat zu Heimat" tritt die patriotische Seite ganz zurück, die idyllische aber gehört zu ihren farbegebenden Elementen. Von den wechselnden Stimmungen an, die das „Vaterhaus" — so betitelt sich das „Erste Buch" — dem Knaben und Jünglinge bot und unter denen namentlich die Liebe zur Mutter ihm die ergreifendsten Töne entlockt, führt uns die fesselnde Sammlung in ihren übrigen fünf Büchern durch die Schicksale und Erlebnisse der Lehr- und Wanderjahre hindurch bis an den eigenen Herd des zum Manne herangereiften Poeten, um nach einer Unterbrechung durch umfangreichere Dichtungen in einer Reihe tief elegischer Klagelieder auf den Tod eines geliebten Kindes schmerzlich stimmungsvoll auszuklingen. Es ist eine große und weite Welt sowol der Empfindungen wie der Töne, in denen sich diese Gedichte Weck's bewegen: neben anspruchslosen und doch durch die anschaulich und klar gezeichnete Sachlage so wirksamen Skizzen, wie die folgende überaus heitere und wohlthuende:

Klein Kindchen und Klein Mütterchen.

Klein Mütterchen sitzt auf dem Fenstertritt,
Klein Kindchen auf dem Arme;
Klein Kindchen lacht, Klein Mütterchen mit;
Ihm leuchtet der Blick, der warme.

Klein Kindchen erhebt um den Hanswurst Streit,
Ihn zerrend über die Diele;
Klein Mütterchen zieht von der andern Seit' —
O herrlichstes aller Spiele!

Klein Kindchen fällt — ein Wehegeschrei!
Nun weinen beide selbander —
Ein Glück, daß sie sich fanden, die zwei,
Sie passen so gut zueinander —

neben solche Skizzen voll Lust und Heiterkeit, sage ich, stellt der Dichter tief ernste Stimmungsbilder, die uns ans Herz greifen, wie jenes, in dem er die Sarglegung des geliebten todten Kindes schildert:

Die Mutter spricht:

Und als erloschen die Gluten
Und alles vorüber war,
Die fiebernden Pulse ruhten,
Feucht war das goldene Haar:

Da saß ich vom Tagesstrahle
Bis in die sinkende Nacht;
Dann hab' ich zum letzten male
Zu Bette dich gebracht.

Dir noch mit schluchzendem Weinen
Das Schlafgewand erneut,
Der Glieder mich, der reinen,
Zum letzten mal gefreut.

Und weckt der neue Morgen
Dich aus dem Schlummer nun —
Der Mutter Lieben und Sorgen
Kann nichts mehr für dich thun.

Ein anderer wird dich kleiden,
Wie ich es nie gekonnt,
Dort, wo die Stirne der Leiden
Das ewige Licht umsonnt!

Ueberall in den Weck'schen Gedichten ist es, wie in diesen beiden Proben, ein warmer Herzenston, der aus den der Form nach meistens sehr gewandten Strophen zu uns spricht, und dieser Herzenston ist es auch, der dem Bande „Von Heimat zu Heimat" die Anwartschaft sichert auf sympathievolle Aufnahme in allen deutschen Häusern, die noch offene Thüren haben für echte und wahre Poesie.

Vor mir liegt eine „erste Gesammtausgabe älterer und neuerer Gedichte" Richard Zoozmann's unter dem einigermaßen gesuchten Titel: „In Klio's und Erato's Banden" (Nr. 2). Zoozmann hat die nordische Ballade und das deutsche Volkslied zu seinen bevorzugten Vorbildern erkoren und trifft den Ton beider mit Glück und Geschick, wie ich dies bereits in Nr. 14 d. Bl. f. 1885 gelegentlich einer Besprechung von Zoozmann's „Liedern, Romanzen und Balladen", sowie später (Nr. 46 d. Bl. f. 1888) bei Würdigung seiner Sammlung „Aus Herz und Welt" angedeutet. Er ist sehr reich an Formen, und seinen Gedichten ist beides in seltenem Maße eigen: Musik der Sprache und architektonische Schönheit des Strophenbaues. Eins ist an den vorliegenden Zoozmann'schen Poesien indessen zu beklagen: es fehlt ihnen in einigen Rubriken allzu sehr das moderne Gepräge im Empfinden und Denken. Schon in der Wahl der Stoffe erweist sich der Dichter gar zu oft als Akademiker, der dem wirklichen Leben einigermaßen fern steht. Man merkt ihm, mehr als gut ist, seine germanistischen Studien an — eine Schule, aus der wol auch der in den Zoozmann'schen Gedichten mitunter vorherrschende archivarische Charakter sich erklärt. Mitunter! Denn keineswegs immer fühlen wir in Zoozmann den Akademiker heraus. Wie warme Quellen persönlichen Empfindens vielmehr seine Dichtungen durchrieseln, dafür statt vieler nur ein Beispiel:

Ich sitze so gern
Im Dämmerlicht
Zu deinen holdseligen Füßen,
Wenn der Abendstern
Die Wolken durchbricht,
Als wollt' er vertraulich uns grüßen.

Was mir bei Tag
Auf dem Herzen lag,
Mich ängstigend zu verdrießen,
Verschwindet im Nu,
Und selige Ruh
Fühl' ich durch mein Innerstes fließen.

Wie schön bei dir
In treuer Hut
Die Augen träumend zu schließen:

Zum Herzen mir
Fühl' ich das Blut,
Das wilde, beruhigter fließen.

Allabendlich drum
Laß sitzen mich stumm
Zu deinen holdseligen Füßen —
Wenn des Mondes Licht
Die Wolken durchbricht,
Mein Liebchen, dich freundlich zu grüßen.

Das Muster, das dem Dichter, wenn auch nur in der Ferne, vorschwebte, als er diese Strophen schrieb, ist auch hier nicht ganz zu verkennen: die Minnesänger! Er hat ihnen Ton und Schema zwar nicht nachgedichtet, aber die mittelalterliche Weise klingt doch leise durch. Zu den besten Stücken dieser Gesammtausgabe Zoozmann'scher Gedichte rechne ich dieses Liedchen und verwandte Kleinigkeiten übrigens nicht. Das Beste in der Sammlung sind vielmehr die balladen- und romanzenartigen Stücke, allen andern voran die umfangreichern Gedichte „Hastings" und „Hans Hutten's Ende", und um dieser Sache willen verdient das Buch die Beachtung aller Poesiefreunde.

A. Trabert, der mit „Deutschen Gedichten aus Oesterreich. Dritter Band: Tröst' Einsamkeit" (Nr. 3) vors Publikum tritt, ist den Lesern dieser Blätter aus frühern Besprechungen seiner ältern Lyrik schon bekannt. Es ist hier um so weniger der Ort, auf die eigenartigen, oft den Kern der Sache treffenden, oft aber auch sehr anfechtbaren politischen Ansichten Trabert's einzugehen, als wir sie erst jüngst in der Besprechung des zweiten Bandes seiner „Deutschen Gedichte" (Nr. 39 d. Bl. f. 1889) gestreift haben. Im ganzen ist es der Hauch mannhaften Freimuths, der durch diese Lieder, Reflexionen und Balladen weht, und unter den politischen Rubriken sind es namentlich die Abtheilungen „Zum Ueberschlagen" (seltsam manierirte Spitzmarke!) und „Hessen und Welfen", die zur Kennzeichnung des Trabert'schen politischen Standpunktes manches Interessante bieten, während in „Licht und Schatten" und „Bunte Blätter" die rein menschliche Seite in Trabert's Poesie am bedeutsamsten zum Austrage kommt. Aus der letzterwähnten Rubrik hier ein ebenso scharfes wie leider nur allzu zeitgemäßes Spottlied:

Trifolium.

Es ist uralte Regel
Und regt mir oft den Zorn:
Der Dummkopf und der Flegel
Stehn allerorten vorn.

Oft hat sich zu den Zweien
Der Gauner auch gesellt;
Dann rufen sie zu Dreien:
„So soll sich drehn die Welt!"

Und weil der alte Karren
Rollt weiter fort und fort,
So glauben diese Narren
Zuletzt ans eigne Wort.

Der Gauner flüstert leise:
„Wie bin ich ehrenwerth!"
Herr Dummkopf gleicherweise:
„Und ich so grundgelehrt!"

Dazwischen brummt der Dritte:
„Man nennt zwar Flegel mich,
Doch Freiheit, Takt und Sitte
Zu üben, weiß nur ich!"

Am eignen Narrenseile
Spinnt unterdeß die Welt;
Sie spinnt mit guter Weile
Und wird mit Recht geprellt.

Möchten diese Gedichte eines Hochbetagten, dessen Leben nach seinem eigenen Ausspruche „mehr als ein halb Jahrhundert lang" ein Kampf für die Ueberzeugung gewesen, nicht ganz unbeachtet vorübergehen!

In eine viel objectivere Stoffwelt als die bisher besprochenen Sammlungen führen uns die Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch: „Vagantensang und Schwerterklang" (Nr. 4). Mit vielem poetischen Takte stellt uns Hirsch in zwei Liedercyklen zwei Hauptphasen des Mittelalters vors Auge, hier — um mit seinen eigenen Worten zu reden — „die fröhliche Jünglingsfrische", dort „die staatengründende Manneszeit" jener thatenreichen Jahrhunderte, welche die Brücke von der alten zur neuen Zeit bilden. Jung und frisch war das Mittelalter zur Zeit der Hohenstaufen; da klang die Harfe in der Hand des Minnesängers; da klirrte das Schwert in der Faust des Kreuzfahrers. Mannhaft und stark aber war es besonders in den Tagen der Deutschritter; da wuchsen Dörfer und Städte empor; da festeten sich Gemeinden und Staaten. Hirsch verherrlicht in seinen Liedern beide Zeitabschnitte, die Periode der Hohenstaufen in einer bunten Reihe leicht gewobener Vagantenlieder, die uns mit ihren keck verschlungenen Reimen das tolle lustige Leben fahrender Schüler veranschaulichen, die Zeit des Deutschen Ordens aber in ernster gehaltenen, oft ans Romanzen- und Balladenartige streifenden Gedichten, die uns die Kraft und Tapferkeit der wackern Besiedler der Ostmark markig vor die Seele rücken. Der Hauptreiz des hübschen Buchs liegt in dem geschichtlichen und zugleich poetischen Gegensatze, der die beiden Theile desselben — hier „Vagantensang", dort „Schwerterklang" — zueinander bilden. Die Vagantenlieder fügen sich eins zwanglos an das andere und lassen, ohne damit ihre Wirkung zu beeinträchtigen, ein durchgehendes historisches Band vermissen. Die Gedichte „Von der Ostmark" entwerfen dagegen ein fortschreitendes und in sich abgeschlossenes historisches Bild; umfassen sie doch die an großen Geschehnissen so reiche Geschichte der Provinz von ihrer ersten Besiedelung durch den Deutschen Orden an bis in die Tage Meister Winrich's hinein. Aus der Reihe dieser interessanten Bilder sei eins hierher gesetzt, das, gleich manchem andern Liede dieses Abschnitts, den Ton des Ganzen unterbricht, um ein freundliches Genrebildchen in den ernsten Kranz der Historien zu flechten und so eine wohlthuende Abwechselung herbeizuführen:

Zwei Frauen.

Wo des Ordens Banner weht,
Heidenvolk zum Trutz,
Schnell die junge Stadt entsteht
In des Burgbanns Schutz.
Und des Colonisten Beil
Fällt das Holz, daraus
Man zu der Gesittung Heil
Baut das deutsche Haus.

Von der Burg ritt der Comthur.
Lächelnd hält er an,
Als er sieht auf grüner Flur
Einen Zimmermann.
Singend der die Balken schnitzt
Wie zum Zeitvertreib,
Froh, daß ihm zur Seite sitzt
Sein jungfrisches Weib.

„Landsmann sprich, wie kommt es nur,
Daß trotz Arbeitslast
(Gnädig fragt so der Comthur)
Frohen Muth du hast?"
„Herr", erwidert der, „ich sag'
Gern, was wohl mir thut,
Doch warum — verzeiht die Frag'! —
Tragt Ihr hohen Muth?"

„Was das Herz so hoch mir hebt,
Ist, daß ich vertrau'
Der, für die der Orden lebt,
Unsrer lieben Frau." —
„So auch ich", ruft jener dann,
„Was ich schaff' und bau',
Weih' ich, ein beglückter Mann,
Meiner lieben Frau!"

Die Hirsch'schen Lieder aus deutscher Vorzeit, die Vagantenlieder, wie die Preußengesänge, sind vom Geiste jener lebensvollen bildnerischen Poesie erfüllt, welcher die Verse des Sängers vom „Aennchen von Tharau" von jeher ausgezeichnet hat. So viel über die Hirsch'schen Lieder!

Eine ausgesprochene Physiognomie eignet den „Weltliedern" von Karl Einsam (Nr. 5). Der Verfasser liebt mehr das Harte als das Süße, mehr die Polemik als die Apotheose; seine Lyrik ist eine Lyrik der Opposition gegen alles Conventionelle und Traditionelle; er stellt sich in die Positur des Kampfes gegenüber jeder gesellschaftlichen Hohlheit wie gegenüber allen Dogmen in Staat und Kirche. Er bedient sich in diesem Kampfe mit Vorliebe der Waffe der Ironie und der Satire. Er wallt selten leidenschaftlich auf; er zeigt sich wenigstens als ein Kämpfer, der im Feuer der Schlacht kühl bleibt, kühl bis ans Herz hinan. Aber neben der Lyrik des Angriffs geht in seinen „Weltliedern" die des warmen Gefühls für alles Schöne und Große einher: nicht blos die Polemik ist seine Sache; auch sangbare Lieder voll Wärme der Empfindung, anmuthige Idyllen und schwungvolle Hymnen, farbige Zeitgedichte und volltönende Oden reiht er seinen Gedichten ein und bedient sich, was die poetische Einkleidung betrifft, der mannichfachsten und oft sehr eigenartiger Formen, in denen er sich als unumschränkter Beherrscher des Reims, wie namentlich der von ihm häufig angewandten Alliteration erweist. Zu den originellsten Stücken der Sammlung gehören die nachstehenden Strophen:

Krähenschrei.

Krah, krah! der Krähenschrei,
Er will dir künden:
Der Sommer flog vorbei;
Der Winter zog herbei —
Die Tage schwinden.

Krah! krah! der Krähenschrei,
Er will dir zeigen:
Warst einst so glaubensblau,
Bist nun so sorgengrau —
Dein Herz that schweigen!

Krah! krah! der Krähenschrei,
Er will dir melden:
Strahltest gar hoffnungsgrün;
Muß alles doch verblühn,
Mußt du auch welken!

Krah! krah! du Krähenschrei,
Sollst mich nicht grämen:
Freude und Blut sind roth,
Schwarz Krähenkleid und Tod —
Will Abschied nehmen!

Es ist innerer Rhythmus in diesen Versen. Einsam gehört zu den beachtenswerthen Talenten des heutigen deutschen Dichterwaldes.

Neben diese kräftig ausgesprochene Poetennatur stelle ich zum Schlusse zwei einigermaßen matt gemahnende Lyriker, matt, insofern ihnen jeder selbständige Charakter gebricht: August Sturm und Emanuel Gurlitt.

Von August Sturm liegen mir Gedichte: „Lied und Leben. Der neuern Dichtungen erster Band" (Nr. 6) vor. Sturm bewegt sich fast durchweg in den bekannten ausgetretenen Gleisen unserer mehr und mehr conventionell versandenden Lyrik, und zwar sowol dem Inhalte wie der Form seiner Verse nach. Nirgends sieht uns aus ihnen ein eigenartiges Poetengesicht an. Zu den bessern der in diesem Bande zusammengestellten Sachen — um einiges hervorzuheben — gehören „Aufrecht!" „Agnese von England", „Ewigkeit, du Donnerwort!" „Der Todtenkopf", „Einem Poeten", „Harald" und „Traum einer Dame". In den kecken und ungemein frischen Strophen:

Mit Andern fein marschiren —
O wie zierlich! O wie zierlich!
Sei ein Lamm, laß dich regieren,
So nur wirst du prosperiren!
Ei natürlich! Ei natürlich!

Fort im ausgetretenen Pfade,
Hübsch manierlich! Hübsch manierlich!
Daß dir die Kritik nicht schade,
Suche bei der Mode Gnade!
Ei natürlich! Ei natürlich!

Beuge dich den großen Massen,
Wie gebührlich! Wie gebührlich!
Willst du erst den Zeitgeist hassen,
Bist du gott- und weltverlassen!
Ei natürlich! Ei natürlich! —

macht sich eine in dem Sturm'schen „Lied und Leben" ganz ungewohnte flotte Polemik gegen den Schablonismus unserer Tage geltend, einen Schablonismus, von dem, wie bereits angedeutet, diese Gedichte des thüringischen Poeten leider selbst nicht frei sind.

Im Schablonismus stecken auch Emanuel Gurlitt's „Weinsprossen" (Nr. 7); sie lassen eigene Standpunkte und selbständige Ideen vermissen. Trotz des Titels behandelt die kleine Sammlung, die hier in zweiter Auflage vorliegt (das begreife Einer!), nur in der ersten Rubrik den Wein, während die zweite, „Vermischte Gedichte", die dritte „Sprüche" und die vierte „Epigramme" enthalten. Die „Weinlieder" sind wol das Beste in dem Hefte. Für die „Sprüche" fehlt es dem Verfasser an Tiefe und Fülle der Gedanken, für die Epigramme an dem rechten Salze des Witzes. Damit die Gurlitt'schen Gedichte nicht als die einzigen in meiner heutigen Umschau ohne Citat bleiben, greife ich ein beliebiges Liedchen aus der Sammlung hervor — ein beliebiges; denn diese Kinder einer physiognomielosen Muse sehen einander zum Verwechseln ähnlich, und es ist daher ganz gleichgültig, wohin ich greife. Hier ist also eins:

Schneeglöckchen.

Es liegt die Erde weit und breit
Noch in des Winters harten Banden;
Ist's Schlaf, ist's Tod, dem sie geweiht,
Deckt wirklich schon ein Leichenkleid
Die Flur, wo jüngst noch Blumen standen?

Du fragst, und süßer Blumenduft
Haucht dir die Antwort schon entgegen:
Die Schöpfung kennt nicht Tod noch Gruft,
Sie schläft nur, bis der Herr sie ruft
Zu neuem Blühn und Regen.

Schneeglöckchen ist's. Es steckt das Haupt
Keck durch die kalte Winterhülle,
Und alles, was wir schon geglaubt,
Daß es für immer ihm geraubt,
Ersteht in neuer Frühlingsfülle.

Die geistige Atmosphäre dieses kleinen Liedes ist die Lebensluft der Gurlitt'schen Gedichte überhaupt: die Atmosphäre des Gewöhnlichen, Blassen, Abgebrauchten.

Ernst Ziel.

Lermolieff's Forschungen zur italienischen Malerei.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Von Ivan Lermolieff. Mit 62 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 10 M.

In dem vorliegenden Werke hat der Verfasser seine langjährigen eingehenden Studien niedergelegt. Sein Name ist längst ein wohlbekannter, nicht nur in Fachkreisen, sondern auch bei dem größern Publikum, welches der Kenntniß der italienischen Renaissancemalerei ein reges Interesse entgegenbringt. Vor etwa einem Jahrzehnt erschien aus seiner Feder ein ähnliches Werk, welches sich mit den italienischen Werken in den Galerien von München, Dresden und Berlin befaßte. Dasselbe erlebte seinerzeit Uebersetzungen ins Englische und Italienische und war in seiner Originalausgabe bald vergriffen. Von einer bekannten kunstliterarischen Autorität wurde jenem Buche damals das Zeugniß ausgestellt, noch nie habe eine Erscheinung auf dem Felde jener Fachliteratur in kürzester Zeit einen so tiefgreifenden und durchschlagenden Erfolg gehabt. Um die Bedeutung der Lermolieff'schen Veröffentlichungen mit einem Worte zu charakterisiren, können wir sie nur als die eines bahnbrechenden Forschers bezeichnen. Als solche sind sie gutentheils polemischer Natur. Die Polemik richtet sich in erster Linie gegen den Dilettantismus und gegen die Ueberschätzung der traditionellen Benennungen von Kunstwerken. Dem öfters ausgesprochenen Verlangen nach einer womöglich mit Bereicherungen und Erweiterungen versehenen neuen Auflage seiner Studien über die italienischen Bilder in deutschen Sammlungen hat Lermolieff sich jetzt angeschickt, Folge zu leisten, indem er, wie er im Vorworte zu erkennen gibt, mit dem vorliegenden Werke über römische Galerien eine zusammenfassende Darlegung seiner kunstkritischen Studien einleitet. Die äußere Veranlassung hierzu war durch den Umstand geboten, daß eine Reihe von Aufsätzen über die Borghese-Galerie, ehedem in einem Fachblatte veröffentlicht, in willkommener Ausführlichkeit die leitenden Gesichtspunkte zum ersten male darlegte. In der vorliegenden Buchform haben die Abhandlungen über die Meisterwerke italienischer Maler in der Borghese-Galerie eine wesentliche Umgestaltung erfahren, der Form sowol als auch dem Inhalte nach. Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, seine Studien zu vertiefen und das Beweismaterial seiner Thesen zu vermehren. Da die Mehrzahl seiner Aufstellungen von den überlieferten Ansichten nicht nur abweicht, sondern zumeist auch denselben schroff entgegentritt, so ist vorauszusehen, daß an das Erscheinen dieses Buchs eine nicht minder lebhafte Debatte der Fachmänner sich anknüpfen werde, als dies bei dem Erscheinen seiner frühern Veröffentlichungen der Fall war.

An Widerspruch besonders heftiger Natur dürfte es auch schon deshalb nicht fehlen, weil Form und Ausdrucksweise in mehr als einer Hinsicht etwas Ungewöhnliches, vielleicht selbst Befremdliches haben. Das Bestreben Lermolieff's ist darauf gerichtet, dem Subjectivismus der philosophirenden Kunstkritiker und der daraus sich ergebenden Unsicherheit in der Bestimmung der Gemälde ein Ziel zu setzen damit, daß er darauf dringt, alles Raisonnement auf die Feststellung von Erfahrungssätzen einzuschränken. Dieser Gedanke ist in einem längern Dialog am Anfange des Buchs mit der Ueberschrift „Princip und

Methode" ausgeführt. Hier besonders läßt es Lermolieff nicht fehlen an scharfen Seitenhieben gegen die zünftigen Gelehrten, die ja der Natur der Sache nach viel mehr darauf angewiesen sind, das Studium der classischen italienischen Malerei literarisch oder, wenn man will, rhetorisch zu betreiben, als daß sie in der Lage wären, an den Originalwerken vergleichende Studien zu betreiben. Solche in den Galerien selbst anzustellende Studien erklärt aber Lermolieff als unerläßlich für eine wissenschaftliche Begründung der Kunstforschung. Ja noch mehr. Indem er bei der Besprechung der einzelnen Gemälde dem kunstsinnigen und lernbegierigen Besucher der Sammlungen Anleitung gibt, empirisch-wissenschaftliche Untersuchungen selbst zu betreiben, setzt er solche auch in die Lage, selbständig und in gewissem Grade auch unabhängig zu urtheilen und zu studiren. Daß die Katheder weisheit hiergegen protestiren muß, liegt in der Natur der Dinge.

Daß der Name Ivan Lermolieff nur ein Pseudonym ist, bedarf kaum der Erwähnung. Der wahre Name des Verfassers erschien bereits auf dem Titelblatte der englischen Uebersetzung seines Werks über die deutschen Galerien. Die russische Namensendung ist nur eine Verkleidung des Anagramms, welches den wahren Namen verbergen soll. An mehr denn einer Stelle blickt unter der rauhen Marke der Südländer hervor, das italienische Temperament, Weltanschauung und Enthusiasmus eines Italieners, der ungeachtet seiner persönlichen öffentlichen Stellung über die Pflege der Kunststudien im eigenen Lande gelegentlich nicht sehr schmeichelhaft sich ausdrückt. Eben deshalb wendet er sich in deutscher Sprache an „das gebildete Publikum in Deutschland, das sehr groß ist, ja größer als in allen andern Ländern Europas zusammen":

Scharenweise ziehen in unsern Tagen diese jungen lernbegierigen Menschen über die Alpen zu uns herab und da sehen wir sie bei schönem Wetter schon am frühen Morgen, vom Wissensdurst getrieben, mit ihrem rothen oder braunen Führer unter dem Arme die Kirchen und Kunstsammlungen mit unverwüstlichem Eifer durchmustern. Es ist eine wahre Freude, ihnen zuzuschauen. Und darunter trifft man doch zuweilen auch sehr gut geschulte Kenner an, die die Werke unserer alten Meister viel besser zu würdigen wissen als — ich muß es zu unserer großen Schande bekennen — die meisten von uns, die wir doch im Lande selbst wohnen und es daher so bequem hätten, dieselben mit Muße zu studiren.

Mit großer Klarheit sind in dem einleitenden Theile die Gegensätze der alten und der neuen Schule von Kunstforschern ausgesprochen:

Dem einen verwehrt die soeben vom Lehrer gegebene schwunghafte Definition des „Schönen", das vor ihm stehende Gemälde Tizian's oder Correggio's schön zu finden; dem andern kribbeln die verschiedenen Malernamen im Kopfe herum und lassen ihn das Bild vor seinen Augen nicht sehen, denn der junge Mann erinnert sich nicht mehr recht, ob sein Lehrer den Perugino über den Botticelli oder aber diesen über jenen, den Tizian über den Giorgione oder diesen über den erstern gestellt hat, und ich spreche hier, wie gesagt, von den allergebildetsten unter den Kunstfreunden. . . . Ich meinte doch, daß die Pflicht eines Lehrers der Kunstgeschichte vor allem die sein sollte, seine Schüler auf das Charakteristische in einem Kunstwerke aufmerksam zu machen. Die Schüler sollten lernen, auch mitten unter den altmodischen eckigen Künstlern des Quattrocento sich heimisch zu fühlen, mit denselben geistig verkehren zu können. Um so höher würde dann ihr Genuß sein vor den erhabenen Werken eines Rafael, eines Tizian, eines Giorgione, eines Correggio. Warum weiß die größere Zahl der gebildeten Leute, selbst in Deutschland, nichts mit den Werken des großen Dürer anzufangen? Darum, weil sie nicht gelernt haben zu sehen, weil das Eckige, oft Unschöne, jedoch stets Charaktervolle der Dürer'schen Ausdrucksweise ihnen unverständlich geblieben ist.

Um hier schließlich noch ein Wort über die Bedeutung jener Untersuchungen zu sagen, welche der Verfasser an die Betrachtung der Gemälde in den römischen Galerien knüpft, so darf wol dem Bedauern Ausdruck gegeben werden, daß das überaus reiche Material auf so enge Grenzen der Darstellung eingeschränkt und in so knapper Form dargeboten ist. Der Verfasser begnügt sich zumeist damit, wichtige Entdeckungen, das Ergebniß jahrelanger Arbeit und mühevoller Studien, in wenigen dürren Worten vorzutragen, darauf vertrauend, daß der Leser solche Axiome nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und dem entsprechend zu verwerthen im Stande sei; denn offenbar ist ihm viel mehr daran gelegen, Anregung zum Forschen und Studiren zu geben, als eigenes Wissen und Können zur Schau zu tragen. Wer aber geneigt sein sollte, den von Lermolieff gegebenen Fingerzeigen und seiner Anleitung zum Studium der Kunst ernstlich zu folgen, der dürfte darin eine Quelle des Genusses finden, wie ihn keine andere Kunsttheorie zu bieten vermag. Die vortreffliche Ausstattung des Buchs mit Abbildungen seltener und wenig bekannter Meisterwerke ist gewiß geeignet, solche Studien weitern Kreisen zu erschließen.

J. P. Richter.

Aesthetische Literatur.

1. Vorlesungen über Schiller's Wallenstein, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 5 M.

Der durch seine in Berlin über Shakespeare's „Hamlet" und „Macbeth" gehaltenen Vorlesungen hinlänglich bekannte Professor Werder hat hier Vorträge veröffentlicht, welche er zuerst im Winter 1860/61 und später wiederholt an der Universität gehalten hat. Der Verfasser gibt uns also eine völlig ausgereifte Arbeit, in welcher er das Ergebniß eines tief eindringenden Gedankenprocesses mit einer sorgfältig behandelten Form überkleidet. Dieser Umstand, sowie der Ruf und die Stellung Werder's verpflichten mich, an sein neuestes Werk den höchsten Maßstab anzulegen.

Zunächst billige ich, daß Werder einen sehr schwierigen Stoff wiederholt durchdacht und durchlebt hat, bevor er seine Auffassung desselben einer unbeschränkten Oeffentlichkeit übergab. Ich weiß nur zu gut aus eigener Erfahrung, welch eine förmlich verzehrende Geisteskraft man daransetzen muß, wenn man vor einem hochgebildeten Publikum das innere Getriebe eines Kunstwerks aus dessen eigenstem Geiste lebendig werden lassen soll; dieses gleichzeitige Drin- und Drüberstehen, dieses sowol dichterische wie kritische Wiedergestalten einer poetischen Schöpfung von großem Gehalt und Umfange ist unvergleichlich schwerer als die herkömmlichen literarischen und ästhetisirenden Bemerkungen eines Commentars vor männlichen oder weiblichen Primanern zu verbrauchen. Gelingt eine derartige schöpferische Kritik, dann geht den Hörern eine neue Welt auf; die Philologen aber, die Literar- und Kunsthistoriker von Fach empfinden bei einer derartigen gelungenen Leistung ein gewisses Gruseln, weil sie fühlen, daß der Geist denn doch gewaltiger ist als todter Buchstabenkram.

Gern rühme ich nun an Werder den Tiefblick und Scharfblick im Dienste eines selbständigen Urtheils, die ästhetische Feinfühligkeit, den Muth der Wahrheit, die ebenso ethisch gefestigte wie freie Weltanschauung. Um so mehr bedauere ich, erklären zu müssen, daß Werder eigentlich nur eine Vorarbeit geliefert hat, aus welcher ein zukünftiger Bearbeiter desselben Stoffs einzelne Gesichtspunkte dankbar beizubehalten haben wird. Werder besitzt augenscheinlich nicht die Gabe, sein Material durch eine künstlerische Form zu bezwingen: Wiederholungen, Durcheinanderwerfen, Seitensprünge mußten mehr vermieden werden. Werder's ganze Sprache hat etwas Sprunghaftes, Kaleidoskopartiges; er schent die saure Mühe, die Lapidarschrift einer Tragödie in die Schrift eines ausgefeilten Versuchs umzuwandeln. Er wird sich damit entschuldigen, daß er einen getreuen Abdruck seiner Vorträge habe geben wollen. Das ist nun freilich geschehen bis auf das „Meine Herren" zu Anfang der Vorlesungen. Aber ich bestreite, daß man Vorlesungen, welche mit der Individualität ihres Urhebers stehen und fallen, ohne weiteres in Druckerschwärze stereotypiren darf. Auch ich arbeite meine Vorlesungen meist wörtlich aus, gieße sie wiederholt um und reproducire sie dann scheinbar völlig frei. Wollte ich sie aber in Druck geben, dann würde ich mir sagen: du kannst deine einbalsamirten Büchermumien wol dem Phonographen, nicht aber Büchermumien dem Typographen übergeben.

Es sei mir erlaubt, nunmehr die Hauptgedanken Werder's hier in thunlichster Kürze anzuführen und im übrigen auf das Studium des Buchs selbst zu verweisen. Nach Werder ist Schiller's großartiges dramatisches Gedicht ein zehnaktiges Trauerspiel mit einem Prolog (dem „Lager"). Die drei Theile des Dichters hängen innerlich und äußerlich so eng zusammen, daß sie ein Stück bilden. Schiller's unvergleichliche Größe offenbart sich darin, daß er einen ungeheuer weitschichtigen Stoff wie aus einem Mittelpunkte hervorbildet zum geschmeidigsten Gliederbau eines idealischen Leibes. Wallenstein bleibt selbst da die Hauptgestalt, wo er nicht auf der Bühne erscheint; allerdings bricht er die Treue, aber nur einem Treulosen. Der Kaiser hat durch sein klägliches Verhalten erst in Wallenstein die Begier nach unumschränkter Macht entfacht. Wohl will Wallenstein eine Krone für sich, aber er möchte auch dem Reiche den Frieden geben. Sein tragischer Untergang aber ist nicht etwa die Strafe für seinen Verrath am Kaiser, sondern herbeigeführt durch den Kern der Persönlichkeit des Helden. Wallenstein ist erfüllt von Aberglauben und Verblendung; er besitzt einen maßlosen Wahnglauben an sich selbst. Eben daran läßt ihn die Vorsehung scheitern, welche nie unbegreiflich in der Sache, sondern nur unerforschlich in ihren Wegen ist. Wallenstein's Hauptschuld besteht darin, daß er die Wildheit durch sein Heer zum System gemacht hat; weil er diese scheußliche Armee zusammengebracht, darum geht er auch durch sie zu Grunde.

Werder wünscht, daß die Anfangsscene des letzten Actes als überflüssige Zwischenhandlung gestrichen werde. Die Gräfin Terzka habe Schiller in ihrer Hauptscene („Wallenstein's Tod", erster Act) aus ihrer Rolle fallen lassen; Max und Thekla besäßen nicht die Gesundheit idealistischer Natur, nicht die Originalität der Wahrheit. Werder verurtheilt den Max auf das schärfste wegen der Art, wie dieser den Tod gesucht und sein Regiment in den Tod getrieben habe. Er verlangt, daß die allzu breit und schön dahinfließende Sprache Schiller's mehr der kurzen, von dramatischer Schlagkraft erfüllten Sprechweise Shakespeare's sich nähere. Schiller's Sprache hänge damit zusammen, daß wir Deutschen mehr an das Lesen als an das Anschauen von Dramen gewöhnt seien. Einen Schauspieler, welcher den Hauptheldeu so darstelle, wie es verlangt werden müsse, gäbe es in Deutschland nicht.

Endlich erwähne ich folgenden wichtigen Gesichtspunkt. Das nach Werder's Vorschlägen zu kürzende Stück soll in folgender Ordnung gespielt werden: Nach dem Prolog bilden der erste und der zweite Act der „Piccolomini" den ersten Act; der dritte und vierte Act der „Piccolomini" den zweiten; der fünfte Act der „Piccolomini" und der erste von „Wallenstein's Tod" den dritten. Darauf hat eine große Pause einzutreten zu leiblicher Stärkung durch Speise und Trank. Dann folgt der zweite Act von „Wallenstein's Tod" als vierter, der dritte Act als fünfter, der vierte und fünfte Act (unter Wegfall der Scene Buttler's mit den Hauptleuten) als sechster Act. Das Ganze — alle Verwandlungen bei offener Scene durch Verdunkelung; nach den Actschlüssen ein paar Takte Musik — würde sechs Stunden erfordern.

Der Vorschlag Werder's hat viel Ansprechendes; die Erfahrung würde wahrscheinlich dessen Probehaltigkeit erweisen.

Schließlich möchte ich bemerken, daß ich die von Werder bemängelte, breit und schön dahinfließende Rede-

weise Schiller's nur zum wenigsten aus dem Umstande ableiten möchte, daß wir Deutschen mehr an das Lesen, als an das Schauen von Dramen gewöhnt seien. Shakespeare drängt so unvergleichlich mehr Handlung in ein Stück zusammen als Schiller, daß er schon darum eine gedrängtere Sprache wählen mußte. Shakespeare thut dies aber nur da, wo seine Charaktere der ganz besondern Ergänzung durch die Kunst des Schauspielers bedürfen. Da, wo dies nicht der Fall ist, wie z. B. bei Personen niedern Standes, da kann auch Shakespeare sehr breit sein. Sodann aber leite ich die Breite und den Gang der Schiller'schen Sprache daher, daß der spätere Schiller fast immer durch das ganze Stück hindurch den fünffüßigen Jambus beibehält. In der Prosa seiner drei ersten Jugenddramen entfaltet er eine ganz gewaltige dramatische Schlagkraft. Ich für meine Person sehe das Ideal eines Schauspiels oder Trauerspiels weder in dem ausschließlichen Gebrauche des Verses, noch auch in dem ausschließlichen Gebrauche der Prosa. Ich würde je nach Maßgabe der Charaktere, der Handlung, der Scenen bald eine gewöhnlich prosaische, bald eine im Rhythmus und Bildwerk mehr poetische Prosa wechseln lassen mit reimlosen Jamben, Trimetern und gereimten Versen desselben, oder auch andern Maßes. Zur Verkörperung eines solchen Dramas müssen allerdings die Schauspieler sowol der sogenannten idealistischen wie realistischen Sprechweise gleich mächtig sein; die Dichter aber müßten eine größere musikalische Feinfühligkeit besitzen, als es vielfach der Fall ist. Ich kann nicht zugeben, daß durch meinen Vorschlag die Einheitlichkeit der Form eines Dramas zerrissen würde. Sowie die Musik in einem und demselben Stücke trotz der Einheit der Tonart doch zahlreiche Modulationen in andern Tonarten, eine Mischung von Dur und Moll, einen Wechsel des Taktes und des Tempo kennt: ebenso gut muß in der größten Gesammtform der Poesie ein ähnlicher Wechsel der Einzelformen möglich sein.

2. Classische Dichter und Dichtungen. III. Ein Gralbuch. Von Gerhard Gietmann. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 6 M.

Der Jesuit G. Gietmann läßt eine Anzahl Schriften erscheinen, welche er sich als eine Bibliothek von katholischen Classikern denkt im Unterschiede von unsern protestantischen. Dieser empfindliche Mangel kann natürlich nur durch eine Anleihe beim Mittelalter ausgeglichen werden, weil dort der Unterschied von Christenthum und Kirche selbst von den Größten nur geahnt, noch nicht klar erkannt wird. Da nun die Gralsage specifisch christliche mit specifisch kirchlichen Anschauungen fast unablösbar verquickt und vom höchsten Glanze der Poesie umflossen ist, so leistet sie natürlich dem Zwecke Gietmann's ganz besondere Dienste. Er widmet ihr eine sehr umfängliche, wie immer auf gründlichen literarischen Studien bernhende Monographie. Da weist er nun ganz besonders hin auf einen altfranzösischen Ritterroman, dessen Entstehung er im 12. Jahrhundert sucht, dessen Verfasser ihm ein Mönch des 12. Jahrhunderts auf der Insel Avalon ist. Diese Prosaerzählung hat 1866 der belgische Gelehrte Ch. Potvin zum ersten mal herausgegeben, aber nicht die gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Deshalb überträgt nun Gietmann den altfranzösischen Text in das Deutsche und versieht ihn mit einem reichen ästhetischen Commentar.

Ganz besonders ist es nun Gietmann darum zu thun, die großartigen Ideen des Werks klarzustellen; um diese recht eindringlich zu machen, vergegenwärtigt er dem Leser die gesammte Graldichtung des Mittelalters. Er setzt die Gralsage der Faustsage gegenüber, weil die Schicksale der gesammten Gottesgemeinde höher ständen als die Seelengeschichte des einzelnen Menschen. Die Gralsage sei eine Verherrlichung der Kerngeheimnisse des Christenthums; der heilige Gral sei aber nicht blos das Sinnbild des Abendmahls (genauer: der Meßfeier), sondern auch Symbol der Einheit (sic!) des Reichs Christi (natürlich nach katholischem Muster). Gietmann schildert nun ausführlich die Entwickelungsgeschichte der Gralsage und sucht die Grundbestandtheile der letztern zurückzuführen auf eine Ueberlieferung, welche bis in die Zeit der Apostel hineinreicht. Diese bis nach Jerusalem leitende Tradition über eine Reliquie vom Blute des Herrn trage durchaus nicht einen sagenhaften Charakter; das Blut Christi bleibe vielmehr dauernd im Gral, als einem Kelche, aufbewahrt. Die Art der Beweisführung Gietmann's sei gekennzeichnet durch folgende Stelle. Er sagt Seite 630:

Wir wissen, gemäß den Bollandisten zum 15. März, daß das sogenannte heilige Blut, welches in der Kirche des heiligen Basilins zu Brügge verehrt wird, bereits im Jahre 1148 vom Eidam des Königs Baldnin von Jerusalem überschickt wurde, und daß die Echtheit dieser Reliquie ihre volle Bestätigung gefunden hat, indem bis zum Jahre 1309 das Blut an jedem Freitage wunderbar flüssig wurde.

Seite 648 aber gipfelt das ganze Buch in folgender Leistung:

Das Blut Christi wird (der Ueberlieferung zufolge) unter dem Kreuze in Trinkschalen und Flaschen gesammelt; wo sollte man es, wenigstens einen Theil desselben, schicklicher aufbewahren als in jenem heiligen Gefäß? Auch die heilige Lanze des Longinus (des römischen Kriegers, welcher den Gekreuzigten in die Seite stach) kommt in den Besitz des Nikodemus. Die Worte der Schrift selbst von den beiden wackern Männern, die dem Herrn nach seinem Tode die erste öffentliche Ehre erwiesen, und von der Lanze, welche von Gott die Bestimmung erhielt, eine merkwürdige Weissagung zu erfüllen (Joh. 19, 34 fg.) und die Schatzkammer des Herzens Jesu zu erschließen. Diese Stellen erhalten durch die Visionen der begnadigten Jungfrau Emmerich eine vollere, sehr schöne Ausdeutung.

Sachlich möchte ich zu Gietmann's Ausführungen nur einen einzigen Punkt betonen, welcher mir in wissenschaftlicher Beziehung der wichtigste ist. Gietmann stellt als Katholik folgerecht die Gralsage höher als die Faustsage: ich thue als Protestant das Umgekehrte. Ich sehe in der Faustsage die ersten Regungen des specifisch protestantischen Christenthums, insofern dasselbe die Rechte der einzelnen

Menschenseele gegenüber den Schicksalen der Gesammtgemeinde vertritt.

Die innere Geschichte des Gottesstaats kann niemals durch die Kunst symbolisch wiederholt werden, sondern nur diejenige einer einzelnen, großartig angelegten und vorbildlichen Menschennatur. Im übrigen aber bitte ich, an dieser Stelle ein persönliches Bekenntniß ablegen zu dürfen. Ich rechne es mir zur Ehre, mildgläubiger Protestant zu sein; ich beklage, daß die Mängel meiner Kirche, sowie ihr Verhältniß zum Staate die Fortdauer der katholischen Kirche bis auf weiteres als begreiflich erscheinen lassen; ich verstehe, wie die katholische Kirche — ein staunenswerthes Kunstwerk der mit den menschlichen Schwächen rechnenden Priestervernunft — als Gesetzesanstalt, als farbenprächtige Mystik, als imposante Universalmacht andern Völkern „ein sanftes Joch" sein kann. Daß aber mein deutsches Volk noch immer zerrissen ist in zwei Theile, daß deutsche Tiefe der Vernunft und des Gemüths der bestrickendsten Verweltlichung des reinen evangelischen Christenthums den Schimmer begründeter Wissenschaftlichkeit und die Idealität selbstlosen Glaubenseifers verleihen müssen, wie in keinem andern Lande: das treibt mir immer wieder die Thränen in die Augen. Auch mir steht die Religion über dem Staate, aber nicht Rom über Deutschland, wie so vielen meiner katholischen Brüder. Man verzeihe mir den Ausdruck des persönlichen tiefsten Schmerzes an dieser Stelle; wenn aber ein geistvoller Sohn meines Vaterlandes dahin gelangt, dem lieben Gott eine nachträgliche Beweisführung der neutestamentlichen Leidens- und Heilsgeschichte durch „die begnadigte Jungfrau Emmerich" unterzuschieben, so muß ich schmerzbewegt, aber energisch gegen eine derartige deutsche Wissenschaft protestiren.

3. Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto von Leixner. Leipzig, Dürselen. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Innerhalb seines besondern Fachs als Literarhistoriker hat Otto von Leixner schon mehr als einmal bewiesen, daß er über ein heutzutage seltenes Maß von ästhetischer Begabung verfügt. Dessen freue ich mich um so mehr, weil gerade ich wiederholt den Satz vertreten habe, daß Germanisten als solche nicht berufen seien, den Kunststoff der Poesie zu durchdringen. O. von Leixner besitzt aber noch eine andere Begabung in hochachtungswerthem Grade. Er ist Schriftsteller von Beruf, und hat schon ziemlich viel größere und kleinere Arbeiten herausgegeben. Einem solchen Manne liegt die Gefahr sich auszugeben näher als andern Gelehrten; auch könnte ihn die heutige Vielgeschäftigkeit und Schnelllebigkeit verführen, das Schriftstellerthum in bedenkliche Verwandtschaft mit der Industrie zu bringen. In diesen Fehler ist von Leixner bisjetzt nicht verfallen. Zwar beherrscht er den Plauderton, aber er sättigt ihn mit so gediegenem Inhalt, daß man sagen darf: von Leixner bietet goldene Früchte in krystallenen Schalen. Er versteht es meisterhaft, seine Prosa auf einen vornehm feinen und edeln Ton zu stimmen und mit attischem Salze zu würzen. Selten ist mir jemand vorgekommen, welcher das Geistvolle mit dem Geistreichen so zu verbinden versteht wie er. Am höchsten aber rechne ich ihm an, daß ihm diese Eigenschaften nur als Mittel dienen, um den reichen Gehalt seines scharf beobachtenden, weitherzigen und doch sittlich gefestigten Geistes, eines warmen Gemüths, einer regen Phantasie möglichst breiten Schichten unsers Volks zugänglich zu machen. Ich sehe einen Triumph des Schriftstellerthums im Sinne von Leixner's darin, daß wichtige Wahrheiten der Aesthetik und Ethik, welche die gebildeten Laien fast niemals in den betreffenden Lehrbüchern studiren, hier mit Leichtigkeit und doch mit hohem sittlichen Ernste, als Brillanten nach Schliff wie Feuer, unserm Volke dargeboten werden. Ich muß es Otto von Leixner zum Verdienste anrechnen, daß er seinen „Aesthetischen Studien für die Frauenwelt" hier 26 „Plauderbriefe an eine junge Frau" folgen läßt, welche eine Art Frauenbrevier in Prosa bilden. Sein Gerechtigkeitssinn, die Richtigkeit seiner Grundsätze und Gesichtspunkte, der die feinste Ironie noch überragende Humor, welcher als Duft über dem Ganzen liegt: dies alles verpflichtet mich zur wärmsten Anerkennung dieser neuen Leistung von Leixner's. Möchte er darum aber auch die Bitte gestatten, mit seinen Gaben etwas haushälterisch umzugehen.

Wollte ich voranstehende Kritik dem Leser zur Anschauung bringen, so müßte ich ein ganzes Kapitel hier abdrucken lassen. Da dies unmöglich ist, so begnüge ich mich damit, einige Gedanken des Verfassers anzuführen.

Die sogenannte „Stimmung" vieler Frauen kennzeichnet er als Launenhaftigkeit; der größte Feind der wahren Geselligkeit ist ihm die Gesellschaftelei; die bekannte Abkürzung auf Einladungen „U. A. w. g." übersetzt er in die Worte: Ueber Alle wird geklatscht; er geißelt die „Aesthetikomanie", bekämpft die Züchtung von Gelehrtinnen in vielen „höhern" Töchterschulen, führt unsere Cultur auf den Einfluß des männlichen Geschlechts zurück, die Gesittung aber auf den der Frauenwelt, charakterisirt haarscharf die Eifersüchteleien der Frauen untereinander, den Unterschied von Koketterie und Gefallsucht, die Geistes- und Gemüthsgecken beiderlei Geschlechts u. s. w. Möchten doch recht viele deutsche Frauen diesem trefflichen Buche nur halb so viel Zeit widmen, wie ihrer Romanlektüre: gewiß, sie würden bald gesunden und gesund machen!

Gustav Portig.

Feuilleton.

Der verdienstvolle Geschichtschreiber des Dramas, Robert Prölß, hat sich veranlaßt gesehen, zu einer neuzeitigen wichtigen Frage seines Gebiets öffentlich Stellung zu nehmen. Er schreibt über „Das deutsche Volkstheater" (Dresden, F. Oehlmann, 1889) und wendet sich gegen die durch Hans Herrig u. a. geförderte Gründung von sogenannten „deutschen Volkstheatern". Prölß behandelt seinen Gegenstand mit dem ganzen schwerwiegenden Rüstzeug des Aesthetikers und Dramaturgen, aber in lichtvoller Sprache, mit wohlthuender Wärme. Prölß erkennt trotz seines hochgradigen Idealismus an, daß selbst das bestsubventionirte Theater neben der künstlerischen auch eine geschäftliche Seite hat. Daraus folge aber nicht, daß ein Kunstinstitut seinen künstlerischen Zweck zeitweilig aufgeben dürfe. Er verlangt die Besetzung jedes Fachs mit wahrhaft künstlerischen Kräften. Auch müsse die Technik eines jeden Dramas aus dem Geiste des Kunstwerks hervorgehen. „Die Idee selbst, wenn sie auch dramatisch ist, macht allein noch lange kein Drama." Das Volksspiel als Festspiel in dem Sinne von Hans Herrig bekämpft Prölß; diese decorationslosen Theater mit ihrem Gemisch von schauspielerischen und dilettantischen Kräften seien in der Neuzeit unhaltbar. Doch sei es möglich, das Herrig'sche Volksdrama als Seitenzweig des Dramas zu entwickeln, besonders dann, wenn die Verhältnisse so günstig liegen wie in Worms. Die Gründung eines Volkstheaters im besten Sinne des Wortes sei heutzutage sehr wünschenswerth; auch dürfte die Möglichkeit seines Bestehens gesichert sein in unsern großen Städten, besonders wenn es vom Staat oder der Stadtgemeinde entsprechend unterstützt wird. Nur bedürfe es dazu keiner neuen Form des Dramas oder der Bühne. „Nicht die Form des Theaters und des Dramas gibt der Bühne Leben und Bedeutung, sondern der Geist, der beide belebt. Es war dasselbe Theater, auf dem gleichzeitig Schiller, Iffland und Kotzebue wirkten." Diese wenigen Proben mögen den Leser den reichen Gehalt in der neuen Schrift des sachverständigen Verfassers ahnen lassen.

— Vom „Neuen Pitaval, begründet durch J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt durch Dr. A. Vollert", ist der dreiundzwanzigste Band der Neuen Serie bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Er wird mit dem Proceſſe wider Johann Hus, den großen böhmischen Reformator, eröffnet. Dieses weltgeschichtliche Zeugniß wider die Natur und Praxis des römischen Stuhls und der Würdenträger der römischen Kirche gewinnt heute erneutes Interesse, da das Für und Wider Hus im böhmischen Landtage jüngst recht lebendig geworden. Unter den übrigen Criminalfällen werden vielleicht die beiden, den „Gerichtlichen Reden von A. F. Koni" entnommenen russischen Proceſſe um der belehrenden Einblicke in russische Verhältnisse und Anschauungen willen am meisten Aufmerksamkeit verdienen, wie sie auch die gerichtliche Beredsamkeit in Rußland charakterisiren.

— Von August Schwartz, dem Inhaber der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg, geht uns eine hübsche „Denkschrift zum funfzigjährigen Stiftungsfeste des Literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg" zu, begleitet von einer Nummer des einmalig erschienenen „Literarisch-geselligen Jubel-Kladderadatsch", der in getreuer äußerer Nachahmung des berliner humoristischen Blattes die gemüthliche Bedeutung des Localfestes feiert. Aus der Denkschrift selbst und dem Verzeichnisse ihrer Mitglieder geht dagegen die Bedeutung hervor, welche der Verein für die höhere Gesellschaft der Stadt gehabt hat.

Im gleichen Verlage ist für das Jahr 1890 zum dreiundfunfzigsten male der treffliche, reich illustrirte „Volksbote", ein Volkskalender von warmer nationaler Gesinnung, erschienen. Neben ihm behauptet sich jedoch, nur um drei Jahre jünger, nach wie vor „Der Gesellschafter" (Oldenburg, Stalling).

Hieran sei die Erwähnung zwei neuer Abreißkalender für das Jahr 1890 geknüpft, die beide einigermaßen in das literarische Gebiet fallen. Der „Carmen Sylva-Abreißkalender", herausgegeben von Antonie Lewin (Barmen, Hyll u. Klein), gestaltet sich zu einer Lichtstrahlensammlung aus den Werken der königlichen Dichterin, indem jedes Blatt einen Denkspruch derselben den üblichen Kalenderangaben zufügt. (Preis 1 M. 25 Pf.)

J. C. Schmidt's Abreißkalender (Erfurt, J. C. Schmidt) dagegen mahnt den Pflanzen- und Gartenfreund jeden Tag, was er bei seinen Lieblingen nicht zu vergessen hat (Preis 75 Pf.).

— Als erstes Heft eines „Handbuchs für den deutschen Adel" (Berlin, Mitscher u. Röstell, 1889) hat Alfred von Eberstein das „Hand- und Adreßbuch der Genealogen und Heraldiker unter besonderer Berücksichtigung der Familiengeschichtsforscher" herausgegeben. Die vorliegende erste Hälfte umfaßt Deutschland und Deutsch-Oesterreich; die zweite wird den außerdeutschen Theil mit einem literarischen Führer durch dieses wissenschaftliche Sondergebiet nebst praktischen Angaben und Winken für die Abfassung einer Familiengeschichte enthalten. Die folgenden Abtheilungen sollen sich mit der genossenschaftlichen Thätigkeit und der corporativen Organisation der einzelnen Geschlechter wie des Adels überhaupt beschäftigen, genaue Verzeichnisse der dem deutschen Adel heute zugänglichen Stifte und Stiftungen bringen und endlich den heutigen Adel Deutschlands in geschichtlicher und socialpolitischer Beziehung behandeln.

Bibliographie.

Alcock, D., Die spanischen Brüder. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Wohlfeile und vollständige Ausgabe mit dem poetischen Teil. Dresden, Brandner. 8. 2 M.

Bunzeck, G., Der Schulze von Gabelbach. Thüringisches Volksstück. Weimar, Thelemann. 1889. Gr. 8. 1 M.

Cannstatt, O., Kunst und Wissen in Worms. Eine Festschrift zur Eröffnung des städtischen Spiel- und Festhauses in Worms. Worms, Reiß. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Hertz, K., Buch der Minne. Sprüche, Lieder und Geschichten aus alter und neuer Zeit. Stuttgart, Gebr. Kröner. 1889. 12. 4 M.

Humboldt's, A. v., Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. Einzige von A. v. H. anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache. 4 Bde. Stuttgart, Cotta Nachf. 1889. 8. 5 M.

Jensen, W., Die Kinder vom Oedacker. Ein Roman. 2 Bde. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 10 M.

Keben, G., Das Quartett. Lustspiel. Berlin, Kühling u. Güttner. 1889. 8. 2 M.

Komorzynski, J. v., Der Werth in der isolirten Wirthschaft. Wien, Manz. 1889. Gr. 8. 3 M.

Kuß, O., Ut mine Ferientid. Plattdütsche Vertellung in meckelnbörg'sche Mundort. Minden, Köhler. 1889. 8. 3 M.

Lorenz, O., Gustav Adolf in Erfurt. Ein Volksstück. Schwäb. Hall. 1889. Gr. 8. 40 Pf.

Mantegazza, P., Die Hygiene der Lebensalter. Königsberg O Pr., Matz. 1889. 8. 1 M.

— — Physiognomik und Mimik. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von R. Löwenfeld. 2 Halbbde. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 10 M.

Marti, F., Schmerzenskinder. Versuche. Glarus, Baeschlin. 1889. 12. 3 M.

Ovidius Naso, Publius, Briefe der Heroiden. Deutsch im Versmaße der Urschrift von A. Koch. Bamberg, Buchner. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Paczynski-Tenczyn, v., Lebensbeschreibung des General-Feldmarschalls Keith. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. 12. 60 Pf.

Rhamm, K., Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande, wie sie waren und wie sie sein werden. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schaefer, G., Ursprung und Entwickelung der Verkehrsmittel. Nach geschichtlichen Quellen dargestellt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 3 M.

Weyrauch, J., Robert Mayer, der Entdecker des Princips von der Erhaltung der Energie. Stuttgart, Wittwer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolff, J., Das Bewusstsein und sein Object. Berlin, Mayer u. Müller. 1889. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Eric Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden versehickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und tranko.

E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig Königsplatz 6.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preislisten gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Cacao-Vero,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

Hartwig & Vogel
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Die 117. Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,135,000** M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt:

die erste	zweite	dritte	vierte	fünfte
am 7. und 8. Januar	3. und 4. Februar	3. und 4. März	8. und 9. April	vom 5.—27. Mai 1890.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt

für Voll-Lose: 210 M. — Pf. für $\frac{1}{1}$, 105 M. — Pf. für $\frac{1}{2}$, 42 M. — Pf. für $\frac{1}{5}$ | **für Klassen-Lose:** 42 M. — Pf. für $\frac{1}{1}$, 21 M. — Pf. für $\frac{1}{2}$, 8 M. 40 Pf. für $\frac{1}{5}$.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Wird solche **franko** und nach Beendigung der Lotterie **noch** die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für **Voll-Los-Nummern,** welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. Verlosungs-Plan erfolgt franco im Couvert gegen Einsendung von 10 Pf.**

Reinhold Walther in **Leipzig,** Pfaffendorfer-Strasse No. 5, concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 9. Januar 1890.

Inhalt: Drei Realisten. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Erzählendes in dichterischer Form. Von Karl Spitteler. — Neue Theaterschriften. Von Feodor Wehl. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Ueber Schliemann's Wirksamkeit. Von J. Mähly. — Zur Geschichte der römischen Kirche in Deutschland. Von Karl Jentsch. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Drei Realisten.

1. Schulter an Schulter. Roman von Hermann Heiberg. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 10 M.

Ich bin in der erfreulichen Lage, im genannten Romane das Buch eines Schriftstellers zu besprechen, der im Laufe seines bisherigen Erdenwallens Zeit und Gelegenheit gehabt hat, Menschen und Zustände kennen zu lernen. Die meisten seiner Charaktere, nicht alle, sind nach Vorlagen aus dem Leben gezeichnet. Wie anschaulich ist z. B. die Gestalt des Kaufmanns Jahn. Dieser Jahn ist ein sehr gewöhnlicher Jahn, aber er ist doch ein Mensch und dazu nicht der schlechteste. Leichtsinnig, wie ihn einmal Mutter Natur geschaffen, kann er auch in ernsten Lebenslagen nie das Witzeln lassen. Es ist das eine Gewohnheit, die ihm zur zweiten Natur geworden und die — so geringfügig sie an sich auch ist — doch außerordentlich viel zu der Veranschaulichung seines Charakters beiträgt. An solchen kleinen charakteristischen Zügen sind die meisten der vorgeführten Gestalten reich, an diesen Zügen erkennt man aber das wahre Romantalent, die echte Beobachtungsgabe. Was fange ich mit einem Menschen an, der keine Gewohnheiten hat?! Mag man mir die sonderbarsten Thaten von ihm berichten — ich bin ja gezwungen, dem Autor zu glauben, daß er gut oder böse, klug oder dumm ist, aber ich kann ihn nicht *sehen*, diesen Menschen, ich kann mir keine rechte Vorstellung von ihm machen. Und ich *will* ihn sehen, ich habe das Recht, vom Erzähler zu verlangen, daß er mir seine Helden ordentlich vorstellt. Dieses „Vorstellen" versteht Heiberg vortrefflich. Welche Lebenswahrheit sitzt in den beiden alten Schwestern, die eine Leihbibliothek besitzen und bei der Uebergabe eines jeden noch so schäbigen Buchs an die Kunden die eindringliche Mahnung richten, doch ja mit dem „schönen Buche" recht vorsichtig und schonungsvoll umzugehen. Als der eigentliche Held der Dichtung ist wol der Knabe Felix aufzufassen, den der Verfasser mit großer Liebe gezeichnet, bei dessen Schilderung er ein reiches Gemüthsleben geoffenbart hat. Man kann diesen Jungen mit allen seinen tollen Streichen wirklich von Herzen liebgewinnen, man wundert sich nicht, daß alle Welt sich den größten Schabernack von ihm gefallen läßt, ohne ihm doch ernstlich böse zu werden. In diesem Knabencharakter liegt ebenso viel echte Poesie als Wahrheit. Von hoher dichterischer Schönheit ist die Schilderung einer Mondnacht, die Felix mit seinem treuen Hunde Frithjof im Garten verbringt:

Allmählich verschärften sich die lauschenden Sinne immer mehr. Er sah zwischen den Zweigen der Laube die kleinen, zarten Sommermotten auf- und absteigen; die sanft summende Musik unzähliger, unsichtbarer Geschöpfe ging wie ein leises, melodisches Abendsingen durch die Lüfte, und zarte Nebeltropfen glitten von Kraut und Blumen. Verführerisch mischten sich die Düfte der Reseda und Nachtviolen und drangen berauschend auf ihn ein. Ein Glühwurm flimmerte im Grase, ein Nachtfalter stieß mit lautem Flügelschlage gegen einen Zweig und verschwand im Dunkel der Laube, und unter den Blättern raschelte ein lebendiges Geschöpf, wol ein Mäuschen. Die Bäume, die Blumen, die Sträucher, schliefen gleichsam mit offenen Augen im Mondenschein; an den Planken, welche die Gärten trennten, standen die Spaliere mit ihren ausgebreiteten Armen und den letzten schneeigen Blüten wie verzaubert, und nur ein weißes Kätzchen, das plötzlich auftauchte und mit anmuthiger Sicherheit im Mondschein die zierlichen Pfoten setzte, dann eine Weile unbeweglich verharrte und nun plötzlich mit leichtem, unhörbarem Sprunge im Nachbargarten verschwand, zeigte, daß noch bewußtes Leben da sei. Der Knabe schloß die Augen, — Frithjof athmete schwer zu den Füßen seines kleinen Herrn. Zuletzt ließ Felix sich herab und legte sein Ohr an die warme Erde. Es pulsirte in dem Riesenkörper. Oder rieben nur kleine Sandquarze, von ruhelosen Käfern gehoben, ihre Flächen, hastete unsichtbares Gethier durch die Poren der Erdkrume, regten sich die Säfte im Grase, trieben Iltis und Maulwurf ihr unterirdisches Wesen? — Durch des Knaben Inneres zog ein unbeschreibliches Wonnegefühl. Er ruhte an der Brust der großen Urmutter, die ihn geboren, er fühlte ihren verborgenen,

belebenden Hauch, athmete die Düfte der Pflanzen ein und unterlag der Einwirkung des großen magnetischen Lichts, das droben in der Höhe den stillen Schlaf der Erde behütete. Thränen wollten sich in seine Augen drängen. Die geheimnißvolle Schönheit der Welt versetzte seine Seele in einen Taumel. Gedanken und Wünsche, Hoffnungen und gute Vorsätze stiegen in seiner Brust empor. Etwas gewinnen, wissen, können, sich einen Platz in der Welt erobern, Andern nützen und Gutes fördern, das zog in buntem Wechsel, eindrucksvoll kommend und gehend, durch seine junge Seele. Endlich erhob er sich, schüttelte seinen schlafenden Freund, lehnte die Wange an dessen Schnauze und nahm liebebedürftig, wie jüngst, die Zeichen der Anhänglichkeit entgegen, die das stumme Geschöpf ihm geben konnte.

Das nenne ich Poesie, Stimmung und — Wahrheit! Ja, auch Wahrheit; denn Schönheit und allumfassende Liebe sind viel echtere Natur, als Bosheit, Niedertracht und Häßlichkeit. Der Mensch ist im Grunde gut, denn im Grunde fühlt er „Mitleid", und „Mitleid" ist Liebe. Es ist eine der zwar seltensten, aber schönsten und weihevollsten Stimmungen des Menschenlebens, die Heiberg hier als ein wahrer Dichter und Mensch gezeichnet hat: die Empfindung der All-Einheit, die unbewußte, geheimnißvolle Empfindung, daß alles das, was uns umgibt, nur ein einziges großes Ganzes ist. Die empfängliche Seele des reichbegabten Knaben erschließt sich, wie die Knospe dem Sonnenlichte, den mächtig wirkenden Kräften der Natur; sein Bewußtsein verschmilzt gewissermaßen mit dem All. Nicht weiß er, was mit ihm vorgeht, es ist ihm nur zu Muthe, als ob er von liebenden Armen umschlungen würde. Könnte er seine Empfindungen ausdrücken, er würde etwa sagen: „O schöne Welt, ich liebe dich, denn ich bin ja nur ein Theil von dir. Du bist ich und ich bin du!" Man beachte die schöne, dem Schaffenden vielleicht unbewußte Steigerung in dem Geschilderten: wie sich der Gesammteindruck in seine einzelnen Erscheinungen auflöst, ohne doch den innigen Zusammenhang zu verlieren; man beachte auch den warmkräftigen Schlußaccord, die treuherzige Scene mit dem Hunde.

Neben großen Vorzügen bietet der Roman auch sehr ins Auge fallende Angriffspunkte. Ich muß ihm als ersten, zweiten und dritten Fehler die gar zu weit gehende Breite vorwerfen. Die Handlung stockt nicht selten ganz bedenklich, die Erzählung geht nur zu oft in einer Schilderung unter, welche auf die Dauer ein starkes Gefühl der Ermüdung hervorruft. Wiederholungen sind nicht ausgeschlossen; der Humor entbehrt zuweilen der herzerfreuenden Ursprünglichkeit, sinkt gelegentlich zu gesuchter Lustigkeit oder gar zum Possenhaften herab. Die Steigerung des Interesses, der „Spannung", ist eine ungenügende, weil schon die Handlung an sich in keinem entsprechenden Verhältnisse zu dem räumlichen Umfange der Dichtung steht. Den Leser überkommt am Schlusse das Gefühl, als ob alles das, was er bisher gelesen, nur die lange Einleitung zu einer fernern Erzählung sei; die vorliegende noch gar nicht beendet sein könne, weil ihr Inhalt unser Bedürfniß nach kräftiger dichterischer Speise durchaus nicht befriedigt hat. Wir sind kaum recht warm geworden und nun — soll schon alles aus sein? Ist das der Lohn für unser geduldiges Ausharren? Ei, da soll doch gleich — ja was? „Aus ist der Schmaus, die Gäste gehn nach Haus": — ich erinnere mich, wie tief mich als Knaben diese Worte empörten, wenn man mit ihnen eine Geschichte beschloß, deren Inhalt mich nicht recht befriedigt hatte und deren anziehenden Theil ich erst errathen zu dürfen glaubte. Fast möchte ich mit diesem kindlichen Schmollen die Empfindung vergleichen, welche der Heiberg'sche Roman hinterläßt. Aber freilich — wer zu lesen versteht, findet auch hier des Interessanten genug. Die kleinstädtischen Verhältnisse, unter denen sich die Geschichte abspielt, sind mit der Beobachtungsgabe des Humoristen in allen Einzelheiten, in den geringfügigsten Zügen, dem wirklichen Leben abgelauscht. Alles, was der Verfasser davon berichtet, läßt keinen Zweifel daran übrig, daß er selbst in diesen Kreisen gelebt und gewirkt haben muß. Besondere Hervorhebung verdient die schöne, echt christliche Haltung der Dichtung. „Schulter an Schulter" in Leid und Freud' — das ist nichts anderes als die Nächstenliebe, für welche Heiberg mit warmer Beredsamkeit und edler Begeisterung eintritt. Heiberg ist ein Talent, welches gewiß sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat und von dem wir noch manches Schöne erwarten dürfen. Mit realistischer Gestaltungskraft verbindet er den idealen Sinn des Künstlers, dessen vornehme Natur das Unschöne und Gemeine niemals zum Selbstzwecke der Dichtung erhebt.

2. Die Alten und die Jungen. Socialer Roman von Conrad Alberti. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 9 M.

Viel versprechend beginnt der Roman mit einer Schilderung des Schmutzes im Eisenbahnwagen vierter Klasse, in welchem der Held, namens Treumann, nach Berlin gelangt, wo er sich „geistig entwickeln" und sein Glück versuchen will. Seine Reisegenossen —

> ... das waren dieselben schmierigen, verhungerten galizischen Auswanderer mit den wirren Haaren voll Ungeziefer (!), den geflickten, kothigen Kleidern, den unsaubern Gesichtern, mit denen ihn der brutale Schaffner zusammengepfercht hatte, und er lag auf dem staubigen, mit durchfetteten Papieren, Cigarrenstummeln und Speichel bedeckten Boden der Wagenecke ...

Zola schildert im „Germinal" den Hustenauswurf eines Kohlenarbeiters, um die verhängnißvollen, die Gesundheit untergrabenden Folgen dieses modernen Sklavendienstes anschaulich vorzuführen; Dostojewski läßt seine Helden „ausspeien", wenn ihnen etwas Widerwärtiges begegnet, weil das eine echt national-russische, ungemein charakteristische Gewohnheit ist — beide Schriftsteller sind sich bei der Schilderung des Ekelhaften, so vieles ich gegen dieselbe auch einzuwenden habe, doch eines höhern charakteristischen Zwecks bewußt. Kann das Alberti auch von sich behaupten? Würde die Anschaulichkeit seines Helden auch nur das Geringste verlieren, wenn der Verfasser uns mit dem „Ungeziefer" und „Speichel" verschont hätte?

Treumann lernt in Berlin sehr bald die „moderne Gesellschaft" kennen. Was versteht Alberti unter unserer modernen Gesellschaft? Die Schmarotzer im Hause eines jüdischen Commerzienraths, ein internationales, zusammengelaufenes Pack von Industrierittern und einen Haufen von herabgekommenen jungen Literaten und Musikern. Es gehört doch wirklich sehr viel Naivetät oder Kühnheit dazu, um dieses in jede Großstadt hineingeschwemmte oder von ihr ausgegorene Gesindel für unsere „moderne Gesellschaft" auszugeben; in diesen Kreisen den Kampf zwischen „Alten und Jungen" sich entscheiden zu lassen. Unsere Realisten sind bekanntlich dem Alten von Weimar längst „über"; kein Wunder daher, wenn auch Alberti den thörichten Greis zu verbessern unternimmt. Der bekannte Goethe'sche Spruch lautet in Alberti's freier Bearbeitung als Motto des Romans: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, — *Verwirf es, um dich zu besitzen!*" Ich finde in dieser Berichtigung ebenso viel phrasenhafte Geschmacklosigkeit als unbegründete Dreistigkeit — keine Spur von Genialität! Im übrigen bleibt es dem Leser überlassen, den Zusammenhang zwischen diesem „Motto" und dem Inhalte des Romans herzustellen. Ich freute mich anfangs über die Aufrichtigkeit, mit welcher unser Verfasser die Stimmung und das Gebaren der Börsenjobber und verwandter Kreise während der jüngstverflossenen Trauerzeit unsers Vaterlandes schildert. Es ist viel Zutreffendes in dieser Schilderung enthalten, die insofern besonders frisch und kräftig berührt, als wir ja noch alle mehr oder weniger unter dem Eindrucke jener Ereignisse stehen. Bald aber mußte ich mit Bedauern die Ueberzeugung gewinnen, daß der Verfasser in dieser Beziehung mit einer Vorsicht zu Werke geht, die mehr dem Geschäftsmanne als dem Dichter zur Zierde gereicht. Nachdem er die jüdischen Kreise des bewußten Commerzienraths weidlich ausgeschimpft, sichert er sich einen „ehrenvollen Rückzug" durch die Vorführung eines alten, ganz idealen jüdischen Kaufmanns, der mit salomonischer Weisheit und einer in seinem Berufe jedenfalls ungewöhnlichen Bildung einige großartige Aphorismen über Welt und Leben zum besten gibt: „Sehen sie, *der* gefällt mir!" sagte Treumann zu Hoffmeister. „Das ist die alte famose Generation von 1813, die den Napoleon 'rausgeschmissen und das Deutsche Reich gegründet hat." Und weiter: „Sie vergessen, daß der alte Jarociner — seine Generation, meine ich — für dieses Reich, das uns als reifer Apfel in den Schos fiel, Jahre lang in Ketten und Banden gelitten hat." Ich zweifle ebenso sehr daran, daß der alte Handelsmann erhebliche Theilnahme an dem „'Rausschmeißen des Napoleon" und der „Gründung des Deutschen Reichs" genommen, als daß er für dieses Reich „Jahre lang in Ketten und Banden gelitten" hat. Er selbst ist weit entfernt davon, Aehnliches zu behaupten, und wird sich wol jedenfalls mehr um andere „Gründungen" und um das Gedeihen seines Handels als um die politischen Zustände Deutschlands bekümmert haben. Hätte uns Alberti einen einfachen strenggläubigen Juden mit allen guten und schlechten Eigenschaften seiner Rasse vorgeführt, so hätte er mit diesem „Alten" ein lebenswahres und wirksames Gegenbild zu dem verweichlichten „Jungen", dem börsenjobbernden Commerzienrathe, geschaffen; so aber handelt es sich nur um ein idealistisches Charakterbild, das mindestens unwahrscheinlich und in seiner Absichtlichkeit verstimmend wirkt. Im übrigen hätte das Buch „Die alten und die jungen Juden" heißen sollen. In dem gewählten allgemeinen Titel tritt eine Ueberhebung oder Ueberschätzung zu Tage, die wir gelten zu lassen weit entfernt sind.

Was bedeuten aber alle diese Ausstellungen gegen die unerhörten pornographischen Schilderungen, von denen es in dem Buche geradezu wimmelt! Durch solche Schilderungen wird die Muse zur Dirne entwürdigt. Der größte Theil der Handlung spielt sich in sogenannten „Weiberkneipen" und ähnlichen Lokalen ab, also dort, wo sich die Geschicke der guten Gesellschaft jedenfalls nicht zu entscheiden pflegen, mögen diese Orte auch von der letztern gelegentlich besucht werden. Ich bin weit davon entfernt, an der Möglichkeit derartiger Auftritte zu zweifeln, wie sie Alberti uns mit peinlicher Sorgfalt vorführt, obwol mancher schon die Grenze des Möglichen überschreiten dürfte. Die Natur pflegt sich zuweilen für den Zwang der Cultur und der Umgangsregeln in grauenerregender Weise zu rächen, und der Ausgleich zwischen ihren Gesetzen und unsern Begriffen der Wohlanständigkeit und guten Sitte läßt immer noch einen Rest übrig, an dessen Tilgung noch viele Geschlechter arbeiten werden; deren gegenwärtiges Vorhandensein mancherlei traurige und krankhafte Erscheinungen mit einer gewissen Nothwendigkeit hervorruft. Aber das gehört in die ärztlichen und socialen Wissenschaften, nicht in die Kunst; das sind Abgründe des menschlichen Lebens, welche „die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen", in welche die Kunst nicht hinabsteigen kann, ohne sich selbst zu verlieren und im Schlamme unterzugehen. Die Kunst darf naturgemäß Gebiete nicht berühren, auf denen sie nur schädlich wirken kann; denn eine Kunst, deren Zweck Erniedrigung und Schädigung des Menschengeschlechts wäre, kann ich als solche nicht anerkennen. Wodurch aber könnte in diesem Falle die Kunst eine unsittliche Wirkung vermeiden, wenn nicht etwa durch das Moment des „Abschreckenden"? Nun aber denke man sich die Kunst als abschreckendes „Mittel" — ist ein solcher Gedanke nicht einfach ungereimt, weil einfach unkünstlerisch? Und nicht einmal dieser traurigen Ausgeburt darf die vergewaltigte Muse gewiß sein, denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Schilderung des Lasters auch dann, wenn sie eine abschreckende sein soll, in der Regel verführerisch wirkt. Das ist gar nicht so wunderbar, das muß im Gegentheile ganz natürlich erscheinen demjenigen, der weiß, eine wie große Macht die einfache Vorstellung auf den Willen ausübt. Ein lehrreiches Beispiel ist Robert Hamerling's „Ahasver in Rom",

wo die Schilderung römischer Völlerei und Ueppigkeit trotz der ausgesprochenen entgegengesetzten Absicht des Dichters, trotz seines unvergleichlichen plastischen Talents oder vielmehr gerade wegen dieses Talents, doch von Publikum und Kritik als verführerisch empfunden wurde. Es ist eben unmöglich, durch die Kunst Absichten zu erreichen, die außerhalb ihres Wirkungskreises liegen.

Alberti ist zweifellos ein Talent, aber er ist — vorläufig wenigstens — kein Künstler. Vor allem fehlt ihm eins dazu: das künstlerische Maß. Wenn er seinen Pinsel in eine Farbe taucht, dann thut er das nicht mit der Bedächtigkeit des Künstlers, sondern mit der sorglosen Energie des Stubenmalers. Die Charaktere des Romans sind, trotz einzelner fein beobachteter Züge, meistentheils karikirt. Aehnliches läßt sich vom Stil behaupten, in welchem die maßlos aufeinander gehäuften rhetorischen Fragen schließlich ermüdend wirken. Das Meiste in technischer Beziehung läßt aber die Erzählung selbst zu wünschen übrig, die fortwährend von langathmigen philosophischen Gedankengängen unterbrochen wird, statt daß sich die Gemüthsstimmung der Helden in Thaten umsetzte. Bei alledem — das möchte ich nochmals betonen —: ein Talent. Es ist Geist und scharfe Beobachtung menschlicher Schwächen in dem Buche enthalten, und es weht wirklich berliner Luft darin. Vieles, nur zu vieles Faule und Morsche trifft die Geißel Alberti's. Leider wird es durch solche Romane, wie der vorliegende, nicht besser.

3. Der Mäcen. Erzählungen von Detlev Freiherr von Liliencron. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 8 M.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Du, Geist der Erde, bist mir näher!" In der That — es steigt ein kräftiger, frischer Erdgeruch aus diesem Buche empor, der nach der Stickluft des Alberti'schen Romans, nach allen den ungesunden Ausdünstungen und Gasen der Uebercultur, doppelt angenehm berührt. Auch bei Liliencron spielt die Sinnlichkeit eine große Rolle, aber sie hat hier etwas Naives, Ursprüngliches, Unbewußtes; sie ist hier eine rothwangige, pralle Bauerndirne, während sie bei Alberti — doch genug davon. Liliencron ist ein großer Verehrer der Natur und darin hat er vollkommen recht. Aber seine Naturliebe verirrt sich oft zu einem Cultus der Sinne und der rohen Kraft, und das ist mir weniger sympathisch. Die Erfolge des letzten siegreichen Kriegs haben einen großen Theil der Nation in eine Art Kraftrausch versetzt, der sich vor kritischen Blicken verflüchtigen muß, weil er eigentlich doch seine Lebenskraft aus einem Boden saugt, der mit den höhern Eigenschaften des Menschen nichts gemein hat. Liliencron ist auch als Dichter „schneidiger" Lieutenant geblieben. Auch sein Stil ist schneidig. Aber so angenehm eine natürliche, markige Sprache berührt, so sehr erkältend wirkt sie, wenn das „Natürliche" zur Manier ausartet. Diesen Vorwurf muß sich von Liliencron an vielen Stellen gefallen lassen. Alles hat seine Grenzen, und was in ein Buch einmal nicht hineingehört, das soll draußen bleiben. Ich finde es geschmacklos, von der Erde zu sagen, sie sei „quappsig", vom Monde, er sei „pratschig", oder in eine Erzählung einen subjectiven Naturlaut, wie: „Eia!" unvermittelt hineinzujohlen. Die schriftstellerische Sprache soll sich zwar möglichst eng an den gewöhnlichen Umgangston anschließen, im übrigen soll sie nicht zum niedern Volke hinabsteigen, sondern das Volk zu sich emporheben. Der Inhalt der vorliegenden zwei Bände, die in einem Bande von mäßigem Umfange reichlich Platz gefunden hätten, ist sehr verschiedener Art. Dieses Buch ist eigentlich kein Buch. Wir finden hier Erzählungen, Aphorismen, Urtheile über Literatur, Gesellschaft, Leben, ja sogar eine Sammlung von fremden Gedichten, die dem Verfasser besonders gefallen haben, jedoch nur theilweise wirklich hervorragende Bedeutung besitzen. Eine mächtig ergreifende dichterische Leistung ist das auf Seite 50 abgedruckte „Bettlerlied" von Alexis Lomnitz. Alle diese Meinungsäußerungen werden in Form eines Tagebuchs gegeben, welches angeblich ein reicher literaturfreundlicher Graf, ein wahrer „Mäcen", hinterlassen hat. Nach diesem „Mäcen" könnte armen Dichtern der Mund wässern. Sie würden bei der Lesung des Tagebuchs etwa denselben platonischen Genuß empfinden, von dem der mittellose Feinschmecker beim Lesen einer reichhaltigen Tafelkarte durchströmt wird. Was Liliencron über das Elend der gegenwärtigen literarischen Zustände sagt, ist zum großen Theile ebenso freimüthig als zutreffend. Ja, es ist geradezu eine Schande, welch eine Aschenbrödelrolle die Literatur und ihre Diener im deutschen Vaterlande spielen, sofern sie sich nicht etwa dem gebildeten und ungebildeten Pöbel oder — der Börse in die Arme werfen. Ueber die deutschen Kritiker ist Liliencron besonders aufgebracht. Ob mit Recht? — das wagt ein Mitglied dieser Gilde nicht ohne weiteres zu entscheiden. Es wird wol seine Richtigkeit haben, allerdings nicht ganz in dem Sinne des Herrn Verfassers. Daß ihn z. B. Hermann Conradi's „Adam Mensch" geradezu in Entzücken versetzt hat, und daß er in dem letztern, einem „fürchterlichen Schufte", sein eigenes, weil eines jeden Menschen Spiegelbild erblickt — das hätte ich Herrn von Liliencron eigentlich nicht zugetraut. Ich für meine Person verzichte. Ich ziehe bis auf weiteres Goethe's Faust als Vertreter unserer Rasse vor. Die Erzählungen sind meist sehr stimmungsvoll und anschaulich, auch das Tagebuch ist eigenartig, hat Stimmung und ist theilweise recht interessant. War es aber wirklich durchaus nothwendig, aus diesem Material gleich ein Buch zu machen? Das Dargebotene ist ja ganz hübsch, aber — wir haben schon so viele Bücher!

Leannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Erzählendes in dichterischer Form.

1. Feli Dora. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1889. 8. 3 M.
2. Magdalena. Ein Minnejahr am Rhein. Von Gero Gennin. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 1 M.
3. Der Cantor von Orlamünde. Dichtung von Emil Roland. Oldenburg, Schulze. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Burchard III., Erzbischof von Magdeburg. Von Paul Kämpfe. Halle, Strien. 1889. 8. 3 M.

Mit Spannung nimmt jedermann den Neuling eines berühmten Schriftstellers in die Hand, denn die Annahme, daß der Ruhm sich auf hervorragende Kunst gründe und daß ein bedeutender Mensch unmöglich etwas gänzlich Uninteressantes hervorbringen könne, ist ebenso naheliegend als vernünftig. Die Spannung wird gegenüber der „Feli Dora" (Nr. 1) erhöht durch die bereits erfolgten Auseinandersetzungen zwischen Kritik und Verfasser über die eigenthümliche Todesart der Heldin: eine Verblitzung bei blauem Himmel von unten nach oben. Der Frage, ob dergleichen überhaupt physikalisch möglich sei, begegnete Wilhelm Jordan durch ein Schreiben an den berner „Bund" (J. V. Widmann), in welchem die wissenschaftliche Begründung auseinandergesetzt und zugleich mitgetheilt wird, daß die Schilderung genau einem historischen Vorgange nachgebildet sei, wie ihn Augenzeugen dem Verfasser berichteten. Eine Schauspielerin, Namens Malvine Erk, fand im Jahre 1853 in derselben Weise wie Feli Dora den Tod auf der helgolander Düne. Die Zuschrift Jordan's erhielt in der genannten Zeitung eine Ergänzung von anderer Seite durch den Hinweis auf eine literarische Parallele (Adalbert Stifter, „Studien", vierter Band, dritte Auflage, S. 176). Vorausgesetzt, daß nicht etwa die Herren Professoren der Physik Einsprache erheben, darf die literarische Kritik mithin annehmen, die Katastrophe sei vom wissenschaftlichen Standpunkte unanfechtbar.

Wohl möglich, daß der lebhafte Bericht des „Vaters Claaßen", wie und was maßen eine hübsche Blondine auf Helgoland des Todes verpuffte, „als wenn Schwärmer zischend platzen" (S. 180), das wissenschaftliche Interesse des Verfassers gereizt und dadurch einen Hauptanstoß zu der vorliegenden Erzählung gegeben hat. Immerhin wirkten zwingendere und edlere Motive in erster Linie mit: die Erinnerung und die elegische Auffrischung derselben durch einen neuesten Besuch. Nachdem Jordan „vor zweiundvierzig Sommern" im traulichen Kreise eines „Sonderbundes" fröhliche Stunden auf Helgoland verlebt und damals schon „in Stichwortsätzen" und „hingeworfenem Versgestückel" Anstalten zu einer poetischen Verherrlichung des dortigen Aufenthalts getroffen, gab eine im vorigen Sommer unternommene „Sonntagshin- und Rückfahrt Helgolandwärts" den Ausschlag. Die Todten lebten wieder auf, die einstigen „Versstückeleien" waren noch vorhanden und „um die Stichworthalte rankten Verse nun mit neuer Triebkraft". So „wuchs das Lied von Feli (Ophelia) Dora rascher voll, als der Verfasser hoffen durfte". Schließlich rechnet der Sänger auf Beifall, trotzdem er „heuer ausnahmsweise auch einmal mit leichter Waare auf die Weihnachtsmesse fährt". Also etwas Selbstgeschautes und theilweise sogar Selbsterlebtes, zwar Alltägliches, aber durch die Sehnsucht der Erinnerung Verklärtes will uns Jordan erzählen. Der Leser weiß daher, worauf er sich gefaßt zu machen hat, und er erwartet demgemäß eine stimmungsvolle poetische Novelle. Das ist nicht nur die berechtigte Erwartung, sondern auch für den Verfasser die schuldige Aufgabe.

Nun kann uns aber der geschätzte Name des Dichters nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Aufgabe nicht gelöst worden ist; denn statt einer dichterischen Erzählung erhalten wir eine platte prosaische Meerbadegeschichte, die in Hinsicht auf die Kunst der Darstellung und Charakteristik nicht nur nicht über das Mittelmaß emporragt, sondern hinter einer gewöhnlichen fleißigen Touristennovelle noch zurücksteht. Wie so mancher andere hat sich eben Jordan durch die poetische Form dazu verführen lassen, sich's unter der schützenden Versdecke bequemer zu machen, als er es sich jemals in Prosa würde erlaubt haben. Anstatt zu stimmen und zu veredeln, diente hier das Versmaß mit seinen doch immerhin untergeordneten Künsten des Reimens nur dazu, das gehaltlose Geplauder und die nicht eben geschmackvollen Witze der „Sonderbündler" nebst manchen andern Behaglichkeiten der Selbstkritik des Dichters zu entziehen. So schroff das klingt, so kann ich mich doch nicht anders ausdrücken. Verse wie die folgenden sollten einem Dichter nicht einmal im Schlafrocke passiren (S. 152):

Wie festgewurzelt steht er still
Und fragt sich schaudernd, was er will.
Er greift sich an den Kopf entsetzt,
Als fühl' er sein Gehirn verletzt.
Doch eh' er sich besinnen kann,
Fängt jenes Prickeln wieder an.

Oder S. 149:

Er sieht es, wie der Busen wallt;
Ihn überläuft es heiß und kalt.
Er will des Rausches Quelle schließen
Und muß durchaus noch mehr genießen.

Oder S. 23:

Doch ob dies Lob für ganz platonisch
Er selbst erklärte — wie ironisch
Rief aus den hintersten Coulissen
Der leidige Souffleur Gewissen.

Ich verkenne ja durchaus nicht, daß der Plauderton und die zwanglos aneinandergereihte Erzählung ebenfalls Berechtigung haben; nur hat dergleichen mit der Berechtigung gleichzeitig Gesetze und diese lauten: Anmuth, Geschmack und Feinheit; an den drei genannten Eigenschaften aber leidet „Feli Dora" einen entmuthigenden

Mangel. Jordan hat sich einfach im Stoffe vergriffen; er wollte einmal ein Tänzlein wagen, ohne zu bedenken, daß sein Talent für solche Experimente viel zu ernst und wuchtig ist. Auch die Wahl des Versmaßes: vierfüßige Trochäen und vierfüßige Jamben, kapitelweise abwechselnd, kann unmöglich eine glückliche heißen.

Soll nun der oben angeführte Grundsatz, daß ein bedeutender Mann nie etwas ganz Unbedeutendes erzeugen kann, sein Recht verlieren? Keineswegs. Auch in „Feli Dora" findet sich manches Bedeutende, nur nicht im Gleise der Handlung und Charakteristik, sondern zufällig und willkürlich nebenbei oder gar quer über den Weg in die Radspeichen hinein, sodaß aus dem Zusammenlöthen von frühern „Fragmenten" und „Versgestückel" mit den nachträglichen „Ranken" ein gar merkwürdiges Gemisch entsteht. Zu den bedeutenden Spuren zähle ich die Kühnheit von Wortbildung und Wortzusammensetzung; mehr noch die Begriffsfülle des Gedankens, Bildes oder Ausdrucks im einzelnen Verse, z. B. S. 44: „Natur ist durch und durch Gesicht", oder S. 101: „wonach er schießt, das liegt", oder S. 140: „Zwillingsglas" (eine glückliche Uebersetzung des französischen jumelle), vor allem aber der schöne Schlußvers: „Aufgeküßt von ihrem Gott." Bedeutend ist ferner der hochgeborene wissenschaftliche Eifer für die Natur- oder genauer gesagt die Weltforschung. Jordan ist in der Naturphilosophie bis in diejenige Tiefe gedrungen, bei welcher die Philosophie zur Gedankenpoesie wird; auch bleibt er keineswegs bei der Contemplation stehen; er fügt die Speculation hinzu und dieser Speculation verdanken wir die schöne Abhandlung über den Wohnort der Geister (S. 174—176). Freilich verarbeitet Jordan seine Naturspeculationen nicht episch-plastisch; er doeirt dieselben; immerhin ruht man auf diesen gewaltigen Gedankenschwingen mit Vergnügen aus, nachdem man sich mit den herzlich uninteressanten „Sonderbündlern", unter welchen sich auch ein „Julius von Kalau" befindet, hat herumschlagen müssen. Poesie im eigentlichen Sinne erhalten wir nur episodisch, als Landschaftsschilderung. Darunter wird wol der schöne Hymnus auf Helgoland (S. 71—73) das werthvollste sein. Ich will wenigstens die Anfangsstrophen desselben anführen:

Die Nordsee schläft um Helgoland
Und hörst im Traum am Felsenstrand
Ein sanftes Rieseltönen.
Die Trümmer, die sie stürmend schlug,
Versucht ihr Schlummerathemzug
Wie streichelnd zu versöhnen.
Die wunderklare Sommernacht
Verdoppelt ihre Sternenpracht
Im spiegelglatten Meere
Und leiht dem Eiland so den Schein,
Es schweb' als Weltfragment allein
Im Mittelpunkt der Sphäre.

Der Verfasser von „Magdalena" (Nr. 2) möchte uns gern gruseln machen. „Zurück ihr Mädchen! Zurück ihr Knaben!" warnt Gero Gennin im Vorworte und im Nachworte höhnt er:

Verbohrt schulmeisterliche Brillenschlang'!
Ich weiß, daß ich dir nicht zu Willen sang.

Das Weib, von welchem er uns singen will, „hat keine Myrte im Haar" und „hat nicht das Schlußwort am Altar empfangen". Immerhin sitzt ihr, wie sich später ergibt, ein Ringlein am Finger und ich vermuthe, es war nicht Magdalenens Fehler, daß es nicht zum „Schlußwort am Altar" kam. Uebrigens scheint sie, wenn die Trauergesänge des „Winters" wörtlich zu nehmen sind, gestorben zu sein, woraus sich alles aufs sittlichste erklären würde. Wo überhaupt das Dämonische dieses Liebeseyklus zu suchen sei, ist mir ein Räthsel geblieben. In der Person der Geliebten? Außer dem verfänglichen Namen Magdalena habe ich mit dem besten Willen, dem Verfasser zu gefallen, nichts Sträfliches an ihr herausdifteln können. Oder in einer weltentzündenden Sinnlichkeit ihres Partners? Nun der Dichter geberdet sich zwar über die maßen verwegen, ehe er zu reden anfängt: die Rede selbst lautet unbedenklich. Kurz, „Magdalena" ist ein gewöhnlicher zahmer Liebeseyklus, welcher die regelrechte jugendliche Heißblütigkeit durch mimische Künste zu titanischer Höllenstürmerei aufbauschen möchte, damit das Buch sich möglichst weit von Weihnachtslyrik entferne. Wie groß der Abstand von gigantischem Versprechen und bescheidener That bei „Magdalena" ist, zeigt folgendes Beispiel. Der Verfasser singt auf S. 16:

So schlag' ich denn zu tausend Stücken
Die anerzognen Sittenkrücken —
Zerstöre muthig alle Brücken
Von Menschensatzung zur Natur,
Und ruf's mit himmlischem Entzücken:
Ich lieb' dich, Magdalena mein!
Nur du allein kannst mich beglücken.

Nun damit einer im himmlischen Entzücken rufen kann: „Ich lieb' dich, Magdalena mein", braucht er nicht die anerzogenen Sittenkrücken zu tausend Stücken zu schlagen, das darf sich der ehrsamste Candidat der Theologie leisten. In der „Weihnachtslyrik", die der Verfasser so sehr zu verachten behauptet, wird ja auch nichts anderes gerufen, als „Ich lieb' dich, Magdalena mein", nur gewöhnlich etwas besser. Und folgende Verse auf S. 11:

Ich wollt' aus jedem Liede mein
Entsproßten grüne Zweigelein.
Ich wollt', aus jedem Liebeswort
Entkeimten blaue Vergißnichtmein —

hätte Gero Gennin auch dreist dürfen in Goldschnitt binden lassen. Oder S. 43:

Plötzlich wieder deine feuchten
Augen wie in Feuer leuchten,
Und mir ist's, wie wenn die Lippen
Leise „Margarethe!" keuchten.

Dergleichen ist auch oft zu Weihnachten gekeucht worden. Was möchten und was wollen denn eigentlich überhaupt die Spötter über die „Weihnachtslyrik?" Sollen die Gedichte in der todtesten Jahreszeit herauskommen? So mögen sie doch gefälligst mit dem guten Beispiele voran-

gehen. Warum erhalten wir z. B. „Magdalena" gerade vor Weihnachten? Es wäre eine verdiente Strafe, erst im Juni davon Notiz zu nehmen. Und statt der „Conditoreien", der „Milch" und des „Zuckerbackwerks" was versprechen uns die Herren? Gero Gennin sagt es: „Fleisch und Rheinwein" (S. 3). Nun, ob der Metzger und Delicatessenkrämer über dem Conditor stehen, ist an und für sich noch nicht ausgemacht. Aber Gero Gennin gibt uns gar nicht einmal Fleisch und Rheinwein, er spiegelt nur damit; was er uns gibt, stammt ebenfalls vom Conditor, nur hat er's erst auf den heißen Ofen gestellt und mit etwas Muskatnuß gepfeffert. Wir haben also im besten Falle den Conditor mit dem Gewürzkrämer vertauscht.

Abgesehen von diesen anmaßlichen, nämlich fälschlich verwegenen Geberden haben wir es in „Magdalena" mit einem wirklichen Talente von flotter, fröhlicher Ursprünglichkeit zu thun, das vielleicht einmal, wenn es etwas zu sagen oder zu schildern oder zu gestalten hat, Tüchtiges leistet. Die Verse haben Schwung und Natürlichkeit; der Gedanke, mitunter noch gründlich roh, ist aufgeweckt und versucht sich an allerlei Schranken; vor allem aber die Reime stürzen in erstaunlicher Fülle und mit meisterhaft spielender Kunst auf den Leser los; Doppelreime ghaselenartig über halbe Seiten herunterklingeln zu lassen, bereitet dem Verfasser offenbar eine Herzenslust. Auch Strophen, in welchen Gedanke, Form und Ausdruck sich zu einem schönen und eigenartigen Ganzen vereinigen, finden sich in Magdalena. So z. B. auf S. 8: „Es jagt am Himmel ein Funke daher u. s. w."

Heimweh und Sehnsucht, wenn sie echt sind, haben sich von jeher als gute Dichterinnen erwiesen und das Heimweh des „Cantors von Orlamünde" (Nr. 3) ist echt. Eine alte unvernarbte Liebeswunde kommt der Elegik ebenfalls zugute. Alles dies zusammen befähigt Emil Roland, seine Landschaften und Reisebilder mit einem besondern warmen, wohlthuenden Gemüthshauche zu beseelen. Aus den vielen harmonischen und wohlklingenden Bildern eins herauszuheben ist schwer, denn sämmtliche Gedichte sind fertig. Die angeführten Proben begehren auch nicht Muster, sondern blos Beispiele zu sein. S. 37:

Hinauf gen Nord! Hinauf zum fremden Meere,
An deiner Seite — mich graut es nicht!
Im Saalthal wogt in Wind die gelbe Aehre,
Und wie ein Goldstrom glänzt der Sonne Licht.

Dort, wo der Weg sich rechtwärts biegt zum Walde
Führt eine Straße über Berg und Flur.
Die Einsamkeit umschwebt die stille Halde —
Der Drossel Schlag, den Felsbach hört man nur ...

Oder S. 65:

In der Stadt der Flutpaläste lebt' ich lange sel'ge Tage
Theilte des Kanales Welle mit behendem Ruderschlage,
Zauberte vor meine Sinne längstverschollner Dogen Geister,
Sonnte das entzückte Auge an der Pracht der alten Meister ...

Schade, daß der Verfasser seine wohllautenden Lieder je durch eine prosaische Erzählung ein- und ausgeleitet hat, welche im abscheulichsten, blumig-sentimentalen Dilettantenstile geschrieben sind. Zur biographischen Erklärung genügen diese Erzählungen nicht und für den literarischen Werth des Buchs sind sie mehr als überflüssig.

Wir besitzen manchen gereimten Roman, aber eine gereimte umständliche Chronik ist im 19. Jahrhundert eine neue Spielart. Damit die Liebesepisode in Paul Kämpfe's „Burchard III." (Nr. 4) den Durchschnittsleser fessele, ist dieselbe zu mager und die Rathhaushistorie zu corpulent, damit Ausnahmeleser Geschmack an dem Buche fänden, ist die Hauptfigur, der Bischof Burchardt, und überhaupt jede Figur zu schwächlich gezeichnet. Der peinlich genauen, mit Anmerkungen und Citaten gespickten Historie folgt der Leser erst willig, weil ihn nichts verletzt, es wäre denn ab und zu eine gewisse Unfeinheit des Witzes; aber bald, nachdem immer nichts Erquickendes erscheinen will, verliert man jede Spur von Theilnahme an der ganz unnöthigen, weil unergiebigen Aufwärmung magdeburgischen Stadtgezänks aus dem 14. Jahrhundert. Wie gesagt, die Erzählung ist verständig und der Fleiß bedeutend, aber das Talent ist matt und die Kunst gering. Von Poesie dringt alle 50 Seiten einmal ein sanfter verdünnter Hauch in den nüchternen pedantischen Bericht hinein. So z. B. S. 142:

Der weiße Sarg, mit Blumen reich geschmückt,
Ward in den grünen Rasen eingesenkt,
Da, wo des Knaben liebster Spielplatz war,
Und Fliederblüten wehten leise nieder.
Ins offne Grab den letzten Abschiedsgruß u. s. w.

Karl Spitteler.

Neue Theaterschriften.

1. Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg in den Jahren 1781 bis 1789. Herausgegeben von Max Martersteig. Mannheim, Bensheimer. 1890. Gr. 8. 10 M.

Einzelnes aus diesen Protokollen ist bereits in Schriften über Schiller und Dalberg, namentlich aber in dem Werke von Wilhelm Koffka „Iffland und Dalberg" mitgetheilt worden; das Verdienst jedoch, diese für die deutsche Theatergeschichte so vielfach bedeutsamen und wichtigen schriftlichen Auslassungen im vollen Umfange und Zusammenhange den Freunden und Kennern der deutschen Theatergeschichte dargeboten zu haben, gebührt dem vorliegenden Buche, das der künstlerische Leiter des mannheimer Nationaltheaters, Max Martersteig, der Oeffentlichkeit mit der Erklärung übergeben hat, „daß darin nichts unterdrückt und nichts in einem auf bestimmte Zwecke gerichteten Sinne erläutert worden sei". Wir empfangen in demselben also eine durchaus aetengemäße und genaue Wiedergabe derjenigen dramaturgischen Vorgänge, welche in dem

einzig dastehenden Verhältnisse zwischen Wolfgang Heribert Freiherrn von Dalberg und dem Hoftheaterausschusse, aus darstellenden Mitgliedern gebildet, stattgefunden. Dalberg, der Schöpfer dieses Verhältnisses, verlieh durch dasselbe seinem Bühnenwesen einen ganz eigenartigen Aufschwung. Indem er die Auswahl der zur Aufführung anzunehmenden Stücke, die Aufstellung des Repertoires, die Ueberwachung der Proben, die Handhabung der Disciplin und manches andere diesem vom gesammten Kunstpersonal und ihm erwählten Ausschusse überließ und sich für alles dieses nur gleichsam die Directive und ausführende Oberleitung vorbehielt, impfte er seinen Schauspielern eine innige und lebhafte Theilnahme für die Anstalt und durch das Aufgeben von dramaturgischen Fragen auch für die darstellende Kunst im weitern Sinne ein. Es sind besonders die letztern, die anziehend erscheinen und auch heute noch einen gewissen Werth beanspruchen können, weil sie Andeutungen und Gedanken enthalten, die selbst für die Jetztzeit nicht für nutzlos zu halten sein dürften:

Was ist Natur und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen? Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen? Gibt es allgemeine sichere Regeln, nach welchen bestimmt werden kann, wann eigentlich der Schauspieler in seinen Reden Pausen machen muß?

Diese Fragen erzeugen Abhandlungen, in denen sich Anschauungen und Meinungen niedergelegt finden, die sogar den modernen Künstlern noch wohlanzuwendende Weisungen und Winke zu ertheilen im Stande sind. Iffland schreibt einmal:

Die Franzosen geben Vorstellungen, die Deutschen Darstellungen. Damit die letztern glücklich ausfallen können, sollen die deutschen Schauspieler mit Gefühl für Rhythmus und Harmonie einen Kothurn wählen, welcher der Sprache und den Sitten der Deutschen angemessen ist. Zu dem Ende sollen sie die Geschichte der Nation mit philosophischem Geiste studiren, sie werden dadurch Reichthum für die Phantasie, aus dieser Kraft für ihre Ideale erhalten. Dadurch sind sie in den Stand gesetzt, wenn sie Helden darstellen, auf der unfaçonirten, edeln Ursitte der Nation zu beharren.

Rennschub bemerkt 1783 schon:

Es ist gewiß, daß die Shakespeare-Schauspiele viel zur Verdrängung der französischen Trauerspiele von der deutschen Bühne beigetragen haben und niemand wird sich hierüber wundern; denn welcher Unterschied zwischen der mächtigen Kunst dieses Dichters, Leidenschaften zu schildern, und der allgemeinen Declamation, mit der der Zuschauer in denen meisten französischen Tragödien amusirt wird.

Aehnlich urtheilt Beck:

Wo der Franzose raisonnirt, handelt der Engländer. Seine Stücke voll Nerv und Kraft geben unserm Geiste weit mehr Nahrung, als die mit schönen Bildern und Sentenzen verzierten Trauerspiele der Franzosen.

Schon diese wenigen Auszüge genügen wohl, um zu bekunden, daß Dalberg's Schauspieler Männer waren, welche ihrer Kunst Bildung, Geist und eingehende Kenntniß ihres Berufs entgegenbrachten. Seltsam, doch sehr begreiflich ist, daß die Frage: „Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande? Wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? Und gibt es wirklich schon ein deutsches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?“ unbeantwortet blieb. Stehen wir vor dieser Frage doch noch heute, obschon Schiller, der bekanntlich eine Zeitlang den mannheimer Theaterausschußsitzungen beiwohnte, ohne sich indessen darin irgendwie bemerklich zu machen, eine zweckmäßige Antwort darauf gegeben. Auch nachdem wir Deutschen die Nation geworden, an deren Werden Lessing in so bitterm Ingrimme verzweifelte, besitzen wir Theater in Hülle und Fülle für das ausländische Drama, allein noch kein einziges wirkliches Nationaltheater. Berlin, nachdem es Reichshauptstadt geworden, ahmt dem Beispiele Wiens nach, indem es sich bestrebt, Schaubühnen für alle Welt, internationale Theater zu gründen, mit denen es einen schönen Tages den Volksgeist so müde, verwaschen und bankrott machen wird, wie die wiener es sind. Ein wahres, echtes Volkstheater fehlt noch überall in Deutschland und ganz besonders in Berlin. Die mannheimer Schaubühne unter Dalberg jedoch war ein ruhmreicher Anfang dazu, was die hier in vollständiger Weise in Druck gebrachten Protokolle ziemlich überzeugend bekunden. Auch hier freilich finden wir viele üblen Eigenschaften des Theatervölkchens vertreten: Eitelkeit, Rollenneid, Ueberhebung, Unlust zu kleinen Partien und andern, allein immer doch weiß man demselben den nöthigen Zaum anzulegen und die zweckmäßige Zügelung zutheil werden zu lassen. Mit nur beschränkten Mitteln ward hier mit verständig geweckтem und in Athem erhaltenem Eifer und Fleiß wahrhaft Hervorragendes geleistet, das in ehrendem Andenken zu bewahren man alle Ursache hat. Max Martersteig's geistvolle Einleitung und sein in hohem Grade umsichtig unterrichtender Anhang belegen das ebenso klar wie einleuchtend, und deswegen darf man seiner Arbeit den schuldigen Dank nicht versagen.

2. Das Drangsal der deutschen Schaubühne. Von Georg Köberle. Dresden, Engelhaupt. 1890. Gr. 8. 2 M.

Auch dieser Schrift läßt sich der Dank gleichfalls nicht vorenthalten. Das Werkchen (131 Seiten) ist mit viel Wärme und einer Einsicht in die Sache geschrieben, die man durchaus anerkennen muß. Der Verfasser, ehemals artistischer Director und Vorstand der großherzoglichen Generaldirection des karlsruher Hoftheaters, bespricht der Reihenfolge nach den mimischen Dilettantismus und den neuen Directorenverband, die theatralische Ausländerei, die Theaterakademie und Musterbühne, die Facheintheilungsfrage und die Theateragenten, um endlich die Vorschläge zu einer Reform der deutschen Schaubühne, die er schon früher zur Erörterung gebracht, der Gegenwart angepaßt und vielfach erweitert, nachdrücklichst zu wiederholen.

Georg Köberle ist von jeher auf dem dramatischen Gebiete ein immer kampfbereiter Schriftsteller gewesen. Er begann damit Schauspiele zu schreiben, von denen

mehrere nicht ohne Beifall aufgeführt wurden. In der Wahl seiner Stoffe war er nicht unglücklich und namentlich eine Trilogie: „In zwei Welten", wenn wir uns recht erinnern, die mit „Washington" begann, erschien weitgreifend und großartig ausgedacht und angelegt. Er glaubte damit einen mächtigen Wurf gethan zu haben und sich die Breter erobern zu können. Aber bei aller Bedeutung der Vorwürfe, bei aller Glätte der Sprache und allem technischen Geschicke mangelte seinen Arbeiten doch der innerlich zündende und durchschlagende Funke. Sie fanden für ihren guten Willen, ihren ethischen Gehalt und die überzeugungsvolle Darangabe ihres Schöpfers vielfach freundliche Anerkennung und Beachtung, aber wenig beeiferte Aufführungen. Das verbitterte Georg Köberle und in dieser Verbitterung fing er an, in leidenschaftlicher Erregung die deutschen Theaterzustände zu kritisiren und diejenigen Leiter anzuklagen, die er meinte für deren Gesunkenheit verantwortlich machen zu müssen. Weil der Schreiber dieser Zeilen in seiner damaligen Eigenschaft als Vorstand des königlichen Hoftheaters in Stuttgart nicht sofort seinem gegebenen Schauspiele „Max Emanuel von Bayerns Brautfahrt" den „Washington" folgen lassen wollte, grollte er und überschüttete er ihn in seinen Reformabhandlungen mit seinem ganzen Zorne. Nun sind Jahre verflossen und Georg Köberle, der inzwischen kurze Zeit selbst an der Spitze eines Hoftheaters gestanden und zu seinem Schmerze erfahren mußte, daß die deutsche Schaubühne über seine dramatischen Dichtungen achtlos hinwegging, ist nun in seinem Alter wol ruhiger und entsagungsvoller und damit vielleicht auch gerechter in seinem Urtheil geworden. „Das Drangsal der deutschen Schaubühne" wenigstens enthält sich aller persönlichen Angriffe und hat wesentlich nur die Hebung des deutschen Theaters und die Mittel und Wege im Auge, die es zur Angelegenheit der Nation machen können. Mit Recht verlangt er die Beseitigung des mimischen Dilettantismus, eine Theaterakademie, Einschränkung der Ausländerei, sachverständige Bühnenleiter und vor allen Dingen Hochhaltung der Schaubühne von seiten des Staats. Vieles, was er sagt, ist bereits von andern gesagt. Aber abgesehen davon, daß das Nöthige und Richtige nicht zu oft gesagt werden kann, treffen wir in dem Bekannten auch manche neue Idee, welche uns einer Beachtung und Befolgung wohl würdig bedünken wollen. Aus diesem Grunde machen wir besonders auf den Abschnitt „Hauptreformvorschläge" aufmerksam, in denen er das Theater neben Kirche und Schule stellt, es dem Cultusministerium überwiesen zu sehen wünscht, ein ästhetisches Tribunal dafür fordert und eine einheitliche Richtung durch das ganze Reich ihm gegeben verlangt. Er erklärt sich dabei gegen den materiell spekulirenden Theaterbetrieb und den Ausstattungsluxus, indem er zugleich auf die Bühneneinrichtung hinweist, die Freiherr von Perfall gegenwärtig in München einzuführen begonnen hat. Auch die sogenannte „Freie Bühne" und die berliner Bestrebungen für ein Volkstheater zieht er in den Kreis seiner Erörterungen, die in dem durchaus berechtigten und zutreffenden Ausspruche gipfeln: „Verkommene Theater zernagen wie ein Wurm Herz und Nieren des Volks; ästhetische Theater stärken und erhalten die Volksgesundheit — jene ein nationales Unglück, diese ein nationaler Segen."

Feodor Wehl.

Zur Dante-Literatur.

Beatrice. Geist und Sinn der Dante'schen Dichtungen. Von G. Gietmann, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat sich durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Dante-Erklärung längst namhafte Verdienste erworben; die gegenwärtige reiht sich ihren Vorgängern würdig an. Die unter dem Titel „Die göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri" im Jahre 1885 erschienene Schrift wurde in d. Bl. (Jahrgang 1886, 10. und 17. Juni) eingehend beurtheilt, und da beide Schriften fast denselben Inhalt haben und mit gleichen Beweisgründen und gleicher Haltung auf dasselbe Ziel hinsteuern, so darf Referent, indem auch er im allgemeinen seine damalige Auffassung festhält, um sich nicht zu wiederholen, auf jene Referentenarbeit zurückverweisen. Nur in zwei Punkten ist ein Unterschied zwischen damals und jetzt bemerkbar, in dem einen zugleich ein unverkennbarer Fortschritt. Während der Verfasser nämlich in der Schrift von 1885 seinen wohlgehegten, großen Gegenstand mit unleidlich confessioneller Beschränkung als das ausschließliche und allein ihr zugängliche Eigenthum der katholischen Welt in Anspruch nimmt, ohne daß jedoch die sachliche Erörterung dadurch getrübt wird, hat er sich jetzt von solcher Einseitigkeit befreit und steht seinem Publikum nun unbefangener gegenüber; die einzige zurückgebliebene Spur der frühern Haltung verräth sich in der gelegentlichen Bemerkung: „obwol es für den gläubigen Katholiken der Erinnerung gar nicht bedarf". Das Andere und Wichtigere aber ist, daß gegenwärtige Schrift die entscheidende Frage, um die es sich handelt, die sinnbildliche Deutung der Beatrice als der Kirche Christi, unter Leugnung ihrer leiblichen Existenz als der Geliebten Dante's, selbständig nach allen Seiten und aus allen Gründen erörtert, so erschöpfend, daß die Häufung der ins Feld geführten Beweisgründe an manchen Stellen die klare Durchsichtigkeit des Materials erschwert und der Leser bisweilen um Schonung bitten möchte. Bei und mit allem ist diese Gietmann'sche Schrift wol das Beden-

tendste, was in neuester Zeit über den Sinn der „Göttlichen Komödie" geschrieben worden.

Das Vorwort berührt eigentlich schon nahe genug, in faßlicher Zusammenstellung der ausschlaggebenden Momente, die Hauptfrage des Buchs: es gelingt dem Verfasser nachzuweisen, daß rechten Geist und Inhalt die Zaubererscheinung der Beatrice erst durch ihre sinnbildliche Auffassung als die Kirche Christi, die ideal reine, dichterisch umgesetzt in die Sprache der Minnepoesie des Zeitalters, gewinne; daß Dante's Liebe zu ihr, einer wirklich lebenden florentinischen Jungfrau, wahrscheinlich nichts weiter sei als ein schöner Traum seiner Ausleger und Biographen. Im Vorworte entwirft der Verfasser auch schon eine Skizze der das Werk bildenden vier Abhandlungen, in welchen er die Beweiskraft seines Materials von der bloßen Möglichkeit bis zu unwiderleglicher Gewißheit zu steigern sucht: die erste charakterisirt die allegorische Dichtungsart Dante's überhaupt; die zweite macht Anwendung davon auf des Dichters Hauptwerke; die Erörterung der Kernfrage fällt in die umfängliche dritte Abhandlung; die vierte bringt dazu noch Ergänzendes, Bestätigendes und Erweiterndes. Strenge Sonderung der vier Abschnitte nach dem behandelten Stoffe ist nicht vorhanden: so möge denn auch im Folgenden aus dem Reichthume des Gebotenen mehr nach Belieben der und jener bezeichnende Punkt herausgegriffen, als in strenger Folge die Beweisführung des Verfassers dargelegt werden. Letzteres ist auch schwer möglich, da dieselben Dinge in den verschiedenen Abschnitten sich wiederholen und eine bündigere Zusammenfassung dem Verfasser nicht beliebt hat.

Zuerst wird die Aufstellung eines jüngsten Uebersetzers der „Commedia", den Verfasser nicht nennt, aber höchlichst lobt, als „ganz unhaltbar" zurückgewiesen, wonach nämlich ein „Zerfließen" des eigentlichen und des symbolischen Sinnes durch das ganze Gedicht gehe und eben darauf zum nicht geringen Theile der poetische Eindruck desselben beruhe: eine solche Symbolisirung der geschichtlich angenommenen Beatrice, meint der Verfasser, „spotte jeglichen gesunden Geschmacks". Ist letzteres zuzugeben, was Referent nicht vermag, dann hat dem Dichter freilich selbst der gesunde Geschmack gefehlt, im Dichten sowol wie in der Theorie, da wo er sich in dem Briefe an Can Grande über das Verhältniß des buchstäblichen und des allegorischen Sinnes ausspricht, welche Worte bei unbefangener Auffassung sich wol für, nicht gegen die Annahme einer beabsichtigten Symbolisirung verwenden lassen. Wenn Verfasser fragt: Soll denn vielleicht auch die ganze Vision als wirklich Geschehendes, anstatt als bloßes Sinnbild, angesehen werden, so antwortet Referent darauf ohne Bedenken mit der Gegenfrage: Warum nicht? Das Geschehende ist hier nur kein geschichtlich, sondern ein dichterisch Wirkliches; nach der Voraussetzung des Verfassers aber wäre jede Dichtung, insofern sie nicht geschichtlich ist, allegorisch zu nennen, also z. B. auch Goethe's „Hermann und Dorothea". Geht in diesem Punkte der ungenannte Uebersetzer vielleicht zu weit, so nicht weniger doch auch der Verfasser. Dieser bekennt sich uneingeschränkt zur Auffassung Friedrich Schlegel's, der lange vor ihm ebenfalls alles Wirkliche der Dante'schen Dichtung nur eingeschaltet sah in das Gehäuse der weltumfassenden Allegorie. Die „bella menzogna", die schöne Lüge, mit deren Hülle der Dichter seine Wahrheit umkleide, dieser Buchstabensinn, bleibe dem Inhalte ganz äußerlich — so entwickelt der Verfasser weiter — und wenn Beatrice an einigen Stellen so ganz menschlich auftritt, so sei dies nichts anderes als die von dem Dichter mit bewußter Absicht eingeführte Bildersprache. Ja, aber das „Menschliche" bleibt dem Dichter bei seinem Bilden doch stets so unverkennbar gegenwärtig und mitwirkend, daß jener Ungenannte mit seinem „Zerfließen" des eigentlichen und des symbolischen Sinnes doch großentheils sich im Rechte befindet. Die von dem Verfasser angeführten Beispiele sogenannter „gemischter Allegorie" lassen sich zum Theil wol des symbolischen Charakters entkleiden: Virgil z. B. schreitet durch die größere Hälfte der Vision vor unserm geistigen Auge als sehr wesenhafter Schatten, und protestirt so gleichsam gegen seine Verflüchtigung zu einem bloßen Sinnbilde; ebenso verhält es sich mit Charon, mit Cato, ja mit Beatrice, und erst recht mit der Symbolisirung der Person des Dichters selbst, seiner „Göttlichen Komödie" und des darin geschilderten Universums. Referent hält es nicht für richtig, daß da überall die symbolische Darstellung in vorderste Reihe tritt, öfter thut dies vielmehr die Erscheinung des Dargestellten als einer wirklichen, d. h. in dichterisch freier Gestaltung, sodaß z. B. Virgil allerdings ein anderer als der berühmte römische Dichter ist.

Im zweiten Abschnitte sind die schwerwiegenden Gründe vorgeführt, nach welchen Beatrice in ihrer alle andern Züge überstrahlenden sinnbildlichen Erscheinung als Allegorie der Kirche Christi unerschütterlich festgestellt ist. So die „Göttliche Komödie" hindurch, besonders auf der Höhe des Reinigungsbergs. Aber auch schon im „Neuen Leben" überwiegt, wie Verfasser unbestreitbar erkennen läßt, der symbolische Sinn in der bezeichneten Richtung, und er weist mit Recht die Annahme eines Neuesten, den er ebenfalls nicht nennt, daß diese aus Prosa und Versen zusammengesetzte Dichtung keine Spur von allegorischem Sinn an sich trage, als gänzlich verfehlt zurück. Entscheidendes Gewicht legt hier der Verfasser auf den Brief Dante's an die Cardinäle vom Jahre 1314 nach dem Tode Clemens' V., welchen er identisch findet mit dem bisher unaufgeklärt gebliebenen Briefe des jungen Dichters im „Neuen Leben" an die Fürsten des Landes („a' principi della terra"); beide so bedeutsam eingeleitet mit dem ersten Verse der Klagelieder des Jeremias in der lateinischen Abfassung der Vulgata, beide hinweisend auf einen Zustand der Verödung, der auf Seiten der Jugenddichtung, ohne symbolische Deutung auf den trostlosen Zu-

stand der Kirche zu jener Zeit, sinnlos wäre. Der chronologische Widerspruch gegen das angenommene Todesjahr der Beatrice (1290) löst sich wol unschwer durch die berechtigte Annahme einer später von dem Dichter vorgenommenen Redaction seines Werkchens. Auch die andern augenscheinlichen Sonderbarkeiten, ja Ungereimtheiten in der Erzählung klärt der Verfasser scharfsinnig, auf die Kirche Christi angewendet, als sinnvoll und in bedeutendem Zusammenhange auf: zu diesen Ungereimtheiten gehört denn auch die Mittheilung am Schlusse, der Dichter habe sich noch besonders durch Studien auf sein Lebenswerk, die „Commedia", vorbereiten müssen. Was dem Thatsächlichen in der Erzählung die Form einer Liebesdichtung verleiht, darin sieht er, und weist dies bestimmt nach, einerseits die Spuren der Nachbildung des Salomonischen Hohenliedes, andererseits den Einfluß der die Poesie des Zeitalters beherrschenden Minnedichtung. Aber wie und woher die überwältigende Lebensfrische wirklichen Lebens in den einzelnen Zügen der Beatrice sowol in der „Vita nuova" wie in der „Commedia"? Stammen die und ihre eigenthümliche frische Lebendigkeit auch aus diesen beiden Quellen, und nicht vielmehr aus der Glut persönlicher Herzenserfahrung? Trägt die Kirche Christi so viel Blutwärme in sich, um das Gemüth des Dichters in menschlicher Weise zu entflammen, wie es an vielen Stellen sich kundgibt? Der Verfasser findet darin nur eine dichterische Anlehnung; wir aber möchten nicht davon ablassen, hier überall zugleich — sei es im Sinne oder wider den Sinn unsers Geschmacks — die wahrhaften Lebenszeichen der Jugendgeliebten Dante's wiederzufinden. Die „Kirche" allein und einzig als Geliebte gefeiert zu sehen, widerstrebt dem menschlichen Gefühl weit mehr, als das Auftreten dieser Doppelrolle dem geläuterten ästhetischen Geschmacke und der Aeußerung des Dichters selbst. Daß Beatrice in ihrer vorwaltenden allegorischen Bedeutung die „Kirche Christi" bleibt, ist dem Verfasser ohne Bedenken zuzugeben, wenn sie sich auch Gestalt, Farbe und Augen der menschlichen Geliebten als ihr unveräußerlich gefallen lassen muß.

Alles Vorstehende ist in dem dritten, umfangreichsten Abschnitte über Genüge noch weiter ausführlich erörtert, gründlichst aus den Quellen belegt, und deren bezüglicher Inhalt mit Scharfsinn erwogen und zu dem Zwecke verwendet, die allegorische Bedeutung der Beatrice und alles mit ihrer Erscheinung Zusammenhängenden als allein geltend darzuthun. Mit Recht nimmt der Verfasser für seine Nachweise und daraus gezogenen Schlußfolgen in Anspruch, daß es sich hier nicht um das denkbar Mögliche, sondern vor allem um das, was ist, handele, nicht um die Gemüthsseite des Gedichts, sondern um das, was Dante selbst hineingelegt. Freilich mußte da der Dichter die geistige Idee künstlerisch und sinnlich ausgestalten, in zeitliche und örtliche Schranken einschließen, und das an sich nur geistig Anschaubare menschlich sichtbar machen; einzig daher stamme, meint der Verfasser, im ganzen und in einzelnen Zügen das Menschlich-Lebenathmende der Darstellung, nicht von dem Eindrucke des wirklich Erlebten. Der Nachweis aus den ältesten Commentaren zur „Commedia" überzeugt allerdings, daß aus ihnen keinerlei Gewähr für eine von dem Dichter besungene Jugendgeliebte, sei es buchstäblich oder figürlich, zu entnehmen ist; auch die Zeugnisse des Novellisten Boccaccio und seines Schülers Rambaldi erscheinen bei genauer Prüfung mehr als verdächtig, sodaß man sich im großen und ganzen der scharfsinnigen Beweisführung des Verfassers gefangen geben muß: Dante's Beatrice ist rückhaltlos als Allegorie, und zwar der Kirche Christi, zu erkennen, trotz ihrer mit Lebensform ausgestatteten dichterischen Erscheinung.

Die letzte Abhandlung befaßt sich, wie erwähnt, mit einer Nachlese zu der in den vorigen Abschnitten versuchten Lösung der Frage, bringt aber auch noch manches Besondere bei. Dahin gehört die Erörterung der zweiten Neigung des Dichters, die für den Verfasser ebenso nur eine symbolische Bedeutung hat wie Beatrice selbst: der letztern, der Kirche Christi, gegenüber als die weltliche Wissenschaft, die Philosophie, welche nicht in der Rolle einer Gegnerin zu jener, sondern dieselbe vorbereitend, zu ihr überleitend, gedacht ist; Dante's philosophische Schrift, das „Gastmahl" („Convito") mitten inne zwischen dem „Neuen Leben" und der „Commedia", zeigt den Uebergang aus den Jugendanschauungen des Einen zu der weltumfassenden Mannesschöpfung des Andern. Sämmtliche Werke Dante's findet der Verfasser in vollkommenem Einklange mit der katholischen Lehre — mit einziger Ausnahme der Anschauung von der Besitzunfähigkeit der Kirche; damit erleidet doch aber die Vollkommenheit des Einklangs offenbar eine starke Einbuße, die auch nicht dadurch beseitigt erscheint, daß der Verfasser diese Anschauung zwar als „durchaus irrig", darum aber noch nicht als ketzerischen Angriff auf die klaren Aussprüche der Kirche bezeichnet. Erwägt man indessen, daß dem Dichter dieselbe nicht so beiläufig kam, sondern ihm als wohlerwogene, von den triftigsten kirchlich-moralischen und politisch-historischen Gründen gestützte Forderung aus seiner Gesammtanschauung erwuchs, und nicht blos in der „Commedia", sondern außerdem in der besondern Schrift „Von der Monarchie" nachdrucksvoll ausgesprochen wird, so kann von einem vollkommenen Einklange wol nicht die Rede sein. Auch in manchen andern Punkten zeigt die „Commedia" leisere und stärkere Abweichungen vom Kirchenglauben; aber da hilft sich der Verfasser mit dem Einwande, der Dichter schalte in solchen Fällen mit poetischer Freiheit, und er schildere nicht allweg nach dem Kirchenglauben, doch nirgend auch gegen denselben. Eine bestimmt begrenzende Feststellung des gläubigen, des irrgläubigen und des poetisch freigestaltenden Dichters möchte hier überaus schwierig sein; sicher ist und bleibt das Eine, daß Dante's kirchlich-religiöse Anschauung sich keineswegs genau mit dem Kirchenglauben des Zeitalters deckt.

Bevor Referent von dem inhaltreichen, überaus gründ-

lichen, das Wesentliche mit nüchterner Schärfe beleuchtenden und sondernden Werke Abschied nimmt, fühlt er sich gedrungen, den Gesammteindruck, den er von der Lektüre empfangen, in die Erklärung zusammenzufassen, daß er darin Art und Charakter der Dante'schen Dichtung, von dem Grunde der zeitgenössischen Anschauungs- und Dichtungsweise abgehoben, doch diese himmelhoch überragend, in ihrer ganzen Tiefe anschaulich wiederfindet: was ihm neben dem Wesentlichen zweifelhaft erschien, insbesondere die Verkennung des Zaubers der unlösbaren Mischung des Wirklichen und des Symbolischen in der „Vita Nuova" und der „Commedia", muß er weiterer Entscheidung durch Forschen und empfindendes Aneignen, die sich nicht so oder so erzwingen läßt, anheimgeben; in jedem Falle aber ist die Schrift unerschöpflich reich an fördernder Aufklärung im ganzen wie an Aufschlüssen im einzelnen, die so manches von Dante-Fragen in eine neue Beleuchtung rücken.

Theodor Paur.

Ueber Schliemann's Wirksamkeit.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka, im Lichte der heutigen Wissenschaft dargestellt von Dr. C. Schuchhardt. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 8 M.

Ein höchst verdienstliches Unternehmen, nicht nur weil es die ganze wissenschaftliche Thätigkeit Schliemann's zusammenfaßt, sondern auch weil es das schon Vorhandene durch neu Hinzugekommenes ergänzt und, wo es noththat, berichtigt. Von dem neu Hinzugekommenen ist das Wichtigste das, was auf dem Boden von Mykenä durch die erneuten Anstrengungen der griechisch-archäologischen Gesellschaft im Jahre 1886 zu Tage gefördert wurde, nachdem Schliemann's Werk über Mykenä schon 1878 erschienen war. Eine geschichtlich-kritische Zugabe ist das vom Verfasser stammende sechste Kapitel: „Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet"; ihm eigen ist auch die Zurückweisung Hauptmann E. Böttticher's, der seit einigen Jahren sich bemüht, die „sogenannte Burg" von Hissarlik als eine Feuernekropole zu erklären.

Durch alles das wird dem Leser Gelegenheit geboten, die Verdienste des großen Entdeckers Schliemann zu überblicken und zu würdigen; beides wird ihm noch dadurch erleichtert, daß viele der zierlich ausgeführten Abbildungen, welche die Schliemann'schen Veröffentlichungen auszeichneten, dem vorliegenden Buche beigefügt sind; es ist übrigens eine Anzahl neuer hinzugekommen, sodaß für orientirende Anschauung reichlich gesorgt ist (einen Mangel habe ich nur in den Grundrissen der drei „Thore" Trojas entdeckt, wo die meisten Buchstaben ohne Erklärung geblieben sind, was natürlich von der Wiederbenutzung der ursprünglichen Clichés herrührt).

Da nun — mit Ausnahme der Ausgrabungen auf Ithaka — sämmtliche größern Werke Schliemann's in d. Bl. ausführlich von uns besprochen worden sind, so kann es sich hier nur um eine summarische Angabe neuer Ergebnisse sei es der fortgesetzten Ausgrabungen, sei es der archäologischen Kritik handeln.

Nachdem die letzte der großen Arbeiten auf europäischem Boden (die Bloßlegung der tirynthischen Herrenburg) der Hauptsache nach gethan war, begab sich Schliemann zweimal für längere Zeit (einmal mit Virchow zusammen) nach Aegypten, erzielte indessen hier keine namhaften Ergebnisse, ebenso wenig (aber diesmal wegen der maßlosen Forderungen der dortigen Grundbesitzer) auf Kreta; Forschungen sodann (1888) auf der Insel Kythera, auf der „sandigen Pylos" und auf Sphakteria brachten dort einen uralten Aphroditetempel, hier das alte Festungswerk zu Tage. Was seit 1886 auf dem Boden von Mykenä durch die griechisch-archäologische Gesellschaft geschehen, ist natürlich zunächst nicht Schliemann's Werk, wohl aber eine Folge seiner Anregungen und eine natürliche Fortsetzung seines Werks und darf also auch unter seinem Namen angeführt werden. Es sind in der Unterstadt von Mykenä nicht weniger als 52 Gräber entdeckt worden (keine Kuppelgräber zwar, sondern in den Felsen eingeschnittene Kammern), in denen zum ersten male das Eisen (in Gestalt von Fingerringen, übrigens noch durchaus spärlich) auftritt. Werthvoller als dieser Fund war aber die Entdeckung des alten Königspalastes auf der Spitze der Burg, mit genau demselben Grundrisse, wie ihn auch der Palast in Tiryns und der auf Hissarlik aufweist (d. h. Saalbau mit zwei Vorräumen, einem Hof und vielen Nebengebäuden), auch Fußboden, Thüren, Schwellen, Dach, genau dem tirynthischen entsprechend; alles das weist auch auf dieselbe Culturepoche. Die höchst interessante Wandmalerei, drei eselsköpfige Gestalten, welche eine Art Leiter zusammen auf den Schultern tragen, möchte ich einstweilen lieber unerklärt lassen, als darin Dämonen des ältesten religiösen Vorstellungskreises der Griechen (!) erblicken.

Die auf der Odyssensinsel Ithaka gewonnenen Ergebnisse sind weniger als spärlich; mit der Behauptung: „daß das homerische Ithaka mit der noch heute so genannten Insel identisch ist, steht außer Zweifel", ist nichts gewonnen — warum sollte sie es nicht sein! denn jedenfalls hat sich der Dichter nicht an die Localität als solche gehalten, so wenig als an die von Ilion, und es scheint mir nach wie vor aller undankbaren Aufgaben undankbarste zu sein, immer und immer wieder auf ein Zusammenstimmen der dichterischen mit der natürlichen Oertlichkeit auszugehen. Man sehe sich doch einmal die „Nibelungen" auf diese Voraussetzung hin an! Sie brauchen sich natürlich nicht zu widersprechen und können da oder dort ein-

ander decken; so ist es recht wohl möglich, daß die Grotte des Phorkys, in deren Nähe Odysseus ans Land gesetzt wurde, noch heute nachweisbar ist. Ich zweifle sogar, was Troja betrifft, jetzt noch immer trotz den Machtsprüchen von Philologen und Archäologen, daß durch Schliemann's Entdeckung Troja als Stadt oder als Akropolis — ich meine das homerische Troja — aufgefunden sei, und zwar fraglos. Ich hege nämlich immer noch die ketzerische Ansicht, es lasse sich, aus einem sehr einfachen Grunde, gar nicht auffinden, darum, weil es — nie als solches existirt habe. Wie ich mir das denke, habe ich früher in d. Bl. auseinandergesetzt. Wenn man denn den Dichter so genau controliren und mit der Landschaft confrontiren darf, so muß man auch folgerichtig an eine große Stadt glauben, in welcher viele Tausende von Besatzungstruppen Platz und Quartier fanden. Und von dieser soll keine Spur mehr vorhanden sein, blos großartige Trümmer ihrer Akropolis? Denn das hat man jetzt nothgedrungen zugegeben, daß auf Hissarlik nur die Akropolis denkbar sei! Ich denke, von einer großen Stadt, deren Lage man genau zu kennen behauptet, müßten sich Spuren und Reste auffinden lassen.

Und nun, eigentlich die Hauptfrage: Welcher Cultur und welchem Volk haben wir die Funde auf Hissarlik und auf den beiden Burgen von Tiryns und Mykenä zuzuweisen? Denn daß alle drei Stätten den Stempel derselben Cultur tragen, scheint als abgemacht zu gelten. Sind die Achäer bei Homer die Träger der mykenischen Cultur? oder sind es die Dorer nach der großen Wanderung? oder sind es gar die Karer? Mit den Karern kann man bekanntlich alles und nichts machen, man läßt diesen Schemen daher lieber ganz aus dem Spiele. Die Dorer aber haben fürwahr wenig Anwartschaft, für Träger einer Cultur gelten zu dürfen. Es wird auch noch einmal eine Zeit kommen, welche diesen viel gerühmten und arg überschätzten Doriern, insonderheit ihren Hauptvertretern, den halb barbarischen Lakedämoniern, zollt, was sie verdienen, nämlich alles weniger als Hochschätzung. Was sie zur Cultur beigetragen haben, ist nicht Eigengewächs, sondern eingeführt, aus der Fremde bezogen oder von ihren Unterthanen abgelernt. Die Spartaner sind rohe Gesellen geblieben bis zu ihrem Verschwinden von der Weltschaubühne und nur in einer Kunst stark gewesen — in der Heuchelei. Im übrigen fehlt es unsers Erachtens dem Kapitel, worin der Verfasser diese Fragen behandelt hat, an der nöthigen Klarheit und Entschiedenheit in der Beweisführung; ein unverhülltes non liquet wäre entschieden besser gewesen als ein Beweisenwollen von Thatsachen und Erscheinungen, die einstweilen noch nicht bewiesen werden können. Bald soll sich Homer mit der „mykenischen" Cultur decken, bald wieder nicht — was gilt denn da eigentlich? Mag man immerhin den unschuldigen Begriff einer „mykenischen Cultur" als berechtigt anerkennen und ihn auf die ganze Ostküste von Griechenland, sowie auch über die Inselwelt des Archipelagos bis auf das kleinasiatische Küstenland ausdehnen — die Hauptsache ist nicht der Name, sondern das Volk und die Zeit, d. h. die Frage: Griechen oder Nichtgriechen und in welchen Jahrhunderten? Denn eins bis fünf Jahrhunderte auf oder ab macht in jenen weit entlegenen Zeiträumen keinen großen Unterschied aus. Der Verfasser entscheidet sich für die Griechen (Achäer), läßt diese aber stark von Aegypten und Kleinasien beeinflußt werden und glaubt an Pelops' und Danaos' Einwanderung, wie es scheint, sehr fest, sonst hätte er beifügen müssen, daß die neueste Forschung sich gegen dieses Dogma skeptisch, ja mehr als skeptisch verhält.

J. Mähly.

Zur Geschichte der römischen Kirche in Deutschland.

1. Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel. Halle, Niemeyer. 1889. Gr. 8. 7 M.

Eine Rüstkammer für Culturkämpfer! Aus sechsundzwanzig Geschichtswerken, die gewissenhaft angeführt werden, hat der Verfasser in Form eines Ueberblicks der christlichen Geschichte bis 1500 mit großem Fleiße Stellen zusammengetragen, um zu beweisen, daß die römische Kirche das Christenthum gefälscht und auf die ihm innerlich verwandten Deutschen nie anders als verderblich eingewirkt hat. Die Arbeit verfolgt den im Vor- und im Schlußworte ausgesprochenen Zweck, den Deutschen die Pflicht des Kampfes gegen die noch heute gefährliche römische Kirche einzuschärfen. Wer sich durch diese Pflicht gebunden fühlt, der findet hier bequem beisammen, was er sonst erst mühsam selbst zusammensuchen müßte, und wird das Buch um so lieber kaufen, als der Bruttoertrag vom Verfasser für wohlthätige Zwecke bestimmt ist. Der Name Michel (ohne Andeutung eines Vornamens) scheint Pseudonym zu sein. Ueber die Art und Weise, wie der Absicht zu Liebe die Thatsachen zurecht gelegt werden, ließe sich vieles sagen; wir beschränken uns auf zwei Bemerkungen. Karl dem Großen wird es zum Vorwurfe gemacht, daß er die Volkserziehung in die Hand der Priester gelegt habe. Ja, wo sollte er denn andere Erzieher hernehmen, wenn außer den Priestern niemand lesen und schreiben konnte? Und wenn der Verfasser meint, Otto I. hätte doch aus der Verderbtheit der Curie erkennen müssen, daß das Papstthum keine göttliche Einrichtung sein könne; lediglich als ein Werkzeug seiner Weltherrschaftspläne habe er die verfallene römische Kirche wieder aufgerichtet: so thut er dem großen Kaiser unrecht. Dieser sah mit allen

seinen Zeitgenossen in den Lastern der Päpste weiter nichts als jenen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, der ja die Triebkraft der Weltgeschichte ist. Daß die Verbindung mit Italien unser Vaterland politisch geschädigt hat, erkennen wir mit dem Verfasser an. Allein man darf nicht übersehen, wie nöthig sie für die Culturentwickelung Deutschlands war in einer Zeit, wo hier die Fürsten eben erst anfingen, lesen zu lernen, und wo sich der deutsche Gewerbebetrieb auf die Arbeiten einiger italienischer Künstler beschränkte, die der und jener Bischof oder Abt vom Römerzuge mit heimgebracht hatte. Sobald Deutschland selbst einen gebildeten Bürgerstand besaß, machte es sich von Italien unabhängig. Die Geschichtsauffassung des Verfassers läuft im Grunde genommen auf das Bedauern darüber hinaus, daß sich das 16. und 19. Jahrhundert nicht tausend Jahre früher abgespielt hat.

2. Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren. Reisetagebuch des P. Nepomuk Hauntinger. Herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen von Gabriel Meier. Köln, Bachem. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein anspruchsloses, aber nützliches Büchlein. Ueber den Verfasser des Reisetagebuchs gibt der Herausgeber Auskunft. Hauntinger verwaltete die altberühmte Bibliothek seines Klosters von 1780 bis zu seinem 1823 erfolgten Tode mit einer durch die politischen Ereignisse herbeigeführten mehrjährigen Unterbrechung. Vor den Franzosen rettete er seinen geliebten Bücherschatz 1797 nach Mehreran bei Bregenz; dem 1803 gegründeten Canton St.-Gallen lieferte die österreichische Regierung die Bibliothek wieder aus. In den Jahren 1813—15 hatte Hauntinger „die Ehre, aber nicht das Vergnügen", die Bibliothek dem Kronprinzen Ferdinand von Oesterreich und andern hochfürstlichen Personen zeigen zu müssen. Dagegen wurden Gelehrte mit Freuden willkommen geheißen, darunter Büchler und Dümge, die der Freiherr von Stein anläßlich der Gründung der «Monumenta Germaniae» hinschickte, und später Pertz selbst.

Jene vierwöchentliche literarische Reise, über die das Tagebuch berichtet, unternahm Hauntinger im Sommer 1784. In Begleitung zweier Ordensgenossen besuchte er eine Anzahl bairischer und schwäbischer Klöster und schenkte auch dem seine Aufmerksamkeit, was er außerhalb derselben in Stadt und Land wahrnahm. Das Tagebuch bestimmte er nicht für den Druck, sondern überreichte es handschriftlich seinem Abte. Es kam später nach Einsiedeln, wo es der Herausgeber entdeckt hat. Alterthumsforscher, Sammler und Liebhaber finden darin schätzenswerthe Aufschlüsse und Fingerzeige, denn Hauntinger beschreibt nicht allein die Bibliotheken, sondern berichtet auch sorgfältig über Gemälde, Sculpturen, sonstige Kunstwerke, Naturalien- und physikalische Sammlungen, die er in Kirchen, Schlössern, Rathhäusern gefunden. Er äußert sich auch mit Sachkenntniß über volkswirthschaftliche Dinge, über Ackerbau und Polizei, beschreibt allerlei Werkstätten, wie die Hautelissewebere in München und die Eisengießerei in Königsbrunn zwischen Heidenheim und Aalen. Als charakteristisch für die Denkungsweise Hauntinger's sei Folgendes hervorgehoben. In Schussenried wurde der Bibliothekssaal gerade mit zwei Reihen Statuen geschmückt, auf der einen Seite Macchiavelli, Voltaire, Rousseau, Luther, Calvin u. s. w., auf der andern Propheten und Apostel mit aufgeschlagenen Schrifttexten, die ihre Gegenüber widerlegen sollten. Hauntinger findet diese aufdringliche Polemik unpassend; ein Büchersaal müsse Leuten jeder Art offen stehen und sei nicht der Ort, mit den durchreisenden Gästen Religionsstreitigkeiten auszumachen. Die Sprache des Tagebuchs ist nicht rein, aber schlicht, die Darstellung knapp und frisch, hie und da mit trockenem Humor gewürzt. Mit einer Probe desselben wollen wir schließen. In Buchloe, wo sich das Zuchthaus und der Galgen des Schwäbischen Kreises befand, stimmt einer der Patres, von dem Anblicke der Hingerichteten gerührt, das Officium pro defunctis an, vergreift sich aber in der Oration, die je nach dem Stande der Verstorbenen verschieden gewählt wird, und betet: „quaesumus, Deus, ut nostrae congregationis fratres, propinquos et benefactores zur ewigen Seligkeit gelangen lassest." Die andern beiden protestiren lachend im Namen der helvetischen Benediktinercongregation gegen die Aufnahme dieser Brüder.

Karl Tentsch.

Feuilleton.

Im Jahre 1859, etwa gleichzeitig mit den „Preußischen Jahrbüchern" und „Unserer Zeit", wurde zu Riga, auch dort zu Beginn einer hoffnungsreichen, längst entschwundenen „neuen Aera" die „Baltische Monatsschrift" ins Leben gerufen, das erste publicistische Organ, das alle Interessen der drei Ostseeprovinzen Rußlands in sich aufnahm und zu fördern verhieß. Ihr gewaltiger Erfolg war dem Bedürfnisse der gebildeten Kreise der Bevölkerung zuzuschreiben, welches sie richtig erkannt hatte und in der geeigneten Weise zu befriedigen wußte. Unter der Leitung ihres Begründers, des noch heute lebenden Theodor von Boetticher, und des ihm bald zur Seite getretenen, dann die Arbeit und Verantwortung allein tragenden Georg Berkholz hatte sie im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens ihre erste Blütezeit. Während derselben fand sie Leser und Mitarbeiter auch in Deutschland.

Der Rückschlag der fortschreitenden Erstarkung des deutschen Staats auf Rußlands deutsche Provinzen führte eine vollständige Aenderung der Censurverhältnisse auch für das vornehmste Organ der baltischen Presse herbei, die Berkholz nicht ertrug. Mit seinem Rücktritt begann ein Jahrzehnt der Schwankung und des Wechsels in der Leitung; nicht weniger als fünfmal wurde ein solcher vollzogen, bis gerade vor zehn Jahren der gegenwärtige Herausgeber d. Bl. unter kräftigster weitgehender Beihülfe den Versuch unternahm, der geliebten Zeitschrift eine Nachblüte zu bereiten. Der Jahrgang 1880 begann mit den Worten: „In das dritte De-

cennium ihres Bestehens tritt die «Baltische Monatsschrift» mit dem verzeihlichen Wunsche zu leben. Sie kann nicht zugeben, daß ihre Tage gezählt seien, nicht glauben, die Voraussetzungen fernerer Existenz verloren zu haben. Sie fürchtet auch nicht, in greisenhafter Selbsttäuschung über das Maß vorhandener Lebenskraft ein sieches Dasein hinzuschleppen; sie ist sicher, daß die Blässe ihrer Züge keine beginnende Agonie, sondern nur die Atrophie verräth, die durch Nahrung und Behandlung entstanden, welche ihren Lebensbedingungen nicht entsprechen und ihren Organismus schließlich allerdings zum Tode hätten führen müssen."

Die Diagnose erwies sich als richtig. Die Zeitschrift erblühte bald zu fröhlichem Leben und wurde wieder, was zu werden ihr nach der Absicht ihrer Begründer zur Aufgabe gestellt worden war: ein bescheidener, im stillen wirkender, aber doch immer ein Factor des öffentlichen Lebens nach verschiedensten Richtungen seiner Bethätigung hin. Solche zweite Blütezeit währte bis zum Sommer 1885, nicht kürzer und nicht länger. Da wurde das Regierungssystem klar enthüllt, welches nach dem persönlichen Willen und unter dem Antreiben des Herrschers, dessen „edeln" Charakter der jüngste, dritte der „Briefe eines alten Diplomaten an seinen jungen Freund", mit der ruhigen Sicherheit der Unwissenheit zu feiern unternimmt, die Früchte gebracht hat, welche Tacitus mit den Worten kennzeichnet: solitudinem faciunt, pacem appellant, und mit diesen Machern freut sich der „alte Diplomat", daß das deutsche Volk am Fuße der Hochwacht des Reichs im Ueberblick auf alle vier Weltgegenden und auch nach Osten hin die Weihnachtshymne anstimmen könne: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Für die „Baltische Monatsschrift" trat mit jenem Zeitpunkte nicht nur eine Verschärfung der Censur ein, die jede Freude an der Arbeit raubte, sondern die besten Mitarbeiter enthielten sich fortan der schriftstellerischen Thätigkeit. Denn der unerhörten Beschränkung in der Freiheit des Ausdrucks zu geschweigen, lähmte die völlige Aussichtslosigkeit eigenen Vorgehens die Besprechung aller Fragen der provinziellen Politik, Wirthschaft und Verfassung, des Kirchen- und Schulwesens u. dgl. Es blieb außer ganz unschuldigen Thematen eben nur die geschichtliche Behandlungsweise der Dinge übrig und es gewannen nothgedrungen überhaupt historische Beiträge die Oberhand. Mit unsäglichen Schwierigkeiten hat der Herausgeber 3½ Jahre unter den veränderten Verhältnissen der Zeitschrift das Leben gefristet und dann einen Nachfolger gefunden, der in redlichem Mühen sie wieder einen Jahrgang weiter geführt hat. Nun tritt auch der zurück und der Director des städtischen statistischen Bureau in Riga, N. Carlberg, seit Jahren ein tüchtiger Mitarbeiter an der Zeitschrift, hat den hohen Muth, unter den denkbar trostlosesten Verhältnissen die Fahne aufzunehmen und hochhalten zu wollen. Bei den specifisch baltischen Interessen, denen die „Baltische Monatsschrift" zu dienen hat, kann sie in Deutschland schwerlich auf einen auch nur geringen Abonnentenkreis rechnen. Aber den zahlreich in Deutschland lebenden Söhnen der baltischen Heimat, welchen etwa diese Zeilen zu Gesicht kommen und deren Mittel nicht zu beschränkt sind, sollte es eine Ehrenpflicht sein, durch ihr Abonnement an der Unterhaltung des alten hochverdienten publicistischen Organs sich zu betheiligen. Ein hundert Abonnenten mehr oder weniger sind eine Daseinsfrage für eine Zeitschrift, deren bisherige Leser um ihres Deutschthums und ihrer Bildung willen zum großen Theile von Amt und Brot gejagt sind. Das Abonnement auf die „Baltische Monatsschrift" (Reval, F. Kluge) nimmt jede Buchhandlung entgegen.

— Unter den zum Weihnachtsfest erschienenen Kinderschriften sind eingegangen: „Die Zwillinge. Erzählungen für junge Mädchen in Tagebuchform" von Anna Schober (Berlin, Ißleib, 1890). Von der Commission für Beurtheilung von Jugendschriften im Pädagogischen Verein zu Dresden ist das Buch als gesunde geistige Nahrung für Mädchen von acht bis elf Jahren bezeichnet.

Für ein etwas höheres Alter hat M. Dahnow „Tante Hanna's Sommerfreude" bestimmt (Rathenow, Babenzien), eine Rügensche Strand- und Badelebengeschichte.

— Am 15. Januar 1891 findet die Centenarfeier der Geburt Franz Grillparzer's statt. In Hinblick auf diese geht uns aus Wien ein von den besten Namen Oesterreichs und manchen Deutschlands unterzeichneter Aufruf zur Gründung einer Grillparzer-Gesellschaft zu. In ihr soll ein Mittelpunkt geschaffen werden für alle Bestrebungen, die darauf abzielen, die Werke dieses großen Dichters zu verbreiten, sie wissenschaftlich zu erforschen und durch die lebendige Rede, wie durch das gedruckte Wort für die Vertiefung ihrer Volksthümlichkeit einzutreten. Anmeldungen (unter Beischluß des Geldbetrags) sind an den Schriftführer Dr. Emil Reich in Wien, II, Czerningasse 7, zu richten. Ordentliches Mitglied wird, wer jährlich mindestens 6 Mark erlegt. Alle Mitglieder erhalten das beabsichtigte Jahrbuch der Gesellschaft unentgeltlich. Die erste Jahresversammlung findet am 15. Januar 1890 in Wien statt.

Bibliographie.

Beutner, Die königlich preußische Garde-Artillerie, insbesondere Geschichte des 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiments und des 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiments. 1ster Bd. Mit 4 Bildnissen, 1 Gesamtbild der Kommandeure, 3 Uniformbildern und 5 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. Lex.-8. 10 M.

Jäger, E., Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich. 2ter Bd.: Die französische Revolution und die sociale Bewegung. 1ster Bd.: Frankreich am Vorabende der Revolution von 1789. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 8 M.

Keck, K. H., Das Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 6 M.

Klette, A., Zur Erinnerung an Kaiser Friedrich III. Mit den Proklamationen vom 12. März 1888 und einem Auszuge des Tagebuches von 1870/71. Leipzig, Findel. Gr. 8. 80 Pf.

Krebs, H., Tieftrunk Wendekehle, der ewige Student. Ein humoristischer Romanzen-Zyklus. Berlin, Reinh. Kühn. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Mautner, E., Ausgewählte Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 1889. 12. 6 M.

Mosso, A., Die Furcht. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Finger. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Hirzel. 1889. Gr. 8. 5 M.

Nemény i, A., Die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Ungarn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Park, A., Das Opferlamm. Sonette. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1890. 12. 1 M.

Pfeffer, J., Abriß der Geschichte des k. bayer. 15. Infanterie-Regiments König Albert von Sachsen von 1722 bis 1889, zu Unterrichtszwecken für Unteroffiziere und Mannschaften verfaßt. Neuburg, Grießmayer. 1889. 12. 60 Pf.

Platter's, T., Briefe an seinen Sohn Felix. Herausgegeben von A. Burckhardt. Basel, Detloff. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schlegel's, F., Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgegeben von O. F. Walzel. Berlin, Speyer u. Peters. 1890. Gr. 8. 18 M.

Die Stammtafel des Geschlechtes von Brockhusen, Brockhausen und Bruchhausen. Berlin, C. Heymann. Imp.-Fol. 3 M.

Steen, A., Ein Familiengeheimnis. Dem Englischen nacherzählt. Bevorwortet von T. Hoppe. Hermannsburg, Missionshausdruckerei. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Stettenheim, J., Brodlose Künste. Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Komödie. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 2 M.

Stieve, F., Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590 bis 1610. 4te Abth. München, Franz. Gr. 4. 4 M. 20 Pf.

Stökl, Helene, Hell und dunkel. Erzählungen. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Thorne, E., Die beiden Kronen. Eine Erzählung. Autorisirte Uebertragung von Marie Morgenstern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 50 Pf.

Ueber den Sarkasmus Heinrich Heine's. Eine Kritik von Aschkenas Apparatus. Leobschütz, Schnurpfeil. Gr. 8. 1 M.

Uhthoff, E., Hypnotismus — Darwinismus und die Gottesidee. Auf Grund religiöser und socialer Studien dargestellt. Berlin, Issleib. 1890. Gr. 8. 2 M.

Valentin, C., Der Kaiser hat gesprochen. Wie haben wir Conservativen uns jetzt zu verhalten? Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M.

Die Wahrheit in der Lösung der römischen Frage von B. O. S. Aus dem Italienischen. Autorisirte Uebersetzung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 M.

Weber, Mathilde, Fünf Novellen. Zürich, Schröter u. Meyer. 1890. Gr. 8. 2 M.

Winder, E., Hermann von Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Literatur. Innsbruck, Wagner. 12. 60 Pf.

Wolf, J., Internationale Sozialpolitik. Ein Vortrag. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen
in
Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka
im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von
Dr. Karl Schuchhardt,
Director des Kunstmuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Erstes Heft.**

Inhalt: Schicksalsweg. Erzählung von Wilhelm Fischer. — Radetzky. Eine Studie von C. Binder-Krieglstein. — Jean Paul und die Gegenwart. Von Rudolf von Gottschall. — Von Kâshân nach Mashkid. (Mit einer Karte.) Persische Reiseskizzen von A. J. Ceyp in Wien. — Eine Eisenbahn im Herzen Afrikas. Von Gustav Krenke. — Das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Victor Kurs, Major a. D. — Phonograph, Graphophon und Grammophon. Von G. van Muyden. — Gustav Rümelin. — Von Dr. Bernhard Münz. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Physik. Von Franz Bendt. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Litterarisch gebildeter **Buchhändler,** zuletzt Besitzer einer **Fachzeitschrift,** sucht dauernde **Stellung** auf dem **Redactionsbureau** einer **Zeitschrift,** möglichst Leipzigs. Gefl. Offerten unter **D. 6574** an **Rudolf Mosse,** Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Cäsar und Minca

(notarisch bekannt grösste Europ. Hunde-Züchtereien)

Zahna (Königr. Preussen)

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers von Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offerieren ihre Specialität in **Luxus-** und **Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg** und **Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen,** desgl **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier** und **Windhunde,** ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unt. weittragendster Garantie. **Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis.** Die 5. Aufl. der Broschüre „Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit" mit 50 Illustr. von fast ausschl. mit ersten Pr. pr. Racehunden in deutsch. u. franz. Sprache für *M.* 10—, Francs 12,50, Rubel 5—, Gulden 6.

Eigne Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehrerer hundert Hunde.
(Bahnhof Wittenberg.)

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und **Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten** und **Bijouterien.** Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig Königsplatz 6.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 16. Januar 1890.

Inhalt: Die neueste Dichtung von Ebers. Von Adalbert Schroeter. — Hermann Lingg's „Jahresringe". Von Eduard Hang. — Neue Romane und Novellen. Von A. Hermann. — Zur Französischen Revolution. Von Walther Schultze und Friedrich Bienemann. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Zur Literaturgeschichte. Von Leon Wespy. — Zur Ethnologie. Von Th. Achelis. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die neueste Dichtung von Ebers.

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 6 M.

Derselbe Monat, in welchem uns die langsam, aber erfreulich vorrückende Pfleiderer'sche Bilderbibel auf einem besondern Kunstblatte eine kartographische Darstellung des Zugs der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan und sehr saubere Aufnahmen des Horeb in der Wüste Sin bescherte, hat uns die neueste Dichtung von Ebers gegeben, deren Vorwurf eine poetische Darstellung eben jener alttestamentlichen Ereignisse bildet. Ebers nennt sein Werk eine „Erzählung aus biblischer Zeit", und man hat hieraus auf allerlei weise Bedenken des erfahrenen Autors zurückschließen zu müssen geglaubt, die profane Bezeichnung „Roman" auf heilige Gebiete hinüberzutragen. Man hat sich indessen umsonst Mühe gegeben, somit von vornherein das Werk in eine besonders weihevolle Atmosphäre zu erheben, denn der Verfasser bedient sich der gebotenen Bezeichnung „Roman" auf Seite XI seines Vorworts ungescheut selbst, denn sie bedeutet, wie zu erwarten war, nicht mehr und nicht weniger als einen an wohlbekannte biblische Vorgänge anknüpfenden Roman. Ebers hat den Stoff lange im Kopfe und lange im Herzen getragen. Aber das „Nonum prematur in annum!" hat mich auch hier nicht von seiner Wunderkraft im Gebiete künstlerischen Schaffens überzeugen können, und die lange Zeit, die zwischen Empfängniß und Darbringung des Werks liegt, hat offenbar allein zu einer ungleichen Vertheilung der führenden und treibenden Kräfte verleitet und nicht einmal zu einem hervorragenden Gestalten- und landschaftlichen Farbenreichthum der Ausführung beigetragen.

Das Buch hat keinen Helden. Wunderbar! Wo der Exodus seine Führerpersönlichkeit in nahezu halbgöttlicher Herrlichkeit und übermenschlichem Heroismus in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellt, da unterläßt es der deutsche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, welcher es unternimmt, mit farbigen Romangestalten den heiligen Bericht zu coloriren, den erhabenen Helden zum Grund- und Schlußsteine seiner Dichtung werden zu lassen, ja, er vermeidet es auf das peinlichste, ihn überhaupt in Erscheinung treten zu lassen, und als der Gewaltige sich endlich in der That nicht mehr verstecken läßt, und auf Seite 142 seine „tiefe" Stimme hinter dem Vorhange zum ersten male vernehmbar wird, so nimmt er schon auf Seite 146 wieder Abschied, und besser fürwahr wäre es gewesen, er wäre überhaupt nicht erschienen, denn die Worte, die er redet, sind um ihrer selbst willen nicht werth, daß ein Moses den Mund aufthut. Nicht, daß er nicht noch einige male an den bekannten entscheidenden Punkten der Geschichte wieder auftauche, um einen Schimmer seines alttestamentlichen Glanzes ausstrahlen zu lassen. Aber nur wie ein blendendes Meteor tritt er dann in den Dunstkreis des Romans, dessen vornehmster Träger zu werden er unabweisbar berufen blieb. Vielleicht hat Ebers die Unzuträglichkeit empfunden, eine Moseiade seiner Prägung neben das Alte Testament zu stellen, einen Exodus post exodum zu schreiben, und dennoch hat er es gethan. Aber keine Iliade ohne Achill, kein Exodus ohne Moses! — So war der neue Erzähler denn gezwungen, einen andern Helden in die Mitte zu stellen. Der Roman heißt „Josua". Also Josua soll als Held des Romans betrachtet werden. Dieser Josua aber bleibt bis gegen den äußersten Ausgang hin eine durchaus passive Figur. Abgesehen davon, daß er einmal fruchtlos Mittelsperson zwischen dem ägyptischen Hofe und seinem Volke wird, ist seine ganze Thätigkeit damit erschöpft, daß er sodann verschickt und befreit wird,

und sich am Schlusse wacker mit den Amalekitern schlägt, während Moses für ihn den Sieg vom Himmel herunter betet. Das ist der Ebers'sche Josua. Sein „weiteres thatenreiches Leben", meint der Erzähler, sei uns bekannt. Mit dieser Begründung schließt er uns seinen Roman gerade an der Stelle zu, wo das Interesse für seinen Heros sich zu bilden beginnt. Dies ist der zweite üble Streich, der uns gespielt wird. Der letzte könnte komisch wirken, wenn der Stoff nicht so tief ernst wäre. Was würde man sagen, wenn uns der Dichter einen Roman leistete, der den Namen „Friedrich's des Großen" trüge und nach der Schlacht von Lobositz mit der Begründung abbräche: „Friedrich's II. weiteres thatenreiches Leben ist bekannt." Und genau dasselbe ist hier der Fall. So fehlt dem Romane der Mittelpunkt, eine persönlich wirkende Kraft, die dramatische Energie einer die ganze flutende Bewegung über Tiefen und Höhen führenden Hauptperson. Statt ihrer sind denn Strohmänner nöthig geworden, die für den abwesenden Helden eintreten. Ebers theilt die Hauptrolle derselben Moses' Schwester Mirjam zu. Sie ist es, die „Prophetin" der Ueberlieferung, die, von Gott inspirirt, Josua zum Kriegsherrn ihres Volks beruft. Warum dieser mythologische Aufwand gerade hier aufgeboten wird, ist schwer erkenntlich. Mit jener Berufung aber ist auch das Handeln der Prophetin wiederum am Schlusse. Denn daß sie, in Josua glühend verliebt, einem Graubarte ex abrupto die Hand reicht, weil sie des Geliebten männliche Logik nicht erfaßt, und auch weiterhin mit jenem flackernden Geiste und jenem so seltsam aus Sinnenglut und Verstandeskälte gemischten Temperamente, mit dem die Töchter ihres Volks so reich gesegnet sind, sich im Vordergrunde hält, kommt kaum mehr für die Entwickelung des Ganzen in Betracht. In ihrer schillernden Natur sind das Mädchenthum irdischer Weiblichkeit und die Weihe überirdischer Berufung nicht zu jener höhern Einheit aufgelöst worden, die erreicht werden mußte, um eine Idealgestalt zu schaffen, und besonders peinlich wird die deutsche Auffassung durch den Umstand berührt, daß ihr auch nach der Verheirathung die Gabe der Prophetie verliehen bleibt, wenn sie dieselbe zu entfalten auch nicht Gelegenheit findet. Zugleich gehört jene von der Bibel selbst so plastisch vorgebildete Scene, in welcher Mirjam an der Spitze der Frauen und Mädchen das Tamburin schwingt und den Sieg- und Dankeshymnus singt, zu den kümmerlichsten des Buchs, und dieser Ebers'schen Mirjam traut man in ihrer mannweiblichen Schroffheit des Denkens und der ganzen verstandesmäßigen Anlage ihrer zwiespältigen Natur weder die Kunst des Tamburins noch des Liedes, zuletzt aber die des Tanzes zu.

Was nun diese Wiedergabe des Siegeshymnus selbst angeht, so hat G. Ebers mit seinem Abweichen von der lutherischen Nachdichtung sich selbst nur den übelsten Dienst geleistet. Alle die Kleinigkeiten, worin er den gewaltigsten Neuschöpfer der deutschen Sprache, den größten Uebersetzer deutscher Zunge meinte corrigiren zu müssen, haben die Ursprünglichkeit und Frische, die Kraft und Großheit des Originals nur getrübt. So hat er denn auch mit Mirjam und ihrem Singen kein Glück gehabt. Das ist doppelt zu bedauern, weil der Leser, ganz abgesehen von den Rechten des biblischen Urbildes, zu der Erwartung berechtigt war, daß die so weit in den Vordergrund gerückte weibliche Hauptfigur des Buchs sich um so reizvoller und imposanter entwickeln werde, als ihre ägyptische Gegenspielerin das Dutzendmodell der ränkevollen Courtisanen des französischen Romans nach keiner Seite überbietet. Diese Kasana könnte ebenso wol in den Soubise'schen Zelten bei Roßbach erbeutet werden, als sie nach dem Sturme, der Pharao verschlungen, aus dem Rothen Meere taucht, um als Strandgut von den hebräischen Megären, die bekanntlich ganz besondere Megären sind, ausgeraubt und zerfleischt zu werden. Gewiß aber hat Ebers auf die beiden Hauptgestalten des Josua und der Mirjam die meiste Kraft verwendet. Er hat in beide Personen spitzfindige Conflicte hineingeklügelt, wie denn in der Figur der Mirjam überhaupt die verschiedenen Zeiten der Entstehung seines Buchs am deutlichsten zum Ausdruck kommen, und er unternimmt es mit der ihm eigenen Gabe von Selbstverleugnung in Ausmalung inhaltleerster Vorgänge, mit einer Ausdauer und Peinlichkeit, mit einer Breitmalerei und Redefülle jene Verhältnisse aufzudröseln, als gälte es psychologische Preisaufgaben und nicht den Auszug der Kinder Israel aus Aegyptenland und die Schilderungen ihrer Lagerplätze aus der persönlichen Anschauung der neuesten Aegyptologie. Und auch hier sieht sich der Leser, der sich für das Nichterscheinen interessanter Erzjuden und jüdischer Wunderkinder, im Glanze ihres Geistes und ihrer Schönheit strahlender Judenmädchen durch prachtvolle Veduten von den Küsten des Rothen Meers für den Zeitaufwand des Lesens wähnt schadlos halten zu können, wiederum enttäuscht. Niemand wird ihm verargen, wenn er von einem Ebers'schen Romane, der von Tanis nach Succoth, von Succoth zum Migdol und vom Migdol an das östliche Gestade des Rothen Meers und weiter nach Süden bis an die nördlichen Abhänge des Sinai führt, großartigen Landschaftsmalereien zu begegnen hofft, glutvollen Schilderungen der zauberhaften Farbenspiele der orientalischen Natur, einer körperhaften Widerspiegelung der majestätischen Erhabenheit ihrer Oeden und der geheimnißvollen Unnahbarkeit ihrer lichtumfluteten Felsenhänge und glanzgekrönten Gebirgsgipfel. Vielleicht aber hat hier des Verfassers Griffel im Laufe eines langen, reich gesegneten Lebens bereits zu viele der leuchtenden und prunkenden Farben ausgegeben, als daß ihm solche buntumrissene Schattenbilder neben den glänzenden Erinnerungen und Anschauungen seiner persönlichen Vorstellung Befriedigung zu gewähren vermochten, und so legte er den Schwerpunkt seines Wollens in eine psychologische, statt in eine landschaftliche Breitmalerei. Und so ergeben sich nunmehr die Vorzüge dieser

neuesten Ebers'schen Schöpfung, denn an solchen hat es nie bei Ebers gefehlt, als vorwiegend negativer und nebensächlicher Natur.

Ein Hauptlob des Werks besteht zunächst in seinem Bestreben, alle docirenden Bestandtheile, an denen das Ebers'sche Fabuliren immer so reich war, daß ihre überwuchernden Ranken nicht selten die bescheidenen poetischen Blüten erstickten, geflissentlich zu meiden. Nur im 18. Kapitel bricht diese alte lehrhafte Neigung mit unvermutheter Arglist wieder grausam hervor. Ja, Ebers selbst läuft hier unfreiwillig der Ausdruck „belehren" durch den Mund des gefangenen Josua in einem Augenblicke, wo derselbe zu lehrhaften Regungen kaum geneigt sein dürfte. Vgl. S. 213: „Schon als die ersten Wagen sich zeigten, fragte Ephraim, ob nun der Pharao nahe; doch Josua belehrte ihn lächelnd, daß wenn der König die Truppen ins Feld begleite, an ihrer Spitze, gleich nach der Vorhut, das Lagergeräth komme."

Daß übrigens dieser Pharao bei Ebers zum geraden Gegenbilde des biblischen Verfolgers des fliehenden Volks geworden ist, sei betont, ohne darauf allzu viel Gewicht zu legen. Jedenfalls aber ist der düstere, grimmig verstockte Herrscher der Ueberlieferung, der an der Spitze seiner Heerscharen im königlichen Streitwagen von den zusammenschlagenden Fluten verschlungen wird, eine ganz andere Erscheinung als dieses aus schwammig sentimentalem Semmelteig gebackene Individuum, das sich aus der kümmerlichen Summe der von Ebers aufgereihten Wissenspartikelchen des neuesten Aegyptologenthums ergibt. Deshalb wird niemand ein Recht haben, die biblische Figur seiner Vorstellung nach dem Ebers'schen Schattenbildchen umzuformen. Ansprechender — der verliebte Springinsfeld Ephraim erinnert zu sehr an irgendeinen jüdischen Obersecundaner Berlins oder Frankfurts — sind die Stammeshäuptlinge gezeichnet, und manche ihrer Gestalten gemahnt an den Rembrandt'schen Abraham; aber sie und ihre Nebenfiguren reichen doch nicht aus, um ein völliges Gesammtbild des hebräischen Geistes und seiner individuellen Ausstrahlungen in den einzelnen Stämmen zu entwerfen, und vor allem spürt man nirgends einen Hauch jenes erhabenen Führergeistes, welcher diese fanatischen Massen zu discipliniren verstand. So begegnet die Kritik auf Schritt und Tritt eben immer wieder ungesunden Gliedern, weil sie eine Dichtung mustert, deren Herz krank ist. Daß die literarische Wüstenfahrt Oasen hat, wie jede Wüstenreise, wird keiner Versicherung bedürfen. So sei das erste Kapitel gerühmt, dessen düstere Stimmung das Ganze so geheimnißvoll wie ergreifend einleitet, gleich einer schaurig machtvollen Ouvertüre. Es sei die Schilderung der ersten Lagerung der flüchtenden Massen, ihres Durchzugs durch das Meer, des Verderbens ihrer Verfolger gerühmt. Aber mehr als dies alles und derart, daß mancher andere Vorwurf davor verstumme, sei die wunderbare, weihevoll-religiöse Abtönung des ganzen Culturgemäldes gepriesen. Daß dieser Geist freilich nicht der vorsinaitisch-jüdische ist, der hier alle Fasern des Seelenlebens erfüllt, sondern Geist von unserm Geiste, vom Geiste des Christenthums des 19. Jahrhunderts, das ist einer jener Anachronismen, in deren Abgrund ein jeder zu versinken bangen muß, der sich in die Schachte verschütteter Welten wagt. Und doch wußte Ebers über das Ganze einen Schimmer der Patriarchenzeit zu breiten. Engel erscheinen. Jehovah ist nahe. Die Gebete athmen einen überwältigenden Hauch aus der Sphäre der Anbetung des Alten Testaments, wo der Mensch im Gebete mit der Gottheit ringt und sich Erhörung erstreitet. Dieses urkräftige, jede menschliche Aeußerung beherrschende Gottesbewußtsein des Exodus hat Ebers meisterhaft veranschaulicht. Was will es da verschlagen, wenn er die Durchwanderung des trockenen Meeres theils mit der vollen Naturweisheit unsers aufgeklärten Jahrhunderts schildert und den mosaischen Zauberstab zu den Acten legt: der Zauberstab des Ebers'schen Moses ist sein Gebet. Und das Wunderbare in der erhebenden Erscheinung des Moses beruht eben vielmehr in seiner Gottdurchdrungenheit und Gottgetragenheit als in dem nebensächlichen Wie und Womit seiner göttlichen Berufung und Ausrüstung. Wer dürfte verlangen, daß der Dichter am Felsen in der Wüste jenen Stab spielen lasse, den wir ein dutzend mal in der Operette „Der Carneval von Venedig" verkaufen sahen! — Und so ist das Herz des Buchs, das heißt sein technischer Aufbau, allerdings krank; aber kräftig und gesund ist seine Seele, das heißt der Geist, der mit und über den Wandernden schwebt, ihr theokratisches Ideal, das Ebers in jedem ihrer Glieder echt künstlerisch zum Widerscheine zu bringen weiß, als den himmlischen Leitstern, auf den alle Augen gerichtet bleiben. Und so mag man denn trotz Exodus, den Wüstenpilgern auch an Ebers' Hand zum zweiten male bis zu jener weitschauenden Höhe folgen, auf welcher seine tiefernste Dichtung schließt:

„Dort im gelobten Lande wurde viele Jahrhunderte später zu Bethlehem ein anderer Jehoschuah geboren, der der ganzen Menschheit schenkte, was der Sohn des Nun vergeblich für das Volk der Hebräer gesucht."

Wo dies Wort an die richtige Adresse gelangt und richtig verstanden wird, da wird es machtvoller zwingen als alles Antisemitenthum, und liebreicher gewinnen und versöhnen als viele Judenmissionen, indem der Dichter mit milder Hoheit auf die Sterne deutet, die über Bethlehem aufgingen. Diese weltbeglückenden Sterne nennt er mit Namen. Sie lauten: „Liebe, Gnade, Erlösung."

Adalbert Schroeter.

Hermann Lingg's „Jahresringe".

Jahresringe. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Mit dem Porträt des Dichters nach dem Original von Franz von Lenbach. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. Gr. 8. 5 M.

Antheil und Neugier weckt es in uns, wenn wir — selten genug ist es — aus der lyrischen Sintflut der Gegenwart da und dort eine Gestalt auftauchen sehen, die sich siegreich über den Fluten hält und deren Gesicht werth ist, näher ins Auge gefaßt zu werden; stolze Freude aber und sichere Hoffnung des Genusses überkommen uns, wenn wir einen altbekannten, sturmerprobten Helden mit sicherer Hand dem Lande zusteuern sehen, das Boot mit neuen köstlichen Schätzen befrachtet. Hermann Lingg's Name gehört bereits zu den edelsten unserer Dichtung; gar manche Fahrt hat er in mehr als einem Menschenalter gewagt und reiche Fracht seinem Volke geboten. „Populär" im gewöhnlichen Sinne des Wortes freilich ist er nicht geworden; Literaturleitfäden sogar, die Ebers, Dahn, J. Wolf nennen, kennen ihn nicht, und selbst Literaturgeschichten speisen ihn mit ein paar Linien und Phrasen ab, während sie Götzen der Mode Seiten weihen. Er fliegt zu hoch für die, die mit gemeinem Fuß die Erde treten, und auch die mir vorliegende neue Sammlung von Gedichten wird ihm die Menge nicht gewinnen, dafür aber die, welche schon unter dem Zauber seiner Dichtung gewandelt, mit Entzücken erfüllen. Da ist sie wieder, seine ganze machtvolle Persönlichkeit, voll Originalität und Tiefe des Denkens, wie des Fühlens, voll Adlersflug der Phantasie, voll Gabe, den Leser in eine Stimmung hineinzubannen, in eine Zeit hineinzuzaubern, Jahrhunderte ihm zu überbrücken und auf die höchsten Höhen des Geistes ihn hinzuleiten. Wer wollte da tadeln, daß manchmal die Sprache zu schwer, dem hohen Flug des Gedankens zu folgen, zu kalt, die ganze Tiefe der Empfindung zu ermessen, zu spröde, dem ganzen Zauber der Stimmung gleichzukommen, zumal wieder an andern Stellen hohe Sprachgewalt und Sprachfeinheit den Dichter auszeichnen?

Neue Züge für Lingg's dichterischen Charakter vermochte ich aus der neuen Sammlung nicht herauszufinden. Denn das Wenige, was für seine alten Freunde neu ist, Nacht- und Straßenbilder nach „jüngstem" Geschmack, gehört zum wenigst Bedeutenden des Buchs, obwol auch hier sich nicht verleugnet, daß ihren Dichter die Muse geküßt hat.

Zu dem weniger Bedeutenden rechne ich auch die humoristisch-satirischen Gedichte. Nicht als ob ich dem Worte Lingg's nicht beistimmte: „Es sei dem Spott, dem bittern Hohne, das derbe Wort nicht untersagt", allein so können das andere auch; und wenn man inmitten all der Erhebung, welche die andern Gedichte gewähren, auf eins von diesen stößt, so fragt man erstaunt: Wie bist du hereingekommen, Freund, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?

Doch nun zur Fülle des Schönen! Da ist kein süßes Minnegetändel, kein kokettes Spiel mit Liebesschmerz und Weltweh, kein leerer Singsang und Klingklang; das ist das reiche, volle Fühlen und Denken eines ganzen Mannes, eines Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist. Der Grundton des Ganzen ist ein hoher Idealismus. Lingg ist nicht weltfremd, er kennt die Welt mit allem ihrem Elend und hat mit ihr gerungen:

Schier jede Höhe ward erstiegen,
Erforscht bald jeder Tiefe Grund,
Doch wo des Unglücks Grenzen liegen,
Das ward noch keinem Menschen kund. (S. 90).

In kalter Winternacht singt ihm der Schnee:

Er singt ein Lied
Von jammerstarrem Händefalten,
Vom Armen, der im Frost verschied,
Von Herzen, die zu früh erkalten. (S. 9.)

Das todte Kind des Armen beneidet er:

O Kind, du bist zu neiden,
Du hattest 's bald genug
Dies Leben, seine Leiden
Und allen Erdentrug. (S. 14.)

„Erkennen, leuchten, schweigen" ist das Los der Leuchtendsten unter den Menschen. Darum wünscht er sogar, daß nie Menschen die Erde bevölkert hätten (S. 92); in das Wort Menschheit kleidet er „den Inbegriff von allem Leiden" (S. 6), aber auch „alles Guten letzten Sieg" (S. 6), und das bewahrt ihn vor thatlosem Pessimismus.

Auf weichem Flaum
Betrügt ein Traum,
Das Bessre liegt im Herben —

singt er zur silbernen Hochzeit (S. 124), und:

Verwehte Wolken, verlorne Töne,
Verhallender Donner und ferne Musik —
O liebliche Nacht, so söhne
Alles Erhabne, alles Schöne
Immer uns aus mit dem herben Geschick!

Und wenn auch alles, was erhebt auf Erden,
Uns ganz in Schmerz und Dunkel scheint entrückt,
Wenn alle Blumen uns zu Schlangen werden,
Und selbst die Siegeskrone blutig drückt:
O dann empfängt noch unser Geist ein Licht
Von jedem Leidensangesicht,
Mit Muth erfüllt, mit Thatenlust
Der Zeit Erschütternng die Brust. (S. 105.)

Ein Trost schon ist ihm

Ob auch ein einzig Ach nur verstumme,
Nur ein Atom all irdischer Qual. (S. 17.)

Er verschmäht nicht die Illusion, jene feine Illusion, die sich keiner rauben darf, der leben will:

Süße Täuschung, holder Trug,
Immer hast du mich begleitet,
Meinem Lebensweg genug
Freuden und Genuß bereitet.
Nicht der andern plumpe Kost
Gabst du mir vom Glück der Dinge,

Nur den Duft, den Schaum, den Most,
Und was eine Taubenpost
Tragen kann auf ihrer Schwinge.

Träume gabst du, hingehaucht
In das goldne Licht vom Morgen,
Hast in Strahlen dich getaucht,
Und was häßlich war, verborgen;
Ward ich manchmal irrgeführt,
Wo dein Schleier mich betrogen,
Dafür hat auch, kaum gespürt,
Sanfter mich der Schmerz berührt,
Wo dein Schleier mich umflogen. (S. 65.)

Namentlich aber weiß er eins:

So dunkel ist kein Menschenlos auf Erden,
Es kann erleuchtet durch die Liebe werden. (S. 410.)

Die Liebe ist sein Anker, jene ewig grünende Liebe, die noch am Sarge der Lebensgefährtin ruft:

Das Kleid, das dir jetzt angezogen
Die Leichenfrau, ist mir noch heut'
Das Mädchenkleid, das dich umflogen
In jener schönen Minnezeit —

und jene reine Menschenliebe, die in dem auch formell vollendeten, wunderbar abgerundeten Gedichte „Feuerbestattung" lodert (S. 363):

Düster brennt und trüb die Flamme,
Schwarzer Rauch erfüllt die Luft,
Doch das Holz von edlem Stamme
Gibt dem Rauche Rosenduft.

Mächtig sprühn empor die Funken,
Denn der Todte, der da ruht,
Brannte licht- und liebetrunken
Lebend schon in heil'ger Glut.

So weiß er auch das Düstere noch mit einem Lichtstrahle zu erhellen („Tief im Walde", S. 88), und wird es ihm gar zu schlimm in der Welt, so flüchtet er zu den Kindern oder in seines Hauses Frieden:

Bleib draußen, Arglist, feiges Lauern,
Bleib draußen, Misgunst, Neid und Hohn!
Komm, Hoffart, nicht in diese Mauern,
Fort, Schmeichelei, schleich dich davon!

Sie blieben weg, und schon entgegen
Weht mir, wie Blumenduft so zart,
Ein Friedensgruß, des Hauses Segen,
Die Treue, die mein Haus bewahrt. (S. 121.)

Aus solchem Idealismus flammt dann des Dichters ungebrochener Mannesmuth, der so herrlichen Ausdruck findet besonders in „Wann, stürmisch Herz . . ." (S. 8) und in den prächtigen lyrischen „Neujahrsklängen" (S. 21); aus ihm auch sein lebendiges Freiheitsgefühl, das ihn namentlich das Meer als „die Wiege aller Freiheitssiege seit dem Tag von Salamis" preisen läßt (S. 199).

Eng verbunden mit dem Leben seines Herzens ist bei Lingg, wie bei allen echten Dichtern, das Leben der Natur, und wie nicht leicht einer vermag er hier ein Stimmungsbild zu zeichnen und in seine Stimmung uns hineinzuzwingen. Z. B. „Im Spätjahr" (S. 103):

Um das Schilf am Teiche,
Ueber die Wiese ziehn
Herbstliche Nebel, bleiche
Elfengestalten dahin.

Einsam, als ob sich ein letzter
Funke vom Sommer verlor,
Glänzt noch ein thaubenetzter
Glühwurm am Weg hervor.

Ach so flammt im Entschwinden,
Schmerzlich seiner bewußt,
Spät noch ein lieblich Empfinden
Durch die verödete Brust.

Und wie weiß seine Phantasie solche Bilder zu beleben! Ein zauberhaftes Bild zeigt er uns „Abends im Walde" (S. 95), wenn die Schlangenkönigin singt; in der „Herbstnacht":

Wenn die Trauben schwellen, Alte Satyrgesellen
Feiern einen Schmaus, Dort am Felsenhaus (S. 106);

im Gebirge entsteigt die Eisfee den Wellen und lenkt zur Gletscherfahrt die Scharen

mit Elfen gepaart,
Wie Nebel so zart,
Mit den mondlichtgoldenen Haaren (S. 342) —

und in der „Brandung" sieht er den „Festball der Wogen", die in Schleppgewanden schwer kommen zum Strand gezogen (S. 322). Auch innere Vorgänge weiß seine Phantasie mächtig zu gestalten, so in „Nächtlicher Ritt" (S. 100).

Mit der Tiefe der Empfindung, mit dem Fluge der Phantasie gattet sich die Höhe des Gedankens, zum Theil einer edeln Symbolik sich bedienend, wie in den Gedichten „Oelwald", „Jupiter", „Meteor", „Kerker und Cypresse" und andere, immer aber schöne poetische Weihe mit sich verbindend. Da leuchtet eine Denkweise durch, von der gilt, was Lingg in etwas anderem Sinne von Fraunhofer sagt: approximavit sidera; über die Schranken des eigenen Ichs erhaben, „ahnungsvoll sein Geist betritt — der Ewigkeit azurne Stufen" (S. 433).

Und noch habe ich die köstlichsten Perlen der Sammlung nicht gezeigt: die historische Lyrik. Lingg's Geheimniß ist hier, ohne viel historisches Beiwerk mit wenigen Strichen farbensatte Bilder uns zu geben, die unsere Phantasie und unser Gemüth mächtig zurückzwingen in längst vergangene Zeiten; zugleich steht er der Geschichte als Philosoph gegenüber, gewaltige Wahrheiten herauslesend, besonders das Aufeinanderprallen von Gegensätzen beleuchtend, ein berufener Lehrer seines Volks: Troja, ahnungslos Feste feiernd vor dem Fall, und Paris, seine schlimme Ahnung sich verhüllend mit Helenas wallenden Locken (S. 131); Memphis mit seinen Todten und durch diese Todten Sieger über seine Feinde (S. 133); Theben und Antigone, die Heroin, die zuerst des Herzens Rechte gegen Willkür und Gewalt vertheidigt (S. 136); Alexander der Große (S. 140):

Ermüdet von dem adlergleichen Fluge,
Von seinem Dionysos-Siegeszuge,
Hielt Hellas letzter Heldensohn

Die Rast auf goldnem Thron
Im wundersamen, alten Babylon.
— — — — — — — — —
Die Fackeln, die vor einer Stunde kaum,
Zum Hochzeitsfest geleuchtet hatten,
Geleiten aus des Daseins schönem Traum
Den König jetzt hinab ins Reich der Schatten.

Athen, das kunstgeschmückte, festliche, mit dem tragischen Chor, mit dem Gedränge des Volks auf dem Markt, mit den freiheits- und friedensstolzen Worten des Redners, den Lehren der Philosophen, dem Festzuge der Panathenäen (S. 142); Korinth, das stolze, einst reiche, umringt von Roms Standarten und Gezelten, durchtönt von der Tuba, eine Beute der Krieger und Dirnen (S. 146); Karthago, seinem besten Sohne mit Undank lohnend, von den „Elefantenveteranen, die gestampft den Alpenschnee", beschämt, schwelgend und jubelnd:

Doch nach seiner Heimat Zinnen
Blickt der Held und stößt vom Land,
An die Zukunft muß er denken,
Wer sie mag zum Heile lenken.

Und die Sonne wirft voll Gluten
Eben jetzt im Untergang
Flammengarben auf die Fluten —
Meer und Himmel scheint zu bluten,
Tempeldächer, Säulengang,
Und die Burg des Bal, die hohe,
Leuchten auf in Flammenlohe. (S. 151.)

Cäsare Borgia, der „Dämon der Gewalt", in schauriger Nacht durch die Campagna flüchtend, verfolgt „von der Schuld Harpyien" und von seinen Feinden; Philipp's II. Grab im Escurial: „Ihr lebt nicht ewig, ihr Tyrannen!" (S. 179); Hannibal, „der schreckliche Karthager", verrathen, umringt von den Römern und den Flammen, in der Todesraserei noch „mit des Adlers Schrei" seinen alten Schwur gegen Rom erneuernd, sodaß die Flammen selbst erzittern, als sie sein Haupt umfassen (S. 190); Venedig, „die Schönheit, der das Glück die Schleppe trägt" im Siegesjubel (S. 194); Xerxes auf dem Wege nach Griechenland, seinen Fall ahnend; auf der appischen Straße die heimkehrenden Besieger Karthagos, dann wieder die mordenden Scharen der Bürgerkriege, dann ein Hochzeitszug: „Lust und Liebe sollen leben!"

Schweigen folgt — O, längs der Mauern,
Längs der Straße weilt und webt
Bald Verfall und tiefes Trauern;
Nächtlich sind in ihren Schauern,
Wo bei Tag der Falke schwebt,
Trümmer und Gestrüpp belebt
Durch verirrte Vogelstimmen
Und des Glühwurms matt Erglimmen. (S. 209.)

Ueber die Trümmer der Römerstadt in Afrika reitet Geiserich mit seinem sieg- und beutefrohen Heer, Reiche stürzend, Kronen brechend, ringend mit dem wilden Meer, aber auch den eigenen Untergang keck erwartend (S. 212). An eines ionischen Tempels Schwelle landet Tejas mit seinen Gothen, und der greise Apollopriester sieht in ihnen die wiederkehrenden Helden von Troja (S. 214); durch die Schrecken der Wüste zieht die Leichenkarawane, und angelangt am Ort der Grüfte, rufen die Treiber:

Heute Nacht bei schönen Weibern
Sollen mir geboten
Für das Gold der Todten
Paradieses Freuden sein. (S. 227.)

Von der Gralsburg schauen die Wächter aus nach dem Retter (S. 170); Rothbart träumt im Kyffhäuser (S. 171), und Loki reitet auf erdfahlem Roß, „das die Untreue tränkt und wäscht mit Blut", reitet und reitet

mit allem gesellt — Ans Ende der Welt,
Was fälscht und entzweit, — Ans Ende der Zeit. (S. 211.)

Erwähne ich noch die Abtheilung „Jugendgedichte", in denen zum Theil eine große Weichheit und Zartheit überrascht, während andere (z. B. „Im Hafen von Genua") schon den wahren Charakter des Dichters ahnen lassen, die schwungvollen Chorgesänge und die Festgedichte, Gelegenheitsgedichte der edelsten Art, weit über den augenblicklichen Anlaß hinausgehoben zu allgemein menschlicher Betrachtung, so habe ich den Reichthum angedeutet, den Lingg in seinen „Jahresringen" über uns ausschüttet.

Auch die Technik ist keine gewöhnliche und dennoch fern von allem Gezwungenen, Gespreizten, Gesuchten, Ueberladenen — die eines echten, maßvollen Künstlers. Von der bilderreichen Sprache des Dichters haben schon die mitgetheilten Proben Beweise gegeben; noch einige möchte ich anführen: die sternlose Herbstnacht an Allerseelen ist ein Trauervorhang, eingestickt mit Heimgegangener Bild und Namen; der Stern funkelt über der Wolkenwand wie ein Topas in blauem Band, das Rabenlocken hält umwunden; Walküren pflücken die wallenden Blutrosen im Feld; Gewölke hängen wie wirre Locken ums Antlitz der Berge, der tief verschleierten; die Wogen der Brandung drängen sich wild, wie Rosse zur Tränke; wenn Rückert seine geharnischten Sonette singt, so ist's, als stiegen aus der Erde die eingesargten Hünen auf.

Hermann Lingg ist nun siebzig Jahre alt; er darf von sich rühmen, als einer der seltenen, „daß hoch emporgeragt ins Leben sein Tag noch hell ist, fest sein Gang". Tief ergriffen von all dem Schönen, Wahren und Guten, das er uns geschenkt, schließe ich, mit seinen eigenen Worten ihn preisend:

Aus dem Chaos dunkler Wesen
Blitzt ein Lichtstrahl hie und da,
Tritt ein Geist, der auserlesen
Tiefer als die andern sah.
Und es strömt ein Quell des Schönen,
Der in seinem Innern wallt,
In Gedanken aus, in Tönen,
In der Bilder Lichtgestalt,
Einer Schöpfung Allgewalt.

Eduard Haug.

Neue Romane und Novellen.

1. Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 4 M.
2. Carmela Spadaro. Novelle von Ludwig Dézi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 3 M.
3. Blüte der Leidenschaft. Novellen von Mathilde Serao. Autorisirte Uebertragung von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M.
4. Humoresken von Emma Friedländer-Werther. Mit einem Vorworte von Hermann Heiberg. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 3 M.
5. Im Banne der Schlange. Novelle von A. Veldenz. Köln, Bachem. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Vorwärts und aufwärts. Preisgekrönte Erzählungen von Otto Haggenmacher. Leipzig, O. Wigand. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Romane und Novellen, welche wir heute zu einer zusammenfassenden Besprechung vereinigen, sind an und für sich sehr verschiedenen Charakters, haben aber bis auf die unter Nr. 5 und 6 angeführten Erzählungen, welche einen lehrhaften Charakter tragen, das gemeinsam, daß sie jener Gattung von Unterhaltungslektüre zugezählt werden müssen, deren einziger Zweck es ist, den Leser über einige müßige Stunden in angenehmer Weise hinwegzuhelfen.

Recht gut ist Stephan Milow (Pseudonym für Millenkovics) die Erreichung dieses Zwecks im Romane „Lebensmächte" (Nr. 1) gelungen. Er ist ein gewandter Erzähler, der sein keineswegs neues Thema, die Liebe eines trefflichen jungen Mannes zu einem im Grunde gleich trefflichen, aber durch die Macht der Verhältnisse zu einem Fehltritte hingerissenen jungen Mädchen geschickt einzuführen und, ohne die Geduld des Lesers allzu sehr in Anspruch zu nehmen, ziemlich weit auszuspinnen verstanden hat. Als der Held des Romans erscheint Eberhard Neudegg. Abgesehen von einigen ziemlich zahmen Jugendstreichen und burschikosen Anwandlungen, die er als Sohn eines hohen Beamten mit wohlgefülltem Geldbeutel als Freiwilliger der österreichischen Armee in Triest durchzumachen hat, tritt er uns als wahrer Musterknabe entgegen. Sobald ihm nach dem Tode seines Vaters die Nothwendigkeit, sich mit eigener Kraft fortzuhelfen, klar geworden ist, richtet er die ganze Energie seines Willens darauf, ein tüchtiger Mensch zu werden. Dieser Vorsatz gelingt ihm auf das beste, da es ihm offenbar nicht schwer fällt, die an ihn herantretenden Versuchungen zu überwinden. Er ist immer derselbe edeldenkende, hülfsbereite, selbstlose, charakterstarke Mann; aber wir sehen nicht, wie er so geworden ist, denn der Verfasser hat es verabsäumt, uns die innere Entwickelung des Helden darzulegen. Derselbe Vorwurf muß auch gegen die Charakteristik Vera von Elmbach's, seiner Geliebten, erhoben werden. Sie ist die Tochter der Baronin Melanie Elmbach, welche ihre ganze Liebe und mütterliche Sorgfalt ihrem im Ehebruche mit dem Musiker Emil Horst erzeugten Sohne Hugo zuwendet und darüber ihre rechtmäßige Tochter vernachlässigt. Vera sieht sich bei der nach dem Tode ihres Vaters eintretenden Verarmung der Mutter gezwungen, wie Neudegg, den sie schon als halbreifes Mädchen gekannt und unbewußt geliebt hat, eine Stellung anzunehmen, um selbständig für ihr Fortkommen sorgen zu können. Sie wird daher Erzieherin bei den Töchtern des Fürsten Rottenstein auf Schloß Mallnitz in der Nähe von Triest, wo auch Neudegg als Lehrer des Prinzen Unterkommen gefunden hat. Während aber Neudegg den Zumuthungen der leichtsinnigen Fürstin Widerstand entgegensetzt, erliegt Vera den Nachstellungen des weltgewandten und liebenswürdigen Fürsten. Dies kann um so eher geschehen, als Neudegg es aus leicht begreiflichem Stolze unterläßt, die Geliebte vor der drohenden Gefahr zu warnen. Vera sucht aus Verzweiflung über das Geschehene den Tod, wird aber von Neudegg gerettet und verspricht ihm, nie wieder zu verzweifelten Entschlüssen zu greifen. Sie gibt sodann ihre Stellung auf Schloß Mallnitz auf, eilt zu ihrer Mutter nach Wien und tritt, da diese ihren Unterhalt nicht bestreiten kann, als Lehrerin in das wiener „Sacrécoeur-kloster" ein. Seitdem verlieren wir sie für lange Zeit fast ganz aus den Augen, und als sie am Schlusse der Erzählung wieder auftaucht und ihre endliche Vereinigung mit dem längst versöhnten Neudegg erfolgt, hat sie ihre Jugendsünde längst durch ihr vortreffliches Verhalten wieder gut gemacht. Aber auch hier begnügt sich der Verfasser damit, uns die Thatsache mitzutheilen, ohne nur einen Einblick in die innere Umwandlung ihres Charakters zu gewähren. Dafür stellt er das Schicksal der Baronin Elmbach und ihres ungerathenen Sohnes in den Vordergrund der Erzählung und verknüpft es geschickt mit dem des Helden, indem er beide mit dem Treiben der Socialisten in Wien in Berührung bringt, nur mit dem Unterschiede, daß Hugo ohne innern Antheil durch ein Liebesverhältniß zu Leni, der Tochter eines Schlossers, in diese Kreise gezogen wird, Neudegg dagegen durch den Gang seiner Studien auf die Idee der socialen Reform geführt wird. Die unabänderliche Gunst und Freundschaft des jungen Fürsten Rottenstein, seines Zöglings, der beinahe noch tugendhafter als Neudegg erscheint, ermöglicht diesem schließlich, als Beirath bei der Verwaltung der großen fürstlichen Güter seine auf die Hebung des arbeitenden Volks gerichteten Pläne in die Wirklichkeit zu übersetzen. Besser wie die beiden Hauptgestalten des Romans hat Milow mehrere der Nebenfiguren charakterisirt, so vor allem die kunstbegeisterte Baronin Elmbach und ihren begabten, aber vollständig verzogenen Sohn Hugo, dessen Ende durch die meuchlerische Hand eines eifersüchtigen Nebenbuhlers um die Liebe der feschen Leni als der natürliche Abschluß seines nur dem Genusse gewidmeten Lebens von dem Leser als durchaus durch den Zusammenhang der Dinge begründet empfunden wird. Höchst unwahr-

scheinlich nimmt sich dagegen die Aufopferung und sozusagen ideale Liebe der Leni zu ihrem Baron aus. Um sie glaubhaft zu machen, dazu hätte die Persönlichkeit Hugo's viel bedeutender hingestellt werden müssen. Hier wird der Roman Milow's gar zu romanhaft, obwol gerade die Scenen zwischen Hugo und Leni mit besonderer Liebe von dem Dichter ausgeführt zu sein scheinen.

Trotz dieser Ausstellungen wollen wir niemand vom Lesen des Buchs abrathen. Da Milow zu schreiben versteht und in Bezug auf seinen Stil keinen Anlaß zu Ausstellungen bietet, liest sich sein Roman angenehm und wird den Anforderungen des Unterhaltung suchenden Publikums jedenfalls genügen.

Unter diesem Gesichtspunkte können wir auch Ludwig Dóczi's Novelle „Camela Spadaro" (Nr. 2) empfehlen. Im Vergleich mit Milow's Roman besitzt sie den Vorzug größerer Flottheit und Eleganz, aber auch den Nachtheil noch geringerer Wahrscheinlichkeit. Letzterer wird jedoch eben wegen jener ersten Eigenschaft beim Lesen nicht sofort empfunden, sondern macht sich erst beim Nachdenken über das Gelesene fühlbar. Bei dieser Sachlage würden wir dem Leser den Genuß verderben, wenn wir uns auch nur andeutungsweise auf die Wiedererzählung des Inhalts einlassen wollten. Selbst sein in allen seinen Voraussetzungen höchst unwahrscheinliches, aber mit Witz und Laune ausgestattetes Lustspiel kann bei guter und frischer Darstellung den Zuschauer höchlichst belustigen. Dóczi's Novelle ist ein solches unwahrscheinliches, aber gleichzeitig unterhaltendes Lustspiel, ein wohlangelegtes Capriccio voll Laune und Geist, gewandt geschrieben und einheitlich durchgeführt. Wer einige müßige Stunden angenehm verbringen will, kann dreist zu dieser Novelle greifen.

Ob es jedoch bei uns in Deutschland Leser von Geschmack geben dürfte, welche mit nur einiger Befriedigung die Novellen von Mathilde Serao, betitelt „Blüte der Leidenschaft" (Nr. 3), nach der Lektüre aus der Hand zu legen vermögen, möchten wir sehr bezweifeln. Daß die Verfasserin Talent besitzt, wird niemand leugnen. Aber sie ist viel zu flüchtig in diesem Buche verfahren und stößt uns mit ihren fortwährenden Schilderungen von Ehebrüchen und wilder sinnlicher Leidenschaft, mit ihrem Pessimismus und ihrer Verachtung der Menschen, deren Schicksal sie uns erzählt, vielmehr zurück, als sie uns anzieht. Der unangenehme Eindruck ihrer Novellen wird erhöht durch den Umstand, daß, wie Alfred Friedmann in der Einleitung zu seiner Uebersetzung richtig bemerkt, die Helden von Serao's Novellen durchweg Müßiggänger sind, die keine andern Gedanken als die Befriedigung ihrer Leidenschaften haben. Für keinen derselben weiß die Verfasserin unsere Sympathie zu gewinnen; mögen sie noch so stürmisch gegen den Zwang der Verhältnisse ankämpfen, noch so ungeberdig das Recht ihrer Leidenschaft geltend machen, die Kälte, mit der die Verfasserin ihren Geschöpfen gegenübersteht, wirkt wahrhaft ansteckend, ja, wir bleiben nicht nur kalt und gleichgültig, sondern Serao's „Blüte der Leidenschaft" hat für uns etwas wie Modergeruch sittlicher Fänlniß und erfüllt uns wegen der aus ihr sprechenden Blasirtheit mit Widerwillen. Nicht etwa, weil wir Gegner des modernen Realismus wären. Im Gegentheil. Aber wenn uns die ganz ähnliche Schilderung sittlich verkommener Verhältnisse bei Zola und manchem seiner deutschen Nachfolger durch ihren Ernst und ihre strenge Wahrhaftigkeit mächtig ergreift, so erscheint uns dieses Spiel mit dem Unsittlichen und diese Weltverachtung im Munde einer Dame als frivol. Friedmann hätte besser gethan, diese Novellen nicht zu übersetzen. Eine willkommene Bereicherung unserer deutschen Literatur verdanken wir ihm in diesem Falle gewiß nicht.

Wenn Hermann Heiberg von einer Dichtung rühmt, daß sie in „schalkhaft-anmuthiger Art" geschrieben sei und die „Sicherheit" hervorhebt, mit der die Verfasserin „das Wesentliche vom Unwesentlichen unterschieden" habe, sollte man annehmen, daß ein so warm empfohlenes Buch dem Leser viel Vergnügen bereiten müßte. Dies ist nun leider nach unserer Ansicht bei den „Humoresken" (Nr. 4) von Emma Friedländer-Werther, denen Heiberg in seinem vorangeschickten Geleitsbriefe solches Lob spendet, nicht der Fall. Beim besten Willen können wir keine der von Heiberg dem Buche zuerkannten Vorzüge entdecken und was den Humor anbetrifft, den sich die Verfasserin selbst in der Einleitung zuschreibt, so waren wir gleichfalls nicht so glücklich, etwas davon in ihren „Humoresken" zu verspüren. Die Stelle des Humors vertritt vielmehr in ihnen ein ziemlich mäßiger, um nicht zu sagen abgedroschener Witz und ein gewisser burschikoser Ton, wie man ihn sich leicht im Umgange mit Studenten und Offizieren aneignen mag. Eine höchst bescheidene Erfindungsgabe, eine gewisse Unbeholfenheit des Stils und eine entschiedene Schablonenhaftigkeit in der Charakteristik tragen nicht dazu bei, diese „Humoresken" erfreulicher zu machen. Da, wo die Verfasserin sich begnügt, einen einfachen Vorgang schlicht zu erzählen, kann man ihr, wenn auch nicht mit größerm Interesse, so doch ohne Aerger folgen. Wenn sie aber anfängt, geistreich zu werden und über ernste Dinge Betrachtungen anstellt, wird sie meistens platt, gelegentlich sogar fürchterlich platt. Man lese nur, um sich von meiner Behauptung zu überzeugen, die Humoreske „Warum?" in der die Frage: „Warum tanzt alle Welt um das goldene Kalb?" in einem Zwiegespräche zwischen Frau Eugenie und einer alten Excellenz erörtert wird, welche die Schreiberin, beiläufig gesagt, durch Wendungen wie „Hab's", „gehen's", „I denk' halt schon" sehr bequem als Oesterreicher charakterisirt. Nach alledem wollen wir nicht wünschen, daß sich diese „Humoresken", wie Heiberg meint, die Gunst des Publikums erringen, möchten aber dem liebenswürdigen Dichter anheimgeben, etwas weniger gefällig zu sein und sein empfehlendes Geleitswort nur dann fremden Arbeiten mitzugeben, wenn sie ein solches verdienen.

Ob die Novelle „Im Banne der Schlange" (Nr. 5)

von A. Veldenz gleichfalls aus der Feder einer Dame hervorgegangen ist, vermögen wir nicht zu sagen, obwol so mancherlei Anzeigen für die Richtigkeit einer solchen Annahme sprechen. Wie dem auch sei, jedenfalls verdient die Novelle Anerkennung sowol wegen der Reinheit und Flüssigkeit ihrer Sprache, als wegen des Geschicks, mit welchem die Briefform durch die ganze Erzählung hindurch angewandt worden ist. Die Briefe, sämmtlich an eine und dieselbe fromme Freundin gerichtet, enthalten die Herzensgeschichte eines reichbegabten weiblichen Wesens, Namens Elisabeth, das sich im Klosterpensionate mit schwärmerischer Begeisterung für die Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche erfüllt hat, das aber, in glänzende sorgenfreie Verhältnisse in dem Hause eines Onkels gelangend und mit einem Kreise geistreicher Männer und Frauen in Verkehr tretend, an ihrem Glauben irre wird und, durch eine schmerzliche Täuschung in ihrer Liebe verwirrt, einem ungeliebten Manne die Hand reicht, bis sie, Witwe geworden, durch die ihrem Kinde drohende Todesgefahr zur Besinnung kommt und auf ihrem Sterbebette reuig die langverschmähten Tröstungen der Kirche wieder annimmt. Diese innere Wandlung wird uns mit großer Kunst und Anschaulichkeit vor Augen geführt, indem nur die Hauptmomente hervorgehoben werden und nirgends Nebensächliches das Interesse von dem psychologischen Processe ablenkt. Leider verhindert uns jedoch die katholisirende Haltung, dem Buche unsere volle Anerkennung zu zollen. Veldenz begnügt sich nämlich nicht damit, die Rückkehr seiner Heldin zur Religion als das Heilmittel für ihren zerrütteten Geist erscheinen zu lassen. Ein solches sieht er vielmehr einzig und allein in der Beichte und Absolution durch den Priester, sodaß seine Novelle schließlich auf eine Anpreisung dieses Sacraments der katholischen Kirche hinausläuft und nur zu diesem Zwecke geschrieben zu sein scheint. Und merkwürdig, es ist ein Arzt, welcher der Kranken dieses Mittel empfiehlt, als seine Kunst an der dem Wahnsinne nahen Elisabeth zu Schanden wird. Erst als sie sich es klar macht, daß für sie die Alternative lautet: „Wahnsinn oder Bekenntniß", entschließt sie sich, zu dem Priester zu eilen. Ihre Erwartung wird nicht getäuscht. Der Arzt aber bekennt: „Es ist eine Macht, von der ich mir absolut keine Vorstellung machen kann." In dieser tendenziösen Haltung liegt der Hauptfehler der Novelle von Veldenz, die sich im übrigen durchweg als die Arbeit eines die Mittel seiner Kunst sicher berechnenden Dichters gibt.

Wenn es, um als ein solcher zu gelten, vor allem darauf ankommt, daß ein Schriftsteller die Gabe zu erfinden und die Fähigkeit, Charaktere zu entwickeln, besitzt, so kann Otto Haggenmacher nach der uns vorliegenden Erzählung „Vorwärts und aufwärts" (Nr. 6) kaum auf den Namen eines Dichters Anspruch machen. Auch hat er es offenbar bei diesem Werke gar nicht darauf abgesehen, durch den Reiz einer spannenden Erzählung zu wirken. Es kam ihm vielmehr nur darauf an, die Idee der Wiedergeburt des Menschen, wie sie Lessing in den Schlußsätzen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" andeutet, in allgemein faßlicher Weise darzulegen, entsprechend den Forderungen eines Preisausschreibens des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes", welches durch August Jenny in Dresden veranlaßt wurde. Zu diesem Zwecke erkor sich Haggenmacher die Gestalt der durch ihren Quietismus bekannten Frau von Guyon zur Heldin seiner Erzählung und bemühte sich, die erwähnte Idee in einem längern Gespräche zwischen ihr, ihrem Beichtvater Lacombe und einem Magister Johannes eingehend auseinanderzusetzen und durch Rede und Gegenrede anschaulich zu machen. Es ist möglich, daß er die Anhänger jener Lehre durch seine Ausführung befriedigt hat, ja, da er den Preis von den Schiedsrichtern erhalten hat, müssen wir sogar annehmen, daß dies der Fall ist. Wer sich jedoch nicht zu diesem Glauben bekennt, wird ihm auch nach der Kenntniß des Buchs ebenso zweifelhaft gegenüberstehen wie vorher. Alles andere tritt aber hinter dem Gespräche so in den Hintergrund, daß die Arbeit Haggenmacher's kaum als Erzählung angesehen werden kann. Die Schicksale der drei Hauptpersonen werden nur angedeutet; von einer Erschöpfung des geschichtlich vorliegenden Stoffs für die Zwecke der Dichtung ist nicht die Rede und der Versuch einer psychologischen Durchdringung ist ebenso wenig gemacht, als von einer wirklichen Handlung gesprochen werden kann. Der Verfasser hätte daher seine Arbeit lieber als eine Abhandlung in Gesprächsform denn als eine Erzählung bezeichnen sollen. A. Hermann.

Zur Französischen Revolution.

1. Das Leben Mirabeau's von Alfred Stern. Zwei Bände. Berlin, Cronbach. 1889. Gr. 8. 10 M.

Wenn man im Jahre 1889 in Frankreich das hundertjährige Andenken der großen Revolution durch Wort und Schrift so vielfach verherrlicht hat, so hat man doch dabei lange nicht nach Gebühr den Mann gepriesen, der gerade dieser ersten Epoche der Revolution unvergänglich den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat, der seit jenem denkwürdigen Eide im Ballhause bis zu seinem Tode als der beherrschende Mittelpunkt der ganzen Bewegung erscheint: den Grafen Mirabeau. Frankreich hat die Ehrenschuld gegen einen seiner größten Söhne bisher in keiner Weise gezahlt; man hat jenseit des Rheins weder eine würdige Ausgabe und Sammlung der Werke des Wortführers des neuen Frankreich veranstaltet, noch demselben eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie gewidmet. Die deutsche Geschichtschreibung darf mit Fug und Recht stolz darauf sein, daß jetzt der zweite, der wichtigere

Theil dieser Aufgabe von einem deutschen Forscher in mustergültiger Weise gelöst und damit recht eigentlich ein Werk vollbracht ist, das in erster Linie Sache der berufenen französischen Historiker gewesen wäre. Stern hatte bei seinem „Leben Mirabeau's" fast ganz aus dem Rohen aufzubauen; Stoff gab es genug, denn veröffentlicht ist ja gerade über die Französische Revolution in den letzten Jahren in Fülle und Menge; aber es fehlte bisher, abgesehen von der Jugendgeschichte Mirabeau's, an jeder Durcharbeitung und Zusammenfassung dieses Rohmaterials. Stern hat sich aber keineswegs auf eine Verwerthung der an sich schon so umfangreichen gedruckten Literatur beschränkt, sondern ist in der umfassendsten Weise auf die archivalischen Quellen zurückgegangen. Daß bei dieser Sachlage sein Buch eine Fülle neuer Thatsachen gewährt, kann nicht überraschen; wichtiger indessen noch als dies ist, daß wir jetzt endlich ein zusammenfassendes und man kann wol sagen in der Hauptsache abschließendes Werk über Mirabeau besitzen. Interessant genug ist ja der Held, den sich Stern ausgesucht hat, denn schon als er die Bühne der Weltgeschichte betritt, hat er eine so bewegte persönliche Vergangenheit hinter sich, daß diese allein die Theilnahme der Geschichtsforscher fesseln könnte. Die Familie Mirabeau zeigt Conflicte von einer Schärfe und von dramatischem Leben, wie sie selbst in jener letzten verderbten Periode des ancien régime doch nicht häufig vorkommen. Der Vater hat mit Gattin, Sohn und Tochter unaufhörliche Kämpfe zu bestehen. Eine richtige Einsicht in diese Wirren haben wir zuerst durch das schöne, aber leider bisher unvollendete Werk von Louis de Loménie, „Les Mirabeau", erhalten, über dessen Verdienste Stern selbst sich sehr anerkennend äußert. Zuerst sich wesentlich, wenn auch keineswegs allein auf Loménie stützend, von da an, wo dieser abbricht, vollkommen selbständig, gibt auch Stern eine eingehende Darstellung der Jugendgeschichte Mirabeau's, durch die wir von Mirabeau's Vater ein sehr anderes Bild erhalten, als die landläufige Tradition bietet. In der letztern erscheint er als der finstere Tyrann, der seinen lediglich etwas leichtlebigen Sohn immer wieder grundlos in den Kerker schickt; aus Stern ersehen wir, daß dieser Sohn ein gutes Maß von Schuld angehäuft hat, und daß vor allem Mirabeau's Mutter und Schwester wahrhaft dämonische Naturen sind, sodaß man dem alten Marquis, dem ami du peuple, nicht verdenken kann, daß er die Mittel des ancien régime benutzt, um sich vor seiner Familie zu schützen. Im ganzen ist die Rechtfertigung, die der „Volksfreund" durch Stern erfährt, wohlbegründet, wenn sie auch in Einzelheiten vielleicht manchmal etwas zu weit geht. Auch über den berühmten Aufenthalt Mirabeau's in Berlin, am Hofe Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's II., erhalten wir durch Stern sehr viel neues Licht; vor allem sei hervorgehoben, daß die damals so großen Staub aufwirbelnde „Histoire secrète de la cour de Berlin", in der Mirabeau seine geheimen Berichte aus Berlin veröffentlichte, doch vor der Publikation einer eingreifenden Reinigung unterzogen ist und keineswegs den vollständigen und ursprünglichen Text seiner Depeschen bietet. Handelt es sich in dem ersten Bande mehr um den Menschen und Literaten Mirabeau, so führt uns der zweite mehr den Staatsmann vor und versetzt uns mitten hinein in die Hochflut der revolutionären Bewegung. So wenig wie gegen die Schwächen des Menschen ist Stern gegen die des Politikers blind. Vor allem das Schmähliche des Handels, daß er für Geld in die geheimen Dienste des Hofes trat, wird scharf hervorgehoben: „Er, dessen Ziel gewesen war, leitender Minister zu werden, war zum geheimen Lohnschreiber und Agenten herabgesunken. Gewiß, er wurde deshalb nicht zum Apostaten.... Sein Interesse deckte sich mit seiner Ueberzeugung.... Dennoch haftete sich der Fluch der Feilheit an seinen Namen. Er war kein freier Mann und galt auch dem, der ihn bezahlte, nur als Waare." Auch aus der parteilosen Darstellung Stern's ergibt sich, daß die eigentliche Tragik dieses heroischen Menschen darin bestand, daß er, als es sich darum handelte, das Ruder des Staats zu ergreifen, keine reinen Hände mehr besaß, daß man ihm deshalb nicht mehr traute und er mit seiner Zukunft für seine Vergangenheit büßen mußte. Oft hat man die Frage aufgeworfen, ob die Revolution anders verlaufen wäre, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, und namentlich deutsche Historiker haben die Neigung gehabt, mit ja zu antworten. Stern verneint es, wie mich dünkt mit Recht. Nicht nur, daß, wie er hervorhebt, Mirabeau den Halt nach unten verloren hatte, ohne nach oben Sicheres zu gewinnen, sondern die Bewegung war überhaupt schon zu weit gediehen, als daß ein einzelner ihre Richtung hätte ändern können; das Folgende war nur die nothwendige Folge des Vorangegangenen. War es überhaupt möglich, die Entwickelung in eine andere Bahn zu leiten, was dahingestellt bleibe, so war es nur im Anfange der Fall, und zwar in der Weise, daß das Königthum sich an die Spitze der Reformparteien stellte; sobald dies nicht geschah, mußte alles kommen, wie es kam. Die Darstellung Stern's ist klar, einfach und verständig; namentlich zeigt er eine gewisse Meisterschaft darin, in kurzen Zügen den Inhalt längerer Schriften in allem Wesentlichen erschöpfend vorzuführen; dagegen hat er das künstlerische Element mehr als nöthig aus seinem Buche verbannt. Nirgends vermag er uns wirklich zu erwärmen, und deshalb wol wirken seine Ausführungen manchmal nicht so überzeugend, wie sie es bei seiner unumschränkten Beherrschung des Materials eigentlich müßten. Das ist aber auch das einzige, was man gegen sein Buch mit Grund einwenden kann; jedenfalls ist dasselbe eine werthvolle und wesentliche Bereicherung unserer historischen Literatur, und wir können nur die Hoffnung aussprechen, daß die französische Geschichtsforschung, die es dahin kommen ließ, daß ihr eine schöne Aufgabe durch einen Fremden vorweggenommen wurde, nun wenigstens nicht länger zögert, ihrem großen

Landsmanne durch eine würdige Ausgabe seiner Werke ein passendes Denkmal zu setzen. Walther Schultze.

2. Die Französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 7 M. 20 Pf.

Noch zeitig im verflossenen Jahre lag die beim Erscheinen der ersten Lieferung hier kurz angezeigte neue vermehrte und verbesserte Auflage der deutschen Uebersetzung des Carlyle'schen Werks vollständig vor, und damit ist diese gewaltige Schöpfung der Kenntnißnahme, dem Genuß und dem Nachdenken der heutigen deutschen Leserwelt wieder zugänglich geworden. Die erste Auflage ist nicht nur völlig aus dem Verkehre geschwunden, sondern auch sehr selten aufzufinden, sodaß es Unzählige geben wird, die trotz aller Theilnahme an der historischen Literatur gerade dieser Zeitepoche das Buch Carlyle's erst jetzt kennen lernen werden. Und zwar haben sie nun den vollständigen Carlyle in vortrefflicher Wiedergabe; der erste Uebersetzer hatte viele Stellen ausgelassen, die jetzt eingefügt sind. Carlyle schildert in so ausführlicher Weise die Vorgeschichte der Revolution und ihren Verlauf bis zum 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795), daß auch ohne alle Kenntnisse des Ganges der Ereignisse der Leser mit Verständniß der Darlegung des Buchs folgen und aus ihr gerade die erforderliche Einzelkenntniß gewinnen wird; und zwar dieses besser als aus irgendeinem andern Werke. Denn der große Geschichtschreiber, der die gewaltige Bewegung in seinem Geiste wiedererlebt und vor unsern Augen wiedergestaltet, ist mit seinem Bewußtsein überall in Frankreich, in der Hauptstadt und in Versailles, in den entlegensten Provinzen, in den mannichfachsten Kreisen. Die ungeheuere Allgemeinheit der Bewegung und ihre verschiedenen Aeußerungen, und die Gegenströmung, die sie hervorriefen, tritt nirgend so anschaulich zu Tage als in den greifbaren Scenen, die der Erzähler uns allerorten mit erleben läßt. Die dichterische Kraft der Schilderung, die innere Antheilnahme an den Ereignissen, verbunden mit dem unerschütterlich feststehenden Urtheil, mit dem der Verfasser Menschen, Strömungen und Ereignissen auf den Grund sieht, erheben das Werk zu einem Kunstgebilde ersten Ranges, an dessen Geschick es nur sonderbar auffällt, daß es eine Zeit lang der allgemeinen Kenntniß so sehr entzogen bleiben konnte. Seine neue Verbreitung ist sicher eine der werthvollsten Veröffentlichungen, welche in Anlaß des Gedächtnisses der Revolution erschienen sind.

Friedrich Bienemann.

Militärschriften.

1. Cromwell bei Marston Moor. Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 1 M.

Karl Bleibtreu hat sich in der Malerei von „Schlachtbildern" eine geradezu bestechende Gewandtheit angeeignet. Durch kleine Eigenheiten in der Beschreibung des Geländes (Eigenheiten, die freilich, wie nachher ausgeführt werden soll, gelegentlich einen etwas gesuchten Eindruck hervorbringen), durch geschickte Beleuchtung der soldatischen und menschlichen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Gegner, durch ein wirksames Herausheben der Persönlichkeiten der Führer, die er gern selbst reden läßt, zwingt er den Leser, nicht gerade zu glauben: „So muß es gewesen sein", wol aber zu denken: „So könnte es gewesen sein." Diese Gewandtheit und seine entschiedene Begabung in Beurtheilung von Gefechtsverhältnissen haben Bleibtreu auch in obigem kleinen Werkchen, welches einen der bekanntesten Siege Cromwell's behandelt, nicht im Stiche gelassen und so wirkt die Schilderung dieses Siegs recht anregend.

Verschwiegen darf aber nicht werden, daß Bleibtreu in seinem Streben, lebendig zu schildern, gelegentlich etwas fehlgreift. Es verführt ihn dieses Streben zu einem häufigen Wechsel der Zeitformen, der den Leser geradezu nervös macht, und zu gewissen an Uebertreibung gemahnenden Sonderbarkeiten. In der auf den ersten Seiten gegebenen (und diesmal nicht besonders klaren) Beschreibung des Schlachtfeldes findet sich der Satz: „Der Mittag des 2. Juli 1645" — beiläufig bemerkt, fand das Treffen von Marston Moor am 2. Juli 1644 statt — „hatte schon lange seinen Zenith überschritten". Zwei Seiten weiter heißt es: „Es mochte nahe an 2 Uhr mittags sein." Einige Blätter weiter stehen folgende Sätze:

Die spärlichen Felsrippen der Höhen traten beinern in greller Helle aus den Lenden des Bergrückens hervor. Das Zwerg-Gewälde von Ginster und Zwerg-Gebüsch in der kurzen Ebene des Knicks glich einem gelbgesprenkelten Kohlgarten. Wilder Wein hing senkrecht den Altan des Herrschaftssitzes von Tockwith herunter, von der Abendsonne in tiefsatten warmen Ton getaucht, theils wie falbröthlicher Ahorn, theils wie fetter gekochter Braunkohl.

Die hier durch gesperrten Letternsatz hervorgehobenen Ausdrücke sind doch zum mindesten seltsam. Und das Schlimmste ist, sie sind theilweise nicht einmal zutreffend. Durch den zierlichen Ginster mit seinen kleinen Schmetterlingsblüten ist außer Bleibtreu wol kein Mensch an einen gelbgesprenkelten Kohlgarten erinnert worden und ebenso wenig durch das Laub von wildem Wein an fetten gekochten Braunkohl.

2. Die brandenburgisch-preußische Reiterei seit der Zeit des Großen Kurfürsten. Von Manché. Rathenow, Babenzien. 1889. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser verwahrt sich im Vorworte ausdrücklich gegen die Unterstellung, daß er eine gelehrte Abhandlung in dieser seiner Schrift habe bieten wollen; es sei ihm

nur darum zu thun gewesen, ein zusammenhängendes Bild von der Entwickelung der brandenburgisch-preußischen Reiterei in Bezug auf Zusammensetzung, Ausrüstung und Fechtweise zu geben. Die so bezeichnete Aufgabe darf als durch die Schrift im wesentlichen gelöst angesehen werden. Obgleich diese eben keine „Geschichte" geben will, wird doch selbst der Historiker von Fach ihr nicht ohne weiteres vorübergehen dürfen, weil manches darin enthalten ist, was sich sonst nur aus Einzelschriften, Acten der Regierungen (frühern Kriegs- und Domänenkammern), unter anderweitigem Material leicht zu übersehenden Aufsätzen in Fachblättern u. s. w. entnehmen läßt. Auch für den Volkswirth sind wenigstens die Notizen über die einheimische Pferdezucht, die Remonteankaufspreise (die letztern blieben während der größern Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der gleichen Höhe von 135 bis 225 Mark, während 1869 sich der Durchschnittspreis schon auf rund 450 Mark stellte) und über Fütterung und Unterbringung der Pferde von Interesse. Wenig bekannt im größern Publikum dürfte auch die Thatsache sein, daß das erste älteste brandenburgische Cavalerieregiment, das Leibdragonerregiment des Großen Kurfürsten, hervorgegangen ist aus den „Hof-, Staats- und Küchendragonern" Sr. kurfürstlichen Durchlaucht. Ob die Bezeichnung „Küchendragoner" für die damaligen braven Reiter, denen unter anderm die Bedeckung des kurfürstlichen Hofstaats, also auch der Küche desselben, oblag, auch zu jener Zeit spottweise gebraucht worden ist, wie sie es jetzt im übertragenen Sinne gebraucht wird, theilt der Verfasser des Buchs nicht mit.

Dasselbe wendet sich im übrigen in erster Linie an den Militär und namentlich den Cavalleristen. Es schildert den Reiterdienst in Friedenszeiten, die großen Massenerfolge der Reiterwaffe in den Schlachten des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen, sowie die Einzelerfolge in den neuern Kriegen, und bemüht sich darzuthun, daß auch in der Neuzeit die Verwendung von Massencavalerie von großem Erfolge begleitet sein kann. Die Begründung, welche dieser Ansicht wird, ist nicht ohne eine gewisse überzeugende Kraft, auch für den Nichtcavalleristen. Einige Bemerkungen des Verfassers über die Verwendung der Cavalerieschußwaffe und deren Anbringung, sowie über die sonstige Ausrüstung des Cavalleristen sind jedenfalls beachtenswerth. Gewisse Flüchtigkeiten in Schreibart und Ausdruck hätten vermieden werden sollen.

3. Feldzugserinnerungen eines Fünfunddreißigers 1870—71. Von H. Ehrenberg. Mit drei Karten. Rathenow, Babenzien. 1889. 8. 2 M.

Der Verfasser vorgenannten Büchleins hat den Deutsch-Französischen Feldzug von Mitte September 1870 an mitgemacht, ist aber im Winter einige Wochen krank gewesen; um keine Lücke in der Erzählung aufkommen zu lassen, hat für diese Zeit — es handelt sich um die Tage der Kämpfe vor Le Mans — ein Kamerad des Verfassers, der frühere Einjährige Friesicke aus Dresden, seine Erinnerungen zum Abdrucke zur Verfügung gestellt. Das Buch liest sich sehr gut; mit freudiger Antheilnahme folgt man den erzählten Erlebnissen der jungen Leute, die wenige Wochen vor Ausbruch des Kriegs noch die „Schulbank drückten" und dann, Männer unter Männern, an ihrem Theile zu den Siegen des deutschen Heeres beitrugen. Besonders löblich ist neben dem warmen Tone des Buchs auch das Bestreben, den Leser über den Zusammenhang der militärischen Ereignisse, an welchen das Regiment der Verfasser betheiligt war, ins Klare zu setzen, zu welchem Zwecke dem Werkchen Karten beigegeben sind.

4. Die deutschen Kriege von 1864, 1866, 1870/71, in wohlfeiler Bearbeitung nach den großen Generalstabswerken. Band I: Der deutsch-dänische Krieg von 1864. Mit 16 Karten und 7 Porträts. Band II: Der Krieg in Deutschland im Jahre 1866. Mit 30 Karten und 15 Porträts. Band III: Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in den Jahren 1870/71. Mit 40 Karten und Plänen und 22 Porträts. Berlin, Pauli. 1889. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Die vom Großen Generalstabe herausgegebenen Werke über die drei letzten großen Kriege haben — und das gilt namentlich von demjenigen über den Deutsch-Französischen Krieg — einen ungemein großen Absatz gefunden. Ihr Umfang aber und ihre zahlreichen, technisch nahezu vollendeten Karten- und Planbeilagen haben einen verhältnißmäßig hohen Preissatz erfordert, sodaß jetzt ihre Anschaffung wol nur noch in vereinzelten Fällen in andern als rein militärischen Kreisen erfolgt. So war es denn ein glücklicher Gedanke, unter treuer Wahrung des in jenen Werken gebrachten Thatsächlichen und unter Ersetzung jener kostspieligen Karten durch einfache Holzschnitte die kriegsgeschichtliche Darstellung der Kriege durch geeignete Kürzung auf ein geringes Maß zu beschränken und so auch denjenigen zahlreichen Lesern die Anschaffung der Werke zu ermöglichen, die sich von dem innern Zusammenhange der Kriegsoperationen und dem Verlaufe der einzelnen Gefechte und Schlachten eine im allgemeinen ausreichende Kenntniß verschaffen wollen, ohne in die Einzelheiten einzudringen. Dieser Gedanke ist in dem vorliegenden Werke zu einer im ganzen glücklichen Durchführung gelangt. Einzelne Incorrectheiten und anfechtbare stilistische Wendungen, sowie kleine Undeutlichkeiten in den gebotenen Karten und die theilweise wenig befriedigende Aehnlichkeit in den Porträts können an dem günstigen Gesammturtheil nichts ändern; vielmehr kann die Anschaffung des Werks namentlich Offizieren des Beurlaubtenstandes, die auf militärische Studien nicht allzu viel Zeit verwenden können, durchaus empfohlen werden, da das Werk das hält, was seine Herausgeber versprochen haben.

5. Sachsens Heer vor hundert Jahren. Blätter zur Erinnerung an die Vorzeit. Dresden, Verlag des „Kamerad". 1889. 8.

Das kleine Werkchen schildert zum Theile nach alten Acten, zum Theile nach mündlichen Ueberlieferungen die Zustände im kurfürstlich sächsischen Heere, seine Zusammen-

setzung, Ausrüstung, Ortsvertheilung, Verpflegung und seinen Dienst. Es hebt zwar mit Recht hervor, daß das sächsische Heer sich von andern damaligen Armeen dadurch vortheilhaft unterschied, daß jenes zumeist aus Landeskindern bestand und daß daher eine weniger harte Behandlung der Soldaten stattfand, als dies in andern Heeren der Fall war; allein im ganzen sind die Zustände in diesen doch denen des sächsischen Heers recht ähnlich gewesen, und insofern hat das Werkchen ein nicht nur specifisch sächsisches, sondern ein allgemeines, namentlich auch culturhistorisches Interesse. Der militärische Leser wird erstaunen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß bei so viel unnützem Gamaschen- und so wenig wirklich militärischem Dienste dennoch eine Truppe erzogen worden ist, die sich im Ernstfalle als solche recht gut bewährte.

Victor Kurs.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Von Adolf Birch-Hirschfeld. Erster Band: Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Die Zeit der Renaissance wird allezeit für den Literaturfreund anziehend bleiben; nicht weil die Stoffe und die Behandlungsweise derselben zu jener Zeit dem Geschmacke unserer Tage durchaus entsprächen, sondern weil man in jenem Jahrhundert mehr denn sonst den Schritt der Zeit wahrnehmen, das Pulsiren derselben vernehmen kann. Der Verfasser des vorliegenden Werks zeigt zunächst unter Zugrundelegung eines umfassenden Quellenmaterials in klarer und übersichtlicher Weise, wie die Renaissance nach Frankreich kam und dort so mächtig wurde, daß sie die religiöse Neubelebung überwucherte. Am fesselndsten ist unserer Ansicht nach der ganz eigenartige Einfluß der Renaissance in ihren verschiedenen Erscheinungsformen auf das Drama behandelt. Wenn der Verfasser auch gerade hier, wie er uns selbst sagt, nicht völlig auf eigenen Füßen steht, so beweist doch die Auswahl und Gruppirung des Stoffs ein feines Verständniß, das zugleich von reichem Wissen und völliger Beherrschung des Stoffs zeugt. Wer sich über die Pflege und den Stand der Rhetorik, der Allegorie, des Versbaues und des Reimes, des Stils und der Fremdwörter während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Ueberblick verschaffen will, der wird bei Birch-Hirschfeld ausführlichen und gründlichen Aufschluß finden. Marot's Bild bereichert der Verfasser um manchen wesentlichen Zug, ja dasselbe bekommt sogar ein wesentlich anderes Gepräge als durch die landläufigen Darstellungen. Dasselbe gilt auch von dem Hofe der Margarete von Valois, von deren Hofstaate und dessen Bestrebungen ein überaus anschauliches Gemälde entworfen wird. Der Ritterroman, sowie Leben und Wirken des großen Cultur- und Literaturbrennpunktes jener Zeit, Rabelais und dessen Schule, nehmen allein über 100 Seiten ein. Man wird dies begreiflich finden und die Gründlichkeit des Abschnitts nicht bedauern, welcher der hervorragendste des Werks ist.

Daß die wesentlich für den Forscher bestimmten Anmerkungen in einen Anhang gebracht wurden, ist zu billigen; dagegen vermißt man schmerzlich ein gründliches Register, das nicht einmal durch eine eingehende und wohlgeordnete Inhaltsübersicht ersetzt ist. Hoffentlich wird beides dem vollendeten Werke beigegeben. Für alle diejenigen ist der vorliegende erste Band von hohem Werthe, die sich über das Zeitalter der Renaissance in Frankreich und deren Beziehung zu der Entwickelung der angrenzenden Länder eingehend unterrichten wollen.

Leon Wespy.

Zur Ethnologie.

Ueber Klima und Acclimatisation nach ethnischen Gesichtspunkten von A. Bastian. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. Gr. 8. 4 M.

Zu einer brennenden Tagesfrage erwächst diese akademische Erörterung durch die unmittelbare Nutzanwendung der maßgebenden Grundsätze auf das verhängnißvolle Gebiet der jüngst betretenen Colonialpolitik. Der Altmeister der vergleichenden Völkerkunde ist über den sehr erheblichen Zuwachs unserer geographischen Kenntnisse, welchen wir unsern neuesten Erwerbungen zu verdanken haben, viel zu sehr erbaut, als daß er nicht diese sehr fühlbare Förderung unsers Studiums der Civilisation an und für sich sehr freudig begrüßen sollte; das schließt aber selbstverständlich nicht ein, daß er die vielfachen Misgriffe und Irrthümer übersieht oder gar gut heißt. Aber er erkennt auch den Grund:

> Sachkundige Fachmänner mangeln; denn woher sollten sie berufen werden, da sich nirgends noch eine Gelehrtendisciplin für ihre Behandlung ausgebaut oder vorbereitet findet? (Vorrede, S. 5.)

Daß augenblicklich noch die geeigneten Institute zur Belehrung fehlen, kann nicht wundernehmen, da bis seit wenigen Jahrzehnten ein Bedürfniß noch nicht vorlag. Nachdem dasselbe aber gegenwärtig eingeleitet ist und sich mit jedem Tage fühlbarer macht, so dürfte es rathsam sein, diejenigen Einrichtungen in Pflege zu nehmen, die sachlich begründete Krystallisationspunkte für systematische Begründung abgeben könnten. Hierfür bietet die Ethnologie

eine Art Mittelpunkt, da die meisten der bezüglicherweise in Frage kommenden Gesichtspunkte innerhalb ihres Bereichs zusammentreffen, und als weiteste Basis wäre für die Erd- und Menschheitsgeschichte die Erde selber zu nehmen, in der Geographie mit dem durch die Lehre von den geographischen Provinzen gebotenen Standpunkte für systematische Behandlung der Gesammtfrage in allen ihren Verzweigungen. (S. 17.)

Es wird sich somit vor allem um den Begriff dieser geographischen Provinzen handeln. Unser Gewährsmann versteht darunter die einzelnen Bezirke, in welchen sich der in den Grundzügen übereinstimmende menschliche Gattungscharakter physiologisch und psychologisch abweichend entwickelt hat. Für den rein biologischen Gesichtspunkt liegt die Sache verhältnißmäßig einfach, und die Meteorologie, Hydrographie, Rassenlehre, die Physiognomie der Fauna und Flora u. s. w. geben das nöthige Material an die Hand, obwol auch hier noch manche Probleme ungelöst bleiben. Schwieriger gestaltet sich erst die Untersuchung, sobald der einfach anthropologische Gesichtspunkt mit dem psychologischen vertauscht wird, sobald statt der blos naturwissenschaftlich mechanischen die geschichtliche Betrachtung einsetzt. Das ist ja eben das Anzeichen höhern Lebens, daß hier der Mensch nicht mehr als bloßer Abdruck seiner Umgebung, seines Durchschnitts erscheint, sondern von dem bloßen molluskenhaften Individuum sich zu einer bestimmten sittlich begründeten Persönlichkeit ausbildet:

Damit ist der Bann der geographischen Provinz, der von terrestrischer Natur gezogene Zauberkreis unergründlich dunkler Mächte siegreich durchbrochen; denn frei von Banden und Fesseln, die hemmenden Dämme unwiderstehlich niederreißend, flutet er mächtig und gewaltig jetzt dahin der Strom der Geschichte in ideal geistiger Freiheit. Nicht jedoch einer willkürlichen etwa. Denn auch hier walten harmonisch leitende Gesetzlichkeiten in dem historischen Entwickelungsproceesse und zum ersten Anhalte dafür bedarf es der Orientirung über die in der Configuration des Globus angezeichneten Landmarken, um den Geschichtswegen nachzugehen, welche in jedem der fünf Continente mit unverkennbaren Zügen eingegraben sind. Und so erweitert sich die geographische Provinz für den anthropologischen Bezirkskreis des Naturstammes zur geographisch-historischen Region, in welcher sich das Culturvolk bewegt, um auf den ethnologisch gebreiteten Grundlagen die Civilisationsergebnisse der Universalgeschichte zu zeitigen in der Lehre vom Menschen als humanistische Geschichte des Menschengeschlechts. (S. 4.)

Eben diese Beziehung der Ethnologie zur Geschichtswissenschaft unterliegt ja noch mannichfachen Irrthümern; man bildet sich ein, jene wolle diese ganz und gar verdrängen, während doch das Arbeitsgebiet beider von Grund aus verschieden ist und deshalb auch bei vorurtheilsfreiem Verhalten kein Streit aufkommen kann. Uebrigens ist es auch ein eigenthümliches Verlangen, die Gesittung und Entwickelung des menschlichen Geschlechts lediglich nach dem Maßstabe unserer Cultur zu bemessen und alle andern Formen derselben schlechterdings zu übersehen oder sie kurzweg als Caricaturen zu behandeln. In dieser Hinsicht muß unsers Erachtens jeder Unbefangene den Ausführungen unsers Verfassers beistimmen:

Viele Jahrtausende hat der intensiv zwar mächtigste, aber räumlich doch (innerhalb des sogenannten orbis terrarum der Weltgeschichte) nur engbegrenzte Darstellungskreis classischer Weltanschauung der Hellenen und Römer einzig und allein die gesammte Aufmerksamkeit gelehrter Thätigkeit beschäftigt. Jetzt beginnen aus allen Theilen der Erde, aus fünf Continenten hundert und tausend verschiedene Vorstellungskreise in abgerissenen Fetzen herbeizufliegen, die jeder für sich eine systematisch durcharbeitende Behandlung verlangen würden und zwar zunächst, bei meist völliger Incongruenz des Gedankenganges, ein Vertrautwerden mit demselben, um die Denkungsweise im einfachsten Ausdrucke auch nur zu verstehen. Bis wir damit fertig sind, werden viele der künftigen Generationen dahingegangen sein, aber anfangen müssen wir bereits jetzt und im unparteiischen Anbetracht der Mächtigkeit ihrer Aufgabe und dem, was in Kürze der Zeit bereits geleistet, wird die Ethnologie sich selber ein gewisses Zeugniß der Zufriedenheit ausstellen können. (S. 174.)

Th. Achelis.

Feuilleton.

Man hat oft „die Findigkeit" der Post bewundert; man könnte aber auch das Geschick gewisser Schriftsteller bewundern, welches sie in Erfindung immer neuer Themen beweisen. Ihre Kunst besteht darin, aus andern Büchern ein neues zu machen. Darin zeichnet sich auch Adolf Kohut aus, welcher abermals eine seiner Compilationen vom Stapel gelassen hat. „Fürst Bismarck als Humorist" (Düsseldorf, Bagel) heißt sein neuestes Opusculum. Dieses Thema ist ausgiebig und anziehend; Kohut hat es mit gewohntem Geschick behandelt und verschafft dem Leser eine leichte Unterhaltung, freilich nur dem nationalliberalen und conservativen. Die Herren, welche den deutschen Freisinn in Erbpacht genommen haben, dürften weniger davon erbaut sein.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der Nr. 2 des zu Boston neuerdings erscheinenden „Transatlantic" vom 1. November 1889 zufolge zieht George Bernard Shaw in „The English Illustrated Magazine" gegen den Sport der Engländer zu Felde, nach Baireuth zu pilgern. Baireuth hört nach Shaw's Ansicht mit dem Absterben derjenigen, die unter Wagner's Leitung wirkten, auf, den Wagner'schen Geist allein beanspruchen zu dürfen. Derselbe wird mehr als dort in jedem Orte sein, wo man allen Künstlern gestattet, sich selbständig in die Wagner'schen Werke zu versenken. „Es würde zu viel gesagt sein, wenn man behaupten wollte, daß das wahre Wagner-Theater in England entstehen würde, aber es ist gewiß, daß das wahrhaft englische Wagner-Theater daselbst entstehen wird." Nach einer Aufforderung an alle Engländer, Baireuth nicht länger zu unterstützen, sondern das englische Geld der Pflege der Wagner'schen Musik in England zuzuwenden, schließt der Aufsatz mit den Worten: „Nichts mehr von Baireuth hinfort. . . . Der «Parsifal» kann nicht nur ebenso gut in London aufgeführt werden wie in Baireuth, sondern besser."

In derselben Nummer schreibt der „Transatlantic" über die Darstellung des „Faust", zweiter Theil, in Berlin: „Dieser

zweite Theil . . . enthält nur philosophische Gedanken und psychologische Untersuchungen; ein Drama ist es nicht mehr." Der Versuch einer Bearbeitung durch Otto Devrient wird als verunglückt bezeichnet. Von der Arbeit Adolf L'Arronge's heißt es: „Der Verfasser, der wohl einsah, daß eine zu lange Reihe von Episoden vermieden werden müsse (obgleich dieselben classisch wurden), weil sie für das Drama ungeeignet sind, — hat als Grundlage der dramatischen Handlung das Ende der Dichtung gewählt und derselben einige Scenen aus dem zweiten Theile vorangeschickt, welche den Zweck haben, eine Vorstellung von den wechselnden Ereignissen und Gemüthszuständen zu geben, die dem Herannahen von Faust's Tod vorangehen. Hierbei wurde L'Arronge von so feinem Gefühl, Verständniß und Bühnenkenntniß geleitet, daß ihm seine Aufgabe vollkommen gelungen ist." Von der Scene, in welcher sich Mangel, Schuld, Noth (und Sorge!) der Schwelle Faust's nähern, der eben über Philemon und Baucis triumphirt hat, heißt es, daß sie „von schrecklicher Großartigkeit" sei. „Es ist unmöglich, die Wirkung zu beschreiben, welche der Todtentanz hervorbringt, der Mark und Bein erschüttert. So wie derselbe auf dem «Deutschen Theater» dargestellt wurde, mag er für den höchsten Ausdruck eines übernatürlichen Realismus gelten, so widersinnig dies auch klingen mag. Die Behauptung, daß die dramatische Wirkung des zweiten Theils der des ersten gleichkäme, würde nicht zutreffend sein. Die ersten Scenen sind bizarr und mehr zum Lesen geeignet, das ein kühles Nachdenken ermöglicht. Aber von dem Augenblicke an, wo dem altgewordenen Faust der Tod naht, bleibt das dramatische Interesse wach bis zum Augenblicke der Apotheose." Die Darstellung auf dem „Deutschen Theater" wird als meisterhaft bezeichnet, als „ein Markstein in der Geschichte des deutschen Dramas".

Die Zeitschrift bringt ferner eine englische Uebersetzung von Henrik Ibsen's vieractigem Stücke „Rosmersholm".

Nr. 3 des „Transatlantic" vom 15. November 1889 berichtet über B. von Werner's Buch: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889). Anstatt irgendeiner anerkennenden Erläuterung wird eine Uebersetzung des Abschnitts gegeben, der eine meisterhafte Schilderung der Samoaner, ihrer Sitten und Gebräuche enthält und mehr als ein langes Lob für das Werk spricht.

— In der „Revue des deux Mondes" vom 1. December 1889 leitet G. Valbert den Bericht über zwei das Elsaß betreffende Werke mit einer Elegie auf Elsaß-Lothringen, das von Frankreich losgerissene, von Deutschland mishandelte, ein: „Von dem Frankfurter Frieden scheinen nur die Abschnitte heilig zu sein, welche den Franzosen Lasten auferlegen." Dem französisch geschriebenen und im französischen Verlage erschienenen Buche des deutschen Reichstagsabgeordneten Karl Grad wird großer Beifall gezollt, obwol der Verfasser offenbar Herrn Valbert nicht genug von dem Schmerze des Elsaß spricht. Daß Ludwig XIV. das Elsaß nahm, war eine „meisterhafte That geistvoller und edelmüthiger Staatskunst, denn — durch die so bewirkte Rassenkreuzung gewann die Bevölkerung." Vgl. Hermann Ludwig's „Straßburg vor hundert Jahren" (Nr. 47 d. Bl. f. 1889). Die zweite Schrift, unter dem jedenfalls angenommenen Namen Jean Heimweh (!), „La Question d'Alsace", welche erläutert, warum den Elsässern die deutsche Herrschaft unerträglich sei, können wir mit der Angabe übergehen, daß der Inhalt Herrn Valbert genehm ist.

— Die „Revue internationale" vom 25. November 1889 äußert sich über Robert Hamerling's „Der König von Sion" nach einem Hinweise auf Meyerbeer's Verherrlichung desselben Stoffs in seinem „Prophet": „Die philosophischen und religiösen Betrachtungen nehmen begreiflicherweise einen großen Raum ein. Vor einigen zwanzig Jahren würde das Werk ohne Zweifel einen großen Erfolg erzielt haben, denn abgesehen von der wirklich poetischen Begabung des Verfassers behandelt derselbe diese hohen Fragen mit Klarheit und Tiefe." Heutigentags aber fehle in dem fieberhaften Leben die Ruhe zu solchen umfangreichen und zeitraubenden Betrachtungen. „In Deutschland scheint das Publikum mehr Langmuth zu besitzen als in Frankreich", da die zehnte Auflage beweist, daß das Buch gelesen wird. „Es verdient diesen Erfolg. Der Charakter des begeisterten jungen Propheten ist mit Liebe studirt und mit recht lebhaften Farben gezeichnet; das Verhalten seiner Parteigenossen ist klar in seiner wilden Thatkraft geschildert, und wenn die Gegner zuweilen mit übermäßig düstern Farben gezeichnet sind", so muß man dieses Recht dem Dichter zugestehen. Die Hexameter werden an sich als trefflich, in ihrer Wirkung aber als einförmig, ermüdend und der Handlung wenig angemessen bezeichnet.

Bibliographie.

Adami, F., Das Buch vom Kaiser Wilhelm. Mit authentischen Bildnissen und Beilagen und zahlreichen erläuternden Text-Abbildungen von W. Friedrich, R. Knötel u. a. 6te Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1889. Gr. 8. 3 M.

Appelt, W., Das Grab an der Kirchhofsmauer. Roman. Danzig, Hinstorff. Gr. 8. 4 M.

Balladen-Buch. Die schönsten deutschen Balladen, Romanzen, Stimmen der Sage und Geschichte, poetische Erzählungen. (Herausgegeben von F. A. Krais.) Leipzig, Grunow. 1889. 8. 7 M.

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. 1ste Lfg. Leipzig, Baldamus. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Capellanus, G., Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Conversation in lateinischer Sprache. Leipzig, C. A. Koch. 8. 1 M. 60 Pf.

Citatenschatz. Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners internationalem Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von H. Nehry. Leipzig, Grunow. 1889. 8. 6 M. 50 Pf.

Cöllu, E. v., Die Brüder, ein nordischer Roman. Culturbild aus dem 13. Jahrhundert. 2 Bde. Danzig, Hinstorff. 8. 9 M.

Cronau, R., Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Braunschweig, Löbbecke. Lex.-8. 10 M.

Granier, H., Die Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 M.

Hugendubel, H., Aus der Heimath in die Heimath. Gedichte. Gotha, Schloeßmann. 12. 2 M. 40 Pf.

Manitius, M., Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern (911—1125). Stuttgart, Cotta Nachf. 1889. Lex.-8. 8 M.

Olinda, A., Die Prätendentin. Historischer Roman aus der Regierungszeit Katharina II. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 4 M.

Polko, Elise, In's deutsche Heim. Grüße aus der neuen Heimat. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Pollhammer, J., Die Protestanten von Salzburg. Eine Erzählung aus der Zeit des „Salzbundes" 1730—1731. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M. 60 Pf.

Pröhle, H., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich. Potsdam, Stein. 1889. Gr. 8. 3 M.

Historische Reminiscenzen der Veste Jülich. Nach Chroniken zusammengestellt von einem Offizier. Jülich, Fischer. 1889. Gr. 8. 40 Pf.

Ritter, M., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges (1555—1648). 1ster Bd. (1555—1586.) Stuttgart, Cotta Nachf. 1889. Lex.-8. 8 M.

Roberts, A. Baron v., Die schöne Helena. Roman. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Roland, A., Ein Veilchenstrauß. Bremen, Heinsius Nachf. 1889. 16. 2 M.

Sachau, E., Arabische Volkslieder aus Mesopotamien. Mitgetheilt. Berlin, G. Reimer. 1889. Gr. 4. 6 M.

Schaefer, A., Die Examenskneipe. Eine Studentengeschichte mit neuen Commersliedern in 3 Aufzügen. Jena, Pohle. 1889. 16. 1 M.

Schaer, D. W., Aus meinen Mußestunden. Märchen. Bremen, Hollmann. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Schrader, K., Der deutsche Kaiser Friedrich. Eine Erwiderung auf Gust. Freytags Schrift: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Sonntag, W., Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Dritte Sammlung. Halle a/S., Heudel. 1889. 8. 3 M.

Spangenberg, W., Der Findling im Walde. Roman. Danzig, Hinstorff. 8. 3 M.

Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung. Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht. Herausgegeben von J. S. Keltie. Autorisirte deutsche Uebersetzung von H. von Wobeser. Mit einer Uebersichtskarte. 5te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Strack von Weißenbach, Der regierende Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Ein Beitrag zu der Geschichte des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, sowie der des 7jährigen Krieges. Bückeburg, Frommhold. 1889. Gr. 8. 3 M.

Wolzogen, H. v., Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie. Leipzig, Hartung u. Sohn. 12. 1 M.

Wörndl, F., Dämon und Engel. Roman. Danzig, Hinstorff. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley's Briefe
über
Emin Pascha's Befreiung.

Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht.

Herausgegeben von
J. Scott Keltie,
Bibliothekar der Geographischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **H. von Wobeser.**

Mit einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Die in Deutschland bisher nur zum geringsten Theile und sehr lückenhaft bekannt gewordenen 15 Briefe und Berichte Stanley's geben zum ersten male ein übersichtliches Bild des Verlaufes der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's. Welches Aufsehen die Schrift erregt, geht daraus hervor, daß gleichzeitig sieben Auflagen gedruckt werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.
Geographie und Geschichte der Colonie.

Von
Eric Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist die größte und beste über diesen Theil Afrikas erschienene.

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:
Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.
Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.
Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Russische Chrestomathie
für Anfänger.

Accentuierte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von
Dr. Oskar Asbóth,
a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuierung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbststudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von
Dr. **Georg Schweinfurth**
und
Dr. **Friedrich Ratzel**
mit Unterstützung von
Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO
Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.
Zu haben in den meisten, Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 23. Januar 1890.

Inhalt: Aus der neuen deutschen Novellistik. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Neue Epik. Von Adalbert Schroeter. — Bücher über Rußland. Von Friedrich Bienemann. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Aus Afrika. Von F. B. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der neuen deutschen Novellistik.

1. Wahrheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 5 M.

Mit gemischten Empfindungen wird man die Lesung dieser Novelle beschließen. Gehört sie zweifellos zu den „feinern", sind die geschilderten Conflicte sorgsam und bedächtig ausgeklügelt und scharf zugespitzt, ist die Erzählung meist eine gewandte und fesselnde, so läßt sich doch andererseits vom Ganzen nicht sagen, daß es befriedigt und wohlthuend und erhebend wirkt. Man hat Karl Frenzel einen „verschämten Protector" des jüngsten Deutschland genannt, und hat mit dieser Bezeichnung nicht so unrecht. Auch die vorliegende Novelle hat mannichfache Berührungspunkte mit den Kunst- und Lebensidealen unserer jungen „Realisten" und damit natürlich auch mit denen der Skandinavier. Die „Wahrheit" Frenzel's ist — um es kurz zu sagen — die „Wahrheit" Ibsen's, jene Wahrheit, die sich in der „Wildente" selbst verneint. Ibsen sagt in diesem Drama, daß das menschliche Glück lediglich auf einer Lebenslüge beruhe; mit der Lüge werde auch das Glück zerstört. Dasselbe sagt auch Frenzel, „nur mit ein bischen andern Worten". Pastor Wahrmund, nicht der Held, aber der bedeutungsvollste Charakter der Novelle, wird von dem Gedanken gequält, daß seine verstorbene Gattin ihm untreu gewesen und daß seine Tochter nicht seine Tochter ist. Darüber will er Gewißheit, Wahrheit: „Mit der Wollust der Selbstzerfleischung spürt er einer Untreue seiner Gattin nach. Sein Wahrheitsdrang achtet das Grab nicht." Da er nun sein Ziel erreicht, den Schleier des Geheimnisses gelüftet hat, geht er selbst an der Wahrheit zu Grunde, und die Wahrheit vernichtet auch das Lebensglück seiner Tochter Marie. Die Schlußmoral liegt in Folgendem:

Die Wahrheit hat Mariens Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen, die nur in der trostlosen Erkenntniß vernarben kann, daß in der Gebrechlichkeit dieser Welt und bei der Schwäche unsers Willens die Lüge und die Sünde der Menschlichkeit eingeboren sind. Noch fällt diese Ueberzeugung ihrer empfindlich gekränkten Seele zu schwer, und edler dünkt sie, den täuschenden Schein der Dinge zu fliehen und die stürmische Wallung des Gefühls zu bemeistern, als sich an dem holden Spiele des Irrlichts zu erfreuen und der Hinfälligkeit unsers Wesens nachzusehen. Aber kann es eine Liebe geben, die nicht blind und nicht schwach ist, eine Liebe, welche die Langmuth und die Vergebung nicht kennt?

Das ist, mit Verlaub zu sagen, fadenscheinige Sophistik. Mit den vollen Segeln norwegischer Realideologie — ich könnte die Eigenart der skandinavischen Weltverbesserer nicht anders kennzeichnen — geht Frenzel in das Meer der Lebensfragen hinein, um dann ganz unbemerkt im Hafen des Christenthums zu landen. Aber ohne kritische Ausräucherung der Ibsen'schen Bacillen wird er in diesem Hafen nicht aufgenommen. Sehr richtig: wir sollen in der Erkenntniß unserer Schwäche Langmuth und Vergebung üben; unendliche Vergebung, so lehrt uns das Christenthum. Aber wir dürfen und sollen deshalb nicht die Wahrheit verachten oder uns von ihr hermetisch abschließen. Darauf kommt es eben an, daß wir das eine thun sollen, ohne das andere zu lassen; ja, wir hätten ja gar nicht einmal die Gelegenheit, das eine zu thun, wenn wir das andere ließen. Wenn wir unsere und unserer Nächsten Schwächen nicht sehen, dann können wir ja auch nicht den Mantel christlicher Nächstenliebe über sie breiten. Im Gegentheil: wir sollen mit voller Schärfe sehen und erkennen, um zu vergeben und Besserung anzustreben. Deshalb ist auch Frenzel's Auffassung und Darstellung eine sittlich verwerfliche, wenn er den Pastor an der Entdeckung der Wahrheit und nicht lediglich an seiner Herzenshärte zu Grunde gehen läßt. Thatsächlich gewinnt ja der Leser aus dem Hergange der Geschichte den Eindruck des letztern; dieser Eindruck ist

aber vom Verfasser nicht beabsichtigt gewesen. Nach seiner Auffassung durfte der Pastor überhaupt nicht der Untreue seiner verstorbenen Gattin nachspüren. Nur eins hätte ihm in meinen Augen in diesem seinem Wahrheitsdrange Zügel anlegen können: die Thatsache eben, daß seine Gattin bereits aus dem Leben geschieden war. Aber auch dieser Umstand mußte zurücktreten. Der Pastor durfte weder sein eigenes, noch das Glück seiner Tochter auf einer Lüge aufbauen. So verzeihlich und menschlich begreiflich es auch gewesen wäre, wenn er in diesem Falle absichtlich sich, seine Tochter und die Welt belogen hätte, eine Lüge wäre das doch gewesen, und die Lüge ist nun einmal ein unsittlicher Begriff. Was wäre die Folge der Frenzel'schen Moral? Keine andere als die, daß wir mit der Selbstentschuldigung der Schwäche nicht nur Frevel auf Frevel häufen, sondern auch unsere Nächsten fort und fort belügen dürften; belügen und betrügen aus reiner Schonung, aus reinem Mitleid, aus reinem Idealismus! Es spricht sich hierin meines Erachtens eine unserm deutschen Denken und Empfinden entgegengesetzte, geradezu feindliche Weltanschauung aus. Wenn nun auch Ibsen, der nordische Germane, in der „Wildente" dasselbe predigt, was Frenzel mit seiner vorliegenden Novelle bezweckt, so ist doch die Art und Weise der beiden in dem äußerlich gleichen Falle ganz verschieden. Bei Ibsen ist die Ablehnung der Wahrheit ironischer Pessimismus, ein widerwilliges, schmerzlich-trotziges Zugeständniß, das mit dem erschütternden Humor eines König Lear vorgetragen wird, die Anklage einer geglaubten Weltordnung. Man liest in der „Wildente" zwischen den Zeilen: es sollte, es brauchte vielleicht nicht einmal so zu sein, aber — seht! — so seid ihr nun einmal, ihr Schwächlinge! Für Frenzel dagegen ist dasselbe Ergebniß ein ganz selbstverständliches. Er geißelt nicht die Menschen deshalb, weil sie die Wahrheit nicht ertragen können; er tadelt sie nur, weil sie unvernünftigerweise nach Wahrheit streben. Für ihn ist das Sichgenügenlassen am Scheine das Normale und Richtige, die unabänderliche Vorschrift einer vernünftigen Weltordnung. Wie philosophisch ruhig, wie ganz anders als Ibsen, nimmt der Frenzel'sche Held diesen Fragen gegenüber Stellung, wenn er sagt:

> Wenn dies ihre (der Wahrheit) Wirkung ist, möge uns nie die Wahrheit entschleiert werden. Der Bodensatz des Menschenlebens ist nicht zum Anschauen für empfindliche Seelen da. Was für die rohern Naturen der Rausch, ist für die feinern die Lüge; sie beide helfen ihnen über das Elend und die Gemeinheit der Wirklichkeit hinweg.

Auch sonst findet sich der Leser oft an die Norweger erinnert. In den Adern des erwähnten Pastors rollt ein guter Tropfen vom Blute Rosmer's aus „Rosmersholm". Schon die Methode und die Staffage erinnert etwas an die Skandinavier: die Kleinstadt, der evangelische Pastor im Mittelpunkte des Interesses u. s. w. Warum muß übrigens immer der Geistliche herhalten? Warum muß er immer etwas „Schauspielerisches" an sich haben, immer ein Eiferer, geistig hochmüthiger, hartherziger Mensch sein? Gewiß gibt es auch solche in diesem Stande, und wir können dem Dichter nicht verwehren, seine Charaktere dort zu nehmen, wo er sie findet. Nur gegen die Einbürgerung solcher Figuren als Typen des geistlichen Standes, die so sachte auch bei uns schon beginnt, möchte ich Einspruch erheben. Bisher werden uns von der Erfahrung andere Begriffe vom Geiste des „evangelischen Pfarrhauses" beigebracht. Außerdem merkt man die Absicht und wird verstimmt.

Selbständigen Lesern kann die Frenzel'sche Novelle nur empfohlen werden. Wer reif genug ist, um der Auffassung des Verfassers die eigene bessere gegenüberzustellen, wird an der feinen und sorgsamen künstlerischen Arbeit seine Freude haben. Frenzel arbeitet eben als Künstler und das ist sein großer Vorzug. Er denkt und erwägt; ohne Leidenschaft spricht er seine Ansichten aus, weit entfernt von dem jugendlich gläubigen Fanatismus seiner Schützlinge, die mit einigen Federstrichen des bedächtigen Lesers Weltanschauung umzureißen glauben. Weniger Schilderung, überhaupt geringere Breite, wäre allerdings zu wünschen gewesen. Die Novelle soll eben erzählen und nicht schildern.

2. Zerstreute Kapitel. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 4 M.

Der alte, liebe Storm! Er kann uns erzählen, was er will, er ist unserer herzlichen Theilnahme fast immer sicher! Der Inhalt des vorliegenden Buchs ist zwar nur zum geringsten Theile ein ausgesprochen novellistischer; Erinnerungen und Gedichte geben ihm das eigentliche Gepräge. Dennoch fesselt uns der anmuthige Erzähler, in dessen Händen ein jedes Stück Leben unwillkürlich novellistische Formen annimmt. Und dabei — welch' ein Zauber der Stimmung! „Eine Halligfahrt" wirkt geradezu wunderbar durch das Halbdunkel, in welches dieses poetische Eiland getaucht ist, hier und da von einem Sonnenstrahle gemüthvollsten Humors umspielt. Sowol die eingestreuten „Gedichte", als auch die „Neuen Fiedellieder" sind werthvoll. Ich muß allerdings gestehen, daß ich die Eigenart der letztern nicht sonderlich liebe. Ich halte die sogenannte „Vagantenpoesie", wie sie durch Scheffel Mode geworden, für unwahr. Diese Art Lieder hat nicht nur in unserm Volksleben, sondern auch in unserer Sprache die innere Berechtigung verloren. Das gekünstelte deutsche Mittelalter behagt mir nicht. Wer drückt sich denn heute noch so aus wie Storm in seinen „Neuen Fiedelliedern"? Wer sagt z. B. „der jung' frisch Stadttrompeter" oder „die blond' Frau Musika". Diese Abkürzungen machen den Eindruck des „Affectirten"! Sprachformen, die wir im Leben weder mündlich noch schriftlich gebrauchen, können in unserm volksthümlichen Liede erst recht keine Daseinsberechtigung beanspruchen. Sie fluten dem Dichter nicht aus dem Leben zu, sondern werden von ihm durch wissenschaftliche Studien in alten vergangenen Zeiten künstlich

gewonnen. Daher ist denn auch diese modische Liedgattung keine volksthümliche, sondern Gelehrtenpoesie. Daß sie von weiten Kreisen der gebildeten Nation willig aufgenommen wird, beweist nichts. Das Publikum macht auch gelehrte Moden mit, vergleiche Ebers u. s. w. Auch von den Storm'schen Fiedelliedern sind diejenigen die schönsten, in denen die alterthümelnde Manier am meisten zurücktritt. Reizend ist das folgende:

Glaubt' ich doch, sie wär' es selber,
— Was nur das Gedanken sind! —
Die Frau Musika vom Himmel;
Und nun ist's ein Erdenkind!

Gestern, da sie stand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und sie nickt' und sprach in Züchten:
„Grüß' dich Gott, Herr Musikus!"

Zwar ich wußt', Marannle heißt sie,
Und sie wohnt am Thore nah;
Doch ich hätt's nicht können lassen:
Sprach: „Grüß Gott, Frau Musika!"

Was sie da für Augen machte!
Und was da mit mir geschah!
Stets nun klingt's mir vor den Ohren:
Musikus und Musika!

Das ist schlicht, ungekünstelt und ganz allerliebst. Ein großer Dichter kann übrigens doch recht seltsame Schrullen haben. Was sagt der Leser zu dem folgenden Gedicht, in welchem mir das helle Geistesauge Storm's in verhängnißvoller und bedauerlicher Weise umdüstert scheint?

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit.
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Das Christusbild — „jedem reinen Aug' ein Schauder?" „Ein Bild der Unversöhnlichkeit?" „Auch eine Auffassung!" — mit diesen Worten hat nach Storm's eigener Erzählung einer seiner Freunde das Gedicht „für immer abgefertigt". Wer denkt denn beim Anblicke des Crucifixes in erster Linie an den alten Frevel und nicht an die alte und ewig junge, allumfassende und allversöhnende Liebe? Woher diese merkwürdige Geistesverirrung, -Umnachtung wäre auch kein zu schroffer Ausdruck, bei einem Manne wie Storm? Vielleicht trägt das vorhergehende Bekenntniß des Dichters, das er der Erinnerung an einen alten Handelsjuden widmet, einiges zur Aufklärung bei:

Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die du dem Knaben einst erwiesest, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich deinem Volke stets bewahrte, und die mir auch der schmutzigste Schacherjude nicht hat stören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachstehenden Verse gedichtet. . . .

Fürwahr, eine Sympathie, die ihrem Gegenstande das Bild und Andenken der größten und edelsten Erscheinung in der Weltgeschichte zum Opfer bringt, das ist eine starke Sympathie, eine Sympathie, die unsittlich ist! Ich will gar nicht davon reden, daß diese Erscheinung Millionen und aber Millionen die Verkörperung des lebendigen Gottes ist, der einzige Quell ihres Trostes in einem elenden Dasein, der Quell auch unsers ganzen Sittengesetzes! Weil dadurch dem jüdischen Volke eine bessere Stellung gesichert würde, die Ausrottung des Christusbildes zu wünschen, — diesen Wunsch hätte man einem Storm kaum zutrauen können. Hätte er doch das Gedicht nie der Oeffentlichkeit übergeben und damit seinem lichten Andenken diesen verstimmenden Fleck erspart!

3. Neue Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, Babenzien. 1890. 8. 3 M.

In aller Stille hat sich hier ein Erzählertalent gebildet, wie wir deren zur Zeit nicht allzu viele besitzen. Nicht daß der Inhalt der Novellen ein bedeutender wäre, durchaus nicht. Es sind ganz unbedeutende, oft dagewesene Geschichten, die Hobrecht uns erzählt. Es sind auch keine tiefsinnigen psychologischen Probleme, an die er sich heranmacht, keine überraschenden Gedankenblitze, mit deren Feuerwerk wir ergötzt werden. Aber es sind vorzüglich erzählte Geschichten und ein echtes Fabulirtalent, mit denen wir es zu thun haben. Mit einer Gewandtheit, die ihresgleichen sucht, unterhält uns Hobrecht stundenlang über eine Nichtigkeit, über eine ganz gewöhnliche Begebenheit, wie sie sich täglich ereignen kann und ereignet. Der Leser ist am Ende rein beschämt, wenn er sich nach den Thatsachen fragt, die er erfahren, und bei denen er in des Erzählers liebenswürdiger Gesellschaft so lange verweilt hat. Der Scherz eines Kapitäns, der mehrern nächtlich badenden jungen Damen einen harmlosen Schreck dadurch bereitet, daß er ihnen die grünlich-unheimliche Gestalt eines ausgedienten Triton vom Bug eines alten Schiffs entgegenschwemmt, bildet die eigentliche Unterlage der etwa 50 Seiten langen Erzählung „Im Spiel der Wellen". Und keinen Augenblick haben wir uns gelangweilt; wir bedauern vielmehr aufrichtig, schon am Ende zu sein. Ich stehe nicht an, die erwähnte Geschichte in ihrer Art für ein kleines Cabinetstück moderner deutscher Erzählungskunst zu erklären. Aehnlich gelungen sind auch die andern; besonders anschaulich fließt die Schilderung kleinstädtischen Lebens und kleinstädtischer Originale aus Hobrecht's Feder. Gar zu ähnliche Schilderungen wären freilich zu vermeiden; so gleicht sich, nach meinem Empfinden, der Farbenton der beiden ersten Novellen zu sehr. Wer einen angenehmen Gesellschafter sucht für Stunden der Erholung nach des Tages Last und Mühe, wer sich dann gern

unterhalten lassen möchte, ohne dabei seinen Geist viel anzustrengen, dem kann ich Max Hobrecht mit bestem Gewissen empfehlen.

4. Florentiner Novellen von Isolde Kurz. Stuttgart, Göschen. 1890. Gr. 8. 4 M.

Isolde Kurz hat sich durch ihre Dichtungen schnell einen guten Namen zu verschaffen gewußt; sie ist eine wirkliche Dichterin und ein männliches Talent. Was man sonst so oft namentlich an Frauenarbeiten vermißt, das wirkt in den vorliegenden besonders wohlthuend: die Natürlichkeit des dargestellten Entwickelungsgangs, die logische Folgerichtigkeit in dem Aufbau und Abschlusse der Handlung. Das will für eine Frau schon etwas bedeuten, und ebenso bedeutet es viel, daß die Verfasserin in der Darstellung selbst ebenso weit von Zimperlichkeit als von wollüstiger Empfindsamkeit oder schrankenlosem Naturalismus entfernt ist. In der Novelle „Der heilige Sebastian" habe ich die künstlerische Kraft und gleichzeitige Reinheit bewundert, mit welcher unsere Dichterin einen so heikeln Vorgang schildert, wie die Entblößung einer weiblichen Leiche durch einen schönheitstrunkenen, wahnsinnig entzückten jungen Künstler. Wer über solche Klippen unbeschädigt hinweg kann, der ist eben selbst Künstler. Nur hie und da fühlt man die weibliche Feder heraus, so z. B. in einzelnen etwas schwächlichen, langathmigen und überschwänglichen Gesprächen und Schilderungen, in der Anschmiegung an bewährte, aber der Verjüngung bedürftige Charaktertypen, dann aber auch und vor allen Dingen in einer zu weitgehenden Breite. Isolde Kurz blickt sich auf ihrem novellistischen Pfade zu oft um, hier ein Fältchen an ihrem Kleide zu ordnen, dort ein Röslein an die Brust zu heften, statt unverrückt und unaufhaltsam zum Ziele zu drängen. Gelingt es der Verfasserin, allen aufgenommenen Stoff aus Leben, Lektüre und Geschichte innerlich ganz zu verarbeiten und mit eigenem Hauche zu beleben, das Episodenhafte, das Nachholen von außerhalb der Novelle liegenden Ereignissen und dergleichen ganz oder doch nach Möglichkeit zu unterdrücken, dann dürfte ihr noch eine große literarische Zukunft beschieden sein. Was sie bereits in den vorliegenden „Florentiner Novellen" geleistet, verdient alle Achtung. Da ist interessantes und mannichfaltiges Leben, Eigenart und Reichthum der Erfindung, psychologische Tiefe, mit einem Worte bedeutende dichterische Gestaltungskraft. Eine besondere Anziehungskraft hat die Verfasserin auch dem historischen Moment in ihren Geschichten zu verleihen gewußt. Nicht umsonst lebt sie selbst in der Heimat der Novelle. Liegt schon über ihren Erzählungen ein Schimmer vom sonnigen Italien, so haben dieselben auch von des großen Florentiners, von Boccaccio's Geiste „einen Hauch verspürt".

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Neue Epik.

1. Siegfried von Eduard Sommer. Danzig, Kafemann. 1890. 8. 3 M.

Das Gedicht ist zum größten Theile aus Bestandtheilen der „Edda" und des „Nibelungenliedes" zusammengezimmert. Es trägt sich in vierfüßigen, paarweis reimenden Jamben vor, die sich nur so weit über lediglicher Bänkelsängerei erheben, als der poetische Urstoff der Sage in seinem alten Adel und seiner ehrwürdigen Schönheit sich selbst in dem dünnen Discant dieses neuesten Nibelungen-Dichters nicht ganz verwässern ließ. Das Werk bedeutet den Gegenpol der Jordan'schen Nibelungen. Was dort aus geistigen Stoffen des laufenden Jahrhunderts zu grell aufgetragen wurde, als daß ich es nochmals wiederholen müßte, das ist an dramatischer Kraft und epischem Glanze, an Gewalt und Fülle der Schilderungen und lyrischer Harmonie dem erhabenen Liede hier entzapft worden. Man wird mitunter sogar an Wilhelm Busch erinnert. Man vgl. S. 109:

Ein jeder flieht und mancher flucht,
Und mancher greint, und jeder sucht
Den eignen Leib zu retten,
Wol mancher wird zertreten.
Und viel bei edlen Frauen
Von Jammer mochte schauen . . .
„Vom Mädchen reißt sich mancher Knabe",
„Der Jüngling wie der Greis am Stabe",
(Die sinnigen Gänsefüßchen hat der Dichter beigefügt.)
Sie haben's eilig alle gleich,
Zu fliehn dem feindlichen Bereich.
Und mancher rennt im schnellsten Trabe
Und braucht mit Fleiß der Himmelsgabe,
Die ihm in seiner Beine Maß
Ein gütiges Geschick erlas.

Das ist Nibelungen-Poesie des 19. Jahrhunderts! Statt daß der Dichter frisch und froh, wenn er es einmal für ersprießlich hielt, ein Siegfriedlied neben dem Nibelungenliede zu leisten, ein sprachlich völlig modernes Epos aus den alten Stoffen geschaffen hätte, hält er sich gerade in den Glanzpartien der alten Dichtung im Ausdrucke eng an diese, nur daß er derselben den urwüchsigen Hauch und Odem raubt, und nur den nackten Verlauf in archaistischem Deutsch mit gewagten Varianten und schädlichen Eigenmächtigkeiten in eintönigem Leiertone wiedergibt.

So erwidert Kriemhild der schmähenden Brunhild „schier vor Schrecken bleich":

„Wie sagtest du, Brunhilde, gleich?
Des Eigenholden Weib sei ich?
Wie gäbe einem Knechte mich
Mein Bruder! Laß die Rede sein,
Sie trüge leicht dir Schaden ein!"

Voll Hohn versetzt die Hünin drauf:
„Laß nur dem Schaden seinen Lauf!“ u. s. f.

Die Blutthat unter dem Lindenbaume erscheint bei Eduard Sommer in folgender Verklärung:

Eh' halb durchmessen sie das Feld,
Da grüßte schon vom Quell der Held.
Der tränke nun wol ungestört
Und bliebe heute unversehrt,
Wenn nicht den Trunk er sich versparte
Und in Geduld des Wirthes harrte.
Und während an der Linde Ast
Er lehnte Schwert und Speer in Hast,
Man Gunther auch und Hagen nah
Beim Brunnen an der Linde sah.
Drauf neigte sich der Held zur Flut —

Der Grund, warum Siegfried wartet, und der Umstand, daß er Gunther zuerst trinken läßt, ist also völlig verwischt worden. Nein, da stehen selbst die Uebersetzungen von Simrock und Werner Hahn unermeßlich höher. Für die feinern Züge seiner Vorlagen hat Eduard Sommer offenbar nur ganz geringes Verständniß.

Nur zu oft überschreitet die vorliegende Dichtung die Grenze des Erträglichen. Und doch erhebt sie sich selbstthätig an einer Stelle ganz unvermuthet durch ihr lebendiges Colorit und die brausende Melodie des Vortrags zu einer überraschenden Episode. Dieselbe zeigt uns Brunhilden auf der Hirschjagd:

Schon fliegt die schwarze Jägerin
Durch die beschneiten Gründe hin:
Nun gilt's zu reiten! Stürzt das Roß,
Gibt's deren mehr in Gunther's Schloß.
Und droht der Weg auch steil und rauh,
Nicht sorgt um sich die kühne Frau:
Sie schwingt die Peitsche in der Rechten,
Es wehn im Ritt die schwarzen Flechten
Ihr halb gelöst um Haupt und Wangen,
Die heut' in Marmorblässe prangen;
Sie flattern um den weißen Nacken
Bis auf des Gürtels goldne Zacken
Und spielen um den schlanken Leib
Dem schönen hartgeherzten Weib.
So jagt sie, die Walkürenmaid,
Dem ird'schen Roß zu großem Leid.

Julius Wolff würde diese Verse kaum besser machen. Julius Wolff würde aber, hoffe ich, niemals sich vermessen, ein neues Siegfriedlied neben den ersten Theil des Nibelungenliedes zu stellen. So weitragende Gipfel ersteigt die Dichtung eines Volks nur in hochgeweihten Blüteepochen, und in ihren eigensten Geistesgebieten mit den vornehmsten Trägern unserer mittelalterlichen Literatur zu ringen, mag den Erben der Goethe'schen Sprache verlockend genug erscheinen, aber gerade der Goethe'sche „Reineke Fuchs“ ist glänzendes Beispiel für den Aufwand modernen Geistes, welcher erforderlich ist, um einen mittelalterlichen Stoff von Grund aus neu zu prägen und ihm ein neues künstlerisches Leben einzuflößen.•

Dieser neuesten deutschen Nibelungendichtung gesellt sich eine Uebersetzung des altdeutschen Liedes in „versi italiani“:

2. I Nibelunghi. Poema epico germanico. Traduzione in versi italiani di Italo Pizzi. Zwei Bände. Mailand, Hoepli. 1889. 32. 4 M. 80 Pf.

Es ist dies die dritte italienische Uebersetzung unsers Liedes, die in Deutschland bekannt wird. Die erste erschien verhältnißmäßig spät, erst im Jahre 1847, und lehnte sich an die Uebersetzungen von Döring, Simrock und Pfizer an unter Benutzung der französischen der Frau de la Meltière. Ihr Verfasser hieß Carlo Gernezzi und seine Form war der reimlose Fünffüßler, dieselbe, in welcher der neue Uebersetzer überträgt; die dazwischen liegende Uebersetzung von Annibale Gabrielli war in Prosa. Und so ist zu hoffen, daß auch in Italien, seitdem sich die langjährigen nationalen Antipathien in so freundschaftliche Regungen verwandelt haben, diese herrliche Schöpfung deutschen Geistes immer bekannter wird. Wenn sich der italienische Uebersetzer nicht tiefer um die Handschriftenfrage bekümmert hat, so wollen wir ihm daraus keinen weitern Vorwurf machen, jedenfalls arbeitet er mit viel Liebe und Sorgfalt. Im allgemeinen decken sich je vier Zeilen des Originals mit acht seiner Verszeilen.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß die Verwischung der ursprünglichen Strophenform des Liedes den Vortrag beeinträchtigt. Ist doch die Nibelungenstrophe der Stanze zu eng verwandt, als daß sich nicht von einer Uebertragung in Ottave rime gerade in italienischer Sprache ungleich Höheres hätte erwarten lassen.

3. Die Frithjofssage von Esaias Tegnér. Herausgegeben mit Einleitungen und Erläuterungen von O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. 1889. 12. 60 Pf.

Ob es nothwendig war, seit die Reclam'sche „Universal-Bibliothek“ für so staunenswerth wohlfeilen Preis eine annehmbare Verdeutschung der Frithjofssage darbietet, nochmals eine wohlfeile Ausgabe in dürftigster äußerer Ausstattung zu veranstalten, scheint mir um so zweifelhafter, als dieselbe durch höhern innern Werth nicht aufgewogen wird. Derartige Leistungen schaden mehr als sie nützen, indem sie in das weite Publikum, besonders in die kritiklose Jugend, eine Vorstellung von dem Originale tragen, die eher abstößt als anzieht, weil sie diesem nach keiner Seite entspricht. Ich will nicht sagen, daß der Unterschied im vorliegenden Falle gar so bedeutend sei, aber er ist doch schwerwiegend genug, um die Lebensberechtigung des kleinen Pappbändchens in Frage zu stellen, wenn man seinen Inhalt gegen das Original und die L. Freytag'sche Uebersetzung abwägt. Ich wähle als Stichproben Stellen aus Ingeborg's Klage.

Freytag:

Lieh' ich von dir,
Falke, die Schwinge, was frommt sie mir?
Heben mich göttliche Flügel,
Deckt mich der Hügel.

Zum Wolkenheer
Schwinge dich rauschend und schau auf das Meer!
Doch wie wir spähen auch immer,
Kommt er doch nimmer.

Doch bin ich todt,
Dann erscheint er gewiß; dann bedenk' mein Gebot,
Grüße mir ihn für uns beide,
Frithjof im Leide!

Hellinghaus (unter „Zugrundelegung" der Uebersetzung Mohnike's):

Liebest du hier
Mir auch die Schwingen, was hülfen sie mir?
Kann doch der Tod mir nur bringen
Himmlische Schwingen!

Jäger, so schön,
Mir von der Schulter aufs Meer sollst du sehn!
Sehen wir sehend auch immer,
Kehret er doch nimmer.

„Sehend" ist Druckfehler; Mohnike hat: sehnend; Original: hur vi längte och blicke.

Bin ich nun todt,
Kehret er sicher; vernimm mein Gebot:
Grüße mir Frithjof! Nicht wehren
Wird er den Zähren.

Der Herausgeber behauptet, nur wenige Stellen hätten einer „leisen" Aenderung bedurft. Wenn ich das Original ansehe:

Jägare skön,
sitt på min skullra och blicka åt sjön.
Ack! hur vi längte och blicke,
kommer han icke.

När jag är död,
kommer han säkert; minns då hvad jag bjöd:
helsa och helsa du åter
Frithiof som gråter! —

so scheint mir doch noch manche „leise Aenderung" in Mohnike's Arbeit angebracht: auch vor den Ruhm von Neuausgaben setzten den Schweiß die unendlichen Götter. Der lediglich Abdruck alter abgelebter, weil überholter Bücher, unter ausschließlicher Bereicherung mit ein paar biographischen und bibliographischen Notizen ist eine eitle Buchmacherei, wenn man den hervorgeholten Gegenstand nicht von einer neuen Seite zu spiegeln oder auf einen neuen eigenartigen Standpunkt zu heben weiß. — Tegnér, wie bekannt, gibt seine Frithjofssage, unter bewußter Auflösung der epischen Form, in freien lyrischen Romanzen; denn er wußte, wie sehr die epische Einheit Gefahr läuft, in Einförmigkeit überzugehen. Diese Einheit aber fand er durch den freien Spielraum und den Wechsel seiner Metren hinlänglich ersetzt. Man weiß, wie ihn diese Meinung nicht getäuscht hat. Nur bedauere ich, daß er im dritten Gesange den Hexameter wählte.

Heinrich Kruse ist anderer Ansicht. Er überreicht uns im Folgenden zwei ansehnliche Bändchen voller Hexameter. Ich habe sie nicht gezählt — er selbst hat es auch nicht gethan —, aber es sind genug, um ihn in die Reihe unserer fruchtbarsten Hexametermacher zu heben.

4. Seegeschichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Erste Sammlung, zweite Auflage, und zweite Sammlung. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. 12. 8 M.

Was die fremde Form angeht, will ich mich hier nicht in Auslassungen über den deutschen Hexameter ergehen. Ich führe einfach das Goethe'sche Wort an: „Das ist, daß wir keine Hexameter machen sollen." Ich führe das Scheltwort an, welches er den germanisirten antiken Metren zuruft:

Niemand will euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.

Statt dessen lautet dann nach langjährigem Irren und Suchen sein neues Bekenntniß:

Laßt die Reime lieblich fließen,
Laßt mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht.

In meiner „Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung" habe ich die Gründe umfänglich dargelegt, die es dem deutschen Hexameter schlechthin unmöglich machen, sich zur Kunstform zu erheben. Ich gebe somit H. Kruse's Hexameter als solche völlig preis, zolle ihnen nur die Anerkennung, daß sie schulgerecht gebaut sind, soweit eine Idealform des deutschen Hexameters überhaupt existiren kann, und halte mich ausschließlich an den Inhalt, welchen uns der Dichter in seinem exotischen Metrum vorträgt.

Die Stoffe nun sind die mannichfaltigsten. Nur leidet ihre Entfaltung — die natürliche Folge der weitern Ausdehnung ihrer Versform — an einer Bedächtigkeit, die das Weiterstreben des Lesers leicht ungeduldig werden läßt. Beim Hexameter dreht sich jenes Verhältniß: „Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben", sehr launig um. Es ist hier gerade das Gegentheil der Fall, als beim Reimen. Der Hexameter verführt zur Redseligkeit. Der Hexameter lähmt den treibenden Nerv der Entwickelung. Er verführt den Dichter, im Durchschnitt ein Dutzend Worte mehr auszugeben, als der Gedanke bedurfte. Der Hexameter ist ein Wortverschwender. Er bedarf zur Füllung seines weiten Rahmens orientalischer Wortmassen. Daher ist er die Generalform der stehenden Phrase, der stereotypen Redensart. Trotzdem muß man Kruse das Lob zollen, daß er diese Fallstricke, welche das importirte Metrum der deutschen Dichtung bereitet, geflissentlich umgeht. Doch es gelingt ihm nicht immer. Jedenfalls aber in „Bellmann's Tod", der freilich mit einer Seegeschichte nicht das Geringste zu thun hat; bedenklicher schon ergießt sich der Wortstrom in „Axel und Frieda". Freundliche Anklänge an Lord Byron's „Insel" werden vernehmbar in „Adelaide", ob bewußt oder unbewußt, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. „Wie man Robben fängt" ist ein humoristisches Jagdstück ohne Gewehr und Knüppel, wie indessen „Der Maulheld", eine Tertianerprügelei, in „Seegeschichten" hineingeräth, ist, außer dem Vergleich des einen der raufenden Buben mit Odysseus, wiederum nicht abzusehen. Aber wie der Verfasser in derartigen Fällen um ein würdiges großväterliches Citat nie verlegen ist, so beruft er sich hier auf die schöne alte Schulweisheit: „A potiore fit denominatio".

Und so lassen wir auch die köstliche Scene gelten, „Die Wallonen" betitelt, welche, weit entrückt der See- und Strandluft unsers Planetleins, in der Pforte des Himmels spielt. Petrus, der Pförtner, ist krank geworden. Jürgen allein, als der beste Sprachkenner unter den Heiligen, vermag ihn zu vertreten. Aber auch dieser macht ein Bedenken geltend: er spricht kein Rothwelsch.

„Rothwelsch?" sagte der Herr. „Das kenn' ich ja gar nicht. Was ist das?
Welch' eine Sprach'*) ist das? die hab' ich ja gar nicht geschaffen."

Da wird er aufgeklärt: diese Sprache sprächen die Wallonen, welche sich dieselbe aus andern Idiomen zusammengebraut hätten.

„O", sprach Petrus, „da hat es nicht Noth. So lang' ich im Dienst bin,
Ist noch nie ein Wallone zum Himmel gekommen. Sie wissen Besser, wohin sie gehören, und laufen von selber zum Teufel."

Sonst besteht die Sammlung aus einer Reihe vielfarbiger Seenen aus dem See- und Schiffer-, Cadetten- und Schiffsjungenleben, die in poesiereiner Sprache lebensvoll, oft rührend, oft mit ausgelassenstem Humor sich vor uns abspielen. Einige derselben sind dramatisch dialogisirt. Daß es auch an matrosenmäßigen Derbheiten des Ausdrucks nicht gebricht, will natürlich erscheinen. Man glaube nur nicht, daß wir prineipiell an Wendungen Anstoß nehmen, die nicht durchaus in Goldschnittlyrik und Mädchenpensionate passen. Ein kräftiger Realismus soll Platz und sein Recht haben, wo immer er hingehört. Shakespeare's Stallknechte reden wie Stallknechte, natürlicherweise, und der betrunkene Pförtner im „Macbeth" philosophirt eben wie ein betrunkener Burgthorschließer. Um hier ja auch nur linienweit die Grenze des Statthaften zu überschreiten, dazu ist Heinrich Kruse zu sehr — deutscher Dichter. Wir wünschen seinen „Seegeschichten" und auch denjenigen unter ihnen, welche keine sind, daß sie eine fröhliche Wanderung über unsern Weihnachtstisch gehalten hätten in deutsche Herzen. Aber ihren Nachfolgern, deren wir noch manche zu begrüßen hoffen, wünschen wir zum Dank für diesen unsern Weihnachtsgruß ein deutsches Seemannskleid: diese „weiten Falten" stehen seinen deutschen Männern nimmer zu Gesichte wie den Alten! Adalbert Schroeter.

*) H. Kruse glaubt augenscheinlich an den Geist des deutschen Hiatus und elidirt deshalb säuberlich das e vor i.

Bücher über Rußland.

1. Das Staatsrecht des Kaiserthums Rußland von J. Engelmann. Das Staatsrecht des Großfürstenthums Finland von L. Mechelin. (Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart in Monographien. Herausgegeben von Heinrich Marquardsen. Vierter Theil. Zweiter Halbband. Erste Abtheilung. Sonderabdruck.) Freiburg i. Br., Mohr. 1889. Gr. 8.

Mit der Darlegung des russischen Staatsrechts hat der dorpater Professor J. Engelmann, bis in die letzten Monate der alleinige Vertreter des russischen Rechts an seiner Hochschule, eine auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts in deutscher Sprache einzig dastehende Arbeit geliefert. Der letzte Versuch deutscher Wissenschaft, das russische Staatsrecht zusammenzufassen, liegt hundert Jahre zurück in von Campenhausen's „Elemente des russischen Staatsrechts" (Göttingen 1792, Fol.). Auch von russischen Gelehrten war gar wenig vorgearbeitet. Von einigen rechtshistorischen Arbeiten Romanowitsch-Slawatinski's, Kostomarow's, Petrowski's abgesehen, ist nur der kürzlich verstorbene Professor zu St.-Petersburg A. Gradowski mit seinem großen dreibändigen Werke: „Die Grundsätze des russischen Staatsrechts" und andern geschichtlichen und vergleichenden Studien als Engelmann's Vorgänger zu bezeichnen. Einzelnen besondern Fragen des russischen öffentlichen Rechts, so der Verwaltungsrechtspflege, der Codification hatte sich der verstorbene geistvolle Geheimrath A. von Tideböhl zugewandt; die Organisation der russischen Adelsverfassung, die staatsrechtlichen Verhältnisse von Gesetz und Verordnung in Rußland haben Vorwürfe der Studien des Unterzeichneten gebildet. Außer in Gradowski's erstem Versuche war der massenhafte Rechtsstoff, wie er in Gesetzen, Verordnungen, Erläuterungen, Instructionen, Senatsentscheidungen enthalten und verhüllt liegt, noch nicht gegliedert, geschweige denn schulgerecht zusammengetragen und zugeschnitten. Engelmann hat kraft seiner dreißigjährigen Beschäftigung mit der „Vollständigen Sammlung der Gesetze", kraft seiner nothgedrungenen Arbeit auf allen Gebieten des russischen Rechts es vermocht, den Kern der Sache in übersichtlicher Kürze und ausreichender Klarheit, von freimüthiger Kritik begleitet, der Kenntnißnahme und dem Verständnisse deutscher Leser darzubieten.

Zum ersten male wird durch den Verfasser — einem nicht fachgenössischen Publikum, das für russische Dinge Interesse bezeugt, durch sein ausgezeichnetes Buch: „Die Leibeigenschaft in Rußland" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1884) vielleicht bekannt — die Möglichkeit geboten, sich in dem Staatsrechte Rußlands umzusehen; und wen das gleichgültig lassen sollte, dürfte sich doch vielleicht geneigt finden, seine Anschauungen vom Staate durch die Betrachtung der Grundsätze der einzigen unumschränkten Monarchie Europas vergleichend zu erweitern und wol auch in sehr vielen Fällen zu berichtigen. Mehr als solche Anregung kann der kurze Hinweis auf das genannte Werk an dieser Stelle nicht wohl bezwecken; wer aber ihm folgt, wird mit um so größerm Nutzen sich mit den nachgenannten Büchern beschäftigen.

2. Sibirien! Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Cronbach. 1890. 8. 3 M.
3. Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntniß der wirthschaftlichen Lage des russischen Reiches. Von Hermann Roskoschny. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 4 M.
4. Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Rußland auf neuen Gleisen nach Innerasien. Von Max von Proskowetz. Mit einer Einleitung von H. Vambéry, einem Anhang, 53 Originalillustrationen von R. Hausleithner u. a., zum Theil nach Skizzen des Verfassers, einer Notenbeilage und 4 Originalkarten. Wien, Hölzel. 1889. Gr. 8. 12 M.
5. Russische Wanderbilder. Von Alfred Charpentier. Oldenburg, Schulze. 8. 3 M.

Der Amerikaner George Kennan reiste im Mai 1885 von Neuyork über St.-Petersburg nach Sibirien, um den Nihilismus, gegen den er erbittert war, an den nach Sibirien verbannten Anhängern desselben zu studiren und seine Voreingenommenheit für das Verschickungssystem zu befestigen. Bei der russischen Regierung gut empfohlen und von ihr unterstützt, gewann er Gelegenheit genug zu klarer Anschauung der Dinge, wie sie sind, und als ein ehrlicher, für die Wahrheit empfänglicher Mann schrieb er nach der Rückkehr seine classischen Aufsätze für das „Century Magazine", von denen ein Theil in dem Buche „Sibirien!" (Nr. 2) gesammelt und ins Deutsche gut übertragen ist. Mit den in Sibirien obwaltenden Verhältnissen zum kleinen Theile durch Schriften, zum weitaus größern durch mündliche Erzählungen unbedingt glaubwürdiger Personen ziemlich vertraut, kann ich aufs lebhafteste das Staunen nachempfinden, das sich bei der Besprechung dieser deutschen Ausgabe von Kennan's Berichten jetzt in der Presse, wenn auch immer noch sehr wenig und verhältnißmäßig kurz äußert. Man hat beim Lesen so vieler Besprechungen immer die Empfindung, als ob der Berichterstatter fürchtete, durch offenen klaren Ausdruck seiner Gefühle und seines Urtheils die Verantwortung für Gefährdung des europäischen Friedens auf sich zu laden.

Was der Leser in diesem Buche findet, läßt sich am besten mit den ersten Worten des Uebersetzers andeuten:

„Ich habe mit einem Manne gesprochen, der in der Hölle gewesen ist", sagte ein bekannter amerikanischer Literat, welcher mit Mr. Kennan nach dessen Rückkehr von seiner sibirischen Reise zusammengetroffen war. Wie die Ausgeburt einer höllischen Phantasie erscheinen allerdings diese Erzählungen von unsäglichem Menschenelend, dessen Abschluß häufig Wahnsinn oder Selbstmord ist. Und doch sind sie keine Phantasiegebilde, sondern nackte, trostlose Wirklichkeit, die von einer autokratischen Regierung über Tausende von Menschen verhängt wird, die nicht nur kein Verbrechen begangen haben, sondern zu den Besten ihres Volks gehören, die, um mit einem hohen russischen Beamten zu sprechen, „unter andern Verhältnissen ihrem Vaterlande unschätzbare Dienste leisten könnten".

Im Vorstehenden habe ich nur das Wort „autokratisch" zu bemängeln, das der Auslassung des Verfassers auf S. 131 nachgesprochen ist, wo „die Ursache der unglaublichen Ungerechtigkeit, der nachlässigen Grausamkeit, der widersinnigen «Irrthümer» und «Misverständnisse» im autokratischen Regierungssysteme Rußlands" gefunden wird. Damit hat die Autokratie sehr wenig zu thun; wäre ein germanischer Staat heute autokratisch, so könnten die geschilderten Verhältnisse doch nicht vorkommen, weil jeder einzelne Beamte, hoch und niedrig, durch sein Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl gehindert würde, zu solchen das Seine beizutragen oder sie auch nur entstehen zu lassen. Andererseits: wäre Rußland heute eine constitutionelle Monarchie oder Republik, so stände es nicht um Haaresbreite anders, und das Schicksal der Ostseeprovinzen wäre genau dasselbe, wie es ist. Die Ursache liegt eben in den wilden wie in den trägen Instincten des Russenthums, von denen wol eine Anzahl Individuen, nie die große Menge des Volks aller Schichten sich frei zu machen vermag. Dieser Mangel an Erkenntniß des Volkscharakters ist aber auch der einzige Fehler des glänzend geschriebenen und von lauterer Wahrheit erfüllten Buchs, durch das der Verfasser, obwol er seine Forschungen nur im Dienste der Menschenliebe betrieben, sich doch um das deutsche Volk besonders ein Verdienst erworben hat. Denn ihm thut neben der Rüstung gegen den Gegner die Erkenntniß desselben zum siegreichen Widerstande, wenn die Zeit kommt, vor allem noth.

Ein gleich begründetes Recht auf Dankbarkeit hat sich Hermann Roskoschny durch die Einblicke, welche er nach wirthschaftlicher Richtung hin in „Das arme Rußland" (Nr. 3) gewährt, erworben. Die landläufige Vorstellung von den unermeßlichen natürlichen Hülfsquellen des Riesenreichs wird durch den kundigen und auf die besten literarischen Hülfsquellen sich stützenden Verfasser vermöge seiner bis zur anschaulichsten Kleinmalerei gehenden Schilderung des Lebensstandes gewaltiger, nach vielen Millionen zählender Massen der niedern Bevölkerung entnüchtert. In Einzelbildern wird die Lage des Hausgewerbes in Rußland vorgeführt, zusammenfassend die Wirkung derselben auf Frauen und Kinder, das Familienleben und seine Wirthschaftsverhältnisse gezeichnet, und wenn sich so der Eindruck des täglichen Elends in der Vorstellung des Lesers genügend gefestigt hat, verdeutlicht ein Blick auf die Folgen eines Hungerjahres den Maßstab, welcher an das Leiden von 80 Millionen zu legen ist, deren Wohl und Wehe von keiner fürsorgenden Regierung auf dem Herzen getragen wird und nicht getragen werden kann, weil das sittliche Bewußtsein und das Pflichtgefühl in dieser Rasse fehlt; diese hochbegabte Völkermasse hat nicht vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen. — Dieses Kapitel vom Hungerjahr bringt zugleich dem Leser in Erinnerung, daß bisher seine Aufmerksamkeit nur auf eine, wenn auch sehr zahlreiche Klasse der ländlichen Bevölkerung gerichtet gewesen, und macht den Uebergang zu andern Gruppen, der armen Geistlichkeit, die Schtschedrin in all ihrer Noth so greifbar vor Augen gestellt hat und der Roskoschny den ungeheuern Reichthum der Klöster entgegensetzt, ferner zu den Heeren der gewerbsmäßigen Bettler (S. 176—200, ein höchst anziehender Abschnitt), der wandernden Arbeiter und endlich zu der Verwüstung, die überall in jeder Klasse der Brannt-

wein anrichtet. Damit schließt das Buch, wie Kennan's treu und wahr geschrieben, aber mit dem gleichen Mangel behaftet, der nie im Texte, aber wol in der Einleitung S. xv durchblickt:

Das ist das arme Rußland, das die folgenden Blätter schildern — das arme Rußland, und doch reich, unermeßlich reich durch den Besitz vergrabener Schätze, die nur der Hebung durch die dazu berufene Hand harren — ein schlummerndes Dornröschen, für das sich nur bisher der Ritter nicht gefunden hat, der es zum Genusse des ihm beschiedenen Glücks erweckt.

Der Verfasser entschließt sich eben nicht, das letzte Wort offen auszusprechen, das geschilderte Elend als im Wesen des russischen Volks begründet anzuerkennen.

Von diesen kritisch angelegten Schriften wenden wir uns zu zwei Reisewerken von verschiedener Haltung und ungleichem Werthe, deren jedes aber in seiner Art gut ist.

Dr. Max von Proskowetz, ein begüterter Grundbesitzer, Sohn des österreichischen Reichsrathsabgeordneten, ist „Vom Newastrand nach Samarkand" (Nr. 4) auf neuen Gleisen gezogen, mit dem Ziele, russische Leute und Länder kennen zu lernen: von Petersburg, schreibt er,

wo ich Geleitscheine zu erwirken hatte, nach Moskau zu fahren, Nischni-Nowgorod während der Messe, die Feldfluren im Gebiete der Schwarzerde zur Erntezeit zu sehen. Dann wollte ich die Wolga hinabschwimmen bis Astrachan, durch die Steppe zum Don jagen, von Wladikawkas über den Darialpaß nach Tiflis rollen, den Kaukasus durchstreifen; endlich von Baku das Kaspische Meer übersetzen, um in Centralasien auf der neueröffneten transkaspischen Militärbahn Merw, Bochara und Samarkand zu erreichen und über Persien, Batum, die Krim, Odessa und Kiew heimzukehren ... Die politische Seite lag mir fern. Wol aber mußte es für den Oekonomen, dessen Erzeugnisse aus bekannten Ursachen heute Waaren geworden sind, deren Werth und Reinertrag durch die Gesammtproduction der Erde bestimmt wird, von hohem Interesse sein, die wirthschaftlichen Verhältnisse und Fortschritte des Riesenreichs aus eigener Anschauung kennen zu lernen, im Mutterlande sowol als auch in jenen fernen, seit Jahrhunderten brach liegenden Stätten alter Cultur, in denen Rußland nunmehr, seit zwei Decennien kaum, seine civilisatorische Mission erfüllt.

Damit ist die Wegstrecke des gediegenen, zielbewußten Reisenden und sind die Gesichtspunkte, denen er vorzugsweise folgte, angegeben. Sein sehr stattliches, angenehm geschriebenes, mit vielen guten Zeichnungen und mit Kartenskizzen versehenes Buch zeigt uns einen hochgebildeten Mann, der die langersehnte Reise sich so behaglich und nutzbringend wie nur möglich zu machen weiß. Wie Rußlands wirthschaftliche Lage in den Augen eines solch eifrig forschenden und um sich schauenden westeuropäischen Großgrundbesitzers sich darstellt, ist sehr anziehend wahrzunehmen. Wenn zwischen den Schilderungen von Natur und Kunst, mancher staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, des Heerwesens, der Volkssitte, wie solche dem Erzähler gelegentlich entgegen oder näher getreten sind, immer wieder zahlreiche Ausführungen über landwirthschaftliche und industrielle Betriebe, deren Productionsmittel und Erträge, über Absatzverhältnisse und Verkehrseinrichtungen erscheinen, wenn einzelne Mustergüter eingehend gezeichnet sind, der Pferdezucht und dem Rennsport genaue Beachtung gewidmet wird, so sind das alles sehr dankenswerthe Darlegungen, sie berechtigen aber unsers Erachtens den Verfasser nicht zu der Ansicht, daß durch sie „ein zuverlässigeres und treueres Bild der wirthschaftlichen Entwickelung des Staats, der Basis seiner politischen Bedeutung und Macht geboten werde, als selbst die beste, wider Willen doch immer subjectiv gefärbte Darstellung seiner wirthschaftlichen Lage im allgemeinen" es zu geben vermag. So objectiv der Verfasser schildert und urtheilt — er schildert und beurtheilt doch immer nur das, was er gesehen hat und sehen hat können; so ist z. B. der gesammte Inhalt des Roskoschny'schen Buchs im Werke des Herrn von Proskowetz auch nicht jemals gestreift. Ganz natürlich, denn jene Zustände sind letzterm eben nicht begegnet. Das vorliegende Reisewerk ist ein bemerkenswerther Beitrag zur Kenntniß Rußlands; der vierte Abschnitt des zweiten Theils und der fünfte des dritten, die Ritte von Muchách im Kaukasus über den Djultidagh nach Gunib im Daghestan und von der Station der transkaspischen Bahn Káhka nach Meschhed in Persien und zurück sind vielleicht von absolutem Werthe. Aber das Buch erweist wieder, daß ein Reich von der Ausdehnung Rußlands und den ungeheuern Verschiedenheiten der in ihm vorhandenen Culturstufen und Wohlfahrtsgrade nicht in einem halben Jahre derart kennen gelernt werden kann, daß nach den wahrgenommenen Einzelheiten eine zutreffende Vorstellung vom Ganzen zu gewinnen wäre.

Auf einzelne zu berichtigende Kleinigkeiten gehe ich nicht weiter ein, z. B. ist der Anfangsbuchstabe in „Tschtschi", Kohlsuppe, überflüssig und daher falsch; nur die irrige Angabe kann ich nicht unberichtigt lassen, daß mein hochgeschätzter Freund, P. von Kügelgen, der Leiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung", der Herausgeber des „Petersburger Herold" sein soll. Da handelt es sich nicht nur um Namen von Tageblättern, sondern um himmelweit verschiedene Standpunkte und Charaktere.

Auch „Russische Wanderbilder" (Nr. 5) von Alfred Charpentier dürfen ein anspruchsloses gutes kleines Buch genannt werden. Welche Zwecke der Verfasser auf seiner Reise verfolgt, tritt nicht hervor; er scheint Fabrikant, gibt sich als Tourist, sieht was zu sehen ist, hat vielfachen Verkehr, beobachtet gut und ohne Voreingenommenheit, erzählt schlicht und gefällig von seinen Wahrnehmungen. Der Vergleich dieser mit denen des vorbesprochenen Buchs ist insofern recht anziehend, als beide Verfasser im europäischen Rußland ungefähr dieselbe Strecke zurückgelegt haben; der Nachdruck von Charpentier's Mittheilungen liegt indessen auf Moskau und seiner Umgebung. Rußland macht auf ihn entschieden einen weniger günstigen Eindruck als auf den österreichischen Reisenden. Was von der deutschen Colonie der alten russischen Hauptstadt berichtet wird, klingt recht traurig, mag aber wol für viele ihrer Glieder zutreffen; doch ist dabei zu berücksichtigen, daß der Verfasser dort vor allem wie auch anderwärts nie

Gelegenheit gewonnen zu haben scheint, mit baltischen Deutschen zusammenzukommen, die doch überall an der Spitze der deutschen Gemeinden in Rußland stehen und in deren vertrauterm Umgange die Tüchtigsten der aus Deutschland Hinübergegangenen leben. Die deutsche Colonie Moskaus hat in ihrer Vertretung zu viele Beweise lebendiger nationaler Gesinnung gegeben, als daß des Verfassers ungünstigem Urtheil allgemeine Geltung zuerkannt werden dürfte.

Friedrich Bienemann.

Zur deutschen Literatur.

1. Wilhelm Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und theilweise neu bearbeitet von Joseph Seeber. Dritte Abtheilung (Schluß): Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 2 M.

Zunächst haben wir den Schluß einer neuen Auflage eines Werks anzuzeigen, welches sich in katholischen Kreisen, nach der Zahl der Auflagen zu urtheilen, einer gewissen Beliebtheit erfreut. Nicht mit Unrecht; denn der katholische Standpunkt ist, auch in diesem Bande, streng festgehalten. Der Herausgeber äußert sich darüber im Vorworte:

Für jene Kritiker, welche nur die Stellung des Bearbeiters zu den Fragen der Gegenwart interessirt, bemerke ich, um sie nicht unnöthig aufzuhalten, schon hier, daß ich, ganz im Geiste des seligen Lindemann, die einzelnen Autoren zwar nicht auf ihren Katechismus geprüft, wol aber ihre Werke mit dem Maßstabe christlicher Aesthetik gemessen habe.

Das ist nun freilich ein ganz neuer Begriff: christliche Aesthetik. Im Grunde bedeutet er doch nichts anderes, als daß die Autoren daraufhin geprüft werden, wie sie sich zum Katholicismus stellen. Auch können sich dies die protestantischen Schriftsteller sowol wie die protestantischen Leser ja recht wohl gefallen lassen, wenn nur diese katholische Aburtheilung nicht auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht, sondern sich von vornherein selbst für einseitig erklärt. Auch tritt sie im vorliegenden Bande niemals übermäßig schroff auf, sie hat sich eine gewisse Liberalität bewahrt. Anders freilich war es im vorigen Bande, wo die „christliche Aesthetik" mit unsern literarischen Größen, mit Lessing, Goethe und Schiller ins Gericht ging und sich dabei in ihrer ganzen Blöße zeigte. Auch an dem vorliegenden Bande kann man es nicht gerade loben, daß für Goethe und sein Verhältniß zu seinen Zeitgenossen meist die Schmähschrift des Pater Baumgarten als Quelle angeführt wird. Von den literarischen Erscheinungen der Gegenwart sagt der Herausgeber im Vorworte, er glaube in Umrissen

eine relative Vollständigkeit erreicht zu haben. Es wird ja mancher, je nach Geschmack und Localpatriotismus, den einen oder andern Namen vermissen oder die Erwähnung dieses oder jenes Schriftstellers überflüssig finden: soll die Literaturgeschichte nicht zu einer Literaturzeitung werden, muß eine Auswahl getroffen werden; die endgültige Entscheidung fällt der Zukunft anheim.

Von dem Herausgeber selbst erfahren wir gelegentlich (S. 895), daß er Verfasser ist von einem epischen Gedicht, „St. Elisabeth", einem Bändchen lyrischer Dichtungen („Ein fliegend Blatt") und einer Tragödie „Judas". Endlich hat er auch dem Urheber dieses Werks, dem am 20. December 1879 zu Niederkrächten im Decanat Erkelenz verstorbenen Pfarrer Wilhelm Lindemann in dem vorausgeschickten Nekrolog ein literarisches Denkmal gesetzt. Es heißt darin von ihm:

Ein würdiger Priester, ein ganzer Mann, bescheiden und anspruchslos im Umgange, ein heiterer, anregender Gesellschafter, als Landtagsabgeordneter (von 1870 bis 1879) ein durch seine Thätigkeit in der Unterrichtscommission hervorragendes Mitglied der Centrumspartei, auf literarischem Gebiete der tüchtigste Bearbeiter der deutschen Literaturgeschichte vom katholischen Standpunkte: das war Wilhelm Lindemann.

Nur kann der Protestant sich noch nicht so recht von der Nothwendigkeit eines solchen einseitigen Standpunktes überzeugen. Jedenfalls dürfen wir von dem Buche mit der Anerkennung scheiden, daß Verfasser, Herausgeber und Verleger ihre Schuldigkeit gethan haben.

2. Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808—1829, mit Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Müller. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1889. 8. 4 M.

Dem Schlusse einer neuen deutschen Literaturgeschichte lassen wir dieses Werk folgen, weil ohne die Anregungen und Bemühungen der Brüder Grimm wol noch alle deutschen Literaturgeschichten, auch die vom Standpunkte der „christlichen Aesthetik" aus, in limbo patrum lägen. Welch innige Freundschaft die beiden Brüder mit ihrem spätern Amtsgenossen Benecke in Göttingen verknüpfte, ist bekannt, und es ist erfreulich, hier die Belege im einzelnen zu erzählen. Gemeinsamkeit des Amtes (Bibliothekariat in Kassel und Göttingen) und der Studien und daraus hervorgehend das ausgedehnte Bedürfniß der Brüder nach Büchern der vorzüglichen göttinger Bibliothek, Benecke's stets hülfsbereite Dienstfertigkeit befestigten dieses Band. Erhalten ward es gerade durch die Verschiedenartigkeit ihrer Arbeitsweisen. So wenigstens war es zwischen Jakob Grimm und Benecke, während Wilhelm's Art zu arbeiten sich mehr der Benecke'schen nähert, wie mich dünkt. Der dem Laien sonst so friedlich erscheinende Jakob, der unvermählt bleibt, nur um sich von den Sorgen des Familienlebens seine wissenschaftlichen Kreise nicht stören zu lassen, tritt hier wie ein revolutionärer Stürmer auf. Er ist sich seines Gegensatzes zu Benecke recht wohl bewußt; einmal schreibt er ihm (S. 85):

Auf Ihren Boner (die Herausgabe von Boner's „Edelstein") lassen Sie lange warten. Der wird dafür aber so vollendet sein

daß nichts daran auszusetzen bleibt. Ich sehe täglich lebhafter ein, je reifer und wenigerlei man arbeitet, desto besser ist es und will mich für die Zukunft besser zusammenzunehmen suchen. — Er wendet sich deshalb — fügt der Herausgeber (S. VI) hinzu — entschiedener der deutschen Grammatik zu, von der er nach seinem Geständnisse in dem Briefe vom 21. März 1819 (S. 105) vor drei Jahren um diese Zeit wenig oder Oberflächliches wußte. Seit dem Herbste 1816 ist er unablässig dahinterher gewesen und war im Jahre darauf so weit, daß er mit einiger Sicherheit an die Herausgabe des Werks denken konnte.

Um dieses monumentale Lebenswerk Jakob's, von dem auch der größere Theil der Briefe herrührt, dreht sich denn auch eine Reihe derselben. Benecke hat den ersten Theil der Grammatik günstig recensirt. Aber noch kein Jahr ist seit obigem Briefe verflossen, als Jakob schon daran denkt, eine zweite, völlig umzuarbeitende Auflage des ersten Theils vor dem zweiten drucken zu lassen und erbittet sich dazu von Benecke Berichtigungen und Rathschläge (S. 129, den 14. Januar 1820):

Ich hätte gewünscht, diese Auflage ruhig in Jahren zubereiten zu dürfen, bin aber von jeher zu einer gewissen Hast verurtheilt gewesen und sie ist mir gerade unbehaglich.

Dieser Charakter Jakob's war ein Glück für die deutsche Wissenschaft: ein solcher Feuergeist war nothwendig, eine ganz neue Wissenschaft zu begründen. Zu seiner Charakteristik hier noch eine Stelle (S. 154):

Ein dritter, dem unsere Papiere zu Gesicht kämen, würde den Unterschied zwischen unserer Weise merken. Ich lese hastiger in stetem Bezug aufs einzelne, Sie ruhiger und den Sinn des Ganzen mehr im Auge. Sie sind offenbar kritischer, ich, ob ich gleich viel von Kritik schwätze, würde noch gewaltig in die Enge gerathen, wenn ich nach meiner Manier ein Gedicht herausgeben sollte; was hülfe es, wenn ich Einzelnes gut machte oder doch besser als ein anderer? Wie bei mir innere Eile und Arbeitsamkeit mit heimlichem Gefühl vitae properantis ad mortem zusammenhängen, mag auf sich beruhen, doch befällt mich's zu zeiten; mein seliger Vater ist auch nur 45 Jahre alt geworden; was ich thun und leisten könne, will ich nicht gern verschieben, nachdenklich werde ich dadurch nicht, ich bin viel eher unbefangen und leichtsinnig. Aber damit hat's keine Noth, daß Sie das Ende meiner Grammatik nicht erleben sollten und wenn's mit den fünf oder sechs dicken Bänden Richtigkeit hätte, so bliebe Ihnen immer noch Zeit, wie man bei uns sagt, spazieren zu gehen und mit meinen Knochen sich Aepfel von den Bäumen zu werfen.

Zu diesem Feuereifer Jakob's gehört denn nun auch sein Groll gegen das vermeintlich Verfehlte. Man hätte erwarten sollen, daß die Vertreter einer so jungen Wissenschaft sich eng zusammenschlössen — aber weit gefehlt. Ich möchte fast vermuthen, daß es die alte Philologengrobheit, die Lachmann'sche „Akribie" war, die auch die germanistischen Philologen aufeinanderhetzte. Nur Benecke, Docen (aber auch diesen nur zum Theil), Lachmann und Rask erkennt Jakob an, der fleißige und strebsame von der Hagen erfreut sich seiner gründlichen Verachtung. Um des Guten willen, was dieser Feuereifer zu Stande gebracht hat, werden wir ihm, wie Luthern, seine Grobheit hingehen lassen müssen. Die Anmerkungen des Herausgebers bieten besonders Büchernachweise und verdienen Dank. Im ganzen ist das Buch eine nicht unwesentliche Bereicherung der Entstehungsgeschichte der deutschen Philologie.

3. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 522—561. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Eine schwere Aufgabe, 40 Lieferungen sehr verschiedenen Inhalts auf einmal und in gedrängter Kürze anzuzeigen! Ich werde fast nur die Titel des Inhalts geben können. Ich habe die Lieferungen nach der zeitlichen Reihenfolge ihres Inhalts geordnet und somit macht den Anfang Lieferung 556, die erste des „Nibelungenliedes", herausgegeben von Dr. P. Piper. Hier gestatte ich mir noch einige Worte zur Begleitung, denn „es ist mein Herz, das gern beim Lob verweilt". Wenn man, schon an die Trefflichkeit der Arbeiten Dr. Piper's für die „Deutsche Nationalliteratur" gewöhnt, diese Lieferung zur Hand nimmt, so wird man seine schon hochgespannten Erwartungen noch übertroffen finden. Ich darf wol behaupten, daß diese Ausgabe des Nibelungenliedes, von der die erste Lieferung nur erst einen Theil der Einleitung bietet, die beste von allen bisher erschienenen werden wird. So klar, bündig und vollständig ist mir noch keine Einleitung vorgekommen und die Literaturangaben unter dem Texte sind wirklich musterhaft. Von demselben trefflichen Herausgeber sind auch Lieferung 530 für „Geistliche Dichtung des Mittelalters", der Schluß von Band 2, womit auch dieses Werk beendigt ist. In dem „Nachworte" S. 286 sagt der Herausgeber:

Indem ich die älteste deutsche Dichtung bis um das Jahr 1050 (I), die Spielmanns-Dichtung (II a und b) und die geistliche Dichtung (III a und b) als ein in sich geschlossenes Ganzes betrachte, möchte ich diese Stelle benutzen, um durch einige Nachträge neu erschienener Werke die früher erschienenen Bände zu vervollständigen.

Und dieses Verzeichniß nimmt zehn Seiten ein! Der Rest der Lieferung und die ganze folgende bietet ein vorzügliches „Wörterverzeichniß". Daran reiht sich Lieferung 560 fg.: „Lehrhafte Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts", herausgegeben von Dr. Vetter, der Beginn von Band 2, „Das Narrenschiff" S. Brant's, von Bobertag herausgegeben, mit den Holzschnitten nach der Originalausgabe. Mit Lieferung 527 ist der zweite Band der „Bremer Beiträge", herausgegeben von Muncker, und damit auch dieses Werk beendigt. Die letzte Lieferung enthält Zachariä's noch jetzt beliebten „Renommisten". Die übrigen Lieferungen enthalten den von mir herausgegebenen „Lessing", Band 13—14, Lieferung 4. Band 14 ist der Schlußband, der vielleicht schon jetzt in den Händen des Publikums wäre, wenn nicht die Beschaffung der Illustrationen Schwierigkeiten gemacht hätte. An „Lessing" reihen sich zunächst drei Lieferungen von Band 3, Abtheilung 1, herausgegeben von Dr. H. Lambel. In elf Lieferungen wird dann meine Schiller-Ausgabe fortgesetzt und zunächst Band 1 und 2, die Gedichte und die Biographie des Dichters enthaltend, die erste Lieferung von Band 6 und

der ganze Band 9, der besonders den „Geisterseher" und, was auf dem Titel nicht angegeben ist, Schiller's Bearbeitung der Voß'schen Uebersetzung des „Othello" mit dem bisjetzt noch nicht veröffentlichten zweiten Acte enthält. Die Romantik ist vertreten durch Schulze und Hoffmann, herausgegeben von Professor Dr. Max Koch, welches Werk mit Nr. 539 zum Abschlusse gelangt, die Literatur der Befreiungskriege endlich durch Lieferung 528 fg.: „Körner's Werke", Bd. 1, herausgegeben von dem unermüdlichen Dr. A. Stern. Von diesen vielen Lieferungen sieht es um mich herum ganz schwarz-roth-golden aus und mahnt an die vergangene Herrlichkeit des Deutschen Reichs. Möge sich das Unternehmen unter dem neuen schwarz-weiß-rothen Banner bewähren und seinerseits dazu beitragen, die Liebe zu unserm Vaterlande zu steigern!

Es bleiben nur noch drei Werke zu besprechen übrig, welche Einzeltheile einer größern Sammelausgabe sind:

4. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 29 und 30: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Erste und zweite Sammlung. 1 M. 80 Pf. — Nr. 31: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philip Moritz. 90 Pf. — Nr. 32: Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. 2 M. Heilbronn, Henninger. 1888—89. 8.

Der Originaldruck von Nr. 29 und 30 erschien zu Schleswig und Leipzig bei Joachim Friedrich Hansen 1766. Bekanntlich war der Herausgeber der berühmte Verfasser des „Ugolino", der schleswigsche Dichter Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, 1737—1823. Außer ihm lieferten noch Beiträge: H. P. Sturz, Funke, Oertling, Schönborn, Klein, Klopstock und Resewitz. Ueber diese Mitarbeiter und ihre Beiträge wird uns der noch ausstehende zweite Band Näheres berichten. Dieser nämlich steht noch aus, wird aber noch vor Ende dieses Jahres erscheinen und die dritte Sammlung nebst „der Fortsetzung des ersten Stücks" (mehr ist nicht erschienen) und der Einleitung des Herausgebers Dr. Alexander von Weilen in Wien enthalten. Auch diese „Literaturbriefe" schlagen einen lebhaftern Ton an und bieten auch noch jetzt beachtenswerthe Urtheile nicht blos über damalige Neuheiten, sondern wirklich Merkwürdigkeiten der Literatur. So beschäftigt sich der vorliegende Band mehrfach mit Ariost, mit Spenser und Shakespeare. Ein besonderes Verdienst von Gerstenberg's ist die Hinweisung auf die volksthümliche nordische Dichtung und auch hiervon finden wir gewichtige Andeutungen in der vorliegenden Sammlung. Der Neudruck ist daher als ein glücklicher Griff des Herausgebers der ganzen Sammlung, Professor Seuffert in Graz, zu bezeichnen und reiht sich würdig der in demselben Verlage erschienenen Wiederholung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" von 1772 an. Der Schluß und die Einleitung, welche das dreißigste Heft bilden werden, sind noch in der Vorbereitung.

Der Originaldruck von Nr. 31 war gerade vor hundert Jahren, Braunschweig 1788, in der Schulbuchhandlung erschienen, sodaß wir diesen Neudruck zugleich als eine Jubiläumsausgabe begrüßen können. Das Schicksal des ersten Drucks war nicht das beste. So großes und berechtigtes Aufsehen die kleine Schrift von drei Bogen unter den stimmberechtigten Wortführern des Geschmacks machte, so wenig wußte das große Publikum mit derselben anzufangen. Der Verleger Campe schrieb am 3. December 1788 an Moritz:

> Ihre Abhandlung über das Schöne hat kein Glück gemacht und ich werde den größten Theil der Auflage ins Makulatur werfen müssen. Es sind bisjetzt nicht mehr als 200 und ein paar Exemplare davon abgegeben.

Der Herausgeber des Neudrucks, Sigmund Auerbach, setzt hinzu, S. IV:

> Fast scheint es, als hätte Campe, der bald auch aus andern Gründen mit Moritz in Streit gerieth, diesen Vorsatz wirklich ausgeführt. Wenigstens war die Abhandlung schon ganz aus dem Buchhandel verschwunden, als Goethe seine „Italienische Reise" schrieb. Goethe hielt es daher für gut, einen Theil der Schrift in die „Italienische Reise" einzuschalten und einleitend zu bemerken: „Vielleicht nimmt man hiervon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken."

Der Herausgeber weist übrigens nach, daß Goethe im Irrthume war, wenn er von dieser Schrift Moritz' sagte: „Sie war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet", denn, bemerkt er S. V:

> ursprünglich war es Goethe durchaus nicht unbekannt, daß in der Abhandlung nur Moritz' schon seit Jahren bestehendes System dargestellt ist; denn gerade Goethe hebt in seiner Recension der Abhandlung im „Deutschen Merkur" hervor: „Wir finden ihn jenen Grundsätzen getreu, zu denen er sich schon ehemals bekannt." (Nämlich in einem Aufsatze der „Berlinischen Monatsschrift".) Auch die Recension der Abhandlung in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" erwähnt, daß Moritz die Ideen der Abhandlung schon mit nach Italien nahm.

Jedermann vergegenwärtigt sich leicht, welch ein bewegtes und wichtiges Jahr 1788 für die deutsche Literatur war. Goethe in Italien mit „Egmont", „Tasso", „Iphigenie", „Faust" beschäftigt, im Winter in Weimar, Schiller in Rudolstadt, nach Beendigung des „Don Carlos" mit der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" beschäftigt, im Winter gleichfalls in Weimar. In dieses bewegte geistige und literarische Leben trat denn nun auch Moritz als Goethe's Gast im Winter von 1788 zu 1789 in Weimar ein und machte im ganzen mit seiner Erscheinung Glück. Besonders nahmen auch die Frauen lebhaften Antheil an seiner Persönlichkeit, die ihnen durch den höchst anziehenden autobiographischen Roman von Moritz, „Anton Reiser" (Neudruck, Nr. 23), sympathisch geworden war. Schiller schreibt über ihn an die Schwestern Lengefeld den 12. December 1788: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im «Julius» (dem Glaubensbekenntniß Julius' in den «Philosophischen Briefen») Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen und die daraus un-

mittelbar folgenden Resultate über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe." Von diesen Begriffen sind denn nun einige auch in der vorliegenden Schrift niedergelegt. So heißt es S. 24 fg.:

Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns umgibt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unsers Organs zusammen, daß wir dies große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu sein: die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben, sich nach allen Seiten wieder auszudehnen: das Organ wünscht, sich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzusetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, soweit es kann, selbst dies umgebende Ganze sein. Daher ergreift jede höhere Organisation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachsen — das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß — der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene, spiegelnde Oberfläche seines Wesens in den Umfang seines Daseins auf und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar.

Oder S. 34:

Ist es nicht die immerwährende Zerstörung des Einzelnen, wodurch die Gattung in ewiger Jugend und Schönheit sich erhält?

Das klingt sehr an Goethe's, freilich später von ihm widerrufenes:

Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Ueberhaupt hätte ich zu den Parallelen zu Moritz'schen Ideen, die der fleißige und umsichtige Herausgeber aus unsern Classikern beibringt, noch einige Nachträge zu liefern. Ich führe nur einen an. Moritz sagt S. 25 fg., nachdem er sehr schön vom Zerstörungstriebe gesprochen:

Kommen dann endlich die strebenden Kräfte wieder in ein glückliches Gleichgewicht und macht die unruhige Wirksamkeit der stillen Beschauung Platz, so muß nothwendig in dem zum ersten male in sich versunkenen Menschen der Sinn für die umgebende Natur erwachen, die nie zerstört, als wo sie muß, und schont, wo sie kann. Er lernt allmählich das Einzelne im Ganzen und in Beziehung auf das Ganze sehen, fängt die großen Verhältnisse dunkel an zu ahnden, nach welchen unzählige Wesen auf und ab, so wenig wie möglich sich verdrängen und doch so nahe wie möglich aneinanderstoßen. Dann steigt in seinen ruhigsten Momenten die Geschichte der Vorwelt, das ganze wunderbare Gewebe des Menschenlebens in allen seinen Zweigen vor ihm auf. In allem, was seine ruhige Einbildungskraft ihm spiegelt, sondert sich das Große und Edle vom Gemeinen nach einem dunkel empfundenen Maßstabe in ihm selber ab und strebt aus ihm heraus.

Das erinnert doch, dächte ich, deutlich an Faust's Monolog in Wald und Höhle, der ja in Italien gedichtet ist:

Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

Hier muß ich abbrechen. Hoffentlich habe ich genug aus der Schrift ausgezogen, um ihre Wichtigkeit, besonders für das Ende des vorigen Jahrhunderts, und das Dankenswerthe eines Neudrucks begreiflich zu machen.

Originaldruck von Nr. 32, Leipzig, Weygand, 1776. Herausgeber dieses Neudrucks ist Professor R. M. Werner in Lemberg. Gewöhnliche Ausgaben des „Julius von Tarent" sind nicht selten und deshalb hat, meines Erachtens, der Herausgeber, trotz des Einspruchs des Gesammtherausgebers, Professor Seuffert, recht daran gethan, nicht blos die erste Ausgabe kritisch genau wiederzugeben, sondern bis auf das noch erhaltene, im braunschweigischen Stadtarchiv befindliche Originalmanuscript Leisewitz' zurückzugehen, um so zugleich Material zu bieten für textkritische Uebungen in deutsch-philologischen Seminarien. Auch einen Doppeldruck der ersten Originalausgabe von 1776 hat seine Sorgsamkeit ausfindig gemacht. Die angehängten dramatischen Fragmente sind an sich nicht gerade bedeutend, aber doch um der Vollständigkeit willen höchlich willkommen. Der Herausgeber konnte sich bei seiner Arbeit auf die Vorarbeiten seines frühverstorbenen Freundes Kutschera von Aichberg stützen, dessen sorgsame, zur Jubelfeier des „Julius von Tarent" 1876 erschienene Monographie über Leisewitz dem Dahingeschiedenen ein ehrenvolles Andenken bei den Fachgenossen sichert.

Robert Boxberger.

Aus Afrika.

Auf die alte Frage: Quid novi ex Africa? können die beiden jüngsten Veröffentlichungen des Hauptverlags über den dunkeln Erdtheil nicht gerade das Allerneueste dem Inhalte nach bieten, aber immerhin recht Neues in ausführlicherer und in zuverlässigster Form oder Behandlung. Ersteres gilt von dem Buche:

1. Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung. Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht. Herausgegeben von J. Scott Keltie. Autorisirte deutsche Uebersetzung von H. von Wobeser. Mit einer Uebersichtskarte. Erste bis fünfte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Es sind hier die Briefe des großen Entdeckers von seiner letzten für die geographische Wissenschaft ebenso wichtigen Expedition, wie es seine zweite zur Erforschung des Congo geworden, durch den Bibliothekar der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London gesammelt und mit einer Einleitung versehen, welche die Entstehung des englischen Emin-Pascha-Entsatzcomité erzählt. Dann folgen funfzehn als Briefe bezeichnete Kapitel mit summarischen Inhaltsangaben, die einerseits viel mehr als funfzehn Briefe und durchaus nicht nur von Stanley, sondern auch

von Stanley's Offizieren, Major Barttelot, Lieutenant Stairs, Jephson, von Emin Pascha, vom Mahdistengeneral, von Lupton-Bei geschriebene enthalten, andererseits ein übersichtliches Register der Briefe vermissen lassen. So ungemein Anziehendes und Fesselndes jeder einzelne Brief bietet, so belehrend das Studium der ganzen Correspondenz mit ihrem hochwichtigen Inhalte ist, die hier in ihrer Vollständigkeit und im Zusammenhange vorliegt, während sie bisher nur aus den Zeitungen abgerissen und, wie man jetzt erst sieht, vielfach außerordentlich verkürzt, kennen zu lernen war, so läßt sich doch bedauern, daß der englische Herausgeber nicht ein wenig mehr über die bei der Ordnung des Materials verfolgten Gesichtspunkte sich ausgesprochen hat, weil dadurch die Aneignung desselben erleichtert wäre. Es fällt z. B. auf, daß er in der Einleitung sagt, der erste von Stanley's Briefen aus dem Innern Afrikas habe England am 1. April 1889 erreicht, während sein Schreiben an Tippu Tib aus Banalja vom 17. August 1888 doch schon am 15. Januar 1889 in Brüssel anlangte, seine Zuschrift an Herrn Mac Kinnon aber, den Vorsitzenden des Comité, vom 28. August, welche das Zusammentreffen mit Emin meldete, allerdings erst Ende März 1889 in London war. Ebenso stutzt man unwillkürlich, wenn dem Briefe Stanley's an den Secretär der Geographischen Gesellschaft vom 1. September 1888 seine jüngsten Botschaften auf dem Rückwege vom November 1889 angereiht sind und dann die folgenden Briefe in chronologisch bunter Reihe folgen. Von dieser äußern Sachlage abgesehen, darf die Veröffentlichung als eine sehr willkommene Abschlagszahlung auf das Erscheinen des großen Reisewerks gelten, das wir doch von dem ebenso glänzenden Schriftsteller wie kühnen und eisernen Entdecker erwarten dürfen. Der Hunger nach Wissen wird durch diese Schrift für den Augenblick gestillt, zunächst in geographischer Hinsicht; über das Verhältniß Stanley's zu Emin erfahren wir viele Einzelheiten, die nicht in die Tagesblätter übergegangen sind, aber leider läßt sich nicht sagen, daß es in einem andern und günstigern Lichte erschiene, als das ist, in dem es bisjetzt erscheint. Namentlich die jüngst erst veröffentlichte überraschende Mittheilung Jephson's, daß Emin „fast fünf Jahre weder Provinz, noch Herrschaft, noch Soldaten gehabt", findet sich auch hier S. 124 gerade so, wie sie durch die Zeitungen lief, und nach wie vor warten wir sehnlichst, daß Emin dazu gelange, seinerseits zuverlässige Auskunft über seine Lage in Wadelai zu geben. Inzwischen ist dringend zu wünschen, daß das sittliche Urtheil über zwei Männer, die Thaten aufzuweisen haben, wie Emin und Stanley, Thaten, die nicht in erster Linie Glücks- oder Unglückserfolge, sondern Ausflüsse eigenartiger und bedeutender Charaktere sind, sich vorsichtig zurückhalte, bis die Grundlagen zu einer objectiven Beurtheilung vorhanden sind. Zu einer solchen wird die Verpflichtung um so größer, je verschiedener das Geschick beider Persönlichkeiten sich gestaltet hat. Sind die einen geneigt, dem Ueberwinder aller Schwierigkeiten zuzujauchzen, so verleitet das Mitgefühl mit dem standhaften Manne, der an der Durchführung seiner Lebensaufgabe scheiterte, andere wieder leicht zu Vorwürfen, die noch hinreichender Begründung entbehren.

2. Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Colonie. Von Brix Förster. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 6 M.

Auch dieses Buch enthält stofflich eigentlich nichts Neues, aber sein großes Verdienst liegt darin, daß es den ersten und, wie wol gesagt werden darf, sehr gelungenen Versuch darstellt, die in zahlreichen Reisewerken, Missions-, Consular- und Rechenschaftsberichten aus dem umschriebenen Bezirk immer unter dem nächstliegenden Gesichtspunkte gemachten Angaben zu sammeln, zu prüfen und zu sichten und in einem geographischen Handbuche über Deutsch-Ostafrika in eine systematische wissenschaftliche Ueberschau zu bringen.

In einer vorausgesandten Geschichte der Colonie wird deren Gründung vom ersten Plane des Unternehmens und dem Beginne seiner Ausführung an durch Dr. Karl Peters die fünf Jahre hindurch vom April 1884 bis zum April 1889, da Hauptmann Wissmann seine Thätigkeit zur Unterdrückung des Aufstandes anhob, anschaulich und unbefangen erzählt. „Karl Peters", sagt der Verfasser, „soll hier nicht parteiisch verherrlicht werden, sondern es soll die ungeschminkte Wahrheit über sein Streben und seine Thaten zum vollen Ausdruck gelangen. Die Wahrheit macht uns gerecht. Und das Geringste ist doch Gerechtigkeit, die wir einem Manne gewähren müssen, der sein Leben und seinen Ruf zum Wohle des ganzen Volks in die Schanze schlug." Allen, die zu einer sachlichen Würdigung der Schritte gelangen wollen, welche zur Erwerbung Deutsch-Ostafrikas eingeschlagen sind, die aber ihre Theilnahme den eigentlichen geographischen und colonialpolitischen Fragen versagen, ist wenigstens dieses historische Kapitel zur Klärung ihres Standpunktes warm zu empfehlen.

Es nimmt ein gutes Viertel des Buchs ein. Dann folgt die geographische Uebersicht des Gebiets der deutschen Interessensphäre im allgemeinen, worauf der Verfasser sich zur Einzelbetrachtung der verschiedenen Landschaften wendet, deren Gesammtumfang etwas mehr als das Doppelte des Bodens des Deutschen Reichs beträgt, während der durch Anlegung von Stationen in Verwaltung genommene Theil etwa dem Umfange Baierns, Würtembergs und Badens gleichkommt. Diese große Ländermasse ist nach den ausschlaggebenden Bodenformen in sechs Bezirke gegliedert, deren jeder nach den üblichen geographischen Gesichtspunkten, d. h. nach der Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens, seinen Flußsystemen und Höhenverhältnissen, dem Klima, der Pflanzen- und Thierwelt, der Bevölkerung und den politischen Verhältnissen und endlich nach den Aussichten, die es für die Ziele der Colonisation bietet, durchgenommen wird. Mit scharfer Kritik, großer Vorsicht und

Sorgfalt ist unter den vielfach untereinander abweichenden Angaben die Auswahl getroffen und auf Grund eingehendster Studien eine Karte Deutsch-Ostafrikas entworfen, wie sie in so großem Maßstabe bisher nicht vorhanden war. Reiche Literaturverzeichnisse und Inhaltsregister vervollständigen die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werks, das sicher als Kernpunkt der mit der fortschreitenden Erforschung des Landes nothwendig werdenden Erweiterungen, Ergänzungen und unausbleiblichen Berichtigungen sich bewähren wird. F. B.

Feuilleton.

Des Diakonus am Münster zu Ulm, Dr. Rudolf Pfeiderer, „Illustrirte Hausbibel" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut) hat mit der vor Weihnachten ausgegebenen siebzehnten Lieferung die drei ersten Bücher Mosis abgeschlossen. Die seit unserer letzten Besprechung (Nr. 27 d. Bl. f. 1889) eingegangenen sechs Hefte rechtfertigen fortdauernd die diesem Bibelwerke allgemein zutheil gewordene Anerkennung. Die sinnige und geschmackvolle Auswahl wie die reichhaltige Beigabe des Bilderschmucks und ihre vorzügliche künstlerische Ausführung erhalten die Freude an ihm bei seinem Fortgange immer rege. Das 1. Buch Mosis hat 58 Text- und 13 Vollbilder, das 2. Buch 28 Text- und 8 Vollbilder, das 3. Buch 8 Textbilder. In letzterm weisen sie bis auf die anmuthige Darstellung der Zurüstung zum Laubhüttenfeste, die französischen Meistern aus der Sainte Bible de Saci's (Paris 1789) entlehnt ist, die Wiedergabe kräftiger altdeutscher Holzschnitte auf, unter welchen namentlich auf das energische Titelbild zum Leviticus, Mosis und Aaron's Brustbilder, hingedeutet sei. Die Vollbilder dieser Hefte 12—17 bieten in verschiedener Technik Petri Fischzug von Rafael, Overbeck's Mannalesen, die Gesetzgebung von Gerhard Hoet, die eherne Schlange von Pfannschmidt, Gideon's Kriegerwahl aus dem Theatrum biblicum Piscator's (1650) und eine Ansicht des Horeb und der Wüste Sin nebst einer Wegkarte des Zuges der Israeliten. Auch die Behandlung des Textes zeugt von sorgsamer Durchsicht und nüchternem Vorgehen bei den angebrachten Erläuterungen und Verbesserungen. Die Verlagshandlung kann jetzt bereits feststellen, daß das gediegene und schöne Werk in 100 Lieferungen (zu 50 Pf.) vollendet sein werde.

— Zahlreiche Kundgebungen der Liebe und Verehrung, welche die Feier des siebzigsten Geburtstags Theodor Fontane's am 29. December 1889 hervorrief, haben gezeigt, welche Anerkennung sein literarisches Schaffen gefunden hat. Das Deutsche Verlagshaus (Emil Dominik) zu Berlin veröffentlicht jetzt eine Gesammtausgabe seiner Werke, welche in etwa 45 Lieferungen zu 50 Pf. — alle 14 Tage eine Lieferung — erscheint. Diese enthält an Romanen und Erzählungen: „Adultera", „Graf Petöfi", „Vor dem Sturm", „Schach von Wuthenow", „Cecile", „Kriegsgefangen", „Unterm Birnbaum", „Grete Minde", „Ellernklipp" u. s. w. Die erste Lieferung erscheint am 1. Februar.

— In Heuser's Verlag zu Neuwied erschien zu Ende des Jahres 1888 von Dr. Max Schmitz in Crefeld eine Lebensbeschreibung und literarische Würdigung Carmen Sylva's, der wir (Nr. 49 d. Bl. f. 1888) ein gutes Wort auf den Weg mitgeben konnten und die denn auch solchen Erfolg erzielt hat, daß Verleger und Verfasser sich entschlossen haben, jenes Schriftchen als erstes Bändchen einer Reihe „Fürstlicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen" zu bezeichnen, die von M. Schmitz und K. Schrattenthal fortgesetzt werden soll. Als zweites Bändchen ist gegenwärtig erschienen: „Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Literarische Skizze von M. Schmitz. Mit einem Porträt des Herzogs in Lichtdruck" (1890; Preis 1 M.). Erscheint uns der bezeichnete Plan aus naheliegenden Gründen sehr bedenklich, so werden diese Befürchtungen durch das vorliegende Bändchen nur verstärkt. Der Verfasser gibt in ihm wesentlich eine Besprechung der zwei ersten Bände der Lebenserinnerungen des Herzogs, auf die er, ohne irgendwie über seinem Stoffe zu stehen, unter Anlehnung an K. Heigel's Recension derselben in der „Deutschen Literaturzeitung", einen Panegyrikus aufbaut, welcher mit einer kritischen Würdigung wenig gemein hat. Es ist nur zu wünschen, daß im weitern Fortgange das Unternehmen dieser dräuenden Gefahr nicht völlig verfalle.

(Berichtigung.) In Nr. 47 d. Bl. f. 1889 hat Herr Karl Bleibtreu die Behauptung aufgestellt, daß ich ihm brieflich seine „kritische Begabung ohnegleichen bescheinigt" hätte. Mir ist von einem solchen wunderlichen Vorfalle nichts bekannt.

Emil Manerhof.

Bibliographie.

Andrejanoff, V. v., Neue Weisen. Lieder und Naturgedichte. Riga. 12. 1 M. 50 Pf.

Arndt, E. M., Gedichte. Auswahl. Berlin, Weidmann. 1889. 8. 4 M.

Arnefeldt, F., Die Erben. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 1889. 12. 1 M.

Aschrott, P. F., Die amerikanischen Trusts als Weiterbildung der Unternehmer-Verbände. Tübingen, Laupp. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Aus der Kneip-Zeitung. Heitere und ernste Gedichte von J. A. München, Lindauer. 1889. 8. 1 M.

Bauernfeind, C. M. v., Benjamin Thompson Graf von Rumford. Festvortrag. München, Franz. 1889. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Benvenuta, Ueber die Alpen in das Land Italia. Reisebilder. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Bismarck's politische Briefe aus den Jahren 1849—1889. 2te Sammlung. Berlin, Steinitz. 1889. Gr. 8. 5 M.

Cassel, P., Der Wiener Congreß. Drama. Guben, Sallis. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Duncker, D., Dies und Das. Liebes- und andere Geschichten. Berlin, A. Duncker. 8. 1 M. 60 Pf.

Exner, A. H., China. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Mit einem Porträt in Stahlstich, 6 Farbendruck-Bildern, 17 autotypischen Illustrationen, einem Plane von Peking etc. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1889. Lex.-8. 20 M.

Fries-Schwenzen, H., Durch die Brandung an's Land. Roman. Berlin, Fontane. 8. 3 M.

Geyer, K., Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten im Kriege gegen Frankreich und im Lazaret zu Paris 1870/71. München, Beck. 8. 2 M. 25 Pf.

Hannover, E., Antoine Watteau. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Hannover. Berlin, Oppenheim. 1889. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Heeß, J., Das Kindlein von Bethlehem. Dramatisches Weihnachtsspiel. Mit Musik-Beilage von M. Klassert. Mainz, Kirchheim. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. 2 Bde. Danzig, Hinstorff. Gr. 8. 9 M.

Klein, H., Zauberkünste. Novellen. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Settegast, H., Der Darwinismus in seinem Verhältniß zur Naturforschung, Religion und Freimaurerei. Berlin, Pareh. 1889. Gr. 8. 1 M.

Steen, A., Fast im Hafen. Dem Englischen nacherzählt. Bremen, Heinsius' Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Sperl, A., D. Georg Christian August Bomhard. Ein Lebensbild aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in Bayern. München, Beck. 8. 2 M.

Steiner, L., Lustspiele in Zürcher Mundart. 4tes Hft. E praktisches Landchind. Lustspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Sylva, Carmen, Vom Amboß. Bonn, Strauß. 12. 3 M.

Thudichum, F., Femgericht und Inquisition. Gießen, Ricker. 1889. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Vaterlandslieder. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des 19. Jahrhunderts. (Herausgegeben von E. Heyck.) Leipzig, Grunow. 1889. 8. 7 M.

Zimmermann, A., Zum Geburtstage Kaiser Friedrichs. Posen, Türk. 1889. Gr. 8. 40 Pf.

Zola, E., Der Wunsch eines Verstorbenen. (Le voeu d'une morte.) Roman. Uebersetzt von L. Wechsler. Budapest, Grimm. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley's Briefe

über

Emin Pascha's Befreiung.

Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht.

Herausgegeben von

J. Scott Keltie,

Bibliothekar der Geographischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **H. von Wobeser.**

Mit einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Erste bis neunte Auflage.

Diese in Deutschland bisher nur zum geringsten Theile und sehr lückenhaft bekannt gewordenen Briefe und Berichte Stanley's geben zum ersten male ein übersichtliches Bild des Verlaufes der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's. Welches Aufsehen die Schrift erregt, geht daraus hervor, daß davon bereits neun Auflagen gedruckt werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Bix Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist die größte und beste über diesen Theil Afrikas erschienene.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten. Diese eingehende Schilderung Sansibars empfiehlt sich daher allseitiger Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

BROCKHAUS'

Kleines

Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 30. Januar 1890.

Inhalt: Ueber die römische Kirche. Von Otto Speyer. — Romane und Novellen. Von Johannes Emmer. — Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Schwarzwaldbilder. Von Benno Rüttenauer und Friedrich Bienemann. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ueber die römische Kirche.

Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Von Th. Trede. Erster Theil. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 5 M.

Das vorliegende Buch hat einen doppelten Zweck. Indem es uns eine lange Reihe von Bildern aus dem sittlichen und religiösen Leben des neapolitanischen Volks vorführt, will es zugleich dadurch den Nachweis liefern, daß das Christenthum dieses Volks, d. h. das der römisch-katholischen Kirche, thatsächlich nichts sei als das alte römisch-hellenische Heidenthum unter neuen Namen und Bezeichnungen.

Gründliche Kenntniß der allgemeinen wie insbesondere der Kirchengeschichte und eine genaue, offenbar auf vieljährigen Beobachtungen beruhende Bekanntschaft mit Land und Leuten befähigen den Verfasser in ausgezeichneter Weise zur gründlichen Behandlung seines Themas. Der vorliegende erste Band bietet uns in siebzehn Kapiteln eine reiche Fülle lebhaft und treu gezeichneter Bilder aus dem Volksleben Süditaliens, bei denen wir nur beklagen möchten, daß sie allzu sehr auf die oben bezeichnete Absicht, den heidnischen Charakter des römischen Kirchenthums nachzuweisen, zugeschnitten sind, obgleich einige derselben, wie der Abschnitt über die neapolitanische Camorra (Kap. 5) doch mit der Kirche und ihrem Cultus nur in sehr losem Zusammenhange stehen.

Die Kirche, deren Institutionen und Cultus der Verfasser kennzeichnet, ist nicht die um ihre Existenz ringende der ersten Jahrhunderte unserer Aera, sondern die seit Kaiser Konstantin zur Herrschaft gekommene. Nach Trede hat die christliche Kirche mit ihren Bischöfen den von ihnen dem Namen nach zerstörten heidnischen Cultus unter christlichen Bezeichnungen wieder aufgerichtet. Von einer innern Umwandlung finde sich keine Spur; die Kirche habe sich hier wie dort mit der Religion identificirt; die letztere sei hier wie dort im Cultus aufgegangen; das eigentliche Wesen derselben, das eigene innere Erleben, die persönliche Aneignung des in Christo erschienenen Heils sei dadurch beiseite gesetzt, als unnöthig erschienen, und der unbedingte Gehorsam gegen die Kirche und ihre Vertreter in geistlichen Dingen zur einzigen unerläßlichen Bedingung des Heils gemacht worden.

In der Verehrung der Reliquien, in den Weihrauchwolken und dem Kerzenglanze, in dem noch von Justinus Martyr für eine Teufelserfindung erklärten Weihwasser, in den Weihgeschenken, in dem Meßopfer, in dem Bilderdienste, in den Processionen, in den Kirchenfesten endlich, die an die alten Orgien erinnern sollen, erblickt der Verfasser überall nur altheidnische Sitten, Gebräuche und Cultusformen mit veränderter Bezeichnung und belegt seine Ansicht mit zahlreichen Citaten aus griechischen und römischen Schriftstellern. Vor allem sei mit dem erst im 4. Jahrhundert auftretenden Meßopfer, das an die Stelle des von den ersten christlichen Kaisern bekämpften Opferdienstes trat, der antike Cultusmittelpunkt aus den alten Tempeln in die neuen Kirchen eingezogen, mit ihm der Stand opfernder Priester, auf welche die Functionen, die Würde, der Reichthum der heidnischen übergegangen seien:

> Der nach der Weise des heidnischen Isiscultus mit der Tonsur versehene christliche Priester, neben ihm, wie auf einem pompejanischen Wandbilde sichtbar, der Opferdiener — der christliche Priester das Meßopfer darbringend für Lebende und Todte, das war die vollendete Niederlage der Sieg träumenden Kirche. (S. 17 fg.)

Wir greifen aus dem reichen und mannichfaltigen Inhalte des Buchs einige besonders interessante und charakteristische Abschnitte heraus.

In dem Kapitel „L'eterno padre" („Der ewige Vater") erzählt uns Trede von einem alten, aus Giotto's Schule stammenden wunderthätigen Bilde der heiligen Dreifaltig-

keit in Santa-Chiara zu Neapel. Dem Volke gilt dieser eterno padre so viel und so wenig wie ein anderer Heiliger; um das Mysterium der Dreieinigkeit bekümmert es sich nicht; es betet eben das Bild an, das ihm aber, weil es weniger Wunder thut, auch weniger verehrungswürdig erscheint als das vieler andern Heiligen und zumal unzählige Madonnenbilder. Indem der Verfasser den Tempel von Olympia neben die Kirche Santa-Chiara, die Bildsäule des Zeus neben das Gemälde der heiligen Trinität stellt, tritt ihm das hellenisch-olympische Religionsleben in reinerer und würdigerer Gestalt entgegen als das römisch-katholische, ja er will sogar in der Verehrung Jupiter's einen entschiedenern und kraftvollern monotheistischen Zug erblicken, während die heutigen Christen Süditaliens dem ausgeprägtesten Polytheismus huldigten (S. 31). Johannes der Täufer verdrängte den Antinous, Sanct-Gregor trat an Jupiter's, Sanct-Martin an Apollo's Stelle. Und immer schlimmer wurde es mit diesem christlichen Heidenthume im Laufe der Jahrhunderte. Im fünften Säculum der christlichen Aera kennt der heilige Paulinus von Nola in seinen Liedern zu Ehren des heiligen Felix, seines Schutzpatrons, noch keinen Bilderdienst, keinen Madonnencultus, kein Meßopfer, obwol die kirchliche Sage schon den heiligen Petrus bei seiner fabelhaften Reise im Jahre 42 in Neapel die Messe lesen läßt, ihn dabei gleich dem alten Diomedes zum Städtegründer machend, dem Sorrent, Resina und Capua ihr Dasein verdanken. Der Verfasser hebt hier zugleich den charakteristischen Zug hervor, daß Sanct-Peter selbst sowol wie seine Nachfolger auf dem römischen Stuhle bei dem neapolitanischen Volke keineswegs in besonders hohem Ansehen stehen. Da ist ihnen der heilige Januarius, ihr Schutzpatron, der gewissermaßen an die Stelle des im Mittelalter als Zauberer verehrten Dichters Virgil getreten ist, ein ganz anderer Mann, wenn auch sein berühmtes Blutwunder selbst in Neapel keineswegs einzig dasteht. Nicht nur das Blut anderer Märtyrer, auch die Milch der heiligen Jungfrau wird hie und da, wie in San-Luigi, zu rechter Zeit wieder flüssig.

Zu den Heiligenfesten werden wandernde geistliche Lobredner — zuweilen ein ganzes Dutzend — bestellt, welche den Ruhm des Gefeierten verkünden müssen und dabei, wenn sie in der „palestra apostolica" wohl erfahren sind, ein gutes Stück Geld verdienen. Natürlich sind dieselben bestrebt, sich im Preise der Heiligen als Heroen und Wunderthäter gegenseitig zu überbieten. „Denn Wunder", hörte der Verfasser einen dieser Panegyriker sagen, „hat die Kirche nöthig, um die Göttlichkeit ihrer Religion zu erweisen." Die Wunderthaten sind oft eigenthümlicher Art und erinnern zuweilen in unangenehmer Weise an Taschenspielerkunststücke, wie wenn der „heilige Zauberer" (Kap. 7), der Bettelmönch Fra Egidio (gest. 1812, von Leo XIII. kanonisirt), todte Aale wieder lebendig, zerbrochene Eier wieder ganz macht und endlich sogar eine bereits zerlegte Kuh wieder in eine vollständige und lebendige verwandelt.

In dem Kapitel „Orakel" zeigt uns Trede zuerst die christliche Kirche in dem schweren Kampfe gegen den im 2. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nehmenden Götterglauben:

> Die Kirche hatte es zu Zeiten Kaiser Konstantin's nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, mit einem geistesschwachen, sondern einem neugestärkten Heidenthum, mit einer Geistesmacht, mit einer Gewohnheitsmacht, mit einer durch den Neuplatonismus gestärkten Wissenschaftsmacht zu thun. Deshalb der lange Kampf und die schließliche Niederlage der vom Heidenthume erdrückten Kirche.

Unserer Ansicht nach schlägt der Verfasser diese neue Erhebung des Götterglaubens viel zu hoch an. Die theosophischen Theorien und Systeme des alexandrinischen Neuplatonismus drangen nicht ins Volk. Aber es bedarf einer solchen Annahme auch nicht, um die Heftigkeit und Dauer des Kampfes zu erklären: bei dem Volke genügen die Macht der Gewohnheit und die Pietät gegen die alten Götter und ihre Heiligthümer, bei den Gebildeten und Gelehrten der Widerwille, ja die Verachtung gegen die Lehre von dem gekreuzigten Juden als Gott und Heiland vollständig zur Erklärung. „Das Evangelium", sagt Paulus, „ist den Heiden eine Thorheit." Daß aber die Kirche aus diesem schweren Kampfe nicht ohne entstellende Narben hervorging und daß sie, ähnlich wie die siegreichen Germanen von den unterworfenen Romanen, vieles von dem besiegten Heidenthume annahm, ist gewiß genug. Dazu gehörten auch die Orakel. Führen die Kirchenväter doch selbst die Prophezeiungen der Sibyllen an; die Märtyrergräber wurden zu Orakelstätten, die Bibel diente bis in die neueste Zeit (freilich nicht blos in katholischen Landen) als Orakel; das Blut des heiligen Januarius, je nachdem es leichter oder schwerer flüssig wird, heller oder dunkler erscheint, verkündet dem Volke Neapels noch heutzutage gute oder schwere Zeiten.

Die römische Kirche enthält dem Volke die Bibel vor; dafür aber läßt sie ihm großmüthig die „Smorfia", d. h. das Buch, in dem alle möglichen Erlebnisse, vor allem Traumgesichte in Beziehung zum Lottospiele gebracht und auf bestimmte Nummern desselben gedeutet sind. Das elfte Kapitel unserer Schrift entwirft in lebhaften Zügen ein düsteres Gemälde der tollen Spielwuth und des damit verknüpften sinnlosen Aberglaubens des neapolitanischen Volks. Durch das Lotto ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, ist des gemeinen Italieners Taggedanke und sein Traum. Deshalb verwandelt sich jeder Vorgang, groß oder klein, in seinem Kopfe sogleich in die betreffende Zahl, die er nach der „Smorfia" bedeutet. Ein Beispiel: Am 14. Juni 1889 war König Humbert in Neapel und besichtigte die Verbesserungsbauten, die man seit der Choleraepidemie von 1884 in den elendesten Stadttheilen auszuführen begonnen hat. Das Volk drängte massenhaft hinzu, den Monarchen zu sehen. Da fiel von einem der neuen Häuser ein Stück Gesims herunter und tödtete unglücklicherweise einen Priester. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Ereigniß in der ganzen Stadt. Ueberall

bildeten sich größere und kleinere Gruppen, welche den Orakelwerth desselben untersuchten. An demselben Tage ward allseitig gespielt auf König, Volk, Priester, Blut, Unglück, d. h. die Nummern, welche nach der „Smorfia" diesen Wörtern entsprechen.

Im letzten Kapitel: „Eine Apotheose", eifert der Verfasser gegen die „Monumentomanie" der Italiener, wie sich dieselbe unter anderm in dem Giordano Bruno zu Rom vor kurzem gesetzten Denkmal erweise. Was würde man dazu sagen, meint Trede, wenn man Agrippa von Nettesheim oder Jakob Böhme jetzt in Berlin ein Denkmal setzen wollte? Er übersieht dabei, daß wenn auch der görlitzer Schuster (keineswegs der Humanist und Satiriker Cornelius Agrippa) dem Philosophen von Nola an Tiefsinn und Begeisterung für die Wahrheit ebenbürtig war, doch nicht nur beiden die Märtyrerkrone fehlt, sondern vor allem, daß es nur natürlich und folgerichtig erscheint, wenn die moderne Hauptstadt des nationalen Königreichs dem von dem päpstlichen Rom hingeschlachteten Blutzeugen der Lehr- und Gewissensfreiheit ein Denkmal setzte, um dadurch gleichsam die neue Aera, welche für die alte Welthauptstadt heraufgezogen ist, auch äußerlich zu versinnbilden. Daß sich die Feier gleich der hier und anderswo in Italien zu Ehren Garibaldi's veranstalteten zu einer Art Apotheose gestaltete, lag nicht nur an der Neigung des italienischen Naturells zu derartigen Ueberschwenglichkeiten, sondern auch an der Kirche selbst, welche durch die thatsächliche Erhebung der Heiligen zu Halbgöttern die altheidnische Neigung des Volks zur Vergötterung seiner Heroen sorgfältig gepflegt hat.

Am Schlusse faßt der Verfasser noch einmal das Ergebniß seiner Beobachtungen und Untersuchungen in die Worte zusammen: „Die Kirche hat das hellenisch-römische Heidenthum nicht besiegt, sondern umgekehrt: das Heidenbesiegte die Kirche" (S. 315).

Wenn deutsche Gelehrte der römischen Kirche zum Vorwurfe machen, daß in ihr manches nach Heidenthum schmecke; wenn auch viele katholische Christen zugeben, daß sich in ihrer Kirche gewisse Auswüchse zeigen, die aber nicht zu ihrem Wesen gehörten, so lautet Trede's Urtheil, daß, was man als Auswüchse bezeichne, das Gewächs selbst, die Substanz der römischen Kirche sei, welche deshalb nach Heidenthum schmecke, weil sie selbst Heidenthum sei.

In der That hat der Verfasser durch unleugbare Thatsachen überzeugend nachgewiesen, daß die römische Kirche in ihrem Cultus, vor allem in dem Heiligendienste und der Anbetung wunderthätiger Bilder und Reliquien sehr vieles, wenn nicht das meiste aus dem griechisch-römischen Heidenthume aufgenommen hat. Aber er geht zu weit, wenn er behauptet, daß sich die römisch-katholische Religion mit dem kirchlichen paganisirenden Cultus vollkommen decke. Es ist hier nicht der Ort, den Nachweis zu führen, daß unter diesen heidnischen Formen des Gottesdienstes die echt christliche Grundlage, auf der ursprünglich auch die römische Kirche aufgebaut ist, keineswegs ganz verschwunden, daß es eben diese Grundlage ist, welche noch heute das beseligende Element für ihre frömmsten und besten Bekenner bildet, und daß sie ohne dieselbe trotz ihrer wohlberechneten und festgefügten hierarchischen Organisation längst zu den Todten geworfen sein würde.

Otto Speyer.

Romane und Novellen.

1. Buch der Unschuld. Neue Novellen von Oskar Welten. Zweite Auflage. Berlin, Isleib. 1889. 8. 3 M.

Das Buch enthält vier Novellen und ein Vorwort, betitelt: „Die Unschuld der höhern Töchter und die schöne Literatur", in welchem der Verfasser eine wunde Stelle unserer gesellschaftlichen Zustände berührt. Leider muß es gesagt werden, daß er in seinen Ausführungen nur zu sehr recht hat; doch möchten wir davor warnen, allzu weitgehende Schlußfolgerungen aus den vom Verfasser berührten Verhältnissen zu ziehen, wie es einzelne aus der neuesten Schule zu thun pflegen. Auch wir wünschen der schönen Literatur „volle Freiheit der Entwickelung", aber diese Freiheit soll stets beschränkt sein durch die Gesetze der Schönheit. Der Verfasser wird uns gewiß auch zugeben, daß neben der „verprüdeten" Literatur es auch eine nicht blos „freie", sondern wirklich „unsittliche" Literatur gibt, in welcher die Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse in einer Weise erfolgt, daß man nur zu deutlich erkennt, daß nicht die unbefangene Wahrheitsliebe eines echt sittlichen Gemüths aus innerer Nothwendigkeit das „freie" Wort spricht, sondern das Gemeine Selbstzweck ist. Man muß übrigens gestehen, daß der Verfasser von dem beanspruchten Rechte, auf die Prüderie keine Rücksicht nehmen zu müssen, einen Gebrauch macht, der bei jedem Denkenden keinen Anstoß erregen wird. Wer nach dem Lesen des Vorwortes vielleicht eine sogenannte „pikante Lektüre" erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Die erste Novelle „Die Stubengenossen" behandelt mit derbem Humor die „Jugendeselei" eines Studenten, der in einer Theaterdame sein Ideal gefunden haben will. Die einfache Geschichte ist gut erzählt und die beiden Gestalten, der verliebte Idealist und der gutmüthige Realist, sind köstlich geschildert. In den beiden andern Novellen „Der Versucher" und die „Apfelsinen-Probe" spitzen die Vorgänge sich allerdings zu sogenannten „verfänglichen Situationen" zu, die jedoch einen hervorragend „moralischen" Zweck haben; sie bringen die Heldinnen zum Bewußtsein der wahrhaft sittlichen Unschuld, indem sie ihnen die unbe-

wußte rauben, d. h. insofern dieselben zur Erkenntniß gebracht werden, welche Gefahren seitens der Sinnlichkeit drohen. Die letzte Novelle endlich: „Sonnenaufgang", als Waldidyll bezeichnet, behandelt das Erwachen der Liebe bei einem eigenartig veranlagten Mädchen, das recht anmuthig und zutreffend geschildert wird. Es ist „Stimmung" in dem Ganzen und die frische Darstellungsweise fesselt den Leser.

2. Die weiße Frau. Von Fritz Lienhard. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.

Der Titel dieses Buchs ist hergeholt aus einer Sage von einer Jungfrau, welche „unirdische Liebe und Lauterkeit" suchte und nicht fand, worüber sie starb. „Wer aller irdischen Sehnsucht und aller Weltliebe bar ist, wer zu lieben vermag mit einem reinen Himmelsfeuer", der kann diese weiße Frau erlösen. Das Buch selbst behandelt in Form von Tagebuchaufzeichnungen und in Bruchstücken von Briefen das Seelenleben eines jungen Mannes, der in der Großstadt den Verlockungen der Sinnlichkeit erliegt und dabei nach idealer Vollkommenheit sich sehnt. Von einer Handlung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist nicht die Rede; es handelte sich dem Verfasser nur darum, seine Anschauungen über Zustände und Verhältnisse der Welt in Form von Aphorismen niederzulegen. Man darf daher das Buch auch nicht vom Standpunkte der Unterhaltungsliteratur aus betrachten, es ist ein lehrhaftes Werk, das zum Nachdenken anregen soll. Manches darin ist nun wirklich beherzigenswerth und zutreffend, dagegen findet man auch wol Stellen, die etwas kraus und unverständlich sind, wo in dem Schwalle großer pathetischer Worte ein kleiner Gedanke sich fast spurlos verliert. Nach unserer Ansicht hätte der Grundgedanke des Buchs in einer mehr künstlerischen Form sicher zur deutlichern Anschauung gebracht werden können, als es hier geschieht.

3. Mysteriöse Geschichten. Criminalistisches und anderes von Friedrich Thieme. Erfurt, Körner. 1889. 8. 1 M.

Die ersten zwei Geschichten haben ganz dasselbe Leitmotiv und zwar ein im vollsten Sinne des Wortes neuzeitliches: nämlich die geheimnißvollen Erscheinungen der hypnotischen Suggestion. In beiden Geschichten sind es Anarchisten, welche auf dem Wege der Suggestion — und zwar aus der Ferne — ihre Feinde zum Selbstmorde, bezw. Morde treiben. In der zweiten wird überdies noch frei nach Jules Verne dessen „Nautilus" zur Erhöhung des phantastischen Eindrucks nachgeahmt. Wenn beabsichtigt war, auf die Nerven der Leser zu wirken und schwachnervigen das „Gruseln" zu lehren, so wird dieser Zweck sicher erreicht. Die dritte Geschichte: „Else Wallfeld's Abenteuer", ist eine gute Humoreske, die lesenswerth ist; die letzte: „Von den Todten erstanden", behandelt den Fall, daß ein Mann, um seiner Familie, die er durch Leichtsinn an den Bettelstab gebracht hat, wieder ein Vermögen zuzuwenden, seinen Tod durch einen Unglücksfall glaubhaft zu machen weiß, worauf die Versicherungsgesellschaft zur Auszahlung der Versicherungssumme veranlaßt wird. Auch diese Geschichte ist gut erzählt und wenn der Leser sich nicht an einigen, in Sensationsromanen beliebten und daher etwas abgebrauchten Motiven stößt, wird er ganz zufrieden sein können. Einen wirklichen literarischen Werth dürfte höchstens die Humoreske beanspruchen.

4. Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 4 M.

Das Buch enthält zwei Geschichten — eigentlich Lebensbilder —: die eine „Comtesse Muschi" stellt uns ein „Sportsfräulein" vor, bar jeder wahrhaften Sittlichkeit, ohne Geist, Herz und Gemüth; die andere, „Comtesse Paula", das Gegenstück, ein Mädchen, das trotz seiner Umgebung sich doch wenigstens natürliches Empfinden bewahrt hat. Wenn es die Absicht der Verfasserin war, eine „blutige Satire" auf die „hohe Aristokratie" zu schreiben, so ist dies trefflich gelungen. Insbesondere in der ersten Skizze wird die ganze innere Hohlheit und Fäulniß jener Welt, in welcher man nur von Hunden, Pferden und Maitressen spricht, in einer Weise bloßgestellt, daß man glauben möchte, der Haß eines Socialdemokraten habe bei diesem Gemälde den Pinsel geführt. In der zweiten Geschichte sind die Farben etwas abgetönt, dafür aber erstreckt sich die Schilderung auf mehr dunkle Seiten dieser Art Gesellschaft und wird auch das innere Elend, das trotz äußern Glanzes in derselben herrscht, scharf beleuchtet. Man kann nicht sagen, daß diese Lebensbilder unwahr oder übertrieben sind, der peinliche Eindruck, den vielleicht der Leser empfängt, rührt vielmehr eben davon her, daß sie naturwahr sind. Die Darstellung ist vortrefflich; man könnte Ton und Redeweise der geschilderten Kreise wahrlich nicht besser wiedergeben, und der humoristische Zug, der allenthalben zum Durchbruch gelangt, mildert einigermaßen das Aetzende der Satire. Die Geschichten sind in hohem Grade werth, daß sie gelesen werden; dort freilich, wo sie als Spiegelbilder eine sittliche Wirkung ausüben könnten, wird man höchstens sich an der Porträtähnlichkeit ergötzen.

5. In geistiger Irre. Roman von Heinrich Köhler. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 6 M.

Der Roman behandelt den Vorwurf des „emancipirten Weibes". Ein junges Mädchen, ausgerüstet mit der gewöhnlichen Bildung einer Gouvernante, infolge ihrer Verhältnisse etwas verbittert, dabei im Glauben starkgeistig zu sein, versucht durch eigene Kraft sich zu erhalten, was schließlich noch anginge, aber auch ihre eigenen Wege zu gehen. Natürlich kommt sie bald in Widerstreit mit den in ihren Augen philisterhaften Verhältnissen, und die Erfahrungen bei den Versuchen, ihre phantastischen Ideen von Freiheit und Gleichberechtigung des Weibes zu verwirklichen, belehren sie bald über die Wahrheit des Satzes, „daß Theorie grau ist". Zum Glück für sie stellt sich ein amerikanischer Vetter ein, der Geld und Humor besitzt — ebenso auch die von dem wohlbekannten amerikanischen

Onkel ererbte Eigenschaft, alle Europäer glücklich zu machen —, und dieser tritt nun in allen kritischen Lagen als Helfer auf, wofür ihm natürlich zum Schlusse der Dank wird, daß die Bekehrte ihm die Hand reicht. Nebenher werden noch zwei andere Paare „glücklich" gemacht, die den Vorzug haben, daß sie durchaus lustig veranlagt sind, wie überhaupt in dem Romane die humoristischen Gestalten vorwiegen, was sicher kein Nachtheil ist. Einige kleine Uebertreibungen verzeiht man deshalb gern; ebenso auch, daß nicht alles neu ist, was Scenen und Schilderung der Gestalten betrifft. Der Grundzug von hausbackener Gemüthlichkeit, der im Ganzen waltet, bringt den Leser in eine behagliche Stimmung, die nicht gestört wird durch Ansprüche an seine Denkthätigkeit. Wenn die große „Frauenfrage", die in unserm socialen Leben sicher eine Rolle spielt, nur immer auf dem Wege, wie in diesem Romane, gelöst werden könnte', das wäre wirklich hübsch.

6. Carmagnuola. Historischer Roman aus der letzten Zeit der Visconti von Hermann von Montaton. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1889. 8. 3 M.

Das Leben des berühmten Condottieri Carmagnuola bildet den Stoff dieses historischen Romans, der jedoch den Ansprüchen, die man neuerer Zeit an einen solchen stellt, nicht ganz entspricht. Es ist noch die Behandlung der alten Schule, die es bei einem „historischen Roman" für genügend hielt, wenn historische „Namen" darin vorkamen. Heutzutage verlangt man mehr; die handelnden Personen sollen im Geiste ihrer Zeit denken und handeln, und auf die historisch getreue Wiedergabe des Zeitgeistes legt man das Hauptgewicht. Man fühlt es als unwahr und unnatürlich, wenn Männer des 15. Jahrhunderts sich so darstellen, als wären sie unsere Zeitgenossen, und über einen solchen Mangel helfen alle geschichtlichen Notizen, die eingestreut werden, nicht hinweg. Der vorliegende Roman ist überdies noch etwas breit und trocken geschrieben und entbehrt des gerade bei dem gewählten Stoffe so naheliegenden dramatischen Zugs. Es geschieht zwar allerlei „Tragisches", aber eine echt tragische Wirkung wird nicht erzielt. Weder der Held noch die andern Personen sind so dargestellt, daß sie auf die Dauer fesseln könnten; sie bleiben dem Leser ziemlich gleichgültig.

Johannes Emmer.

Neue Dramen.

1. Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in fünf Acten von Arnold Ott. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 1 M.

Die arme Agnes Bernauer ist bereits mehrfach für das Drama benutzt worden, schon 1780 von Graf Törring und neuerdings von Friedrich Hebbel und Melchior Meyr. Auch Otto Ludwig hat ein dramatisches Fragment, „Der Engel von Augsburg", hinterlassen, das sie als Heldin aufweist, und zwar in einer Art, die sehr bedauern läßt, daß dem Dichter nicht mehr vergönnt war, das Stück zu vollenden. In ihm hat die schöne Baderstochter eine höchst eigenthümliche Auffassung gefunden, eine Auffassung, welche mit einer seltenen psychologischen Feinheit in deren Charakter etwas von einer tragischen Schuld dadurch legt, daß sie von Hause aus als von einer eiteln und etwas übermüthigen Gemüthsart dargestellt wird, welche sie veranlaßt, sich zu einem frevelhaften Gaukelspiele herzugeben. Das Fragment Otto Ludwig's beginnt in der unheimlichen Stube von Kaspar Bernauer's Schwester, die sich die kluge Frau aus Ungarn nennt und allerlei Zauberkunst treibt. Sie hat einen Wunderspiegel aufgestellt, in dem sie jungen Mädchen und Männern ihre zukünftigen Geliebten zeigt. Der ehrsame Bader will von dieser Schwester nichts wissen, aber die lustige Agnes besucht sie zuweilen in der Dämmerstunde, um mit ihr zu plaudern und sich von ihr den Kopf verdrehen zu lassen. Im ersten Auftritte des Stücks verräth die abenteuerliche Tante der etwas putzsüchtigen und an irdischem Glanze hängenden Nichte den Hokuspokus, den sie mit ihrem Spiegel treibt. Die Wand dahinter ist hohl, was ihr ermöglicht, unter einem seidenen Flor und feinem Rauchgewölk nach Belieben Bilder oder wirkliche Menschen erscheinen zu lassen. Da sich Herzog Albrecht, vorübergehend in Augsburg weilend, von einer nach seiner Zuneigung lüsternen Frau hat bewegen lassen, die vermeintliche Zigeunerin aufzusuchen, so beredet die letztere Agnes, sich in den Spiegel zu stellen und sich so dem Herzog als künftige, ihm vom Schicksal bestimmte Braut zu zeigen, ein Ansinnen, das sie zuerst zwar erschrocken ablehnt, dem sie aber endlich, von glühender Weltlust bewegt, doch Folge zu leisten sich entschließt.

Dieser Entschluß und seine Ausführung werden zum Verhängnisse von Agnes Bernauer in dem Drama Otto Ludwig's, das in Haltung und Ton etwas von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" hat. In dem „deutschen Trauerspiel" von Friedrich Hebbel wird die tragische Wendung in dem Geschicke der Heldin in die Weigerung gelegt, der Ehe mit dem Herzog zu entsagen. Arnold Ott in seinem „historischen Volksschauspiel" dagegen hat keinerlei Schuldmotiv erbracht. Seine Agnes Bernauer ist die durchweg rührende, sich liederreich ausgebende Liebhaberin der deutschen Tragödie. Herzog Albrecht sieht sie bei einem Ritte durch die volksbewegten Gassen Augsburgs, sie sieht ihn und beide lieben sich gleich. Es ist Fasching und Bader Bernauer hat, in Voraussicht gebrochener Arme und Beine, beim Schlafengehen seine Hausthür offen gelassen, durch die dann im Dunkel der Nacht, indessen draußen ein toller Fastnachtslärm sich ab-

spielt, Herzog Albrecht eintritt, um sofort um Agnes' Liebe zu werben und sie von dem aus der Ruhe aufgestöberten, erstaunten und verwunderten Aelternpaare zur Gattin zu begehren.

Dieser erste Aufzug ist sehr bewegt und belebt. Durch bogige Ladenfenster sieht und hört man den tollen Festlärm, der sich zeitweise breit in die Handlung einlegt, welche sehr realistisch, aber wenig geschmackvoll damit beginnt, daß Vater Bernauer einem halben Dutzend augsburger Bürger das Kinn seift und den Bart schert.

Der zweite, nur kurze Act ist blos eine Art Zwischenspiel. Er eröffnet sich in München im herzoglichen Schlosse, wo der Vater und Oheim von Albrecht, die Herzöge Ernst und Wilhelm von Baiern, die mislichen Zeitumstände besprechen und dabei von dem echten Theaterbösewicht und Ränkeschmied Warmund von Pienzenau die Nachricht von des Sohnes und Neffen Liebessache übermittelt erhalten, indem er zur Verschärfung von deren Mislichkeit zugleich meldet, daß Herzog Erich von Braunschweig bereit sei, seine Tochter Anna mit Herzog Albrecht zu vermählen. Der Zorn des heftigen Vaters wird durch die Milde des Oheims besänftigt und man beschließt, die Dinge eine Weile gehen zu lassen und dann thatkräftig einzuschreiten. Inzwischen verleben Agnes und Albrecht in Augsburg ihren glücklichen Brautstand unter zärtlichem Kosen in Feld und Wald. Die Aeltern der Agnes kommen nicht mehr zum Vorschein.

Im dritten Acte sind die Liebenden vermählt und leben auf Schloß Vohburg. Der Herzog Ernst, Albrecht's Vater, sieht ein, daß es nun Zeit zum Handeln geworden, ladet den Sohn zu einem Turnier in Regensburg und läßt ihn dort schimpflich vom Kampfplatze weisen, weil er sich von der „Metze aus Augsburg" nicht lossagen will.

Die vierte Abtheilung spielt zu Straubing, wohin sich Herzog Albrecht mit Agnes begeben hat, um einen feindlichen Einfall in das Land zu verhüten. Vom Vater erzürnt wegen der ihm angethanen Schmach, will er doch die Unterthanen nicht leiden lassen wegen des ausgebrochenen Zwiespalts. Während er sich hier aber dem Heile des Vaterlandes opfert, läßt sich Herzog Ernst, nachdem sein Bruder Wilhelm gestorben, von dem heimtückischen Rathe Pienzenau bewegen, die Abwesenheit Albrecht's zu benutzen, Agnes aufheben, als Hexe anklagen und zum Ertränken in der Donau verurtheilen zu lassen.

Im Schlußaufzuge sehen wir Agnes duldsam und ergeben in den Tod gehen, dann Albrecht kommen und wüthen. Nachdem er die Würger seiner Gattin getödtet und den nichtswürdigen Pienzenau der eigenen Hand aus Rene erlegen gefunden, versöhnt er sich mit dem Vater, weil dieser gelobt, die todte Agnes als rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen.

Dies ist die bündig angegebene Ausführung des schon mehrfach und auch wol glücklich behandelten Stoffs. Daß sie die frühern irgendwie überrage, können wir nicht sagen. Sie ist allerdings nicht ohne poetischen Reiz und für eine stimmungs- und wirkungsvolle Darstellung sehr geschickt mit Gesang, Musik, Glockenklang, prunkvollen Aufzügen und sonstiger scenischer Ausstattung versehen; auch erhebt sich die Sprache zuweilen zu schöner Wärme der Empfindung und rhetorischer Mächtigkeit; allein im eigentlichen dramatischen Aufbau und in der Ausprägung der Charaktere bleibt die Arbeit doch nur locker und obenhin gegeben. Sie ist nicht so süßlich wie die „Philippine Welser" von Oskar von Redwitz, sondern athmet einen gesunden, echt volksthümlichen Hauch, ohne indessen damit straffe Ausgestaltung der Handlung nach wahrhaft fest umrissenen Figuren zu schaffen. Empfindlich muß nach dem hier Gesagten der Mangel jeder tragischen Schuld und die Schwäche der eigentlichen Katharsis auffallen. Immerhin aber kann man einräumen, daß das Werk nicht ohne eine gewisse anmuthende Liebenswürdigkeit ist und poetische Begabung zu Tage legt.

Es ist für neuere Dramatiker immer mislich, Stoffe zu behandeln, die vor ihnen bereits frühere Dichter von Ruf und Bedeutung zu Dramen verwendet haben. Mag die Kritik an diesen ältern Werken noch so viel auszusetzen sich angelegen sein lassen, sie behaupten ihre Stellung in der Literatur schon wegen des Namens, den sie tragen, und erschweren den nachfolgenden selbst bei manchen Verdiensten in nicht geringem Grade ihre Geltung. Unter diesem Schicksal leidet auch das nächste Stück.

2. Um die deutsche Krone. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Acten von C. Nissel. Liegnitz, Gradenwitz. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Neben den „Ludwig der Baier" von Uhland gestellt, muß es ganz entschieden in Schatten treten, weil ihm der knappe, straffe Gang der Handlung, die einfache, kernhafte Sprache, die scharfe Charakterzeichnung der Gestalten und vor allen Dingen die schöne, versöhnende Wärme fehlen, welche das Schauspiel Uhland's auszeichnen. Nun weiß man freilich, daß dieses Schauspiel Uhland's, welches infolge einer Preisausschreibung der Hoftheater-Intendanz zu München für dramatische Stücke aus der bairischen Geschichte verfaßt wurde, seltsamerweise keinen Preis erhalten hat; aber ebenso gut weiß man, daß von der ganzen Literatur, welche jene Preisausschreibung hervorrief, heute nur noch Uhland's poetische Leistung am Leben ist, und wenn die deutsche Bühne, statt sich mit derselben zu ehren und zu schmücken, die pariser Ehebruchsdramen und die dänisch-norwegischen pathologischen Sensationsstücke gibt, so beweist sie damit nur stets aufs neue die vaterländische Gesinnungslosigkeit, der sie seit lange anheimgefallen. Nicht mit Unrecht könnte man von der deutschen Bühne sagen, daß sie ein Theater des Auslandes sei und dadurch ganz wesentlich verschulde, daß unser heimisches Drama zu keinem rechten Aufschwunge, zu keiner nationalen Entwickelung und künstlerischen Form

gelange. „Um die deutsche Krone“ von C. Nissel, nicht zu verwechseln mit Franz Nissel in Wien, wie wir wiederum erwähnen müssen, um Misverständnisse zu vermeiden, bekundet das ebenfalls. Der schlesische Verfasser hat bereits eine ganze Reihe von Dramen geschrieben und darin immerhin eine gewisse Begabung gezeigt, ohne daß dieselbe indeß durch Beachtung und Theilnahme zu einer Art Reife gebracht worden ist. Sein dramatisches Schaffen ist ein Schaffen, dem es an technischer Regelung gebricht, und welches deswegen bei aller Begeisterung und liebevollen Drangabe, die es zu Tage legt, doch nie etwas Fertiges und Vollendetes zuwege bringt. Sein neues Trauerspiel enthält manche gelungene und schöne Einzelheit, aber als Ganzes ist es im Aufbau zerfahren und lückenhaft, in der Abrollung der Fabel unruhig und stillos, im endlichen Austrage ohne die nothwendige Steigerung. Uhland bekundete einen wunderbaren dramatischen Takt, indem er aus den geschichtlich gegebenen Vorgängen ein mild versöhnliches Schauspiel und keine Tragödie schuf. Das tragische Element, das Nissel seiner Arbeit einverleibte, will uns gezwungen und in diesem Zwange nicht einmal der Sache nützlich bedünken.

In dem Drama handelt es sich bekanntlich um die deutsche Königskrone, um die sich 1314 Ludwig der Baier und Herzog Friedrich von Oesterreich bewarben. Der letztere glaubte als Sohn Albrecht's I., der 1308 von Johann von Schwaben ermordet wurde, ein Anrecht darauf zu haben, unterlag aber bei der Wahl Ludwig, Herzog in Baiern, hauptsächlich wol, weil man den Einfluß seines kriegslustigen Bruders Leopold auf ihn fürchtete. Im Jahre 1322 kam es bei Mühldorf zwischen den Gegnern zur Schlacht, in der Friedrich besiegt und darauf als Gefangener nach Schloß Trausnitz bei Nabburg gebracht wurde. Hier versöhnte sich nach einiger Zeit Ludwig mit ihm und nahm ihn, nachdem er nach einem fehlgeschlagenen Versuche, Leopold zur Ruhe zu bringen, freiwillig in die Gefangenschaft zurückgekehrt war, zum Mitregenten an.

Bei Uhland bildet die Schlacht bei Mühldorf mit der köstlichen Figur des Schweppermann den prächtigen Mittel- und Höhepunkt des Stücks, während Nissel dieselbe ganz ausläßt und nur die Vorbereitung und Folge davon gibt. Das erzeugt einen Bruch in der Handlung, der unliebsam auffallen muß. Ebenso empfindlich erscheint, daß Ludwig in den drei ersten Acten gar nicht auftritt, und dieselben fast ganz Herzog Leopold und seiner Liebe zu Jutta eingeräumt sind, welche letztere eine Tochter Johann's von Schwaben, also des Mörders des kaiserlichen Vaters von Leopold ist, die von einem alten Schloßcastellan Friedrich's heimlich und unbekannt erzogen, zu seinem Verhängnisse wird. Leopold entführt sie ihrem Pflegevater, vermählt sich in der Stille mit ihr und hält sie auf einem seiner Schlösser verborgen. Dort spürt sie Treumund, der Castellan, endlich auf, tödtet den unschuldigen Lustigmacher Leopold's und verflucht Jutta und ihren Gatten, weil erstere den letztern nicht lassen will. Jutta stirbt aus Schreck darüber, und Leopold, nachdem er Treumund erstochen, erliegt seinem Schmerze an der Leiche seines Weibes, das den Mörder seines Vaters zum Vater hat.

Diese Häufung von Greuel, die für nicht sehr geschmackvoll gelten kann, beeinträchtigt den Erfolg, wie es vorher schon der Tod der Gemahlin Friedrich's thut, welche, in Gram über das Schicksal ihres Gatten erblindet, todt zusammenbricht, als dieser in die Gefangenschaft zurückkehrt, weil es ihm nicht gelingt, Leopold zum Frieden zu stimmen. Auch ihr trauriges Ende ist eigentlich unnütz, weil es durchaus nicht dazu dient, die That Friedrich's in verstärktes Licht zu stellen und dadurch deren tragische Wirkung zu erhöhen. Elisabeth, wie hier das Weib Friedrich's heißt — Uhland nennt sie Isabella — hat bei Nissel den Gemahl zuerst zur Unterwerfung unter den neuen Kaiser zu bewegen und ihn von jeder Schilderhebung abzumahnen gesucht. Jetzt in ihrem Leid und empört durch die Haft ihres Gatten, könnte sie wol denselben auffordern, sein Wort zu brechen und Ludwig Trotz zu bieten, um fortan wieder ihrer Liebe zu leben. Wenn auch gegen sie Friedrich auf seinem Versprechen bestünde und lieber Elisabeth sterben sähe, als seiner Zusage gegen Ludwig untreu zu werden, so müßte dieser Umstand wesentlich den Eindruck des Auftritts erhöhen. Allerdings hat Nissel diese Erhöhung des Eindrucks bezweckt, jedoch nur schwach in dramatischen Vollzug gesetzt. Es mangelt eben dem Trauerspiele an ebenmäßiger und klar bemessener Ausgestaltung. Der Vers ist zuweilen schwungvoll und von hinreißendem Pathos, oft aber auch entweder mit einem Anfluge von Bombast behaftet oder ins Gewöhnliche verfallend. Selbst also der sprachliche Ausdruck läßt Ebenmäßigkeit und Ausgleich vermissen.

Noch übler steht es um die folgenden Dramen.

3. Der Franctireur. Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wechßler. Stuttgart, Lutz. 1889. 16. 40 Pf.

Adolf Wechßler, ein wohlhabender Fabrikant in Ulm, hat seit einer Reihe von Jahren mit an sich höchst lobenswerthem Eifer der dramatischen Muse obgelegen und etwa zehn Stücke verfaßt, von denen aber eigentlich kein einziges sich bühnenwirksam und lebensfähig erwiesen hat. Was guter Wille und wohlgemeintes, redliches Streben zu leisten im Stande sind, das ist in allen mehr oder minder geleistet worden; ein eigentlicher Erfolg jedoch ist immer ausgeblieben und mußte immer ausbleiben, weil dem Verfasser leider die echte und wahre Begabung für das Drama zugleich mit gründlicher und stichhaltiger theoretischer Vorbildung mangelt. Alles, was er für das Theater geschaffen, trägt das Gepräge des Dilettantismus an sich, eines durchaus ehrbaren und mit anständigen Mitteln auf ein immer achtbares Ziel lossteuernden Dilettantismus, eines Dilettantismus, dem es noch obenein sehr oft an feinem Geschmacke fehlt. Sein uns zur Besprechung vorliegender „Franctireur“ bekundet dies aufs neue. Dieses fünfactige

Schauspiel behandelt, wie eine Schlußanmerkung besagt, einen Fall, der sich im letzten Deutsch-Französischen Kriege wirklich ereignete und der in der That entschieden dramatischen Stoffgehalt in sich trägt. Ein französischer Soldat, der zwei Jahre in deutscher Strafgefangenschaft lag und niemals heimgeschrieben hatte, fand bei seiner endlichen Rückkehr in das Vaterland seine Frau, die ihn für todt gehalten, mit einem andern Manne verheirathet wieder.

Dieser Vorwurf hat gewiß seine dramatische Berechtigung, aber freilich nur bei einer echt dramatischen Ausgestaltung, wie sie zum Unglück der Sache Adolf Wechßler ihm nicht angedeihen zu lassen vermocht hat. Zwar der Eingang und mit ihm der ganze erste Act sind geschickt und spannend genug. Die Handlung spielt im Elsaß auf dem Landgute von Michel Weber und beginnt nach dem lächerlichen Siege bei Saarbrücken, den Napoleon III. sich und seinem Söhnchen zuzusprechen so ruhmredig gewesen ist. Michel Weber selbst, sein Freund François Schmid und der Pfarrer Buschmann schwärmen, obschon deutschen Ursprungs, für Frankreich, und erblicken dessen dreifarbige Fahne bereits triumphirend auf den Thürmen des eroberten Berlin. Aber mitten in den Rausch ihrer Begeisterung kommt Jacques Habersack gestürzt, der einst Knecht bei Weber gewesen, dann bei den Zuaven in den Dienst der französischen Armee trat und mit dieser bei Weißenburg und Wörth aufs Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben wurde. Er fleht um Wiederaufnahme in den Dienst und berichtet zugleich, daß die deutschen Verfolger ihm und andern Flüchtlingen auf den Fersen folgen. Gleich darauf erscheint in Wahrheit der preußische Lieutenant von Link mit einem Ueberreste seines zusammengeschossenen Regiments und macht es sich für einige Augenblicke in dem Hause Weber's bequem. Artig gegen dessen aus dem Versteck hervorgeholte hübsche Frau, requirirt er auf Gutschein die nöthigen Lebensmittel und zieht dann weiter, während Weber, wüthend über die ihm zutheil gewordene Vergewaltigung, seiner Frau und seinem Freunde mittheilt, daß er entschlossen sei, um Frankreich retten zu helfen, die wilde Jagd der Franctireurs auf die deutschen Eindringlinge mitzumachen.

Im zweiten Acte ist Paris von den Deutschen genommen und der Krieg zu Ende. Der Franctireur Weber gilt als im Kampfe bei Bazeilles gefallen, und seine Witwe Marguerite macht Anstalt, in ein Kloster als Nonne zu treten, um seinen Tod für den Rest ihres Lebens zu betrauern. Allein das ist Freund François Schmid nicht recht, der Marguerite liebt, sie indessen noch nicht hat bewegen können, ihm ihre Hand zu reichen. Da kehrt eines schönen Tages von Link, der inzwischen Hauptmann geworden, in das Haus zurück und zeigt sich der anmuthigen Witwe gleichfalls gewogen. Diesen Umstand benutzt Jacques Habersack, der verschlagene Zuave von ehedem, um durch erregte Eifersucht Link und François Schmid auf Tod und Leben derart aufeinander zu hetzen, daß nur ein Zweikampf, und um diesen zu verhindern, als einziges Mittel übrig bleibt, daß Marguerite letztern zu ihrem Verlobten macht.

Im dritten Aufzuge sind Marguerite und François Schmid ein Paar, das im vollen Glücke seiner ehelichen Verbindung schwelgt. Allein dieses Glück soll nicht dauern. Während der zweite Gatte den zum Besuch erschienenen Pfarrer Buschmann nach Hause fährt, erscheint der erste abgehetzt und verstört aus seiner Gefangenschaft, die er sich durch ungebührliches Benehmen über den Friedensschluß hinaus zugezogen hat. Er hat weder Nachricht gegeben noch empfangen, und weiß daher von nichts, was vorgegangen. Er herzt und küßt Marguerite und diese, von ihrer alten Liebe überwältigt, thut das Nämliche. Erst als er ihren Armen sich entwunden, um Ruhe zu suchen, wird sie sich ihrer peinlichen Lage bewußt und beschließt, den Tod in den Wellen zu suchen. Aber sie darf nicht sterben ohne Beichte und eilt daher zum Pfarrer. Von diesem kehrt inzwischen François zurück und eilt ins Schlafzimmer, um seine Frau im Bette noch einmal zu umarmen. Entsetzt erscheint er jedoch wieder, um zu erzählen:

Ein fürchterliches Ungethüm richtete sich auf von ihrem Lager; mit riesigen Fangarmen umschlang es mich; ich fühlte einen zottigen, heißen Rachen im Gesicht, der mich mit heißer Gier verschlingen wollte. Kaum vermochte ich mich loszuringen. Wenn es kein Löwe war, so war es ein Wolf. Ums Himmels willen, wo ist mein Weib? Ein Werwolf liegt an ihrer Stelle.

Und nun heißt es in einer Vorschrift für die Darstellung weiter:

Er faßt das Licht und schreitet auf die Thür zu. Dieselbe öffnet sich weit und Michel erscheint unter derselben. Er ist ganz in Weiß gekleidet, eine hohe, weiße Mütze auf dem Kopfe. François läßt Licht und Hirschfänger — den er ergriffen — fallen. Die Bühne wird dunkel, nur Michel ist grell vom Monde beleuchtet, der durch das Fenster hereinschaut. François weicht angstvoll rückwärts vor ihm zurück, immer weiter bis zu der Thüre rechts, durch die er rückwärts hinausstürzt. Jacques tritt dann auf mit einer Laterne. Die Bühne wird wieder hell und die Thüre vor Michel schließt sich in dem Moment, wo Jacques auftritt, wie durch Zugluft. Jacques, der eine blaue Bluse und eine Zipfelkappe trägt, tritt langsam in die Mitte der Bühne und kratzt sich bedenklich hinter den Ohren, während der Vorhang fällt.

Wir theilen den Schluß dieser Abtheilung wörtlich darum mit, um damit zu beweisen, wie der Verfasser in der sensationellen Aufbauschung seines Schlußeffects geschmacklos, ja geradezu komisch wird. Löwe und Werwolf, die weiße gespenstische Erscheinung Michel's im Mondschein und die Nachtmütze Jacques' streifen doch entschieden an das Burleske.

Und in dieser Art läuft endlich auch das Schauspiel selber aus. Tragisch begonnen, endigt es als Komödie. Marguerite, in ihrer Verzweiflung vom Pfarrer beruhigt, weiß sich „selber kaum zu sagen, welcher ihr der liebste von ihren beiden Männern ist", und einen Augenblick ist sie geneigt zu glauben, daß sie beiden angehören könne, wenn der Papst ihr „Dispens ertheile, wie einst dem Grafen von Gleichen". Zuletzt indessen, sich selber und

ihrer ruhigen Besonnenheit wiedergegeben, verfällt sie, echt weiblich, auf eine List. Sie ruft ein hübsches Bäschen, Rosalie, zu sich, die sie anleitet, die Männer in sich verliebt zu machen. Sie soll ihr François abspenstig machen. Und das geschieht auch in der That, aber nicht ohne daß auch Michel Feuer für sie fängt und Marguerite solchergestalt in Gefahr kommt, am Ende beide Ehemänner zu verlieren. Erst als sie in Thränen über diesen Vorgang ausbricht und schließlich den Gedanken, in ein Kloster zu gehen, wahrmachen will, besinnt sich Michel und bietet sich ihr aufs neue zum Gatten an, was, wie Pfarrer Buschmann, der in Straßburg sich Raths erholt, auch nach dem Sinne des geistlichen und weltlichen Gerichts ist, das die zweite Ehe für unecht und nur die erste zu Recht bestehend erklärt hat.

So endigt das Schauspiel wie ein Schwank, ohne gesunde, in sich geschlossene Ausführung, lose im Zusammenhange und nirgends durch feine Begründung seiner Vorgänge gehoben. Es ist sicherlich mit Liebe und voller Draugabe geschrieben, aber von einem Geiste verfaßt, der weder Herr seines Stoffs ist, noch in dessen Ausgestaltung irgendeine Reife der Mache und des Urtheils zu Tage legt.

4. Auf nach Afrika. Lustspiel in fünf Acten von Hesso Brand. Bonn, Behrendt. 1889. 8. 2 M.

Ein sehr naturalistisch gehaltenes Stück, das derb und frisch im Tone, in den altgewohnten Formen einen zeitgemäßen Inhalt durchaus anständig und harmlos, doch keineswegs bedeutend zum Austrage bringt.

Zwei Brüder, Karl und Albert, die als Gesellen bei dem Schlossermeister Wacker in Arbeit stehen, entlaufen heimlich der Werkstatt, um in den neuen deutschen Küstengebieten Afrikas ihr Glück zu machen. Karl hat in den „Reisen in Südafrika“ von dem Portugiesen Serpa Pinto von dem Goldreichthum im Flusse Bimbu gelesen und will dorthin, um aus dessen Grunde des edeln Metalls so viel als möglich herauszufischen. Albert, der mit Wacker's Tochter Emma in einem innigen Liebesverhältnisse steht, will anfangs auf des Bruders Pläne nicht eingehen, willigt indeß schließlich in dieselben, weil Karl ihm vorstellt, wie der wohlhabende Meister sein Mädchen nie einem armen Gesellen zum Weibe geben werde. So gehen sie in der That bei Nacht und Nebel davon.

Im zweiten Acte befinden sie sich bereits auf einer Besitzung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, auf Bismarckshöhe in Usara, denn sie haben auf der Fahrt den Afrikareisenden Dr. Petri gefunden, der sie bewogen hat, in seine Dienste zu treten und für die Ansiedelung zu wirken. Das geschieht denn so tapfer und mit so viel Umsicht, daß hauptsächlich durch sie die Eingeborenen besiegt und im Zaume gehalten werden. Nach Deutschland zurückgekehrt, belohnt sie der Staat, indem er Karl zum Consul des Deutschen Reichs in Pangani mit 12000 Mark jährlichen Gehalts ernennt und Albert, der in der Heimat bleiben will, durch die Gesellschaft ein Ehrengeschenk von 10000 Mark machen läßt. Meister Wacker, der vorher schlecht auf die Ausreißer zu sprechen war und von der Liebe seiner Tochter zu Albert nichts wissen wollte, nimmt nun erfreut den letztern zum Geschäftstheilhaber und Schwiegersohn an.

Man sieht aus dem Erzählten, daß alles glatt in dem Lustspiele verläuft, und die deutsche Mannesjugend dadurch fröhlichst aufgefordert wird, sich den deutschen Landerwerbungen in Afrika zur Verfügung zu stellen. Das scheint Ziel und Zweck der ganzen Arbeit zu sein, die infolge dessen auch einen lebensfrischen, fast übermüthigen Zug zu Tage legt, einen Zug, welcher freilich zuweilen in das Wesen der berliner „Schnoddrigkeit“ überschlägt. Als Beweis dafür und zugleich als Probe für die seltsame Rechtschreibung, deren der Verfasser sich befleißigt, diene folgende Stelle, in der Karl im ersten Aufzuge seine Vorstellung von seinem Aufenthalte in Afrika zum besten gibt:

Ich erblicke mich schon im Geiste dort zwischen den Wundren des Südens: di ganze Natur duftet wi deiner Emma Nehkestchen. Auf den Bäumen überkeklen sich di Affen und schaukln sich die Papageien. Ich habe Durst: ich ergreife den ersten besten Knüppel und werfe mir ene Flasche Bir von der nechsten Kokospalme. Schmetterlinge fligen umher so groß und so bunt wie Wurzener Teppiche. Wenn es dunkel wird, tanzen unzehlige Kefer durch die Luft mit einem Glanze, bei dem man seine Zeitung lesen kann. Ich gehe auf die Jagd und schiße di Antilopen rudelweise. Der König der Wüste kommt, um zu fragen, wi ich mich befinde. Ich danke, sagich, gut; Sie sich auch? und dabei hauch ich ihn aus meinem Feuerrohr an, daß er vor Hochachtung auf den Rücken fellt und alle vire von sich streckt. Ja, so was muß man sehen und durchmachen; das heißt noch leben!

Das Stück bemüht sich sichtlich, volksthümlich zu sein, kommt bei diesem Bemühen jedoch sehr häufig in die Sprechart der niedrigsten Posse. Ob damit, wie mit dem ganzen Werke ein Erfolg zu erzielen sei, müssen wir dahingestellt sein lassen. Es uns zu denken oder auch nur es zu wünschen, sind wir nicht im Stande.

5. Aspasia. Lustspiel in fünf Aufzügen von Adalbert Brunn. Dresden, Petzold. 1889. Gr. 8. 1 M.

Es ist darauf abgesehen, die Uebertreibungen der Frauenemancipation in ihrer Lächerlichkeit und ihrem schädlichen Einflusse darzustellen. Ein deutscher Consul in Neuyork schickt seine Frau, die man im Freundeskreise wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihres Unabhängigkeitsdrangs Aspasia nennt, mit seinen beiden erwachsenen Kindern zu einem verheiratheten Freunde in eine schweizer Universitätsstadt, in der Absicht, Sohn und Tochter dort völlig ausbilden und seine Gattin in ihren Emancipationsbestrebungen zur Ruhe kommen zu lassen. Aber die schweizer Universitätsstadt mit ihren weiblichen Studenten ist für den letztern Zweck natürlich gerade der ungeeignetste Platz. Aspasia macht Bekanntschaft mit Professoren, besucht die Vorlesungen und stiftet wissenschaftliche Frauenvereine; allein da sie in nichts gründlich verfährt und sich überall von Hohlköpfigkeit und Schwindel blenden und täuschen läßt, so ist die Folge, daß sie in allerlei mißliche Verhältnisse geräth und zuletzt zum Gegen-

stande des öffentlichen Spottes wird, sodaß ihr Sohn sich veranlaßt sieht, einen Beleidiger seiner Mutter zum Zweikampfe zu fordern. Die Angst, die sie dabei aussteht, die Vorstellungen aufrichtiger und echter Freunde, sowie die Ankunft des liebend herbeigeeilten Gatten, bringen sie schließlich zur Einsicht und Vernunft, sodaß das Stück mit ihrer Bekehrung und, da das Duell des Sohnes glücklich für diesen verlaufen ist, mit allgemeiner Befriedigung und versöhnlich schließen kann.

Es ist im ganzen in gebildeter Sprache und in der Durchführung des Vorwurfs nicht ungeschickt abgefaßt; allein in seiner Intrigue, seiner Charakteristik und seinen scenischen Effecten doch so blaß und dürftig, daß eine irgendwie durchschlagende Wirkung nicht davon zu erwarten ist. Wir haben es auch hier nur mit einer Dilettantenarbeit zu thun, die wohlgemeint und artig, aber ohne Zweifel für die Bretter erfolglos ist.

6. Der Ritter von Rüdesheim. Schauspiel in vier Acten von Rudolf Hermann. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.

Einer Rheinsage zufolge soll Ritter Hans Brömser von Rüdesheim auf einer Wallfahrt nach Palästina in türkische Gefangenschaft gerathen sein und jahrelang in derselben in Ketten geschmachtet haben. Er gelobte, wenn er je wieder frei werden und in seine Heimat zurückgelangen sollte, in dieser eine Kirche erbauen und seine Tochter Gisela dem Kloster weihen zu wollen. Auf wunderbare Weise gerettet, ließ er sich angelegen sein, sein Gelübde zu halten. Er erbaute in Rüdesheim eine Kirche „Noth Gottes", die als Wetterfahne einen Halbmond trug, und in welcher seine Ketten aufbewahrt wurden. Seine Tochter aber, die sich während seiner Abwesenheit verlobt hatte, gerieth über seine Absicht, sie dem Klosterleben zu widmen, in solche Verzweiflung, daß sie sich von einem hohen Felsen in den Rhein stürzte. Diesen Stoff hat Rudolf Hermann in einem vieractigen Schauspiele dramatisirt, aber derart, daß er, von einem tragischen Schlusse absehend, ein versöhnliches Ende erzielt, indem er die Tochter seines türkischen Kerkermeisters den Ritter befreien, nach Deutschland begleiten und hier, Christin geworden, an Stelle der Tochter ins Kloster gehen läßt.

Leider kann man auch diese Dichtung in keiner Weise eine gute nennen, sondern muß dieselbe ebenfalls unter die schwachen, dilettantischen Versuche stellen. Die Zeichnung des Mittelalters — das Stück spielt um das Jahr 1400 — ist in plumpen und höchst geringfügigen Charakterzügen ausgeführt, die Handlung sprunghaft und dürftig, die Sprache stillos und zwischen poetischem Ueberschwang und derbster Prosa hin- und widerschwankend. Ritter Hans, im türkischen Kerker schmachtend und seiner spätern Befreierin von seinem geliebten Rheinlande erzählend, versteigt sich bis zu einer Anlehnung an Goethe's Sehnsuchtslied der Mignon in „Wilhelm Meister", indem er ruft:

Wo's rings im Niederwald
Von frohen Liedern schallt,
Dahin, dahin
Möcht' ich so gern, du liebes Mädchen, ziehn.

Und Barbara antwortet darauf:

Dahin, dahin, dahin,
Laß mich mit dir, du edler Ritter fliehn! —

Dann wieder meint Hans unter anderm:

Man sollte freilich einen Juden nicht
Vergleichen mit dem Ritter! — Immer doch
Sind beide Menschen.

Und an einer andern Stelle:

So lange der Jude nur Spitzbube ist, behandle man ihn schlecht; wird der Spitzbube aber frech, so jage man ihn aus dem Lande hinaus.

Die Entwickelung der Fabel spinnt sich lückenhaft und ohne jede künstlerische Ausgestaltung ab. Im ersten Acte rüstet Hans Brömser zur Wallfahrt ins Gelobte Land, im zweiten sitzt er dort bereits gefangen, im dritten kommt er glücklich wieder nach Hause und der vierte endlich bringt ohne recht eigentliche Katastrophe durch Barbara's Eintreten den befriedigenden Schluß gerade in dem Augenblicke, da Gisela in den Rhein springen will. Das Wesen des Mittelalters wird nur durch Mishandlung eines Juden, orthodoxe Herrschaft eines Kaplans und gewaltsame Einsperrung aller den Rittern misliebigen Personen dargethan.

Als Schauspiel scheint uns das Stück geradezu unmöglich; zum Operntexte umgeschaffen, würde es vielleicht verwendbar werden können.

7. Religiöse Schauspiele für Mädchen. Von Wilhelm Pailler. Mit einer musikalischen Beilage von Bernhard Deubler. Dritte Auflage. Linz, Ebenhöch. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Die dritte Auflage des Werks beweist, daß sein Inhalt Anklang gefunden und dem Zwecke genügt hat, dem er gewidmet ist. In der That sind die drei Schauspiele, welche das Buch enthält und welche betitelt sind: „Die heilige Julia", „Von Gottes Gnaden" und „Die heilige Dorothea" derart abgefaßt, daß sie zu frommer Erbauung von erwachsenen Mädchen und anstelligen Kindern wol dargestellt werden können. Die beiden dramatischen Legenden „St.-Julia" und „St.-Dorothea" behandeln christliche Märtyrerinnen, von denen die erste unter Valentinian's III. schwachem Regimente (um 450 n. Chr.), die zweite unter Diocletian's Christenverfolgung hingerichtet wurde; das Schauspiel „Von Gottes Gnaden" hat zur Heldin eine Königin, die in ihrem weltlichen Hochmuthe empört darüber ist, daß es im Evangelium Lucas (Kap. 1, V. 46) heißt: „Die Mächtigen stürzt der Herr vom Throne", diesen Spruch aus der Bibel zu tilgen befiehlt, aber dadurch zur bessern Einsicht bekehrt wird, daß der Himmel ihren guten Engel niederschickt, der in ihrer Gestalt sie Demuth und Ergebung in Gottes Willen lehrt. Die Märtyrerinnen sterben, weil sie ihrem Glauben nicht entsagen und sich weder durch Lüge noch Verstellung vom Untergange retten wollen.

Alle drei Stücke sind in ihrer Ausgestaltung weder tiefpoetisch angelegt, noch wahrhaft künstlerisch ausgetragen, und vermögen sich in dieser Hinsicht in keiner Weise mit den geistlichen Schauspielen des Calderon zu messen, die Joseph von Eichendorff so vorzüglich übertragen hat. Sie

sind dürftig in der Erfindung, schwach in der Entwickelung zur Katastrophe und in der Sprache entweder nüchtern oder zu hohlem Pathos geneigt; aber man muß ihnen dabei einräumen, daß sie immer ihr Ziel im Auge haben und nicht ohne Erfolg bemüht sind, gute Lehren und Grundsätze durch diese religiösen, nur durch weibliche Jugend darzustellenden Stücke zu verbreiten.

Feodor Wehl.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Herzensirren. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 9 M.

Wieder einmal ein Roman, der das oft behandelte Thema unverstandener und unerwiderter Gattenliebe behandelt und das nicht minder oft Dagewesene einer plötzlich erwachenden Backfischliebe. Egbert von Rothmühl, reich, schön, Frauenliebling, heirathet nach etwas starkem Lieutenantsleben die arme, gescheite, schöne, energische Isidore von Trach. Am Abend vor der Hochzeit erfährt sie, daß Egbert sie nur heirathet, weil sie einen alten Namen besitzt und daß er diese Heirath lediglich als ein Geschäft betrachtet. Natürlich liebt Isidore ihren Gatten glühend und Egbert verliebt sich allmählich rasend in sein nun so kühles Weib, die manchmal einen Ton anschlug, „bei dem man unwillkürlich an Eisregionen denken mußte". So ist denn die Komödie der Herzensirrungen fertig und ein plötzlich als berühmter Maler auftauchender verschollener Stiefbruder des Gatten und die alte Flamme Egbert's, Toska von Tönning, hätten beinahe eine Tragödie daraus gemacht. Schon tragischer scheint die Backfischliebe der Erna Lautner zu dem Freunde Egbert's, dem Lieutenant Heinz Wernicke, auszugehen, da Heinz eine reiche Amerikanerin heirathet. Diese stirbt aber rechtzeitig etwas gewaltsam und romanhaft und auch diese zwei werden ein glückliches Paar.

Das wird nun alles flott und spannend in zwei Bänden hererzählt, sodaß man sich bei Lesung des Romans ganz trefflich unterhält, so gewöhnlich auch der Stoff ist, so wenig sich die Bilder aus der berliner Gesellschaft von andern schon oft geschriebenen unterscheiden. Das Aeußere, Stoffliche überwiegt und erdrückt dabei einigermaßen das Psychologische, obgleich man dem Verfasser das Bestreben anmerkt, letzteres immer wieder zur Geltung zu bringen. Eigenartige Menschen sind blos die Amerikaner. Von diesen spielt übrigens nur Wernicke's Gattin eine Rolle, welcher ihr Vater den Lieutenant gekauft hat, wie man einem verwöhnten Kinde ein Spielzeug kauft. Sie hätte eigentlich ein besseres Los verdient, als an dem Gifte zu sterben, das sie in wahnsinniger Eifersucht Erna geben will; denn sie hat viel geliebt. Und gerade in dieser Liebe zu ihrem Gatten ist sie eine eigenartige Gestalt, die uns mehr Theilnahme abgewinnt als der Backfisch und als die Herzensirrungen Egbert's von Rothmühl, der in keiner Weise unser Mitgefühl, am allerwenigsten unsere Bewunderung erweckt. Die Gespräche dürften manchmal auch anziehender gehalten sein: die allergewöhnlichste nichtssagende Unterhaltung auf dem Eise, auf dem Balle ist doch nicht werth, durch Druckerschwärze verewigt zu werden, es sei denn, daß eben das Nichtssagende derselben als charakteristisch erscheinen soll.

2. Rufer im Streite. Roman von Ferdinand Schiffkorn. Dresden, Minden. 1890. 8. 4 M.

Auch einen nicht mehr ungewöhnlichen Hintergrund hat dieser Roman. Er spielt im galizischen Städtchen Vitkoviec und hat den Gegensatz der Polenwirthschaft und deutschen Wesens zum Inhalte. Die Rufer im Streite, welche die Fackel deutscher Cultur und Wissenschaft führen, sind ein deutscher, mit der polnischen Herrschaft verschwägerter, aber verfeindeter Arzt und dessen Sohn Armin, ein philanthropischer Deutscher, Baron Dorwall, und der jüdische Weise und Handelsmann Meister Samuel und dessen Tochter Sarah. Das Polenthum ist vertreten durch die Woronezew auf Schloß Vitko, in der starrsten Form durch die Gräfin Maura, in der leichtsinnigen durch ihren Sohn Wladimir, in der sinnlichen durch ihre Tochter Paula und in der deutschinnigen durch deren Tochter Edwina. Wenn wir verrathen, daß Armin und Edwina und Dorwall und Sarah sich lieben, daß Kindervertauschungen eine Rolle spielen, daß ein polnischer Aufstand und ein Aufstand der jüdischen Stadtbewohner gegen den weisen Samuel geschildert werden, so ist damit gesagt, daß es an Verwickelungen in diesem Romane nicht fehlt. Eigentlich selbstverständlich ist, daß derselbe die richtige Localfarbe hat und des Charakteristischen genug enthält; denn es dürfte sich wol keiner erlauben, die Zustände jener für uns schon halbasiatischen Gegend zu schildern, ohne genaue Kenntniß der dortigen Menschen, ihrer Art, ihrer Bestrebungen und ihrer Leidenschaften. Und wenn der Erzähler so darzustellen versteht, daß wir an die Wahrheit seiner Personen glauben, ohne daß wir selbst an Ort und Stelle unsere Studien gemacht hätten, dann hat er einen Beweis von Erzählertalent abgelegt. Dabei hätte es nichts geschadet, wenn er das, was hinter dem Romane zurückliegt, einfacher gehalten hätte.

Ganz anderer Art ist die Erzählung:

3. Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von H. Brand. Zweite Auflage. Kassel, Wigand. 1889. 8. 5 M.

Die „Gute Zeit im Lande" sind die zehn Jahre von 1700 an und zwar in Hessen-Kassel, das von den Wirren und Kämpfen jener Zeit ganz unberührt blieb, obwol die

tapfern hessischen Truppen und Prinzen viel außer Landes kämpften. Diese zehn Jahre schildert uns der Verfasser in drei nebeneinanderlaufenden Handlungen: in einer Familien- und Liebesgeschichte, in den Staatsaetionen und Kriegsoperationen und in der mit allerlei Hindernissen vom Landgrafen Karl durchgeführten Erbauung der Wilhelmshöhe bei Kassel. Zum Schaden des Buchs sind die drei Handlungen nicht genügend miteinander verbunden; man kann die Familiengeschichte bequem lesen mit Ueberschlagung der die Staatsaetionen behandelnden Kapitel und umgekehrt. Und dies bringt dem sonst gut geschriebenen Buche den bedenklichen Nachtheil, daß es langweilig wird; denn die Vorgänge am Hofe und in der großen Welt unterbrechen die ohnedies schon breit genug erzählte Familiengeschichte und halten den Gang der Erzählung blos auf. An sich sind diese Vorgänge ganz anziehend, aber sie hätten mit der übrigen Handlung in engere Beziehung gebracht werden müssen. Eine ganz bedeutende Kürzung in der zweiten Auflage hätte der Erzählung sehr zum Vortheil gereicht. Sie enthält so viele anziehende, gut erzählte Partien, daß es schade um dieselben ist, weil sie in der Breite des Ganzen nicht zur Geltung kommen.

Der Verfasser hat offenbar genaue Orts- und ebenso genaue geschichtliche Studien gemacht und ist nun in den bei solch umfassendem Wissen sehr häufigen Fehler verfallen, uns alles in seiner Erzählung sagen zu wollen, während gerade bei historischen Erzählungen in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Zudem versteht er nicht recht, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden und stellt alles mit gleicher Ausführlichkeit dar. Das aber erträgt der Leser nicht. Ich habe selten eine Erzählung gelesen, die mich im ganzen so anzog und bei der ich's doch kaum erwarten konnte, bis ich sie glücklich durch hatte. Anders mag vielleicht der Eindruck im Hessenlande selber und bei Lesern von Kassel sein, und deren Theilnahme hat wol dem Buche den Vorzug einer zweiten Auflage verschafft. Die Sprache ist in keiner Weise alterthümelnd, manchmal sogar etwas zu modern und keineswegs jene verschnörkelte, umständliche Sprechweise, wie sie am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts üblich war. Der Verfasser hätte, ohne der Gefahr des Alterthümelns zu verfallen, seine Sprache jener mehr annähern dürfen. Er hätte damit den Zeitton noch besser getroffen, den Leser noch mehr in jene Zeit zurückversetzt.

Wir reihen diesen größern Erzählungen einiges Unterhaltende und Dichterische aus Oesterreich an. Es liegt uns vor:

4. Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Herausgegeben von Hermann Weichelt. (Nr. 71—82.) Reichenberg, Weichelt. 1889. 8. Jede Nummer 20 Pf.

Das Unternehmen scheint den vorliegenden Proben nach eine Art österreichischer Reelam zu sein, in welchem Gutes und Mittelmäßiges, Anerkanntes und Zweifelhaftes, Altes und Neues abgedruckt wird nach dem bekannten Grundsatze: wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Von der Reelam'schen „Universal-Bibliothek" unterscheidet sich die vorliegende durch schönere Ausstattung und durch Beschränkung auf österreichische Dichter und Schriftsteller. Die Nr. 71 und 72 enthält ausgewählte Gedichte von Anastasius Grün; um 2 Mark kann man sich in dieser Bibliothek fast den ganzen Anastasius Grün erwerben. Nr. 75 bringt eine Novelle von Adolf Folger, die sich nicht über das Gewöhnliche erhebt und zwischen tragischer und komischer Führung schwankt; die andern Bändchen tragen bekannte Namen wie Meißner, Halm, L. A. Frankl, Deinhardstein, Ludwig Foglar u. s. w.

Endlich liegen uns noch vor:

5. Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. Erstes bis viertes Bändchen: Die Waise vom Ybbsthal. Erzählung aus der Zeit der Franzoseneinfälle in Oesterreich. Der Schweden-Peter. Vaterländische Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Das Glöcklein von Schwallenbach. Erwin von Prollingstein. Vaterländische Erzählung aus der Zeit der ersten Türkeneinfälle in Oesterreich. Von Robert Weißenhofer. Linz, Ebenhöch. 1889. Jedes Bändchen 1 M. 20 Pf.

Ganz gut und anschaulich geschriebene Geschichten für Kinder, die dem beabsichtigten Zwecke wol entsprechen.

Richard Weitbrecht.

Schwarzwaldbilder.

1. Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von Wilhelm Hasemann, Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz, Karl Eyth u. a. Berlin, Reuther. 1890. Lex.-8. 21 M.

Der Verfasser charakterisirt sein eigenartiges Buch selber sehr treffend; er schreibt in der Vorrede:

Das Buch sieht durchaus davon ab, in einer bei vielen sogenannten „Prachtwerken" beliebten Weise den Text hauptsächlich durch novellistische Einflechtungen und Feuilletonskizzen herzustellen. Es will nicht fabeln, sondern das von ihm Versprochene halten, den Leser mit allem auf die Gesammtheit und die Einzelheiten des Schwarzwaldes Bezüglichen bekannt zu machen. Dieser Grundsatz bringt auch das Fehlen einer „blühenden" Sprache mit sich, die gar leicht unter dem glänzenden Nebelgewoge schöntöniger Phrasen die Wirklichkeit nicht erhellt, sondern überdunkelt, sie schädigt, statt sie zu fördern. Vor allem enthält deshalb die Darstellung sich aufs sorgfältigste jeglicher, in solchen Werken nur zu oft üblichen Schönfärberei.

Wilhelm Jensen sagt nicht zu viel. Die von ihm gegebene „Bekanntmachung" ist bei aller Gedrängtheit so gründlich und vielseitig, so stofflich vollsaftig, so wirklichkeitstreu und so wissenschaftlich unterbaut, daß ein Realienbuch von gleichem Umfange über diesen Gegenstand kaum mehr leisten könnte. Aber der Verfasser leistet mehr als er verspricht. Er unterrichtet über tausenderlei nicht nur merkwürdige, sondern vor allem charakteristische, ernste und

heitere Einzelheiten aus allen Wissensgebieten in schlichter, klarer und anschaulicher Erzählung; doch oft tritt plötzlich hinter dem gelehrten Compilator der Dichter hervor und spricht die Erinnerung tief empfundener landschaftlicher Schönheit mit Worten aus, wie sie eben nur dem Dichter zu Gebote stehen, sodaß wir entweder von gleichem Erinnerungsglücke erfüllt oder von vorausahnender Sehnsucht nach den von seinem Blicke geschauten Wundern ergriffen werden.

Das Buch hat demnach zwei verschiedene Seiten. Es gibt einmal eine Fülle sachlicher Mittheilungen und praktisch nutzbarer Winke und es enthält dann zugleich in „Schaltblättern" die Geschichte des innerlichsten und an Anregung unendlich fruchtbaren Verhältnisses eines Dichters zu einem Stücke Natur, aus dem uns die seelischen Eigenthümlichkeiten des einen wie des andern Theils deutlich entgegentreten. Von einem solchen Werke darf man hoffen, daß es die verschiedenartigsten Ansprüche befriedigen wird und daß infolge dessen der Wunsch des Verfassers recht vielen gelte, die „eine der schönsten, heimlichsten Bergwelten, die Deutschland besitzt", lieben oder noch liebgewinnen mögen:

Und kehren, wenn mein Tagewerk beendet,
In deinen Waldestempel Pilger ein
Mit einem Gruß, daß sie von mir gesendet,
Mein alter Freund, da blicke freundlich drein!
Vom Besten gib dann, was dein Sommer spendet,
Den hellsten Wein und goldnen Sonnenschein,
Und deiner Hoheit Lieblichkeit vermähle
Der Schönheit zart Geheimniß ihrer Seele.

Die angeführte Strophe bildet den Schluß der Widmungsverse, denen der allgemeine Theil folgt, in welchem in der gekennzeichneten Weise Geologisches und Geographisches, Zoologisches und Botanisches, Geschichtliches und Land nebst Leuten der Gegenwart abgehandelt wird. Der letzte Abschnitt stellt eine etwa 30 Seiten lange Glanzpartie des Buchs dar. Nach seiner Durchwanderung winkt uns, vielfache Erinnerungen weckend, die Ruhe:

Hinab zum Städtchen
Ins Nachtquartier!
Am Brunnen die Mädchen,
Der Wirth vor der Thür.

Die Bauern zur Linken
Lärmen und plärr'n;
Zur Rechten blinken
Die Tische der „Herrn".

Der Bauern Gehader
Tönt auf und verweht;
Nun redet der Bader
Als Autorität.

Doch hüben, verloren
In ernstem Befund,
Die Honoratioren
Mit nippendem Mund.

Der Bürgermeister,
Als Meister des Worts
Nach Würden preist er
Den Pfarrer des Orts.

Mit würdiger Haltung
Berühmet der Hirt
Des Städtchens Verwaltung —
Es schmunzelt der Wirth.

Es folgen die Züge
Sich rascheren Gangs,
Es klappern die Krüge
Beschleunigten Klangs.

Zur Rechten, zur Linken
Gered' und Geschrei —
Die Lider sinken
Allmählich dabei.

Zur Ruh' denn! Ein Rufen
Des Wirthes, und dann
Die dunkelnden Stufen
Nach oben hinan.

Ein freundlich Geschöpfchen
Hat Licht angemacht
Und nickt mit dem Köpfchen:
Schlafet's wohl! Gute Nacht!

Der besondere Theil führt durch die nördlichen Eingangspforten, das Murg-, Enz-, Nagoldthal u. s. w. in den Schwarzwald und dieser ist nach den Gebieten der Hornisgrinde, des Kniebis, der Kinzigthal- und Schwarzwaldbahn, des Hünersedel, des Kandel und des Feldbergs gegliedert. Besondere Ausflüge bringen den Leser zum Kaiserstuhl in die Rheinebene und in den Hegau an das „Schwäbische Meer".

Mit diesen Andeutungen muß es hier sein Bewenden haben, dem Berichterstatter bleibt nur das Wort übrig: Nimm und lies. Und dann schau; denn das schöne große Werk ist zugleich mit einem höchst bedeutenden Bilderschmucke ausgestattet, dessen landschaftlicher Theil Emil Lugo und Max Roman zu Urhebern hat. Die Leistungen der beiden Künstler sind sehr verschiedenartig und entsprechen ziemlich dem gekennzeichneten Doppelcharakter des Buchs. Die Bilder Roman's sind bis in die Einzelheiten treue Wiedergaben der Wirklichkeit unter theilweiser Beihülfe des photographischen Apparats und Ausnutzung aller Vortheile der neuern künstlerischen Technik, über welche Roman in höchstem Maße verfügt. Lugo dagegen, der Freund des Dichters, sozusagen sein Doppelgänger, vernachlässigt gern das Unwesentlichere zu Gunsten des für ihn besonders Charakteristischen und offenbart dadurch seine eigenste Naturanschauung als die eines höchst fein organisirten poetischen und tiefgebildeten Künstlergeistes. Roman illustrirt gewissermaßen die wissenschaftlich exacte, Lugo die subjectiv poetische Seite des Buchs. Außer den Genannten haben die Künstler Wilhelm Hasemann durch meisterhafte Darstellungen von Volkstypen und Volksscenen und Wilhelm Volz durch historische, sagen- und märchenhafte Verbildlichungen voll reichen poetischen Lebens einen schönen Antheil an diesem „Schwarzwald". Der ganze Band enthält 21 Voll-, 10 Abschnitts- und 175 Textbilder. Als besondere Zierden möchte ich hervorheben: Mädchen aus Mühlenbach, Im Herrgottswinkel, Vor einer Wallfahrtskirche, Schapbacherin vor einem Bildstock, Schwarzwälder Bauernhaus und viele Textfiguren von Hasemann; Altbreisach, Freiburg i. Br., Scheffel's Villa bei Radolfszell, Wutachthal bei Dorf Blumeck, Schluchsee, Feldsee, St.-Blasien, Burkheim und andere von Lugo; Hirschsprung, Laufenburg a. Rh., Konstanz, Titisee, Triberger Wasserfall, vier Murgthalbilder, Wildbad und vieles mehr von Roman, ferner die Darstellung Hugideo von Volz.

Benno Rüttenauer.

Dem Jensen'schen Werke schließen wir an

2. Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald von H. Robert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 3 M.

Der fremde Obertitel ist von der geographischen Bezeichnung der Römer für den Schwarzwald hergenommen, dem der Dichter entstammt, mit dem er vertraut ist, der ihn zuerst zu lyrischem Schwunge begeistert hat und dessen Bild ihn auf mannichfachen Wanderungen treulich geleitet, sodaß auch der Wassersturz in den Pyrenäen ihn an seine

Schwarzwaldeinsamkeit mahnt. Der Buchtitel ist der Heimatsausweis des Dichters; an die Heimat, an die „unterste Ecke des Reichs“ knüpfen auch weitaus die meisten seiner Lieder an, die der „Mutter unter den Christbaum gelegt“ sind. Der Inhalt dieser Lieder und die Sachlage, unter der, und der Augenblick, in dem sie entstanden sind, entspricht nicht durchweg den vier Hauptabtheilungen: „Drauss“, „Zu Haus“, „Zum Fenster hinaus“, „Wieder drauss“, in welchen sie Unterkunft gefunden haben. Denn unter dem „Drauss“ sollte man doch billig „fern vom Schwarzwald“ verstehen, wie denn auch die Pyrenäenlieder darin untergebracht sind; aber gerade die schönsten Wald- und Höhengedichte fallen unter diese Bezeichnung, sodaß man sich auch wieder versucht fühlt, unter „Drauss“ das Schweifen auf dem Gebirge zu verstehen. Eintheilungen müssen klar sein, sonst verfehlen sie ihren Zweck. Darum wollen wir übrigens nicht rechten, sondern das eigenthümlich dichterische Empfinden des Schwarzwaldsängers freudig anerkennen, wie es in recht vielen seiner Lieder, so in den „Sommermonaten in Farbenskizzen“, im „Rauchforst II“, in der „Schwarzwaldode“ und vielen andern sich offenbart. Von wundersamer Innigkeit und edler Schlichtheit sind die der Mutter gewidmeten Gedichte, so das mit einer Sammlung poetischer Schöpfungen handschriftlich überreichte, von dem einige Strophen mitgetheilt sein sollen:

Dir, die mit sanftem Leiten
Die Kindheit mir verklärt
Und dann zu allen Zeiten
Mir Halt und Trost gewährt,

Von der ich alles habe,
Was Gutes ist in mir:
Dir schuld' ich jede Gabe,
Auch diese kleine hier.

Was einst das Kind gestammelt,
Dir klang's vertraut und gut:
Nimm auch, was hier gesammelt,
In mütterliche Hut!

Ein Stückchen inn'res Leben,
Ist's deines alten Kinds —
Für das, was du gegeben,
Nur ein geringer Zins.

Nun leg' ich meine Waare
Vom ersten grünen Schlag
Bis zu der spätern Jahre
Gereifterem Ertrag

Mit Mängeln und Gebrechen
Getrost dir in die Hand
Der alle meine Schwächen
Von Jugend auf bekannt.

— — — — — —

Nun hörst du gern am Ende
Auch meinen Singversuch —
Die lieben alten Hände
Blättern im kleinen Buch;

Sie greifen nach der Brille,
Das Auge sinnt und schweift
Und über die Zeilen stille
Dein gutes Lächeln schweift.

Wenn deinem alten Jungen
Manchmal ein Lied gelang:
So war hineingedrungen
Ein Ton aus deinem Gesang.

Und wenn ans Herz beim Lesen
Ein Wort dich trifft einmal:
So war's ans deinem Wesen
Ein rückgeworfner Strahl.

In der Abtheilung „Zum Fenster hinaus“ mit dem Motto:

Doch nach stillverträumten Tagen
Schau hinaus ins Leben wieder
Und durch deine wachen Lieder
Laß das Herz des Volkes schlagen! —

finden wir Zeitgedichte, Kaiserlieder, einen dem Andenken J. V. Scheffel's gewidmeten Cyklus. Das erste der Zeitgedichte: „Tageweise“, aus dem Februar 1887, ist von großartigem Entwurfe und praller Ausführung:

Deutschland, halte die Augen auf!
Am Horizonte flammt's,
Wetterleuchtend zieht es zu Hauf —
Walte des Wächteramts!

Schweres Nebelgewölk umzieht
Wachsend die Höhensäume,
Schatten jagen über das Ried,
Pfeifend fährt's durch die Bäume.

Fernher über den Erdenkreis
Dumpfes Donnergeroll —
Alle hören's und niemand weiß,
Was es noch werden soll.

In der Wetterwand hinterm Rhein
Klafft es, streifig erhellt,
Und ein fahler zuckender Schein
Läuft durch die bange Welt.

Kreischend flattert der Raben Brut
Um der Eiche Geäst.
Künden sie Sturm und wittern sie Blut? —
Deutschland wache! Sei auf der Hut!
Binde den Helm dir fest!

Blicke scharf, wie der Adler späht,
In das dunstige Land,
Horche, was dir der Wind verräth,
Halte am Schwertgriff die Hand!

Nebelverborgen schleicht die Gefahr,
Feinde sind draußen und drinnen,
Lasse nicht thatlos und sorglos gar
Zeit und Gewalt sie gewinnen.

Laß deinen ehrenblanken Schild
Weit durch die Dämmerung funkeln,
Daß sie merken: sein Lichtschein gilt
Ihrem Treiben im Dunkeln.

Deutschland, halte dein Schwert bereit,
Halte bei Tag und Nacht
In der brauenden Wetterzeit
Treulich die Fahnenwacht!

Zeige dich, vor dein Banner gestellt,
Zeige dich fern und nah,
Und dem Wetterleuchten gesellt,
Dringe dein Wächterruf hell in die Welt:
„Eia vigilia!“

Wie die letzten Worte andeuten, hat der Dichter sich viel an Scheffel gebildet, wiewol das mitgetheilte Lied von eigenstem Mark ist. Formgefühl und rhythmischer Sinn, edle Sprachbehandlung tritt aus ihm hervor. Durchweg findet sich letztere aber nicht. Zweimal ist uns der unmögliche Reim begegnet: Flamm' — zusamm', unmöglich, weil das letzte Wort ein Sprachunding ist. Schärfere Feilung an vielen Stellen hätte der Herausgabe vorangehen sollen. Schließlich der Rath an den Dichter der „Abnoba" und manche andere, zu ihrem eigenen Vortheile die gehässige und feindliche Abwehr der Kritik, wie sie auch hier im „Kehraus" sich findet, sein zu lassen. An der Kritik ist den Dichtern denn doch gelegen und sie rufen eine ungünstige Stellungnahme durch ihren herausfordernden, ja beleidigenden Ton nur heraus. Die wahre Unabhängigkeit zeigt sich nicht im Bramarbastone.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

G. Westermann's Verlag in Braunschweig hat den neunzehnten Band von Theodor Storm's „Gesammelten Schriften" herausgegeben. Neben dem „Schimmelreiter", dessen Aufnahme in die Gesammtausgabe die dritte Auflage dieser letzten Novelle des Dichters darstellt, enthält der Band noch eine seiner jüngsten Erzählungen aus dem Jahre 1887: „Ein Bekenntniß". Es ist das eines Arztes, dem in seinem Studium und Beruf sich nicht das Geheimniß der Heiligkeit des Lebens aufgethan hatte, sodaß er dem Flehen seines ganz besonders innig geliebten Weibes, die Qualen eines nach seiner Ueberzeugung todbringenden Leidens durch Gift abzukürzen, nachgab. Was er gethan, wurde ihm erst klar, als er erfuhr, daß seine Ueberzeugung schon als Irrthum erkannt war, da er sich zum schrecklichen Schritte entschloß, und als er durch kühne und glückliche Operation eine andere Kranke von demselben Leiden rettet. Es ist eine der am tiefsten in die Seele seines Helden wie die des Lesers greifenden Schöpfungen Storm's, und seine Schlußfrage, ob die selbstauferlegte Buße nöthig, ob sie die rechte war, möchten wir bejahen.

— Gustav Meinecke's „Colonniales Jahrbuch" ist in seinem zweiten Jahrgange „Das Jahr 1889" mit 7 Karten, unter diesen eine im größern Maßstabe für Kamerun (Berlin, Heymann, 1890) erschienen. Gelegentlich des ersten Bandes haben wir über Zweck und Anlage des zeitgemäßen Unternehmens gesprochen (Nr. 37 d. Bl. f. 1889). Darin ist auch nichts geändert. Den Berichten über die Vorgänge in den sieben Colonial- und Schutzgebieten folgt eine knappe Darstellung der Ereignisse auf den Samoa-Inseln. Die selbständigen Aufsätze behandeln die Antisklavereifrage in Ostafrika, die Stellung der Reichsregierung zur Colonialpolitik; R. von Hake spricht fachmäßig über ein System der niedern Landmessung innerhalb der Wendekreise; Missionar Paul Steiner erzählt von den Culturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten 100 Jahre; C. Bolle fährt in seinen anziehenden Berichten über das Deutschthum in Brasilien und E. Wallroth über die Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten fort. Der Forschungsreisende Paul Reichard schildert gewerbliches Leben und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 22. Jan. verschied zu Hamburg Geh. Hofrath Dr. Feodor von Wehl (eigentlich von Wehlen, 1821 zu Kunzendorf in Schlesien geboren). Als Dramaturg, Novellist, als lyrischer und dramatischer Dichter, wie als Literarhistoriker hat er sich einen geachteten Namen erworben. Eine größere praktische Wirksamkeit war ihm in den Jahren 1869—84 als künstlerischer Leiter des königlichen Hoftheaters in Stuttgart vergönnt. Seitdem lebte er in Hamburg. Erst im letzten Jahre erschienen seine vielgelesenen Lebensaufzeichnungen: „Zeit und Menschen". Für das künftige hatte er die Herausgabe einer Zeitschrift in zwanglosen Heften geplant. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" werden ihren langjährigen, stets treu bewährten Mitarbeiter schmerzlich vermissen.

Bibliographie.

Bidermann, H. I., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee. 1526—1804. 2te Abth. 1705—1740. Innsbruck, Wagner. 1889. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Block, J. C., Jeremias Falck, sein Leben und seine Werke, mit vollständigem alphabetischem und chronologischem Register sämmtlicher Blätter, sowie Reproductionen nach des Künstlers besten Stichen. Danzig, Hinstorff. Lex.-8. 25 M.

Bode, C., Die pädagogische Reform des 18. Jahrhunderts in Bremen. Vortrag. Bremen, Kühtmann. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Bode, F. (Hans Elben), Stolberg. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Kassel, Wigand. 8. 3 M.

Borcherdt, A., Das lustige alte Hamburg. Scherze, Sitten und Gebräuche unserer Väter. Hamburg, Dörling. 1889. 8. 4 M.

Boßhardt, E. T., Von Polen zum Ararat. Reiseskizzen. Basel, Schneider. 8. 1 M.

Bujak-Ramberg, P. F. v., Fritz von Farenheid-Beynuhnen, Ehrenmitglied der königl. Akademie der Künste zu Berlin, Ehrendoctor der Universität Königsberg. Eine Lebensskizze. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Cassel, P., Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. Guben, Sallis. 8. 1 M.

Delbrück, H., Das Tagebuch Kaiser Friedrich's. Gustav Freytag über Kaiser Friedrich. Zwei Aufsätze aus den Preußischen Jahrbüchern. Berlin, G. Reimer. 1889. 8. 50 Pf.

Esser, W., Giordano Bruno's Leben und Vergötterung, den Katholiken Deutschlands erzählt. Breslau, Goerlich u. Coch. Gr. 8. 75 Pf.

Bernhard Foerster. Eine Schrift zum Andenken und zur Rechtfertigung. Herausgegeben von deutschen Freunden. Leipzig, Th. Fritsch. 1889. Lex.-8. 50 Pf.

Gaul, F., und J. Haßreiter, Sonne und Erde. Ballet. Musik von J. Bayer. Wien, Künast. 1889. 8. 40 Pf.

Gerok, K., Blumen und Sterne. Vermischte Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1889. 12. 5 M. 50 Pf.

Hahn, R. E., Das Erbfräulein. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1889. Gr. 8. 6 M.

Hardung, V., Die Kreuzigung Christi. Entwurf zu einem Kirchen-Drama. Paderborn, F. Schöningh. 1889. Gr. 8. 1 M.

Herold, E., St. Wenzel's Landesstrafanstalt in Prag. Eine historische Skizze. Prag, Kober. 1889. 12. 40 Pf.

Heuch, J. C., Glaube und Unglaube. Populäre Vorträge. Deutsch von H. Hansen. Basel, Spittler. 1889. 8. 1 M.

Hörmann, L. v., Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Liebeskind. 32. 1 M. 50 Pf.

Ihne, W., Römische Geschichte. 7ter Bd. Die Bürgerkriege bis zum Triumvirat. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 M.

Kegel, M., Lichtstrahlen der Poesie. Gedichtsammlung, ausgewählt von M. K. Illustrirt von O. E. Lau. Stuttgart, Dietz. 8. 3 M. 50 Pf.

Laucken, B. v. der, Erlöst. Roman. Weimar, Weißbach. 8. 2 M. 50 Pf.

Löwen in Uniform. Kleine Lebensbilder aus Offizierskreisen von G. v. Bülow, A. v. Degen, Christine Palmié, H. Waldmann u. A. Leipzig, Rauert u. Rocco. 1889. Gr. 8. 2 M.

Neumann-Strela, Hohenzollern-Märchen. Berlin, Gramsch u. Comp. 8. 3 M.

Poppe, P., Eine Phantasie im Ratskeller zu Wiesbaden. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1889. 12. 1 M.

Wippermann, K., Deutscher Geschichtskalender für 1889. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. 1ster Bd. Leipzig, Grunow. 1889. Gr. 8. 6 M.

Wolff, E., Herzog Ernst. Trauerspiel. Altona, Reher. 1889. 8. 2 M.

— — Der Hochmeister. Trauerspiel. Altona, Reher. 1889. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanley's Briefe
über
Emin Pascha's Befreiung.

Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht.

Herausgegeben von
J. Scott Keltie,
Bibliothekar der Geographischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **H. von Wobeser.**

Mit einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Erste bis zehnte Auflage.

Diese in Deutschland bisher nur zum geringsten Theile und sehr lückenhaft bekannt gewordenen Briefe und Berichte Stanley's geben zum ersten male ein übersichtliches Bild des Verlaufes der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's. Welches Aufsehen die Schrift erregt, geht daraus hervor, daß binnen wenigen Wochen zehn Auflagen gedruckt werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von
Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur ist dem deutschen Publikum erst durch diese zweite Auflage der lange vergriffen gewesenen Uebersetzung wieder zugänglich geworden und findet immer zahlreichere begeisterte Leser. Das Werk liegt jetzt vollständig vor und kann auf einmal oder nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:
Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.
Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.
Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von
Dr. Georg Schweinfurth
und
Dr. Friedrich Ratzel
mit Unterstützung von
Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Name Emin-Pascha's, unsers seit mehrern Jahren durch den Aufstand des Mahdi in dem nördlichen Centralafrika in Wadelai abgesperrt gewesenen deutschen Landsmanns Dr. Schnitzer, ist besonders seit der von Stanley zu seiner Befreiung unternommenen Expedition in aller Munde. Die zahlreichen werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's waren bisher nur theilweise in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt. Die auf dem Titel genannten vier Gelehrten vereinigten sich deshalb zu einer sorgfältigen Sammlung und Sichtung aller Arbeiten Emin-Pascha's und namentlich der in seinen ausführlichen Reisebriefen enthaltenen Berichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Henry M. Stanley.

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zweite (wohlfeile) Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Durch den dunkeln Welttheil. Zweite Auflage. Mit Karten und Abbildungen. 2 Bände. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Maßlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 6. Februar 1890.

Inhalt: Die Molière'sche Komödie in Deutschland. Von Richard Mahrenholtz. — Erzählungen. Von Karl Sallmann. — Neue episch-lyrische Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Eine Biographie Jean Paul's. Von Moritz Kronenberg. — Deutsche Reisewerke über Afrika. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Molière'sche Komödie in Deutschland.

Les comédies de Molière en Allemagne, le Théâtre et la Critique. Par Auguste Ehrhard. Paris, Lecène et Oudin. 1889. 8. 8 fr.

Die französischen Gelehrten pflegen, wenn sie sich auf das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte begeben, meist nur den Einfluß ihrer Nation auf andere Völker hervorzuheben, namentlich aber die deutsche Literatur gegenüber der französischen lediglich als die empfangende hinzustellen. Daß sie auch nach Kräften zurückgegeben hat, was sie entlieh, kann nach den eingehenden, einen wahren Benedictinerfleiß kundgebenden Forschungen Süpfle's wenigstens für die zweite Hälfte des 18. und die ersten Anfänge des 19. Jahrhunderts nicht mehr zweifelhaft sein; von solchen überraschenden Resultaten deutscher Wissenschaft nehmen aber die Herren in Paris gewöhnlich keine oder geringe Kenntniß. So erklärt es sich, daß auch der Verfasser der oben genannten Schrift, ein Professor der Literaturgeschichte in Besançon, in einer summarisch gehaltenen Einleitung nur von den hohen Verdiensten der alt- und mittelfranzösischen Literatur um die deutsche Culturentwickelung spricht, uns aber die Einwirkungen von Deutschland auf Frankreich, die schon mit den Religionswirren des 16. Jahrhunderts begannen, nicht verräth. Dagegen zeigt er sich parteiloser, wenn er in dem Haupttheile seines Werks den Einfluß schildert, welchen der erste Lustspieldichter Frankreichs, Molière, mehr als ein Jahrhundert auf das deutsche Theater ausübte, weil hier deutscherseits nur von einem Empfangen, nicht von einem Geben gesprochen werden kann.

Die literarische Stellung Frankreichs im 17. Jahrhunderte, die Vorliebe der deutschen Fürsten und Adeligen für französische Sprache und Literatur, das Auftreten fränkischer Provinzialtruppen in deutschen Residenzen und die Neigung deutscher Studenten, die Bühnendichtungen unsers westlichen Nachbarvolks in heimischer Mundart aufzuführen, hatten bei uns den Boden für einen wahren Molière-Cultus geebnet. Schon zu Lebzeiten des großen Dichters (1670) sind drei seiner Stücke in einer Sammlung französisch-englischer Komödien zu Frankfurt a. M. übersetzt worden, 1694, und in zweiter, sehr veränderter Auflage 1695, ist dann zu Nürnberg eine vollständigere Uebertragung erschienen, in der aber viele unbestrittene Meisterwerke noch fehlen. Um diese Zeit und besonders von 1685, dem Gründungsjahre des dresdener Hoftheaters, an wirkte die Velthen'sche Wandertruppe im Norden und Süden Deutschlands für die scenische Einbürgerung Molière's; Hauptsitze der dem Dichter huldigenden Bestrebungen blieben aber zwei süddeutsche Städte, Frankfurt a. M. und Nürnberg. An dem letztern Orte erschien auch die dritte Uebersetzung 1721, der, ebenso wie den Uebertragungen von 1694 und 1695, Mängel der Form und Misverständnisse des Inhalts, Anhäufung von Fremdwörtern, eine natürliche Folge des Mischmasches der deutschen Sprache jener Zeiten, und vor allem das Fehlen der bedeutendsten Schöpfungen Molière's vorgeworfen werden müssen.

Der leipziger Kritiker Gottsched, welcher sonst in der französischen Poesie und Poetik Heilkräfte gegen die Verwilderung der deutschen Sprache und Dichtung suchte, aber zugleich mit ungeschickt zutappenden Händen das Volksthümliche und Eigenartige der heimischen Ueberlieferungen zerstörte, hatte gerade für den ersten Dichter der Zeit Ludwig's XIV. wenig Vorliebe. Von dem akademischen Vorurtheile, daß die Tragödie höher stehe als die Komödie, verblendet, hielt er sich an Corneille und Racine, schwor auf Boileau's einseitige Lehren und wandte sich, wo er die komische Dichtung nicht unbeachtet lassen konnte, mehr einem Destouches als einem Molière zu. Von diesem nahm er in seine deutsche Schaubühne nur

ein Stück in mangelhafter Uebersetzung auf. Seine hochstrebende, schreibgewandte Gattin, Luise, geb. Culmus, hat sich höhere Verdienste um den Dichter erworben, aber auch, schon um des äußern Erfolgs willen, mehr den zeitgemäßen Epigonen der nachclassischen Periode, den Destouches, Marivaux, Lachaussée, gehuldigt als dem unerreichten, aber für den wechselnden pariser Modegeschmack schon veraltenden Molière. In ihrer Tartuffe-Bearbeitung, die sie „Pietisterey im Fischbeinrock" betitelte, nahm sie außer dem „Tartuffe" selbst auch ein minderwerthiges, aus Molière's Dichtungen erst zusammengestoppeltes Stück: „La Femme docteur", zum Vorbilde, weil es durch die Verspottung der überspannten Jansenisten Augenblicksreiz erhielt und Vergleichungspunkte mit dem ihr verhaßten halleschen Pietismus bot.

Was sonst Gottsched's Schüler und Anhänger an Molière-Uebersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen aufzuweisen haben, ist zwar vom Verfasser mit allen erwünschten und unerwünschten Einzelheiten erörtert worden, hat aber für den Molière-Forscher sehr geringe Bedeutung; denn jene meist minderwerthigen oder völlig gehaltlosen Stücke drangen schon damals nicht über den engern Zunftkreis hinaus und werden heutzutage nur noch in umfangreichen Literaturgeschichten verzeichnet.

Zu einem Lieblinge der gebildeten Deutschen wurde Molière erhoben, als auch Lessing, der scharfe Gegner alles Französisch-Classischen, ihn nicht nur warm würdigte, sondern auch in seinen ersten dramatischen Versuchen sich ihm mehrfach anschloß. Das deutsche Lustspiel — so erkannte auch Lessing's Scharfblick deutlich — bedurfte bei dem Mangel an berufenen Talenten, bei dem Fehlen eines regen, öffentlichen Lebens und eines literarischen Mittelpunktes wie Paris noch der Leitung und Anregung durch fremde Dichter. Allerdings lagen in dieser Hinsicht die zeitgenössischen Lustspieldichter, die Destouches, Marivaux, Diderot, näher als der einer andersgearteten Zeit und Bildungsepoche angehörende Molière, und so ist auch Lessing später von dem Studium dieses Dichters zu der Bevorzugung der Epigonen des 18. Jahrhunderts übergegangen. Nie aber schloß er sich denen an, welche in ihrer urtheilslosen Begeisterung für Shakespeare alles Französische, auch Molière's Dichtungen, herabwürdigten; in seiner vielseitigen Bildung und scharf eindringenden Kritik war für den Hofdichter Ludwig's XIV. neben dem Nationaldichter Englands Raum.

Um die Zeit, als Lessing sich zu einer selbständigen Bedeutung emporrang, wurde hoch im Norden Deutschlands, zu Hamburg, die erste vollständige Molière-Uebersetzung von F. Samuel Bierling veröffentlicht. Damals hat Bierling dem französischen Dichter etwa denselben Dienst geleistet, wie etwas später Wieland und Eschenburg dem großen Dramatiker Britanniens. Heute ist sein Werk nach Form und Inhalt unbrauchbar, durch Baudissin's Musterleistung namentlich in tiefen Schatten gestellt worden, sodaß nur eine besondere literarische Neigung es wieder von den Todten erwecken konnte.

Weit tiefer und liebevoller als der erste Kritiker des 18. Jahrhunderts, Lessing, hat sich Deutschlands erster Dichter, Goethe, in den Dichter eines „Misanthrope" versenkt, in ihm Offenbarungen des ewig Menschlichen gefunden und manche innere Uebereinstimmung zwischen seiner eigenen und Molière's Weltanschauung erkannt. Nur als Ausleger des Dichters und als meisterhafter Führer zu den versteckten Tiefen und eigenartigen Vorzügen desselben, nicht auch als Nachahmer des hochbewunderten Vorbildes dürfen wir Goethe preisen. Und gerade darin, daß er von einer Nachbildung des schwer zu Erreichenden oder Unnachahmlichen absah, leistete er der deutschen Bühne den besten Dienst. Denn wenn überhaupt die Nachahmung des allgemeine Leidenschaften widerspiegelnden Trauerspiels viel leichter ist als die Nachbildung des an bestimmte Zeit und Lebensformen geknüpften Lustspiels, so waren der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon manche Zeitbeziehungen und persönliche Anspielungen in Molière's Werken entschwunden und der große Dichter selbst in Paris aus der Mode gekommen. Voltaire hatte ihn sehr lau gewürdigt, Marivaux ihn thunlichst herabgesetzt, Jean Jacques Rousseau seinen „Avare", „George Dandin" und selbst sein erstes Meisterwerk, den „Misanthrope", als sittengefährdende Stücke gebrandmarkt, Diderot ihn durch seine halb englischen, halb französischen Rührstücke zu verdrängen gesucht. Aber die Revolutionszeit, in Molière einen Vorläufer der kirchen- und adelsfeindlichen Jakobiner erblickend, gab ihm auf der Bühne und in der Literatur wieder einen Ehrenplatz. Als Molière so in Paris von neuem zum Lieblingsdichter des Tages geworden war, wandten ihm bei uns zwei auf das Zeitgemäße, Bühnenwirksame gerichtete, von der Seinestadt her stark beeinflußte Theaterdichter, Iffland und Kotzebue, ihre Gunst zu. Durch Bearbeitungen, Nachahmungen und Entlehnungen haben sie mit seiner Hinterlassenschaft ihre dramatischen Arbeiten bereichert, und wenn man weiß, wie die Stücke beider Dichter alle deutschen Bühnen beherrschten, wie in Dresden z. B. von 1741 Aufführungen der drei Jahrzehnte 1790—1820 dem einen 143, dem andern 334 gewidmet waren, Schiller dagegen mit 46 und Goethe mit 6 sich begnügen mußte, so wird man um Molière's willen ihnen Dank zollen.

Unter dem Franzosenhasse in der napoleonischen Leidenszeit und den Befreiungstagen, unter der Shakespeare- und Calderon-Schwärmerei der deutschen Romantiker, unter der Deutschthümelei der Anhänger Jahn's mußte mit der französischen Sprache und Literatur überhaupt auch Molière leiden. Den Beifall vieler Gelehrten und Gebildeten raubte ihm A. W. Schlegel's gehässige Kritik, vaterlandsliebende Männer konnte es wenig erfreuen, daß gerade die Heine und Börne ihn ob seines politischen und kirchlichen Freisinns priesen, Gutzkow's indirecte Verherrlichung des großen Vorgängers in seinem „Urbild des

Tartüffe" zog ihm all die Anfeindungen zu, unter welchen die jungdeutsche Schule damals zu leiden hatte. Seitdem sind zwar namhafte Dichter zu seinen Gunsten aufgetreten, gelehrte Forscher und geistvolle Literaten haben sein Leben und sein dichterisches Schaffen mit Verständniß und Vorliebe behandelt, die größern deutschen Bühnen, besonders die Wandertruppe Meiningens, haben ihm einen wohlverdienten Ehrenplatz gegeben. Aber wenn in Paris selbst nur einzelne seiner Stücke, meist im sichern Geleite der Tagesneuheiten, die Räume der Comédie und des Odéon füllen, wenn die Schule Victor Hugo's nicht minder als Scribe und dessen Nachbeter oder die naturalistische Richtung seine Bedeutung verkennt, die Molière-Forscher auf Berührung mit der Bühne und den weitern Kreisen verzichten, so sind in Deutschland die Tage der Molière-Begeisterung längst vorübergegangen. Das Erbe des Dichters haben diesseits und jenseits der Vogesen die Tageslieblinge und Effecthascher angetreten, den verdienstvollsten deutschen Bühnendichtern der Gegenwart ist der gebührende Antheil oft versagt worden. Richard Mahrenholtz.

Erzählungen.

1. Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel. Leipzig, Liebeskind. 1890. 8. 3 M.

Auf ernstem Hintergrunde, nicht ohne Vorliebe für tragische Klänge, aber mit offenem Ohr auch für den echten Volkshumor, bietet uns die Verfasserin drei Erzählungen, zwei kürzere und eine längere, aus dem hessischen Lahngau. Die geschilderten Personen und Zustände sind der allerjüngsten Vergangenheit, man könnte fast sagen, der Gegenwart entnommen, und wer diese hessischen Bauerngestalten kennt, stämmig und knorrig, mit stark ausgeprägtem Eigenwillen, aber von hellem Verstande und reichem, tiefem Gemüthsleben, der wird zugestehen müssen, daß Leben, Denken und Fühlen dieser kernigen Männer und arbeitstüchtigen Frauen, die neben ihrem ländlichen und häuslichen Berufe noch Kraft und Neigung in sich fühlen, auch ernstere Interessen zu pflegen und tiefern Empfindungen Raum zu geben, wahr und treu, ohne Schönfärberei, dazu frisch und anziehend dargestellt sind und der volksmäßige Ton gut getroffen ist. Die erste Erzählung „Der Insitzfrieder" läßt uns mit einem bäuerlichen Original Bekanntschaft machen, der von unserm Herrgott Gehirnschmalz für seine Dorfgenossen alle zusammen gekriegt hat und so in seiner Umgebung viel Gutes stiftet, indem er nach Eulenspiegelart seine auf den Grund der Dinge dringende Einsicht unter schelmischen Rathschlägen verbirgt.

Für die zweite Erzählung „Dore" ist ein weiterer Rahmen gewählt. Die bewegtere und verwickeltere Handlung forderte hier vollere, tiefere Farbentöne und mit Spannung folgen wir der fast dramatischen Entwickelung bis zur tragischen Katastrophe.

Tief empfundene Naturbilder führt uns die dritte Erzählung „Moos" vor. Moos ist für dieselbe zur Ueberschrift gewählt als das Sinnbild einer wahren, echten Liebe, weil es wie diese gar wenig Nahrung bedarf und nicht abstirbt, ob's trocken oder kalt ist, ob Waldboden oder hartes Gestein den Untergrund hergibt. Und Dore, die Insassin eines bäuerlichen Armeleuthauses, dessen Bewohner ein elendes Alter in zänkischer, splitterrichterischer Umgebung fristen, ist solch eine Moosnatur, die, infolge eines übertriebenen Vertrauens zu ihrem Gesindeherrn, zur Pfründnerin des Armenhauses geworden, ihrem einstigen Bräutigam, den der Meineid des einzigen Zeugen eines unglücklichen Todtschlags ins Zuchthaus geführt hat, 52 Jahre lang unverbrüchliche Treue hält, bis endlich, nachdem die Unschuld des fälschlich Verurtheilten ans Licht gekommen, Greis und Greisin am Rande des Grabes ihre Hände zu ehelichem Bunde ineinanderlegen.

Zu besserm Verständnisse ist in Fußnoten für nichthessische Leser die Erklärung schwierigerer Dialektwörter beigedruckt. So wird denn S. 47 auch „prekavirt" erklärt durch „vorbereitet", wol ohne zwingenden Grund, weil das Wort in dieser Bedeutung allgemein bekannt sein dürfte. Wenn aber weiter dazu gesagt wird: „Jedenfalls eine Umbildung von präpariren", so ist das ein arger Schnitzer, vor dem der Sprachkenner sich bekreuzigen dürfte. Das französische précaver hätte auf den lateinischen Ursprung ohne viel Kopfzerbrechen hingeführt.

2. Yeast, ein Problem, oder was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Von Charles Kingsley. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Mit einer Einführung von R. Wülker. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 5 M.

In dem losen Gefüge eines Romanfragments behandelt der berühmte Verfasser der „Hypatia" die socialpolitischen und religiösen Probleme, deren Lösung er die Hauptarbeit seines Lebens gewidmet hat. In einer Zeit entstanden, als die pariser Februarrevolution die Gemüther auch in England in Spannung versetzte, während hier selbst der chartistische Aufstand drohte und die nach Abhülfe schreienden Schäden der städtischen und ländlichen Arbeiterbevölkerung das tiefste Mitgefühl aller Wohlgesinnten herausforderte, sollte „Yeast" die Aufregung der Zeit zur Darstellung bringen und in seinem Theile dazu beitragen, das verwahrloste Volk für ein lebendiges Christenthum zurückzugewinnen, in dem Werdegange des Helden zeigend, was der Kampf um ein besseres Erdendasein in seinem innersten Wesen bedeutet. Viele der in „Yeast" angeknüpften Fäden hat Kingsley in seinem spätern Romane „Two Years Ago" wieder aufgenommen, sodaß dieser, obgleich die Fabel ihren eigenen Weg einschlägt, zum Theile sogar die Personen unter anderm Namen auftreten, als ergänzende Fortsetzung

des ältern Werks gelten muß. Von dem dritten Romane, welcher die neueste Zeit behandelt, harrt „Alton Locke" noch einer deutschen Uebersetzung, während von den großen geschichtlichen Romanen „Hypatia" (1858), „Hereward" (1867), „Westward Ho" (1866) in guter Uebertragung erschienen sind.

Was einst Josias Bunsen in dem Vorworte zur deutschen Uebersetzung der „Hypatia" urtheilte, daß dieselbe den vollen Beweis dafür liefere, in wie hohem Grade der Verfasser es verstehe, in den Erscheinungen einer weltgeschichtlichen Vergangenheit das Menschheitliche, Tiefere, Bleibende zur Darstellung zu bringen, und bei solcher Fähigkeit zugleich den frischen Ton des Volkslebens zu treffen und humoristische Charaktere und Verwickelungen mit Shakespeare'scher Kraft nicht allein zu zeichnen, sondern auch mit dramatischer Wirkung auszubilden und auszumalen wisse, das läßt sich auch auf „Yeast" anwenden, nur daß es hier Kämpfe und Bestrebungen der Gegenwart, klaffende Wunden und offene Beulen am Leibe des lebenden Geschlechts, zunächst in England, sind, die Kingsley zu schildern unternimmt. Besser, als hier geschieht, können wir in das heutige Leben der verschiedenen englischen Gesellschaftsklassen gar nicht eingeführt werden. Das gleiche Verständniß für die einfachen, kleinen Leute, wie für die vornehmen und gebildeten bekundend, weiß das Zeitbild unsers Romans für alle Gestalten, mit denen es uns bekannt macht, eine tiefgehende, nachhaltige Theilnahme zu erwecken. Allerdings für Leser, die sich an spannenden Sensationsromanen Geschmack und Magen verdorben haben, ist es nicht entworfen. Wir haben es nicht mit einem Ainsworth und Wilkie Collins zu thun. Kingsley verlangt hier wie in all seinen übrigen Schriften gereifte, denkende Leser, Leser, welche für die treibende unsichtbare Kraft, die in den wechselnden Tageserscheinungen gärt und arbeitet, wie für die ewige göttliche Grundlage und das unvergängliche Ziel alles Menschenlebens noch Sinn und Verständniß haben. Denn was auch sonst noch fesseln mag, die eingestreuten Unterredungen und Briefe bilden doch den werthvollsten Bestandtheil des Buchs und diese haben die geistigen Interessen an Kunst, Wissenschaft, Kirche, Staats- und Gesellschaftsleben zum Inhalte.

Der Uebersetzerin, welcher der Ruhm zufällt, als erste ein Kingsley'sches Werk, das Drama „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen" (Marburg 1855), ins Deutsche übertragen zu haben, ist ihre neueste Arbeit trefflich gelungen. Trotz der eigenartigen Schwierigkeiten, die bei dem Stoffe gerade dieses Romans zu überwinden waren, ist die Sprache von Anfang bis zu Ende treffend, fließend und wohllautend, sodaß dem Leser gar nicht die Empfindung kommt, es mit einem Erzeugnisse fremder Zunge zu thun zu haben.

3. Lebensbilder, in einem alten Schreibtische gefunden. Von Thekla von Gumpert. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 3 M.

Die berühmte Jugendschriftstellerin wendet sich mit diesen „Lebensbildern" an erwachsene Leser. Wie das Vorwort uns belehrt, hat das Manuscript vierzig Jahre im Schreibpulte geruht und nur ein Zufall brachte es an das Tageslicht. Sollen wir die gebotene Erzählung Novelle nennen? Dafür fehlt die unerwartete, überraschende Wendung in dem Gange der Ereignisse, die von der Novelle gefordert wird. Oder Roman? Dafür ist der Rahmen zu eng und die Entwickelung zu knapp gehalten. Der von der Verfasserin gewählte Titel trifft das Rechte: es sind Lebensbilder, die uns gezeichnet werden, Bilder aus der aristokratischen Welt, deren Gesellschaftsleben sich treu darin widerspiegelt, ernste und heitere, erquickende und abstoßende Bilder, deren jedes in seiner Art fesselnd und wirkungsvoll ist. Auf Spannung ist es nicht abgesehen, die Erzählung tritt hinter der Charakterzeichnung zurück und diese selbst ist mehr skizzenhaft andeutend, als episch ausführlich oder psychologisch sich vertiefend. Aber mit Kunst und Geschick sind die verschiedenartigsten Persönlichkeiten und Lebensberufe in die Beleuchtung der alles Menschengeschick entscheidenden Wahrheit gerückt, daß Arbeit Krieg ist gegen Elend, daß ein müßiggängerischer Standeshochmuth das Leben austrocknet und aushöhlt, daß auch ein ideales grübelndes Phantasieleben, welches für die eherne Sprache der Pflicht kein Ohr hat, weil es die Kraft des Willens lähmt, dem Dasein Reiz und Bedeutung raubt, um in Schlaffheit und Friedlosigkeit abzuwelken. Das innerlich leere gräflich Tannenberg'sche Ehepaar mit seinem Stammbaumstolze, die tiefangelegte, schaffensfreudige, verstandesklare und willensfeste Comtesse Elisabeth, deren hausbackene Schwester Frau von Halm, der edle, aber energielose Graf Karl, der wunderliche von Duldheim, die schwermüthige Maria mit den dunkeln Mignonaugen, der wackere ärztliche Geheimrath Kraft und dann der gutherzige militärische Hagestolz, der Major, der von seiner Eitelkeit erst in der Ehe mit der lebensfrischen, kerngesunden Martha geheilt wird, die ergötzliche Figur der Wirthin zur Stadt London mit dem mächtigen „Sprechanismus" und einem Mundwerke so breit, daß sie sich ins Ohr beißen könnte, eine abgesagte Feindin aller „Frauenmannspassion", die gar nicht damit einverstanden, daß ihr blondes Julchen in der höhern Töchterschule das „Cujoniren und Declíniren" hat lernen müssen, das für die Herstellung einer guten „Table-d'O" doch nutzlos ist — alle diese Gestalten sind natürlich und lebenswahr geschildert und bewegen sich vor uns in folgerichtigem Handeln. Nur das fragwürdige Distichon S. 81, die Alleopathen, Eraneoskopen und einige andere Flüchtigkeiten hätten wir gern vermißt. Sonst ist die Form der Erzählung edel und wohlthuend und wird wie der Inhalt der verdienten Jugendschriftstellerin zu ihren alten Verehrern gar manche neue erwerben.

4. In Stille und Sturm. Erfahrungen aus dem ersten Jahrzehnt meiner Amtsführung. Von R. Moeller. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 3 M.

Das Bekenntniß ist nie so reich wie der Glaube, die Theologie nie so reich wie das unmittelbare Bekenntniß. Dennoch fordert

der Glaube das Bekenntniß, das Bekenntniß die Theologie, und was auf diesem Wege an unmittelbarer Fülle und Innigkeit verloren geht, das wird wieder gewonnen durch die größere Klarheit, Bestimmtheit und Wirkungskraft. Aehnlich ist es in dem Verhältnisse zwischen Union und Confession geschehen, da wo dieses Verhältniß sich nicht gegensätzlich gestaltete, sondern die innere, lebendige Beziehung zwischen beiden treu festgehalten wurde.

Mit diesen Worten bezeichnet der Verfasser selber seine Stellung zu Theologie und Kirche und bietet den Schlüssel, der uns für sein Streben und Wirken im Amte das rechte Verständniß öffnet. Insofern uns seine Schrift — der Verfasser bekleidet seit langen Jahren das Amt des Generalsuperintendenten für die Provinz Sachsen — in die Zeit des Universitätsstudiums und ersten Schaffens als Prediger, erst in der Militärgemeinde von Mainz und dann in der Gemeinde Radevormwald in der Rheinprovinz, zurückführt, kann sie als ein Seitenstück zu den jüngst in d. Bl. angezeigten Luthardt'schen „Erinnerungen" gelten. Hier wie dort läßt uns ein reichbegabter, tiefgegründeter, warmherziger Theologe Blicke in das Innerste seines Geistes- und Gemüthslebens thun; hier wie dort ist es ein anziehender Kreis bedeutender Männer, in den wir zugleich eingeführt werden; hier wie dort sind die kirchlichen Verhältnisse, unter welchen und auf welche gewirkt wird, derartige, daß sie außer der persönlichen auch noch eine allgemeinere, geschichtliche oder dogmatische Theilnahme wecken. Und trat uns in Luthardt der bewußte Vertreter eines strengconfessionellen Lutherthums entgegen, so gibt sich Moeller als überzeugten Vertreter der positiven Union lutherischer Richtung zu erkennen, sodaß auch nach dieser Seite hin die beiden Schriften sich ergänzen. Auch Moeller's „Erfahrungen", ursprünglich nur für Fremde zum Drucke gegeben, erscheinen hier zum ersten male für einen weitern Leserkreis, der die gebotene Gabe dankbar willkommen heißen wird. Denn es ist ein reiches inneres Leben, das sich hier vor uns entfaltet, erst in der Stille einer vorwiegend katholischen Garnisonstadt, bis der Ruf seiner vorgesetzten Behörde den bisherigen Militärprediger zu dem verantwortlichen Pfarramte an einer hocherregten Gemeinde bestimmt, in der sich eben eine Spaltung vollzieht, indem unter Führung des bis dahin landeskirchlichen Pfarrers Havers der größere Theil der Gemeinde der lutherischen Separation zuneigt. Gerade dieser Theil des Buchs ist von hohem kirchengeschichtlichen Interesse. Das mildbesonnene Urtheil des Verfassers läßt uns rasch den rechten Standpunkt für die eigene Auffassung gewinnen, während die offene, eingehende und lebendige Darstellung aller einschlagenden Verhältnisse uns ein klares Bild von Vorgängen liefert, die für die preußische Landeskirche von bleibender Bedeutung sind. In Stille und Sturm hat Moeller damals nicht blos viel erlebt, sondern auch viel erfahren. In Stille und Sturm hat er seinen Ankergrund in dem Glauben des Evangeliums gefunden, dessen Kraft ihm den Sieg gab. In dieser Kraft ist es ihm gegeben worden, den entfesselten Sturm confessioneller Leidenschaft zu beschwören. In dieser Kraft hat er dreizehn Jahre in Rade eine gesegnete Wirksamkeit geübt, zu deren Zeugen er uns macht, und die Hoffnung, daß sein Büchlein hie und da einen Leser in der Pilgertreue stärken und mit dem Gruße aus einer gemeinsamen, ewigen Heimat grüßen werde, wird ihm, wir sind es gewiß, nicht unerfüllt bleiben.

5. Christliche Lebensbilder von Max Reichard. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 8. 5 M.

Wie zur Beleuchtung und Bestätigung des apostolischen Wortes von den mancherlei Gaben und dem einen Geiste sehen wir in diesen Bildern aus verschiedenen Zeiten und Völkern das Leben hervorragender christlicher Persönlichkeiten dargestellt, deren Wesen und Wirken bei aller Ungleichheit der Vorbedingungen, der Umgebung, der Anlage, der Berufsstellung doch in dem innersten Kerne eine solche Uebereinstimmung erkennen läßt, daß der Beschauer nicht lange darüber im Zweifel bleibt, wo das Urbild zu suchen, dessen Lichtglanz sich in all diesen verschiedenen Strahlen bricht. Es ist Einheit des Geistes, nicht Einerleiheit, die der lebendige Glauben schafft, wohlverträglich mit weitgehender Verschiedenheit, die doch darum nicht Scheidung zu werden braucht, weil des Gemeinsamen mehr ist als des Trennenden. Diesen Eindruck mußten Reichard's „Lebensbilder" auch schon in ihrer Vereinzelung machen und werden ihn an der Stelle, wo sie zum größern Theile zuerst erschienen, in der „Neuen Christoterpe", dem „Daheim" oder der „Monatsschrift für innere Mission" bei nicht vielen Lesern verfehlt haben. In der ihnen jetzt zutheil gewordenen Vereinigung zu einem Ganzen muß dieser Eindruck nothwendig verstärkt werden und darum heißen wir auch das Bekannte noch einmal willkommen.

Für die getroffene Auswahl ist des Verfassers eigener Lebensgang, der ihn als französischen Feldprediger nach der Krim, als Diakonissenpfarrer nach Straßburg und als Landgeistlichen nach Fröschweiler führte, von bestimmendem Einflusse gewesen. Fast ausnahmslos sind es Bilder aus Frankreich, der französischen Schweiz und dem Elsaß, die uns geboten werden: von Blaise Pascal, A. Vinet, Adolf Monod, Louis Meyer, F. Oberlin, Helene von Orleans, aus dem Leben der Dorfgemeinden Fröschweiler und Morsbronn. Neben ihnen hebt sich dann die stämmige, knorrige Gestalt des Sohnes unserer norddeutschen Heide, Ludwig Harms, allerdings um so eigenartiger ab, der von sich einmal gesagt hat: „Nächstdem daß ich ein Christ, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Seele, und kein Land der Welt geht mir über die Lüneburger Heide. Und nächstdem daß ich ein Lüneburger, bin ich ein Hermannsburger und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf in der Heide." In dem Pater Lacordaire begegnet uns sogar ein Dominikanermönch, freilich ein solcher, der über der römischen pompa diaboli die frohe Botschaft für alle Welt noch nicht vergessen hat.

Die Darstellung ist anziehend, lebendig und eindrucks-

voll. Der Verfasser bringt für seine Gestalten einen offenen, hellen Blick und ein weites, warmes Herz mit und weil er selbst dem Lebenswerke der Menschen, die er schildert, mehr als eine blos geschichtliche oder ästhetische Theilnahme entgegenbringt, so weiß er auch die rechten Töne anzuschlagen, um das Herz seiner Leser zu gewinnen und zu erwärmen.

Der bekannte Mitarbeiter Lacordaire's und Montalembert's an der demokratisch-papistischen Zeitschrift „L'Avenir" heißt übrigens Lamennais, nicht Lammenais, wie eine wiederholt vorkommende Schreibung den Namen lauten läßt.

6. Der tolle Christian von Paderborn. Historische Erzählung von Heinrich Keiter. Paderborn, Esser. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Der tolle Christian ist der bekannte braunschweiger Herzog, Gottes Freund, der Pfaffen Feind, aus der Anfangszeit des Dreißigjährigen Kriegs; der vornehmste Schauplatz unserer Erzählung die alte Paderstadt in den Tagen, als Christian die westfälischen Stifter zum größten Theile in seine Hand bringt und das umliegende Land seine eiserne Faust zu fühlen bekommt. In Paderborn ist die Einwohnerschaft in Parteien gespalten. Eine protestantische Minderheit erträgt nur unwillig den Druck der Katholiken, die ihr infolge der Wichard'schen Unruhen ihre Kirche genommen haben und sie in ihrer freien Religionsübung peinlich behindern. Aber auch die Bischöflichen sind unter sich uneins, gegen den Kleinmuth der Bürger vermögen der fürstbischöfliche Kanzler Wippermann, der Bürgermeister Westphal und der Stadtcommandant von Poseck, welche beim Anrücken des Braunschweigers die Stadt bis aufs äußerste vertheidigen möchten, nicht durchzudringen. Die Stadt fällt, die eingeschüchterte Bürgerschaft öffnet unter Mitwirkung des heißblütigen protestantischen Führers Arnold Drohm dem stürmenden Feinde selbst die Thore. Bis hierher ist die Schilderung der innerstädtischen Verhältnisse, der Oertlichkeiten und Personen dem Verfasser wohl gelungen. Die Unterredungen der adeligen und bürgerlichen Sprecher, die Berathungen der Gemeindevertretung, die Pläne und Maßnahmen des hochfürstlichen Rathscollegiums, die Vorgänge in Haus und Kloster entrollen vor uns ein fesselndes, farbenreiches Bild. Auch weiterhin folgen wir der auf diesem Hintergrunde sich abhebenden Erzählung nicht ohne Theilnahme. Westphal's schönes Töchterlein Thekla, die gemüthvolle, ja edle Persönlichkeit Kapitän Neuhoff's, der goldgierige Jude Ruben mit seiner Tochter Esther, die leichtfertige Geliebte des Herzogs, Agnes Södermann, der dümmerliche Schlaukopf Kleinenberger, der Laienbruder Matthias aus dem Jesuitencolleg, Kurt der Hofnarr, der wüste Pflug, vor allen der tolle Christian selbst sind scharfgeschnittene Gestalten, deren Handlungen und Schicksale uns nicht gleichgültig lassen. Und bietet auch der Gang der Erzählung nichts Außergewöhnliches, ist dieselbe gerade nicht auf große Conflicte und eine feinere psychologische Entwickelung angelegt, so ist doch das Geschick anzuerkennen, mit dem die verschiedenartigsten Motive verknüpft sind und der geschlungene Knoten glücklich gelöst wird. Aber gegen eins müssen wir Verwahrung einlegen: die Erzählung ist als historische bezeichnet; damit verträgt sich nicht die Tendenzfarbe, die für die Gesammtdarstellung in der Art Janssen's und Onno Klopp's beliebt ist. So wie sie da aufgetragen ist, würde allerdings jeder Hetzkaplan sein Imprimatur ertheilen, aber für jeden, der die Geschichte kennt, nämlich die wirkliche, nicht erst ultramontan zurechtgemachte, ist sie unannehmbar. Da hat der hochsinnige Bischof von Paderborn einem Drucker die Communalsteuern abgenommen, weil sein Gewerbe der Wissenschaft dient; Hexen und Hexenmeister werden auch bei den Katholiken verbrannt, aber doch seltener als bei den Evangelischen; der Jesuitenpater Friedrich von Spee ist ja gegen den Greuel aufgetreten, und diese Römischen sind alle so fromm und edel, Neuhoff ist edel, Bartholomäus Drohm ist edel, die Jesuiten sind edel, die Klosterinsassen reine Engel, nur die Protestanten sind gar zu nichtsnutzig und gottlos. So sind auch die römischen Stadthäupter in Paderborn in Treuen erprobte, gewiegte Staatsmänner, die lutherischen Parteiführer kurzsichtige, wüste Demagogen. Einer der Jesuitenpatres versichert bei Gelegenheit mit rührender Einfalt: „Wir sammeln keine Schätze für die Erde, sondern bestellen den Acker Gottes." Bei Herzog Christian wird aber keine Mühe gespart, ihn als verruchten, geldgierigen Mordbrenner und eingefleischten Satan zu malen, dessen Greuelthaten um so schwärzer erscheinen, als sie sich auf Tilly's gottseligem Walten abheben, denn der hält strenge Mannszucht, der duldet nicht, daß die feindlichen Bagagewagen berührt werden, der sieht mit bitterm Schmerze auf die entsetzlichen Zerstörungen, die der grausam geführte Krieg in deutschen Landen anrichtet, und verzehrt sich schier in Sehnsucht, dem verheerten Vaterlande den Frieden wiederzugeben, indeß dieser wüste Braunschweiger, der Markgraf von Durlach, Mansfeld ihre teuflische Freude daran finden, in den tiefen Wunden, die dem unglücklichen deutschen Reiche geschlagen, zu wühlen und sie durch immer neue zu vermehren. Sind solche Geschichtsentstellungen Absicht oder Zufall? Die protestantische Wissenschaft überläßt das Geschäft der Fälschung den Jesuitenzöglingen. Sie hat nicht die geringste Veranlassung, aus dem geschichtlichen Bilde des tollen Christian die Züge von trotzigem Eigenwillen und hochfahrendem Ehrgeize, von Rücksichtslosigkeit und Härte auszumerzen, durch welche er der Schrecken seiner Feinde wurde. Doch eben deshalb übersieht sie auch nicht, wie in dem kühnen Freibeuter bei aller ungezähmten Wildheit eine gewisse Ritterlichkeit steckt, die eines romantischen Anflugs nicht entbehrt. Dagegen hat sie dem Mönche im Soldatenrocke, Tilly, bei aller Achtung vor seiner freilich beschränkten und stark äußerlichen Frömmigkeit, nicht vergessen, daß er die Ligistenhorden, die über das unglückliche Magdeburg herfielen, in ihrem blutigen Handwerke ungestört ließ und 184 Kisten unersetzlicher Bücher und Handschriften auf Nimmerwiedersehen von Heidelberg nach Rom auslieferte,

dessen Bibliotheca Palatina noch heute sich mit dem Raube brüstet. Und ebenso wird es wol keines besondern Nachweises mehr bedürfen, daß in Tilly's zügelloser Soldateska das Sengen und Brennen, das Rauben und Brandschatzen, das Morden und Schänden ebenso an der Tagesordnung war, wie unter den Heerhaufen Wallenstein's, unter den Franzosen Turenne's und nach Gustav Adolf's Tod selbst unter den Schweden.

7. Erzgebirgische Dorfgeschichten von August Wildenhahn. Dritte Auflage. Zwei Theile in einem Bande. Basel, Schneider. 1889. 8. 3 M.

So groß die Menge der Volks- und Jugendschriftsteller unter uns ist, die Zahl derer, die den wahren Volks- und Kindeston zu treffen verstehen, ist erschreckend klein, und spärlicher noch sind die Schriften, welche Volk und Jugend das bieten, was ihnen wahrhaft frommt, welche das christliche Bewußtsein unsers deutschen Volks nicht blos schonen, sondern es zu wecken, zu kräftigen und zu nähren wissen. Unter den Altvätern christlich-volksthümlicher Erzählungskunst steht August Wildenhahn in vorderster Reihe. Seine kirchengeschichtlichen Lebensbilder von Zinzendorf, Aug. Herm. Francke, Joh. Seb. Bach, Luther, Johs. Arndt, Paul Gerhardt, Phil. Jak. Spener sind ein werthvoller Schatz unserer Volks- und Jugendbibliotheken geworden, und wo er in freien Erzählungen, aus dem Volke dichtend und schaffend, das Wort nimmt, darf man sicher sein, einen wackern Mithelfer zu Schutz und Pflege frommer Zucht und Sitte am Platze zu finden. Darum begrüßen wir auch die „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" auf ihrem nun schon dritten Gange mit freudiger Genugthuung. Seit ihrem ersten Erscheinen vor mehr als vierzig Jahren hat sich ihnen so manches Haus in Stadt und Land geöffnet, vielen Tausenden aus hohem und niederm Stande sind sie seitdem eine Quelle der Kraft und Erquickung gewesen und wir betrachten es als ein gutes Zeichen für unsere Volksbildung, daß die Nachfrage nach so gesunder Kost noch anhält. Möchten die Erzählungen denn auch in dem schmucken neuen Gewande mit ihrem sinnigen und doch so gar nicht rührseligen Tone, mit ihrer der Volksseele abgelauschten Natürlichkeit und ihrem frischen Humor sich zahlreiche neue Freunde gewinnen!

Karl Sallmann.

Neue episch-lyrische Dichtungen.

1. Orlovic, der Burggraf von Raab. Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Herzegovina. Von Friedrich S. Krauß. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Die Haimonskinder. Episches Gedicht aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Von Otto von Vacano. Leipzig, Liebeskind. 1889. 12. 2 M.
3. Der Wetttrunk. Ein lustiges Junkerstücklein. Von C. Nissel. Liegnitz, Gradenwitz. 1889. Gr. 8. 60 Pf.
4. Das hohe Lied vom deutschen Kaiser Friedrich III. Sein Leben und seine Thaten. Dichtung in drei Gesängen von G. Benze von Benzenhofen. Nebst einem Vorgesang an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. Mit einem Anhang, enthaltend ein Verzeichniß der Schriften, welche über Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin Friedrich erschienen sind. Dritte Auflage. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. 1889. Gr. 8. 2 M.
5. Blasiert. Von Gottlieb Steger. Husum, Christiansen u. Bollmann. 1889. 16. 1 M.
6. König Hübich. Ein Harzmärchen. Von C. Förstner. Quedlinburg, Vieweg. 1889. 16. 1 M. 20 Pf.

„Orlovic, der Burggraf von Raab" von Friedrich S. Kraus (Nr. 1). Der Verfasser hat, laut Vorwort, im Auftrage des verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in den Jahren 1884 und 1885 Bosnien und die Herzegowina zum Zweck ethnographischer Erhebungen bereist. Einen gewichtigen Theil seiner wissenschaftlichen Ergebnisse bilden die Guslarenlieder (Lieder herzegowinischer Volkssänger), und ein solches bietet er uns hier in einer vortrefflichen Verdeutschung mit nebengedrucktem Originaltexte, sowie mit angefügten Erläuterungen und Schlagwörtern. Die interessante kleine Dichtung schildert uns in geschickt gehandhabten Blankversen, wie der Held derselben, Orlovic, ein mohammedanisch-slawischer Ritter, übers Adriatische Meer nach Italien zieht, um seinen auf der Burg Arsan (Ancona) in harter feindlicher Gefangenschaft liegenden Freund, den Beg Mustajbeg, zu befreien — ein kühnes Unternehmen, wie deren die mohammedanisch-slawischen Dichtungen häufig schildern und zu dem unsern Helden das Edelfräulein Kovcic aus Duvno, die Schwägerin des in Gefangenschaft Schmachtenden, veranlaßt hatte, indem sie ihm sich selbst und ihre reiche Mitgift als Lohn für die Ritterthat versprach. In der Kleidung eines Malteserritters kommt nun Orlovic glücklich durch das feindliche Gebiet hindurch nach Arsan, findet dort gastliche Aufnahme, befreit den Freund und entführt dem Burggrafen die Tochter. Die Abenteuer, die der waghalsige Orlovic auf seiner kühnen Fahrt erlebt, Noth, List, Kampf, Glück und alle Proben, die er zu bestehen hat, werden uns in packender und lebhafter Weise geschildert, sodaß der Eindruck der echt volksthümlichen und durch ihren fremdländischen Charakter besonders fesselnden Dichtung ein überaus eigenartiger ist. Man muß dem gelehrten Uebersetzer und Ausleger dieses Guslarenliedes dankbar sein für das werthvolle Geschenk, das er unserer Literatur mit der Aneignung dieses „Orlovic" macht. Neben dem blos poetisch Genießenden wird auch der wissenschaftlich prüfende Leser hier eine reiche Ausbeute finden; enthalten doch Einleitung wie Erläuterungen, die weit mehr als die Hälfte des Buchs ausmachen, eine Fülle von wissenschaftlichen Aufschlüssen über Land, Volk und Sitten der mohammedanischen Slawen, von dem Texte

der Dichtung ganz abgesehen, der zweifellos ein anziehendes Object sprachlicher Studien abgeben würde.

Das historische Interesse, das in dieser herzegowinischen Dichtung vorherrscht, ist auch den „Haimonskindern" von Otto von Vacano (Nr. 2) in hohem Grade eigen. Sie haben die Befreiung der Stadt Wesel vom spanischen Joche 1629 zum Gegenstande und versetzen uns in die bewegte Zeit des Cleveschen Erbfolgekriegs. Die altehrwürdige Stadt am Rhein war bekanntlich bereits seit 1614 in der Gewalt der Spanier und wurde in dem soeben angegebenen Jahre durch die Holländer befreit, welche durch ein paar muthige Bürger in die Stadt geführt worden waren. Diese muthigen Bürger aber sind die Helden des kleinen Epos: die Brüder Dirich und Petrus Mülder, vom Volksmunde nebst ihrer Schwester Agnes die Haimonskinder genannt. Eine zart gewobene Liebesepisode, in deren Mittelpunkt der fahrende Schüler Jan Rotleer und die soeben erwähnte Agnes Mülder stehen, belebt das Ganze aufs anmuthigste, und die Schatten zu dem Gesammtbilde liefert die spanische Soldateska, die mit viel Lebendigkeit und Anschaulichkeit gezeichnet ist. Mit Freude wird jeder deutsche Leser in die Schlußworte der hübschen Dichtung einstimmen, welche gegenüber jenen stürmischen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs die heutige Macht des in Frieden blühenden Deutschen Reichs preisen:

Vom Wasgau grüßt die deutsche Tanne,
Wo Brücke sich an Brücke baut,
Und rechts und links der Alemanne
Vom Hochgebirg aufs Ufer schaut;
Und deutsch erklingt's hinab den Strand:
Hie Hessenland, hie Frankenland!
Wo Rebengrün an Schieferwänden
Der frische Wind der Wisper kühlt,
Und wo an reichen Fruchtgeländen
Und Wiesengrund die Woge spült;
Wo Felsen schroff zum Himmel steigen,
Um Klippen rauscht der Wasserschuß,
Und wo der Flösser zwischen Deichen
Die Balken lenkt auf stillem Fluß:
Beim Ruderschlag, beim Sensenklang,
Allüberall der deutsche Sang!
Allüberall, wo auf den Barken
Der Wimpelschmuck am Maste gleiss't,
Wo uns von Thürmen in den Marken
Das Fahnentuch im Winde kreist,
Allüberall der deutsche Aar!
So grüß' dich Gott, du Völkerschar,
Mein rheinisch Land, du Land der Treue,
Du Land der Feste ohne Reue!
Denn auch an Frohsinn thut's im Reich
Des Rheinlands Stämmen keiner gleich.

Möchten Vacano's „Haimonskinder" ihre Freunde finden! Sie verdienen es.

Weit hinter den soeben gewürdigten beiden Dichtungen bleiben die vier weitern Stücke der heutigen Umschau zurück.

„Der Wetttrunk. Ein lustiges Junkerstücklein" betitelt sich ein ganz dünnes Heftchen von C. Nissel (Nr. 3). Der vielbesungene schlesische Ritter Hans von Schweinichen, der durch seine mehr ergötzlichen als großen Thaten einen Typus jenes rauf- und sauflustigen Ritterthums geworden, das im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland blühte, ist der Held dieses „Junkerstückchens":

Der edle Junker Schweinichen saß
Auf Herren-Motschelnitz
Und trieb auch Kurzweil, suchte Spaß
Auf seinem Rittersitz.
Ein Junkerlein von dazumal
Hat froh und ungenirt
Geschlürft das Dasein ohne Qual,
Vor Gott selbst eximirt.

Einst lud er sich nach Motschelnitz
Die Junker weit und breit
Zu einem ganz besondern Witz
Und großer Festlichkeit;
Es kam aus manchem edlen Haus
Ein Junker auch herbei,
Sogar ein edler Pole aus
Der nahen Polackei.

Dieser edle Pole also wird von unserm Helden im Wetttrunk besiegt und muß als Preis der Wette seine prächtige Kutsche nebst sechs Schimmeln in Herren-Motschelnitz zurücklassen. Das ist alles! Man sieht, der „ganz besondere Witz" ist einigermaßen dürftig. Man könnte den Schwank gelten lassen, wenn er als eines unter vielen Gedichten uns geboten würde. Aber als Einzelausgabe? Dazu reicht der sachliche Inhalt so wenig aus wie der poetische Werth. Alles Lobes werth sind dagegen die das Gedicht illustrirenden vortrefflichen drei Holzschnitte nebst Titelbild nach Zeichnungen von A. Tischler.

Neben den lustigen Schwank stelle ich einen ernstern Sang, neben Nissel's Junkerstückchen das „Hohe Lied vom deutschen Kaiser Friedrich III. Sein Leben und seine Thaten. Dichtungen in drei Gesängen nebst einem Vorgesang" von G. Benze von Benzenhofen (Nr. 4). Diesem Loblied auf den edeln Hohenzoller und schwer geprüften Dulder von Friedrichskron läßt sich nachrühmen, daß es mit Begeisterung und Feuer für seinen Helden eintritt und an nicht wenigen Stellen sich zu wirklicher Höhe des poetischen Tons, zu vollendeter Ausprägung des Gedankens und schöner Anschaulichkeit des Geschilderten aufschwingt. Im ganzen aber bleibt das poetische Können des Dichters leider einigermaßen hinter seinem patriotischen und menschlichen Wollen zurück. Dem Flusse der Benze'schen Verse fehlt es in keinem der drei Gesänge an Lagunen, an denen die Langmuth auch des geduldigsten Lesers scheitern muß. Wenn der Dichter z. B. singt:

Die Wissenschaft und Kunst kann dann nur blühen,
Wenn sich des Volkes Beste freundlich nahn,
Wenn Beifall und Verständniß lohnt die Mühen
Und man geschützt sich sieht vor blindem Wahn.
Wenn aber Folter und Gefängniß wüthen
Und man der Wahrheit speit ins Angesicht,
Wenn man des Künstlers Werke nicht will hüten,
Sie roh verhöhnt und sie in Stücke bricht,
Da müssen alle edlen Triebe schweigen
Und sich der Mensch in seiner Hohlheit zeigen —

so ist das eine Prosa, vor der die Musen und Grazien davonlaufen. Die wohlgemeinte Dichtung verdient als ein Kranz auf den Sarg des großsinnigen Kaisers, mit dem unserm Vaterlande so viel entrissen wurde, alle Achtung, dies um so mehr, als sich in jüngster Zeit große und kleine Namen der deutschen Literatur verschworen zu haben scheinen, an dem Ruhmesmantel Friedrich's III. pietätlos zu zupfen — aber als dichterische Leistung kann man diesem Todtenliede einen hohen Rang leider nicht einräumen. Dazu fehlen ihm allzu sehr die bedeutenden Standpunkte wie das os magna sonaturum.

Führt uns Benze von Benzenhofen auf die Höhen des Lebens, an die Throne der Großen dieser Welt, so geleitet uns Gottlieb Steger in seiner schlüpfrigen Dichtung „Blasirt" (Nr. 5) geradezu in den Schmutz des Menschendaseins. Er scheint es mit diesem „Blasirt" darauf abgesehen zu haben, der, wie es scheint, ihm innewohnenden Lust in obscönen Schilderungen einmal tüchtig die Zügel schießen zu lassen. So führt er denn seinen ganz liederlichen und höchst langweiligen Helden das eine mal in die Arme des Bäschens Emma (wie hübsch reimt er auf diesen Mädchennamen: „das kitzlichste Dilemma"!), das andere mal in die der Kunstreiterin Cora, um diese Geschichte voll Koth und Unrath mit einem ganz keuschen Mollaccord — die barmherzige Schwester Angelika liebt den Helden, ohne Gegenliebe zu finden — rührend abzuschließen. Man kennt das ja: mit dem Fieber sinnlicher Brunst beginnen diese Herren Poeten, um mit dem Gähnen der Impotenz platonisch abschließen. Das soll eine Art Sühne, eine poetische Gerechtigkeit, eine Erhebung u. s. w. bedeuten. Es ist schade um das Maß von Kraft und Zeit, das Steger an diesen unwürdigen Stoff verschwendet hat, schade in der That, da er entschieden nicht ohne Talent für die episch-lyrische Schilderung ist, wie die folgenden Strophen, welche uns nach Konstantinopel versetzen, zeigen mögen:

Schon ist die Glut im West verglommen,
Der Muëzzin ruft zum Gebet
Hinab vom Minareh die Frommen,
Des Rufes letzter Ton verweht.
Dann wird es Nacht, und Sterne schauen
Geheimnißvoll vom Firmament,
Den Augen gleich von schönen Frauen,
Bis sehnsuchtsvoll das Meer entbrennt
Und — da sie selbst in weiter Ferne —
Das Bild hascht der geliebten Sterne.

Ein weißes Haus, von dunklen Wogen
Die Front bespült, mit wildem Wein
Und blühendem Gesträuch umzogen,
Dann hinten ein Cypressenhain —
Einstöckig ist's, mit flachem Dache.
Vom fernen Dolma Baghtsche gellt
Der Losungsruf der Türkenwache.
In ein verfallnes Becken fällt
Des Springbrunns Quell nach trägem Steigen;
Sonst über allem tiefes Schweigen.

Hier ruht Eugen auf weichem Pfühle,
Und vor ihm steht ein Nargileh.
Der Tag war heiß. Des Abends Kühle
Weht feucht herüber von der See
Und läßt ihn ihre Labsal trinken;
Doch blickt er zu den Sternen nicht.
Zwei schön're sieht er vor sich blinken
Aus einem bleichen Angesicht,
Zwei dunkle Sterne, traumverloren,
Von Asiens Märchenwelt geboren.

Das ist recht hübsch. Solche Stellen nehmen sich aber in der unreinen Dichtung aus wie Perlen im Schlamme. Möchte doch der augenscheinlich noch sehr junge Poet seinem Sange in Zukunft edlere und würdige Ziele stecken, als er es in diesem „Blasirt" gethan hat! Mit solchen Frivolitäten läßt sich der Parnaß nicht erobern.

Wer sich von Steger's „Blasirt" zu C. Förstner's „König Hübich. Ein Harzmärchen" (Nr. 6) wendet, dem ist es, als träte er aus der übelriechenden Luft enger Gassen in die freie Weite der Natur hinaus. Es ist ein duftiges Märchen, ganz minniglich und romantisch, was die Einkleidung betrifft, aber nicht ohne einen gesunden realistischen Kern — es ist ein echtes Märchen, das uns hier geboten wird. Fabel und Motive freilich sind nichts weniger als neu, da indessen die allbekannten Requisiten der Märchendichtung hier durch manche originelle Gruppirung und Verbindung mehrfach in eine neue Beleuchtung gerückt werden, so läßt der Freund des Genres sich diese anspruchslose Dichtung, die uns zu armen Leuten in den Harz führt —

Arme Leute sind im Harze
Reichlich alle Zeit gewesen —

gewiß gern gefallen. „König Hübich" ist geschickt in Verse gebracht — bis auf die eingelegten Lieder sind es vierfüßige reimlose Trochäen —, weist eine übersichtlich gegliederte Handlung auf und weiß seine Gestalten mit jener skizzenhaften und blos andeutenden Weise, wie das Märchen sie verlangt, fein zu charakterisiren. Die Kritik darf der kleinen Dichtung ein freundliches „Glück auf den Weg!" zurufen.

Ernst Ziel.

Eine Biographie Jean Paul's.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmann. 1889. Gr. 8. 10 M.

Im Jahre 1808 schrieb der französische Schriftsteller, Ch. F. O. de Villers: „Kein Jahrhundert, kein Land hat einen Jean Paul gesehen, denn Plato, Dante und Sterne sind niemals in einer Person vereinigt gewesen; keines Menschen Kraft, keine Zauberphantasie hat je so wie er die Erde zum Himmel zu erheben verstanden und den Himmel auf die Erde herabgezogen." Und am 2. December 1825, kurze Zeit nach dem Hinscheiden Jean Paul's, hielt

Börne in Frankfurt seine unvergleichliche Denkrede: „Ein Stern ist untergegangen, und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. . . . Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." — Zu solchen Ausdrücken der Bewunderung und Begeisterung wurden im Zeitalter Jean Paul's gerade die besten unter den Mitlebenden hingerissen. Und heute? Hat jene Prophezeiung Börne's nunmehr sich erfüllt oder doch sich zu erfüllen angefangen, wo wir dem Aufgange des 20. Jahrhunderts bereits so nahe sind? Diese Frage muß sich unwillkürlich aufdrängen, wenn man die Biographie des Dichters von P. Nerrlich zur Hand nimmt. Es wird kaum einen Widerspruch erfahren, wenn jene Frage im allgemeinen zunächst verneint wird. Zwar eine kleine stille Gemeinde gibt es noch heute, die Jean Paul über alles verehrt und fast mit derselben überschwänglichen Begeisterung an ihm hängt, wie so viele seiner Zeitgenossen gethan haben. Die Mehrzahl derer aber, die für poetische Einwirkungen empfänglich sind oder doch sein sollten, steht ihm theilnahmlos gegenüber, oder sie kennt ihn gar nicht. Wenn man den Gründen dieser Erscheinung nachgeht, so bemerkt man bald, daß nicht blos die so oft und mit Recht herb getadelte Formlosigkeit unsers Dichters diese Vernachlässigung seitens der Epigonen verschuldet hat, sondern daß auch die veränderte Zeit- und Geschmacksrichtung ein Erhebliches hierzu beiträgt. Das poetische Schaffen und Empfinden der Gegenwart wird zwar glücklicherweise nicht beherrscht, aber doch stark beeinflußt von einer Richtung, welche, in Anlehnung an die Ergebnisse der modernen Naturforschung und der Wissenschaft überhaupt, ihre Aufgabe darin erblickt, das Wirkliche, Existirende darzustellen und mit den Mitteln, welche die poetische Auffassungs- und Darstellungsweise an die Hand gibt, die Exactheit wissenschaftlicher Forschung und objectiver Beobachtung zu erreichen. Sie wetteifert mit der Psychologie und Socialwissenschaft, mit der Biologie und Physiologie in der Lösung schwieriger Probleme. Der Mensch erscheint hier nicht auf seiner höchsten Stufe als selbstbewußtes Wesen, sondern auf seiner niedrigsten als Ding unter Dingen, verstrickt in ihre Bewegungskreise, darum unfrei und von Gesetzen beherrscht, die seiner Selbstbestimmung entzogen sind. Mit dieser Anschauungsweise erscheint vielfach eine pessimistische Gemüthsrichtung — denn das ist auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens der Pessimismus weit mehr als eine Ueberzeugung — fast nothwendig verknüpft. Zu alledem steht nun Jean Paul im schroffsten Gegensatze. Er ist überall im besten Sinne des Wortes Optimist, selbst da, wo er — in dieser Rücksicht der Romantik eng verwandt — als Sänger der Transscendenz, der Thränen, des Grabes und seiner Schmerzen auftritt. Die Wirklichkeit gilt ihm nichts, wenn sie nicht durch Beziehung auf den Menschen, dessen Empfindungen sie widerspiegelt, eine höhere Bedeutung empfängt und über sich selbst auf ein Unendliches, Idealisches hinausweist. So heißt es im Anhange zum „Quintus Fixlein":

> Ohne diese Unendlichkeit gibt die Poesie nur platte, abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstücke der hohen Natur. Folglich muß alle Poesie idealisiren: die Theile müssen wirklich, aber das Ganze idealisch sein. Die richtigste Beschreibung einer Gegend gehört darum noch in keinen Musenalmanach, sondern mehr in ein Flurbuch — ein Protokoll ist darum noch keine Scene aus einem Lustspiele — die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Copie nicht mehr enthalten kann als ihr Urbild.

Vor allem aber: Jean Paul ist der Classiker des Humors, und durch diese Bezeichnung wird jener oben berührte Gegensatz aufs hellste erleuchtet. Denn der Humor erscheint immer nur auf der höchsten Stufe des Selbstbewußtseins, er ist und weiß sich frei von den Dingen. Er verschließt seinen Blick keineswegs vor den Thorheiten und Gebrechen der Menschen, wie vor den Unvollkommenheiten der Dinge; aber indem er sie erkennt, befreit er sich von ihrem Drucke dadurch, daß er sie in den komischen Gegensatz rückt und so vernichtet. Die feste Burg gleichsam, von der aus der Humorist auf die Welt — und dazu gehört auch er selbst — herabsieht, um sie zu verlachen, ist ihm das eigene Ich, das durch tiefe Selbsterkenntniß auf die höchste Stufe des Bewußtseins gehoben ist, das bemerkt, wie alles doch zuletzt von ihm selbst abhängt, weil alles sich in ihm bespiegeln muß. Diese vollkommenste Art des Humors — F. Vischer nennt ihn den „freien" — findet sich freilich auch bei Jean Paul nicht immer: er hat häufig nur die niedern Grade desselben erreicht. Wohl aber kennzeichnet auch ihn vor allem jenes Ichgefühl, jener schrankenlose Subjectivismus des Humoristen, dessen Charakter er treffend in dem kurzen Worte ausdrückt: „Es ist die größte Weisheit, sich über die Dinge zu erheben, ohne sie zu hassen oder zu verachten." Seine Verwandtschaft mit dem Geiste der Fichte'schen Philosophie springt unter diesem Gesichtspunkte sofort in die Augen, und der Verfasser der vorliegenden Biographie hat gerade diese vortrefflich erleuchtet. Nur hätte er einige male die Folgerungen, welche daraus hervorgehen, noch schärfer ziehen sollen. So möchte ich die Behauptung, Jean Paul sei meist im Idyllischen stecken geblieben, nicht, wie der Verfasser es thut, gerade diesem Dichter zum Vorwurf machen, sondern mehr aus dem Charakter des Humoristen als solchen ableiten. Denn da derselbe beständig vom Erhabenen zum Komischen überzugehen sucht und sich gerade in diesem Wechselspiele der Empfindungen gefällt, das keiner einen dauernden oder überwiegenden Einfluß gestattet, weil das Ich allen gegenüber seine Freiheit und Souveränetät zu wahren trachtet, so liegt ihm nichts ferner als das gleichmäßige heroische

Pathos, das nur in seiner höchsten Steigerung sich mit der Komik verbindet. Er wird also, wenn er sich auch nicht ausschließlich an das Idyllische hält, doch alle jene nur bis zur mittlern Höhe reichenden menschlichen Zustände und Lebenskreise bevorzugen, die für leichtere Conflicte Raum bieten, welche der Beweglichkeit des komischen Elements, der beständigen Mischung der Empfindungen keinen Eintrag thun. Dem Humoristen als solchem eignet also jene Neigung zum Idyllischen ebenso wie die zum Genrehaften, der mikroskopische Blick für die geringfügigen Einzelheiten des täglichen Lebens. So ist es auch bei Jean Paul. Er führt uns nicht in stolze Paläste, an die Stätten hochentwickelter Cultur und in von verfeinerter Bildung gesättigte Lebenskreise, sondern in stille Hütten, einfache, beschränkte Verhältnisse, zu Leuten von wenig ausgedehntem geistigen Horizonte, aber mit tiefem Gemüthe begabt. Er versenkt sich aber nicht nur mit liebevoller Sorgfalt in die Empfindungsweise der Menschen, die er schildert, sondern er führt auch ihre Sache und leiht seine Stimme den Unterdrückten und Gequälten unter ihnen. So charakterisirt seine Dichtungen ein demokratischer Grundzug, und so wird er weiterhin namentlich zum beredten Anwalte der so oft misachteten Rechte der Kinder und der zu allen Zeiten häufig, infolge ihrer socialen Stellung, so tief unglücklichen Frauen. Die hervorragendsten unter seinen weiblichen Zeitgenossen lohnten ihm dafür mit einer beispiellosen schwärmerischen Verehrung. In nicht geringerm Grade entzückte die Zeitgenossen seine, obwol häufig manierirte, doch auf der andern Seite oft berauschende Sprache, voll eigenartigen Schmelzes, reichster Bilderpracht und süßen, bestrickenden Wohllauts. Seiner Prosa fehlt häufig nur die gebundene Form, um als hoheitsvolle Lyrik zu erscheinen, wie z. B. in jener Stelle der „Flegeljahre", wo Gottwalt des Nachts vor das Fenster seiner Geliebten tritt:

Der Mond schüttete seinen fremden Tag in die Fenster des dritten Stockwerks. O wär' ich ein Stern — so sang es in ihm und er hörte nur zu — ich wollte ihr leuchten; — wär' ich eine Rose, ich wollte ihr blühen; — wär' ich ein Ton, ich dräng' in ihr Herz; — wär' ich die Liebe, die glücklichste, ich bliebe darin; ja wär' ich nur der Traum, ich wollt' in ihren Schlummer ziehen und der Stern und die Rose und die Liebe und alles sein, und gern verschwinden, wenn sie erwachte.

Das Bild eines solchen Dichters der Gegenwart von neuem in großen Zügen vorzuführen, ist kein kleines Verdienst, und dieses hat sich Nerrlich durch seine Biographie unstreitig erworben. Die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, bot Schwierigkeiten mannichfacher Art. Zunächst mußte das in diesem Falle besonders umfangreiche und weitschichtige empirische Material gesammelt und gesichtet werden. In die Mühseligkeiten, welche mit diesem Frondienste der Herbeischaffung des Stoffs verknüpft sind, gewährt uns das Programm des Askanischen Gymnasiums einigen Einblick, welches über verschiedene Vorarbeiten Rechenschaft ablegt; im vorliegenden Werke selbst hat der Verfasser mit Recht darauf verzichtet, durch Anhäufung gelehrter Notizen und Citate, wie das so oft geschieht, das Werk zu verunstalten, nur um möglichst die eigene Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen. Vielleicht ist der Verfasser indessen in dieser Bescheidenheit etwas zu weit gegangen; so wäre wenigstens eine anhangsweise gegebene Uebersicht der hauptsächlichsten Quellen, welche der Biographie zu Grunde liegen, unter Hinzufügung kurzer kritischer Anmerkungen, wenn auch nicht für den Laien, so doch für den Literarhistoriker sehr erwünscht gewesen. Indessen das ist doch mehr nebensächlich. Was der Biographie ihren besondern Werth verleiht, ist vor allem die Durchdringung des Materials vom historischen und philosophischen Standpunkte aus. Jedes Genie, und das poetische als das universellste ganz besonders, ist gleichsam eine Resultante aus drei Componenten: es ist zunächst dieses bestimmte Individuum mit einer Reihe äußerer Lebensschicksale, sodann ein gewisser Factor in der historischen Entwickelung, wurzelnd in seiner Zeit, von ihr beeinflußt und auf sie zurückwirkend, und endlich zeit- und geschichtlos als Träger allgemeingültiger, ewiger Ideen. Darum darf der Biograph, wenn anders er der zu charakterisirenden genialen Persönlichkeit allseitig gerecht werden will, sich nicht auf die Rolle des bloßen Stoffsammlers, des erzählenden Biographen beschränken, sondern er muß den umfassenden Blick des Historikers, der die geschichtlichen Bedingungen nach Ursache und Wirkung in ihrer vielfachen Verkettung durchdringt, mit einer von philosophischem Geiste — obwol derselbe auch dem Historiker in gewissem Sinne nicht fehlen darf — erfüllten Betrachtungsweise vereinigen, welche das Genie sub specie aeternitatis betrachtet. Man wird dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen können, daß er jene drei für eine gute Biographie wesentlichen Erfordernisse redlich zu erreichen gestrebt und auch in hohem Grade erreicht hat. Seinen philosophischen Geist — um nur einiges anzuführen — bewährt derselbe namentlich in der einleitenden Charakteristik Jean Paul's und sodann in den Analysen seiner Hauptwerke, die in vortrefflicher Weise aus den vergänglichen Bestandtheilen, den zufälligen Umhüllungen und Einkleidungen den bleibenden allgemeinen Gehalt und die Ideen von dauerndem Werthe herauszuheben verstehen. Endlich ist es ihm gelungen, die mannichfaltigen, oft sehr verwickelten Beziehungen Jean Paul's zu seiner Zeit, ihren geistigen Bestrebungen und deren Führern bloßzulegen, sodaß sich das Bild der Dichters von diesem historischen Hintergrunde klar und scharf abhebt. Indessen hat sich der Verfasser nicht damit begnügt, selbst sein Werk mit philosophischem Geiste zu erfüllen, sondern er hat die dabei befolgte Methode auch theoretisch zu begründen versucht, theils positiv durch Entwickelung seiner eigenen Ueberzeugung, theils negativ durch Charakteristik und Widerlegung seiner hauptsächlichsten Gegner. Was das erstere anbetrifft, so bekennt sich der Verfasser als entschiedenen Anhänger der Hegel'schen Philosophie, von der er zeigt, daß sie nicht nur das historische Endspiel, sondern auch das reifste Erzeugniß

jene gewaltigen geistigen Entwickelung ist, an welcher unsere großen Dichter und Philosophen in gleicher Weise mitgearbeitet haben. Je mehr indessen diese Ueberzeugungen bei dem Verfasser festgewurzelt sind, um so entschiedener wendet er sich gegen die Antipoden und die allen philosophischen Geist verleugnenden Grundsätze, welche diese namentlich für die wissenschaftliche Methodik aufgestellt und bethätigt haben. Man kann es nur mit lebhafter Freude begrüßen, daß hier auf die Hauptschäden in dem wissenschaftlichen Betriebe unserer Tage, besonders bei den Geisteswissenschaften, so energisch hingewiesen wird. Namentlich bei den letztern hat vielfach eine aller Philosophie abgewandte Anschauungsweise platzgegriffen, die, so unglaublich diese Behauptung für den Unbefangenen auch erscheinen mag, allen Einfluß von Ideen — theoretisch wenigstens — abweist, und sich nur an das Stoffliche, Empirische des wissenschaftlichen Gegenstandes hält. Es hat freilich zu allen Zeiten im Reiche der Wissenschaft, um ein Wort Schelling's zu gebrauchen, „geschlechtslose Bienen genug gegeben, die, weil ihnen zu produciren versagt ist, durch anorgische Absätze nach außen ihre eigene Geistlosigkeit in Abdrücken vervielfältigen." Etwas anderes aber ist es, wenn diese Verfahrungsweise zum Princip, zum wissenschaftlichen Dogma erhoben wird. In dieser Rücksicht haben namentlich Ranke und Scherer großen Schaden gestiftet, so groß auch die Verdienste beider auf dem Felde ihrer Einzelwissenschaften sind — und auch Nerrlich verkennt dieselben nicht — und so sehr sie auch historisch im Rechte waren, wenn sie dem Uebergreifen der Philosophie in das Gebiet exacter Forschung, das namentlich im Zeitalter Schelling's und Hegel's zuweilen stattfand, durch nachdrückliche Betonung der Empirie ein Gegengewicht boten. In besonders scharfer Weise wendet sich Nerrlich mit Recht namentlich gegen Scherer's von den meisten unparteiischen Beurtheilern wol jetzt als verfehlt anerkannte „Poetik" und deren Geringschätzung aller auf philosophischer Grundlage aufgebauten Aesthetik. Denn wenn es schon für den Literarhistoriker in noch weit höherm Grade als für den politischen Historiker erforderlich ist, nicht ohne das Rüstzeug philosophischer Ideenbildung an seine Aufgabe heranzutreten, um wie viel mehr ist das da nöthig, wo man über Poesie zu theoretisiren, d. h. allgemeine Gedanken, Ideen zu entwickeln unternimmt. So legen wir das Werk mit dem Wunsche aus der Hand, daß es seine doppelte Bestimmung erfüllen möge: einer Reform der wissenschaftlichen Methodik den Weg bahnen zu helfen und das Bild des seltenen Mannes zu klären und neu zu befestigen, der zu den Großen im Reiche des Geistes gehört, und „an dessen idealer Kraft, Wärme und Reinheit unser Geschlecht sich recht wohl wieder einmal spiegeln dürfte".

Moritz Kronenberg.

Deutsche Reisewerke über Afrika.

1. Wilhelm Junker's Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung von R. Buchta herausgegeben. Erster Band. Mit 38 Vollbildern, 125 Illustrationen im Text und 9 Karten. Wien, Hölzel. 1889. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Zu den drei weithin durch ihre vielgelesenen Reisewerke bekannten deutschen Afrikaforschern: Schweinfurth, Nachtigal, Rohlfs, hat sich ein vierter gesellt, der zwar aus Rußland, aber aus deutschem Geschlechte stammt: Wilhelm Junker.

Wunderbarerweise ist es bei einem längern Aufenthalte auf der Insel Island gewesen, daß in Junker der Wunsch rege ward, Forschungsreisen zu unternehmen, welche ihn tief ins Innere des heißesten der Erdtheile führen sollten. Sein Versuch, von Tunis aus, wohin er sich 1873 begab, eine größere Reise ins innere Afrika anzutreten, wurde durch französische Spionenriecherei vereitelt. Trotz seines unanfechtbaren Passes ward Junker 1874 unter militärischer Bewachung auf tunesisches Gebiet zurückgeleitet. Im nächsten Jahre aber gewannen seine Afrikapläne neue, bestimmtere Gestalt, als er auf dem internationalen Geographencongresse zu Paris mit den drei obengenannten Forschern in persönlichen Verkehr trat. Er wählte sich damals Dar-For, dieses mit dem Schleier eines gefahrdrohenden Geheimnisses verhüllte Land, zum Ziele seiner Thätigkeit, und erst als er in Chartum bei den ägyptischen Machthabern argwöhnische Hemmniß erfuhr in der Verwirklichung seines Dar-For betreffenden Reiseplans, lenkte sich sein feuriges Streben, mitzuhelfen an der Aufhellung des dunkeln Erdtheils, in die frisch für Aegypten eroberten obern Nillande, ja über die Grenze des Nilgebietes gen Südwesten an das Land am Uelle, den wir nun als große nördliche Stromader des Kongo kennen gelernt haben, in Landstriche, die auch Schweinfurth noch unberührt gelassen hatte, die überhaupt noch keines Forschers Fuß betreten.

Von diesen weiten Reisen und ihren namentlich auf völkerkundlichem Gebiete erfolgreichen, ja epochemachenden Ergebnissen berichtet dieses auf zwei Bände angelegte Werk in schöner, gemeinverständlicher Form, unterstützt von vortrefflichen Karten und Abbildungen sowol landschaftlicher als volkskundlicher Art. Der vorliegende Erstlingsband umfaßt Junker's Reisen während der drei Jahre 1875—78. Wir begleiten den Reisenden durch Aegypten, in ein Grenzstück der Libyschen Wüste, von Suakin aus durch Nubien in den ägyptischen Sudan zu den Quellflüssen des Nil, welche inzwischen durch den jämmerlichen Aufstand des „Machdi" der Wissenschaft ganz entrückt wurde.

Wie schön Wilhelm Junker, jeder bedeutungsschwachen Phrase abhold, die Natur in Worten zu malen versteht, erfahren wir schon bei der Darstellung seines Abstechers ins „Natronthal" der Libyschen Wüste nordwestwärts von Kairo.

Die feierliche Majestät der Wüste bannt jeden Laut; über der schier endlos sich ausdehnenden, rothgelben Fläche liegt die von der Mittagssonne erhitzte, zitternde und spiegelnde Luft, deren beängstigendem Drucke zu entgehen das Auge vergeblich nach dem kleinsten, schattigen Plätzchen ausspäht. Lebhafter als das Meer macht die Wüste den Eindruck eines endlosen Raums von einer Großartigkeit, die träumerisch anregend, Andacht erweckend wirkt. Das vorwiegende Gefühl, welches durch die Wüstenreise erzeugt wird, ist das der ruhigen Heiterkeit. In dem weiten Horizont der Wüste wirkt nichts durch Vertrautheit oder Individualität, sondern durch das Gegensätzliche, das Typische; bei der Beschränktheit der Zahl der Individuen organischen Lebens wirken diese als Vertreter des Belebten überhaupt, und es verschmelzen die einzelnen Eindrücke zum Charakter des Ganzen.

Das nubische Flußthal der Chor Baraka ziehen wir dann empor in die Vorlande Abessiniens, wo jene nubischen Stämme, die vielen von uns durch Hagenbeck's „Nubierkarawane" leibhaftig bekannt wurden, dazumal ein doppelt geplagtes Dasein fristeten. Einestheils nämlich forderte der abessinische Machthaber von ihnen Tribut, den er durch Raubzüge gewaltsam zu erheben beliebte, andererseits richtete gegen die nämlichen braunen Söhne Nubiens der vom ägyptischen Khediw in Kassala eingesetzte Statthalter Razzias zur Beitreibung des Schutztributs, ohne sich weiter um wirklichen Schutz dieser Grenzstämme zu kümmern.

Und nun bereits fahren wir den „weißen Nil" hinauf in echt tropisches Land:

Die Flußscenerie nahm einen neuen Charakter an; die so sehr breite Wasserfläche wurde, je weiter wir nach Süden kamen, von desto ausgedehnteren, schließlich ununterbrochenen Wänden flottirenden Schilfs eingeengt, welches durch die Wurzelfasern miteinander verflochten, ein anscheinend festes Ufer bildet, eine Täuschung, welche die hinter den 2 Meter hohen Gras- und Schilfwänden aufragenden, fernen Bäume der wirklichen Ufer erkennen lassen. Bald zogen auch, von der Strömung fortgerissen, kleinere, freischwimmende Schilfinselchen, von den Schiffsleuten Tof genannt, an uns vorüber. Diese losgerissenen Theile von Schilfwänden, welche den obern Nil Hunderte von Meilen bedecken und einfassen, wandern im offenen Flußkanal fortgeführt nach Norden und bilden das Material zu den Pflanzenbarren „Sedd", welche wiederholt am Bachr el-Abiad nicht nur für Monate, sondern selbst für Jahre die Schiffahrt gesperrt haben.

So geht es nun weiter in den damals ägyptischen, heute machdistischen Sudan. In reichster Fülle wechseln werthvolle Schilderungen der Landesnatur mit solchen des bewohnenden Volks. Die zahlreich begleitenden Abbildungen fallen erfreulich selten ins Genre müßiger Erfindungen des Zeichners, so einmal auf S. 291: da sollte der Angriff eines Krokodils auf eine im Fluß badende Kinderschar in dem Momente wiedergegeben werden, wo die böse Echse einem der Knaben den linken Unterarm so glatt dicht unter dem Ellbogen abbeißt, daß keine Sehnenfaser übrigblieb — aus Versehen aber beißt das Krokodil im Holzschnitte dem armen Jungen den rechten Oberarm ziemlich weit über dem Ellbogen ab!

Wir treten ein in den Wohnraum des großen Negervolks der Makraka, von welchen die aus Schweinfurth's Reisewerk so bekannt gewordenen Njam-Njam nur eine Sondergruppe oder eine Abzweigung darstellen. Eingehend wird uns die Organisation der ägyptischen Verwaltung dieser südwestlichsten Antheile des Nilgebietes vorgeführt; auch die weltberühmt gewordenen zwei Europäer, welche in diesem fernsten Süden des neuägyptischen Reichs sich eben durch die umsichtige, möglichst schonende Einrichtung dieser Fremdherrschaft im Sudan unsterbliche Verdienste erworben, lernen wir persönlich kennen: Gordon und Emin. Pietätvoll widmete Junker sein Buch „den Manen Gordon Pascha's", dieses merkwürdigen Mannes, welcher den gewaltigsten Aufstand unsers Jahrhunderts, die chinesische Taiping-Revolution, bewältigte und nach seinen friedlichen Großthaten zu Chartum dann ein so schmähliches Ende fand, verlassen von seiner englischen Nation.

Unsern Landsmann Dr. Emin traf Junker, als er von seiner im Auftrage Gordon Pascha's unternommenen Reise an den Hof Mtesa's von Uganda zurückkehrte. Er war eben aus seiner Nilbarke in Lado ans Land gestiegen, feierlich von der ägyptischen Garnison des Ortes begrüßt:

Nach dem endlosen Ceremoniell des arabischen Empfangs mit dem unvermeidlichen Kaffee, Scherbet, den immer wiederkehrenden Fragen nach dem Befinden u. s. w. trat mir Dr. Emin freundlich und herzlich entgegen und sagte: „Jetzt, da dem Ceremoniell genügt ist, begrüße ich Sie in deutscher Sprache, wir können endlich deutsch miteinander sprechen." Dr. Emin ist ein schlanker, fast magerer Mann von etwas mehr als Mittelgröße, mit schmalem, von einem dunkeln Vollbart umrahmtem Gesicht und tiefliegenden Augen, welche durch die starken Krystallgläser der Brille beobachtend hervorschauen. Seine starke Kurzsichtigkeit zwingt ihn zur Anstrengung und Concentrirung seines Sehvermögens auf die vor ihm befindliche Person, was seinem Blicke einen harten, mitunter scheinbar lauernden Eindruck verleiht. Der auch malerisch interessante Kopf, in welchem sich unverkennbar eine bedeutende Intelligenz ausspricht, läßt in nichts den Deutschen vermuthen; das unleugbar orientalische Gepräge desselben erleichterte Dr. Emin wesentlich die Rolle eines Türken, welche er gegenüber der Beamtenwelt und dem Volke angenommen hatte.

3. Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland von R. Büttner. Leipzig, Hinrichs. 1890. Gr. 8. 3 M.

Gegenstand dieser Reisebeschreibung ist die letzte große Expedition, welche die nun aufgelöste Afrikanische Gesellschaft in Deutschland unter Führung des Premierlieutenant Schulze (der dann so bald dem Tropenfieber erlag) nach dem Kongobecken entsandte und welcher der Verfasser als naturhistorischer Fachmann angehörte. Nachdem derselbe die wissenschaftlichen Erträgnisse seiner Forschungen bereits anderwärts veröffentlicht hat, schildert er hier die Begebnisse und Eindrücke der Reise selbst schlicht und wahr.

Da die Expedition gerade im August 1884 die Seefahrt von Hamburg aus antrat, fand sie die urplötzlich am westafrikanischen Strande geschehenen deutschen Besitz-

ergreifungen als unerwartete Ereignisse jüngsten Datums vor. Lustig wehte die schwarz-weiß-rothe Flagge an Togos gelbem Sandufer wie am Saume der waldigen Küste von Kamerun. Auf der kleinen spanischen Insel Klein-Eloby unweit Kamerun sah man am 11. September unsere „Möve" anfahren, den rastlosen Reichscommissar Dr. Nachtigal an Bord, welcher trotz seines nur auf wenige Stunden zu bemessenden Aufenthalts, der obendrein noch amtlicher Correspondenz nothwendig zu widmen war, in gewohnter liebenswürdigster Weise die Mitglieder dieser letzten deutschen Kongo-Expedition begrüßte.

Leider verlief die Expedition, nachdem sie ihr nächstes Ziel, die Kongomündung, erreicht hatte, nicht plangemäß. Der besagte Tod des obersten Leiters, darauf die Schwierigkeiten in der Anwerbung der unentbehrlichen schwarzen Träger, die öftere Unbotmäßigkeit, das häufige Desertiren letzterer, führte vielfache Verzögerung und Zertrennung der Expedition in mehrere Theilexpeditionen herbei. Büttner zog abgesondert von Kund und Tappenbeck zunächst nach San-Salvador, der Residenz des einst im 16. Jahrhundert unter portugiesischer Schutzhoheit erblühten Königreichs, dessen Monarch freilich nun zu einem einfachen Negerdorfschulzen herabgesunken ist, obschon der gegenwärtige Träger der Krone sich wieder gleich seinen Vorgängern stolz Dom Pedro nennt. Von hier ging Büttner's Zug nach den Mbibisi-Wasserfällen und zum Quango, dem nordwärts strömenden letzten Nebenflusse des Kassai zu dessen linker Seite, kurz vorher in diesen mündend, ehe er selbst sich in den gewaltigen Kongo ergießt.

Auf dem ziemlich flachen Hochlande östlich vom Kongo besuchte der Reisende unter dem 7. Breitengrade die kaum höher als München gelegene Mussumba (Hauptstadt) des Muata Kiamwo, d. h. des Großkönigs von Majakka, eines bis zur Kassunkamündung sich zu beiden Seiten des Quango ausbreitenden Negerstaats. Die dort gültigen Hofsitten gemahnen mehrfach an jene im Reiche des Muata Jamwo von Lunda, wie sie uns der brave Pogge geschildert hat. Von den angeblich 95 Königsfrauen erschienen täglich einige bei Büttner's Wohnhütte, um Tauben anzubieten, ein ganz neuerdings erst in diesem Lande durch Vermittelung der Europäer eingeführtes Geflügel; jedoch vorsichtig mußte jede der Frauen vor der geringsten Berührung mit dem Fremden sich hüten, und da auch unser Forscher, mit Recht ebenbürtige Königswürde sich beilegend, deshalb unmittelbare Berührung mied, ließ er die Täubchen durch die Sklavin der Königsfrauen seinem Diener über den Zaun des Gehöfts reichen, ohne doch den neugierigen Frauen den Anblick seines Blaßgesichtes zu misgönnen. Der König selbst litt seit längerer Zeit an einem chronischen Uebel. Natürlich schrieb man dessen Vernrsachung bösen Zauberern zu. Eines Abends ergriff man auf Befehl des Königs einen nichts ahnenden, vom Felde heimkehrenden Majakka-Mann unter der Beschuldigung, den König behext zu haben. Am andern Morgen gesellte man dem Gefangenen noch einen Unglücksgefährten zu, und nun ging es zur Vorbereitung der scheußlichen Procedur des „Gottesgerichts" mit Darreichung von Pflanzengift, was auf öffenlichem Platze unter Tanzen und Schreien der zuströmenden Menge wie ein Volksfest gefeiert wurde. Als die Vergifteten nach einer Weile unter krampfhaften Zuckungen niederfielen, tödtete man den einen mit Messerstichen, den andern erhängte man an einem Baum.

Büttner hat dann seine Weiterreise gen Norden verfolgt, bis er bei Muene Kwako vom Quangostrom abbog gen Nordwesten zum Kongo, den er (nicht ohne kleine Scharmützel mit den Eingeborenen bestanden zu haben) bei Kiballa erreichte. Auf dem Rückwege über den Stanley-Pool nach dem untern Kongo war er Zeuge davon, wie sehr verschiedentlich die Stationen des Kongostaats an diesem Stromstücke gediehen, je nach gut oder minder gut gewählter Gesundheits- und Handelslage, je nach richtiger oder minder verständiger und betriebsamer Verwaltung durch ihren derzeitigen Chef. Die unparteiische Darlegung dieser so vielfach vom einseitigen Parteistandpunkte besprochenen Verhältnisse macht einen nicht zu unterschätzenden Werth des Büttner'schen Reiseberichts aus.

3. Vom Niger-Benue. Briefe aus Afrika von E. Flegel. Herausgegeben von K. Flegel. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 3 M.

Die schon in der „Deutschen Revue" abgedruckten Privatbriefe des begeisterten Fürsprechers der Bedeutung jener einzigen, tief ins afrikanische Herzland kataraktenfrei einführenden Stromstraße des Niger-Benue für den deutschen Handel werden uns hier in Buchform dargeboten, bereichert durch einige Denkschriften des nämlichen Verfassers über die Niger-Benue-Handelsstraße, gerichtet an den Deutschen Colonialverein und an die deutschen Großhändlerkreise.

Auf seiner letzten, auf der „Koanza" von Hamburg aus im April 1885 angetretenen Reise versuchte Eduard Flegel sein Sehnsuchtsziel zu verwirklichen, durch Gründung fester Handelsstationen die tief in den Sudan führende Benue-Stromader für den deutschen Handel zu erobern. Nur ein einziger Brief, der letzte vorliegender Sammlung, betrifft die Ausführung dieses groß angelegten Plans an Ort und Stelle. Unter dem 14. October 1885 schreibt er seinem Bruder von der eben betriebenen Gründung seiner ersten Handelsstation. Da heißt es zuletzt: „Zuweilen überkommt meine Seele der drückende Gedanke, daß die Feindseligkeit der englischen Compagnie, wenn Deutschland nicht entschieden für mich eintritt, doch noch alles lähmt, was ich in vieljähriger Arbeit hier erstrebt." Das war eine gerechtfertigte trübe Ahnung, welche nur zu bald zur Wirklichkeit wurde. Und mit dem Scheitern dieses Unternehmens, in welchem E. Flegel mehr und mehr sein Lebenswerk erkannte, brach sein Herz.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Hermann Müller-Bohn hat in seinem „Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern" (Berlin, Kittel, 1889, 7 M.) dem vaterländisch gesinnten deutschen Hause eine werthvolle Gabe gebracht. Das lange arbeits- und schicksalsreiche Leben des großen Feldherrn, seine ausgedehnten und mannichfachen Wirkungskreise, die in heute weit dahinter liegende Zeiten und fremde Länder zurückgreifen, die Zugänglichkeit der reizvollen Erzeugnisse seiner schriftstellerischen Thätigkeit, seine Fernhaltung von der innern und äußern Politik und die warme Verehrung, welche dem greisen Generalfeldmarschall von allen entgegengetragen wird, machen seine Biographie zu einer außerordentlich lohnenden Aufgabe. Ihre Lösung ist Hermann Müller-Bohn vortrefflich gelungen. Die Gabe edler volksthümlicher Darstellung war vom Verfasser des Buchs „Unser Fritz" schon bekannt; nicht minder der warme Hauch vaterländischen Hochgefühls in seiner Anschauung der Dinge und seine Sorgsamkeit in der Klarlegung derselben. In seinem „Graf Moltke" wird er durch den ungemeinen Reichthum des Stoffs unterstützt, der vermöge des langen Aufenthalts des Helden im Orient sich farbenprächtig gestaltet hat. Das Allgemeininteresse verknüpft sich mit dem besondern an der Person des großen Schlachtendenkers, und vermittels der reichlich eingeflochtenen Mittheilungen aus den gedruckten Briefen und Tagebüchern des Grafen gewinnt man Gelegenheit seinem Innenleben nahezutreten. Das sichert dem schön ausgestatteten Werke mit seinen reichen Bildergaben eine weite Verbreitung.

— Dr. W. Schaefer, Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover, hat seine 1878 erschienene Schrift: „Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaats mit der menschlichen Natur. Ungehaltene Rede, der deutschen Socialdemokratie gewidmet" (Berlin, Oppenheim, Preis 1 M.), im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagswahlen jetzt in zweiter Auflage herausgegeben. In frischem Tone und verständlicher Fassung sucht er den Lesern, die er sich wünscht, zum Bewußtsein zu bringen, daß die höchste Aufgabe in allen menschlichen Dingen ist, nur das Erreichbare zu erstreben.

Erklärung. In Nr. 1 d. Bl. d. J. findet sich eine Besprechung meines „Gralbuches", zu der ich mir eine objective Berichtigung erlaube. Die mir S. 12 zugeschriebene polemische Tendenz besteht nicht. Die bloße Ankündigung meiner Stoffe, erster Band der „Classischen Dichter", S. IX, beweist das; oder wie sieht es mit der Anleihe beim Mittelalter aus, wenn ich „das griechische, römische und deutsche (wesentlich das heidnische) Nationalepos, das griechische, englische und deutsche Drama" zum Gegenstande einer zweiten und dritten Reihe von ästhetischen Commentaren wähle? Welche Ausbeute würde jene Tendenz in vielen derselben finden? Man sollte mir also glauben, was ich a. a. O. zu Anfang und im Verlaufe der Einleitung über meine Absicht bemerkte. Die Recension schließt mit dem Satze: „Wenn [aber] ein geistvoller Sohn meines Vaterlandes dahin gelangt, dem lieben Gott eine nachträgliche Beweisführung der neutestamentlichen Leidens- und Heilsgeschichte durch «die begnadigte Jungfrau Emmerich» unterzuschieben, so muß ich schmerzlich bewegt, aber energisch gegen eine derartige deutsche Wissenschaft protestiren." Die allein in Frage kommenden Schlußworte meines Buchs besagen, daß einige Schriftstellen durch die anhangsweise und in kleinem Druck berührten Visionen eine „vollere Ausdeutung" erhalten. Wo ist da von einer „Beweisführung" die Rede? Wie kann man daraus auf die gotteslästerliche Absicht schließen, ein gleichsam ungenügend beglaubigtes Evangelium durch solche Betrachtungen (welche ganz und gar der freien historischen Beurtheilung unterstehen) stützen zu wollen? G. Gietmann, S. J.

Im Einverständnisse mit dem Herrn Recensenten hat die Redaction hierzu zu bemerken, daß der Herr Verfasser in seinen bisher erschienenen Werken, mit Ausnahme des „Job", thatsächlich vom Mittelalter ausgegangen ist und sie vom specifisch katholischen Standpunkte aus kritisirt hat; ferner, daß die vorstehende nachträgliche Erklärung des Herrn Verfassers allerdings sehr bestechend ist, der Beurtheiler des Buchs sich aber nur an das halten konnte, was in diesem gedruckt steht.

Bibliographie.

Aderholdt, A., Kornblumen. Gedichte. Berlin, H. u. H. Zeidler. 1889. 12. 2 M.

Arendt, O., Gustav Freytag über Kaiser Friedrich. Eine Entgegnung auf Freytags Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Berlin, Walther u. Apolant. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Beta, O., Eine neue Partei in Sicht! Das Geheimniß der englischen Wirthschaftspolitik. Berlin, George u. Fiedler. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Börckel, A., Mainzer Geschichtsbilder. Skizzen denkwürdiger Personen und Ereignisse von 1816 bis zur Gegenwart. Mainz, Ph. v. Zabern. 1889. Gr. 8. 6 M.

Braune, E., Der Lottospieler. Volks-Schauspiel. Berlin, Kühling u. Güttner. 8. 2 M. 50 Pf.

Brodtbeck, K. A., Geistesblitze grosser Männer. Für freie Denker gesammelt. Leipzig, C. G. Naumann. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Broizem, H. v., Eine Schlacht der Zukunft. Dresden, Baensch. Gr. 8. 75 Pf.

Brüschweiler-Wilhelm, J., Auf der Glücksleiter oder Millionär und Bettler. Geschichte eines Graubündners. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1889. 8. 3 M.

Buchwald, Bertha, Erinnerungsblätter aus dem Leben einer deutschen Lehrerin. Weimar, Jüngst u. Comp. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Bülow, H. v., Heldenthaten deutscher Offiziere und Mannschaften in den Feldzügen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71. 1ste Lfg. Leipzig, Brehse. 1889. Gr. 8. 30 Pf.

Buttlar, K. Trensch v., Der Kampf Joachims I. von Brandenburg gegen den Adel seines Landes. Mit Urkunden als Anhang. Dresden, Höckner. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Denison, Mary A., So 'ne Frau wie meine Frau. Eine Ehestands-Humoreske. Deutsch von E. Berg. Berlin, Lüstenöder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dürrenmatt, U., Das Liederbuch der „Buchsi-Zeitung". Der Titel-Gedichte 4ter Bd. 1886—1889. Herzogenbuchsee, Dürrenmatt. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert bis zum Augsburger Religionsfrieden (Zeitalter der Reformation). 1ster Bd. 1517—1526. Stuttgart, Cotta Nachf. 1889. Lex.-8. 8 M.

Fabricius, D., Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts. kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben. In Original und Uebersetzung herausgegeben und mit geschichtlichen Vorbemerkungen versehen von K. Tanneu. Bremen, Silomon. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Friedmann, F., Verbrechen und Krankheit in Roman und auf der Bühne. Berlin, Wiesenthal. 1889. Gr. 8. 1 M.

Girēnas, West-östliches Stammbuch zu Mirza Schaffy's 70. Geburtstage 22. April 1889. Leipzig, Schmaler u. Pech. 1889. 8. 2 M.

Grütter, F., Erinnerungen eines Hannoveraners aus dem Jahre 1848. Hannover, Weichelt. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Hafner, P., Die Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Hersfeld, Hoehl. 1889. 8. 2 M.

Hammerstein, L. v., S. J., Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche. Trier, Paulinus-Druckerei. 1889. Gr. 8. 3 M.

Hausen, E., Ein Vergißmeinnicht-Strauß in Liedern. Eine Anthologie deutscher Lyrik, gesammelt. Leipzig, Fock. 1889. 12. 1 M.

Heigel, K. T., Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns. Neue Folge. München, Rieger. Gr. 8. 10 M.

Heims, P. G., Im Rauschen der Wogen, im Brauden der Flut. Bilder aus dem Seemannsleben und von der Wasserkante. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Hermann, A., Aus dem Kirchenjahr. Gedichte und Uebersetzungen. Münster, Aschendorff. 12. 2 M. 25 Pf.

Höfler, C. R. v., Der Anfang vom Ende. Drama. Prag, Dominicus. 1889. Gr. 8. 2 M.

Ibsen, H., Gesammelte Werke. 3 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Krane, Anna v., Ein neues Märchenbuch. Phantasieen und Geschichten. Mit einem Vorwort von E. Meusch. Darmstadt, v. Aigner. 1889. 12. 2 M.

Kühnemann, E., Die Kantischeu Studien Schillers und die Kompositiou des „Wallenstein". Marburg, Ehrhardt. 1889. Gr. 8. 5 M.

Lindau, M. B., Tempi passati. Erinnerungen an das päpstliche Rom. Leipzig, Verlag der Literarischeu Gesellschaft Nachf. 1889. 4. 5 M.

Reich, E., Gesittung und Krankheit. Berlin, H. u. H. Zeidler. 1889. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman

von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **Pauline Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Prof. **Dr. Richard Wülker.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Hypatia" (dessen deutsche Ausgabe bereits in fünfter Auflage vorliegt) willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Zweites Heft.**

Inhalt: Kaiserin Augusta. — Wilhelm Wundt. Eine Studie von Th. Achelis. — Die classische Universität Englands. Von Friedrich von Aschen. — Der Oesterreichisch-Ungarische Lloyd und der österreichische Seehandel. Von Heinrich Adler in Brixen. — Julius Grosse und sein neuestes Werk „Das Volkramslied". Von Adolf Fleischmann in München. — Staatsrechtliche Verhältnisse Rußlands. Von Friedrich Bienemann. — Neuere französische Romane. Von Friedrich Carl Petersen. — Die Sommerepidemie in Buchara und die Influenza des Winters 1889/90. Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder in St.-Petersburg. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Der Meister von Palmyra

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

Oktav. Geheftet Preis M. 3.

Für die Bedeutung dieses bereits vielgenannten Dramas spricht am besten der Umstand, daß es soeben mit dem Grillparzer-Preis gekrönt wurde.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Dreiundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann Hus. Sein Proceß und sein Tod. 1414—1415. — Ein Diebstahl beim Handelsmann Schüller in Blankenheim in der Eifel. Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Der Proceß wider den Dr. med. Flocken wegen Vergiftung aus Fahrlässigkeit. Straßburg im Elsaß. 1887 und 1888. — Die Vermögensberaubung des Kaufmanns Sjolodownikow. Petersburg. 1870. 1871. — Die Ermordung des Collegienassessors Tschichatschew. Petersburg. 1873. 1874. — Der Einbruch im Pfarrhof von Edlingham. Raub- und Mordversuch. England. 1879—1889. — Der Proceß wider den Tagelöhner Morand. Mord. Joigny in Frankreich. 1888.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 13. Februar 1890.

Inhalt: Neue Gedichte. Von Adalbert Schroeter. — Erzählungen. Von Karl Mollenhauer. — Ludwig August Frankl. Von Fritz Lemmermayer. — Staatswissenschaftliche Schriften. Von Werner Sombart. — Zwei Memoirenwerke. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Gedichte.

1. Accorde und Gesänge. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Straßburg, Heitz. 1890. Gr. 8. 4 M.

Es ist eine vornehme, voll und harmonisch entfaltete Weiblichkeit, welche uns in diesen leuchtenden Poesien ein Abbild ihres innersten Geistes- und Seelenlebens reicht. Damit ist ausgesprochen, daß sie das Höchste errungen hat, was ihr als Dichterin zu erreichen vergönnt war. Denn alles, was uns der Dichter geben kann, ist nach einem bekannten Schiller'schen Worte seine Individualität. „Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden", fährt er fort. „Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinanzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist." Alberta von Puttkamer wird auf diesem Probirsteine bestehen. Sie ist keine Sappho, keine Staël, wird aber zu den berufensten deutschen Dichterinnen unsers Jahrhunderts zählen. Sie umfaßt die Höhen der großen Welt mit dem Auge der Weltdame so weit, wie sie die Tiefen des Mädchen- und Mutterherzens kennt. Ihre geschichtlichen Scenen athmen dramatisches, farbenblühendes Leben. Ihre Träume am Nil entfalten sich zu grabesglanzumdämmerten Visionen:

Aus den Nebeln kommen, gehen fahle Wesen und Gesichte,
Und es wandelt mir vorüber eine todte Weltgeschichte . . .
Wundervolle Fürstentöchter, Purpurbänder in den Flechten.
Pfauen schreiten farbenleuchtend neben ihnen hin zur Rechten.
Und Propheten seh' ich ziehen, mit gedankenweiten Blicken,
Sternedeuter, deren Kleider Hieroglyphen wirr durchsticken;
Sklaven, welche Palmenblätter über Königsstirnen schwingen,
Oder zahme Panther führen, an smaragdbesetzten Ringen.
Könige mit starren Augen, die den weißen Apis führen . . .
Lautlos öffnen Pyramiden ihre trüben Gräberthüren,
Und in fürchterlichem Zuge seh' ich aus gestorbnen Zeiten
Durch das enge Thor des Schweigens alle ins Vergessen schreiten . . .

In rührender Romanze schildert sie das Weh von Scharfrichters Töchterlein. Auch ihre Märchen weben sich wie aus bunten Elfengespinsten, ohne freilich völlig zu meiden, daß sich Fäden von dieser Welt fröstelnd dazwischenschlingen. Die eigentliche Liederwelt, welche die Dichterin sodann erschließt, ist gesättigt von schimmerndem Lichterglanze und reichem Tonzauber. Sie alle belebt der urkräftige Herzschlag einer hohen Frauenseele. Ihre Stimmungsbilder schöpfen überall aus dem Vollen, da ist nirgends Halbes, nirgends Gemachtes, nirgends Entlehntes, überall krystallene Helle trotz des hochgehenden Wellenganges der Empfindung und einer an wechselnder Wirkung unerschöpflichen Beleuchtung. Alberta von Puttkamer ist Original. Sie ist es in den Bildern ihrer Vorstellung, in ihrer Art die Welt zu schauen, in ihrem Stil, in ihrer Sprache. Wo wir ihr lauschen, da schwingt die Eigenart einer hoch über die Alltagswelt ragenden Dichterin. Mitunter ist es wohl, als träfen altgewohnte Klänge unser Ohr, verlorene Töne aus Lenau oder Eichendorff; aber es ist Täuschung, es ist nur der Widerhall ihres eigensten Saitenspiels, der in unserm Innern wohlverwandte Accorde weckt:

Manchmal ist es mir, das träge Rollen
Ferner Räder hört' ich in den Feldern;
Und doch ist das Tönen längst verschollen,
Tief in den verlornen Heimatwäldern.

Und verschollen ist das Horngeschmetter,
Das in freiem Wanderglück die Lieder
Weithin rief in Licht und dunkle Wetter . . .
Keiner hebt es aus den Tiefen wieder.

Und es träumt in diesen Einsamkeiten
Wieder ungeweckt das Weltvergessen.
Abseits in den heidumblühten Weiten
Gehn die Tage leblos — ungemessen.

Ach, mir ist, als trüg' der schwere Wagen
Wieder mich durch Städte, die da schlafen;
Und durch ferues Nachtigallenschlagen
In das Schloß, da wir zuerst uns trafen ...

Und als küßten mich die Tannenzweige,
Die von wildem Harz und Würze tropfen ...
Athemlos ständst du am Heckensteige
Und dein Knabenherz vernähm' ich klopfen.

Und ich spräng' in Jugendhast hernieder —
Hinter uns entglitt der träge Wagen —
Aus dem Schloßhof brach ein Duft von Flieder —
Denn es war in frühen Lenzestagen.

Ueberschrieben ist das Gedicht: „Da einst die Post fuhr." Aus den gleichen Erinnerungen mag das folgende nicht minder stimmungsreiche und lebensvolle Lied „Aus der Kindheit" geflossen sein:

... Und mir war, als fühlt' ich leise
Fiebernd deine Adern klopfen
Und in meine Lebenskreise
Rinnen deines Blutes Tropfen.

Du, mit jugendwilden Locken,
Weißt du noch, mein süßer Knabe,
Daß ich leidenschaft-erschrocken,
Scheu mich abgewendet habe?

In den ersten Lenzgewittern
Wachsen wonnevollste Triebe,
Wie im morgenrothen Zittern
Dieser frühen Kinderliebe.

Alberta von Puttkamer erweist sich in nahezu allen ihren poetischen Aeußerungen, nicht zum mindesten auch in ihren Episteln an den Fürst-Statthalter Hohenlohe und den Grafen Schack als eine Dichterin von hoher, reiner Berufung. Ihr Genius zieht dahin auf brausenden Schwingen, tief unter ihm liegt alles, was am Staube haftet und im Kothe kreucht. Seine Heimat sind die Sphären der einzigen, der wahren Poesie und die Welt des Ideals. Ihre Sprache hat einen seltenen rauschenden Schwung, ihr Stil, wenn auch nicht durchaus classisch geklärt (ein unvermittelter Zeitenwechsel trübt manche gerade der vortrefflichsten Partien), eine ungemein flüssige Rhythmik, und die Farben ihrer Darstellung besitzen eine Leuchtkraft, die ihre Stoffe mit magischem Lichte durchdringt. Aber der Reichthum, den sie hier entfaltet, ist zu üppig, als daß überall die Schönheitslinie gewahrt bliebe, die auch dort ihre verletzten Rechte nicht ungeahndet läßt, wo man ihre Grenzen auf vergoldeten Schwingen überfliegt. Aber dieses Haushalten ist leichter zu erlernen als dies Fliegen, und wenn die Dichterin auch die hochgehenden Wogen ihres Gefühls kräftiger zu meistern lernen wird, so darf sie gewiß sein, daß sich immer köstlichere Kränze auf ihr Haupt herniedersenken werden, welches in so glücklicher Stunde die dichterischen Weihen empfing.

2. Irdische und unirdische Träume. Gedichte von Marie Janitschek. Stuttgart, Spemann. 1889. 12. 2 M.

Das Gedankenmäßige beherrscht in diesen Gedichten das lyrische Empfinden und lehrhafte Reflexion die poetische Erzählung. Logik und Sprache der erprobten Dichterin muthen diesmal oft gar sonderbar an. Vgl. S. 25:

Nur eines gab er niemanden: sich selbst.

S. 34:

Mein Geist war müd' vom vielen Denken,
Von langem Sichinsichselbstversenken,
Warf die Feder weg, trat aus dem Haus —

Wer? der Geist der Dichterin? Bald genug verirrt er sich in leidiges sprachliches Dornengestrüpp (S. 35):

Ich laufe, schneller noch als ich
Läuft's vor mir her, wie spottend mich. (!)

S. 44:

Die Frauen schlossen ihres Schmuckes Schränke
Und ihres Mundes spottgeöffnet Thor,
Vergessen war die bosheitsvolle Ränke. (!!)

Und besser noch S. 46:

Und doch, in diesem ganzen langen Leben,
In all den Jahren, da ich kämpft' und siegte,
Hat's keine einzige Stunde je gegeben,
Da ich vermessnen Sinns mich so belügte. (!!!)

Daß Reime wie „Licht" und „verkriecht", „Blumen" und „Lebensstummen" gepaart sind, will danach kaum etwas verschlagen. Dagegen weiß die Dichterin auch hier brennenden Fragen des gesellschaftlichen Lebens unerschrocken ins Auge zu sehen und den Rechten hilfloser gekränkter Weiblichkeit nachdrucksvolle Worte zu leihen. Nicht minder sei hervorgehoben, daß sich die Erzählung „Weibesschönheit" zu einer achtungswerthen Höhe dichterischer Darstellung erhebt, deren helldunkles Colorit in seiner verhaltenen Glut vortrefflich zu der sichern Linienführung stimmt. Hier bekundet die Dichterin ihr selbstgewisses Talent, mit geringem Aufwande sprachlicher Mittel bewegte Scenen zu entwerfen:

Eines Abends trat er in die Werkstatt.
Seine Augen glänzten düster, suchten,
Suchten sie. Sie flog in seine Arme:
„Küsse mich!" Er neigte seine Lippen
Auf die ihren, tiefer, inniger, durstiger.
Fest mit ihren Armen sich umschlingend,
Sanken sie zur Erde sacht. Der Schleier
Löste sich von ihrer Brust. Sie ließen
Voneinander nicht. Gewänder fielen,
Und sie ließen nicht einander. Endlich
Hauchte sie: „Genug!" Da riß er mühsam
Seine Lippen von den ihren. Nur ein
Kleiner rother Fleck, knapp unterm Busen,
Zeigte stumm die Stelle, wo sein Messer
Eingedrungen war. Er jauchzte weinend:
„Götter, Dank! Die Form ist euch gerettet."

3. Gedichte von Helene Migerka. Wien, Szelinski. 1889. 8. 80 Pf.

So sehr Helene Migerka daheim ist in der Romantik der schönen Natur und in den Rosengärten der schönen Gefühle, so scharf bleibt ihr Blick für die Schwächen und Fadheiten des Alltagslebens und seines Getriebes. Ja, es ist ihr besonderer Sport, hier die klatschende Pritsche

einer sehr ersprießlichen Satire zu schwingen, und manche werden sich die Köpfe zerbrechen, ob die Dichterin mit dem Schelmenauge des Backfischchens oder mit dem Eulenblicke sauertöpfischen Altjungfernthums ihr Weltbild zeichnet. Jedenfalls aber bildet ihr Medium ein klarer, scharf spiegelnder Verstand, dem nicht selten ein gelinder Sarkasmus die Folie gibt:

Klänge rauschen, Schön ist keine!
Alle lauschen, Schmink' und Puder
Vorhang hebt sich. Ganze Fuder,
Ballerinen Viele Bänder,
Sind erschienen, Tüllgewänder,
Wahre Stöcke, Etwas luftig,
Kurze Röcke, Aber duftig . . .
Falsche Steine, Sehr erfreulich —
Ganz abscheulich.

In diesem Licht erscheint in der Dichtung Helene Migerka's das wiener Ballet; und wer den Nymphenchor der Elektrischen Ausstellung in treuer Erinnerung bewahrt, der wird ihr keine Schwarzmalerei zum Vorwurf machen dürfen. „Künstler und Kunstjünger", „Der Drache" (das Lotto), „Bei einem Kinderball" athmen denselben Geist einer wohlberechtigten und trefffischern Satire:

Mädchen mit entblößten Schultern,
Seidnen Kleidern, buntem Flitter,
Handschuhn bis zum halben Arme,
Schwarzbefrackte kleine Ritter.
Vorgestellt sind sich die Gäste
„Herr von Mayer — Fräulein Gretchen"
Schmeicheleien sagt das Bübchen,
Mit Verständniß horcht das Mädchen.

Witzig genug auch bespöttelt sie S. 77 modernes Liebesleben:

Als ich ihn sah zum ersten male,
Da sang er das „Fiakerlied",
Da zog gleich einem Sonnenstrahle,
Das schöne Lied durch mein Gemüth.

Er tanzte sich mir in die Seele,
Er tanzt so wundergut . . .
Ich nehm' ihn und wär' es auch einzig
Den andern zum Verdruß.

Aber das Bild der Dichterin würde unvollkommen sein, wenn wir nicht auch Einblicke in ihr eigenstes inneres Gemüthsleben gewännen, das ebenso reich ist an lyrischen Schwingungen und so empfänglich für die Poesie des Südens und Nordens, des Winters und des Frühlings, der Jugend und des Alters, als sie den Narrheiten und Albernheiten einer schwachköpfigen Gesellschaft mit dem Brennspiegel des Pessimismus auf die Glatze leuchtet. Unter diesen rein lyrischen Stücken sei vor allem „Unterm Weihnachtsbaum" gelobt, und nicht minder „Frühlingserwachen im Walde", nicht als Gipfelpunkte ihres Könnens, sondern nur als reizvolle Durchschnittsproben ihrer Kunst:

Es knarren die Zweige, es knistert das Eis,
Es zwitschern die Vögel verborgen und leis,
Es reckt sich die Tanne aus schneeigem Grab
Und schüttelt vom Wipfel die Tropfen herab.

Von eisigem Banne erhebt sich der Strauch,
Getroffen von lauem erlösendem Hauch,
Und dort auf den Höhen, auf kahlem Gestein,
Da glitzert und blitzt es im sonnigen Schein.

Dem Liede „Blauer Enzian" gebricht dafür unsers Erachtens die Feile und die vierzig Räthsel endlich, welche den Schluß bilden, sind leider zum größten Theile verkünstelt und verstiegen, wie denn auch den Epigrammen zum Theile zwar ein kerniger Gedanke zu Grunde liegt, die Formengabe der Verfasserin aber unzulänglich bleibt, den geistigen Stoff zu durchsichtiger Klarheit zu erheben. Vgl. „Einer Sechzehnjährigen":

Bei dir, du reichbegabtes Wesen,
Bleibt selbst die Zeit bewundernd stehn; —
Uns blühn nur einmal sechzehn Lenze (?)
Drei Jahre schon sie dich umwehn (??).

4. Dies und Das. Gedichte von P. Joseph Bergmann. Karlsbad, Jakob. 1890. 12. 1 M.

Der Verfasser ist katholischer Geistlicher und auf das glücklichste mit jenem derben Humor ausgestattet, welcher dem entsagungsreichen Junggesellenleben des niedern Klerns ein so treuer, sorgen- und kümmernißbannender Gefährte zu sein pflegt. Man darf ihm in so unbefangener Gemüthslage nicht verargen, daß seiner Anspruchslosigkeit manche seiner literarischen Schöpfungen als vollwerthig erschienen sind, die bei näherm Hinblick das Gewicht eines Windeies nicht übersteigen:

Bei Zwergen zu Gast.

Von Zwergen ward ich einst geladen
Zu Tische; gerne nahm ich's an
Und fand als Speisekameraden
Von jenem Völkchen dreizehn Mann.

Voll Spannung saß ich hier und dachte:
„Was bieten wol zum Schmause die?"
Da kam der Zwerge Koch und brachte
Pro Mann — ein Viertel Kolibri.

Manche dieser Epigramme und Sinngedichte scheinen in der That mehr für den Zechtisch als den Recensententisch berechnet, denn daß der Verfasser bei einzelnen dieser Nummern an weitere Leserkreise gedacht haben sollte, will ich seinem Geschmack und seiner Kenntniß der normalen Gesellschaft nicht zutrauen. Man lese:

Röschen fuhr einst mit spazieren
In die Zwetschkenbaumallee,
„Ach, wie muß die Früchte frieren",
Sprach's, „die ich da hängen seh'."

Dies dem Kinde zu verneinen,
Forscht der Vater ganz genau:
„Töchterchen, wie kannst du meinen . . .?"
Röschen drauf: „Sie sind ja blau!"

Bei diesem und manchem andern Stücke mußte der Verfasser eine schärfere Sichtung walten lassen. Sonst bin ich weit entfernt, ihm seine Freude an der bunten Sammlung ernster und heiterer, getragener und scherzhafter Lebensbilder und Parabeln, gehaltvoller Sinnsprüche und schwungvoller Oden und Sonette zu ver-

kümmern. Wie stimmungsreich besingt er Ossegg! Wie launig seine Fahrt über den Bodensee:

Nur leider war darunter
Auch etwas Wuth gemischt,
Weil ich zum Zug nach Zürich
Ein falsches Schiff erwischt.

Auch manch tief und schmerzlich empfundenes Lied ist unter diesen Stücken:

Ob der Vater traurig war,
Als sie auf der Todtenbahr'
Meine Mutter getragen,
Kann ich keinem sagen.

Seine ganze Originalität aber offenbart uns des Dichters Gespräch mit seinem kranken Backenzahn, der ihn bitterlich anklagt:

Du gingst mit Messern auf mich los
Und gabst mir manchen groben Stoß;
Ich mußt', ob ungern oder gern,
Aufknacken dir den härtsten Kern.

Oft gabst du mir die Speisen heiß,
Darauf Getränke, kalt wie Eis u. s. w.

Und doch versteht sich der gedrangsalte Zahn zu einem großmüthigen Ausgleiche:

Entfernst du von dem Orte mich,
Wo ich so viel erlitt durch dich,
Will ich sogleich barmherzig sein
Und dich von meiner Qual befrein.

Hoffentlich hat es seitens des reuigen Dichters nicht an Entgegenkommen gefehlt.

Adalbert Schroeter.

Erzählungen.

1. Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien von G. Reuter. Dresden, Pierson. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Mary und Marietta. Eine Novelle vom Luganer See von Ernst Pasqué. Dresden, Pierson. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Der heilige Amor von Johannes Prölß. Leipzig, Liebeskind. 1889. 12. 2 M.
4. Johannes Knade's Selbsterkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation von C. Quandt. Dritte Auflage. Braunschweig, Grüneberg. 1889. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.
5. Silva Mariä. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von H. Raydt. Linden-Hannover, Manz. 1889. 8. 2 M.
6. Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen von Otto Bruhnsen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben von Ph. Kniest. Oldenburg, Stalling. 1889. 8. 3 M.

Von den beiden „Studien" G. Reuter's (Nr. 1), offenbar einer Dame, hat uns die erste besser gefallen als die zweite. Beiden ist das liebevolle Vertiefen in das Seelenleben weiblicher Gemüther gemeinsam, und da können wir denn unsere Anerkennung nicht zurückhalten. In der „Episode Hopkins" — der Titel ist sehr glücklich gewählt — sind Herzensbeziehungen dargestellt, die erst am Schlusse der Studie voll beleuchtet werden. Fräulein Ilse Karith ist die unzertrennliche Freundin der Frau Baumeister Herbord, deren Mann einen auswärtigen Dombau zu leiten hat. Die Familie hat sich auf Zureden einer adeligen Dame mit romantischer Vergangenheit bestimmen lassen, einen amerikanischen Theologen, Hopkins, in Pension zu nehmen. Sein unscheinbares Aeußere und seine unnahbare Ruhe, die ihn sogar unhöflich werden läßt, nehmen nicht sehr für ihn ein. Der Baumeister ist anfangs Strohwitwer und bekümmert sich sehr wenig um den phlegmatischen Pensionär. Als seine Gattin zurückkehrt, er selbst aber verreisen muß, ändert sich die Sachlage. Hopkins weiß sich durch das Eingehen auf die Art der Kinder bei Frau Herbord interessant zu machen; man zieht ihn in den Familienkreis und bald ist er der Damen steter Begleiter. Er beschäftigt bereits die Phantasie der jungen Frau mehr als gut ist, als ein junger Freund, Wilberforce, ein philosophischer Millionär, in den kleinen Kreis eintritt. Frau Herbord sieht in ihm eine gute Partie für Ilse und alles scheint die bislang nur noch nicht in Worten ausgesprochene Liebe zu begünstigen. Aber Hopkins theilt unter der Hand mit, daß sein Freund bereits dreimal verlobt gewesen sei. Wahre Liebe vermag Ilse eigentlich von Anfang an für den schwärmerischen, weichlichen Teetotaler nicht zu empfinden. Nun neigt sich ihre Seele ganz dem bedeutenden, innerlich arbeitenden und kämpfenden Theologen zu, der die Wahrscheinlichkeit eines cölibatären Lebens im Dienste der Kirche durchblicken läßt; daß dadurch eine Entfremdung zwischen den Freundinnen eintritt, ist nur zu natürlich. Ilse muß einen Antrag Hopkins' erwarten, der indessen an eine solche Wendung gar nicht denkt. Er will nur die Seelen für sich gewinnen und nimmt von dem jungen Mädchen, das sich glaubt zu der Höhe Hopkins'scher Welterfassung nicht aufschwingen zu können, rührenden Abschied mit dem Versprechen späterer Wiederkehr. Die Ankunft des Baumeisters macht den unleidlich gewordenen Verhältnissen, die der Kindererziehung und klugen Lebensführung durchaus nicht förderlich waren, ein rasches Ende. Hopkins sieht seine Position verloren und reist ab. Ilse baut ihm Altäre in ihrem Herzen und gibt Wilberforce einen Korb. Nach Jahr und Tag, als Frau Herbord ihrem Manne ein viertes Kind geschenkt hat und die Kunde von Hopkins gekommen ist, daß er nicht in einen Orden getreten, sondern der Mann von Fräulein Wilberforce geworden ist, findet man sich allerseits vollständig von der Einwirkung des sonderbaren Theologen befreit und Ilse wird sich wahrscheinlich glücklich verheirathen. Das sind im wesentlichen die Vorgänge, die

uns Reuter anziehend und mit viel Kunst zu schildern weiß. Den wahren Charakter des Amerikaners lernen wir ganz spät erst kennen, und wir stehen mithin, wie die beiden Freundinnen, fast bis zum Schlusse selbst unter dem trügerischen Zauber des Seelenfängers, der mit dem Armenier in Schiller's „Geisterseher" verglichen wird.

Die beiden Charaktere in „Zu spät" haben eine gewisse Wahlverwandtschaft mit den Heyse'schen „Zwei Gefangenen". Eine alternde weibliche Schönheit, Felicitas, die sich von Malstunden nährt und alle zwei Jahre eine Badereise erübrigt, tritt bei Besuch eines Seebades in Beziehungen zu einem überaus bedeutsamen Charakter, einem Ingenieur, der aber einsam und innerlich freudlos seine großen Erfolge mit niemand genießt. Felicitas kommt in die Lage, dem starken Manne bei einem Krampfanfalle hülfreiche Hand zu reichen. Die beiden Einsamen schließen sich aneinander und die Malerin erzählt, wie sie von Jugend auf eine Schwärmerei genährt hat für einen bedeutenden Techniker, den sie persönlich nicht kennt und den zu treffen mehrmals der Zufall verhindert hat. Jetzt nun hat sie ihn, wie sich herausstellt, vor sich als alternden Mann, und auch er erkennt, wie nahe er verschiedene male seinem Glücke gewesen ist. Sie verloben sich, aber zu zu spät; denn ein Schlaganfall macht beim Baden dem Leben des vergeblich gewarnten Mannes am Tage nach der Verlobung ein Ende. Einsam kehrt die Malerin in ihre trüben, engen und kleinlichen Verhältnisse zurück. Die ein Leben lang festgehaltene und dabei fast unpersönliche Schwärmerei für einen unbekannten Techniker, der durch Locomobilen von sich reden macht, will uns nicht recht glaubhaft werden, und die Art, wie sie dem fremden Manne ihr Inneres aufthut, berührt nicht gerade angenehm. Immerhin verräth sich auch in dieser Studie ein nicht gewöhnliches Talent zu gestalten.

„Mary und Marietta" (Nr. 2) von Ernst Pasqué ist eine Erzählung, die uns ein wenig viel zumuthet. Wenn man so will, ist es eine italienische Dorfgeschichte, die Herzensgeschichte zweier einfacher Naturkinder, in deren Leben eine englische Schönheit unheilvoll eingreift. Die Novelle darf ja ihrem Wesen nach viel wagen, und da das Leben die Menschen wunderbarer führt als die ausschweifendste Erfindung, so braucht sich der Novellendichter vor nicht gar zu vielem zu scheuen. Indessen hat der Leser auch sein gutes Recht, ungläubig und kalt zu bleiben. Eine stolze Schöne Albions ist mit ihrem gutmüthigen Vater auf der Reise nach Locarno, wo sie den zukünftigen Gemahl treffen soll. Sie ist schon verstimmt, da sie hört, daß sie eher zu dem Stelldichein kommen werden als der Brautwerber, und vielleicht deshalb empfänglicher für die naturfrischen Reize des Kutschers Rico. Bei einem excentrischen, lebensgefährlichen Abstiege wird sie von Rico, dessen Gesang ihre Seele während der Fahrt wunderbar berührt hat und der seinerseits von der Schönheit der fremden Dame besonders getroffen ist, mit eigener Lebensgefahr gerettet und Rico rettet auf gefährlicher Straße auch den im Wagen gebliebenen Vater. Er hat Anspruch auf besondere Belohnung, und Mary, so heißt die Engländerin, beschließt, nachdem sie ihn zunächst, gleichsam auf Abschlag, geküßt hat, den Braven, den sie mit Geld nicht ablohnen mag, zu heirathen. Aber Rico ist bereits versprochen mit Marietta, deren Vater eben die Heirath der beiden durch Rückzug ins Altentheil ermöglichen will. Die Verwickelung löst sich nun so, daß die unsinnige Verbindung mit der edeln Britin, die sich entführen lassen oder vielmehr Rico entführen will, durch den wackern Kutscher selbst unmöglich gemacht wird; er weiß Marietta zu bestimmen, in eine schnelle Trauung zu willigen. So opfert sich Rico für die geliebte Fremde und Marietta für ihn. Mary heirathet den nach bewährtem Recept gezeichneten Lord Willmore. Nach Jahr und Tag treffen sich Mary und Marietta am Grabe Rico's, der an Herzweh gestorben ist. Das ist der Gang der Erzählung, für deren innere Wahrheit wir uns nicht zu verbürgen wagen. Daß Pasqué einzelne Züge getroffen haben mag, namentlich schöne Bilder der Landschaft zeichnet, wollen wir nicht bestreiten; das Ganze indessen misfällt uns.

„Der heilige Amor" (Nr. 3), ein Name, der leicht irreführen könnte, ist St.-Amorins, dessen Fürbitte für kinderlose Frauen geschätzt ist und dessen Heiligthum an einem Quell bei Amorbach im Odenwalde besondern Zuspruch findet. Das Weihgeschenk eines dankbaren Würzburgers hat den Dichter, der uns seine poetische Gabe in dem ansprechenden Gewande der Liebeskind'schen Ausgaben darreicht, beschäftigt und die Geschichte des würzburger Weinhändlers und seiner Frau hat ihm die Muse geschenkt. Johannes Prölß weiß aus dem Ehestandsleben dieser nur vorübergehend entfremdeten jungen Leute anmuthig zu erzählen. Der frühe Tod eines kleinen Mädchens, das ihnen anstatt des ersehnten und wegen einer Familienbestimmung besonders wichtigen Erben geboren wurde, und die unheilvollen Einwirkungen von geistlicher Seite haben das Seelenleben der jungen Frau so herabgestimmt, daß ihr Mann in seiner gesunden Männlichkeit allen Grund hat, unzufrieden zu sein. Eine durchreisende resolute Frau der Verwandtschaft nimmt während einer Geschäftsreise des Mannes die Frau mit in den Odenwald. St.-Amorins läßt sie gesunden, und man kann sich das Glück denken, das den Eheleuten neu aufgeht, als der Mann die kaum wiederzuerkennende Frau heimholt. So anspruchslos die Erzählung auftritt, so ansprechend wirkt sie.

„Johannes Knade's Selbsterkenntniß" (Nr. 4) von C. Quandt wurde schon beim ersten Erscheinen in d. Bl. (1880, Nr. 15) besprochen, und wir müssen uns daher mit einer kurzen Anzeige dieser dritten Auflage begnügen. Daß sie in verhältnißmäßig so kurzer Zeit nöthig wurde, bedeutet bei der kurzen Lebensdauer der meisten Bücher heutzutage keinen geringen Erfolg, um so mehr als die Erzählung schon in einer Zeitschrift abgedruckt war. Mit wahrhaftem Vergnügen haben wir der Verfasserin, die

eigene Aufzeichnungen Knade's zu bieten vorgibt, folgen mögen. Die Aufgabe ist durch diese Anlage in Sprache und Composition bedeutend schwerer geworden. Die Verfasserin muß in der Eigenart der Zeit reden, was sie mit Maß und Geschick thut, und sie muß, wenn ich so sagen soll, das Gegenspiel gelegentlich in Zwischenpartien darstellen. Sie führt daher Ergänzungen in die fortlaufende Darstellung Knade's ein, in anderer Sprache und Tonart. So hat sie zwar den Charakter des persönlich Erfahrenen und Erlebten und des Actuellen gerettet, aber die Einheit der Darstellung gestört. Aber dieser Mangel wird reichlich aufgewogen durch die übrigen Vorzüge des Buchs. Es ist zu den Familienbüchern zu zählen, die sich zum gemeinsamen Vorlesen eignen, zu denen aber auch in besondern Stunden der eine oder andere zurückgreift, um sich wieder und wieder der Erzählung zu freuen.

So Rühmliches von dieser Erzählung zu sagen war, mit einer Befriedigung anderer Art, nämlich, daß wir fertig waren, haben wir H. Raydt's „Silva Mariä" (Nr. 5) aus der Hand gelegt, das in dem Vorwurfe mit jener eine Art Verwandtschaft hat. Der Verfasser, der sich durch seine Reiseerlebnisse in England, das er als Stipendiat der Bismarck-Stiftung besuchte, bekannt gemacht hat, hätte sich nicht auf das Gebiet der historischen Erzählung wagen sollen. Er malt die allermodernsten Gestalten mit den Gedanken und Gefühlen von heute in das 16. Jahrhundert hinein, das er so äußerlich wie möglich erfaßt hat. Daß ein Bild des heutigen Ratzeburg dieser Geschichte aus der Reformationszeit vorgesetzt wurde, ist vorbedeutend und bezeichnend. Wir wollen nicht davon sprechen, daß die beiden Jugendgespielen Martin von den hohen Linden und Eginhardt auf die berühmte Ruperto-Carola nach Heidelberg ziehen, daß der Lauenburger Eginhardt in die Verbindung Rhenania einspringt; wir wollen uns über die nächtliche Mensur im Hirschgraben nicht weiter aufhalten, auch nicht über den spanischen Pater, der im zweiten Jahrzehnt (!) des 16. Jahrhunderts schon in Lauenburg jesuitische Propaganda treibt, allerdings ohne die ausdrückliche Bezeichnung, aber mit unverkennbarer Schilderung der Sache. Die ganze Darstellung, die Zeichnung des alten Emmo mit seinem ewigen „Potz Mohren und Türken", der bald als alter Wachtmeister mit Anspruch auf Civilversorgung, bald als ritterlicher Held vorschwebt, die Klosterinsassen, die alte und die junge Aebtissin, der alte Jude mit seiner schönen Tochter Mirjam, oft bewährte Kräfte zur Aufmunterung einer lahmen Erzählung, das Hineinspielen des Wormser Reichstags — unser zufällig anwesender ratzeburger Freund Martin wird gleich als Ersatzprotokollführer herangezogen —, die Gestalt des Kaisers, die Bekanntschaft zwischen Luther und Emmo, zuguterletzt der Schluß, die von dem bösen Princip der Erzählung, Eginhardt, geleitete Execution an den Ketzern, der Flammentod Martin's und der aus dem Kloster geschiedenen und mit Martin verehelichten Anna und das Selbstopfer der schließlich an ihren Idealen zweifelnden Aebtissin: alles will uns so bedenklich und unhaltbar erscheinen, daß wir die Erzählung nicht ernsthaft nehmen können. Es spricht aus ihr eine Stimmung und Auffassung der Dinge, wie sie den Jugendschriften etwa eines Nieritz oder Franz Hofmann seligen Angedenkens eigen sind. Aber wir müßten Bedenken tragen, das Buch zur Anschaffung für Jugendbibliotheken zu empfehlen, wenn anders wirklich für die Jugend das Beste gerade gut genug ist. Die persönliche Erfassung der evangelischen Heilswahrheiten ist im Vergleiche zu den Erfahrungen des danziger Knabe dürftig und unzulänglich dargestellt. Dieser Vergleich drängt sich gleichsam von selbst auf, da ein Motiv beiden Erzählungen gemeinsam ist, das Mitwirken der Liebe beim Uebertritte zur neuen Lehre unter Verhältnissen, wo der Uebertritt zugleich einzig und allein die Vereinigung der Liebenden ermöglicht.

Otto Bruhnsen's „Novellen" (Nr. 6) vermitteln die Bekanntschaft mit einem Schriftsteller, der ungefähr gerade so viel wahren Beruf zur Kunst mitbringt als der Held seiner Novelle: „Eine bescheidene Carrière". Paul Scherzer, ein hoffnungsvoller Literat, zugleich Bureaubeamter in Diensten eines ausländischen Consuls, hat eine Novelle geschrieben, und um sie möglichst einträglich zu verwerthen, erläßt er eine Anzeige im Stile nur zu bekannter Tageblätter, in der Herren zur Theilnahme an einem literarischen Unternehmen aufgefordert werden. Die Zweideutigkeit wird denn auch richtig verstanden von einem ehrgeizigen Hutmacher, der, um sich einen literarischen Anstrich zu geben, die Novelle für 200 Mark kauft und sie mit Hülfe des Literaten in einem angesehenen Blatte als die seinige unterbringt. Dieser schmutzige Handel wird dargestellt, als ob sich nicht das mindeste dagegen erinnern ließe. Nachher erwachsen daraus zwar einige Verlegenheiten und auch die Tochter des Hutmachers findet ihn nicht gerade hübsch, aber verzeihlich, als sie von der wirthschaftlichen Lage Scherzer's Kunde erhält. Es ist selbstverständlich, daß dieser später der Gatte der überaus schönen, klugen und selbständigen Tochter des Pseudoschriftstellers wird. Von einer eigentlichen Charakterzeichnung kann nicht wol gesprochen werden. Auch die andern Geschichten haben uns nicht angesprochen; die Liebe in der verschiedensten Gestalt, Freude an fröhlichem Umtrunk, auch die Darstellung maßloser Genußsucht mit ihren Folgen sind es, die den Verfasser vornehmlich beschäftigen. Daß eine Weihnachtsgeschichte mit den üblichen Zuthaten, Rückkehr, Wiedererkennung, Hülfe in der Noth nicht fehlt, darf nicht überraschen. Die besten Pinselstriche weist noch die Geschichte der „Drei gestreugen Heiligen" auf, nach der das Buch genannt ist. Durch das ganze Buch weht ein Geist der Gewöhnlichkeit, der sich nirgends zu den lichten Höhen einer edlern, befreienden Welterfassung aufschwingen kann.

Ph. Kniest, der Verfasser von „Wind und Wellen" (Nr. 7), bietet uns herzerfreuende Bilder aus seiner Ostseeheimat, deren Wahrheit von jedem empfunden wird, mag er

auch nie in einer der Handelsstädte geweilt und nie das unendliche Meer geschaut haben. Diese alten Kapitäne mit ihrer Vorliebe für Oelfarbe, die wetterfesten Seefahrer, die reichen Rheder mit ihrer zugeknöpften Eigenart, die Buchhalter und jungen Anfänger sind Typen in lebenswarmer Gestaltung. Wir haben in diesen Bildern keine novellistischen Verwickelungen und Lösungen, sondern zuständliche Schilderungen, wobei man dem Verfasser die behagliche Freude an seinen See- und Kaufleuten nachfühlt. Diese Darstellungen aus einer schon etwas ferner liegenden Vergangenheit wecken leise das Bedauern, daß die ändernde Zeit auch in diesen Verhältnissen manches verschoben hat. Die Kraft des Dampfes hat das Segelschiff fast verdrängt, und wir finden es begreiflich, wenn der Kummer über die kohlenverschlingenden neuen Seeungethüme den alten, in ihre Fahrzeuge verliebten Wasserratten manch Kraftwort entlockt. Allerliebst ist gleich die erste Erzählung von dem Schiffer auf Fehmarn, der bei der letzten Fahrt seiner alten „Hoffnung" sein Weib und seinen einzigen Sohn mit nach Lübeck nimmt und schier verzagt über den Verlust seines Lieblings, diesen aber, der wie durch ein Wunder von einem vorüberfahrenden Dampfer aufgenommen und gerettet ist, bei seiner Ankunft im Hafen zu Lübeck glücklich vorfindet. Ebenso ansprechend ist „Der Damenkapitän"; allerdings sehen wir den liebenswürdigen Schwerenöther nicht selbst sich den Beinamen auf seinen Fahrten verdienen, er führt ihn bereits, da wir zuerst aus der Ferne, nachher in seiner eigenen Häuslichkeit seine Bekanntschaft machen. Wer seine Freude hat an der Darstellung von Land und Leuten, von tüchtiger Eigenart und lebenskräftiger Besonderheit, wird gerade an diesem Buche ihn Ansprechendes finden und sich gewiß nicht mit einmaligem Durchblättern begnügen.

Karl Mollenhauer.

Ludwig August Frankl.

Episches und Lyrisches von Ludwig August Frankl. Neue Sammlung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 3 M.

Am 3. Februar vollendete L. A. Frankl sein achtzigstes Lebensjahr. Was ist es nun für ein Segen, in so hohen Tagen, anstatt von andern beschenkt zu werden, sich selbst und die Freunde mit einem ansehnlichen Bande eigener Gedichte zu beschenken! Dem Nestor der wiener Lyriker ward ein solcher Segen zutheil: eben ist von ihm eine neue Gedichtsammlung erschienen; eine poetische Ausbeute von mehr denn vierzig Jahren. Bis in das tolle und große Jahr 1848 greifen die Gedichte zurück und reichen bis in die letztvergangenen Tage: der entthronte Kaiser Dom Pedro wird besungen, Menschen und Schicksale ziehen an uns vorbei, wir vernehmen ernste, traurige Weisen und schalkhafte, fein sinnliche Liebeslieder, wir lesen alte Legenden und sinnige, beschauliche Sentenzen, treffende Epigramme gegen irgendeine moderne Unvernunft gerichtet. Die in den letzten Jahren entstandenen Poesien beweisen eine ungebrochene Kraft des Geistes, eine frische und fröhliche Empfindung, eine erstaunliche Jugendlichkeit. Frankl hat in biographischen Mittheilungen und Erinnerungen manchen hervorragenden dichterischen Zeitgenossen geehrt. Ihm selbst aber gebührt als Dichter Ehre, und darum sei sie ihm.

Fritz Lemmermayer.

Staatswissenschaftliche Schriften.

1. Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 10 M.

Ein Staatsroman um die Wende des 19. Jahrhunderts! Das ist interessant und gibt zu denken. Hat es bislang nichts gefruchtet, all das mühsame theoretische Denken, all das Vorschlagen, das Rathen und Thaten, all das Politisiren und Reformiren von oben und von unten, von rechts und von links, nach hinten und nach vorn, ist trotz redlichstem Bemühen das Elend auf der Erde nicht ausgerottet — was liegt näher als die Menschen wieder einmal an ihrer schwachen Seite zu packen, ihnen auszumalen, wie gut sie es doch haben könnten, wenn sie nur Muth hätten, die Schwelle des gelobten Landes zu überschreiten, ihnen den Mund wässerig zu machen nach all den schönen Sachen, die ihnen vor Augen liegen, die sie nur zu ergreifen brauchen und die sie — unbegreifliche Thorheit! — bislang nur nicht gewollt haben. Wie schön, wie behaglich lebt sich's nicht in Freiland, der Neuen Welt, der wir so nahe sind. Ueberall Eintracht und Glück, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens, ideellen wie materiellen, und das alles verheißt uns der Verfasser um den Preis des bloßen guten Willens. Doch Hertzka war bislang ein verständiger Schriftsteller und darf daher beanspruchen, ernst genommen zu werden, wie er es denn auch ernst mit seinem vorliegenden Werke „Freiland" meint. Wir wollen darum unsern Witz beiseite lassen und unsere Meinung über das Buch ohne allen Scherz aussprechen.

„Freiland" ist die Potenz aller frühern socialistischen Utopien und alles frühern utopistischen Socialismus, ersterer, sofern unsers Wissens keiner aller bisherigen Staatsromane so völlig jede Berührung mit der Mutter Erde verloren hat, letztern, sofern noch kein Werk gleichen In-

halts so unmittelbar praktisch sein will, so unmittelbar an bestehende Zustände anknüpft, so unmittelbar nahe bevorstehend die Verwirklichung der Träume predigt. Der sachliche Inhalt des umfangreichen Buchs ist schnell angegeben: es erzählt uns, wie dank der Opferfreudigkeit einer Anzahl aufgeklärter Männer und Frauen eine internationale Gesellschaft gegründet wird, welche die Besiedelung der Hochlande Innerafrikas unternimmt, um hier eine „Freie Gesellschaft" auf folgenden Grundlagen ins Leben zu rufen: Jeder kann thun und lassen was er will; die Herstellung der Güter erfolgt durch Genossenschaften, in die jeder nach Belieben eintreten, aus denen jeder ebenso beliebig austreten kann. Das Arbeitsergebniß wird, nach Abzug der Steuern, unter die einzelnen Genossen nach Maßgabe der von ihnen geleisteten Arbeit vertheilt; der auf jeden entfallende Antheil, wird angenommen, ist so groß, daß er gut und behaglich leben kann. Das Organisationsprincip der Volkswirthschaft in „Freiland" ist das Spiel von Angebot und Nachfrage; staatlicher Zwang wird in keiner Beziehung geübt; die Regierung ist natürlich eine freie, das Recht der Gesetzgebung ruht beim Volke, jenes der Gesetzesausführung bei dessen frei gewählten Organen.

Es liegt uns fern, an dem logischen Aufbau dieses neuen Gesellschaftssystems Kritik üben zu wollen; wir weisen vielmehr, vom Standpunkte der Wissenschaft sowol als auch von dem der praktischen Politik aus, die Darlegungen Hertzka's als ein Ganzes a limine zurück. Denn angenommen selbst, eine Gesellschaft könne in der von Hertzka entwickelten Weise leben, was nur durch die Wirklichkeit erweislich wäre, so bleibt bei dem Verfahren des Verfassers das eigentliche Problem, für dessen Lösung wir alle unser Bestes einsetzen, doch noch ungelöst: dieses nämlich, wie wird der Uebergang aus der historisch uns überkommenen Welt in die gedachte neue Welt bewirkt. Will die sociale Wissenschaft auch Fingerzeige für die Weiterentwickelung der Menschheit geben, so kann sie diese Aufgabe in einer für den praktischen Politiker brauchbaren Weise doch immer nur so lösen, daß sie, an das Bestehende anknüpfend, dessen Fortbildungsfähigkeit darlegt. Hertzka wischt erst mit einem großen Schwamme alles geschichtliche Dasein aus, er geht nach Afrika und zeigt, wie dort eine neue Weltgeschichte wol eingeleitet werden könnte. Getrieben zu seinen abenteuerlichen Forderungen und Zumuthungen ist der Verfasser durch eine irrthümliche Erfassung des Verhältnisses zwischen Denken und Sein des socialen Lebens. Er glaubt, daß die Gestaltung unsers Daseins abhängig sei allein von dem Grade, den unsere Erkenntniß von dem Wesen dieses Daseins erreicht habe. Er sieht nicht, daß zwischen der Erkenntniß des Uebels und dessen Beseitigung gerade die schwierigsten Probleme noch der Lösung harren; er glaubt, der Kranke sei geheilt, wenn die Diagnose nur richtig gestellt ist. Er verkennt, daß unser Denken nur die Abstraction von der Wirklichkeit ist, daß diese nur langsam, schrittweise mit dem Inhalte unsers, durch jenes Denken erregten und geleiteten Willens erfüllt werden kann:

Eng beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Nun kommt in unserm Falle noch der erschwerende Umstand hinzu, daß die von Hertzka aufgestellte Erklärung des Massenelends auf der Erde nur theilweise richtig ist. Die Antwort, die Hertzka auf die Frage gibt: „Warum werden wir nicht reicher im Verhältnisse des Wachsthums unserer productiven Fähigkeiten", lautet: „Weil der Reichthum nicht in dem besteht, was erzeugt werden könnte, sondern in dem, was thatsächlich erzeugt wird, die thatsächliche Production aber nicht blos vom Ausmaße der Productivkräfte, sondern ebenso auch vom Ausmaße des Bedarfs, nicht blos vom überhaupt möglichen Angebote, sondern ebenso von der überhaupt möglichen Nachfrage abhängt — letztere aber durch die geltenden socialen Einrichtungen verhindert ist (Lohnsystem!), parallel mit den productiven Fähigkeiten zu wachsen." Es ist hier nicht der Ort, die Einseitigkeit dieser Diagnose unserer noch so sehr unvollkommenen socialen Zustände nachzuweisen. Für die Wissenschaft ist dieser Nachweis längst erbracht; denn sie kennt die von Hertzka für neu gehaltene Erklärung schon seit beinahe einem halben Jahrhundert: sie ist zuerst von Rodbertus aufgestellt. Hätte Hertzka dessen Schriften gekannt, so wäre ihm viel Arbeit und Mühe erspart worden.

Um doch zum Schlusse auch die guten Seiten des Hertzka'schen Buchs hervorzuheben: es ist in einer ansprechenden, reizenden Form geschrieben, es enthält viele hübsche Gedanken und wird jeden anmuthen, der sich einmal auf Augenblicke von dem Wuste des Alltagslebens freimachen und liebenswürdigen Träumereien folgen will. Wissenschaftlichen oder praktischen Werth hat „Freiland" nicht.

2. Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Zweite Auflage. Berlin, Verein für Deutsche Literatur. 1889. 8. 6 M.

Hinter dem gelehrt klingenden Titel und einer gesuchtoriginellen Inhaltsangabe verbergen sich harmlose Plaudereien eines Praktikers oder doch jedenfalls nur Gelegenheitstheoretikers über „Allerlei und noch einiges andere". Freilich läßt ja die Fassung des Themas im Titel den weitesten Spielraum für Betrachtungen mannichfachster Art: denn was in aller Welt wäre nicht Sein oder Werden in Zeit oder Raum? Andererseits sind die Plaudereien Herrmann's gerade wirthschaftlicher Natur am wenigsten; nur in den beiden ersten Abschnitten, und allenfalls im dritten, berührt er wirthschaftliche Fragen, nämlich „Die Oekonomie des Raums bei verschiedenen Nationen", solchen, die mit dem Raume nicht zu geizen brauchen, und solchen, die es schon müssen; „Die Culturaufgabe der Zeitökonomie", will sagen, daß erst eine weitgehende Werthschätzung der Zeit Zeichen hoher Cultur sei, bezw. erst zu

hoher Cultur führe, nach dem alten Geschäftsspruche: Zeit ist Geld. Im dritten Abschnitte werden wir in den „Culturkreis der Odyssee" geführt und erhalten ein leidlich anschauliches Bild von der Lebensweise homerischer Helden.

„Morphologisches von drei Ersatzmitteln unserer Oberhaut" lautet der geschmackvolle Titel des vierten Kapitels, auf gut Deutsch: Plaudereien über die Entstehung der Wohnung, der Kleidung und der Gefäße; Plaudereien sage ich wiederum, denn der Verfasser bezweckt nichts, als eine Anzahl eigener Lesefrüchte uns mitzutheilen in der Art, wie er sie gerade verstanden hat. In dem Abschnitte „Zeit geht Raum vor" wird gezeigt, daß wir beispielsweise Eisenbahnschienen legen, d. h. Bodenraum opfern, um die Personen- und Waarenbeförderung zu beschleunigen, d. h. um Zeit zu gewinnen.

„Aus dem Zeitalter des Flugmenschen" ist eine Jules Verniade.

„Zeiträthsel der organischen Welt" und „Wirthschaftliche Raumfragen der Organismen" handeln von einigen Forschungsergebnissen der neuzeitlichen Biologie und Morphologie, deren Richtigkeit ich nicht nachprüfen kann, die aber jedenfalls nicht neu sind.

In den beiden letzten Abschnitten gibt der Verfasser die Art und Weise an, wie wir zurückgebliebenen Völker des alten Europa uns dem amerikanischen Ideale „exacter Zeitökonomie" werden annähern können. Der Verfasser steht dabei wirthschaftlich auf einem streng liberalistisch-manchesterlichen Standpunkte.

Man könnte nicht sagen, daß alles, was in dem vorliegenden Buche steht, falsch oder allbekannt sei; aber auch die gescheiten Gedanken, die darin sind, erscheinen meist in so seltsamem Zusammenhange, unter so eigenartiger, schiefer Beleuchtung, daß man nur geringe Befriedigung aus der Lektüre der immerhin nicht langweiligen Schrift zu schöpfen vermag. Der Verfasser will ein offenbar zu weites Gebiet umspannen; dazu reichen seine Kräfte nicht aus; er sollte sich beschränken. Selbstbewußt sagt er von sich und seinem Buche (S. IV): „Noch niemals wurde bisher ein so hoher allgemeiner Standpunkt eingenommen." Das ist ja nun ganz schön; aber zuweilen kann ein Standpunkt auch zu hoch sein, dann verschwimmen die zu betrachtenden Gegenstände in nebelige Unbestimmtheit. An diesem „zu hohen" Standpunkte krankt auch das Herrmann'sche Buch.

3. Arbeit und Boden. Kritik der theoretischen politischen Oekonomik von Otto Effertz. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1889. 8. 5 M.

Der Verfasser will einige theoretische Grundfragen der politischen Oekonomik entwickeln und einige theoretische, d. i. begriffliche Erörterungen, welche von den Oekonomen über ökonomische Gegenstände angestellt sind, einer Kritik unterziehen. Er bezeichnet den theoretischen Theil der Oekonomik als die Gesammtheit ihrer Mittelsätze und gelangt zu dieser Auffassung auf Grund der aristotelischen Logik in folgender Weise: jeder Syllogismus in einer „praktischen" Wissenschaft, d. h. einer solchen Wissenschaft, die mit Ideen, mit irgendeinem Guten zu thun hat, also auch der Oekonomik, enthält einen „ideellen" Obersatz, einen „begrifflichen" Mittelsatz und einen „ideellen" Schlußsatz. Ober- und Schlußsatz entspringen dem Gefühl, der Mittelsatz dem verstandesmäßigen Urtheil; nur der letztere läßt sich streng beweisen oder widerlegen; die erstern sind Gefühlssache, über sie läßt sich nicht streiten. Darin, daß die bisherige ökonomische Wissenschaft gerade umgekehrt sich über den Obersätzen herumgezankt und die Mittelsätze meist unbeachtet gelassen habe, erblickt der Verfasser den Grund für die weitgehende Verwirrung in der gedachten Wissenschaft. Den theoretischen Theil auch einer praktischen Wissenschaft erachtet Effertz nun gleicher Behandlung fähig, wie die theoretischen Wissenschaften: Mathematik, Chemie u. s. w. Mit andern Worten: er glaubt, daß er völlig abstract erschöpfend behandelt werden kann, daß sich der Inhalt der Mittelsätze der Oekonomik auf mathematische Formeln und Figuren bringen lasse. Er verfährt daher auch nur folgerichtig, wenn er in dem ersten Abschnitte seines Buchs „die Gesellschaft schlechthin, die abstracte Gesellschaft analysirt". Wir halten den Ausgangspunkt des Verfassers für verfehlt, und darum auch seine Ausführungen als Ganzes. Jene Unterscheidung zwischen ideellen und begrifflichen Sätzen ist eine durchaus willkürliche Annahme. In den Wissenschaften, die den Menschen als Persönlichkeit zum Gegenstande haben, gibt es keine Sätze, die nicht „ideell", „ethisch" wären. „Begriffliche", „exacte" Sätze kann ich nur da aufstellen, wo ich es mit unwandelbaren Naturgesetzen zu thun habe; der Mensch handelt aber nicht nach solchen Naturgesetzen, sein Handeln läßt sich darum auch nicht auf Formeln bringen. Die wirthschaftliche Thätigkeit des Menschen ist vielmehr eine Aeußerung seines gesammten geschichtlichen, psychologischen und ethischen Daseins; von dessen „Gesetzen" wird sie beherrscht. Um ein Beispiel anzuführen: Effertz nennt den Satz: das Kapital ist productiv (oder unproductiv) — einen „theoretischen", „begrifflichen". Was ist denn aber „Kapital"? doch sicherlich eine „historische" Kategorie, wenn wir den privaten Kapitalbesitz darunter verstehen, und um den kann es sich allein in diesem Falle handeln. Die Frage: ist das Kapital productiv? bedeutet also nichts weiter im Grunde als: ist die heutige kapitalistische Organisation der Volkswirthschaft historisch berechtigt, zur Zeit noch nothwendig oder kann sie schon durch eine socialistische Organisation ohne Privatkapital abgelöst werden? Die Antwort auf diese Frage gibt mir keine mathematische Analyse, sondern allein die Kenntniß des gesammten socialen Lebens und seiner Daseinsbedingungen. Wir müssen es uns hier versagen, näher auf den Inhalt des Effertz'schen Buchs einzugehen, das in zwei weitern Abschnitten die Analyse der bürgerlichen Gesellschaft und diejenige der socialistischen Gesellschaft unternimmt. Wir nannten seinen Inhalt als Ganzes verfehlt. Das schließt nicht aus, daß das Buch

sehr viel Gutes im einzelnen enthält. Es ist frisch geschrieben, gedanklich sauber und regt an; es steht unsers Erachtens weit über vielen Leistungen der abstracten österreichischen Schule. Besondere Beachtung verdient die „Analyse der socialistischen Gesellschaft", der als überaus treffendes Motto das Faust'sche Wort vorgesetzt ist: „Was kann die Welt mir wol gewähren?" Das ist in der That eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Fragen, deren Beantwortung der socialistischen Theorie in erster Linie obläge, die sie aber bislang — vgl. Hertzka, „Freiland" — in unverantwortlicher Weise vernachlässigt hat. Den „bürgerlichen Oekonomen" hingegen thut Effertz entschieden Unrecht, weil er sie nicht kennt. Er wirft ihnen die Irrthümer vor, die Ad. Smith und Ricardo begangen haben. Wer seiner Sache sicher ist, dem können wir das Effertz'sche Buch nur warm empfehlen; er wird es nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

4. Das Problem der Grundbesitzvertheilung in geschichtlicher Entwickelung. Vorlesung, gehalten beim Antritt des Lehramts an der wiener Universität am 15. October 1889 von August von Miaskowski. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. 8. 1 M.

In markigen Zügen entwirft hier Professor von Miaskowski ein übersichtliches Bild von den Wandlungen der ländlichen Eigenthumsverhältnisse in den wichtigsten europäischen Staaten seit Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit. Naturgemäß sind es nur einige wenige Grundlinien, die uns das Bild aufweist; aber gleichwol wird der Kundige sich gern wieder einmal an Hand der kleinen Skizze durch das Uebermaß von Stoff hindurchgeleiten lassen, der Laie hingegen lernt ein Erstes und fühlt sich vielleicht zu weiterm Studium angeregt.

Zweifach war der Entwickelungsgang der Agrarverhältnisse in Frankreich, Deutschland, Oesterreich einerseits, in England, Italien andererseits. Allüberall vom Gemeindebesitz ausgehend, führt die Geschichte uns durch mannichfach verschiedene Stadien der Entwickelung hindurch zu dem Sondereigenthum an Grund und Boden. Während dieses aber in England und Italien schon früh in die Hände des städtischen Kapitalismus oder eines landgierigen Adels übergeht, den Bauern als Tagelöhner, im besten Falle als Pächter auf seiner weiland eigenen Scholle zurücklassend, führt die langsamere Culturentfaltung in dem übrigen Europa zu dem Endergebnisse, daß der ursprüngliche, bäuerliche Eigner, sei es auch nur als Gutsunterthäniger, noch auf dem Grund und Boden seiner Väter sitzt in dem Augenblicke, da die neuzeitlichen Anschauungen von rechtlicher Gleichheit und Freiheit die alten Zustände umwandeln. Das Problem der Grundbesitzvertheilung ist dem geschichtlichen Gange der Ereignisse entsprechend gleichfalls ein zweifaches: in England, Italien, freilich auch in weiten Gebieten der übrigen Länder, wird es sich darum handeln, den Bebauer des Bodens auch wieder in den Besitz einzusetzen, den jetzigen, zufälligen Lord oder Bankier, den Eigenthümer, falls er nicht sociale Pflichten anderweit erfüllt, der Mühe des Rentenbezuges zu entheben. Wo noch der Bauer auf der Scholle sitzt, besteht die Aufgabe darin, ihn lebensfähig gegenüber dem Großgrund- und Kapitalbesitze zu erhalten. Miaskowski faßt dabei ausschließlich die sociale Seite des Problems ins Auge; natürlich gibt es auch eine wirthschaftliche, und vom wirthschaftlichen Standpunkte aus erscheint der Bauer mit seinen altfränkischen Gewohnheiten in einem erheblich ungünstigern Lichte. Man wird stets beide Gesichtspunkte in Betracht ziehen müssen.

5. Ueber die historisch-ethische Richtung in der Nationalökonomie. Eine akademische Antrittsrede von Franz Berghoff-Ising. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. 8. 1 M.

In sehr verständiger Weise entwickelt hier der Verfasser die wesentlichsten Gesichtspunkte für diejenige nationalökonomische Richtung unserer Tage, die als deutsche und insofern auch als herrschende bezeichnet werden darf. Die Grundgedanken der historisch-ethischen Nationalökonomie sind bekanntlich folgende: die Volkswirthschaft ist kein naturgesetzlicher Vorgang, sondern eine der mannichfachen Aeußerungen des volklichen Lebens; sie kann nicht verstanden werden, wenn man sie losgelöst von den übrigen Lebensäußerungen eines Volks betrachtet; die Methode, welche allein zu einem richtigen Verständnisse der Volkswirthschaft führt, ist die historisch-realistisch-inductive; die Gesetze, welche die Volkswirthschaft beherrschen, sind keine Naturgesetze, sondern Sittengesetze; die Zustände in der Volkswirthschaft sind folgeweise auch keine unabänderlichen, sondern sind wandelbar und menschlicher, willkürlicher Beeinflussung zugänglich. Die Neuheit der Lehre von der Volkswirthschaft bringt es mit sich, daß die Nationalökonomie noch im Werden, in der Entwickelung begriffen ist. Das gibt auch der Verfasser zu, ohne darum, wie andere, ungeduldige Naturen, den einmal beschrittenen Weg, der nach vielen Mühen unstreitig doch endlich zum Ziele führen muß, zu verlassen. Sehr beherzigenswerth sind die Bemerkungen Berghoff-Ising's über den Stand der theoretischen Nationalökonomie im engern Sinne. Diese ist naturgemäß noch am weitesten zurück und der akademische Lehrer, der in unsern Tagen mit ganz moderner Auffassung das Katheder betritt, ist einigermaßen in Verlegenheit, wie er das hergebrachte Colleg über „Theoretische Nationalökonomie" lesen soll. Ueber „Grundbegriffe" sich auslassen mag er nicht; „allgemeine Gesetze" der Volkswirthschaft kennen wir erst in sehr beschränktem Maße. Da stimme ich dem Verfasser voll und ganz zu, wenn er als „Theoretische Nationalökonomie" die Lehre von der volkswirthschaftlichen Organisation (vielleicht unter Hinzuziehung der wirthschaftlichen Geschichte der neuen Zeit) angesehen wissen will. Die Lektüre der vorliegenden Schrift ist auch Laien zu empfehlen.

6. Die badische Landwirthschaft. Dargestellt für baltische Landwirthe von H. von Samson. Dorpat, Verlag der „Baltischen Wochenschrift" (in Commission bei Puttkammer u. Mühlbrecht in Berlin). 1889. 8. 3 M. 15 Pf.

Baden ist in den Augen des Verfassers „in socialer und politischer Beziehung das glücklichste Land der Welt". Insbesondere die badischen Agrarverhältnisse erscheinen ihm als wahrhaft beneidenswerth; er hat fast überall im badischen Ländchen Wohlhabenheit, Behaglichkeit, Zufriedenheit bei der Bevölkerung angetroffen. Und all dieser Segen ist nicht etwa die unverdiente Frucht einer verschwenderischen Natur, sondern das Werk unermüdlichen Ringens und emsigen, arbeitsamen Strebens. Darum, meint der Verfasser, könne Baden auch den weniger reich ausgestatteten Ländern, wie beispielsweise seiner baltischen Heimat, als leuchtendes Vorbild dienen; denn nirgends sonstwo lerne man so gut verstehen, was eigene Tüchtigkeit vermöge. Der gute, feste Wille des einzelnen, dann aber vor allem die Befolgung des Grundsatzes: daß alle zusammenhalten, jeder für alle einstehen müsse, haben Baden zu dem blühenden Garten umgewandelt, wie es heute den Wanderer erfreut. Hülfreich dabei mitgewirkt habe die fördernde und Aufsicht übende Thätigkeit einer aufgeklärten Regierung. Die Richtigkeit dieser Auffassung nachzuweisen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Sie bietet in gefälliger Form einen reichen Inhalt; über die einzelnen Wirthschaftsformen unterrichtet sie uns gleicherweise wie über die Besitzvertheilung, das Agrarrecht, das Credit- und Vereinswesen. Ihre vornehmste Quelle bilden die Ergebnisse der trefflichen Erhebungen über die Lage der Landwirthschaft im Großherzogthume Baden, welche das großherzogliche Ministerium des Innern im Jahre 1883 veranstaltet hat. Obwol in erster Linie für baltische Landwirthe geschrieben, wird das vorliegende Büchlein doch auch manchem deutschen Leser, der sich über die lehrreichen badischen Agrarverhältnisse unterrichten will, eine willkommene Erscheinung sein. Wir müssen es uns leider versagen, an dieser Stelle auf den Inhalt der Schrift selbst näher einzugehen; möge das ein Grund mehr sein, ihr zahlreiche Leser zu verschaffen!

7. Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausgegeben von Adolf Hinrichsen. Sechstes Heft: Paul von Lilienfeld. Von Professor Otto Henne am Rhyn. Mit Begleitwort des Herausgebers. Danzig, Hinstorff. 1889. 16. 60 Pf.

Paul von Lilienfeld zählt als Gelehrter zu den „Verkannten" auf dem wissenschaftlichen Gebiete, das er bebaut: der Socialökonomie. Sein umfangreiches Werk: „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft" (1873 fg.), ist nach der übereinstimmenden Ansicht fast aller Fachleute in seinen Grundanschauungen und Ausgangspunkten dermaßen verfehlt, daß alle Gelehrsamkeit und aller Witz des Verfassers ihm keine nennenswerthe Bedeutung für die Geschichte der Socialwissenschaften zu verleihen vermögen. Das Werk Lilienfeld's beruht nämlich auf dem Grundsatze: die menschliche Gesellschaft sei, gleich den Naturorganismen, ein reales Wesen, lediglich eine Fortsetzung der Natur und nur ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen. Das ist nun aber offenbar eine bloße Annahme, die wol einmal zu geistvollem Spiele, nie aber zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems verwendet werden darf. Das erkennt denn auch Henne am Rhyn in dem vorliegenden Schriftchen vollkommen an. Weshalb trotzdem der Herausgeber der „Deutschen Denker" P. von Lilienfeld als ersten und bisher einzigen Vertreter der deutschen Socialwissenschaft gewählt hat, ist nicht ersichtlich. Will er vielleicht, was an sich gewiß zu loben wäre, die „Deutschen Denker" zu einem Salon des refusés ausgestalten? Dann müßte das deutlicher auf dem Titel hervortreten. Ueber den Stil — um das zum Schlusse noch zu erwähnen — nicht nur P. von Lilienfeld's, sondern auch des Herausgebers der „Deutschen Denker", Adolf Hinrichsen, gibt folgender Satz den erwünschten Aufschluß (S. 14):

> Gerade den klaren Stil der Lilienfeld'schen Schriften heben wir hervor, einen Stil, der, entgegengesetzt dem großartig klingenden Versteckspiel gewisser neuerer Philosophen, keineswegs seine Stärke sucht in dem Gemisch fremdsprachlicher Floskeln zu atheuraubenden Sätzen gethürmt, sondern jedem Gebildeten, auch Nichtphilosophen verständlich bleibt und so diesen Werken den nicht zu unterschätzenden Vorzug verleiht, nicht ausschließlich Fachmännern zur Lektüre dienen zu können.

8. Russische Wirthschafts- und Finanzfragen von G. von Falck. Reval, Kluge. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Die in dem vorliegenden Schriftchen veröffentlichten Aufsätze sind theils bereits in der „Revalschen Zeitung" und in der vom Verfasser zuvor herausgegebenen „Nordischen Rundschau", theils in dem von Professor Schanz geleiteten „Finanzarchiv" erschienen, während ein anderer Theil zum ersten male dem Drucke übergeben wird. Sie bestehen theils aus fachmännischen Gutachten, theils aus den Ergebnissen eigener Quellenforschung, theils auch aus populären Artikeln. Die meisten werden auch den deutschen Leserkreis interessiren; denn er lernt aus ihnen die noch immer recht dunkeln wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands wiederum etwas besser kennen. Die Themata der einzelnen Aufsätze sind folgende: „Die neuen Branntweinsteuerprojecte und die baltische Landwirthschaft"; „Das russische Paßsystem"; „Zur Würdigung der in Rußland neu einzuführenden Personalsteuer"; „Der internationale Fleischhandel und seine Bedeutung für Estland"; „Der internationale Handel mit Molkereiproducten und die estländische Landwirthschaft"; „Rußlands Finanzlage"; „Der Cursstur des russischen Papierrubels und die projectirte Einführung der facultativen Metallwährung"; „Die letzte Silberhausse"; „Die Artele in Rußland". Während, wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich, die meisten Aufsätze sich mit Finanz- und Steuerfragen beschäftigen, behandelt der letzte Artikel über die russische Artele einen allgemeinen socialwirthschaftlichen Gegenstand, der auch für Deutschland

von hervorragendem Interesse stets war und ist. Zwei wirthschaftliche Einigungsformen bilden die Grundlage, auf welcher sich das nationale Leben des arbeitenden Volks in Rußland entwickelt hat, nämlich die Gemeinde und der Artel. Sie stehen miteinander in engstem Zusammenhange und entstammen beide derselben Quelle, nämlich dem beim russischen Volke besonders stark ausgebildeten Streben nach genossenschaftlicher Einigung und autonomer Selbstverwaltung. Wie eigenthümlich und von der westeuropäischen Culturentwickelung noch durchaus verschieden die socialen Zustände des Zarenreichs sind, lehrt am besten ein Studium jener beiden wirthschaftlichen Lebensformen des russischen Volks. Hierüber wie in mancher andern Hinsicht verdanken wir dem vorliegenden Büchlein reiche Belehrung.

9. Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben. Von Fritz Kalle und Otto Kamp. Wiesbaden, Bergmann. 1889. 8. 2 M.

Auf seiner im September 1888 zu Karlsruhe abgehaltenen Generalversammlung hatte der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, dank einer Anregung seitens der verewigten Kaiserin Augusta, die wichtige Frage der hauswirthschaftlichen Untersuchung armer Mädchen eingehend erörtert und zu ihrer weitern Verfolgung eine ständige Commission eingesetzt. Diese Commission kam bald zu der Einsicht, daß vielfach guter Wille vorhanden sei, werkthätiges Vorgehen aber dadurch erschwert werde, daß man nicht wisse, wie man unter gegebenen Verhältnissen zu verfahren habe, um den Zweck zu erreichen. Demgemäß beschloß die Commission: es soll eine kurze, systematische, ganz objective Beschreibung der im Inlande und Auslande schon bestehenden, bereits bewährten Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen verfaßt und im Drucke veröffentlicht werden. Das ist nunmehr geschehen; und das vorliegende Schriftchen, die Frucht der vielfachen Mühen der beiden Delegirten jener Commission, Fritz Kalle und Dr. Otto Kamp, gibt uns ein übersichtliches Bild von den verschiedenen in Betracht kommenden Anstalten. Ein einleitender Abschnitt erörtert die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen im älterlichen Hause, in fremden Häusern und in der Waisenpflege. Da solche ungenügend sei, müsse die Unterweisung in Schulen und schulmäßigen Vorkehrungen erfolgen. Eingehend wird dann beschrieben, was in dieser Beziehung bisher schon unternommen und zwar: für die Jahre vor der Volksschulzeit, in der Volksschule selbst, während der Volksschule in sogenannten Nebenschulen, nach der Volksschulzeit in Tagesschulen, in Stundenhaushaltungsschulen, in Anstalten mit anderm Hauptzwecke. Ein Ueberblick behandelt zum Schlusse ähnliche Bestrebungen im Auslande. Mit seinem interessanten Inhalte bildet das vorliegende Büchlein eine willkommene Ergänzung zu dem Werke von Julius Post, das in Nr. 38 d. Bl. f. 1889 zur Anzeige gebracht worden ist. Wir begrüßen das Vorgehen des Deutschen Vereins für Armenpflege in der beregten Angelegenheit mit Freude und wünschen seinen Bemühungen den besten Erfolg. Vergessen möge man aber nie, daß solche Einrichtungen, wie sie hier geplant worden, immer nur ein trauriger Nothbehelf sind, ein betrübendes Eingeständniß der jammervollen Zustände, die in der Arbeiterwelt herrschen. Sie dürfen stets nur als ein Stück Armenpflege, nicht als Socialpolitik aufgefaßt werden.

10. Die zwanzigjährige Arbeiterinnenbewegung Berlins und ihr Ergebniß. Beleuchtet von einer Arbeiterin (Adeline Berger). Berlin, Selbstverlag der Verfasserin. 1889. 8. 30 Pf.

Es sind trübe Bilder, die uns die Arbeiterin hier von der Lage ihrer Genossinnen in Berlin enthüllt. Wie jämmerlich das Los der „armen Näherin" in der Reichshauptstadt ist, weiß nun bald alle Welt. Leider aber ist bislang noch sehr wenig Aussicht, ihre Lage zu verbessern. Das vorliegende Schriftchen berichtet uns über die Bestrebungen der Arbeiterinnen, durch Bildung von Vereinen einen Einfluß auf die Gestellung der Löhne auszuüben. Von 1869 bis 1885 sind eine Reihe von Vereinigungen aufgelebt und rasch wieder verschwunden, die zum Theil andere Zwecke als die Organisation der weiblichen Lohnarbeiterschaft gegenüber dem Kapitale verfolgten; 1885 traten gleichzeitig drei Vereine ins Leben, die sich insbesondere diesen Zweck setzten. Aber die Schwierigkeiten, denen sie begegneten, waren groß: Lauheit bei den Arbeiterinnen, Verführungsgelüste von seiten der socialdemokratischen Agitatoren, schließlich die Feindseligkeit seitens der Polizeibehörden, welch letztere zum Verbote der Vereine im Jahre 1886 führten. Wer ein Herz für das Elend der berliner Arbeiterin, insbesondere der Hausarbeiterin hat; wer sieht, wie ehrlich die Bemühungen gewesen sind, eine Organisation unter den Arbeiterinnen ins Leben zu rufen, wie ehrlich und wie gesund — denn ein natürlicher Instinct hatte die Arbeiterinnenvereine vor einem Hinübergleiten auf socialdemokratische Bahnen bewahrt —, der muß es schmerzlich bedauern, daß zu den innern Schwierigkeiten der Bestrebungen noch das äußere Hinderniß des polizeilichen Verbots hinzugetreten ist. Es heißt wirklich Vogel-Strauß-Politik treiben, berechtigte und gesunde Bestrebungen des arbeitenden Proletariats auf solche Weise zu vereiteln. Möge eine nahe Zukunft die bisherige polizeiliche Praxis überwinden und möge dann die Arbeiterinnenbewegung in Berlin bald bessere Ergebnisse aufzuweisen haben als bisher!

Werner Sombart.

Zwei Memoirenwerke.

1. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Dritter Band. Erste bis sechste Auflage. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 17 M.

Der Reichthum an hervorragenden historischen Werken zur neuesten Geschichte Deutschlands, den die Jahresneige aufhäufte, hat dem Schlußbande der Aufzeichnungen des Herzogs Ernst die außerordentliche Theilnahme, welche den beiden ersten Bänden in der Tagespresse und somit bei dem großen Publikum begegnete, immerhin beeinträchtigt — wie ich glaube, nicht zum Schaden des Buchs. Denn wenn heuer weniger aus ihm mitgetheilt wurde, als es vor einem Jahre und vor zweien in fast übermäßiger Ausbeutung geschah, sodaß wol manche Zeitungsleser meinen mochten, das Buch selbst entbehren zu können, so dürften heute um so mehr Hände nach demselben greifen, um unmittelbar aus ihm zu erfahren, was der wohlbewanderte und so vielfach mitthätige Verfasser über die bedeutungsvollen Ereignisse, die uns in die politischen Zustände der Gegenwart hinüberleiteten, zu sagen wisse.

Dessen ist nun auch in diesem Bande ganz ungemein viel. Und bei aller Ausführlichkeit, mit welcher — vom übersichtlichen Schlußkapitel zu schweigen — die $7\frac{1}{2}$ Jahre von 1860 bis zum Sommer 1867 behandelt werden, und trotz der unverkürzten Mittheilung einer Fülle handschriftlichen Materials läßt sich kaum eine fesselndere Beschäftigung denken als die mit dem letzten Theile der Erinnerungen des fürstlichen Verfassers. Denjenigen Lesern, die jetzt die Höhe ihrer Jahre erreicht und früh die Augen offen gehalten haben und mit gutem Willen den Ereignissen, soweit es ihnen möglich war, gefolgt sind, gewährt es einen wunderbaren Reiz, nun hinter die Coulissen des öffentlichen Lebens zu schauen, das in seiner Entstehung, Bedeutung und Tragweite unerfaßt in ihren Jugendtagen an ihnen vorübergerauscht ist. Dieser Blick wird geboten in der denkbarsten Anschaulichkeit des Vortrags eines so beredten wie offenen Erzählers, als welcher der Verfasser sich gerade in seinem letzten Bande erweist; in der That eine Offenheit, die manchmal überrascht, aber auch, wo man denken könnte, daß sie an einigen Orten peinlichst berühren müßte, dadurch sofort wieder versöhnt, daß sie sich selbst nicht mehr als irgendjemanden schont. Die Unmittelbarkeit des Erzählers, die treue Wiedergabe der Augenblicksstimmung ist so groß, daß dem Verfasser kaum je auf den dicksten Irrwegen, in die er geräth, ein Wort der Beschönigung dessen entfährt. Der Leser muß unsers Erachtens durchaus den berechtigten Eindruck der größten subjectiven Wahrheit der Darstellung gewinnen. Der große Fehler so vieler Besprechungen des Memoirenwerks ist der, von solchem Eindrucke bestimmt, auch dort auf die objective Thatsächlichkeit der Darstellung und des Urtheils des Verfassers zu schließen, wo dieselbe anfechtbar oder entschieden nicht vorhanden ist.

Kein drastischeres Beispiel für alles hier Gesagte nach jeder Richtung hin als das große Kapitel vom Fürstencongreß zu Frankfurt 1863 mit seinem Vorspiel und Nachspiele. Mir stehen die Empfindungen jener Tage vor der Seele, als wären sie gestern gewesen. Weitab von Deutschland, länger als ein Halbjahr von ihm entfernt, war mir auf die Nachricht, daß König Wilhelm endgültig seinen Besuch abgesagt habe, der einzige Gedanke: Was wollen sie denn nun machen? Da hat ja nichts einen Werth! Der Herzog aber berichtet über den Besuch, welchen der Kaiser von Oesterreich auf der Rückkehr von Frankfurt in Coburg bei der Königin Victoria abstattete (S. 351):

'Der ungeheure Jubel, mit welchem der Kaiser bei seiner Ankunft und Abfahrt von der zahlreichen Menschenmenge .. begrüßt wurde, konnte allerdings die Vorstellung erwecken, es hätte der österreichischen Politik ein viel größerer Erfolg zur Seite gestanden, als thatsächlich der Fall gewesen. Die Königin selbst war ganz und gar von dieser Idee befangen, und als sie den Kaiser nach dem Dejeuner zu einer Besprechung in ein Seitenzimmer bat, war ich auf ihren Wunsch Zeuge eines höchst merkwürdigen Gesprächs, welches, wenn man den nachherigen Lauf der Ereignisse betrachtet, den raschen Wechsel der irdischen Dinge und der politischen Größenverhältnisse deutlich erkennen läßt.

Die Königin sprach sich in sehr anerkennender Weise über den deutschen Fürstencongreß aus und ermangelte nicht, dem Kaiser viel Schmeichelhaftes über die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der er persönlich die Verhandlungen geleitet und wovon alle Welt des Lobes voll war, mitzutheilen. Dann aber bemerkte sie, daß es nicht ihre Sache wäre, sich in die eigentlichen politischen Fragen Deutschlands einzulassen, sie hätte aber eine persönliche Bitte auf dem Herzen: die mütterliche Sorge für ihre Kinder mache es ihr zur Herzensangelegenheit, dem Kaiser dieselben zu empfehlen. Welcher Art auch die sachlichen Gegensätze zwischen der preußischen und der österreichischen Auffassung und Politik sein möchten, das Eine hoffe sie doch unter allen Umständen, daß der Kaiser die Stellung und die Rechte ihrer theuren Kinder in Berlin gewiß niemals beeinträchtigen lassen werde. Der Kaiser war sichtlich durch diese Ansprache überrascht. Er antwortete immer in allgemeinen verbindlichen Worten, berührte aber die sachlichen und politischen Fragen nicht.

Solche Auffassung auf den Höhen des Lebens! Und trotz dieser Scene schreibt der Herzog seinem Onkel, dem König der Belgier: „Die Entrevue des Kaisers mit Victoria ist gut vorübergegangen, es war eine erhebende Scene ohne Steifigkeit.“ Von sich selbst aber urtheilt er ganz richtig (S. 352):

Meine Auffassung der Lage wich auch nicht einen Augenblick in Bezug auf das Wesen der Dinge von denjenigen Gesichtspunkten ab, die ich seit zwanzig Jahren vertreten hatte. Eine neue Stellung Preußens in dem reformirten Gesammtbunde durch Verhandlungen mit Oesterreich und den Fürsten herbeizuführen, schien mir auch jetzt noch möglich. Wenn sich im andern Falle das Gespenst des Bruderkriegs in Deutschland in einer stärkern Deutlichkeit enthüllte, so hätte ich von ganzem Herzen die Verständigung zwischen den Fürsten vorgezogen und glaubte von meinem geringen Theile aus nicht aufhören zu sollen, hierfür zu wirken.

Das Wirken nach dieser Richtung hin hätte dem Herzog

doch wol überflüssig erscheinen dürfen, nachdem er zu seinen eingereichten Denkschriften die lapidaren Randglossen König Wilhelm's vom 14. April und vom 6. September 1863 in Händen hatte. Was der Herzog damals als Staatsmann im großen Sinne bedeutete, offenbart er (S. 203) durch die Erklärung, daß von den elf Bemerkungen des Königs vom 14. April, welche die Grundzüge und Motive der preußischen Politik in sich bergen und eine neue Zukunft eröffnen, ihm weitaus das wichtigste erschien, daß die Bernstorff'schen Reformpläne vertagt seien, und noch in derselben Woche versucht er es mit Oesterreich und hat keinen kleinen Antheil am Zustandekommen des Fürstencongresses.

So unsicher der Herzog über die Machtmittel zu seinem Ziele war und er in der ihm eigenen Beweglichkeit und Vielgeschäftigkeit vom einen zum andern griff — ein Charakterzug, dem wir die Fülle anziehender Mittheilungen verdanken —, so ausdauernd und erfolgreich bethätigte er die Anschauung, daß die Idee der Einheit Deutschlands in das Volk gebracht werden müsse, und hatte er früher für die Sammlung der gebildetsten Kreise gewirkt, so erzählt er hier nun aufs anziehendste, was er für die Ausbreitung der Idee in breitern Massen gethan und welche Angriffe er von den hohen Genossen seiner erlauchten Stellung erfahren, wie er sich gewehrt und seinen Schutz wacker und treu dem Nationalvereine hat angedeihen lassen. Sehr lehrreich hierfür ist die bezügliche Scene auf dem Fürstentage in Baden-Baden 1861 und die ihr folgende Correspondenz mit den vier Königen. Aber gerade dies soll dem Herzoge gedankt und in gutem Gedächtnisse bleiben, und darin hat er auch sicher recht, wenn er im Rückblicke sagt, daß ohne die Turner-, Sänger- und Schützenfeste der Krieg von 1866 kaum so rasch aus der Empfindung der Nation gewichen wäre, wie es geschehen ist.

Ist der Herzog kein Heros und soll man über ihn — Kaiser Wilhelm allzeit voran! — den Großherzog von Baden niemals in die zweite Stelle rücken, so bleibt er doch einer der warmblütigsten vaterländischen Fürsten und derjenige, welcher wie kein anderer die unmittelbarste Fühlung mit unserm Volke und das unmittelbarste Verständniß für dasselbe, wie es nun einmal ist, gewonnen hat, als wäre er in der großen Flut desselben mit aufgewachsen. Darum hat er auch sein Werk schreiben können, das einzig in seiner Art in der Literatur dastehen und seinen Verfasser im Gedächtnisse der Nation erhalten wird.

2. Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Zweiter Theil: Der Zeitraum von Ende 1809 bis zum Bündniß von Kalisch. Leipzig, Hirzel. 1889. Gr. 8. 10 M.

Der zweite Theil dieses in seinem hohen Werthe rasch anerkannten Memoirenwerks ist dem ersten (vgl. Nr. 43 d. Bl. f. 1889) so schnell gefolgt, daß die gewünschten Aenderungen in der Anwendung der Majuskel sich nicht hätten ausführen lassen, selbst wenn der Herausgeber etwa dafür gewesen wäre. Wir lassen diese Aeußerlichkeit auf sich beruhen und wenden uns dem reichen Inhalte des Bandes zu, der auf 342 Seiten Text die Aufzeichnungen weiter führt und über 200 Seiten Beilagen bringt. Mit der Rückkehr König Friedrich Wilhelm's III. nach Berlin beginnend, weiß der ehrwürdige Verfasser, der durch seine Beförderung zum Chef des Militärcabinets dem Monarchen und dem königlichen Hofe sehr nahe trat, eine äußerst anziehende Zeichnung des damaligen Hofs, der täglichen Lebensweise und der Form der Verhandlungen mit dem Monarchen zu entwerfen und sehr bemerkenswerthe Beiträge zur Charakteristik des Königspaares zu liefern. Die Erzählung vom erneuten Eintritte Hardenberg's in den Staatsdienst als Staatskanzler und die Skizzirung der Reformepoche, die dessen Namen trägt, zeugt von der tiefen Kenntniß Boyen's und von seinem Interesse für alle Seiten des öffentlichen Lebens. Die Bedeutung dieses Bandes liegt jedoch in der eingehenden und wohlbegründeten Darstellung der zwischen der Annäherung an Rußland und der an Frankreich hin und her pendelnden Haltung Preußens und in der Schilderung und Beurtheilung des Feldzugs von 1812, den der Verfasser in Rußland erlebte. Nach dem Abschlusse des Bündnisses Preußens mit Frankreich war Boyen aus dem Dienste geschieden und begab sich nach St.-Petersburg, um dort, wie er könnte, für sein Vaterland zu wirken. Seine Berichte von dort, namentlich über seine Zusammenkünfte mit Kaiser Alexander, sind ungemein fesselnd. Als Ueberbringer des Antrags eines Offensiv- und Defensivbündnisses kehrte er über Moskau und Galizien in die Heimat zurück, nachdem er den ganzen December über durch die österreichische Regierung an der Grenze festgehalten worden war. Als er nach Berlin kam, hatte der König sich endlich zur Reise nach Breslau entschlossen und hier erst konnte Boyen sich seines Auftrags entledigen. Mit großer Lebhaftigkeit weiß er das Verdienst Stein's ins Licht zu stellen, den König endlich zur Sendung Scharnhorst's nach Kalisch zum Kaiser Alexander bewogen zu haben. Der Vertrag wurde bekanntlich am 28. Februar 1813 endgültig abgeschlossen.

Beim Durchlesen dieses Bandes fühlt man sich dem Herausgeber ganz besonders zum Danke verbunden, daß er sich auf die Wiedergabe der Originalaufzeichnungen und Beilagen beschränkt hat, ohne zu einer Ueberarbeitung die Hand zu bieten. Angesichts der ungeheuern Zeit, in der Boyen lebte und über die er schrieb, ist es von unvergleichlichem Werthe, ganz unbeeinflußt die Meinung und Darstellung eines solchen Mannes, wie er war und greifbar aus seinen Erinnerungen hervortritt, zu vernehmen. Das Buch bietet köstliche Stunden und mit Freuden ist dem dritten Bande, der noch $5\frac{1}{2}$ Monate des Jahres 1813 bringt, entgegenzusehen. Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue internationale“ vom 10. December 1889 heißt es in einer Anzeige von P. K. Rosegger's „Martin der Mann. Eine Erzählung“ (Wien, Hartleben, 1889): „Nur diejenigen werden die unerhörten Dinge verstehen, die sich in dem Werke finden, welche im Stande sind, die Schönheit und die Größe eines menschlichen Herzens zu begreifen, das sich von den Fesseln des Vorurtheils befreit hat.... Der Wald liefert Rosegger Gelegenheit zu höchst gelungenen Schilderungen; Rosegger ist unzweifelhaft ein aufrichtiger Liebhaber und Bewunderer der Natur. Der Charakter des Helden Martin ist sorgfältig studirt und in mehr als einer Beziehung anziehend. Derjenige der jungen Fürstin dagegen ist weniger begreiflich und bietet der Kritik mehr Handhaben. Allen Personen kann man im allgemeinen den Vorwurf machen, daß sie zu oft die Gedanken des Verfassers zum Ausdruck bringen.“

Im selben Hefte werden unter den Buchstaben A. V. Betrachtungen zeitgenössischer französischer Offiziere über das preußische Heer vom Jahre 1786 veröffentlicht.

In einem durch mehrere Hefte der Zeitschrift gehenden Aufsatze würdigt A. Lo Forte-Randi die Thätigkeit Max Nordau's. Die Betrachtungen knüpfen namentlich an die beiden Werke: „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit“ und „Paradoxe“ an. „Freund und Feind erkennen Nordau das Prädicat eines Schriftstellers ersten Ranges zu. (?). Seine Schreibweise ist lebhaft und ausdrucksvoll und er beherrscht dieselbe mit Meisterschaft wie ein Instrument, das er ganz genau kennt. Er ist kräftig und voll Gedanken, die sich drängen und stoßen wie die Sturmreihen eines tapfern Heeres, das nach der Bresche drängt. Es ist ein solch herrlicher furor teutonicus (?), daß man, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob dieser Sturm vernünftig ist oder nicht, von dem Schauspiel geblendet, gezwungen wird auszurufen: Schön, herrlich, erhaben!“ Nordau sei durchaus von der Wahrheit seiner Ansichten überzeugt, diese selbst aber sei vielfach anfechtbar. Nordau spricht stets offen seine augenblickliche Meinung aus; diese ist aber nicht immer dieselbe, sondern widerspricht sich oft und ist von Phantasiegebilden beeinflußt. Nordau ist Idealist, insofern er das Böse abschaffen, nicht nur die Menschen bessern will, deshalb ist sein Idealismus aussichtslos, und das ist gut, obgleich sein Geist „stärker und edler ist als der Voltaire's“. Nordau ist aber auch Skeptiker, denn er hält das für wahr, was augenblicklich wahr scheint. Eine absolute Wahrheit gibt es nicht; hiervon stammen auch seine Widersprüche. Seine Weise, durch Beispiele zu erläutern, ist oft großartig in ihrer Klarheit, vernichtet aber oft sein eigenes Lehrgebäude. Er ist ein Fanatiker des Schmerzes, den er für des Menschen und der Welt einzigen wahren Freund hält. Der Verfasser weist das Unzureichende dieser Lehre nach.

Für den größten Fehler Nordau's hält der Verfasser, daß er den allgemein menschlichen Zug, ohne Kritik zu verallgemeinern, in ungeheuerlichem Maße besitzt. Aus diesem Grundfehler folgen alle die großartigen Irrthümer Nordau's, von denen der Verfasser eine ganze Anzahl in geistvoller und überzeugender Weise widerlegt, eine Polemik, die sich da, wo es sich um Ehe und Familie handelt, zu berechtigter Entrüstung steigert. Wir können die Studie, da sie sich gleichmäßig durch Geist und Gerechtigkeit auszeichnet, zur Kenntnißnahme empfehlen.

— „The Athenaeum“ vom 7. December 1889 bringt einen Bericht über des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Jngelfingen Werke über die Reiterei und das Fußvolk, übersetzt von Lieut.-Col. N. L. Walford, R. A. (London, Stanford). „Sie haben Anspruch auf Achtung als die Werke eines nachdenkenden, erfahrenen Soldaten, der sich ungewöhnlich günstiger Vorbedingungen erfreute, um zu richtigen Schlüssen zu kommen“, doch ständen sie dem ältern Buch über die Artillerie nach. Die Darstellung über die Aufgaben der Reiterei während der Schlacht werden „als anziehend und überaus lehrreich“ bezeichnet und gebilligt. Die Briefe über das Fußvolk seien „voll von werthvollen Dingen“, aber es sei „weniger darin neu oder zweifelhaft“. Der große Gesichtspunkt in der deutschen Heeresbildung ist die moralische, geistige und körperliche Entwickelung, nicht das Drillen der Rekruten. Es sei irrthümlich, wenn man in England zumeist meine, diese Aufgabe erfülle sich bei dem deutschen Bildungsstande leicht; nichtsdestoweniger werde sie gelöst. Der Aufsatz endet mit einer bewundernden Anerkennung der ritterlichen Weise, mit welcher der Prinz die Tapferkeit und die guten Seiten des französischen Heeres anerkenne.

„The Athenaeum“ vom 28. December 1889 beschäftigt sich mit dem Volksschriftsteller Wilhelm Herchenbach in Düsseldorf, von dem einige Erzählungen ins Englische übersetzt sind durch H. J. Gill (Dublin, Gill and Son).

— Der „Transatlantic“ in Boston bringt in mehrern Nummern Uebersetzungen von Ernst Eckstein's in deutschen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen.

Bibliographie.

Abel, C., Die neue Generation. Dramatisches Zeitbild. Berlin, Conrad. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. I. Nürnberg, Ballhorn. 1889. Gr. 8. 3 M.

Buchwald, G. v., und J. v. Buchwald, Des Weltumseglers Heimath. Kulturhistorische Erzählung. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 5 M.

Dincklage, E. v., Kurze Erzählungen. Leipzig, G. Meyer. 8. 3 M. 50 Pf.

Ermel, A., Reise nach der Robinson-Crusoe-Insel. Mit 1 Karte und 11 Lichtdruck-Bildern. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1889. Gr. 8. 6 M.

Fehr, G. v., Karlusch. Roman. Danzig, Hinstorff. Gr. 8. 6 M.

Galland, G., Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüte und des Klassicismus. Frankfurt a. M., Keller. Lex.-8. 15 M.

Gehrke, A., Mit der Diogeneslaterne. Satirische Streifzüge. Leipzig, Grunow. 1889. 8. 2 M.

Gindely, A., Waldsteins Vertrag mit dem Kaiser bei der Uebernahme des zweiten Generalats. Prag, Calve. 1889. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Godin, A., Kleine Geschichten. Berlin, Schorer. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.

Grünhagen, C., Schlesien unter Friedrich dem Grossen. 1ste u. 2te Lfg. Breslau, Koebner. 1889. Gr. 8. à 1 M.

Gubernatis, A. de, Savitri. Dramatische indische Idylle in 2 Acten. Autorisirte Uebersetzung und Bearbeitung aus dem Italienischen von S. Trebitsch. Wien, Gerold's Sohn. 1889. 12. 1 M. 60 Pf.

Ist das Kaiser Friedrich? Ein Beitrag zur Charakteristik von Gustav Freytags: „Der Kronprinz und die Kaiserkrone“. Von einem Preußen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Koopmann, H., Die Erziehung der Philanthropisten und der Jesuiten. Ein Beitrag zur vergleichenden Kritik derselben. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1889. 8. 1 M.

Koller, O., Klopstockstudien. Kremsier, Gusek. 1889. Gr. 8. 1 M.

Landseck, R., Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung. Sein Leben, seine Lehren und sein Tod auf dem Scheiterhaufen. Mit Illustrationen und einer Vorrede von L. Kuhlenbeck, sowie einer Uebersetzung der Trostrede Bruno's beim Begräbnis des Herzogs Julius von Braunschweig, von demselben. Leipzig, Rauert u. Rocco. 12. 2 M. 50 Pf.

Lentzen, J. P., Historische Wanderungen durch das Kempener Land. 1ster Thl. Düsseldorf, Mischel. Gr. 8. 2 M.

Metzger, E., Württembergische Forschungsreisende und Geographen des 19. Jahrhunderts. Festschrift zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Königs Karl. Im Auftrage des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie bearbeitet. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 3 M.

Meynert, T., Gehirn und Gesittung. Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Neide, S., Die Gefangennahme Napoleons bei Sedan. Vortrag. Landsberg a. W., Schönrock's Nachf. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Oertel, G., Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.

Von

IVAN LERMOLIEFF.

Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Ein neues Werk des bekannten Kunstschriftstellers Ivan Lermolieff. Zahlreiche treffliche Abbildungen dienen zur Erläuterung der neuen und oft überraschenden Beweisführungen. Das geistvolle Werk, welches nach einer ausführlichen Einleitung über die kunstkritischen Grundsätze des Verfassers zwei berühmte Gemäldegalerien Roms behandelt und dem sich später zwei ähnliche über die Galerien von München, Dresden und Berlin anschliessen werden, wird das Interesse aller Kunstfreunde erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Karl Schuchhardt,

Director des Kastnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Fünfte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine fünfte Auflage nöthig geworden ist.

BROCKHAUS'

Kleines

Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,

darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

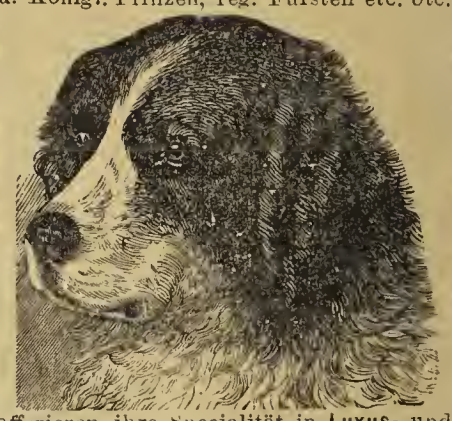
Cäsar und Minca

(notarisch bekannt grösste Europ. Hunde-Züchtereien)

Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahna (Königr. Preussen)

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers von Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.



offerieren ihre Specialität in **Luxus-** und **Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg** und **Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen**, desgl. **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier** und **Windhunde**, ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unt. weittragendster Garantie. **Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis.** Die 5. Aufl. der Broschüre „Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit" mit 50 Illustr. von fast ausschl. mit ersten Pr. pr. Racehunden in deutsch. u. franz. Sprache für *M.* **10**—, Francs **12,50**, Rubel **5**—, Gulden **6**. **Eigne Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehrerer hundert Hunde. (Bahnhof Wittenberg.)**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 20. Februar 1890.

Inhalt: Lotheissen's literarisches Vermächtniß. Von Adolf Kreßner. — Erzählungen. Von Hans von Basedow. — Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Von Friedrich Goeler von Ravensburg. — Monographien zur englischen Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Zur preußischen Geschichte. Von Walther Schultze. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lotheissen's literarisches Vermächtniß.

Zur Culturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Nachlasse von Ferdinand Lotheissen. Mit einer biographischen Einleitung von Anton Bettelheim. Wien, Gerold's Sohn. 1889. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Der um die französische Literaturgeschichte hochverdiente wiener Professor Lotheissen trug sich schon lange mit dem Gedanken, eine Culturgeschichte Frankreichs zu schreiben; aber der Tod vereitelte den Plan und nur Bruchstücke des bedeutsamen Werks sind uns geblieben, achtunggebietendes Material für das große Gebäude, das, wenn es aufgeführt worden wäre, ein Denkmal deutschen Fleißes, deutscher Gelehrsamkeit, eingehender Forschung und ein Muster der eleganten Behandlung eines schwierigen Gegenstandes geboten hätte. Um so mehr wird man es dem bekannten Literarhistoriker Bettelheim Dank wissen, daß er diesen Nachlaß Lotheissen's dem Publikum übermittelt hat, zugleich aber auch dafür, daß er uns im Vorwort ein liebevoll gezeichnetes Bild des Verfassers als Gelehrten und als Menschen entworfen und so ihn uns näher gerückt hat. Auch ein Bildniß Lotheissen's in Lichtdruck ziert den Band.

Die Hälfte des Buches wird von drei zusammengehörenden Studien eingenommen, welche offenbar die Einleitung in die „Culturgeschichte" bilden sollten: „Frankreich beim Ausgange des 16. Jahrhunderts"; „Der Charakter und die maßgebenden Ideen der Epoche"; „Das Königthum". In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Frankreich ein reiches Land und auf dem Wege, den Markt der Welt an sich zu ziehen. Handel und Industrie hatten sich mächtig entwickelt, das Bürgerthum war bei zunehmender Wohlhabenheit zusehends erstarkt, Künste und Wissenschaften blühten unter Franz I. auf, herrliche Bauten im duftigen Stile der Renaissance entstanden allerorten, Universitäten und Schulen wurden begründet oder neu geordnet und gehoben, kurz, frisches Leben pulsirte überall. Welch trauriges Bild aber tritt uns am Ende des 16. Jahrhunderts entgegen! Die Furie des Religionskriegs war über das Land gegangen; die Märsche und Schlachten der regelmäßigen Heere sowol, als das Wüthen der Parteigänger und Räuberbanden und die fanatische Ausübung der Justiz, die maßloser Grausamkeit die Zügel schießen ließ, hatten alle Blüten vernichtet, den Aufschwung gehemmt, den Wohlstand untergraben. Neun Städte waren völlig zerstört, 250 Dörfer in Flammen aufgegangen, 128000 Häuser lagen in Ruinen, und diese Berechnung bleibt wahrscheinlich noch hinter der Wahrheit zurück. Die Folge davon war denn auch ein unbeschreibliches Elend der Bevölkerung; Noth und verheerende Krankheiten rafften Tausende dahin, Scharen von Bettlern überschwemmten das Land; dazu stockte die Industrie im ganzen Reiche, die Aecker lagen brach, der Handel befand sich fast ganz in den Händen des Auslandes. Schwerer aber noch wirkte der moralische Niedergang der Nation. Von Italien her hatte sich während des 16. Jahrhunderts bedenkliche Entsittlichung in den Kreisen des Hofs und des hohen Adels verbreitet; während der Religionskriege drang nun diese Seuche immer weiter vor und ergriff den Kern des Volks; Heuchelei und Niedertracht, Ausschweifung und Verrätherei herrschten allenthalben: die Begriffe von Sitte und Anstand, von Frauenehre und Frauenwürde schienen sich völlig verlieren zu sollen.

Die einzige Frucht nun, welche Frankreich aus seinen Religionskriegen erntete, Elend und tödliche Ermüdung, führten zur gegenseitigen Duldung und zur Verstärkung der weltlichen Macht, die allein die Wiederkehr der Unordnung zu verhüten vermochte, und so konnten sich denn

im 17. Jahrhundert vier große Richtungen geltend machen und so tiefgreifende Veränderungen veranlassen, wie sie nur jemals eine Revolution zu Wege brachte. Diese Richtungen gipfelten zunächst in dem Aufsteigen der königlichen Macht, in der Erstarkung des Staatsgedankens. Die Noth der Zeit erheischte Abhülfe durch Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung, und diese konnte nur der unparteiische Staat, das hieß nach den Verhältnissen der Zeit ein mächtiger König gewähren. In ihm verkörperte sich der Staat, und da die neue Zeit die Wirksamkeit des Staats fortwährend ausdehnte, so mußte die königliche Macht mit derselben Schnelligkeit wachsen und in unaufhaltsamer Entwickelung danach streben, ihren Willen zur alleinigen Richtschnur alles Lebens im Staate zu machen. Bald war auf keinem Gebiete des öffentlichen Wirkens mehr ein erfolgreicher Widerstand möglich. Eine straffe Centralisation, die Begründung der Bureaukratie, die Verwischung der provinziellen Privilegien und Eigenthümlichkeiten, die Ausgleichung der Stände — das alles waren die Folgen der Steigerung der königlichen Macht.

Unterstützt und wesentlich gefördert wurde die Entwickelung des Königthums durch die Richtung des französischen Geistes auf Ordnung und Symmetrie, welche sich nach der langen Zeit der Zerrüttung offenbarte in dem alles überwiegenden Streben nach klarer, übersichtlicher Gestaltung aller Verhältnisse, und nach formaler Schönheit und Harmonie in staatlichen und kirchlichen Dingen sowol als in der Architektur, Malerei, Sprache und Literatur.

Als dritte Seite des eigenthümlichen Charakters des 17. Jahrhunderts ist der Einfluß der cartesianischen Philosophie zu bezeichnen, jener Philosophie, welche den Menschen zum Mittelpunkte ihrer Betrachtungen machte und durch einige ihrer Ausführungen tief in das praktische Leben eingriff. Wenn man sieht, mit welchem Eifer sich die Gebildeten mit dieser in so klarer, allgemein verständlicher Sprache vorgetragenen Philosophie beschäftigten, wie die Literatur, ja sogar in gewissem Grade auch die Kunst von dieser Lehre durchdrungen war, wie die vornehme Gesellschaft unter ihrem Banne stand, so wird man nicht umhin können, Descartes eine ähnliche Bedeutung für das Zeitalter Ludwig's XIV. zuzuschreiben, wie sie Voltaire für das folgende Jahrhundert gewann.

Endlich aber ist das Streben Frankreichs nach der Vorherrschaft in Europa als wesentliche Charaktereigenschaft des 17. Jahrhunderts nicht aus den Augen zu lassen. Dieses Streben konnte sich um so eher verwirklichen, als zwei gewaltige Militärstaaten, die bis dahin schwer auf Europa gedrückt hatten, die Türkei und Spanien, ihren innern Verfall nicht mehr verbergen konnten. Infolge der veränderten Verhältnisse erwachte bei den Franzosen die Vorstellung, daß sie berufen seien, in der Neuzeit dieselbe herrschende Stellung einzunehmen, welche die Römer im Alterthum innegehabt hatten. Die Tragödien Corneille's verbreiteten die Anschauung von dem Heroismus der Römer, und Balzac stellte diese in einer seiner Abhandlungen als das Ideal sowol von Manneskraft als von Geistesbildung hin. Getragen von diesem Selbstbewußtsein der Größe und der Macht vergaß man die Zwistigkeiten, welche vor kaum einem Menschenalter die Nation in zwei Theile zerrissen hatten. „Kein Wort mehr", sagte der Reformirte Mornay Duplessis zu seinen Glaubensgenossen, „von Hugenotten und Papisten! Diese Namen sind durch die Gesetze verboten. . . . Wenn wir Franzosen sind, unser Vaterland, unsere Familie, uns selbst lieben, müssen wir diese Bezeichnungen vergessen und nur eine einzige Schärpe tragen. Jeder gute Franzose wird mir als Mitbürger, als Franzose gelten." Aus diesem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit erklärt sich die überraschende Macht, welche Frankreich damals in allen Gebieten des Lebens auf die ganze civilisirte Welt ausübte.

Auf das Jahrhundert, welches feste Regel, Symmetrie und Maßhalten verlangte, folgte eine Zeit, die sich mit wachsender Kraft gegen den Zwang auflehnte, im Staatsleben wie in religiösen Fragen mehr Freiheit verlangte und jede hemmende Zucht verwarf. Diese Idee der Auflehnung, welche gefördert wurde durch das kräftigere und selbstbewußtere Auftreten des dritten Standes, des Bürgerthums, diese Betonung der persönlichen Freiheit, ist wol die charakteristische Eigenthümlichkeit des geistigen Lebens Frankreichs im 18. Jahrhundert. Dazu kam das unausgesetzte Arbeiten der Skeptiker und Aufklärer, welches mit der Entwickelung der Naturwissenschaften Hand in Hand ging; Descartes wird ersetzt durch Hume und Locke, durch Condillac vertreten und schließlich durch Rousseau und Voltaire. Doch darf man nicht, wie es manchmal geschieht, der Philosophie und der Aufklärung die Schuld an der Katastrophe beimessen, welche Frankreich am Schlusse des Jahrhunderts heimsuchte. Die Lehre der Philosophen war nur in einem kleinen Kreise wirksam; die Mehrheit des Volks dagegen, das Bürgerthum, wurde durch ganz andere Beweggründe zur Opposition veranlaßt. Die Schwäche und Armseligkeit der Regierung zeigte sich auch dem einfachsten Manne und erfüllte ihn mit Zweifel am Werthe der Monarchie. Die Unduldsamkeit der Kirche aber drängte die Leute unwiderstehlich zur Skepsis und zur kirchenfeindlichen Haltung.

In enger Verbindung mit dem Verlangen nach politischen Reformen stand das Bestreben nach socialen Verbesserungen; hier wirkte Voltaire mit den „Englischen Briefen", Montesquieu mit seiner Schrift „Ueber die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer", d'Argenson mit seinen „Beobachtungen über die frühere und gegenwärtige Regierung Frankreichs" mächtig ein, und bald drang die Ueberzeugung, daß der Staat und die Gesellschaft reformbedürftig sei, in immer weitere Kreise und trat überall, in den verschiedensten Schriften, selbst in den Dichtungen und Kunstbestrebungen der Zeit, deutlich zu Tage, bis sie endlich in der Revolution sich gewaltsam Luft machte und alle Hindernisse über den Haufen stürzte.

Das zweite Kapitel, dessen Inhalt wir soeben skizzirt

haben, ist wol der bedeutendste Bestandtheil des Buchs; der philosophisch denkende Culturhistoriker reicht hier dem belesenen Literarhistoriker die Hand zu einer klaren und lichtvollen Darlegung, die es immer wieder von neuem bedauern läßt, daß Lotheissen's Werk nur als Torso vorliegt.

Wie nun im Laufe der Zeit das Königthum in Frankreich erstarkte, wie Heinrich IV., Richelieu, Mazarin und endlich Ludwig XIV. jede Schranke, die ihm durch den Adel, die Geistlichkeit und die Volksvertretung gezogen war, niederrissen, wie aber diese Machtstellung ein zweischneidiges Schwert in der Hand der schwachen Nachfolger des großen Ludwig wurde und zum jähen Sturze derselben führte — das schildert Lotheissen in dem dritten Kapitel, welches zwar im ganzen nichts Neues bietet, aber meisterhaft geschrieben ist und glanzvolle Sprache mit durchsichtiger Darstellung in glücklichster Weise verbindet. Die zweite Hälfte des Bandes nehmen kleinere im Laufe der letzten Lebensjahre des Verfassers entstandene Studien ein, die offenbar auch bestimmt waren, in dem größern Werke eine Stelle zu gewinnen: „Die Prinzen von Condé"; „Im Hause der Condé"; „Aus dem High-life des vorigen Jahrhunderts"; „Ein Arzt im 18. Jahrhundert"; „Galeren und Galerensklaven"; „Voltaire im Dienste der Humanität". Höchst lesenswerth ist der Abschnitt „Ein Arzt im 18. Jahrhundert", in welchem der Verfasser ein Lebensbild des pariser Arztes Guy Patin in meisterhafter Weise zeichnet und dabei das Leben, Treiben und Wissen der Aerzte jener Zeit beleuchtet. Bezeichnend für die Stellung Lotheissen's in der heute die Gemüther heftig erregenden Frage, ob Gymnasium oder Realschule, ist folgende Stelle (S. 196):

> Noch im 17. Jahrhundert war es keineswegs die Hauptaufgabe eines Studirenden der Medicin, sich die Kenntniß des menschlichen Körpers und der verschiedenen Krankheiten desselben zu erwerben, sondern er hatte zunächst die Pflicht, sich in den alten Sprachen und der Kunst der Dialektik auszubilden. Man wundere sich nicht zu sehr, denn bis heute haben wir einen Rest der alten Anschauungen bewahrt. Zum Studium der Medicin wird auch jetzt noch kein junger Mann zugelassen, der von einer Realschule kommt, auch wenn er die Hauptfächer der Naturwissenschaft daselbst mit Auszeichnung studirt hat; er muß vielmehr zuerst jahrelang griechisch und lateinisch in einem Gymnasium getrieben haben, obwol ihm daraus kein directer Nutzen erwächst.

Den andern Aufsätzen fehlt der Reiz der Neuheit für den, der sich eingehend mit französischer Cultur- und Literaturgeschichte beschäftigt; trotzdem wird jeder auch sie mit Interesse lesen und reiche Belehrung daraus schöpfen.

Adolf Kreßner.

Erzählungen.

1. Das Paradies des Teufels. Roman von Moritz von Reichenbach. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.
2. Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. Berlin, Schorer. 1889. 8. 2 M.
3. Deutsch-Ungarisches. Erzählungen von Karl Geist. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 4 M.
4. Littauische Geschichten. Von Ernst Wichert. Neue Folge. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 5 M.
5. Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. Zwei Bände. Dresden, Minden. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Die Verfasserin vom „Paradies des Teufels" (Nr. 1), Moritz von Reichenbach, gehört der bessern Hälfte jener Schriftsteller an, deren Werke niemals über das Mittelmaß hinausgehen, ja dasselbe in den meisten Fällen kaum erreichen, die aber doch viel gelesen werden, da sie ob ihrer Hohlheit das Nachdenken der Leser nicht herausfordern. Ihre Werke zeichneten sich durch spannende Fabel und geschickte, wenn auch gekünstelte Durchführung derselben, aus — leider gilt das in diesem Falle nicht. Wohl ist auch hier das Motiv nicht uninteressant, die Fabel spitzt sich gut zu, die Fäden verschlingen sich ungezwungen, ja es entwickelt sich sogar ein psychologisches Problem, auf dessen Lösung man gespannt ist. Aber wie löst es die Verfasserin? Da wo feines Eindringen in die Psyche, in den Wesenskern des Menschen erwartet wird, da wo die Helden auf einer Stufe angekommen, deren Entwickelung ein bedeutsames Buch gegeben, ein sociales Problem gereift hätte, wo sich die Verfasserin als vollwerthige Dichterin hätte bewähren können, wirft sie ihren Helden eine vollständige Villa auf den Kopf. So ein Erdbeben ist in der That ein bequemes Mittel, Romane zu endigen — es sei, d. h. das Erdbeben, nicht etwa der Roman, den Dichtern empfohlen, denen der Gedankenfaden ausgegangen.

Ungleich höher steht Ernst Ahlgren's Roman „Geld" (Nr. 2). Hier weht künstlerischer Odem, hier spüren wir den frischen Hauch der Natur. Ein prächtiges Buch! Ahlgren hat einen eigenartigen Mädchencharakter gegeben, der in seiner kerngesunden Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, in seiner herben Eigenart, in seiner echt weiblichen Verschrobenheit ungemein frisch anmuthet. Und um diese Heldin gruppirt sich eine Anzahl gut gezeichneter, kräftiger, aus dem Leben gegriffener Gestalten. Mit ein paar Strichen hat sie Ahlgren greifbar lebendig hingestellt, da er verstanden, die bezeichnenden Erscheinungen aufzufassen und im besten Sinne realistisch wiederzugeben. Hier herrschen nicht ungesunde Salondüfte wie bei Moritz von Reichenbach, hier weht gesunde nordische Landluft, die gesunde, tüchtige Menschen schafft. Die Entwickelung der an sich einfachen Erzählung ist psychologisch wahr, wir stoßen nirgends auf gezwungene Momente, nirgends auf spannen sollende Willkürlichkeiten — hier ist alles schlicht, klar, einfach. Ein gesunder, kräftiger Ton, ein echtes, warmes Empfinden walten in dem gut verdeutschten Buche, das wir nur bestens empfehlen können.

Trübe sieht es mit Karl Geist's „Deutsch-ungarischen

Erzählungen" (Nr. 3) aus. Hier kann man nicht sagen: „nomen est omen", denn es herrscht gar wenig Geist in diesen Skizzen, die offenbar flüchtig, nur zu dem Zwecke hingeworfen, die Spalten eines Tageblattes zu füllen. Und da hätten sie auch bleiben sollen, denn sie verdienen es wahrlich nicht, in Buchform in die Welt hinauszugehen. Wohl finden sich hie und da, wie in der Erzählung „Drei Atmosphären Dampfdruck", hübsche Schilderungen, wie der Dreschplatz auf der Puszta, in denen die verschiedenen Beleuchtungsstimmungen wohlgetroffen sind; da aber, wo die Großartigkeit der Natur erfaßt werden soll, wie in „Hero und Leander an der Donau", erlahmt die Kraft des Verfassers, der sich seine Aufgabe ungemein leicht macht. Die Leichtigkeit und Seichtigkeit der übrigen sieben Skizzen ist es denn auch, die mich veranlaßt, nicht näher auf dieselben einzugehen. Daß eine so vorsichtige Verlagsbuchhandlung wie die Bonz'sche derartige Oberflächlichkeiten verbreitet, ist unbegreiflich.

Ernst Wichert's Name hat guten Ruf — er ist einer jener Schriftsteller, die vorsichtig weiterschreiten und in den Stürmen, welche die Literatur durchrütteln, Stand halten, unbekümmert um Parteigezänk und Dogmensucherei. Er ist ein scharfer Beobachter, der das, was er aufgenommen, trefflich klar wiederzugeben versteht. Wichert war berufen, das seltsame Völkchen der Litauer in die Literatur einzuführen. Sein Beruf hat ihm Gelegenheit gegeben, dasselbe eingehend zu studiren, mit den Augen des Juristen und mit denen des Dichters. Die erste Sammlung seiner „Litauischen Geschichten" hat denn auch Aufsehen erregt, welches der neuen, Paul Heyse gewidmeten Folge (Nr. 4) auch zutheil werden wird. Drei Erzählungen treten uns entgegen: „Endrik Kraupatis", „Mutter und Tochter" und die bereits veröffentlichte: „Für todt erklärt". Die beste der drei Erzählungen ist „Mutter und Tochter". Wichert hat einen an sich nicht neuen Stoff neu und eigenartig behandelt. Den litauischen Volkscharakter, der sich in eigenartigen Individualitäten des kleinen Stammes auslebt, die psychologische Vertiefung und die trefflichen Naturschilderungen, kurz das „Milieu" hat Wichert so scharf getroffen, daß diese Erzählungen neben psychologischen Studien treffliche, werthvolle Culturbilder bieten. Diese beiden Eigenschaften kann man auch „Endrik Kraupatis" nachrühmen. Endrik und Ilße Balnus sind echte Typen jenes seltsamen Völkchens. Diese Erzählung weist neben erschütternden Momenten frische, natürliche Poesie auf, ein Gegensatz, der Gelegenheit zu feiner Abtönung und Gefühlsmalerei bietet, und so jene Stimmung schafft, die unumstößliche Forderung der Kunst. Auf die dritte Erzählung einzugehen, ist nicht nöthig, da sie durch die Reclam'sche Ausgabe bekannt. Das eigenartige, einen eigenartigen Volksschlag schildernde Buch sei eindringlichst empfohlen. In diesen Erzählungen fließt eine Quelle ungetrübten Genusses, da sie streng realistisch ohne das Wesen des Kunstwerks aus dem Auge zu verlieren, d. h. Realität der Darstellung schließt sich um eine geläuterte Idee, die überall klar ersichtlich wird, ohne sich gewaltsam in den Vordergrund zu drängen.

Wilhelm von Polenz tritt unsers Wissens zum ersten male mit einer größern Arbeit vor das Publikum. Ist „Sühne" (Nr. 5) eine erste Arbeit, so können wir dem Verfasser Glück dazu wünschen. „Sühne" ist in der That ein nicht unbedeutendes Buch, wenn es auch zu manchen Anständen Anlaß gibt. Die Fabel kann an und für sich nicht als bedeutend bezeichnet werden — es dreht sich um den alten Umstand, der so unendlich viel Unheil gestiftet hat und noch stiften wird, so lange man nicht seinen Urgrund beseitigt: den Ehebruch. Polenz hat versucht, dem zum Ueberdruß oft behandelten socialen Krebsschaden durch feine psychologische Ausarbeitung neue Seiten abzugewinnen, und dies ist ihm zum Theil, aber auch nur zum Theile gelungen. Durch Eigenart und sinnfällige Motivirung hat er den Charakteren größeres Interesse zu verleihen, durch scharfe Beobachtung einen realen Boden zu gewinnen versucht. Es finden sich in der That Scenen von packender Kraft und Wahrheit, Figuren von ursprünglicher Natürlichkeit, wie die Proletarierfamilie, die von ernstem Menschenstudium zeugt, wie auch Schaurott und Fritz. Eva Moerner ist mit vieler Liebe gezeichnet und wohl gelungen, während Friedrich oberflächlich und skizzenhaft angelegt ist. Die beste Gestalt ist Dr. Burt, wie auch alle die Scenen, die mit ihm im Zusammenhange stehen, am liebevollsten durchgearbeitet sind. Burt's Tod ist erschütternd, von echt realistischer Kraft.

Polenz' Sprache erscheint auf den ersten Blick trocken und nüchtern, aber es scheint nur so — in Wahrheit ist sie eindringlich und klar und hält sich fern von aller Ueberladung, von allen Romanphrasen und Uebertreibungen. Nur ist der häufige Wechsel vom Imperfectum zum Präsens in der Erzählung zu tadeln. Er spannt zwar hie und da, stört aber die einheitliche Wirkung. Er ist nur da angebracht, wo der Verfasser aus der Seele seines Helden heraus redet, nicht aber da, wo er berichtet. Diese Steigerung ist nur da künstlerisch, wo dramatische Momente ausgedrückt werden, wo eine Person des Werks und nicht der Verfasser selbst schildert.

Mit dem Schlusse des Romans vermögen wir uns, ebenso wie mit der unklar ausgedrückten Richtung nicht zu befreunden; derselbe ist oberflächlich und läuft zu sehr auf Familienblattschluß hinaus. Die letzte Phrase ist ein Appell an die Taschentücher, und das ist in einem ernsten, realistischen Werke verpönt. Hier stand psychologischere Vertiefung und Begründung zu erwarten, um das, was der Verfasser mit seinem Buche sagen will, schärfer auszudrücken und irrigen Ansichten über die Richtung derselben, die jetzt leicht platzgreifen können, vorzubeugen.

Trotz dieser Mängel des Buchs können wir Polenz nur freudig begrüßen. Wir haben in ihm einen Realisten im besten Sinne des Wortes gewonnen, von dem noch manche gute Gabe zu erwarten steht. Möge seine erste Darbietung viele Freunde finden! Hans von Basedow.

Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt.

Vaterlandsgesänge von Heinrich Vierordt. Heidelberg, C. Winter. 1890. 12. 2 M.

Zehn Jahre sind verflossen, seit Heinrich Vierordt mit seinen „Gedichten" zum ersten male vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Was wir damals (Nr. 5 d. Bl. f. 1880) zum Lobe seiner echten dichterischen Begabung und seines kraftvollen Idealismus ausgesprochen, hat sein Schaffen in diesem Jahrzehnte bewahrheitet, und die großen Erwartungen, die seine „Gedichte" in uns erweckten, sind erfüllt worden. Wir dürfen es heute aussprechen, daß Heinrich Vierordt mit seinen besten Leistungen sich den hervorragendsten Lyrikern unserer Zeit zur Seite stellen darf. Und wenn der Ruf dieses Dichters noch nicht so durchgedrungen ist, wie er es verdient, so liegt der Grund wol hauptsächlich darin, daß er ausschließlich Lyriker ist, der große Erfolg und die Popularität heutzutage aber dem Dramatiker und Romandichter zufällt.

In seinen zuletzt erschienenen „Akanthusblättern" (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1888) hat uns der Dichter an die klassischen Stätten Italiens und Griechenlands geführt, seine neueste Schöpfung wurzelt wieder im vaterländischen Boden. Dies will der Titel „Vaterlandsgesänge" besagen, der nicht ganz glücklich gewählt ist. Es sind keine Gesänge an oder über das Vaterland, sondern lyrisch-epische Gedichte, welche ihre Stoffe dem Leben der Heimat und der vaterländischen Geschichte entnehmen. Am wenigsten entspricht der Titel den Gedichten, welche die Sammlung eröffnen: einer Gruppe von Liedern und lyrischen Stimmungsbildern, aus des Dichters Familie und Häuslichkeit, aus seiner Vaterstadt und seiner badischen Heimat. Des Dichters eigentliche lyrische Begabung zeigt sich hier in schönstem Lichte. Tiefe der Empfindung, reine Herzensklänge in edel-schlichtem Ausdrucke finden wir im „Ring der Mutter"; Fülle echt lyrischer Kraft, innige Naturempfindung und melodischen Wohllaut der Sprache offenbaren die Lieder „Aus Land Baden" und „Besuch in Werthheim". Liebenswürdigen Humor verräth die Idylle aus der Zopfzeit: „Die Schildwache", ein traulich heimlicher, halb elegischer Ton klingt aus dem Gedichte: „Im Zwielicht", das des Dichters Arbeitszimmer schildert.

Originell und ansprechend schon ihrem Stoffe nach ist die Reihe der folgenden Gedichte: sie behandeln Motive aus dem Leben deutscher Dichter und Geistesheroen. Es sind sozusagen lyrisch-biographische Bilder. Hebel's Erlebniß im Schwarzwalde; der Handwerksburschen Einkehr bei J. Kerner; der Spaziergang Spohr's; Clemens Brentano als Troubadour am Rhein; Schiller auf der Flucht und die Huldigung des leipziger Publikums; Goethe's Besuch bei Voß; Humboldt und Bonpland am Orinoco: dies ist der Inhalt dieser Gedichte, in deren jedem die Sachlage ungemein stimmungsvoll geschildert ist und deren Persönlichkeiten so recht lebensvoll und charakteristisch uns entgegentreten. Wir möchten dem Dichter rathen, diese Gattung weiter zu pflegen.

Vaterländischen Charakter haben speciell die Gedichte, welche die zweite Hälfte der Sammlung ausmachen und Motive aus der neuesten deutschen Geschichte behandeln. Einzelne kann man zu den Balladen und Romanzen rechnen, die meisten wird man am besten als lyrische Historien bezeichnen können. Es ist diejenige Gattung, in welcher Vierordt wol das Bedeutendste und Eigenartigste geleistet hat. Warme Vaterlandsliebe bildet den Grundton dieser Gedichte; aber die Vaterlandsliebe ist Vierordt nur ein Moment in seiner umfassenden Begeisterung für das allgemein Menschliche, für alles Große, Edle, Erhabene.

Mit packender realistischer Kraft, tief empfunden und anschaulich klar, mit festen markigen Strichen zeichnet er seine Geschichtsbilder und zugleich erfüllt er sie mit tiefem, idealem Gehalt; er läßt die Macht der Idee, des ethisch-logischen Weltprincips aus ihnen hervorleuchten, er betrachtet das Einzelne sub specie aeternitatis. In unsern Tagen, wo wir in Kunst und Dichtung vielfach die Abwendung vom Edeln und Erhabenen, die Vorliebe für gemeine und niedrige Wirklichkeit, das Streben nach dem Sensationellen, Nervenaufregenden zu beklagen haben, müssen wir eine so ideale und vornehme, eine so ethisch wie künstlerisch vertiefte und geläuterte Dichternatur wie Vierordt doppelt schätzen.

Vierordt steht auf ganz modernem, geschichtlichem Boden; er besingt den Krieg von 1870 bis 1871 und das neue Deutsche Reich. Gern gibt er der Gegenwart eine Parallele aus der Vergangenheit. Die Entstehung der „Wacht am Rhein" und ihr Erfolg im 70er Kriege, Moltke an Napoleon's Hof und die Begegnung bei Sedan, die mainzer Revolutionszeit und Weihnachten vor Paris, König Jérôme's Hof und Napoleon III. auf Wilhelmshöhe führt uns der Dichter in solchen geschichtlich bedeutsamen Gegensätzen vor. Poetische Kraft und sittlicher Gehalt zeichnen diese Gedichte in gleicher Weise aus, und ergreifend schildert der Dichter das Walten der weltgeschichtlichen Vergeltung.

Zu den schönsten Gedichten gehört: „Das Gelöbniß des Schwimmers". Ein Vorfall aus Bismarck's Leben ist hier zu einem lyrischen Meisterwerke ausgestaltet, das in traumhaft schönen melodischen Strophen schildert, wie „in der Sommernacht, in der Vollmondnacht träumerisch webt es am Rheine", um dann kräftig und markvoll auszuklingen. Was der Dichter aus einem einfachen Stoffe zu machen weiß, beweist er in dem Gedichte „Ledebur"; die kühne That eines Artilleriehauptmanns vor Straßburg ist zu einem höchst stimmungs- und phantasievollen Nachtstücke geworden.

Auf so manches Treffliche, wie z. B. „Die Linde von

Braunschweig", „Elisabeth Charlottens Klagelied", „Die Todten von Samoa", „Die Gräberschau", sowie auf das gedankenvolle, bedeutsame Schlußgedicht, „Die Nacht am Mummelsee", eine begeisterte Verherrlichung der neuen Zeit, einzugehen, müssen wir uns versagen.

Mit der überreichen und raschen dichterischen Production unserer Tage will Vierordt nicht wetteifern; aber was er uns bietet, sind aus der Tiefe geschöpfte, innerlich ausgereifte und in der Form sorgfältig durchgebildete Werke. Möge ihm noch manches Jahrzehnt fruchtbaren Schaffens vergönnt sein!

Friedrich Goeler von Ravensburg.

Monographien zur englischen Literatur.

1. Laurence Minot's Gedichte von Max Dangel. Königsberg i. Pr. 1888. 4. 1 M.

Der Name Laurence Minot's blieb sogar bei seinen Landsleuten bis tief in das vorige Jahrhundert hinein verschollen. Erst die ergiebige philologische Ausgrabethätigkeit in älterer englischer Literatur, welche etwa 1760 begann, förderte auch die bis heute vereinzelt dastehende einzige Handschrift der Minot'schen Lieder zu Tage. Der verdiente Gelehrte Tyrwhitt entdeckte sie, auf der Suche nach verlorenen Schriften Chaucer's begriffen. Die politische Poesie Großbritanniens erhielt hier ihren Ahnherrn zurück. Bald würdigte man Minot's Bedeutung nach Gebühr und ließ ihm gründliche Pflege angedeihen, um die überlieferten elf Lieder in möglichst unverfälschter und lesbarer Gestalt zu besitzen. Ritson, Wright und Scholle veranstalteten Ausgaben, mit reichhaltigen erläuternden Beilagen versehen, Bierbaum untersuchte Text und innern Werth der Lieder. Die neueste Behandlung widmete Dangel den letztern. Daraus ergibt sich nun freilich, daß wir wie über die meisten Dichter der ältern Zeit fast gar nichts Positives wissen, außer dem was mit unleugbarer Bestimmtheit aus dem Inhalte der Gedichte hervorgeht. Hierzu gehört z. B. die Thatsache, daß Minot ausschließlich Vorgänge berührt, die zweifellos zwischen 1332 und 1352 zu datiren sind. Minot selbst stellt sich als ein fahrender Spielmann volksthümlichen Schlags dar, der anscheinend nach der höhern Stufe des Minstrelstandes ringt. Er war ein begeisterter Anhänger des beliebten Königs Eduard III. und feierte dessen glänzende Waffenthaten wider Schotten, Franzosen und Spanier in schwungvollen Versen; unter anderm besang er den herrlichen Sieg des Schwarzen Prinzen in dem Treffen bei Crécy (1346), der ersten Pulverschlacht. Die Lieder Minot's tragen in mehrfacher Hinsicht volksthümlichen Charakter. Neben dem regelmäßigen Reime steht hie und da das uralte Kunstmittel der Alliteration, begleitet von mancherlei alterthümelnden Anklängen. Die allseitig durchgebildete Eleganz der Form, welche das jüngere Dichtergeschlecht des 14. Jahrhunderts auszeichnet, ist ihm allerdings noch fremd. Dagegen weht in diesen frischen Gesängen, welche gewiß dem englischen Soldaten oft beschwerliche Märsche in Feindesland erleichterten, ein Hauch echter Vaterlandsliebe, und zwar spricht sich diese besonders in einem glühenden Hasse gegen den gallischen Erbfeind aus. Man darf deshalb Minot in seiner halbmythischen, fast anonymen Stellung wol als einen altenglischen Tyrtäos bezeichnen. Dangel's knapper Ueberblick über Minot's Dichtung wird bequem und anschaulich mit dieser sympathischen Erscheinung bekannt machen.

2. Das erste englische Lustspiel in seiner Abhängigkeit vom Moral-Play und von der römischen Komödie. Von Richard Faust. Dresden. 1889. 4. 1 M.

R. Faust, dem man eine umfangreiche Arbeit über den neuenglischen Dichter Richard Brome (Halle 1887) verdankt, beschenkt uns nun mit einer anziehenden Studie über die Entstehung des ersten englischen Lustspiels. Das eigenartige Werk, um welches es sich hier handelt, ist Nicholas Udall's „Ralph Roister Doister". Der Verfasser, aus einer herabgekommenen Adelsfamilie stammend, war 1505 oder 1506 geboren. Er genoß auf den oxforder Universitätsinstituten eine vorzügliche akademische Bildung, erlangte die üblichen Grade und wirkte als Oberschullehrer, Pfarrvicar und Pastor nacheinander in verschiedenen Gegenden des mittlern und südlichen Landes. Für seine schriftstellerische Wirksamkeit ward dieser häufige Wohnungswechsel wichtig, weil er dadurch allenthalben seinen protestantischen Glaubenseifer, seine pädagogischen Reformgrundsätze und sein literarisches Schaffen während schicksalsschwerer Zeitläufe unter allerlei Bevölkerungsklassen bethätigen konnte. Jedoch haftet an seinem Wesen manch (nicht ganz aufgeklärter) sittlicher Makel, der auch in seine Lebensbahn störend eingriff. Uns ist er aber in der Hauptsache nur durch seine dramatische Leistung von größerm Interesse. Das genannte Stück ward allerdings erst 1566 gedruckt; der Dichter starb aber bereits zehn Jahre früher, und mehrere Gründe sprechen für Ansetzung der Werdezeit der Komödie in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre. Die Entscheidung hierüber betrachte man nicht als Schulbankshaarspalterei; es ist auch für den Geschichtsforscher, den Culturhistoriker u. s. w. eine lehrreiche Aufgabe, das Auf- und Abwogen der öffentlichen Parteinahme in den Tendenzstreitigkeiten jener Tage zu beobachten, soweit ihm ein unmittelbarer Einfluß auf die zeitgenössische Literatur zugeschrieben werden muß. Auch der 1566er (einzige?) Druck des „Ralph Roister Doister" weist einige nachträglich eingefügte Anspielungen aus interpolirender Feder

auf. Das Stück selbst stellt eine unleugbare geradlinige Weiterentwickelung der altenglischen Moralitäten dar, die sich nach Bühneneinrichtung und Stoffbereich den nichtkirchlichen Schauspielen der deutschen Bürgerstädte im ausgehenden Mittelalter nähern. Andererseits erklärt Udall im Prolog selbst, in Plautus und Terenz Vorbilder zu sehen, und dem entsprechen zahlreiche bezeichnende Züge in der Gesammtanlage und in der Einzelausführung. Die beherrschende Figur, Roister Doister, ist beinahe ganz der antike miles gloriosus, also eine Nachahmung wie sein Factotum Merigreek, der Schmarotzer, nichtsdestoweniger aber über die landläufige Folie des Prahlhanses hinaus individualisirt. Die Handlung ergeht sich vielmehr in typischer Manier, bedeutet aber einen wirklichen Fortschritt gegenüber der Vergangenheit, obgleich der Dialog eigentlich kaum entwickelt, sondern nur erzählt und declamirt. Möglicherweise sind einige Momente des Werbekampfes zwischen Männern und Weibern aus Aristophanes' „Lysistrata" bezogen, sicher längere Stellen, ja ganze Scenen aus Plautus' Bramarbaskomödie „Miles gloriosus" und aus Terenz' „Thraso" entlehnt. Udall hat versucht, diese beiden römischen Lustspiele zu verschmelzen, ein Unternehmen, das später jedenfalls dem großen Dänen Ludwig Holberg im „Jakob von Tyboe" organischer gelang. Uns Deutschen lieferte etwa hundert Jahre nach Udall der hochbegabte Andreas Gryphius die Abenteuer des großsprecherischen Horribilicribrifax in einer dramatischen Einkleidung, welche überall fast selbständige Gestaltung verräth. Fanst's fleißige und kenntnißreiche Abhandlung, welche auch den sprachlichen Eigenthümlichkeiten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, berichtet ausführlich über alle angedeuteten Fragen in sachlicher und übersichtlicher Darstellungsweise. Auch der erwartete Vergleich mit Falstaff bleibt nicht aus.

3. Sir Philip Sidney's Astrophel and Stella und Defence of Poesie nach den ältesten Ausgaben mit einer Einleitung über Sidney's Leben und Werke, herausgegeben von Ewald Flügel. Halle, Niemeyer. 1889. Gr. 8. 6 M.

Docent Dr. Flügel in Leipzig, ein Sohn des hochverdienten Lexikographen und selbst durch seine Carlyle-Untersuchungen rühmlich bekannt, beschert hier eine neue Ausbeute seiner eingehenden Studien in englischen Büchereien. Des liebenswürdigen Philip Sidney Gestalt, der geistig weit über den Durchschnitt seiner Zeitgenossen hervorragte, macht Flügel hier der Literaturgeschichte erst richtig zugänglich. Zwei seiner Hauptwerke, das eine durch den Dnft wahrer poetischer Innigkeit und Zartheit anmuthend, das andere kritisch, ästhetisch und kunstphilosophisch bedeutsam, werden mit peinlichster philologischer Sorgfalt nach den ältesten Originalausgaben veröffentlicht. Schon in diesem Theile des Buchs ruhen die Ergebnisse ausgedehnter Arbeit. In größerm Maße gilt das natürlich von der vorausgeschickten biographisch-literarhistorischen Einleitung. Diese errichtet auf Grund eines weitschichtigen Materials, das zum Theil aus den entlegensten handschriftlichen Quellen und verstaubten Bibliothekswinkeln hergeholt wurde, dem vielversprechenden, in der Fülle der Schaffenskraft jähen Todes geschiedenen Dichterjüngling das längst gebührende Ehrendenkmal. Mit der parteilosen Ruhe des objectiven Geschichtschreibers schildert Flügel den inhaltreichen Lebenslauf (1554—85). Wo irgendmöglich, überläßt er charakteristischen Briefen oder autoritativen Berichten Gleichzeitiger den Faden der Erzählung oder benutzt sie wenigstens als willkommenen Commentar. Jeder Leser der formell schlichten, aber äußerst anheimelnd behandelten Skizze wird Sidney aufrichtig liebgewinnen und seiner Privatgalerie sympathischer Persönlichkeiten eine neue einverleiben; mit Recht heißt es S. LXII: „Als Held und Dichter lebt er in dem Herzen der Nachwelt." Wol schon Shakespeare, sein wenig jüngerer Landsmann, hat ihn hochgeschätzt; denn „Lustige Weiber von Windsor" (III, 3, 45) flicht er in den Text zur Eröffnung einer Aufschneiderede Falstaff's den Anfangsvers des zweiten „Astrophel and Stella" angehängten Sonetts ein, und die ganze Gloster-episode in „König Lear" ist der Geschichte vom Fürsten von Paphlagonien mit seinen beiden Söhnen in Sidney's „Arcadia" frei nachgebildet. Auch in den „Beiden Edelleuten von Verona" (IV, 1) und „Perikles" soll der Dramatiker dem Epiker für Kleinigkeiten verpflichtet sein (vgl. Flügel, S. XLIV, A. 1). Flügel's Veröffentlichung ist eine Glanzleistung deutscher gelehrter Gründlichkeit.

4. Erster Versuch über die englische Hirtendichtung von H. Oskar Sommer. Marburg, Ehrhardt. 1888. 8. 3 M.

Im unmittelbaren Anschlusse an Sidney, den Vater des modernen Pastoralromans, sei des erwünschten „Versuchs" von Sommer gedacht, welcher sich der Betrachtung der englischen Hirtendichtung widmet. Schon 1881 machte sich der Verfasser, durch K. Elze angeregt, gelegentlich einer Reise nach England, an die Arbeit und fertigte dann nach einer Reihe von Jahren die Frucht seiner Studien an Ort und Stelle. Der Stoff floß ihm so reichlich zu, daß sein Buch bewußt eher Materialsammlung als geschichtliche Würdigung der viel gepflegten Dichtgattung ward. Eine solche wird erst möglich sein, wenn das Verhältniß der verschiedenen Vertreter untereinander beziehentlich zu ihren Vorlagen im einzelnen untersucht sein wird. Mit richtigem Takte hat deshalb Sommer den Inhalt schwer zugänglicher Gedichte ausgezogen, um seine Aufstellungen durch Proben zu stützen. Die allgemeine Einleitung bietet eine kurze Uebersicht über die Entwickelung der europäischen Hirtendichtung von den Altgriechen (Theokrit) bis zur Einführung in die englische Literatur. Die Haupterscheinungen werden knapp charakterisirt, nebensächlichere blos gestreift, wegen weiterer Belehrung in den Fußnoten auf zahlreiche Specialisten verwiesen. Es folgt eine allgemeine Skizzirung der englischen Hirtenpoesie. Ueber deren erste Spuren, Arten, bisherige Beurtheilung, Theorie, Zeugnisse, allgemeinen poetischen Werth und Metrik erfahren wir das Nothwendige, wenn auch wol nicht in

gehöriger Anordnung. Nunmehr wird die lyrisch-epische Unterart besprochen und zwar in drei Kapiteln: pastorale Eklogen im engern Sinne, Fischereklogen und Eklogen allgemeinen Inhalts; die letztern scheiden sich hier wiederum in Stadteklogen und in orientalische. Es ist in der Wissenschaft etwas Gutes um die Systematik; aber in vielen Fällen ist doch ein rein methodisches Vorgehen allein angebracht. Sommer's Klassifikation ist zu gemacht und gezwungen, sie hemmt ihm die freie Beweglichkeit. Was er mittheilt, bekundet gediegenen Sammelfleiß und im ganzen sehr gutes Verständniß. Zu rügen sind Ungleichmäßigkeiten der Schreibung (z. B. Sydney) und ähnliche, wie die verbreitete Latinisirung aller griechischen Wortformen. Das Buch ist mit Dank zu begrüßen und wir sehen dem angekündigten zweiten Theile, der die rein epische sowie die dramatische Hirtendichtung der Engländer behandeln soll, mit Interesse entgegen.

5. Marlowe's Werke. Historisch-kritische Ausgabe. III. The Jew of Malta. Herausgegeben von Albrecht Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1889. 8. 2 M.

Mit erfreulicher Schnelligkeit hat Professor Wagner dem zweiten Bande der Marlowe-Ausgabe, welcher „Doctor Faustus" enthielt (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1889), seinen Neudruck der vielgenannten, aber wenig bekannten Tragödie vom „Juden von Malta" folgen lassen. Entstanden ist dieses seltsame Theaterstück Ende 1588 und dann sehr oft und ohne längere Zwischenpausen aufgeführt worden, nach des damaligen Bühnenimpresario Henslowe Tagebuch von sämmtlichen Marlowe'schen am häufigsten und während einer ausgedehntesten Spielzeit. Merkwürdig berührt es, daß das Drama — wie alle Werke Marlowe's erst viele Jahre nach dem Tode des Dichters veröffentlicht — nicht vor 1633 im Druck erschien, auf deutschem Boden aber wol schon 1607 und 1608, bestimmt 1626 in einer Bearbeitung dargestellt wurde. Eine literarische Quelle hat sich für dieses Drama des hartherzigen Geizes und der Habsucht noch nicht aufgefunden, wol aber ein historisches Charakterurbild in dem jüdischen Herzog von Naxos, Joseph Nassi (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts); Wagner tritt dieser Entdeckung L. Kellner's rückhaltlos bei. Uns interessirt die Tragödie in erster Linie durch ihren sichtlichen Einfluß auf Shakespeare als Dichter des „Kaufmanns von Venedig". Nachdrücklicher betonte diesen zuerst Tycho Mommsen, der Bruder des berühmten Theodor, indem er in „Jew of Malta", II, 1 die Grundlage der Abschiedsscene zwischen Shylock und Jessica nachwies. Elze führte später weiter aus, daß Shakespeare hier einmal mit der ganzen Veranlassung seines Dichtens in der Schöpfung des gleichalterigen Genossen wurzle. Daher darf diese erste brauchbare Ausgabe des originellen Stücks, zumal ihr vortreffliche Anmerkungen angehängt sind, der regen Aufmerksamkeit aller Shakespeare-Verehrer und Theaterfreunde warm empfohlen werden.

6. Ueber Otway's und Schiller's Don Carlos. Von Jakob Löwenberg. Hamburg, Goldschmidt. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Arbeit ist schon 1886 als heidelberger Dissertation erschienen. Sie will für die beiden bedeutendsten Tragödien, die sich der dankbaren Don Carlos-Fabel bemächtigt haben, die Quellenfrage genau beantworten und unter diesem Gesichtspunkte die literarhistorisch-ästhetische Werthschätzung vornehmen. Der Verfasser wendet dazu redlichen Fleiß auf und bringt auch recht annehmbare Resultate heraus. Die „Don Carlos" betitelte „nouvelle historique" des Abbé Saint-Réal, 1672 gedruckt, ist als Schiller's Quelle bekannt. Schon der Engländer Thomas Otway legte sie 1676 seiner mit großem Beifall empfangenen gleichnamigen Tragödie zu Grunde. Löwenberg gibt nun zunächst einen Inhaltsauszug aus der Erzählung des Franzosen, sodann ein Scenarium des Otway'schen Stücks und schließlich beleuchtet er den Grad der Beziehungen, wobei Otway eine viel bessere Censur als gewöhnlich bekommt. Darauf stellt er Schiller seiner Romanvorlage gegenüber; hier hatte er namentlich die Annahme, Schiller habe St.-Réal durch die Vermittelung von Jean Campistron's „Andronic" benutzt, zu beseitigen. In diesem Zusammenhange wird die Handlung der deutschen Tragödie scharf zerlegt und ihre innerliche Unabhängigkeit dargelegt. Löwenberg's genaue Contrastirung läßt gleichwol vermuthen, daß er dem englischen Dramatiker, der ja allerdings den prächtigen tragischen Keim sofort richtig erkannt hat, einen zu hohen Rang beimißt.

7. Jakob Thomson, ein vergessener Dichter des 18. Jahrhunderts von G. Schmeding. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein Mann, den jeder Ansatz edeln Strebens in der Weltgeschichte zur Begeisterung fortreißt und dem besonders die Blüten echter Poesie Genuß und Erhebung gewähren, redet mit vernehmlicher Stimme von dem schriftstellerischen Wirken eines einst hochbewunderten Dichters, der sich, als der rauhe Sturmwind der Zeit sein Menschheitsideal zerknickt, in sich eine neue Welt zum Ersatze schuf. Thomson (1700 geboren) galt einst als Gipfel aller wahren Dichtkunst, die sich in bevorzugten Erdenkindern so äußere, wie die heilige Mutter Natur selbst es ihnen eingegeben habe. Noch heute erquickt uns die herrliche Musik, welche J. Haydn an seine „Jahreszeiten" angeschlossen hat, aber den Text vergessen wir gern. Schmeding möchte der materialistischen Gegenwart diesen Verfechter der Culturidylle — wenn man einen phantastisch combinirten Zustand unserer socialen Urzeit so nennen will — wieder zum Bannerträger gewinnen und verfolgt darum sein Leben mit einer erklärbaren Neigung zur Panegyrik. Thomson's immerhin beschränkte Fähigkeiten in allen Ehren! Aber das dem Ende zusteuernde 19. Jahrhundert hat andere Ziele als die erste Epoche des 18., wo die Humanität erst errungen werden sollte, die für Sociologen unserer Tage einen völlig

ausgewachsenen Begriff, einen maßgebenden Factor ökonomischer Berechnung bildet. Thomson hat niemals die Gabe höherer geistiger Anschauung erworben und in seiner Dichtung nie eine Idee vertreten, welche über dem geschriebenen Worte stehend in eine erhabenere Sphäre hinaufreicht. Schmeding hat ihn mit feinfühligem Griffel und sinnigem Versenken in jene eigenartige Gedankenwelt zu neuem Leben zu erwecken versucht. Ludwig Fränkel.

Zur preußischen Geschichte.

1. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit F. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Zweiter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 6 M.

In dem vorliegenden Halbbande der in d. Bl. schon wiederholt besprochenen gediegenen neuen Zeitschrift erregt ein Aufsatz vor allem Interesse, der von Ernst Berner über neuere französische Forschungen zur preußischen Geschichte. Während noch vor kurzer Zeit die französische Historiographie vor der deutschen und besonders der preußischen Geschichte einen gewissen Schauder zu empfinden schien und sich mit dürftigen Handbüchern begnügte, ist dies jetzt, namentlich durch das Verdienst von Ernest Lavisse, vollkommen anders geworden. In echt wissenschaftlicher Weise, unter Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen und mit wenigstens beabsichtigter Unparteilichkeit, sucht eine ganze Reihe von Historikern in das Wesen unserer nationalen Entwickelung einzudringen und selbständig und positiv die Kenntniß unserer Vergangenheit zu erweitern. Die Geschichtswerke dieser Richtung werden von Berner kritisch besprochen, wobei er sich vor allem darzuthun bemüht, daß es doch keinem dieser französischen Forscher gelungen ist, sich eine wirklich zutreffende Vorstellung von dem preußischen Staate zu erwerben. Vielleicht dürfte Berner in seinem scharfen Urtheile, das zu sehr die Schwächen jener Werke hervorhebt, etwas zu weit gegangen sein; er vergißt, daß diese französische Prussiographie, wenn dieser Ausdruck gestattet wird, erst ganz jung ist und deshalb naturgemäß nicht sofort dieselbe Vollendung zeigen kann wie die so sehr viel ältere deutsche Behandlung des Stoffs. Namentlich dem Meister und Leiter dieser Studien, Lavisse, wird Berner nicht ganz gerecht; der ernste Wille rein wissenschaftlicher Forschung ist bei jenem sicher vorhanden, mögen auch seine Anschauungen in einzelnen und selbst in grundlegenden Punkten als verfehlt zurückgewiesen werden müssen. Berner verdanken wir auch eine zweite anziehende Arbeit in diesem Halbbande, eine Zusammenstellung der Kaiserliteratur des Jahres 1888; er zählt 488 Schriften auf, von denen 224 auf Wilhelm I., 211 auf Friedrich III., 45 auf Wilhelm II. entfallen. Sind auch etwa neun Zehntel dieser ganzen Literatur wissenschaftlich werthlos, so zeigt sich doch gerade in der Masse dieser Schriften, welch einen Antheil das Volk an seinen Herrschern nimmt und wie fest gerade das Kaiserthum, das jüngst noch einer unserer führenden Schriftsteller bei seiner Begründung als bloßen Prunk betrachtet zu haben bekannte, in den weitesten Kreisen Wurzel geschlagen hat.

Ein sehr eingehender Aufsatz von Joseph Pacskowski führt uns in die stürmischen Zeiten der Begründung der Monarchie der Hohenzollern durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zurück. Einer der Hauptvertreter der ihm sich entgegenwerfenden selbstsüchtigen ständischen Libertät war der Oberst von Kalckstein, dessen tragisches Ende ja bekannt genug ist. Der Gegenstand ist sowol von der preußischen wie der polnischen Geschichtschreibung behandelt worden, die indeß zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen kam, sodaß es sich in der That lohnte, die Sache noch einmal gründlich zu untersuchen. Pacskowski ist seiner Aufgabe vollkommen unbefangen gegenübergetreten, und wenn auch seine Darstellung der frühern Auffassung gegenüber eine gewisse Mittellinie innehält, so liegt doch diese letztere entschieden mehr nach der preußischen Anschauung hin. Jedenfalls wird man nach seiner in das Einzelne gehenden Arbeit es auch auf polnischer Seite nicht mehr wagen dürfen, Kalckstein als den idealen Vorkämpfer und Helden Polens hinzustellen. Ferner behandelt Paul van Niessen die äußere Geschichte der Neumark bis zur Zeit der askanischen Besitzergreifung; Fritz Arnheim gibt Mittheilungen aus den Briefen der Kronprinzessin Ulrike von Schweden, der Schwester Friedrich's des Großen, an ihre Mutter Sophie Dorothea; Johannes Bolte liefert einen Beitrag zur Geschichte des berliner Theaterwesens, indem er die Schauspieldirection J. C. Eckenberg's schildert; von Friedrich Holtze jun. endlich erhalten wir einige neue urkundliche Mittheilungen zur Geschichte der von Joachim II. durchgeführten märkischen Reformation.

2. Funfzehn Vorträge aus der brandenburgisch-preußischen Rechts- und Staatsgeschichte von Adolf Stölzel. Berlin, Vahlen. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Stölzel ist unstreitig unter allen Lebenden der beste Kenner der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte; ja man kann fast sagen, daß durch seine Untersuchungen diese Disciplin erst begründet worden ist. Er hat uns auch mit der ersten mustergültigen zusammenfassenden Darstellung dieses Gegenstandes beschenkt, in seinem groß angelegten und ausgeführten Werke: „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung" (vgl. Bl. f. 1888, S. 513), das ihm mit Fug und Recht ein überaus anerkennendes Dankschreiben Kaiser Friedrich's III. einbrachte.

Allen denen, welche von der Beschäftigung mit jenem hervorragenden Buche durch seinen großen Umfang abgeschreckt werden, bietet der Verfasser mit dem vorliegenden Werke denselben Gegenstand in knappster Form. Nur einem mit der Sache so völlig Vertrauten wie Stölzel war es möglich, in diesem geringen Umfange ein alle wesentlichen Punkte enthaltendes und scharf hervorhebendes Bild von der Entwickelung der Justizverfassung und Justizverwaltung des preußischen Staats zu geben, wobei die Abgrenzung gegen die Geschichte des materialen Rechts keineswegs mit engherziger Strenge gezogen ist. Mit besonderer Liebe verweilt der Verfasser bei Friedrich dem Großen, auf den nahezu ein Drittel des Buchs entfällt und namentlich die Gestalt Cocceji's tritt hier greifbar plastisch heraus. Als Perle des Ganzen möchten wir das Kapitel von den „Machtsprüchen" bezeichnen, das ausführt, wie Friedrich der Große im Laufe seiner Regierung, vornehmlich wol durch den Einfluß Montesquieu's, mehr und mehr von Eingriffen in die Civiljustiz auf Grund seiner Justizhoheit abkommt, und statt dessen den Grundsatz aufstellt, daß sich der König den Landesgesetzen unterwerfe; auch in dem bekannten Müller Arnold'schen Processe handelt es sich, wie Stölzel zeigt, keineswegs um einen Machtspruch, sondern um die — freilich materiell ungerechte — Ausübung der oberstrafrichterlichen Gewalt des Königs: überhaupt ist gerade die Schilderung dieses so allbekannten Processes ein Muster klarer und bündiger Darstellung.

Keineswegs ist nun dies neue Buch Stölzel's ein bloßer Auszug aus seinem frühern Werke. Da sich der Verfasser fortwährend weiter mit seinem Gegenstande beschäftigt hat, so war es unvermeidlich, daß sich ihm so mancher früher nicht beachtete Gesichtspunkt, so manche neue Beleuchtung der Thatsachen, so manche bisher unbekannte Einzelheit ergab. Am meisten zeigt sich dies wieder bei der Schilderung Friedrich's des Großen, vor allem bei der Darstellung des Einflusses, den Voltaire und durch seine Vermittelung Ludwig XIV. und Colbert auf den König und seine Justizreformen ausübten. Es wird deshalb diese neue Arbeit Stölzel's auch denen, die sein größeres Werk kennen, Genuß und Gewinn bieten. Hervorgegangen ist das Buch aus Vorlesungen, die der Verfasser an der Universität Berlin in freier Rede gehalten hat, und die behufs späterer Drucklegung stenographirt wurden: gemäß dieser Entstehungsgeschichte zeigt das Werk auch eine sehr große Frische des Tons und eignet sich hierdurch ebenso sehr wie durch seinen Inhalt vorzüglich als erste Einführung in das so wichtige, aber noch viel zu wenig gekannte Gebiet der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte. Leider bricht Stölzel seine Darstellung mit dem Müller Arnold'schen Processe und der Ernennung Carmer's zum Großkanzler ab, d. h. eben da, wo die Geschichte des allgemeinen Landrechts beginnt. Wir können nur die Hoffnung und den Wunsch aussprechen, daß er diesen funfzehn Vorträgen bald einen zweiten Band folgen lasse, der in ebenso mustergültiger Weise die Geschichte der weitern Entwickelung vom Beginn des allgemeinen Landrechts bis auf die Gegenwart enthält.

3. Geschichte Bischofs Otto I. von Bamberg, des Pommernapostels (1102—1239). Ein Zeit- und Culturbild aus der Epoche des Investiturkampfes und des beginnenden Streites der Staufen und Welfen. Nach Quellen bearbeitet von Georg Juritsch. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 9 M.

Das Mittelalter steht dem Nachempfinden unserer modernen gebildeten Welt eigentlich am fernsten, einerseits weil es sich damals um Gegensätze handelt, die mit denen, die uns bewegen, doch nur lose Beziehungen haben, andererseits weil das Zusammenspiel und Gegenspiel der treibenden Kräfte oft ein sehr verwickeltes ist. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen noch am ersten das 11. und 12. Jahrhundert, da es hier einen Kampf gilt, der auch heute noch nichts an Schärfe verloren hat, mögen auch die Formen andere geworden sein, den Streit zwischen universaler Kirche und nationalem Staate. Insofern hat ein Buch, das diese Zeiten betrifft, noch am ehesten auf eine gewisse Theilnahme zu rechnen. Otto von Bamberg, der Held des vorliegenden Werks, war, wenn er auch keineswegs in der historischen Entwickelung in erster Linie stand, doch entschieden eine bedeutende Persönlichkeit, die in mancher Hinsicht über die Schablone eines mittelalterlichen Kirchenfürsten hinausragt. Seine Verdienste sind dreifacher Natur, einmal zeigte er eine in den großen welthistorischen Kämpfen jener Epoche ziemlich seltene Mäßigung, die sich von extremer Parteinahme für einen der streitenden Theile frei zu halten weiß; sodann bewährte er sich in seiner Diöcese als geschickter Verwalter und war eifrig für die materielle und moralische Hebung seines Klerus und seines Mönchthums thätig; endlich hat seine Missionsthätigkeit in Pommern wesentlich dazu beigetragen, jene bisher slawischen Provinzen an der Ostsee dem deutschen Volke zu gewinnen, und namentlich durch den letzten Zug seiner Wirksamkeit ragt er über viele seiner Zeitgenossen hervor. Sein Leben wird von Juritsch an der Hand der Quellen eingehend in einfacher, aber klarer Weise erzählt; zu tadeln wäre höchstens eine manchmal hervortretende Weitschweifigkeit und der Mangel an einer das Einzelne zusammenfassenden allgemeinen Würdigung Otto's, vor allem seiner Bedeutung für die ganze damalige Entwickelung.

Walther Schultze.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Geschichte der deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von W. Lübke. Mit 675 Abbildungen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1890. Gr. 8. 18 M.

Der bereits in höherm Lebensalter stehende Verfasser hat sich um die schriftstellerische Popularisirung der Geschichte der bildenden Künste so verdient gemacht, wie kein anderer der lebenden Kunstgelehrten. Durch eigene mühsame Originalforschungen hat er einst die Kunstgeschichte seines engern Vaterlandes, später diejenige der Renaissance überhaupt, erschlossen und bereichert; durch zahlreiche Abhandlungen hat er sein vielseitiges Interesse und umfassendes Wissen dargethan; insbesondere aber hat er durch umfängliche Verbindung, sowie selbständige Verarbeitung des von andern erworbenen Materials die Geschichte aller drei bildenden Künste im Grundrisse, die Geschichte der Architektur, der Plastik, der italienischen Malerei mit staunenswerthem Fleiße dargestellt. Wenn nun so die Leistungsfähigkeit Lübke's hinsichtlich ihrer Ausdehnung und sonstigen formalen Eigenschaften Bewunderung verdient, so würde es doch die Kraft eines einzelnen Mannes übersteigen, wenn er alle Theile seiner zahlreichen Werke auf dieselbe Höhe ihres innern Werthes hätte erheben sollen. Da ich fast alles von Lübke Geschriebene aus eigener Lektüre kenne, so fällt mir die Vergleichung seines neuesten Buchs mit seinen frühern Leistungen nicht schwer. Und so bezeuge ich zunächst mit Freuden, daß Lübke noch auf der vollen Höhe der Schaffenskraft steht. Er bewältigt alle Schwierigkeiten so auffallend leicht, daß nur der Kenner merkt, welches Studium sich hinter diesem gleichmäßig klar und leicht dahinfließenden Stile, hinter jedem sorgfältig abgewogenen Satze verbirgt. So kommt es, daß meine Prüfung des Werks zu der hier zu verwerthenden kritischen Ausbeute in ungekehrtem Verhältnisse steht, d. h. ich habe viel darin gelesen, kann aber schließlich nur berichten, daß dieses Buch wirklich eine werthvolle Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur unserer Tage ist. Lübke kennt ja das Meiste von dem, was er beschreibt, aus eigener Anschauung; seine Stoffe hat er geistig jetzt vollständig durchdrungen und vertritt, soweit er ein ästhetisches Princip vertheidigt, einen gesunden, von jedem Naturalismus freien Realismus. Er gehört zu jenen ältern Männern, deren allgemeine Bildung und im ganzen ideale Richtung einer „actuellen" Clique und Claque pietätloser Stürmer und Specialisten ein Dorn im Auge ist; er schildert auch „die Gegenwart" als ein umfassendes Weltgemälde der letzten hundert Jahre, nicht aber als die allerneueste Gegenwart derer, die es so herrlich weit gebracht haben — in Extremen der Mache, sei es der künstlerischen, sei es der literarischen. Darum halte ich es für unwürdig, gegenüber einem solchen Manne mich für die Mühe meiner Lektüre dadurch entschädigen zu wollen, daß ich mir auf Lübke's Kosten in den Augen meiner Leser ein Relief als Kritiker gebe. Derartige Spiegelfechtereien sind ja billig genug, beruhen aber eben auf — Selbstbespiegelung.

Immerhin bitte ich den Verfasser, folgenden Gesichtspunkt für eine zweite Auflage seines Werks in Erwägung ziehen zu wollen. Lübke weiß ebenso gut wie ich, welch eine hochachtungswerthe Nebenbuhlerschaft er an Dohme's „Geschichte der deutschen Kunst" (Berlin, Grote), sowie an H. Knackfuß' „Deutsche Kunstgeschichte" (Leipzig, Velhagen u. Klasing) besitzt. Nun ist zwar Lübke's Darstellungsform die ungefähre Mitte zwischen beiden Werken; will er aber in dem großen Kreise der gebildeten Laien dem Professor Knackfuß Gebiet abgewinnen, so muß er sich noch mehr dessen ausgeführtere Anschaulichkeit des Ausdrucks aneignen. Lübke hält in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" den Stil ein, welchen man etwa wählt für die Paragraphen eines Handbuchs; es gibt aber eine Anzahl von Abschnitten, welche eine farbensattere Einzelausführung theils vertragen, theils geradezu fordern. Wollte Lübke mit kleinerm Texte solche lebensvolle Bilder entwerfen, so würde sein Buch noch gewinnen. Man mag zu Crowe und Cavalcaselle stehen wie man will: daß sie in der Schilderung von Kunstwerken Meister sind, muß man zugeben.

Schließlich gebührt den überaus zahlreichen, theilweise völlig neuen, vielfach von trefflichen Künstlern ausgeführten Abbildungen in Holzschnitten, Zinkotypien und Autotypien volle Anerkennung.

2. Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Berlin, Fontane. 1890. Lex.-8. 10 M.

Die ganze Sammlung von Briefen ist berechnet auf zwei Bände von gleichem Umfange, deren erster auf 524 Seiten 162 Briefe der beiden großen Bildhauer enthält. Eröffnet wird er mit einem Lichtdrucke der berühmten Büste Rauch's von Rietschel; es folgt eine auf die besten Quellen sich stützende Einleitung, welche die Geschichte der beiden Künstler im Umrisse bis zu der Zeit hin führt, da der Briefwechsel beginnt. Letzterer steht in unserer Literatur insofern einzig da, als Rauch erst in seinem zweiundfunfzigsten Lebensjahre den schriftlichen Verkehr mit seinem um achtundzwanzig Jahre jüngern Schüler beginnt und solchen fortsetzt ununterbrochen achtundzwanzig Jahre hindurch bis an sein Ende. Dieser Briefwechsel erhebt sich aber auch insofern über gleiche Bethätigungen anderer Künstler, als Rauch und Rietschel durch eine Freundschaft verbunden gewesen sind, welche hinsichtlich ihrer Idealität ihresgleichen sucht. Trotz ihrer Größe als Bildhauer lassen die beiden Meister zuweilen einen Zweifel darüber offen, ob man nicht den Menschen in ihnen noch höher stellen soll als den Künstler — gewiß eine seltene

Erscheinung. Darum habe ich auch nach Vollendung der monumentalen Rauch-Biographie durch die Gebrüder Eggers in der wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" einen Artikel: „Der Freundschaftsbund zwischen Rauch und Rietschel" veröffentlicht. Ich gehöre zu den begeisterten Verehrern der beiden Heroen der Plastik, und staune immer wieder an, was diese Männer trotz ihrer geringen Schulbildung in ihrer Kunst geleistet haben. Nun gebe ich gern zu, daß beide in einer Zeit lebten, da man überhaupt noch „Briefe" im Unterschied von den heutigen „Billeten" schrieb, während jetzt fast nur noch die Frauenwelt sich um Vertilgung des „Brief"papiers verdient macht. Gleichwol kann ich meine Bedenken gegen eine Veröffentlichung von diesem Umfange nicht unterdrücken. Die Ausbeute an wirklich charakteristischen Stellen, welche neben der Eggers'schen Rauch-Biographie unentbehrlich wären, ist denn doch zu gering. Es ist heutzutage ein offenes Geheimniß, daß in den gesammelten Werken unserer Classiker ziemlich viel Ballast mit fortgeschleppt wird, welcher sein Dasein nur fristet als Anhängsel der unsterblichen Werke unserer Dichter. Man veranstaltet mit Recht Sonderausgaben der Hauptwerke und überläßt das Uebrige dem ameisenartigen Heere der Literaturkärrner. So auch hätte hier eine Sichtung des überreichen Materials, eine Auswahl des Besten stattfinden können. Senator Karl Eggers in Warnemünde durfte auf ein uneingeschränktes Vertrauen rechnen, daß niemand zu einer solchen Auslese berufener ist als gerade er.

Es sei gestattet, einige interessante Stellen hier wiederzugeben. So schreibt Rietschel an Rauch am 4. November 1829: er habe das Schloß Amras besucht, wo Abends das Theater durch vier mit Oel gefüllte Cylinder gar schrecklich beleuchtet wurde. Am 27. November verspricht Rietschel, wie in Berlin des Morgens um 4 Uhr aufzustehen, um Französisch zu treiben. In Rom verweilt Rauch nicht weniger als zwei Stunden vor Rafael's „Transfiguration", sieht in Thorwaldsen's Nähe nie einen Zirkel und hat stündlich unvergeßliche Gespräche mit diesem genialen „Praktiker". Rietschel — ein geborener Sachse — berichtet, daß sein Landsmann Schnorr ihn mit „ungeheurer" Höflichkeit zum Besuch eingeladen! Der überaus bescheidene Rietschel klagt darüber, daß man in Dresden an Miniaturunterstützungen gewöhnt sei, freut sich aber (1830) über das energische Selbstgefühl (!) der Sachsen, welches sie gelegentlich eines Putsches in Dresden bewiesen haben sollen. Urkomisch ist in seinem Munde folgende Stelle: „Ich will niemand das Unglück wünschen, daß jemand in Berlin in meiner Gegenwart die Sachsen «Sechser» (eine Münze damaliger Zeit) nennt; sie sind nur neben den Briten und Franzosen zu nennen, kleinere Vergleiche gibt's nicht." Es ist sehr begreiflich, daß ihm Thorwaldsen's Reliefs mit christlichen Compositionen durchaus nicht behagen; dankenswerth ist die Beibringung einer Reihe von Zügen, welche so recht die Herrschsucht und Oberflächlichkeit Ludwig's I. von Baiern kennzeichnen. Rauch schreibt an Rietschel am 10. Januar 1830: „Dem Prinzen Wilhelm (dem nachmaligen Kaiser) wird an der Stelle wo er wohnt unter den Linden ein neues Palais gebaut" u. s. w.

3. Geschichte der griechischen Künstler. Von Heinrich Brunn. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1889. Gr. 8. 20 M.

Verfasser dieses weithin bekannten Werks ist Inhaber des Lehrstuhls für die classische Archäologie an der Universität zu München, Begründer und zugleich Vollender einer eigenthümlichen Behandlung der antiken Kunstgeschichte. Im ersten Bande gibt er auf 432 Seiten die Geschichte der Bildhauer bis herab auf die Ausläufer der hellenistischen Periode; der zweite Band (507 Seiten) umfaßt die Geschichte der Maler, der Architekten, der Toreuten, der Münzstempelschneider, der Gemmenschneider und der Vasenmaler. Abbildungen enthält das monumentale Werk nicht, wol aber ein treffliches Verzeichniß der darin behandelten Künstler, sodann der Werke dieser Bildhauer und Maler, endlich der Bauwerke, Bildhauerwerke und Gemälde. Brunn läßt die große Menge der Handwerker beiseite und zieht nur die Künstler in den Kreis seiner Darstellung. Innerhalb dieser mit Recht gezogenen Grenze hat er ein riesiges Material zusammengetragen und erweist sich als ein Meister in der Kritik und Combination. Da er aber eigentlich nur eine grundlegende Vorarbeit für die kunstgeschichtlich-ästhetische Würdigung der Kunstwerke gegeben hat, so muß ich mich darauf beschränken, dies Buch nach seiten seines besondern Zwecks hin als die hervorragendste wissenschaftliche Quelle der antiken Kunstgeschichte zu bezeichnen; nur Archäologen von Beruf können mit dem Verfasser in Erörterungen über Einzelheiten eintreten, während der Leserkreis dieser Blätter mehr Künstlerbiographien in Form von Essays erwartet. Heinrich Brunn hat als Begründer einer Geschichte der classischen Malerei sowie der etruskischen Kunst seine unvergänglichen Verdienste; er versteht es meisterhaft, die Motive der Kunstwerke zu enthüllen und letztere an die richtige Stelle einzureihen; er behandelt mehr die Ueberlieferungen über die Künstler als deren Werke selbst, weil er durch erstere bestimmte Gesichtspunkte für die Würdigung der letztern gewinnen will. Wenn übrigens die erste Auflage 1853—59 erschien, so weiß ich nicht, ob die Entdeckungen, welche seitdem auf dem Gebiete der classischen Archäologie so reichlich gemacht worden sind, nicht eine Umarbeitung des ganzen Buchs erfordert hätten; ich denke zu hoch von Brunn's Befähigung und seiner besondern wissenschaftlichen Aufgabe, als daß ich dieses Bedenken verschweigen könnte.

4. S. Martin von Lucca und die Anfänge der toscanischen Sculptur im Mittelalter. Von August Schmarsow. Breslau, Schottländer. 1890. Gr. 8. 9 M.

Vorliegendes Werk ist der erste Band der vom Verfasser geplanten „Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte". Allerdings haben die Italiener in der Neuzeit

eigene verdiente Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte hervorgebracht (Lermolieff [Morelli], Cavalcaselle u. a.), aber diese Herren vereinigen ihre besondern Vorzüge mit solchen Einseitigkeiten, daß nur ein Deutscher universell und tief genug ist, um ihnen die Geschichte ihrer Kunst in einer Weise zu schreiben, welche der Höhe der heutigen Wissenschaft entspricht. Dazu ist nun wirklich Schmarsow vermöge seiner Begabung und Richtung ganz der geeignete Mann. Als Ergebniß eindringender Studien bietet er dem Leser auf 253 Seiten folgende in sich zusammenhängenden Kapitel dar: 1) „Sanct-Martin von Lucca"; 2) „Die Schmuckfassade des Domes"; 3) „Die Bildnerschule Lucca's im 12. Jahrhundert und ihre Verwandten"; 4) „Guido da Como"; 5) „Unter Belnato und Aldibrando"; 6) „Niccolò Pisano"; 7) „S. Martin im Trecento"; 8) „Die Entstehungszeit der Martinusgruppe"; 9) „S. Martin von Lucca und die Anfänge der Sculptur in Toscana".

Schmarsow hat durch seine Studien über Donatello, Melozzo da Forli, Giovanni Santi u. s. w. gezeigt, daß auch er, wie viele der heutigen Kunstgelehrten, die Frühzeit zu erforschen liebt. Auch in seinem neuesten Werke huldigt er dieser Neigung in ausgiebiger Weise. Die Frühzeit einer jeden Kunst, jeden Stils, jeder Schule u. s. w. bietet ja dem wissenschaftlichen Spürsinn ein sehr ergiebiges Feld, der Reiz des Ahnungsvollen liegt über solch einer Dämmerung und Morgenröthe; das Wichtigste aber besteht darin, daß die — gewöhnlich den Aesthetikern geläufigeren — Perioden der Vollendung erst dann dem Beurtheiler gesichert sind, wenn ihre Grundlage — die Frühzeit — wissenschaftlich klargelegt ist. Gerade zu solch einer Arbeit eignet sich Schmarsow vorzüglich. In sehr dankenswerther Weise schafft er sich einen thunlichst rein deutschen Stil in völlig ungezwungener Form; er krankt nicht an der leidigen Hypothesensucht vieler Archäologen und Philologen, stellt aber das rechte Maß von Kritik und Combinationsgabe in den Dienst seiner wissenschaftlichen Untersuchungen und beschreibt die besprochenen Kunstwerke in mustergültiger Weise. Ich kann daher nur bitten, daß Schmarsow die von ihm erreichte Grenze nicht überschreitet, damit er die Fühlung mit uns Aesthetikern und der weitern Kunstgemeinde nicht verliert. Da ich sein Werk als Quellenschrift anzusehen habe, so stelle ich mich unter dasselbe und verzichte auf eine Kritik einzelner Stellen; dazu haben weder ich noch die Leser d. Bl. die nöthigen Specialkenntnisse, und zwar um so mehr, da solche nur durch eigene Nachprüfung an Ort und Stelle gewonnen werden könnten. Gustav Portig.

Naturwissenschaftliches.

1. Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. Von Hermann Fritz. Mit zehn Abbildungen. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 68. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 7 M.

Alexander von Humboldt überschickte zur Zeit der Redaction des dritten Bandes seines „Kosmos" einen Aushängebogen an den berühmten englischen Physiker Sabine, welcher unter anderm eine Zusammenstellung der Sonnenfleckenperioden enthielt. Der englische Gelehrte hatte damals Tabellen über die Häufigkeit der Polarlichter und über die Wiederkehr der magnetischen Erscheinungen entworfen. Bei einer zufälligen Vergleichung der Humboldt'schen Zahlen mit den seinigen fand er nun eine seltsame Uebereinstimmung der Sonnenfleckenperiode mit derjenigen der Polarlichter! Seitdem sind in diesem Sinne gar viele Erscheinungen gefunden worden, welche zu den Vorgängen auf der Sonne in inniger Beziehung stehen, sodaß wir jetzt berechtigt sind, dieselbe als die wahre Regentin innerhalb ihres Systems zu betrachten. Hat sich doch herausgestellt, daß nicht nur die Zahl der Gewitter, das Auftreten der Hagelschläge u. dgl. von der Königin des Tages beherrscht wird, sondern sogar secundäre Erscheinungen, wie etwa der Ausfall der Weinernte, sich unter ihrem Einflusse befinden!

Im vorliegenden Werke sind nun die periodischen Erscheinungen, soweit sie der Meteorologie und Kosmologie zugehören, in äußerst übersichtlicher und interessanter Weise geschildert worden. Wir können daher nicht umhin, dem Verfasser unsere Bewunderung auszusprechen, welcher einen so reichen Stoff in engem Rahmen und dennoch in gemeinverständlicher Form hat darzustellen vermocht. Ganz besonders freuen wir uns auch der ernsten und entschiedenen Art, mit welcher er der Liebhaberei einiger Forscher entgegentritt, welche bestrebt sind, längst erwiesene Irrthümer immer von neuem als glänzende Entdeckung dem Laienpublikum anzupreisen.

Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte; von denen der erste: „Die Sonne und ihr System", einen fesselnden und klar geschriebenen Ueberblick von den Lehren der Astronomie, unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen, gibt. Im weitern werden „Die periodischen Erscheinungen mit täglicher und jährlicher Veränderlichkeit", „Die periodischen Erscheinungen mit mehrjähriger Veränderlichkeit", „Die säcularen Perioden" und „Die Perioden von kurzer Dauer" abgehandelt, welchen sich ein „Rückblick auf die Resultate" anschließt. Wir möchten dem Buche einen recht großen Leserkreis wünschen!

2. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. s. w. Breslau, Trewendt. 1889. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Das große Werk schreitet in erfreulicher Weise vorwärts. Von der neuesten, der dritten Abtheilung, erschien

die zweite Lieferung des von Professor Winkelmann herausgegebenen „Handbuchs der Physik". Sie enthält die Fortsetzung der Mechanik und zwar die Artikel: „Wage und Wägung", „Dichte", „Das Pendel", „Kreiselbewegung", „Gravitation", „Aggregatzustände", „Zug und Druck", welche alle vom Professor Auerbach verfaßt sind, dessen Lehrtalent in deutlicher Weise hervortritt. Ganz besonders ist die ausreichende Berücksichtigung und stete Quellenangabe auch der neuesten Arbeiten zu loben, wodurch dieses „Handbuch der Physik", wenn es in gleicher Weise fortgeführt wird, zu einem höchst wichtigen Hülfsmittel werden dürfte.

Das „Handwörterbuch der Chemie", herausgegeben von Professor Ladenburg, ist jetzt bis zur Lieferung 55 vorgeschritten. Der Buchstabe „M" ist vollendet und mit ihm der siebente Band. Die uns vorliegenden Lieferungen 53—55 enthalten unter anderm die höchst werthvollen Aufsätze „Ueber die Milchsäure", „Ueber Paraffin und Ceresin" und „Molybdän". Der Buchstabe „N" beginnt mit einer sehr ausführlichen Arbeit aus der Feder des Herausgebers und des Professors Banrath „Ueber die Naphthalingruppe", welche über 200 Seiten umfaßt.

Die Lieferungen 61 und 62, welche vom „Handbuche der Botanik" wiederum erschienen sind, enthalten die Fortsetzung des weit angelegten Aufsatzes „Ueber die Pilze" von Professor Wilhelm Zopf, dessen reicher Bilderschmuck durchaus unsere Bewunderung erregt. Der erste Abschnitt, welcher „Die Morphologie der Organe" brachte, ist vollendet und gleichfalls der zweite bis vierte Theil. Dieselben enthalten: „Die Fructificationsorgane", „Die Morphologie der Zelle und der Gewebe" und die sehr umfangreiche „Physiologie". Der fünfte Abschnitt „Biologie" beginnt mit dem Kapitel „Symbiotismus".

Franz Bendt.

Feuilleton.

Das Künstleralbum des österreichisch-ungarischen Kaiserstaats „Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protectorate Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Theresia. Redigirt von Moritz Band" (Wien, Wittmann, hoch 4., 10 M.) liegt nun, etwa drei Monate nach dem Erscheinen der ersten Lieferung, abgeschlossen vor. Auf nahe 200 Seiten enthält das Werk 500 Autogramme, 309 Porträts, 100 Zeichnungen, 50 Musikstücke, 100 Gedichte, und bietet somit mannichfache und anziehende Unterhaltung genug. Die Aufgabe, den massenhaften Stoff möglichst wirthschaftlich unterzubringen, um den Umfang und damit den Preis des Buchs nicht zu steigern, hat zu einer etwas gedrängten und schematischen Anordnung und Einschachtelung geführt, die den Vergleich mit der läßlichen freien Gruppirung im bekannten Schorer'schen Handschriftenalbum nicht aushält. Bei der Ueberschau der Hefte — den angekündigten Prachtband haben wir nicht zu sehen bekommen — wird man nun aufs lebhafteste daran erinnert, daß bei aller Gemeinsamkeit geistiger Interessen Deutschlands und Oesterreichs der Doppelstaat an der Donau doch auch in hohem Grade sein eigenes unschränktes Geistesleben hat und daß diese Eigenheit wesentlich durch das Völkergemisch daselbst bedingt wird. So treten dem Beschauer hier „draußen im Reich" nicht nur sehr viele fremdländische Namen, sondern oft auch dazu völlig unbekannte Namen entgegen, was zum größten Theile der starken Heranziehung der Vertreter der dramatischen Kunst zuzuschreiben ist, aber auch auf der Berücksichtigung von Persönlichkeiten, die wenig über örtliche oder provinzielle Bedeutung hinausgekommen sein mögen, beruht. Dadurch gewinnt natürlich das Werk in Oesterreich-Ungarn, für das es ja bestimmt ist, an Beliebtheit und Verbreitung. Jenseit der Grenzen ist das weniger förderlich. Manche Namen und manche Bildnisse vermißt man auch wieder. Ueber den Beruf der Unbekannten, wenn nicht etwa die gewählte Tracht oder sonst ein Kennzeichen ihn andeutete, gibt im letzten Hefte ein vollständiges Verzeichniß erwünschte Auskunft. Wird immerhin bei einer großen Anzahl von Bildnissen und Handschriften, wo wir auf uns bekannte und vertraute Persönlichkeiten treffen, unser sympathisches Interesse erregt, so gewähren die andern als fremdnationale Typen gesteigerter Eigenart unserm Beobachtungs- und Forschungssinne Nahrung und unter beiden Gruppen ist dem Schönheitssinn recht oft Befriedigung geboten. Dazu treten die Gaben der Kunst, unter denen wir bei ihrer Fülle nur einige wenige aus dem Gebiete der Malerei namhaft machen können, so das eindrucksvolle Bildniß Koloman Tisza's von Julius von Benczur, Hugo Darnaut's „Waldlandschaft", Hansleithner's „Blumenmädchen", „Die Kaffeeschwester" von Joana Kobilca, Munkácsy's ergreifendes „Im Versatzamt", Marie Pokorny's reizenden „Liebling des Hauses", Albert Ritzberger's „Studienkopf", Baron Stillfried's „Cedernallee in Japan", A. Schöne's „Gänsemarkt", „Ein Vertrauensposten" von Em. Spitzer, „Alter Bauer" von F. Vesel u. a. So ist das Werk als durchaus anziehend, für seine Heimat aber wirklich als ein Schatz zu bezeichnen und darf sicher dort auf großen Absatz rechnen.

— Für Bücherliebhaber und Culturhistoriker ist vom bekannten Bibliophilen Hugo Hayn in München der Wiederabdruck einer launig-satirischen Arbeit des „Küsters von Rummelsburg" (Karl Friedrich Wegener 1734—1787) besorgt: „Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Curiosum vom Jahre 1780" (Borna-Leipzig, Jahnke, 1889). Der gelehrte Herausgeber weist nach, daß die Zusammenstellung des derb raisonnirenden Katalogs, von welchem der Verfasser sagte: „Wer hier das Ironische nicht merkt, der muß den Schnupfen haben", auf einer Reihe thatsächlich zwischen 1680 und 1780 erschienener Schriften beruht, die bis auf 2 von 47 vom Herausgeber eingesehen worden und bibliographisch genau angeführt sind.

— Der Philosophieprofessor Dr. Georg von Gyzicki in Berlin hat die „Moralischen Reden" von William Mackintire Salter (Leipzig, Friedrich, 1889) übersetzt. Verfasser und Herausgeber vertreten beide eine religionslose Moral; Salter aber verwendet viele Gedanken des religiösen Gebietes ihrem Wesensgehalte nach, wenn er auch formal diese Gedanken bekämpft. Im allgemeinen stehen wir einer religioslosen Moral ablehnend gegenüber, weil das bloße Moralisiren nur gar zu leicht zur Verflachung führt. Hier aber tritt uns ein durch und durch edler Mann entgegen, welcher wahrhaft geistvoll und mit großer Sprachgewandtheit seinen Standpunkt vertritt. Wir freuen uns deshalb, die Lektüre dieser ungemein anregenden Ergüsse dringend empfehlen zu können. Die Themen sind: „Persönliche Sittlichkeit"; „Die Moral des täglichen Lebens"; „Pflichten der religiös Freisinnigen gegen ihre Kinder"; „Moral für junge Leute"; „Moralische Mittel zur Lösung der

Arbeiterfrage". Es sei gestattet, aus der Fülle gleichwerthiger Aussprüche nur einige Stellen hervorzuheben. Salter sagt: „Was zuerst noththut, ist nicht die Verbesserung unserer Handlungen, nicht die Bildung dieser oder jener Gewohnheit, nicht irgendeine äußere Veränderung. Es ist die Erneuerung der Quellen des Lebens: ein neues Ziel im Leben müssen wir siegreich machen, unsere Gedanken verwandeln und die umschaffende Macht eines neuen Zwecks erfahren." Salter tritt ein für eine friedliche Vereinigung der Arbeiter in Lohnfragen; auch könnten in einer Anzahl von Fällen die Arbeiter ihre eigenen Unternehmer werden. Von den Unternehmern aber verlangt er, daß sie ihren Gewinn theilen mit denen, welche ihn schaffen helfen; doch solle Geistesarbeit höher gelohnt werden als körperliche. Ob man einen derartigen Standpunkt den der christlichen Liebe oder den der Humanität nennt, läuft auf eins hinaus: man handle nur danach!

— Der als selbständiger Forscher wie als Kritiker hochzuschätzende Dr. Alfred Christlieb Kalischer hat bei F. Oehlmann in Dresden 1889 eine Studie erscheinen lassen unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing als Musikästhetiker." Das Schriftchen beruht auf Quellenstudien und bewahrt sich den Lessing'schen Ansichten gegenüber seinen eigenen Standpunkt. Das Schlußurtheil Kalischer's scheint uns denn doch über das Ziel hinauszuschießen. Es lautet: „Lessing behauptet unter allen Heroen unserer Literatur (wir haben ja deren sehr wenige!) in musikästhetischer Beziehung den obersten Rang und ist auch — absolut genommen — eine sehr beachtenswerthe Etappe im Entwickelungsgange der Musikästhetik." Lessing tritt ein für eine Verbindung, wo die Musik die helfende Kunst wäre, ja sogar für eine gemeinschaftliche Wirkung beider Künste, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen. An einer andern Stelle erklärt er, daß die Instrumentalmusik die Hülfe des Wortes entbehre und deshalb der Künstler seine äußerste Stärke anwenden müsse. Auch kämpft er an gegen die „knechtische Regel", was mit seiner Vorliebe für die dramatische Musik zusammenhängt. Uebrigens müssen wir in Bezug auf einen sehr wichtigen Punkt gegen Kalischer uns auf Lessing's Seite schlagen. Lessing vertritt den Satz, daß eine Symphonie nur dann ein Kunstwerk sein könne, wenn sie eine „Leidenschaft", d. h. einen bestimmten seelischen Proceß schildere. Darin hat er recht. Diese ästhetische Forderung kommt ja schon äußerlich durch die Einheit der Haupttonart einer Symphonie zur Geltung. Ein Mann wie Kalischer sollte denn doch wissen, daß man wol die Sonatenform, nicht aber diejenige der Ouverture mit der Symphonie vergleichen kann. Er muß auch wissen, daß in allem Wechsel der Leidenschaften der Dramatiker doch die Einheit des Charakters eines Menschen festhalten soll. So auch der Symphoniker. Dieser darf wol polarische „Gegensätzlichkeit" anwenden, nicht aber wesensverschiedene Stimmungen innerhalb einer Symphonie zum Ausdruck bringen.

— Die in conservativem Geiste gehaltenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg in Berlin und Pfarrer G. Schlosser in Frankfurt a. M. (Heilbronn, Gebr. Henninger), enthalten im vierzehnten Bande, Heft 3—7, folgende Abhandlungen: „Die Heimatcolonie Friedrich Wilhelmsdorf", von E. Cronemeyer; „Die Ehescheidung nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich", von Dr. W. Rathmann; „Die sittlichen und socialen Zustände auf dem Lande und die innere Mission", von Freiherrn Ernst August von Göler; „1789. Am Vorabend der Französischen Revolution", von F. Meumann; „Der Kampf der Geister in Indien", von R. Handmann. Diese in sittlich-socialer und culturgeschichtlicher Hinsicht hochwichtigen Themata fanden eine tiefeingehende, vielfach sachgemäße Erledigung und werden besonders für kirchliche Kreise anziehend sein.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Der liebe Gott geht durch den Wald. Novelle. Leipzig, Gracklauer. 1889. 16. 3 M.

Bartels, D., Aus meiner Plaudermappe. Plattdeutsche und hochdeutsche Gedichte, sowie prosaische Schriften. Hamburg, Kramer. 12. 1 M. 20 Pf.

Baeumker, C., Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Eine historisch-kritische Untersuchung. Münster i. W., Aschendorff. Gr. 8. 12 M.

Das Bayerland. Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde. Herausgeber: H. Leher. 1ster Jahrg. 1890. 52 Nrn. München, Oldenbourg. 4. Vierteljährlich 2 M.

Blätter und Blüten deutscher Poesie. Eine Sammlung der schönsten lyrischen Gedichte, ausgewählt von Frauenhand. Leipzig, Fock. 12. 1 M.

Bohner, H., Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild, als Spiegel des Volkslebens gezeichnet. Basel, Missionsbuchhandlung. 8. 2 M.

Brandt, Bertha, Herbst-Blätter. Dichtungen. Berlin, Brieger. 12. 2 M. 25 Pf.

Cuntz, F., Carl Wilhelm Theodor Nitzsch. Ein Lebensbild. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dubois, F., Das Buch der Religionen. 1ste Lfg. Stuttgart, A. Pfantsch u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Ecker, J., Knospen. Trier, Paulinus-Druckerei. 1889. 12. 3 M. 50 Pf.

Eiche, H., Gedichte. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 M. 40 Pf.

Eitner, M., Lebensführungen. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung. 8. 3 M. 60 Pf.

Fleuriot, Zénaide, Ein Geheimniß. Roman. Nach dem Französischen frei übersetzt von Amelie Godin. Leipzig, P. Brauns. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Freytag, A., Michel Weiß, der Richter von Kronstadt. Ein vaterländisches Gemälde. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. 1889. 8. 1 M.

Friedländer, M. H., Populär-wissenschaftliche Vorträge. Brünn, Epstein u. Comp. 1889. 8. 70 Pf.

Gans', D., Chronikartige Weltgeschichte u. d. T.: Zemach David, verfasst im Jahre 1593, zum 1. Male aus dem hebräischen Originaltext in's Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von G. Klemperer, mit Einleitungen und ergänzenden Anmerkungen herausgegeben von M. Grünwald. 1stes Hft. Prag, J. W. Pascheles. Gr. 8. 2 M.

Garschin, W. M., Erinnerungen des Kriegsfreiwilligen Iwanow aus dem Russisch-Türkischen Kriege im Jahre 1877. Aus dem Russischen übersetzt und mit Schluß- und Nachwort versehen von ***. Berlin, Funcke u. Naeter. Gr. 8. 50 Pf.

Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1ste Abth. 26ster und 27ster Bd. und 3te Abth. 3ter Bd. (Kleine Ausgabe.) Weimar, Böhlau. 1889. Gr. 8. 10 M. 60 Pf.

Güdemann, M., Ludwig Geiger als Kritiker der neuesten jüdischen Geschichtschreibung. Leipzig, Friese. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Heßler, C., Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend. Cassel, Klaunig. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Isemann, V., Der Troubadour. Erinnerungen aus dem Ober-Elsaß. Straßburg, Heitz. 12. 1 M. 60 Pf.

Klein, M., Lotze's Lehre vom Sein und Geschehen in ihrem Verhältnis zur Lehre Herbarts. Berlin, Breitkreuz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kofahl, A., Maßliebchen. Bescheidene Blumen, aus Deutschlands Dichtergarten gepflückt zum Schmucke der deutschen Jungfrau. Leipzig, Fock. 12. 1 M. 20 Pf.

Krähmer, F., Das Prachtwerk. Ein buchhändlerischer Gelegenheitsschwank. Wien, Hölder. 12. 60 Pf.

Krapf, A., Das Volk der Kosa-Kaffern im östlichen Südafrika, nach seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde. Berlin, Matthies. 1889. Gr. 8. 2 M.

Kühne, A., Elegie als ein Erinnerungsblatt an die herrliche Dechenhöhle bei Iserlohn. Gedicht. Iserlohn, Bädeker. 8. 20 Pf.

Kuntzemüller, O., Kaiser Wilhelm II. als Prinz, Kronprinz, König und Kaiser. Für das deutsche Volk geschildert. Leipzig, Oesterwitz Nachf. 1889. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Land, H., Amor Tyrannus. Drama. Berlin, Fried u. Comp. 8. 1 M.

Lang, K., und Ottilie Lang, Nix für unguat. München, Th. Ackermann. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Lange, R., Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. Zum Nutzen und Frommen für jedermann, insbesondere aber für Lehrer gesammelt. Potsdam, Stein. 16. 1 M. 20 Pf.

Linder, G., Simon Sulzer und sein Antheil an der Reformation im Lande Baden, sowie an den Unionsbestrebungen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 3 M.

Mager, E., Karl Mauch, Lebensbild eines Afrikareisenden. Mit einem Vorwort von Lenze, 2 Kartenskizzen und Mauchs Brustbild. 1stes Heft. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 70 Pf.

Mareel, S., Die Tochter meines Feindes. Novelle aus dem Leben. Leipzig, P. Braun. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Morgan, C., Totis und sein Theater. Wien, Szelinski. 8. 80 Pf.

O, Ihr Gnädigen! Charakterstudien aus der Damenwelt als Entgegnung auf „Unsere lieben Lieutenants". Von einem Lieutenant. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 2 M.

Osborne, W., Haben die vorgeschlagenen Neuerungen in unserer Zeiteintheilung Aussicht, eingeführt zu werden? Mit einer Erläuterung über Weltzeit, Normalzeit, Zonenzeit. Dresden, Warnatz u. Lehmann. Gr. 8. 60 Pf.

Poppe, O., Die geographische Sprache. Anleitung zur Erlernung, Darstellung des Zwecks und Nutzens der geographischen Sprache. Saalfeld i. Th., Centralverein zur Verbreitung der geographischen Sprache. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Roeper, A., Sonnenschein und Wetterstrahl. Aus Danzigs Sage und Geschichte. Mit Zeichnungen von M. Wimmer. Danzig, Bertling. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen

der Meteorologie und Kosmologie.

Von

Hermann Fritz.

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 68. Band.)

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten.

Zweite Auflage. Geh. 13 M. Geb. 15 M.

In diesem Werke, von welchem sofort nach Vollendung der Lieferungsausgabe eine unveränderte zweite Auflage nöthig wurde, wird zum ersten male die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werkes, das deshalb gegenwärtig ein gesteigertes Interesse erregt und als ein echtes Volksbuch bezeichnet werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Ein nicht nur für Archäologen, sondern auch für Historiker werthvoller Beitrag zur Aufhellung der Anfänge griechischer Geschichte, da der Verfasser im Anschluss an seine wichtigen Untersuchungen über die Sagengestalt der Nymphe Kyrene und an die eingehende Betrachtung der Gründungssage der Stadt Kyrene Gesichtspunkte für die Behandlung verwandter Sagenbildungen aufstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Henry M. Stanley.

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zweite (wohlfeile) Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Durch den dunkeln Welttheil. Zweite Auflage. Mit Karten und Abbildungen. 2 Bände. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR. Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas. Von Dr. Philipp Paulitschke. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Der Verfasser bringt die reichen Ergebnisse der Reise in diese noch wenig bekannten Gegenden in einer den Fachmann wie den Laien gleich anziehenden Weise zur Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 27. Februar 1890.

Inhalt: Mysterien und Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Neuestes über Goethe und Schiller. Von Wilhelm Buchner. — Lyrisches und Episches. Von Eduard Haug. — Aus Heimat und Fremde. Von Karl Schrattenthal. — Der illustrirte Rosegger. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Mysterien und Dramen.

1. Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. 8. 3 M.
2. Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 2 M.
3. Ein Faust der That. Tragödie in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.
4. Das Halsband der Königin. Tragikomödie in neun Bildern von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.

„Mysterien und Dramen" habe ich die vorliegende kleine Sammlung dramatischer Werke genannt, denn obschon keins derselben von seinem Schöpfer selbst als „Mysterium" bezeichnet ist, so entfernen sich doch ihrer zwei sowol in Inhalt wie Form weit von dem Gefüge eines eigentlichen Dramas und behandeln tiefsinnig und geheimnißvoll die ewigen Geheimnisse vom Werden und Vergehen, von Anfang und Ende des Menschengeschlechts: die Dichtungen von Wilbrandt und Kirchbach; und auch Bleibtreu's „Halsband der Königin" ist, obwol nun freilich nichts weniger als ein „Mysterium", doch alles andere eher als ein Drama.

Schon in ihrem Titel kündet sich das Ungewöhnliche, die engere und strengere Form des Dramas Verlassende an. Eine „dramatische Dichtung" hat Adolf Wilbrandt, der Unermüdliche und Erfindungsreiche, seinen „Meister von Palmyra" (Nr. 1) getauft. Das ist nun zwar kein neuer Brauch. Auch Lessing hat seinen „Nathan", auch Schiller seinen „Wallenstein" ein dramatisches Gedicht genannt. Immer aber, wo diese Bezeichnung gewählt wurde, geschah es gleichsam, um den Leser darauf vorzubereiten, daß das Drama nach den geltenden Gesetzen, sei es auch nur nach denen des Theaters, nicht ausschließlich oder vorwiegend beurtheilt sein wolle, daß vielmehr das rein Dichterische sich in ihm auf Kosten des Dramatischen und Theatralischen ausbreite. Andernfalls hätte die Benennung auch kaum Sinn, denn im Grunde ist jedes Drama, wenigstens in hypothesi, eine „dramatische Dichtung"; wählt man sie doch, so gebraucht man sie gleichsam als Schutzwehr, als captatio benevolentiae, oft auch als Bitte um Nachsicht. Nun, Nachsicht hat ein Dichter wie Wilbrandt zu fordern nicht nöthig, aber ohne Absicht hat er den Zusatz auch nicht gewählt und die Prüfung als „Drama" würde sein „Meister von Palmyra" nicht bestehen können. Oder doch? Zieht das Herkommen die Grenzen vielleicht zu eng? Sehen wir zu!

Um Palmyra tobt unter Diocletian's Regierung der Kampf wider die Perser und der große Baumeister Apelles entscheidet ihn zum Heile Roms und seiner Heimat: ein Mann, strotzend von Lebenskraft und -Lust, einer, den es lockt, im buchstäblichen Sinne „unsterblich" zu sein. Der Gedanke, mit dem er spielt, wird Wahrheit, sein vermessener Wunsch Erfüllung. Der „Herr des Lebens", ein Greis und der Geist des Todes (Pausanias, der Sorgenlöser) nahen ihm unsichtbar, warnend; er aber bleibt auf seinem Sinne stehen:

> Ein hohes
> Gut kann nicht zum Uebel werden.
> Nichts erschreckt mich, so auch nicht
> Deine Mahnung. Ihr, die höchsten
> Herren über Tod und Leben,
> Gebt mir nur Gewißheit, daß
> Leib und Geist mir nie ermatten,
> Und ich drücke mir das Leben
> Bräutlich, ewig, fest ans Herz.

Da wird ihm von den Unsichtbaren das trügerische Gut bewilligt. Ein Bildniß und Beispiel allen Kindern dieser Erde,

> Das des Todes Lehre predigt,
> Das des Lebens Räthsel lichtet, —

soll er bis zu einem ungewissen Ende umhergehen, und eine junge Christin (Zoe) wird ihm von den Ueberirdischen zur ewigen Begleiterin bestellt. Auch sie ist nichts schlechthin „Reales". Schon ihr Name deutet auf etwas Symbolisches. Das „Abbild des ewig neugeformten Lebens" soll sie sein,

Den zu führen, zu belehren,
Der in sich verharren will.

Von Form zu Form soll sie sich durch die Zeitläufte wandeln, in jeder Gestalt

Ihm begegnend, neu und fremd,
Unbewußt dem Unbewußten,
Bis sich Gottes Werk vollendet.

Und so geschieht es. Die Seele, die im ersten Acte ihren letzten Seufzer auszuhauchen scheint, während der zarte Leib der jungen Zoe unter den Steinen und Pfeilen des fanatisirten Pöbels zusammenbricht, kehrt im zweiten, da Apelles in vollster Manneskraft steht, als seine Geliebte, die schöne launenhafte Phoebe, im dritten als sein Weib Persida wieder, im vierten als sein Enkel Nymphas. Geschlechter sinken rings um ihn ins Grab, der Gott der Christen verdrängt die Heidengötter; die Söhne derselben Bürger, die die arme Zoe tödteten, weil sie eine Christin war, toben wider Apelles und seine Freunde, weil sie noch zum Zeus beten, und ihre Enkel ziehen hinwiederum für Julian den Apostaten in den Kampf. Tempel und Basilika, die Apelles gebaut, werden zu Schutt, er selbst, der alle überdauert, zur Mythe: halb Ehidher, der ewig Junge, halb Ahasver, wandelt er, gealtert, aber nicht geschwächt, unter den Zeugen einer fremden Zeit, bis ihm im fünften Acte mit der Erkenntniß auch die Erlösung kommt. Er verflucht das Leben, das ihm auch die Zwillingsbrüder „Genuß und Arbeit" nicht mehr erträglich machen können, er ruft den Tod, der ihm so oft erschienen ist, um ihm die Liebsten von der Seite zu reißen — umsonst. Da erscheint ihm noch einmal, zum letzten male, das ewig neugeformte Leben in der Gestalt einer milden, gleich einer Heiligen verehrten Frau, Zenobia, und diese ist es, die ihm Errettung bringt. Sie selbst lebt in „Vergessenheit" früherer Dinge; nur „wie ferne Blitze durch ihres Traumes Nacht" fahren die Namen Zoe, Phoebe durch ihr Gedächtniß, und Apelles, der „in sich verharren wollte", ruft, in ihren Anblick versunken, erschüttert aus:

Ja, nun erkenn' ich's.
O Wunderräthsel du, das meinen Weg
So oft verwandelt kreuzte, holde Flamme
Des vielgestaltigen Lebens! Nun erfass' ich
Des hohen Meisters Meinung — ach, zu spät.
Es springt des Lebens Geist von Form zu Form;
Eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es
Von tausend Formen fassen und entfalten,
Nur eine Straße gehn; drum tracht' es nicht
Ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit,
Das Gott nur ausfüllt! Sollt' es dauern, müßt' es
Im Wechsel blühn wie du, von Form zu Form
Das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd,
Bis sich's in reinem Licht verklärt.

Damit hat der Held des Lebens Räthsel und des Todes Lehre erfaßt. Er sinkt der hohen Gestalt zu Füßen, die Hand des Todesgottes berührt ihn und sanft entschläft er, um nie zu erwachen — „oder anderswo".

Braucht es gesagt zu werden (und schon die mitgetheilten Proben deuten es ja an), daß über das ganze eigenartige Mysterium ein reiches Füllhorn dichterischer Blüten ausgeschüttet ist? Der „Meister von Palmyra" hat den Grillparzer-Preis erhalten und wirklich verräth er eine gewisse Verwandtschaft mit diesem großen Dichter. Auch die Spanier haben das Werk augenscheinlich beeinflußt. Aber es ist nicht der Calderon des „Richters von Zalamea" und nicht der Grillparzer, dem wir die herrliche Hero-Tragödie verdanken — der Schöpfer der „Libussa", dem ein großer symbolischer Gedanke mehr galt als eine sich mit diesem Gedanken deckende einheitliche dramatische Handlung, ist es, und der Calderon der Autos, denen Wilbrandt Heerfolge geleistet hat. Werden doch sämmtliche fünf Acte seines Gedichts nur durch die Person des Apelles und den Gedanken des Werks zusammengehalten. Von einer wirklichen „Handlung", auch der primitivsten, kann gar keine Rede sein, denn die bunte Schau wechselnder, oft lebhaft bewegter und nebenbei theatralisch angeschauter Bilder, die an uns vorüberzieht, ist nur Fassung für den Kern: für sich selbst betrachtet sind sie ohne Bedeutung. Nun gehöre ich durchaus nicht zu denen, die das „Dramatische" im Lärmen zu finden glauben — auch der Eindruck, den eine stille Seele auf ihrer Wanderung durch die Welt zurückläßt, kann zur „Handlung" werden, aber in einem gewissen innern wie äußern Kreise muß sich diese doch immer abspielen und vollenden, wenn die Bezeichnung dramatisch für sie zutreffen soll. Läßt man dies aber gelten, dann ist der „Meister von Palmyra", der, anstatt einen Kreis zu beschreiben, vielmehr eine gerade Strecke Weges recht eigentlich für sich allein zurücklegt, da alle seine Mitspieler hinter ihm zurück und todt am Wege liegen bleiben, mehr ein symbolisches Epos in dialogischer und theatralischer Form als ein Drama, und weder die dramatische Literatur, noch die Bühne erfahren somit eine wirkliche Bereicherung durch ihn — das alles, wie nochmals wiederholt sein mag, unbeschadet der wärmsten Anerkennung der poetischen Reize des Werks, die sich weich und mild, wie wir es bei Wilbrandt gewohnt sind, in Ohr und Herz schmeicheln und deren reines, schönes Ebenmaß dem „Meister von Palmyra" einen hohen Platz unter des Dichters zahlreichen Schöpfungen anweist.

In noch phantastischere, der Wirklichkeit gänzlich abgekehrte Regionen trägt uns Wolfgang Kirchbach mit seiner Dichtung „Die letzten Menschen" (Nr. 2). Fügt sich Wilbrandt's Drama, rein äußerlich betrachtet, den Anforderungen des Theaters durchaus und bringt der in ihm verkörperte sittliche Gedanke es dem Leben so nahe wie möglich — dann setzt Kirchbach's Phantasie so ziemlich über alle Grenzen des Bühnenherkommens hinweg und verbindet sich, frei an ihre eigenen Gebilde hingegeben,

nur leise mit dem Gedanken und der sittlichen Erwägung, die erst gegen das Ende einen deutlichen, dann aber auch schönen und ergreifenden Ausdruck finden. Nun hat der Verfasser zwar sein Werk ein „Bühnenmärchen" genannt; in einem Nachworte hat er es an Anweisungen für die Darstellung nicht fehlen lassen, und auch die Musik will er ausgiebig in ihren Dienst gestellt wissen. Freilich ist deren Hülfe für den mythischen Stoff ganz unentbehrlich, aber ich bin der Meinung, daß einige Chöre, Orchesterritornelle und melodramatische Begleitung noch nicht genügen: nur ein Musikdrama hätte, sofern die Darstellbarkeit auf dem Theater in Betracht kommt, der kolossalen Aufgabe, die der Dichter sich gestellt, völlig zu ihrem Rechte verhelfen können, und Wagner's „Rheingold", uncomponirt und dennoch aufgeführt, könnte uns eine Vorstellung geben, was dem Kirchbach'schen Märchen zu seiner Wirkung auf dem Theater fehlen würde. Dennoch glaube ich, daß die eigenartige Begabung des Autors, der ja in der Literatur kein Neuling ist, sich, rein dichterisch betrachtet, auf rein phantastischem Gebiete noch am ehesten wird zur Geltung bringen können. Ein Trauerspiel „Waiblinger", das vor einigen Jahren in d. Bl. von mir besprochen wurde (der Verfasser hat es seitdem zu vielfachem Vortheile umgestaltet und in Verse gegossen), verrieth neben einzelnen treffenden Beobachtungen des täglichen Lebens doch auch eine so befremdliche Verschwommenheit und Verworrenheit in der Schilderung der einfachsten Wirklichkeit, ein so sonderbares traumverlorenes Wandeln auf unserm Erdenballe, daß man, durch anderweitige Erfahrungen unterstützt, dem Dichter nur Stoffe wünschen mochte, die ihn von jeder Fessel befreiten, und einen solchen hat er in den „Letzten Menschen" gewählt.

Der Erdball ist vereist. Nur einmal noch vor dem Erlöschen alles Lebens „trifft der Sonne letzter Strahl erwärmend in das kühle Erdenthal". Längst entschlafene Fabelwesen, Sirenen und Faune erwachen wieder, das erste Paradies erblüht zum zweiten male und auf dieser für kurze Frist neuverjüngten Erde wächst, geheimnißvoll behütet und anerzogen, fern voneinander das letzte Menschenpaar heran, deren Urahnen kaum noch eine Mythe im Gedächtnisse der Halbgötter und -Thiere sind. „Ein Mensch?" fragt der Faun Silenus:

Es ist ein Wort wie Höllenangst und Leiden,
Es ist ein Wort wie fremde Seligkeiten,
Wie eine Daseinswonne unbeschränkbar,
Es klingt so alt, so schreckhaft unausdenkbar.

Und ein „schreckhaft unausdenkbarer" Fluch ruht auch auf dem Haupte des Ahas, des letzten Mannes. Wenn ihm je das andere Wesen, Eva, erscheint,

Wenn mit dem Weibe er sich je vereint,
Der lockenden Verführerin zum Leben,
Die Dasein ewig muß dem Dasein geben —

dann soll er sich selbst verloren sein,

Und alle ungekannten Qualen
Und längst verschollnen Daseinskummer,
Das todte Weh der Welt, geschreckt vom Schlummer,
Der Menschheit Gram in übervollen Schalen
Muß er bis auf die Neige trinken
Und jammervoll in Lebenswehen sinken,
Wie eine Mutter, deren Wehen rasend währen,
Als sollte er die Menschheit neu gebären.

Natürlich geschieht das zu Erwartende. Faunen, Tritone, Nymphen und Kentauren hassen das Menschengeschlecht, das die Natur dereinst „mit Sittenschranken umzwängt", Gesetze gegeben, Mord, Diebstahl und Ehebruch verpönt hat, und Geisterlist und Dummheit bringt den letzten Menschen mit dem Weibe zusammen, um ihn, den „Erdensühner", in ein entehrtes Grab zu stoßen. Diese beiden aber täuscht ein seltsamer, tragischer Wahn: sie halten sich für die ersten, nicht für die letzten Menschen. Voll feurigen Dranges, zu wirken, stürzt Ahas das Reich der Halbgötter und verheißt der Welt ein neues Reich, „ein Blütenreich der Geisterneugebärung". Aus dem Reiche der Thierheit will er sie emporheben, ihr seinen Menschheitsstempel aufdrücken, und während sich eine tolle Caricatur dieser Menschwerdung der Creatur vollzieht, während in den Ruinen einer verfallenen Stadt sich Wald- und Flußgötter mit altem Gerümpel beladen und in dem zwischen Ahas und Proteus entbrennenden Kampfe einen Stiefelknecht zum Panier erheben, während selbst der alte Pan sich menschlich-modisch zurechtstutzt, um Eva's Liebe zu gewinnen, reift das Verderben heran. Gerade als Ahas auf dem Gipfel seiner Macht steht, als das vereinigte und wieder getrennte Menschenpaar sich neu gefunden, als das „Reich der Weltbefreiung" von dem Sieger an seinem Hochzeitstage aufgerichtet werden soll — da verräth der überwundene und gefesselte Proteus tückisch das Geheimniß:

So wisse denn, du König edler List,
Du Erstling, der so jung die Welt beglückte,
Ins Reich der Sühne diese Welt entrückte,
Daß du der letzte Mensch auf Erden bist.
. . . . . .
. . . . . .
Und was dein Herz zerpreßt, all, all sein Wahn,
Das alles wurde schon vor dir gethan.
Millionen Menschen lebten fern der Ruh,
Sie alle deckt die Erdenscholle zu,
Verwittert wurden sie zum Erdengrunde,
Zerstoben trägt ein Wind sie durch die Runde.
Ja, sieh dies Weib! Sie trägt den Schmuck der Todten,
Und alles ist dem Untergang geweiht,
Und deren Wangen bräutlich lohten,
An ihr hängt modernde Vergangenheit.
Schon dämmert's überm Lebensbronne,
Schon schleichen Schatten vor der Sonne,
Und eisig bricht ein Sturm herein,
Das Meer erstarrt, das große All
Verhängt sich und die Wetter schnein
Und alt lischt aus der Sonnenball.
Wo ist nun deine Jugendglut,
Das schöpferisch erneute Blut?!
Du welkst dahin wie herbstlich Laub;
Du stirbst, die Welt wird blind und taub.

Da naht das Ende. Schon ist der große Pan, an seiner Menschwerdung verzweifelnd, gestorben und die Lebewesen folgen ihm nach. Die Welt vergletschert, die Sonne wird zum schwarzen Schlackenballe. Grauenvoll voneinander abgestoßen und doch wieder angezogen finden sich Ahas und Eva zum letzten male, um auf dem Schneelager zum Todesschlafe die Augen zu schließen. Als aber die Sterne am nächtigen Firmament erscheinen und mondhelle Welten neu aus dem Raume emportauchen, da ahnt der letzte Mensch das Räthsel des ewigen Werdens im ewigen Vergehen und er stirbt, während er „nach namenlosen Fernen schaut". Hell über der gewaltigen Eiswelt glänzt der Sternenhimmel.

Man frage sich nach dieser Mittheilung des Inhalts, ob die „Letzten Menschen" selbst nur im Sinne eines Ausstattungsstücks ein Treffer für die Bühne sind, aber man sage sich auch, daß sich ein dichterischer Geist in ihnen oft groß und bedeutend ausspricht. Von so harmonischer Schönheit wie Wilbrandt's Dichtung ist die Kirchbach's freilich nicht. Barockes und Plattes, Unklares und Halbgestaltetes steht dicht neben dem Guten und poetisch Reifen, und die Komik versagt dem Autor oft gerade dann, wenn er sie am meisten bedürfte. Gleichmäßige Freude erweckt das Werk darum nicht. Aber es zieht uns an fast wie ein Böcklin'sches Bild — und das bedeutet natürlich kein geringes Lob.

Von ganz anderm Schlage als diese beiden phantasievollen und phantastischen Dichtungen, der Welt der Phantasie und Poesie mehr abgekehrt als zugewandt sind die beiden Dramen, die der fruchtbare Karl Bleibtreu neuerdings veröffentlicht hat. Es ist über ihren Verfasser schon so viel und so viel Falsches geschrieben, und voreilig hat man geglaubt, sein literarisches Bild bereits feststellen zu können, daß ich mich nicht auch bewogen fühlen kann, an dieser Stelle anstatt über die einzelnen Werke über ihren Verfasser zu reden, schon darum nicht, weil ich ihn immer noch für einen Werdenden halte, der seine Kraft noch nicht gesammelt und das rechte Feld für sein Können noch nicht gefunden hat. Auch aus einem andern Grunde würde ich dazu außer Stande sein: ich habe nämlich die dreißig Bände und mehr, die der im jugendlichen Mannesalter stehende Dichter bereits veröffentlicht hat, nicht sammt und sonders gelesen. Vielleicht aber erhebt er heutzutage die Forderung, nach der Summe seines Schaffens beurtheilt zu werden, nicht mehr? Ihr nachzukommen und seiner ergiebigen Production zu folgen, möchte zum mindesten jemandem, der selber ein Schaffender ist, schwer fallen. Immer aber ist mir sein kühner, reichbegabter, nach allem Höchsten und Tiefsten greifender Geist des Nachspürens werth erschienen, und Züge einer starken Gestaltungskraft finden sich auch in den vorliegenden beiden Dramen zahlreich. Nur suche man keinen ungeläuterten Naturalismus, Spuren eines fesselosen Stürmer- und Drängerthums, Merkmale einer „Schule", die sich vor Jahren in dem sogenannten „jüngsten Deutschland" zusammenzuschließen schien und die sich inzwischen, wenn sie als solche je bestanden, längst wieder aufgelöst hat, von einer andern Gemeinschaft übertrumpft, die sich in der „freien Bühne" ihr Stelldichein gibt. Im Gegentheil, es herrscht ein gewisser kühl sachlicher Sinn in ihnen vor und von titanischer Ueberfülle, von nebelhafter Anschauung findet sich weder in ihrem ganzen Bau, noch in der Charakteristik, noch in der theatralischen Anlage, die in dem „Faust der That" durchaus geregelte Bahnen wandelt, das Geringste. Das ist kein Vorwurf — im Gegentheile. Zu bedauern ist nur, daß bei dieser correcten Wahrung der Schranken den beiden Stücken das eigentlich dichterische Blut fehlt, das große Menschliche, die Symbolik im einzelnen: wir haben es mit geschichtlichen, ja noch mehr (oder vielmehr weniger), wir haben es mit politischen Dramen zu thun, und das politische Element ist es auch, das in vortrefflicher Ausführung die freie Darlebung der Leidenschaften in ihnen gar zu sehr zurückdämmt. In dem „Faust der That" (Nr. 3) z. B., der den großen historischen Proceß zwischen Cromwell und Karl I. behandelt und mit der Hinrichtung des Königs schließt, wird so viel theoretisirt, verhandelt und über staatsrechtliche Fragen debattirt, daß man versucht wird, das Wort, das Lord Montague im vierten Acte gebraucht, auf das ganze Drama anzuwenden: „Wahrlich, durch unsere ewigen Sitzungen sind wir in eine schöne Lage gekommen. Das ganze Reich ist zu einem Parlament geworden." Man braucht das Wort nur ein wenig zu verändern und zu sagen: „Das ganze Stück ist zu einem Parlament geworden", so hat man ein zutreffendes Urtheil über Bleibtreu's Drama. Die Vollmacht des Fähnrichs Joyce, den König mit 500 „Eisenseiten" von Schloß Holmby wegzuführen, die Rechte des Heeres, des Parlaments, des Monarchen, das Programm der Royalisten, der Independenten, der Presbyterianer wird erörtert, die Habeas-Corpus-Acte gestreift — und über alledem stocken Herz und Sinne. Nun finden sich derartige politische und diplomatische Auseinandersetzungen unter anderm auch bei Schiller, in den meisterhaften Unterredungen Wallenstein's mit Wrangel, Burleigh's mit der Königin von Schottland — aber hier dienen sie zunächst den Zwecken der Exposition und dann wird der einsichtige Verfasser des „Faust der That" selbst erkennen, wie anders bei Schiller als bei ihm unter der erstarrten Kruste die Flammen des leidenschaftlichen Wollens und Begehrens glühen. Die Dinge, über die der Friedländer mit dem Schweden, Maria Stuart mit dem Lord-Schatzmeister von England verhandeln, sind an und für sich ohne Reiz und Bedeutung für das ganze Drama — bei Bleibtreu sind sie oder sollen sie Thema und Gegenstand des Interesses für sich sein. Aus dieser politischen Debatte, aus diesem Hin und Wider der Meinungen heben sich nun aber bedeutend die beiden Hauptpersonen der großen Staatstragödie: Karl und Cromwell, und vor allem trefflich ist der erste gezeichnet. Immer bewahrt er seine königliche Haltung, immer weiß er den vornehmen Schein zu retten,

als habe er die Ereignisse, die verderblich über ihn hereinbrechen, selbst gewollt und herbeigeführt. „Wo er vertraut, wird er verrathen und wo man ihm vertraut, betrügt er.“ Das ist die Schuld, das Verderben, das aber ist auch der tragische Nimbus des unglücklichen Mannes. Er gibt den Rebellen Versprechungen und hält es für ganz selbstverständlich, daß sie ihn zu nichts verpflichten, er baut auf die Weisheit und die Treue seiner „keuschen“ Gemahlin Henriette von Bourbon und weiß nicht, daß sie ihm die Ehe gebrochen und daß ihr dringendes Betreiben, ihn von Frankreich und ihrer Nähe fernzuhalten, ihn mittelbar auf das Schaffot führt. Cromwell, der ihn entfliehen läßt, möchte ihn retten, wenn er es ehrlich meint — da verliest der General Ireton einen Brief Karl's an die Königin, der den ganzen souveränen Hochmuth des Fürsten von Gottes Gnaden enthüllt (er nennt Cromwell „einen kleinen plumpen Bierbrauer mit schlechten Manieren“ und verheißt ihm statt des Hosenbandordens einen hanfenen Strick) — und sein Los ist entschieden. „Er soll des Todes sterben“, ruft der schreckliche Oliver in dieser bedeutenden, recht im Mittelpunkte des Stücks stehenden Scene. Auch dessen Charakteristik ist, in den bekannten historischen Zügen gehalten, im ganzen sicher (obwol minder klar und scharf als die des Königs), und groß und nachdrücklich faßt er am Schlusse, als Karl's Haupt schon gefallen, sein Wesen und seine Sendung in die Worte zusammen:

Wer die Hand legt an das Rad der Zeit, darf nimmer hinter sich schauen. Ich schaudre nicht vor Schatten, vor Schatten, die der Wahn erzeugt. Denn aus dem Schatten meiner Dunkelheit erhob mich kein leerer Wahn und kein Zufall des Glücks, sondern das fiebernde umdunkelte Gewissen meines Vaterlandes, und gemeinsam mit seinem Schutzgeiste stieg ich empor aus der Finsterniß in das blendende Licht. Und der Herr wird mich aufrechthalten, auf daß ich erfülle, wozu ich gesandt. Wozu? Nun, am weitesten kommt der, welcher nicht weiß, wohin er geht. Sie werden mich schmähen von Aufgang bis Niedergang, sie werden mein Andenken begraben im Koth ihrer viehischen Dummheit. Die Knaben! Ja, einem Knaben gleichen sie, der in den Ocean mit Steinen wirft, um zu ergründen, was kaum des Forschers Senkblei je erreicht. Ja, einem Knaben gleichen sie, der hinausfährt in schwacher Barke und dann prahlt nach der Heimkehr, er habe die Welt umsegelt. Was wißt *ihr* vom Meere und seiner majestätischen Tiefe und seinem grollenden Sturmgesang? Was von der Welt und ihren Grenzen? Und was, ihr Knaben, wisset ihr von *mir*? Ja, wahrlich, meine Werke sind von morgen und nicht von heute her. Ich werde nicht dahinschwinden, wie der Blitz durch Sommerwolken zuckt, ohne daß der Donner folgt mit der weithinhallenden Stimme, der Donner und der Donnerkeil.

Beweglicher, farbiger, wechselvoller in der Darstellung, obwol weit leichtern Gehalts und, wie oben erwähnt, nichts weniger als ein Drama, ist „Das Halsband der Königin“ (Nr. 4). Eine Tragikomödie in neun Bildern hat Bleibtreu es in der richtigen Erkenntniß dessen, was ihm fehlt, genannt; man könnte es auch einen dramatischen Roman in neun Büchern nennen. Es ist der bekannte Proceß um den Verbleib jenes Schmucks. Der Cardinal de Rohan, die Lamotte und die übrigen in die schändliche Geschichte Verwickelten spielen darin ihre bekannten Rollen; Cagliostro zeigt sich als Großkophta auf der höchsten Höhe seines Schwindels und seiner Erfolge, und ein geheimnißvoller Deus ex machina, der große „Unbekannte“, lenkt die Fäden so, daß zuguterletzt nicht die freche Lamotte, sondern in Wirklichkeit, wenn auch nicht buchstäblich, Marie Antoinette es ist, die „gebrandmarkt“ wird. Die „Bilder“ sind mehr mit dem Geschicke des Erzählers als des Dramatikers gut angeschaut und frisch entworfen, König und Königin, Calonne, Philipp Egalité und die Helden des Processes sicher gezeichnet, dennoch verstehe ich nicht recht, daß die niedrige Intrigue, der noch in ungleich höherm Grade als der Hinrichtung Karl Stuart's das starke menschliche Interesse fehlt (von dem dramatischen noch ganz abgesehen), den Verfasser zur Behandlung in dramatischer Form locken konnte. Scheint es nicht fast, als wenn er, der mit tausend Masten in den Ocean schiffte, seine stolze Fahrt jetzt bedeutend verlangsamte? Als wenn er, der mit Jünglingsmuth „durch entlegene Sterne seines Traumes Bild“ jagte, sich seine Ziele jetzt zu niedrig steckte? Auch davor muß man warnen. Oder wäre dies nur ein psychologisch begreiflicher Rückschlag? Näherte der Verfasser sich jetzt auf anderm Wege dem Ideal jedes wahrhaften Poeten, der Verschmelzung der realistischen Darstellung mit der idealen Symbolik des freien Dichters, der Erhebung des Einzelgeschicks zum Gesetzmäßigen und Allgemeinen? Es wäre von Herzen zu hoffen. Jedenfalls vermag Bleibtreu mehr als eine bloße Intriguenkomödie von der Art des „Halsbandes der Königin“ zu schreiben — den Beweis hat er mit seinen frühern Werken unzweifelhaft geführt; möge er unsere Erwartung denn bestätigen! Auch nicht zu eilig! Denn ein Drama, so wenig „Druckbogen“ es erfordert, fliegt nicht mit drei oder vier Genossen im Jahre aus dem Aermel. Es ist wie die Aloë die Blüte eines langen Wachsthums, die aus der bebenden, berstenden Stande ungestüm, mit Naturgewalt hervorbricht, wenn ihre Zeit gekommen. Dieser dämonische Zwang des Entstehens fehlt leider so vielen Werken unserer lebenden Dramatiker. Die Fruchtbarkeit ist ein gefährliches Geschenk. Wie mancher Dichter würde der Welt zu größerer, nachhaltigerer Freude schaffen können, wenn er seine Kräfte zu Rathe hielte! Wohin man blickt, Schnellarbeit und Massenproduction, und in der Hetzjagd des Tages sucht einer dem andern zuvorzukommen. Ueberlassen wir das doch den Modeschriftstellern und Tantièmeschreibern! Wer mehr ist als das, sollte das wilde Heer an sich vorübersausen lassen und sich trösten, daß „das Köstliche still allmählich reift“.

Heinrich Bulthaupt.

Neuestes über Goethe und Schiller.

1. Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin, Fontane. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Wenn einer unserer Leser beim Erblicken des vorstehenden Titels „Goethe in Polen" sich nur eine sehr dunkle Vorstellung bilden könnte über das, was er etwa in dem Buche zu erwarten hätte, so würde es ihm genau ebenso gehen wie dem Berichterstatter. Aber warum sollte man, nachdem Goethe von unzähligen Gesichtspunkten aus betrachtet worden, nicht auch eine Darstellung versuchen, wann und wie Polen in der Geschichte seines Lebens bedeutungsvoll aufgetreten, oder wie Goethe's allmächtiger Genius auch auf hochbegabte Geister des polnischen Volks eingewirkt? Allerdings eine neue Aufgabe, die immerhin so viel Recht zum Dasein hat, wie zahlreiche andere Versuche, dem großen Altmeister eine neue Seite abzugewinnen. In der gestellten Frage ist bereits angedeutet, daß die vorliegende Arbeit sich in zwei Haupttheile gliedert.

Zunächst stellt Karpeles in einer Reihe einzelner Abschnitte dar, inwiefern Goethe sich über die Schicksale des polnischen Volks und über die spärlichen Dichterklänge, die von der Weichsel herüberhallten, ausgesprochen hat, und dessen ist herzlich wenig; von einer Antheilnahme an den politischen Schicksalen des unglücklichen Volks in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts finden wir keine Spur. Dagegen sehen wir, wie seit 1785 Goethe bei seinem Besuche der böhmischen Bäder mit einer gewissen Liebhaberei mit Männern und Frauen des polnischen Adels verkehrt; die Ritterlichkeit und gesellschaftliche Bildung der einen, die Anmuth der andern zogen den Dichter an, wenn sie gleich in ihm nicht den Dichter, sondern nur den geistreichen Gesellschafter schätzen mochten. Im Jahre 1790 begleitete Goethe seinen Herzog ins schlesische Feldlager, bei welcher Gelegenheit er die alte Krönungsstadt Krakau, das ihm als Naturforscher besonders bedeutsame Salzwerk von Wieliczka und den berühmten polnischen Wallfahrtsort Czenstochau besuchte; jedoch sind die erhaltenen Notizen über diesen Ausflug in das Polenland äußerst dürftig. Spätere Besuche in Karlsbad brachten neues Zusammentreffen mit vornehmen Polen und Polinnen; ein hoher Herr polnischen Blutes, welcher mit Goethe in lange dauernder Verbindung blieb, war Fürst Anton Heinrich Radziwill, welcher das nicht geringe Verdienst besitzt, durch seine Musik zu Goethe's „Faust" die großartige Dichtung den berliner Hofkreisen zuerst bekannt gemacht zu haben.

Der Sommer 1823 führte den greisen Dichter wieder in die böhmischen Bäder. In Marienbad fesselte ihn die leidenschaftliche Neigung für Ulrike von Levezow. Als aber die Geliebte von dannen zog, wurde Goethe nur getröstet durch die eigene Dichtung und nicht weniger durch den Verkehr mit Marie Szymanowska, der berühmten polnischen Klavierspielerin, welche damals achtundzwanzigjährig auf der Höhe ihres Ruhmes wie ihrer zauberhaften Schönheit stand. In ihrem Verkehr, bei ihrem wundervollen Spiele fand Goethe sein Gleichgewicht, ja sogar seine Heiterkeit wieder, wie sich das in anmuthigen Gedichten offenbart, die er der Künstlerin und ihrer schönen schwermüthigen Schwester ins Album schrieb. Er gab ihr Empfehlungen nach Berlin, und im October desselben Jahres 1823 traf Marie Szymanowska, von Goethe wiederholt eingeladen, in Weimar ein; der Dichter veranstaltete zu ihren Ehren mehrere Gesellschaften in seinem Hause und schied nur mit tiefstem Leid von der schönen Künstlerin.

Die bisher dargestellten Beziehungen Goethe's zu Polen oder Polinnen galten theils der hohen Geburt und gesellschaftlichen Bildung, theils der Schönheit und künstlerischen Bedeutung derselben; der Goethe der Weltliteratur, welcher mit Engländern und Italienern, Carlyle und Manzoni u. a. Briefe wechselte, zu dem der Franzose David d'Angers eigens reiste, um Goethe's olympisches Haupt in die Reihe seiner Büsten berühmter Zeitgenossen einzureihen, der Goethe der Weltliteratur hatte bisher keine sichtbare Fühlung mit Vertretern der polnischen Dichtung gehabt. Die zwanziger Jahre waren die Zeit der Wallfahrten von Groß und Klein, Berühmt und Unberühmt, nach Weimar oder richtiger nach dem Goethe-Hause am Frauenplan. So ist es nicht zu verwundern, daß gegen Ende des Jahrzehnts auch eine Anzahl Polen auf ihrer Durchreise nach Paris oder Italien dort vorsprachen, und zwar als einer der ersten Adam Miekiewiez, der genialste und gefeiertste aller polnischen Dichter jener Zeit. Er hatte 1827 zu Moskau die Bekanntschaft von Frau Marie Szymanowska gemacht, und als er 1829 seine Fahrt nach Westeuropa unternahm, geschah es nicht ohne sich Briefe an Zelter in Berlin und an Goethe auszubitten; so kam im August 1829 der dreißigjährige Miekiewicz mit seinem jüngern Freunde Odyniee nach Weimar. Der letztere hat über seine Erlebnisse in der Musenstadt an zwei Freunde in der Heimat fast täglich berichtet, und diese Berichte sind neuerdings in einer allerdings weniger beachteten Schrift veröffentlicht worden. Es sind theilweise gar anmuthige Dinge darin. Die beiden jungen Leute wandern durch die Musenstadt, betrachten alle durch poetische Erinnerungen geweihten Plätze, sitzen auf der Schiller-Bank, nehmen an dem Vogelschießen theil und lassen sich dort von den ehrsamen Bürgern Geschichten von Schiller und Goethe erzählen.

Die jungen Polen melden sich bei Goethe an und werden angenommen:

> Da hörten wir oben Schritte . . . und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß, und ohne Uebertreibung, es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponirend — und die Stirne! — gerade dort ist die

Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirne etwas grauer, die Augen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie welche die Iris beider Augen am äußern Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusringe. Wir sahen bisher bei niemand etwas Aehnliches.

Odyniec hatte eben noch keinen Arcus senilis gesehen. Goethe führte die Unterhaltung in französischer Sprache über die Werke von Mickiewicz, über polnische Volkslieder, über Italien. Die Freunde trafen zu Tische bei Ottilie von Goethe abermals mit dem Dichter zusammen, blieben dann noch über Goethe's achtzigsten Geburtstag hinaus und nahmen theil am Festmahl als Pole Nr. 1 und Pole Nr. 2, da man ihre Namen nicht zu schreiben wußte; Goethe ließ durch Schmeller das Bildniß von Mickiewicz zeichnen, welches unser Buch eröffnet. Nach beinahe zweiwöchentlichem Aufenthalte ziehen dann die beiden Polen von dannen, von Goethe mit freundlichen Albumworten und zwei von ihm selbst gebrauchten Schreibfedern entlassen. Die Schilderungen über den Verkehr Goethe's mit Frau Marie Szymanowska sowie mit Mickiewicz und Odnyniec und etwa gleichzeitig mit dem polnischen Schriftsteller A. E. Kozmian bilden die Glanzstellen des Buchs. Sie geben uns jedenfalls eine Vorstellung einestheils, in welcher geistvollen Weise Goethe mit jedem seiner zahlreichen und verschiedenartigen Gäste anregend und empfangend zu verkehren wußte, und in noch höherm Maße von der ungeheuern Wirkung, welche seine großartige Persönlichkeit auf jeden seiner Gäste übte.

Dem ersten umfassenderen Theile des Buchs folgt vom siebenten Abschnitte an der zweite, welcher in vier Kapiteln entwickelt, seit wann und in welcher Weise Goethe's Dichtung auf diejenige des polnischen Volks eingewirkt hat. Wir dürfen an diesen Darstellungen rascher vorübergehen, weil die polnische Literatur ohne Zweifel sehr weit abliegt vom Studienkreise der allermeisten Leser dieser Blätter. Fassen wir die Hauptgedanken der Schrift zusammen, so möchte dies etwa folgendermaßen geschehen. Man kennt, nach der Darstellung von Gustav Karpeles, Goethe in Polen etwa seit siebzig Jahren, seit sich die polnische Romantik im Gegensatze zum Classicismus durch englischen und deutschen Einfluß zu entwickeln angefangen hat, während etwa bis zur Zeit des Wiener Congresses der Einfluß der classischen Literatur der Franzosen in Polen herrschte. Herder's „Stimmen der Völker", Schiller's dramatische Dichtungen, Schelling's Naturphilosophie zogen zuerst die jungen strebsamen Geister des polnischen Volks an; vornehmlich das Werk der Frau von Staël über Deutschland 1813 lenkte die Aufmerksamkeit der Polen auf die zeitgenössische deutsche Literatur, und über Goethe's Dichtung erhebt sich etwa seit 1816 scharfe Fehde zwischen den Anhängern der alten und neuen Richtung, wobei zuerst Kasimir Brodzinski, Professor an der warschauer Hochschule kräftig für Goethe eintrat; sein kleines Epos „Wieslaw" ist entstanden unter der Einwirkung von Goethe's „Hermann und Dorothea"; Brodzinski's Uebersetzung des „Werther" 1823 war die erste durch den Druck verbreitete Uebertragung eines Werks von Goethe in polnischer Sprache; das Buch hatte einen raschen und glänzenden Erfolg. Auch auf der andern polnischen Hochschule Wilna regte sich ein neuer Geist; hier studirte gerade damals Adam Mickiewicz, welchen wir sieben Jahre später bei Goethe in Weimar finden; Mickiewicz' erste größere Dichtung „Dziady" ist entschieden durch Goethe's „Werther" und „Faust" angeregt; Odyniec u. a. begannen Goethe's Lieder und Balladen zu übersetzen. Mickiewicz' zweites Hauptgedicht, „Herr Thaddeus", bezeichnet der Dichter selbst, welcher seit 1832 in Paris festwurzelte, als ein Gedicht in der Art von „Hermann und Dorothea". Die Sturmzeit der polnischen Revolution 1830 und 1831 ließ die polnische Dichtung für eine Weile verstummen, und es ist erklärlich, daß sie fortan mehr eine nationale Richtung nahm, statt wie bisher in den Fußstapfen Byron's und Goethe's zu wandeln; diesen polnischen Dichtern der dreißiger Jahre erschien Goethe als ein „kalter Kunstgreis", während Schiller's sittliches und vaterländisches Pathos sich auf der polnischen Bühne einbürgerte. Jedoch sind nach und nach alle Hauptwerke Goethe's ins Polnische übersetzt worden, darunter sehr oft der „Werther", zweimal der „Faust", viermal „Hermann und Dorothea", zweimal die lyrischen Gedichte; auch Lewes' „Goethe" ist ins Polnische übertragen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Arbeit von Karpeles, deren Titel anfangs einen etwas befremdlichen Eindruck macht, in ihrem ersten Theile manches bisher Veröffentlichte, aber nur den wenigsten Bekannte anmuthig zusammenstellt, und daß der zweite Theil, so entlegen uns auch diese Berühmtheiten slawischen Blutes zum größten Theil erscheinen mögen, doch recht lesbar und lehrreich ist. Und da das Buch einen Stoff behandelt, welcher sogar auf dem endlos umgepflügten Felde der Goethe-Forschung neu ist, so haben wir allen Grund es willkommen zu heißen. Die Correctur der französischen Stellen im Buche läßt hin und wider zu wünschen.

2. Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen von Richard Weltrich. Zweite Lieferung. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. Gr. 8. 3 M.

Im Frühjahr 1885 erschienen die 24 ersten Bogen des Werks von Weltrich, welches es unternahm, die gesammte Lebensgeschichte des Dichters aufs neue einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, und daß eine erneute Quellenforschung über Schiller's Leben und Dichten wünschenswerth sei, war gewiß nicht zu verkennen. Die Leitung der „Blätter für literarische Unterhaltung" gedachte ursprünglich, erst nach Vollendung des ersten Bandes eine Besprechung erscheinen zu lassen, aber das erwartete Schlußheft ließ auf sich warten, und so geschah es, daß fast zwei Jahre später, 21. April 1887 (Nr. 16), die Besprechung

der ersten Lieferung von Weltrich's Werke in d. Bl. erschien. Nunmehr liegt die zweite Lieferung des Werks, Bogen 25—40 umfassend, vor, ohne daß doch damit der erste Band beschlossen wäre. Wir dürfen uns dem Werke gegenüber berufen auf das, was wir im Frühling 1887 über die Anfangslieferung desselben bemerkten: es ist eine durchaus gediegene, den Quellen bis in die entlegensten Ecken nachspürende Forschung, welche auch die literarischen und politischen Persönlichkeiten, die in Schiller's Leben mitbestimmend eingreifen, der sorgfältigsten Betrachtung unterzieht, die Schicksale seiner „Räuber" nicht allein, sondern auch die lyrischen Hervorbringungen seiner stuttgarter Brausezeit in sorgsamster Weise betrachtet und beurtheilt. Des Dichters Verhandlungen mit Dalberg, seine wiederholten geheimen Reisen nach Mannheim, seine Anthologie, sein Zerwürfniß mit dem Herzog, der ärgerliche Handel mit den Graubündnern, dies vornehmlich findet in den vorliegenden funfzehn Bogen die sorgsamste Darlegung, und es ist ganz bezeichnend für die Sorgfalt der Untersuchung, daß Weltrich unter anderm Schiller's vierzehntägige Haft im Sommer 1782 bis auf den Tag feststellt durch Benutzung der Rechnung des Ochsenwirthes über gelieferten Mittagstisch. Wir haben überall das Bewußtsein, auf dem sichern Boden einer allumfassenden Forschung einherzugehen; die Darstellung ist anziehend und läßt die frühere Liebhaberei für seltsame Fremdwörter nicht mehr erkennen. Und doch können wir ein Bedenken nicht unausgesprochen lassen. Wenn wir in nahezu fünfjähriger Frist seit dem Unterzeichnen des Vorworts, nur um 15 Druckbogen weiter gefördert sind, welche die Ereignisse etwa eines Lebensjahres des Dichters behandeln, wenn wir auf 40 Druckbogen nur bis zum Sommer 1782, also noch nicht bis zu Schiller's Flucht aus der Heimat, vorgedrungen sind, so darf man immerhin etwas bange werden in Hinsicht auf Umfang und Vollendung des Werks. Zwar heißt es gar schön im „Tasso":

Es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß —

aber wenn der verdiente Verfasser im Gange seiner Forschungen nicht mit der Zeit einen etwas raschern Schritt einschlägt, so werden wir bis zum Ende dieses Jahrhunderts Schiller höchstens bis zum Beginn seiner Lehrthätigkeit in Jena gefördert sehen, und mancher, der den Anfang gelesen, wird wol jetzt schon darauf verzichten müssen, den Schluß zu lesen. Und das ist schade.

3. Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Hermann Stohn. Erster Band. Mit Emanuel Geibel's Bildniß. Dritte erweiterte und verbesserte Auflage. Zweiter Band. Mit Gustav Freytag's Bildniß. Leipzig, Engel. 8. 9 M.

Den beiden Schriften über Goethe und Schiller gesellen wir hier, allerdings etwas gewaltthätig, in kurzer Besprechung ein Buch bei, welches sich nicht sowol die Aufgabe stellt Neues zu finden, als Bekanntes in anziehender Gestalt für die Frauenwelt darzustellen. Das Buch erschien zuerst in einem Bande, nun läßt der Verfasser es in dritter Auflage und zwei Bänden hinausgehen. Es bringt eine Reihe von Aufsätzen über einzelne Dichtungen oder Dichter, feinsinnig aufgefaßt, anmuthig dargestellt, wie Frauen es lieben. Der erste Band entspricht im großen und ganzen dem frühern Buche, nur daß der Verfasser der Besprechung von Goethe's „Faust" eine ähnliche des „Tasso" und ein Lebensbild von Goethe's Schwester Cornelia beigefügt hat; in längerer Entwickelung vergleicht Stohn die geschichtliche Maria Stuart mit der vom Dichter dargestellten; es folgt dann eine Abhandlung über die „Braut von Messina" und die Schicksalstragödie überhaupt. Eine längere recht hübsche Betrachtung widmet der Verfasser dem deutschen Volkslied; daran schließt er fünf Aufsätze über Leben und Dichten von L. Uhland, H. Heine, J. von Eichendorff, E. Geibel und A. Droste-Hülshof.

Der zweite Band ist bis auf einen Aufsatz, denjenigen über H. von Kleist, neu. Stohn bespricht nach einer kurzen Einleitung über den modernen Roman die Hauptvertreter desselben, G. Freytag, F. Spielhagen, G. Ebers, J. V. von Scheffel, J. Wolff, das jüngste Deutschland und P. Lindau, welcher freilich ohne Zweifel erstaunt sein würde, sich zum jüngsten Deutschland gezählt zu sehen. Eine kürzere Abhandlung ist dem ältern, nun längst dahingegangenen Geschlechte der deutschen Romandichterinnen gewidmet; den Schluß bilden die Abhandlungen über die Dramatiker H. von Kleist, E. von Wildenbruch, Richard Wagner und das Musikdrama. Wir sehen, daß der Verfasser irgendwelche Vollständigkeit nicht erstrebt; aber was er darbietet, liest sich gut, und so wird das Buch wohl auch in dieser neuen Gestalt Freunde finden.

Wilhelm Buchner.

Lyrisches und Episches.

1. Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. Lyrisch-vaterländische Dichtung von Rudolf Söder. Stuttgart, Söder. 1890. 12. 2 M. 40 Pf.
2. Der Liebe Gunst und Lanne. Lieder und Gedichte von Moritz Brichta. Wien, Konegen. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Die vier Jahreszeiten von Armin Franke. Berlin, Bohne. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Strandgut. Neue Gedichte von Reinhold Fuchs. Gera, Bauch. 1890. 12. 3 M.
5. Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit von Silvia Andrea. Glarus, Bäschlin. 1888. 8. 5 M.
6. Fanstine. Roman von Silvia Andrea. Glarus, Bäschlin. 1889. 8. 4 M. 40 Pf.
7. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Nr. 46 u. 47, 49 u. 50: Aus dem Kanton Zürich. 10. bis 13. Heft. Nr. 48: Aus dem Kanton Luzern. 6. Heft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1889. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Zwei Todtgeborene, eine Frühgeburt und ein Lebensfähiges — das ist mein heutiges lyrisches Standesregister. Armer Kritiker! Und doch — auf vier eins, das will heutzutage schon etwas bedeuten.

„Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden" nennt R. Söder sein Machwerk (Nr. 1) und dazu noch „lyrisch-vaterländische Dichtung". Nun, Jäger sind viele und Patrioten wollen alle sein — also frisch gekauft! Doch halt — wir wollen dem Manne erst etwas ins Gesicht leuchten; er wird sich uns als ein herzlich guter Mann erweisen, recht brav gesinnt in Religion, Tugend und Liebe zum Vaterland, und — als ein Versschmied der schlimmsten Sorte, ohne Sprachgefühl, ohne Formensinn und ohne Phantasie. Er widmet seine Reimereien „den deutschen Mädchen"; denn:

Des deutschen Mädchens altem Rufe
Entsprechend auf der höchsten Stufe,
So kannt' ich eine Maid. —
Doch jetzo deutschem Ruhm zuwider
Ist vieler Sinn nicht treu und bieder,
Verdeckt ist Hand und Herz. —
Sie möchten allen gern gefallen,
Drum denkt der Mann gering von allen,
Betrügt sie fast mit Scherz.

Man glaubt wol in der „Frommen Helene" zu lesen? Behüte Gott! das ist echter Rudolf Söder in Originalverpackung! Nun beginnt des ersten Theiles erster Abschnitt mit der Schilderung des Frühlings; gleich drei Gedichte befassen sich damit, denn Söder liebt es überhaupt, doppelt und dreifach zu nähen: er wirbt in drei Gedichten, er bekommt die Antwort in dreien, er ahnt in vieren u. s. w. Also der Frühling:

Des Maien Auge bezaubernd strahlt
Weithin, daß neu die Au sich bemalt
Und hält sich zu seinem Empfange bereit.
Die Thiere sie hüpfen wie Jung, so Alt,
Und Knaben und Mädchen jubeln in Freud',
Die ganze Schöpfung der Wonne sich weiht. (S. 7.)

O Mai in der Glöckchen und Veilchen Gemisch!
Den Einzug halte mit Kühen trant
Ins Dorf, wo dich grüßt der Glocken Lant! (S. 8.)

In dieser schönen Zeit verläßt der „Weidmann" seine Heimat und klagt:

Soll nimmer auf der Wiese stehn,
Wo ich als Kind gewankt. (S. 11.)

Der Jäger zieht nicht mehr auf Pirsch,
Der schreckte das Gethier. (S. 11.)

Er wandert durch Deutschland und singt:

Kein Land, wie du, das Herz mir schwoll
So unaussprechlich trant;
Du bist das Auge seelenvoll
An Gottes Weltenbrant.
Drum wenn die Deutschen auswärts gehen
Ergreifen sie der Heimat Wehen (!). (S. 14.)

Der Winter auch ist reich an Schöne,
Dann laufen Schlittschuh Deutschlands Söhne. (S. 14.)

Nachdem er „so fröhlich war dahin gewadet (!) durch Moor und Moos im Vollmondschein" (S. 17), jagt er auch in Tirol:

Der junge Bock ist aufgesprungen,
Ich blies das frohe Leben ihm aus. (S. 17.)

Natürlich jagt er ein zweites mal, die angeschossene Gemse flüchtet sich in den Schos einer Maid, die ihr „die Wunde streichelt"; er kniet vor ihr nieder und verbindet die Wunde:

Sie dankte, was sollt' ich beginnen?
Ich bot ihr ein Küßlein zur Buß'. (S. 20.)

Da ist sie verschwunden mit Lachen
Ob meiner tölpischen Art;
Wie man's mit Mädchen muß machen,
Deß war ich noch ungelahrt. (S. 21.)

Er aber:

Voll Hunger und Durst und Müde
Stieg langsam ich ins Thal
Und lauschte dem Seegewüthe
Beschienen vom Monde fahl. (S. 21.)

Später verlobt er sich mit der „liebeszaubergewaltreichen Tirolermaid":

Es einigte unsre Hände
Dein' Mutter zum Verloben;
Es brummten drein die Bremsen:
Die Hochzeit ist verschoben. (S. 65.)

Er zieht in den Krieg, seine Braut glaubt ihn todt: „da brach die Maid am Strauch zusamm'" (S. 104); er ist aber nur verwundet, kehrt heim, findet seine Braut todt:

Mein Herze gleicht der Mühle,
Ist ja todt mein Lieb;
Da stocken die Gefühle,
Die das Wasser trieb (S. 135) —

läßt sich von seiner Mutter pflegen und wird leider so gesund, daß er vorliegende Gedichte zu dichten vermag. Ja er droht: „Ich will die Harfe schlagen im ganzen deutschen Land" (S. 162). Das sollte die Polizei verbieten, denn das ist ein gemeingefährlicher Anschlag!

Kaum besser ist Moritz Brichta „Der Liebe Gunst und Lanne" (Nr. 2). Leereres Versegeklingel habe ich kaum je gehört, oberflächlicheres Denken und Fühlen kaum je kennen gelernt. Die „Nichtigkeiten" der weiland Anakreontiker sind noch schwere Fracht dagegen. Jedenfalls ist er noch sehr, sehr jung, dieser Dichter! Daher auch sein leichtes Herz:

Ich singe nicht nach Mode
Euch, Kinderchen, vom Tode
Das alte Lied.
Das Leben ist so heiter,
Und kümmert's uns denn weiter,
Was dann geschieht? (S. 8.)

Schwer nimmt er nichts, auch nicht verlorene Liebe. Er sitzt an der Hochzeitstafel der Geliebten, die ihm ein anderer weggeschnappt, und singt:

Keiner der Braten und Fische
Mir keiner recht munden will.

O welch eine schlimme Geschichte!
Und endigt sich nicht mein Schmerz,
So stech' ich beim letzten Gerichte
Die Gabel mir tief ins Herz. (S. 38.)

Bei einem solchen Dichter kann uns die außerordentliche Tiefe der Empfindung nicht überraschen, die sich unter anderm in dem Gedicht „Verlassen" ausspricht:

Einen Freund hab' ich verloren,
Und mein Liebchen liebt' mich nie —
Treue haben beide sie geschworen,
Treulos waren beide sie.

Lebe wohl, du meine Freude,
Traum der Liebe, lebe wohl!
Ach sie wollen, wollen beide,
Daß ich ganz verzweifeln soll. (S. 112.)

„Gewidmet" sind diese Gedichte natürlich auch, und zwar „der mit dem Junonenblicke"! Man weiß aber nachher nicht, welche das ist von den vielen, die er kennt und nennt und minnt: Beatriee, Aennchen, Wilhelmine, Evchen, Linchen, Raphaelchen, Lischen, Luise — die reinste Eselsbrücke für taufsorgenbeschwerte Aeltern! Auch musikalisch ist dieser Dichter und macht alberne Verse zu Schumann's „Carneval". Trotz allem wünsche ich ihm Glück, viel Glück, nichts als Glück; denn er singt: „Nur mein Glück hat keine Lieder." (S. 16.)

Ernsthafter muß von Armin Franke (Nr. 3) geredet werden; denn er hat wirklich dichterisches Talent, dichterische Sprache und Phantasie. Seine Dichtung „Die vier Jahreszeiten" ist ein Theil eines größern Werks, das, wie eine angeheftete Ankündigung besagt, erst noch zu erscheinen hat und den Titel „Sarkophagie, ein Spiegelbild der Menschheit" führen wird. Warum diese voreilige theilweise Veröffentlichung? Wohin soll es führen, wenn Dichter das Horazische „nonum prematur in annum" so weit verkehren, daß sie nicht einmal mehr sich Zeit nehmen, das Ganze fertig zu dichten? Ich kann mir nur zwei Gründe denken, die ein solches Vorgehen rechtfertigen: entweder müßten Genialität und Originalität, hoher Ideengehalt und hohe Formvollendung einen solchen Torso so sehr auszeichnen, daß er geeignet wäre, auf das noch zu Erwartende als ein Ereigniß ersten Ranges hinzuweisen; oder die Umstände des Dichters — natürlich eines großen, bedeutenden Dichters — müßten so beschaffen sein, daß sie die Veröffentlichung verlangen. Selbst Goethe sind die Vorwürfe nicht erspart geblieben, daß er sich entschloß, seinen „Faust" zuerst als Fragment ausgehen zu lassen, und da würde doch noch am ehesten das oben Gesagte zutreffen. Wer ist aber Armin Franke? Ich kenne ihn nicht, und auch das angeheftete Verzeichniß seiner drei bisjetzt erschienenen Werkchen bekundet ihn keineswegs als einen großen, berühmten Dichter, auf den sein Volk wie auf ein Orakel lauscht. Oder ist etwa das voreilig veröffentlichte Theilstück seiner neuesten Dichtung eine großartige, epochemachende Schöpfung, ein dichterischer Triumph? Keineswegs. Er schildert die vier Jahreszeiten, indem er dieselben unter dem Bilde von Knabe, Jüngling, Mann, Greis darstellt; nach diesem sehr bescheidenen Grundgedanken mag man den Ideengehalt des Ganzen bemessen. In der Ausführung, die anfänglich nicht übel ist, verlieren sich die Gedanken beim Herbst in ein bloßes Mosaik der Schilderung, in der Art der beschreibenden Dichtung des vorigen Jahrhunderts, als ob nie ein Lessing seinen „Laokoon" geschrieben hätte. Kommt nun noch hinzu, daß neben manchem Schönen unglückliche Stümpereien in Grammatik (S. 7, 20, 21, 30, 32, 35, 55 u. s. w.), im dichterischen Ausdruck (S. 7, 9, 32, 33 u. s. w.), in Prosodie und Metrik (vgl. nur die schrecklichen Daktylen S. 62 und 63) sich finden, so muß man wirklich den Dichter fragen: Warum so voreilig? Erst reifen lassen! Nonum prematur in annum!

Ein feiner poetischer Genuß sind Reinhold Fuchs' neue Gedichte „Strandgut" (Nr. 4). Es sind lyrische und epische Dichtungen, fast alle vom Meereshauche durchweht. Die große, ernste Welt der Nordseeküste, die Stimmen des Meeres, die Geister der Dünenwildniß, der kecke, treue Geist der Inselfriesen, die Hallig-Eilande, wo alles Vergänglichkeit predigt und doch eine stille Welt in glücklicher Ahnungslosigkeit lebt, geben dem Dichter Anlaß zu schöner menschlicher Betrachtung. Ein gut gebautes Sonett sei die Probe: „Auf der Hallig" (S. 59):

Ein Grasfeld, fußhoch ob der Flut erhaben;
Zehn dürft'ge Hütten, strohgedeckt und grau,
Geschart um eines Kirchleins morschen Bau;
Hier, dort ein Siel, vom Meere selbst gegraben;

Ein Mövenschwarm; ein einsam Paar von Raben,
Den Strand umflatternd auf der Beuteschau;
Des Seewinds rastlos Pfeifen, schrill und rauh;
Kein Baum, kein Busch, mit Schatten dich zu laben:

Das ist die Hallig. — Nüchtern, öd und häßlich
Scheint sie des Weltkinds wechselndem Verlangen,
Doch ernsten Seelen bleibt sie unvergeßlich.

Hier fühlt das Herz, verlernend Lust und Bangen,
Sich weiten gleich der Meerflut unermeßlich,
Vom Ewig-Einen traumhaft still umfangen.

Doch auch südliche Pracht weiß Fuchs zu schildern, deutsches Gemüth und sinniges Denken in sie hineintragend. Eine überaus wohlthuende harmonische Seelenstimmung, das Leid der Welt fühlend und doch den Trost sich findend, durchzieht die lyrischen Gedichte der Sammlung, mit der edeln, reinen Form zu anmuthiger Wirkung sich vereinigend: „Werth der Stunde" (S. 41):

Vor des Herbstes rauhen Winden
Neigt die Rose sich zum Tod;
Mit den Abendstrahlen schwinden
Muß der Alpenfirnen Roth;
Aber wirst du drum den Rosen
Grollen, die dich einst entzückt,
Und der Glut, der dauerlosen,
Die dich flüchtig hat beglückt?

Vor des Lebens kalten Hauchen
Bleicht der Liebe goldner Schein,
Fühlst du im Gemüth verrauchen
Junger Hoffnung süßen Wein; —
Willst du drum die Liebe schelten,
Die dich selig einst gemacht,
Und den Wahn, der schönrer Welten
Holde Grüße dir gebracht? —

Nein, o nein! — Des Schicksals Gnade
Magst du preisen tausendmal,
Das erhellt die Erdenpfade
Dir mit einem Himmelsstrahl,
Einem Strahl, der, ob Secunden
Nur sein voller Glanz gewährt,
Dir vielleicht die letzten Stunden
Noch als Abendroth verklärt.

Auch die epischen Dichtungen sind stark lyrisch gefärbt; besonders ergreifend ist das Schlußgedicht: Ein Hallig-mann hat einst von Vater, Mutter und Braut Abschied genommen, um in der Welt sein Glück zu machen; er macht es, aber heimkehrend sucht er vergebens sein Eiland — Sturm und Springflut haben es hinweggefegt. Seitdem hat er keinen Fuß mehr ans Land gesetzt; als Steuer-mann durchfurcht er das Meer, sein herbes Los thränen-los tragend:

Doch naht die Nacht und schaun die Sterne
Mitleidig her aus stiller Ferne,
Und hebt die Einsamkeit zu singen
Das Lied der ewigen Sehnsucht an,
Da kann die Seufzer nicht bezwingen
Der weltverlassne greise Mann;
Da sieht er seine Hallig steigen
Aus dunkler Wogen weißem Schaum,
Und in des Weltmeers ernstem Schweigen
Grüßt ihn sein todter Jugendtraum.

Auf epischem Gebiete trat mir ein neuer Name gleich zweimal in vortheilhaftester Weise entgegen: Silvia An-drea. — Silvia Andrea ist Pseudonym einer graubündischen Frau, welche außer der Liebe zu ihrem Vaterlande und reichen Kenntnissen in der Geschichte desselben auch eine volle poetische Begabung auszeichnet. Graubünden ist nicht nur landschaftlich, sondern auch geschichtlich eins der anziehendsten Länder der Schweiz; seine Geschichte ist reich an gewaltigen und blutigen Kämpfen und an scharf umrissenen, herrschermächtigen Persönlichkeiten. Wer kennt nicht K. F. Meyer's „Jürg Jenatsch"? In Meyer's Fuß-stapfen tritt Silvia Andrea. Drei Marksteine der bündi-schen Geschichtsentwickelung lernen wir in den drei Erzäh-lungen kennen, die den Inhalt des Bandes „Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit" (Nr. 5) bilden. Die erste Erzählung führt uns in die Zeit, da Rhätien schon römische Provinz war und der alte Unabhängigkeitssinn nur in wenigen noch aufzuckte, während die meisten sich mit der neuen Zeit abgefunden hatten und römische Sitte, römisches Recht, römischer Glaube oder Unglaube immer mehr ihren Einzug hielten. Zugleich aber erscheint an der Schwelle auch das Christenthum, und so prallen die Gegensätze scharf aufeinander: Römerthum und freies Rhätierthum, und Heidenthum und Christenthum. Auf diesem Boden hat die Verfasserin die Liebestragödie von Tello, dem wilden, freilich auch schon etwas culturbeleckten Sprößling aus dem alten vorgallischen Stamme des Pan-doriz, und Odda, in deren Adern vom Vater her römisches Blut fließt, gestellt, mit reicher Phantasie dieselbe in kräftiger, der Zeit angemessener Weise ausgestaltend. Die Charaktere sind plastisch und packend gezeichnet, besonders Mato, die hundertjährige Greisin, die lieber Hungers sterben als die Heirath Tello's mit einer aus der ver-haßten römischen Rasse gestatten will, und Odda, die sanfte und doch muthige, bis in den Tod getreue Dulderin. Der Held Tello dagegen könnte leidenschaftlicher eingeführt sein und der Schleicher Kingrus ist etwas schwächlich gerathen. Die Handlung geht, gut motivirt, aus den Charakteren hervor.

Die zweite Erzählung legt beredtes Zeugniß ab von der Freiheitsbegeisterung ihrer Verfasserin. Donat von Vaz ist der Held, und leidenschaftlich bewegt eilt sie da-hin, in der Composition freilich nicht ganz gelungen, da mit dem Tode Nezias, der Geliebten Donat's, das Inter-esse erlahmt und die Weiterführung der Erzählung ledig-lich durch die biographische Vollständigkeit gefordert er-scheint. Die kraftvolle Gestalt Donat's tritt uns wuchtig entgegen, die Perle der Charakteristik ist aber hier der Hörige Ulrich, voll böser, verzehrender Leidenschaft und doch wieder voll treuer Aufopferung. Reiche Bilder mittel-alterlichen Lebens entrollen sich uns auf der Burg Rivail, am Hofe des Bischofs zu Chur, auf dem Kaisertage zu Frankfurt, während andere Scenen Gelegenheit geben, Bündens herrliche Natur in ihrer wilden Majestät vor-zuführen. Durchglüht ist das Ganze vom Feuer des Rütli-bundes und dem Morgenrothe der schweizerischen Freiheit:

In der Sterbestunde Donat's von Vaz zog ein Gewitter-sturm über Hoheurhätien. Heulend und klagend raste die Winds-braut durch seine Thäler, schwarze Wolkenmassen zogen sich zu-sammen und hüllten das Land in Finsterniß. Es war, als ob mit dem Erlöschen des mächtigen Dynastengeschlechts, das wie ein leuchtendes Gestirn am rhätischen Himmel geglänzt, plötzlich Nacht hereinbreche. Aber siegreicher als der brausende Sturm erhob sich von Burg Rivail auf strahlendem Flügel und schwang sich über die Thäler Hoheurhätiens ein gewaltiger Aar: der Geist der Re-publik! (S. 363.)

Die letzte Erzählung führt in die Zeit der Reforma-tion. — Der Stil der Verfasserin ist von männlicher Kraft; niemand würde nach Geist und Sprache dieser Erzählungen auf eine Frau als Verfasserin schließen.

Auf dem Gebiete des modernen Romans zeigt sich uns dieselbe Schriftstellerin in „Faustine" (Nr. 6), einem jener seltenen Romane, die nicht nur unterhalten, sondern auch durch ihren geistigen Gehalt sich auszeichnen, ein Geistes-leben verrathend, wie es selten so reich und tief einer Frau zu Gebote steht. Und zwar ist es kein bloßes Geistreichthun, kein blaustrümpfiges Unwesen, sondern das Ergebniß eigenen hohen Geistesringens; das geht aus der Wärme des Tons, der Tiefe der Empfindung, die mit der

Höhe des Gedankens sich gattet, hervor. Faustine ist Andrea Silvia, aber vielleicht nur soweit, wie Goethe Werther ist. Das Buch ist auch an äußerer Handlung reich, manchmal zu abenteuerlich reich; aber darin liegt nicht das Geheimniß seiner Wirkung; auch alle Personen, die außer der Heldin Faustine auftreten, sind lediglich Folien, Gegensätze der Hauptperson, die zeigen sollen, wie andere Menschen sich mit dem Leben abzufinden wissen und glücklich werden. Faustine, ihre Naturanlage, ihr werdender Charakter, ihr Fühlen und Denken und Leiden, ihre Irrung, Buße und Sühne — das macht als ein meisterhaftes Seelengemälde den Reiz des Buchs aus. Leicht hat es sich die Dichterin nicht gemacht; sie hat einen widerspruchsvollen Charakter zu zeichnen unternommen, der weit absteht von den Alltagsnaturen, bei welchen sich so leicht gut und böse scheiden läßt, bei welchen so lobenswerth ordnungsgemäß eins aus dem andern hervorgeht. Hier galt es Sprünge zu motiviren, Unglaubliches glaublich zu machen — und der Verfasserin ist es gelungen. Faustine ist „der echte Typus einer modernen Frau — krank an Leib und Seele"; excentrisch, eine ungemein feinfühlige Natur, unbefriedigt von ihrem Dasein, voll Leidenschaft, mit rücksichtsloser Hingabe an die Regungen derselben, die Schranken der herkömmlichen Sitte und des guten Tons jeden Augenblick zu überspringen bereit, hohen Geistes, von den höchsten Fragen der Menschheit bewegt. Wie werden die Irrsale des Lebens dieses Wesen formen? Wird es sich überhaupt ins Leben finden können? Ihre erste Liebe, die Liebe zu einem armen Pächterssohne, hat Faustine, die Tochter eines reichen Bankiers, begraben müssen und damit ihre Jugend. Doch sie überwindet und wendet sich wieder dem Leben zu. Das Verhängniß führt ihr Serafini, den genialen Künstler und schlechten Menschen, in den Weg. Sie liebt ihn nicht, sie bewundert ihn nur. Serafini aber, der Mann, dem nie etwas versagt wurde, verfolgt sie mit einer glühenden Liebe, eben weil er fühlt, daß sie nur den Künstler in ihm liebt; und sie läßt sich aus Trotz gegen die Welt eine Liebe gefallen, die sie nicht erwidert; ja, als man sie zur Heirath mit einem ungeliebten Manne zwingen will, läßt sie sich von Serafini entführen aus Trotz gegen diesen Zwang und gegen die Gesetze der Gesellschaft, die den Menschen nach dem Scheine, nicht nach dem Sein beurtheilen. Allein unterwegs muß sie erfahren, daß Serafini, bereits Gatte einer andern, sie betrogen hat. Haltlos bricht sie zusammen, büßt lange in schrecklicher Einsiedelei, kehrt dann zwar wieder zur Menschheit zurück, sucht nun aber in einem männlichen Beruf Ersatz für ein verfehltes Frauenleben — sie studirt Medicin. Und nun folgt Opfer auf Opfer zur Sühne, bis sie unter den Cholerakranken Palermos der Tod ereilt, nachdem sie noch vom Vater den heiß ersehnten Kuß der Verzeihung erhalten:

Was ist Glück? Nicht nur, was die Welt uns gibt, auch was wir ihr geben, der Zusammenklang dieser Wechselgaben schafft uns Befriedigung. Die Welt in uns und wir in der Welt. Und ach, Anton, die Welt, die an mich herantrat, gab mir niemals, was ich suchte. Ich suchte eine Idee, die mein Leben befruchten könnte und sie gab mir Satzungen und Formeln, die ich als unzulänglich von mir wies. Vernimm, Anton, das letzte Geständniß meines Lebens: Ich konnte zwischen Ideal und Leben keine Versöhnung finden, deswegen mußte ich untergehen. (S. 303.)

Und doch ist ihr Leben kein verlorenes gewesen:

Meine Verirrungen, meine Schmerzen sind nicht umsonst gewesen, ein anderer zieht eine Lehre daraus und wird klüger und besser. Aus der Erfahrung erwächst die Erkenntniß und an den Errungenschaften des Vergangenen rankt sich das Gegenwärtige empor und die Menschheit steigt höher und höher. Dies ist mein Trost. (S. 305.)

Ein ungewöhnlicher Geist hat dieses Buch geschrieben; man kann auf Weiteres von dieser helvetischen Dichterin gespannt sein. Auch der Verleger gönnt ihr dann wol ein besseres Papier!

Da ich nun schon bei der zur Zeit so kräftig aufblühenden deutsch-schweizerischen Literatur bin, so sei noch ein kurzes Wort über die neuesten Hefte von O. Sutermeister's Sammlung „Schwizer-Dütsch" (Nr. 7) gestattet. Das Doppelheft 49 und 50 „Aus dem Canton Zürich" ist ein Juwel der Sammlung, voll Gemüth, Volksgehalt und Poesie, Ernst und Humor, Lyrik und Epik darbietend. Besonders hebe ich die Gedichte Hardmeyer's hervor. Auch Schönenberger's „Neue Glocken", in Usteri'schem Geiste gedichtet, verdienen trotz der manchmal bedenklichen Hexameter rühmende Auszeichnung. Einiges Unbedeutende (z. B. „Cheradlete") oder den Charakter von Gelegenheitspoesie stark an sich Tragende (z. B. „Toast am Banket der Schulsynode in Eglisau") dürfte fehlen; vielleicht wäre dann das Doppelheft zu einem einfachen zusammengeschmolzen ohne Schaden für die Sammlung; die Masse thut's ja nicht und mancher Abonnent hat schon über gar zu raschen Gang geklagt. Da die züricher Mundart zu den leichter verständlichen gehört, mag das Heft auch solchen empfohlen sein, die im Schweizerdialekte nicht bewandert sind und keine Freude am Aufknacken von Dialektnüssen haben. Ebenso das andere züricher Doppelheft 46 und 47, das ein Lustspiel Leonhard Steiner's enthält. Aus dem Leben gegriffene Figuren, launiger Witz, gute Entwickelung (gegen den Schluß freilich verlangsamt sie sich stark) zeichnen es aus. Es ist etwas hausbacken, aber gesund und nicht langweilig. Auch auf der Bühne mag es, wie der gute, alte Benedix, seine Wirkung thun. Heft 48, „Aus dem Canton Luzern", enthält zwei Dorfgeschichten, gemüthvoll und von guter Moral, von „Rämmert vom Mösli". Ich habe übrigens von diesem Dialektdichter schon Besseres gelesen. In sprachlicher Beziehung bietet dieses Heft reiche Ausbeute.

Eduard Haug.

Aus Heimat und Fremde.

Wenn auch die Romanschriftsteller und Novellisten unserer Tage, wie es ja die hehren Aufgaben der Kunst und die großen Fragen der Zeit erheischen, bedeutende Probleme zum Vorwurfe ihrer poetischen Erzeugnisse machen und dieselben zu lösen trachten, gehen daneben her noch immer — und so wird es wol in alle Ewigkeit bleiben — einzelne Schriftsteller, die, unbekümmert um weltbewegende Ideen, unbekümmert um die Strömungen in der Gesellschaft oder der Menschheit, sich nur an das einfache Leben der Familie halten und uns Erzählungen bieten, in denen das alte und ewig neue Thema von „Hans und Grethe" variirt wird. Es muß auch solche Schriftsteller geben. Freilich machen sich's viele allzu leicht und das ist vom Uebel. Andere jedoch wissen in liebenswürdigster oder in ernster Weise über die gewöhnlichsten Vorkommnisse unsers Haus- und Familienlebens zu plaudern, stellen keine zu großen Anforderungen an die Widerstandsfähigkeit unserer Nerven, bringen das Herz des Lesers nicht in allzu große Wallungen und erfüllen damit eine manchmal recht dankenswerthe Aufgabe. Der Kritiker muß auch dieser Richtung Rechnung tragen. Wenn das poetische Erzeugniß nur aus einem Dichterherzen stammt und darum auch zu Herzen geht, wenn das Wie der Durchführung, trotz der Einfachheit der Erzählung, nur zeigt, daß es dem Verfasser auch darum zu thun war, dem Ganzen eine künstlerische Fassung zu geben, dann mag man schon die Gabe freundlich entgegennehmen. Es ist allerdings ein Unterschied zwischen dem im Demantglanze erstrahlenden Diademe und einem einfachen Goldreife — Schmuck aber ist das eine wie das andere, nur Blech soll's nicht sein. Drei einfache Gaben liegen mir vor:

1. Erlebtes und Erträumtes. Von Eva Treu. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1889. 16. 1 M. 20 Pf.
2. Jungfrau Bina und andere Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 4 M.
3. Letzte Reste. Ein Cyklus von Novellenskizzen. Von Hermine Weigelt. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 12. 3 M.

Die liebenswürdigste, anmuthigste unter diesen drei Gaben ist „Erlebtes und Erträumtes" (Nr. 1) von Eva Treu. Die Verfasserin ist kein Neuling mehr auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, das zeigt auch ein gewisses Geschick in der Wiedergabe der einfachsten Stoffe. Bezüglich ihrer bisher veröffentlichten Bücher „Helles und Dunkles" und „Zwei Strandgeschichten" hat sie beim Publikum und bei der Kritik Glück gehabt, es wird ihr mit dem neuen Büchlein ähnlich ergehen. Einzelnes gelang ganz besonders; sehr anziehend ist in „Frühlingsreif" die Liebe eines Mädchens zu einem bedeutend ältern Manne durchgeführt; neckischer Humor weht durch die Erzählung „Mein Bruder". Die Leichtigkeit des Schaffens soll aber die Verfasserin nicht verleiten, auch Nichtssagendes aufzunehmen — „Theorie und Praxis" hätte wegbleiben können.

Auch „Jungfrau Bina" (Nr. 2) zwingt uns ein wohlwollendes Urtheil ab. Hier haben wir es aber mit einem Buche zu thun, in welchem der Ernst vorherrscht. Stofflich sowol als auch in der Darstellung sind diese Geschichten das Einfachste, was man sich denken kann, sie finden aber, dank einer speciell in nordischen Leserkreisen nie auszurottenden Gemüthsrichtung, ihre Freunde. Es lagert über ihnen allen eine Stimmung, um derentwillen man sie gern liest und in die man besonders heutzutage, in der Zeit des Dampfes und der Maschinen, sehr gern versetzt wird. Daß einige Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen, darf nicht verschwiegen werden.

Mit „Letzte Reste" (Nr. 3) von Hermine Weigelt, in denen „Staub", „Fetzen" und „Makulatur" Geschautes und Gehörtes erzählen, kann man sich doch nicht so leicht abfinden. Eine Menge von Erlebnissen wird uns da mitgetheilt, wie sie sich ja in der That zutragen und ereignen, aber der Ton selbst will uns nicht behagen, d. h. hier ist das Wie der Durchführung schwach, von dem vielen Nichtigen zu geschweigen, das wir da anhören müssen. Auch sprachlich steht die Verfasserin nicht allzu fest, sie gebraucht ganz eigenthümlich geartete schmückende Beiwörter, wie „ungeschlachtener Bursche" (S. 34), „das ekele Auge" (S. 37) und andere.

Zwei anerkennungswerthe Werke, zugleich in ihrer eleganten äußern Ausstattung dem Gebiete der Geschenkliteratur angehörend, sind:

4. Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes. Novellen von Therese Stutzer, geb. Schott. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 4 M.
5. Treu bis zum Tode. Historische Erzählung für Alt und Jung von Lilly Williger od. Mit 12 Bildern in Holzschnitt. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 3 M.

Die Novellen „Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes" von Therese Stutzer (Nr. 4) sind gerade in jetziger Zeit, da wir noch unter dem lebhaften Eindrucke der Ereignisse in Brasilien stehen, eine höchst willkommene Gabe. Wir verdanken dem Gatten der Dichterin ein interessantes Werk: „Das Itajahy-Thal" (vgl. Bl. f. 1888, S. 127), in welchem er uns in fesselnder Weise in die zumeist unbekannten Verhältnisse des brasilianischen Südens einführt. Nun schließt sich ihm auch seine Gattin an und beschenkt uns mit einem Novellenbuche, in dem sie sich als tüchtige Schilderin des Selbstgeschauten und Selbsterlebten zeigt. Der Schauplatz, auf welchem sich ihre einfachen Geschichten abspielen, ermangelt nie der eigenartigen Färbung; die Naturschilderungen sind oft von großer Schönheit. Anziehend ist auch der Umstand, daß all das Ringen und Kämpfen, dem die Ansiedler aus-

gesetzt sind, immer wieder durch den lichten Strahl deutschen Gemüthslebens verklärt erscheint und die Religiosität fern von jener Pietisterei ist, die sich in gar vielen sogenannten christlichen Erzählungen breit macht. Daß Handlungen und Geschehnisse nicht immer das Ergebniß brasilianischer Verhältnisse sind, ja, daß die eine oder andere Geschichte sich ebenso gut auf deutschem Boden hätte abspielen können, soll nicht verschwiegen werden; die Erzählungen selbst sind aber immer anziehend. Besonders muß „Maria Louise" und „Vor zwanzig Jahren" hervorgehoben und anerkannt werden, daß „Brasilianisches Militär in einer deutschen Colonie" reich an komischen Elementen ist. Wir wollen hoffen, die begabte Verfasserin werde dieses Gebiet noch weiter pflegen, und wünschen ihr den besten, den wohlverdienten Erfolg. Bei dieser Gelegenheit mag auch auf das interessante Buch der in der Schweiz lebenden Schriftstellerin Frau J. Engele-Günther hingewiesen werden, das als dritter Band der „Allgemeinen Büchersammlung lebender Schriftsteller" bei Gustav Körner in Leipzig erschien. Diese Dame hat schon in frühern Jahren theils in Zeitungen, theils in selbständigen Werken deutsch-brasilianische Verhältnisse mit großer Wahrheit geschildert. Für Leser, die sich für solche Lektüre in der Jetztzeit interessiren, sei erwähnt, daß ihr Werk „Weihnachtsabende in Brasilien" bei Julius Springer in Berlin, der Roman „Unter dem südlichen Kreuz" aber in der „Deutschen Zeitung" zu Frankfurt a. M. erschien.

Die Erzählung „Treu bis zum Tode" von Lilly Williger od (Nr. 5) macht uns mit dem Lebenslaufe eines Neffen des mit Recht verehrten tiroler Helden Andreas Hofer bekannt. Da sich nicht nur die Kämpfe des treuen Bergvolks vor unserm geistigen Auge entrollen, sondern wir an der Seite des jugendlichen Helden der anziehenden Geschichte auch nach Afrika geführt werden und dort Einblick bekommen in die Schandthaten arabischer Sklavenhändler, gewinnt die Erzählung auch eine Art actuellen Interesses. Lilly Williger od, die sich schon mit ihren beiden Büchern „Aus meinem Tagebuche" und „Altes und Neues" glücklich in die Literatur eingeführt, wird auch mit dem vorliegenden Werke, zumal in jugendlichen Leserkreisen, gewiß warmen Anklang finden.

Karl Schrattenthal.

Der illustrirte Rosegger.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lieferung 38—75. Wien, Hartleben. 1889. Lex.-8. Jede Lieferung 50 Pf.

Von dieser so hübsch wie charakteristisch illustrirten Ausgabe der Werke Rosegger's liegen zu den früher (Bl. f. 1889 Nr. 11 und 43) besprochenen Lieferungen die Bände 3 und 4 vollständig vor und es erscheint — vorläufig wenigstens — diese Ausgabe abgeschlossen. Da wir es hier nicht mit neuen, sondern mit lange bekannten und weitverbreiteten Arbeiten des steiermärkischen Dichters und Volksschilderers zu thun haben, so bleibt nur übrig, darauf hinzuweisen, was diese zwei umfangreichen, zweispaltig gedruckten Bände enthalten. Vor allem bietet eine Gruppe des Inhalts „Das Buch der Novellen", unter denen wir des Autors beste Stücke auf diesem Gebiete, wie „Der Höllbart", „Der Waldstreit", „Der Lex von Gutenhag" u. a. m. finden. Daneben enthält der dritte Band die „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen", jene prächtigen Charaktertypen, welche nur die feine Beobachtungsgabe Rosegger's zu schaffen vermochte, dem die Urbilder zu dem „Scheltenden Schuster" oder zum „Musikanten-Joggel" jedenfalls in des Dichters Waldheimat entgegengetreten und von diesem in so trefflicher Weise nachgezeichnet worden sind. Der vierte Band wird durch eine ähnliche Sammlung von Charaktergestalten eröffnet: es sind dies „Die Aelpler in ihren Wald- und Dorfgestalten"; den Pfarrer, den Richter, den Dorfschulmeister, den Wildschütz, den Viehhändler und viele andere Figuren, die uns im Dorfe Obersteiermarks oft begegnen, finden wir auf diesen Blättern geschildert, und was für diese Abtheilung besonders wichtig erscheint, auch durch den Stift des Künstlers festgehalten, sodaß Bild und Wort im Vereine einen besondern culturgeschichtlichen Werth besitzen. Dies gilt und in noch höherm Grade auch von der umfassenden Darstellung: „Das Volksleben der Steiermark", welche uns mit Haus und Hof, mit Sitte und Aberglauben, mit Spruch und Lied des Obersteirers bekannt macht und insbesondere der uralten Gebräuche, welche sich zu den verschiedenen Festzeiten des Jahres im Volke erhalten haben, gedenkt, die so vielfach noch vielleicht bis auf die vorchristliche Zeit zurückgeführt werden können. Auch die Volksbelustigungen, Spiele und Feste sind hier ebenso eingehend als unterhaltend geschildert, wodurch die Lesbarkeit dieser trotzdem lehrreichen Abtheilung besonders erhöht wird. Die neue Folge der „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" schließt den vierten Band und damit diese Ausgabe ab. Daß Greil's und Schmidhammer's Illustrationen sich dem Texte passend anschmiegen, wurde schon öfter erwähnt. Beide Künstler kennen das Alpengebiet so gut wie Rosegger, dessen Landsmann ja der letztgenannte Künstler (Schmidhammer) sogar ist und viele und tüchtige Studien in seiner Heimat entworfen hat. Es kann hier noch angedeutet werden, daß die Verlagshandlung beabsichtigt, auch Rosegger's neueste Werke in ähnlicher Ausstattung gelegentlich dieser illustrirten Ausgabe anzufügen, was den Besitzern derselben gewiß nur angenehm sein könnte.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Die Monatsschrift „Ungarische Revue. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich“ (Budapest, Kilian) hat sich auch in ihrem neunten Jahrgange (1889) unter ihrer geschickten Leitung als ein sehr geeignetes Mittel zur Kenntnißnahme ungarischen Geisteslebens erwiesen. Die reiche Auswahl der in den Abhandlungen erörterten Themen bietet neben den vorherrschend geschichtlichen Aufsätzen doch auch vieles, was die der Gegenwart zugewandte Theilnahme erregt, so die Denkreden Moritz Jókai's auf den Kronprinzen Rudolf und Karl Keleti's auf August Trefort, und andere Nekrologe; die Studie Hermann Winkler's „Deutsch und Magyarisch“, die, freilich unter der stillschweigenden Voraussetzung, die deutsche Jugend in der Diaspora bringe kein warmes Stammesgefühl von Hause mit, es erklärlich macht, daß dieselbe in den Schuljahren völlig magyarisirt wird. In andern Artikeln wird die Entwickelung des Verkehrswesens dargestellt und die volkswirthschaftliche Lage Ungarns betrachtet. Ueber die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften werden kurze Berichte geliefert, die literarischen Neuerscheinungen über Ungarn finden Besprechung und Uebersetzungen ungarischer Poesie gehen durch alle Hefte der vornehm gehaltenen und auf wissenschaftlichem Grunde ruhenden Zeitschrift.

Auch die „Russische Revue. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands herausgegeben von R. Hammerschmidt“ (St. Petersburg, Schmitzdorff) enthält in ihrem abgeschlossenen 18. Jahrgange (1889) anziehende Aufsätze vorzüglich zur Kenntniß des wirthschaftlichen und Unterrichtswesens. Unter ihnen gebührt ein ganz besonderer Hinweis der vortrefflichen, sehr eingehenden, 115 Seiten umfassenden Studie „Unsere Dorfschule auf Grundlage der neuesten statistischen Publicationen“. Ueber „Die St. Petersburger Communalarbeit auf dem Gebiete der Volksaufklärung“ hat nach den amtlichen Rechenschaftsberichten Julius Hasselblatt eine etwas „officiös“ lautende Darstellung gegeben. Aehnlichen Charakter trägt ein Bericht über „Das zoologische Museum der k. Akademie der Wissenschaften“. Von den wirthschaftlichen Artikeln nimmt der „Die Wälder des Europäischen Rußland“ behandelnde an überwucherndem Reichthume statistischer Angaben wol die erste Stelle ein, bringt aber zu wenig Schilderung nach jeder Richtung hin. J. Vaclik bespricht die geplante große russische Pacific-Bahn, A. Brückner bietet wol ein Kapitel des zweiten Bandes seiner „Europäisirung Rußlands“ im Aufsatze „Zur Geschichte des russischen Hofes im 17. und 18. Jahrhundert“. Wir erwähnen zum Schlusse neben einem Nekrologe N. M. Przewalski's die Besprechung der guten Reisewerke von H. Moser: „Durch Centralasien“ (Leipzig, Brockhaus, 1888) und von Dr. M. von Proskowetz: „Vom Newastrand nach Samarkand“ (Wien, Hölzel, 1889).

— Des zwölften Bandes viertes Heft des „Repertorium der Kunstwissenschaft“, redigirt von Prof. Dr. Hubert Janitschek (Stuttgart, Spemann, 1889), hat folgenden Inhalt: „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen. XI., von Max Lehrs; „Daniel Specklin als Architekt“, von E. von Czihak; „Corvei und die westfälisch-sächsische Früharchitektur. III., von J. B. Nordhoff; „Zwei Handzeichnungen Zeitblom's in Basel“, von Dr. M. Zucker. Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde, Literaturbericht, Notizen, Nekrolog u. s. w.

— Den Freunden und Verehrern des verstorbenen Dichters Karl von Gerok wird es von Interesse sein zu erfahren, daß die sämmtlichen bei seiner Bestattung gehaltenen Reden gesammelt und herausgegeben sind unter dem Titel: „Palmblätter auf Karl Gerok's Grab. Niedergelegt bei der Trauerfeier 16. Januar 1890. Mit dem Porträt Gerok's in Lichtdruck“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1890). Preis 50 Pf.

— Die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat das Verlagsrecht der deutschen autorisirten Ausgabe von Stanley's neuem Reisewerke über seine Expedition zur Befreiung Emin Pascha's erworben. Diese Ausgabe wird gleichzeitig mit der englischen erscheinen, voraussichtlich Ende Mai oder Anfang Juni. Stanley bleibt vorläufig in Kairo, um das Werk zu vollenden, und hat bereits die ersten Kapitel geschrieben. Zahlreiche Abbildungen und Karten werden beigegeben.

Bibliographie.

Bensow, O., Richard Wagner als Schöpfer des Musikdramas. Aus dem Schwedischen übersetzt von P. F. Sievers. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 2 M.

Johann Friedrich Bruch (II.). Seine Wirksamkeit in Schule und Kirche 1821—1872. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von Th. G. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Bülow, G. v., Major's Mieze. Ein Soldaten-Roman in zwanglosen Bildern aus dem militärischen Kleinleben. 2 Bde. Leipzig, Rauert u. Rocco. 8. 6 M.

Dombrowski, E. Ritter v., Gertrud. Aus dem Tagebuche eines alten Grünrockes. Klagenfurt, Leon sen. 1889. Gr. 8. 1 M.

Glasenapp, C. F., Thematische Erläuterungen zu Richard Wagner's Walküre. Vortrag. Riga, Mellin u. Comp. 1889. 8. 80 Pf.

Graus, J., Ueber eine Kunst-Anschauung. Briefliches an einen fernen Freund. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Höfler, C. R. v., Der Hohenzoller Johann, Markgraf von Brandenburg, Ritter des goldenen Vliesses, Capitangeneral des Königreichs Valencia, designirter König von Bugia, Gemal der Königin Germaine, geb. Gräfin von Foix. München, Franz. 4. 2 M. 40 Pf.

Jaeckel, F., Personen-, Sach- und Spruch-Register zu sämmtlichen acht Bänden der Sammlung merkwürdiger Medaillen von Joh. Hieronymus Lotter (1737 bis 1744). Dresden, Baensch. 1889. 4. 4 M.

Basler Jahrbuch 1890. Herausgegeben von A. Burckhardt und R. Wackernagel. Basel, Detloff. Gr. 8. 5 M.

Kaerger, K., Brasilianische Wirtschaftsbilder. Erlebnisse und Forschungen. Berlin, Gergonna u. Comp. 1889. Gr. 8. 10 M.

Keutmann, A., Die Theorie der Musik im Allgemeinen und ihre Formen. Aachen, Schweitzer. 8. 40 Pf.

Löwenberg, J., Vor dem Feind. Trauerspiel. Altona, Reher. 8. 1 M. 50 Pf.

Ludwig, Julie, Im kühlen Grund und andere Geschichten. Minden i. W., Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Mirus, A., Freiherr August von Loën, Großherzogl. Sächs. Wirkl. Geheimrath, General-Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle 2c. Ein Beitrag zur Geschichte des Hoftheaters zu Weimar. Mit dem Bildniß von Loëns. Weimar, Thelemann. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ney, C., Der Kyffhäuser und die Barbarossasage, zusammengestellt. Erfurt, Keyser. 8. 1 M.

Niemann, A., Amor's Bekenntnisse. Ehestandsgeschichten. Dresden, Pierson. Gr. 8. 4 M.

Pflugk-Harttung, J. v., Untersuchungen zur Geschichte Kaiser Konrads II. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M.

Pichlmayr, F., T. Flavius Domitianus. Ein Beitrag zur römischen Kaisergeschichte. Amberg, Pustet. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ratz, C. E. F., Alttestamentliche Psalmen in neutestamentlichen Liedern. Gotha, Schloeßmann. 8. 2 M. 60 Pf.

Der Reichskanzler und seine Gegner. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Reinhard, W., Leuchen im Zuchthause. Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Hamburg, L. M. Glogau Sohn. 8. 4 M. 50 Pf.

Reborn, K., Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter. Köln, A. Ahn. 8. 4 M.

Saltarino, Signor, Hopláh! Zwei Geschichten aus dem Zirkusleben. Weimar, Weißbach. 8. 2 M. 50 Pf.

Schanz, Frida, In der heiligen Nacht. Lieder, Märchen und Geschichten. Mit Original-Zeichnungen von A. H. Plinke und M. Michael. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M.

Scheele, G., Die „Lettres d'un officier prussien“ Friedrichs des Grossen. Strassburg, Trübner. 1889. Gr. 8. 2 M.

Scherffen, Marie, Liedergrüße unsrer Lieblingsdichter. Eine Sammlung deutscher Lyrik, ausgewählt. Leipzig, Fock. 1889. 12. 1 M. 80 Pf.

Schönemann, P., Feierstunden. Gedichte. Soest, Nasse. 12. 5 M.

Trendank, T., Dornröschens Erwachen. Ein allegorisches Gedicht zur Erinnerung an Deutschlands Ruhmesjahre 1870/71. Plauen i. V., Neupert. Gr. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 12. Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Der durch seinen Kampf mit dem Papste und dem Erzbischof von München berühmte hochbejahrte Philosoph und Theolog Professor Jakob Frohschammer in München hat in diesem Werk die Philosophie des Thomas von Aquino, welche seit der päpstlichen Encyclica vom 4. August 1879 in allen katholischen Schulen zu Grunde gelegt werden muß, zum ersten male in systematischer Weise dargelegt, kritisch gewürdigt und bekämpft. Das Werk ist somit geeignet, in katholischen wie in protestantischen Kreisen Aufsehen zu erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jesus Christus
und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite Auflage.

Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Welch hohes Interesse diese Schrift erregt hat, beweist die sofort nach ihrem Erscheinen nöthig gewordene zweite Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.
Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.

Von

IVAN LERMOLIEFF.

Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.
Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Bodenstedt.
Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Elfte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.
Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

32. Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.
Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Maßlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1890. Nr. 1.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 6. März 1890.

Inhalt: Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Schriften zur Ethik und Aesthetik. Von Eduard Bertz. — Geographisches und Colonniales. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Verslehre. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

1. Der Erbgraf. Roman von E. Hartner. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 7 M.
2. Im Bann der Irredenta. Roman von Gregor Samarow. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 12 M.
3. Kaiser Julian der Abtrünnige. Historischer Roman von M. Tyrol. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 12 M.

Eine sehr verwickelte Familiengeschichte; ein politisch diplomatischer Roman aus der Gegenwart; ein rein geschichtlicher aus den ersten christlichen Jahrhunderten.

„Der Erbgraf" von E. Hartner (Nr. 1) ist nach seiten des Tons und der Haltung der ausgeprägteste Sensationsroman, der verschiedentlich hart an die Criminalgeschichte streift; in Abwägung der treibenden Elemente innerhalb der vielfach künstlich verschlungenen Ver- und Entwickelung der Handlung ein ebenso bestimmt ausgesprochenes Intriguenstück.

Der Kern der Geschichte ist in einem einzigen Satze ausgesprochen: der Erbgraf Siegfried von Heldberg, ein prächtiger Mensch, soll durch die tückisch treulosen Schliche seiner Stiefmutter, deren Werkzeug der erzgemeine Privatsecretär des eben regierenden alternden Grafen Nikolaus ist, zu Gunsten des Knaben Udo aus dessen zweiter Ehe aus dem Erbe verdrängt werden. Haupthülfsmittel ein allerdings noch nicht in endgültig rechtskräftiger Form ausgestelltes Testament, welches jenen Sohn erster Ehe des großartig reichen Besitzthums verlustig erklärt und auf eine knappe Geldrente beschränkt unter den durch Einflüsterung dem Papa genehm gemachten zwei Bedingungen: wenn Siegfried entweder ein entehrendes Verbrechen begehen oder eine nicht standesgemäße Ehe schließen sollte. Mit Aufstellung des verhängnißvoll werdenden Documents hebt die Geschichte an und ihre ganze Entwickelung dreht sich nun darum, daß die beiden Verschworenen den jungen Mann, dem sie bis dahin nichts anhaben konnten, in den einen oder andern Fall — ihnen gleichgültig, ob zu der untersagten Ehe oder zum entschiedenen Verbrechen — förmlich hineinjagen wollen, um zuzugreifen. Nahe genug sind sie der Erreichung ihrer niederträchtigen Absicht, als schließlich ihre Ränke an der gediegen klaren Lebensauffassung, dem festen Willen, der Charakterstärke und Ehrenhaftigkeit, auch dem hingebend opferfreudigen Edelmuthe der Hauptbetheiligten scheitern.

So einfach nun auch der Kern dieser Geschichte erscheint, so außerordentlich verwickelt, kunstvoll verschlungen, in vielfach springend überraschenden Wendungen sich ergehend ist der Verlauf der Handlung im einzelnen, voll Bewegung und Leben, voll dramatisch wirkender Erschütterungen, die uns aus einer gewaltsamen Scene, aus einem folgenschweren Lebensabschnitte in den andern werfen und ruhelos dem bis zum letzten Kapitel hin unberechenbar bleibenden Abschlusse zutreiben.

Die Zeichnung ist scharf und fest, mit realistischer Bestimmtheit aus dem Leben aufgenommen nach beiden Richtungen, was die wechselnd sich ablösenden Bildchen und die Charaktere betrifft. Aufbau und Durchführung der Handlung legen Beweis ab von zweifelloser Kunst. Die vornehme Salongesellschaft kommt schlecht weg: die alltäglichste Klatsch- und Verleumdungssucht, ein ausgesuchtes Ränkespiel, die angebrachte Berechnung auf die niedrigen Leidenschaften der Menschen, geistige Flachheit erschreckender Art, kurz, die mit haltlosem Firniß überdeckte volle Hohlheit und Leere sind ihre liebenswürdigen Eigenschaften, alles Trug und Lüge, Schein und Nichtigkeit, die großthuende, sich spreizende und langweilende Geistlosigkeit. Diese Welt würde uns unausstehlich, wenn nicht mehrere vorzügliche Gestalten, voran Held und Heldin, die idealisirt sind, einen ganz verschiedenen Menschenkreis aufthun würden. Aber wir werden auch in andere Schichten ein-

geführt, in die dunkeln untern Regionen der Gesellschaft, die von der täglichen Lebenssorge und dem bleichen Elend angekränkelt, von dem Verbrechen ganz gewöhnlichen Stils, Einbruch und Diebstahl, Trunk und Verlotterung aufgesucht werden. Diese Gestalten sind ebenso scharf und nackt hingestellt, und um zu beweisen, daß Leben und Menschen, äußere Verhältnisse und innere Herzensbewegungen wahr erfaßt sind, dürfte man füglich einzelne Nebenfiguren als Beispiel herausgreifen.

Die Verfasserin — unter dem Pseudonym versteckt sich eine Frau — ist vor kurzem aus dem Leben geschieden; die Kunde traf mich eben, als das Buch in meiner Hand lag.

Die Lektüre ist der nach Aufregung verlangenden Tagesströmung angemessen; empfehlen würde ich sie doch nicht trotz des zweifellosen Talents, das in der Arbeit ausgesprochen ist.

Was den Roman von Gregor Samarow: „Im Bann der Irredenta" (Nr. 2), betrifft, so haben wir uns zu allererst mit dem Titel auseinanderzusetzen. Der Name Irredenta ist einem allerneuesten, über das ganze Land Italien und die Nachbargebiete ausgedehnten Geheimbunde beigelegt, welcher das Streben verfolgt, alle nach heutiger Staatseintheilung an andere Länder gefallenen Gebietstheile — seien sie nun österreichisch, französisch oder schweizerisch —, welche je einmal zu Italien gehörten oder überhaupt durch Stamm- und Sprachverwandtschaft demselben angehören könnten, für das neue geeinigte Königreich zu gewinnen und bleibend mit ihm zusammenzuschmelzen. In diesem Gedanken gehen zunächst zwei Parteien einig, die sich sonst auf dem rein politischen Felde gründlich abstoßen und bekämpfen müssen, nämlich die reinen Monarchisten und die auf der äußersten Linken stehenden Anhänger der Republik.

Wenn mit dem Anspruche auf biblische Autorität neben den zehn Geboten noch das elfte stände: Du sollst keine langweiligen Bücher schreiben, es wäre mit der Seligkeit unserer guten Deutschen dermalen herzlich schlecht bestellt, und auch diejenige des erschreckend schreibseligen Oskar Meding ginge entschieden in die Brüche oder vielmehr, sie wäre nicht erst heute verloren gegangen. Etwas Langweiligeres als acht Zehntheile dieser neuesten diplomatischen Geschichte, die abwechselnd in Lugano und Mailand sich abspielt, ist kaum zu denken. Auch das wäre überstanden! Mit diesem Stoßseufzer klappen wir das Buch zu, wenn wir es übers Herz gebracht haben, es durchzulesen, wozu der Berichterstatter ja doch verurtheilt ist. Die reine nackte Politik und das diplomatische Ränkespiel, bei dem sich der Verfasser so wohl befindet und auf das er sich so viel zugute thut, darüber ein lockeres romanartiges Mäntelchen gehängt, der Text erschrecklich redselig und orakelhaft, im Tone des Salongewäsches und der Kathederpedanterie. Selbstverständlich, daß in dem politischen Spiele der Tücken und Mücken auch die Kirche nicht fehlen durfte. Wie natürlich und ohne weiteres gegeben, daß die zwei brennenden Hauptfragen des Augenblicks (die Geschichte ist ins Jahr 1878 verlegt) wesentlich mitspielen mußten: Reibung zwischen dem neuen weltlichen Königreiche Italien und der alten geistlichen Herrschaft des Papstthums über Rom; dazu der sogenannte Culturkampf, damals zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle ausgefochten. Beide spielen in einem Theile des Buchs wesentlich mit. So werden wir denn in den Quirinal und Vatican eingeführt, machen ein Galafest im Palaste des deutschen Botschafters mit und gehen dann auf die neapolitanische Reise des Königs über. Mehr oder weniger eingehend werden die an der Spitze stehenden Personen nach des Verfassers bekannter modischer Manier gezeichnet: der König Umberto und die Königin Margherita, Leo XIII. und der eben abgesetzte Cardinal-Erzbischof Ledochowski, Baron von Kendell und Gemahlin, eben amtirende oder beseitigte Minister, voran Depretis, noch etwas im Hintergrunde und in Erwartung der heutige Staatslenker Crispi, sonstige italienische Politiker, Parteiführer und Geheimbündler; lebhaft mitspielende Priester, offen in dieser Eigenschaft oder versteckt, Spione und Agenten bis herab auf den unvermeidlichen Briganten dürfen natürlich auf diesem ihnen altvertrauten Theater nicht fehlen.

Bis weit über die Mitte des zweiten Bandes hin werden wir durch dieses buntfarbige und doch heillos eintönige Gewirr und Gedränge, durch das Ränkespielen und Plänemachen, das unendliche Hin- und Herreden über die brennenden Tagesfragen, über Diplomatenschliche und Parteikniffe hindurchgeschleppt, ohne daß das Geringste geschehen ist, und es ergeht uns fast wie dem ungeduldigen Publikum im Schauspiele, das zu scharren und pfeifen anfängt, wenn der Vorhang nicht aufgehen will. Etwas mehr Aufmerksamkeit und Interesse wird erweckt mit dem Augenblicke, da eine reiche, schöne und hochbegabte junge Gräfin als versteckter Agitator eintritt und die Parteien ein großartiges Manöver zubereiten, die einen als bloßen schreckenden Schein, die andern im furchtbaren Ernste — den Königsmord. Es übt eine ganz besondere Anziehung, dieses Weib zu geleiten, das halb Engel ist und halb Teufel, heute nicht vor dem furchtbaren Verbrechen zurückscheuchend, morgen in frei verschenkter Liebe sich hingebend; das ist eben der bestrickende Zauber, der von schönen und geistvollen Frauen ausgeht, daß es schwer wird, dem berauschenden Luftkreise zu entrinnen. Es ist unter den schwatzenden Puppen und Larven wenigstens einmal eine ganze Gestalt, die weiß, was sie will und auch die Mittel nicht scheut. Zwei andere Figuren interessiren uns auch bis an ihr höchst ungleiches Ende: die zarte russische Nihilistin, die den Versuch, dem Netze des finstern Bundes zu entwischen, mit dem Leben bezahlt, und ihr Geliebter, ein tüchtiger und höchst ehrenwerther Mann mit gediegen selbständigem Charakter, der fast auch das Leben einsetzt, um sie zu retten, und sich schließlich als ein italienischer Prinz entpuppt. Die närrische Figur im Stücke spielt ein mit allerlei socialistischen Träumereien und nebenbei

noch mehr mit der Jagd nach einer Millionenbraut dilettantisch beschäftigter deutscher Doctor, der sich bis auf die neue Weltregierung hin unter der alten Gesellschaft bei gutem Essen und Trinken recht behaglich sein läßt und unterdeß am Kneiptische großprahlend die abenteuerlichsten Verschwörungspläne losgibt, bis ihm nach beiden Richtungen — europäisch revolutionäre und ganz private heirathssüchtige Duselei — das Spielen mit dem Feuer herzlich übel bekommt, indem es ihn so tief in die Patsche bringt, daß nur das ansehnliche Vermögen der guten alten Mama ihn wieder herauszuziehen und über Wasser zu halten vermag. Die Rolle ist nichts weniger als angenehm oder beneidenswerth. Im übrigen vom Anfange des Buchs bis an sein Ende das immer gleiche Mischmasch von Personen aus aller Welt, erdachten und wirklichen, Revolutionären und Regenten, von den namenlosen und nie dagewesenen bis hinauf zu den viel genannten Staatsmännern des Tags. Wir verwerfen schon dieses auch sonst bei Meding beliebte Durcheinanderschachteln durchaus romanhaft ersonnener Personen mit den großen Lenkern der Tagespolitik und Staatengeschicke, es ist mindestens ungebührlich und anstößig, zumal sehr nahe liegt, dahinter ein Mittel zu erblicken, um recht alltägliche und nichtige Vorkommnisse mit dem Mäntelchen großtönender Namen zu verbrämen und jene elegant oder bedeutsam sein sollenden Personenporträts unterzubringen, in deren Ausstaffirung der Verfasser eine ganz besondere Stärke sucht, während ein denkender Kopf sie immer geziert und daneben gar zu oft flach und leer findet.

Oskar Meding hätte die drei Bände ganz auseinanderreißen sollen; aus dem einen Theile einen Roman für sich machen, und das wäre in Wahrheit ein Roman geworden, und zwar ein gewaltsam aufregender mit allen Elementen der Erschütterung, die man ja heute so gern sucht; aus den zwei andern Bänden ein orakelndes Lehrbuch der Tagespolitik zusammenschwatzen, brauchbar für angehende Diplomaten, denen es an Gedanken fehlt, für Bierhauspolitiker und Backfische.

Der historische Roman großen Stils ist so sehr zur Seltenheit geworden, daß wir mit einer gewissen Aufmerksamkeit jedes Erzeugniß dieser Art aufnehmen, so auch M. Tyrol's „Kaiser Julian der Abtrünnige" (Nr. 3).

Der Stoff, den der bis dahin uns unbekannt gebliebene Verfasser aufgreift, ist ein hochwichtiger und anziehender. Kaiser Julian steht eben als eine gewaltige weltbestimmende Persönlichkeit da, deren hervorragende Züge aller Parteihaß der geistlich befangenen Geschichtschreibung nicht hat verwischen können, ist aber an die Grenzscheide zweier streitenden Culturphasen gestellt. Der Feind des zur Weltherrschaft aufstrebenden Christenthums blickt rückwärts und will mit alle dem riesigen Einflusse, der einem oströmischen Imperator, zumal wenn er an sich eine charakterstarke Persönlichkeit war, zu Gebote stehen mußte, die alte hellenisch-römische Cultur mit ihrer Kunst und ihren Göttern nochmals zum blühenden Leben aufwecken — vergeblicher Versuch! Er ist eine förmlich tragische Gestalt. Zwei Gründe erklären zur vollen Genüge die Haltung des philosophisch angehauchten Kopfes: die finstern christlichen Zeloten hatten ihm die ganze Jugend verdüstert und um allen gesunden Lebensreiz betrogen, und dieser Moment spielt gleich vom ersten Kapitel unserer Geschichte an höchst bestimmend mit. Und ferner hatte der scharf und klar blickende Beobachter unter den zu einem nur äußerlichen Christenthume übergetretenen Staatslenkern, die schon zur Zeit des fälschlich sogenannten großen Constantin und seiner sehr wenig preiswürdigen Söhne und Nachfolger am Ruder standen, eine solche Summe von Heuchelei, Hohlheit und Sittenlosigkeit herrschend gefunden, daß der Name der Byzantiner bereits den schlechtesten Klang hatte. Wer das übersieht oder verdeckt, der kennt die Geschichte nicht oder fälscht sie.

Kurz, wir stehen am Hofe des viel gefeierten und noch mehr geschmähten Abtrünnigen, und in Konstantinopel handeln und streiten wider einander die zwei großen weltgeschichtlichen Parteien, die heidnische und christliche. Neben dem der Magie und den Sternen vertrauenden Philosophen Maximus von Ephesus, der des jugendlichen Fürsten Erzieher und geistlicher Führer gewesen, stehen die Vertreter aller bestimmenden Stände auf: die Häupter der Kaisergarde und Feldherren, Staatsmänner und Senatoren, in deren Familien selber der große Zwiespalt die Herzen schmerzlich bewegt. Die Christen mit ihren Lehren und Opfern, Presbyter und Diakone, Mönche und Nonnen milder oder wild fanatischer Art. Darunter und dahinter, in Gewerkmeistern, Händlern und andern vertreten, die zügellose Masse von Volk und Pöbel. Selbst ein Kronprätendent steigt auf, der Sohn eines frühern Nebenkaisers; versteckt unter fremdem Namen, drängt er sich in ganz bedenkliche Nähe des Regenten, um den Aufruhr zu schüren. Er ist eine fast mysteriös dunkle Erscheinung, der herz- und gewissenlose Streber, der seinem schrankenlos flammenden Ehrgeize alles opfert, was sonst der Mensch auf Erden für unverletzlich und heilig hält, und — umsonst opfert, denn schließlich wird er wieder ins Nichts zurückgeschleudert.

So wogen in dem ungeheuern Bienenschwarme der Hauptstadt des Ostens die verschiedensten abgestuften Leidenschaften und Strebungen wirr durcheinander, und daraus entwickeln sich die buntest bewegten Scenerien, und die verschiedenartigsten ruhelos in sich arbeitenden Charaktere treten auf den Plan. Wir machen einen von der neuen Sekte der Nazarener und zu allernächst von den fanatisch rohen Mönchen geschürten kleinen Volksaufstand in der Hauptstadt mit, die dann sofort wieder in die apathische Ruhe des Genußlebens zurücksinkt. Wir wohnen einer Senatssitzung bei, in welcher die überlebten vornehmen Herren den schwachen Versuch machen, sich der Uebermacht des kaiserlichen Willens zu entziehen, was ihnen aber nur schlecht bekommt. Wir werden ins Innere eines der prunkvollsten Häuser jener Vornehmen eingeführt und treffen da nichts als Elend und Verzweiflung: der alte

Vater, ehrgeizig und genußsüchtig, in Ränken und Schlichen ergraut, schließlich die bittere Frucht seiner Sündenschuld erntend; der ideal geartete Sohn, dem neuen Glauben zugethan und vom eigenen Vater preisgegeben, als Märtyrer fallend; die schöne stolze Tochter von den alten Göttern verlassen und den neuen nicht findend, ein schwankend Rohr, das Bild trostloser Verzweiflung. Sie lebt die merkwürdigsten Schicksale ihres erlauchten, aber durch den gewissenlosen Vater herabgewürdigten Hauses durch und nicht weniger merkwürdige des eigenen ungestümen Herzens, bis sie allmählich dem mild versöhnenden Geiste des neuen Evangeliums sich anschließt. Wir betreten ein zweites vornehmes Haus, das christlich geworden, und stoßen da auf den rauhen, harten und herben Geist einer unerquicklichsten Weltentsagung — eine Atmosphäre ganz anderer Art, in der uns aber nicht wohler wird als in jener vergifteten. Die Herzenskämpfe jener Senatorentochter und dieses reichen ehrgeizigen Diakons, bis beide furchtbar starren Naturen sich läutern und mildern und dann zu glücklich wirkendem Vereine zusammentreten, nehmen einen großen Raum im Buche ein und sprechen das größte seelische Interesse an. Wir verfolgen den merkwürdigen Lebenslauf einer prophetisch asketischen Schwärmerin der neuen Lehre in alle den fast erschreckenden Geisteskämpfen, bis sie gewaltsam ein verlorenes Leben endet. Wir begegnen zwei edeln Herzen, die sich gleich beim ersten Zusammentreffen gefunden haben, wäre nicht der Mann in hoher Stellung dem heidnischen Julian verpflichtet und bis in den Tod zugethan, die Frau aber eine reine, echt fromme Christin, was ihre Verbindung erschwert. Dieser kaiserliche Militär und Günstling Vetranio und sein innig geliebtes Weib Irene — denn das wird sie trotz allem — sind seine Hauptgestalten der Geschichte. Er bei aller Mannhaftigkeit und Hochherzigkeit ein idealer Träumer, mit dem Stempel des Verhängnisses gezeichnet und zum frühen tragischen Untergange bestimmt; sie ein engelreines schönes Wesen. Der furchtbar kämpfende Widerspruch im Herzen des gewaltigen Mannes ist ein charakteristischer Hauptgegenstand der Darstellung: er hat mit eigener Lebensgefahr in der Schlacht den Kaiser gerettet, ist sein bevorzugter Freund geworden und hat den Schwur geleistet, dem hohen Manne und seinen Zielen, auch den religiösen in Wiederaufrichtung des gefährdeten Heidenthums, bis ans Ende treu zu bleiben. Da tritt in seinen Gesichtskreis die herrliche christliche Jungfrau, zu der ihn unwiderstehliche Liebe hinzieht. Um sie zu gewinnen, wird auch er der Form nach Christ, was er seinem mistrauischen Herrn sorgsam zu verbergen sucht. Von da an streiten sich in seiner Lebensstellung und seinem Innern feindliche Gewalten und widersprechende Pflichten so heftig und unversöhnlich, daß ihm der Friede des Gemüths und die Klarheit des Blicks darob verloren gehen; das heranschreitende Verhängniß wirft bei beiden, Herrn und Diener, die finstern Schatten voraus.

So in allen Klassen und Ständen das Halbe und Schiefe, das Schwanken und Zweifeln, der unaufhaltsame Untergang einer überlebten Weltperiode und das schwere langsame Emporringen einer viel bestrittenen neuen; in allen Köpfen und Herzen das Zagen und Rathen, Ungewißheit und Zerfahrenheit, der haltlose Unfrieden des Gemüths und das zweifelschwere Denken des Geistes, in allem und jedem das Gepräge einer halt- und bestandlosen, zielverwirrten und riesig wogenden Uebergangszeit.

Der zweite Hauptact der Handlung fällt beim Antritte des persischen Feldzugs in die äußerlich überwiegend christlich gewordene, übrigens leichtfertige, genuß- und spottsüchtige syrische Hauptstadt Antiochia und da, insbesondere durch die entschieden feindselig misachtende Haltung der launischen Bevölkerung gegen den widerwillig angesehenen ernsten Herrscher, vollzieht sich in seinem Geiste der unheilvolle Umschwung, der ihn mehr und mehr in den Zweifel an der weltgeschichtlichen Sendung und der Erreichbarkeit seiner großen und gewaltsam angestrebten Ziele hineintreibt, ihn finster brütend, mistrauisch auch gegen die Getreuen, daher oft hart und ungerecht macht. Zu Vetranio, den er trotz allem immer in der Nähe haben will, stellt er sich ganz seltsam: es ist ein Verhältniß, geboren aus einer bis zum Tode in ihnen beiden unzerreißbaren Freundschaft und doch oft und öfter auflauerndem Mistrauen und einem Anfluge leidenschaftlichen Hasses. So schreitet auch für den Kaiser mit leisen, aber festen Schritten unwandelbar das Verhängniß heran; auch er ist dem frühen gewaltsamen Untergange geweiht, sein wider die Zeit und den neuen Gott anstrebendes Werk dem Untergange. Mit seinem Heldentode auf persischem Schlachtfelde endet die Geschichte, und rührend ist, wie das herrliche reine Christenweib, dem er im starren Principienkampfe alles geraubt hat, was das Leben theuer machen kann, dem hohen Gegner die letzten Liebesdienste thut. So ist das Ende menschlich schön; aber der Nazarener hat gesiegt.

Erschütternde Scenen sind Vetranio's Tod, ein großer Irrthum oder unerbittliches Verhängniß, dann der bedeutsame Brand des Heidentempels in Antiochia mit seinen Folgen.

Ohne dem Romane den Rang einer unbedingten Musterarbeit zuzusprechen, müssen wir ihn doch als eine Arbeit von Gehalt anerkennen. Er ist wol zu lang und hat zu wenig Wechsel in Ton und Haltung — nicht in den Scenerien, die sind reichhaltig und wechselvoll genug, darum ermüdet er; die mächtigen streitenden Gesichtspunkte sind eben von Anfang bis zu Ende unveränderlich die gleichen; daher waren Wiederholungen unvermeidlich und auf das Ganze legte sich eine gewisse Schwere, die auch unsern Kopf erfaßt, wenn wir das Buch lesen. Aber kurz, die Arbeit hat Inhalt und Werth; es ist ein großartig weltgeschichtlicher Zug, der durch sie hingeht, und er ist nicht obenhin genommen, ist in seinen Wurzeln erfaßt. Zwei Welten, von denen die eine der andern nothwendig weichen, eine unterliegen muß, bekämpfen sich nicht blos

in den äußern Schicksalen der einzelnen, sondern mehr noch innerlich in den Gemüthern, und der Wirbel faßt alle, vom Pflastertreter und Packträger bis hinauf zum Imperator, und der Riß, der durch die Gemüther geht, ist ein gewaltiger; der oberste Herrscher selbst steht sinnend, fragend, zweifelnd (I, 143) den dunkeln Mächten gegenüber. Was wird kommen? so rathen sie alle. Gibt es Götter, welche weiter die Welt regieren werden und wo sind sie? Daß die furchtbaren Fragen mit aller Wucht und Tiefe ihres Wesens jedes Blatt des Buchs durchwehen, das gibt ihm seine tiefere Bedeutung und ist Verdienst des Verfassers. Der Name „historischer" Roman, mit dem so viel Mistrauen getrieben wird, trifft da vollständig zu, und das ist gut. J. J. Honegger.

Zur Literaturgeschichte.

1. Pandora. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. Gr. 8. 6 M.

„Pandora" bietet eine Reihe fesselnder Aufsätze, hauptsächlich literarhistorischen, aber auch culturgeschichtlichen und philosophischen Inhalts. Es ist schwer, der Fülle ihrer Gedanken in einer kurzen Anzeige gerecht zu werden, die Zustimmung zu begründen, dem Widerspruche volle Darlegung zu geben. So theilen wir völlig des Verfassers Abneigung gegen den deutschen Hexameter, halten es aber für hochbedenklich, Shelley's „Befreiten Prometheus" und den zweiten Theil des „Faust" in einem Athem zu nennen. Wir bezweifeln, daß Sterne wie Dante, Shakespeare, Goethe im Geistesleben unserer Erde sich je verflüchtigen können, bevor dieses selbst erst ein völlig anderes geworden ist. Wenn Graf Schack diesen Gedanken mit dem Hinweise auf die materielle Vergänglichkeit der Werke Michel Angelo's, Raffael's und Tizian's zu erläutern unternimmt, so ist denn doch darauf hinzuweisen, daß „Hamlet" und „Faust" allerdings minder stoffliche Größen sind als die Leinwand der Sixtinischen Madonna und der Schlafenden Venus; und daß sich die Technik nicht so weit emporschwingen sollte, von Zukunft zu Zukunft sprechende Copien zu vererben, heißt derselben doch zu wenig zugemuthet seitens eines Kenners wie Graf Schack, dessen Bildersammlungen gerade an trefflichen Copien so reich sind. Auch scheinen mir die weiten Ausschauen in die Poesie der Zukunft, in welcher man zugleich die Palmen des Gangesufers und die Wasserstürze des Orinoco rauschen hören werde, einmal zu verheißen, was wir schon besitzen, und andererseits von Flugbahnen zu träumen, deren Berechnungen und Messungen nur zu Bestimmungen ihrer Endlichkeit werden. Gewaltigere Wechselbeziehungen zwischen Poesie und Naturwissenschaft festzustellen, ist zur Stunde nicht vergönnt; daß die letztere in Leben und Anschauung viel mehr ein gut Stück Poesie zermalmt hat, ist fraglos eher richtig. Die Poesie des chemischen Laboratoriums und der Sternwarte, der Guano- und Zucker- und Zündholz- und Pulverfabriken ist augenblicklich noch verborgen. Dabei will ich nicht in Abrede stellen, daß Eisenbahn und Dampfboot sich romantischen Anpflanzungen nicht verschließen und trotz der Meßketten der Forstwissenschaft und ihrem rechtwinkeligen Jagen die Poesie des Waldes, ob auch engbrüstig genug, weiter lebt. Wie viel hat das liebliche Jagdschloß Herzog Ernst's von Gotha, das waldumfriedete Reinhardsbrunn, an stillem Reize und idyllischem Behagen eingebüßt, seit die Dampfwagen durch die traumverlorenen alten Tannen rasseln?

„Weltliteratur" betitelt Graf Schack eine Reihe kleiner Aufsätze, welche sich hauptsächlich mit diesen Fragen, mit der Dichtkunst der Zukunft, befassen. Man kann deren Wege meines Erachtens so wenig ermessen als die der nächsten Philosophie, aber die eine Wahrheit wird das Streben unsers Planeten niemals überfliegen, daß es den Bäumen versagt bleibt, in den Himmel zu wachsen. Wie weit die Naturwissenschaft die Poesie in ihrem künftigen Aufflluge fördern oder lähmen wird, läßt sich gar nicht ermessen. Wie wenig sie ihre kundigsten Träger in dichterischen Dingen zu erleuchten weiß, das beweist Dubois-Reymond's Faust-Rhetorik. Vorläufig aber hat die deutsche Poesie vor allem, nachdem ihr größter Genius vor einem halben Jahrhunderte die Augen geschlossen, erst ihrer Schätze erkennend und genießend froh zu werden, eine Aufgabe, welche ihr die unmittelbaren Erben der classischen Sprache durch ihre Massenproduction und herrisches Vordrängen keineswegs leicht gemacht haben. Daß ein Goethe so gar eilig wiederkomme, das hieße vom deutschen Geiste zu viel erwarten und zu Hohes fordern, und wie wenig andererseits unsere neuere Literatur mit einer Weltliteratur im Goethe'schen Sinne trotz aller Naturwissenschaft gemein hat, das werden diejenigen beklagen, die ihren Inhalt kennen, obwol ihn Goethe'sche Wendungen und Goethe'sche Formen tragen. So hat uns der zweite Aufsatz: „Tagebuch aus dem Odenwald", ungleich mächtiger angesprochen, zum Theile zu aufrichtiger Bewunderung und herzlichster Zustimmung hingerissen, wenn sich der Gottesbegriff dieser Phantasien auch ins Nebelhafte verflüchtigt. Auch kann ich nicht einräumen, daß Hunde gar nichts von gemalten Gegenständen erkennen sollten. Ich habe bei einer ansehnlichen Reihe von Leonbergern und Neufundländern gerade die Wahrnehmung gemacht, daß sie bildlich dargestellte, lebensgroße Figuren überaus erregen, ganz wie Pudel von ihrem Spiegelbilde ungemein gereizt zu werden pflegen. Ebenso gern folgten wir dem Verfasser an den Genfersee. Es hat etwas Mißliches, dessen Herrlichkeiten feiern zu wollen, nachdem es zwei der ersten Sprachkünstler der Weltlite-

ratur, Rousseau und Lord Byron, gethan. Mit keinem derselben wird denn auch Graf Schack gemessen zu werden wünschen. Um so sorgsamer hat er ihre Spuren verfolgt. Es bildet sich der Aufsatz überhaupt in höherm Grade aus mosaikartig zusammengestellten Skizzen von literarischen Größen, die am Genfersee gewandelt, als daß der weltkundige Reisende es unternähme, ausgedehntere landschaftliche Schilderungen vorzuführen. Nicht Coppet, wol aber die Villa Diodati wird beschrieben. Zugleich werden die bekanntesten Angaben aus dem Lebenslaufe der Staël und des Lords wiederholt. Ouchy, wo „Der Gefangene von Chillon" entstand, scheint Graf Schack gleichwol nicht aufgesucht zu haben. Das Haus liegt neben Beau Rivage am Hafen. Ueber einem Zimmer im zweiten Stockwerke steht zu lesen: In this house wrote Lord Byron „The Prisoner of Chillon". Ueberhaupt wird der ganze Artikel über Lord Byron der Bedeutung des Dichters nicht hinlänglich gerecht. Eindringender und verständnißvoller ist der über Platen. Aber die Literaturgeschichte bereichert auch er nicht. Graf Schack überschreibt ihn „Das Grab in Syrakus". Des Dichters Bild mit seinen Licht- und Schattenseiten ist trotz seiner Feinde in der Geschichte unserer Dichtung seit längst geklärt und gefestet. Und Graf Schack braucht nicht darüber zu grollen, daß man ihn einen „Plateniden" genannt hat. Wie Platen's Dichtergestalt in unserer Vorstellung lebt, so geschieht ihm damit Ehre. Die Parallele ist leichter und natürlicher zu ziehen, als er meint; wie viele antike Metra beide Dichter gemeinsam haben, dürfte sich hierbei als ganz wesenlos erweisen.

Das Buch als Ganzes erinnert in seiner Zusammenstellung an die Sammlungen unserer Vortragsprofessoren. Der Vortrag wird gehalten, dann ein zweites mal für irgendeine Monats-, Wochen- oder Tagesschrift zugestutzt und schließlich mit andern gesammelt und als Buch verlegt. Der und jener Käufer mag dann seufzend inne werden, daß er für diesen und jenen der neuerstandenen Essays seinen Obolus bereits einmal entrichtet habe. Diese Befürchtung ist dem Graf Schack'schen Buche gegenüber unbegründet. Es bietet Originalstücke. Und mag die zünftige Literaturgeschichte in den literarhistorischen Abschnitten mehrfach die vielgeliebte „Methode" ihrer Seminarien vermissen, so lebt doch in diesen Seiten eine feurige Partikel, die aller Schulweisheit spotten darf, weil sie ihr an Kraft der Empfindung und Weite und Kühnheit des Blicks souverän überlegen ist. Es ist das Wahlverwandte des dichterischen Genius, welches dessen Geheimnisse um so viel unmittelbarer zu verstehen weiß als die Meß- und Wägeinstrumente schulmeisternder Philologie.

2. Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Mit zehn Bildnissen und Namenszeichnungen deutscher Dichter. Dresden-Striesen, Heinze. 1889. Gr. 8. 6 M.

Wenn man der Bescheidenheit gedenkt, mit welcher Koberstein und Goedeke ihre an Großartigkeit der Anlage und Fülle des Stoffs unvergleichlichen, jedenfalls aber wahrhaft imponirenden Werke „Grundrisse" nannten, so betrachtet man kopfschüttelnd den vorliegenden Band, der sich trotz seiner Abgerissenheit und Oberflächlichkeit im großen und ganzen so kühn und frei „Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart" nennt, ohne doch mehr als einen kümmerlichen Aufriß aus bio- und bibliographischen Daten mit ein paar aufgeklebten ästhetisch-kritischen Signaturen zu bedeuten. Es ist schwer zu begreifen, wo die Herausgeber angesichts der Arbeiten Gottschall's, Honegger's, Adolf Stern's und des vierten Bandes der Kurz'schen Literaturgeschichte den Muth holten, dem deutschen Publikum einen so tauben Sammelband landläufigster literarischer Thatsachen aufzubürden und zwar in einer Gruppirung, welche dem geschichtlichen Laufe geradezu Hohn spricht. So werden S. 368 die Gräfin Hahn-Hahn, Wilhelmine von Hillern und Luise von François neben einer Reihe ebenso wenig verwandter Schriftsteller in einem Athem genannt — drei Dichterinnen also, die durchaus nichts in ihren Richtungen, in ihrer Weltauffassung, in ihrer Compositionsart und gesammten Technik, in ihrer Sprache und in ihrem ganzen geistigen Gepräge gemein haben. War dies mehr auf Rechnung der leichtfertigen Anlage des Ganzen zu schreiben, so gebricht es andererseits dem kritischen Blicke an Schärfe und Feinheit, wol auch an Umfang. Wie matt und farblos ist die Charakteristik der Martin Greiff'schen Lyrik! wie so unfähig, um ein leises Ahnen von ihrer Eigenart zu wecken! Dieselbe Machtlosigkeit offenbart sich gegenüber der Storm'schen Novelle. Ein seichtes Darüberhinästhetisiren tritt an Stelle sorgfältigen Herausschälens der gültigen Merkmale aus den einzelnen Schöpfungen. Jeder Versuch einer Veranschaulichung der poetischen Individualitäten durch wohl erwogene Auszüge wird ängstlich gemieden. Statt dessen werden einige wohlgelungene Bildnisse eingestreut. Leider zeigen uns auch diese den Dichter nicht immer in seiner vollkommensten und dem Publikum vertrautesten Erscheinungsart. Geibel ist bereits zu alt. Hier war ein jüngeres Bild zu wählen. Das Gleiche gilt von G. Freytag. Nichts erinnert in diesen Zügen an den Dichter von „Soll und Haben". Derselbe steht uns aber näher als der Publicist des Jahres 1889. Wenn ein Bild Wildenbruch's gebracht werden sollte, so hätte man zuerst P. Heyse, Gutzkow, Auerbach gerecht werden sollen, an welche der jüngere Dichter nirgends hinanreicht.

3. Das literarische Anhalt. Arbeiten zeitgenössischer Schriftsteller. Herausgegeben von Jean Bernard Muschi und Hermann Wäschke. Zweite Ausgabe. Dessau, Kahle Nachfolger. 1889. 8. 2 M.

Das dem Erbprinzen von Anhalt gewidmete Buch umfaßt Musterstücke aus den literarischen Werken lebender anhaltischer Dichter und Schriftsteller. Fehlt auch vielfach ein engeres geistiges Band, so bildet doch einen freundlichen Grundton des Werks die warme herzliche Liebe zu dem engern Vaterlande und seiner Geschichte. Ein sehr

anziehender und innerhalb seines Rahmens gründlich gearbeiteter Abriß einer Geschichte der anhaltischen Literatur seit dem Verfasser des „Sachsenspiegels" bis in die funfziger Jahre des Jahrhunderts geht vorauf und dem Sammler dieser Notizen, Hermann Wäschke, ist schöner Dank zu zollen. Begegnen uns schon auf diesem Pfade wohlvertraute Persönlichkeiten und nahe Bekannte, wie Wolfgang Ratichius und Basedow, wie Buttmann und Campe, Matthisson und der mit Goethe's leipziger Jahren so eng verwachsene Behrisch, wie Wilhelm Müller und F. L. G. von Raumer, so erscheint auch das literarische Anhalt der Gegenwart durch manchen klangvollen und inhaltreichen Namen geweiht, wenn man auch nur die allerwenigsten derselben bei Heinze-Goette wahrnehmen wird. Wir finden den Namen des hochverdienten Archäologen Heinrich von Brunn an der Spitze eines kunstgeschichtlichen Fragments über das sinnliche Element bei Praxiteles. Wir begegnen, wenn auch nur dem Atom einer wissenschaftlichen Auslassung Chajim Heymann Steinthal's „Zum Begriffe der historischen Entwickelung". Wir begegnen dem Dichter der Griechenlieder Wilhelm Müller in seinem Sohne Friedrich Max, dem oxforder Sanskritisten. Freilich sieht man hier des Vaters Dichterader zur Neige gehen. Dafür erfreuen uns manche frische lyrische Gaben jüngerer Anhaltiner. Anmuthige Dichtungen feiern die Victorshöhe und Alexisbad. Nur wundere ich mich, daß keiner dieser Poeten sich das Verdienst erworben hat, die Stammburg ihres Fürstenhauses im Selkethale zu feiern. Dahingegen gibt uns Gustav Garlepp die Beschreibung einer Weihnachtsfeier im peruanischen Urwalde und Moritz von Prosky liefert aus einem größern Manuscripte „Wandertage im Süden". Geh. Hofrath Hosäus indessen, der Erzieher des Erbprinzen, stellt uns eine anmuthige Vedute der herzoglichen „Villa Ascania" bei Berchtesgaden. Und so wechseln liebliche Schilderungen und ernstere wissenschaftliche Fragmente mit manchem würdevollern und leichtern Liede und es bildet sich ein Album schriftstellerischen Könnens, dessen Bedeutung zunächst an die engern Grenzen des gesegneten Herzogthums gebunden bleiben wird, denn ein Matthisson ist nicht unter diesen Vertretern des modernen anhaltinischen Parnaß, das aber für alle Zeiten charakteristisch bleiben wird für die Pflege des anspruchslosen deutschen Liedes, wie es seine Fürsten, sein engeres Heimatland und sein großes und kleines Weh und Glück besingt. Schade, daß ein roh naturalistischer Klang selbst in diese reine unverdorbene Poesie hineingellt. Diesen Miston verschuldet Hermann Conradi's sogenannter „Psalm der Leidenschaft":

Die du mich lange, lange verlassen hattest, Leidenschaft —
Neu haftet's in mir von deinen Geschossen!
Neu dampft meiner Seele gebärende Kraft —
Ich habe genossen!

4. Niedersächsisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung der hervorragendsten niedersächsischen Lyriker herausgegeben von Rudolf Eckart. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1889. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Auch dieses Buch gibt eine Blütenlese. Während indeß das vorige nur die schriftstellerische Probe als solche ins Auge faßte, gleichviel, ob sie wissenschaftlicher oder belletristischer, prosaischer oder poetischer Natur war, so gibt vorliegende Sammlung ausschließlich Balladen- und Liedmäßiges. Auch sie schickt, ganz wie die vorhergehende, biographische Notizen zur nähern literarhistorischen Feststellung der einzelnen Muster voraus. Diese selbst sind mit Sach- und Kunstverständniß ausgewählt worden und werden, ganz abgesehen von der weiten Verbreitung, die ihnen in Niederdeutschland zutheil werden wird, besonders im Süden und im deutschen Oesterreich zu Vermittlern norddeutscher Dichtung und norddeutschen Geistes werden, ganz wie uns Nikolaus Lenau im Spiegel seiner Poesie die ungarische Heide erschloß. Einzelnes aus dieser Sammlung herauszuheben vermöchte nur auf Kosten von Gleichwerthigem zu geschehen. Jedenfalls wird der Musternde schwerlich auf Nieten stoßen und das Ganze innerhalb unserer alten und neuen Blütenlesen einen hohen eigenartigen Rang gewinnen. So wünschen wir dem strebsamen Herausgeber, der in dem winzigen hannoverschen Nörten eine so weit ausholende Sammlung so vortrefflich zu redigiren wußte, reiche Erfolge seiner Mühen.

5. Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's von Ilse Frapan. Stuttgart, Göschen. 1889. 8. 3 M.

Die Verfasserin hat das Glück gehabt, dem hochverdienten Aesthetiker erst brieflich und sodann persönlich näher zu treten und in ihrer dichterischen Entwickelung dem wenn auch mürrisch, doch oft bereiten kritischen Rathgeber eng verpflichtet zu werden. Sein Mühen ist gekrönt worden, denn Ilse Frapan hat ein novellistisches Talent bekundet, welches der Leitung eines Vischer nicht unwürdig war. Sie gibt in dem vorliegenden Heftchen nun einige Erinnerungen an den Todten heraus, die zwar mehrseitig erfreulicher anmuthen als die von Günthert'schen, aber doch zum Theil zu weit aus dem Rahmen des Persönlichen in das allgemeine literarische Gebiet hinübertreten, um unsers Beifalls gewiß zu bleiben, auch wo sie nicht geradezu zur Abweisung herausfordern. Nicht von Ilse Frapan wünschen wir über Vischer's Ansichten vom zweiten Theile des „Faust" und seine stumpfe Verspottung desselben Colleg zu hören. Dafür ist sie nicht zuständig. Eher interessirt uns, was Ilse Frapan aus Vischer's Kaffee- und Theeplaudereien von seinen Meinungen über Wilhelm Busch und Eugen Richter zu erzählen hat. Das ist beiläufig weder für Busch, noch Richter schmeichelhaft, aber treffend. Hochkomisch wirkt die Erzählung, wie Vischer sich zu der Kritik seines „Auch Einer" durch die „National-Zeitung" stellt. Bertha Glogau, der ich Derartiges nie zugetraut hätte, hatte das Referat, das ihr doch wol angeboten war, in der That geleistet und den köstlichen, aber freilich schwer zu rubricirenden Roman als völlig werthlos erklärt. Höchstens sei er aufzufassen als ein Pasquill auf Gottfried Keller. „Vischer sagte, er begreife vor allem

nicht, wie die Redaction das habe aufnehmen können. Es müsse die Referentin wol eine Cousine oder Tante des Redacteurs sein." Der Vorfall zählt allerdings zu den Don Quixoterien der deutschen Kritik. Um so ergreifender wirkt eine andere Scene, in deren Mitte Ilse Frapan selbst steht. Es handelt sich um ihre Novelle „Die Last". Unendlich, sagt sie selbst, hatte sie Vischer's Antheil gefördert. Hören wir sie nun selbst:

Als ich dann fertig war und einen herrlichen Brief von Paul Heyse bekommen hatte, lief ich gleich hin, um ihn zu zeigen. Noch ein Besuch war da; Vischer las den Brief laut vor, gratulirte mir und reichte mir ganz besonders herzlich die Hand. Der Brief, sagte er, freue ihn erstens an und für sich als ein sehr schöner, freundlicher und wohlgemeinter Brief von Heyse, zweitens freue er ihn für mich, weil ich dadurch einen großen Schritt weiter gefördert werde, und endlich freue es ihn auch, daß er, Vischer, recht behalten, da er mir schon vor Jahren in Hamburg dasselbe Horoskop gestellt habe.

Welch ein liebenswürdiger Taufact einer deutschen Dichterin!

6. Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexander Weill. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 3 M. 20 Pf.

Es ist einer der begabtesten jüdischen Gefolgsmänner der Führer des jungen Deutschland, welcher hier eine Auswahl aus seinen Briefschätzen der Oeffentlichkeit übergibt. Mit reichem Talent gesegnet und der Freundschaft vieler der besten Männer seiner Zeit würdig erachtet, ist er verhältnißmäßig bald nach Paris verpflanzt worden und der deutschen Literatur, man kann nicht anders als es beklagen, abgestorben. Nach seinen Darlegungen verdanken wir Gutzkow diesen Verlust. Die Nachprüfung der Angaben würde schwierig sein und nunmehr keinen Zweck haben. An der Seite einer reichen Frau hat Alexander Weill mit der seinem Volksstamme eigenen kosmopolitischen Elasticität sich aus dem deutschen Literaten bald in einen französischen Journalisten umgewandelt, und was er uns als Anhang dieser deutschen Briefe unter dem Titel „Eine Revolution in der Geschichte der Religion" als eine Art neuen Evangeliums über Zürich schickt, wird im deutschen Lande kein Glas Wasser trüben. Dessenungeachtet wünschen wir dem Buche viele Käufer. Denn es weist einige Weill'sche Feuilletons auf, die, wie S. 96, „Ein Hofballfest in Berlin am 28. Februar 1843, von einem Demokraten beschrieben", sogar einen gewissen geschichtlichen Werth beanspruchen dürfen, ganz abgesehen davon, daß sie Muster- und Glanzstücke ihrer Gattung sind. Ebenso positiven Werth besitzt ein anderer dieser Artikel: „Mein Streit mit Saphir". Es ist dies eine der lustigsten literarischen Komödien, die sich je zwischen zwei deutschen Schriftstellern abgespielt haben. Im Ausschusse „zur Begutachtung" saßen Robert Blum, Robert Heller, Eichler, R. Jahn und der Oettinger des „Moniteur des dates". A. Diezmann war derzeit Secretär des damaligen Literatenvereins. Nach Empfang der Entscheidung schickte Weill seinen Abschied als deutscher Schriftsteller ein:

Und nun das Ende dieser kläglichen, aber menschlichen Thorheit. Saphir kam im Jahre 1855 nach Paris und, kaum hier angelangt, kam er zu mir, reichte mir die Hand, bat mich um Verzeihung, speiste an meinem Tische, überhäufte meine Frau mit dem Lobe ihres Gatten und ich ließ einige Artikel von ihm, ins Französische übersetzt, in den „Charivari" einrücken. Sic transit stultitia mundi.

Wenn zahlreiche der mitgetheilten Briefe auch über ein nebensächliches Interesse nicht hinausgehen, so vereinigen sich ihre Einzelstrahlen doch zu einer erfreulichen Gesammtbeleuchtung ihres Adressaten, dessen literarische Bedeutung im deutschen Geistesleben so früh erlöschen sollte, um sich in diesem späten Büchlein nochmals so scharf wie buntfarbig widerzuspiegeln.

Adalbert Schroeter.

Schriften zur Ethik und Aesthetik.

1. Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben. 1889. Gr. 8. 3 M.

Der Vorzug lichtvoller Darstellung, durch die Harms einst im mündlichen Vortrage den Studenten die dunkelsten Systeme anschaulich zu machen wußte, gilt auch für diese hinterlassene Schrift; ihre Sprache ist die eines Lehrers, der sich mit rührendem Eifer bemüht, jeder Fassungskraft begreiflich zu werden. Trotzdem hat der Herausgeber dem Verstorbenen durch die Veröffentlichung einen zweifelhaften Dienst erwiesen; denn die Arbeit ist weder inhaltlich ausgereift, noch war ihre Methode geeignet, wissenschaftlich brauchbare Ergebnisse zu gewinnen.

Das Thema wird in drei Hauptabschnitten behandelt, deren erster den Begriff der Rechtsphilosophie erläutert, worauf der zweite durch Darstellung ihrer geschichtlichen Formen auf die im dritten versuchte Grundlegung des Rechts vorbereitet.

Der historische Theil ist verhältnißmäßig am werthvollsten; besonders läßt sich bei den Systemen Kant's und seiner Nachfolger, deren Philosophie das Forschungsgebiet des Verfassers war, die scharfe Zeichnung des Wesentlichen loben. Dagegen ist sein Urtheil über die Beziehungen der Stoiker zum Rechte höchst oberflächlich, ja positiv falsch. Er nennt sie Kosmopoliten, denen Staat, Volk und Recht gleichgültig war; er sagt, sie seien antijuristisch und annulliren das Recht. Es war aber ein Hauptgrundsatz der stoischen Schule, daß der Weise sich am Staatsleben betheiligen müsse, und mehrfach ist der Nachweis geführt worden, daß sich das römische Recht unter dem unmittelbaren Einflusse des Stoicismus ausgebildet hat, dem auch

die Idee des Naturrechts entstammt. Die Entstehung des römischen Rechts wird von Harms gänzlich beiseite gesetzt; er geht von der griechischen unmittelbar auf die mittelalterliche Rechtsphilosophie über. Eingehend beschäftigt er sich überhaupt nur mit den Metaphysikern, wobei ihn vielleicht die Kant'sche Ansicht geleitet hat: „Eine blos empirische Rechtslehre ist (wie der hölzerne Kopf in Phädrus' Fabel) ein Kopf, der schön sein mag, nur schade, daß er kein Gehirn hat." Dadurch wird aber die empirische Schule, die in unserer Zeit immer mehr Boden gewinnt, von vornherein abgeschreckt.

Harms hat als Philosoph die Grundsätze Kant's und seiner ältern Nachfolger nach der positiven Seite hin eklektisch verarbeitet. Die Rechtsphilosophie betrachtet er gemäß seinem metaphysischen Standpunkte als eine deductive Wissenschaft, welche von dem allgemeinen Grundbegriffe des Rechts handelt, den die empirische Rechtserkenntniß voraussetze. Das Recht gilt ihm also als ein gegebener Begriff, dessen Ableitung aus einem höhern die erste Aufgabe sei. Dieser höhere Begriff ist Gott. „Das Recht ist eine ewige Wahrheit, welche ihren letzten Grund hat im Wesen Gottes." Damit beginnt er, und damit hört er auch wieder auf; denn wenn er schließlich bei der Frage nach der Entstehung des Rechts sich für die Theorie des Gewohnheitsrechts entscheidet, so gilt ihm die Gewohnheit doch nur als die erste Form: „Es ist eine ewige Wahrheit und daher unentstanden." Seine ganze Beweisführung bewegt sich also in einem Kreise; vielmehr, es ist keine Beweisführung, sondern Dogmatik. Er geht mithin über Stahl's theologische Rechtsphilosophie hinaus, nach welcher das Recht nicht von und aus Gott stammt, sondern menschliche Einrichtung ist.

Aber wenn man diesen Schluß als nothwendigen Bestandtheil seines Systems gelten läßt, so darf man doch die Fehler seiner Methode nicht verschweigen. Er hätte, um das Wesen der Rechtsphilosophie zu erkennen, vor allen Dingen untersuchen müssen, was unter Recht zu verstehen ist; mit einer Bestimmung dieses Begriffs war also der Anfang zu machen. Kant hat dies nicht verabsäumt; er erklärt das Recht als „die Einschränkung der Freiheit eines jeden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von jedermann, insofern diese nach einem allgemeinen Gesetze möglich ist"; und das öffentliche Recht als den „Inbegriff der äußern Gesetze, welche eine solche durchgängige Zusammenstimmung möglich machen". Harms aber hat eine solche Erklärung nicht einmal versucht; nur in einer Anmerkung erwidert er auf die Frage, was das positive Recht sei: „Man würde diese Frage nur durch eine Aufzählung, nicht aber durch einen Begriff beantworten können." Da ihm also ein klarer Begriff der Sache fehlte, so wurde der ohnehin gefährliche Weg metaphysischer Speculation noch bedenklicher. Es kann uns daher nicht überraschen, daß er das Recht als den Wechselbegriff der Pflicht nachzuweisen sucht und in dem Abschnitte „Das Recht und die Pflicht" das Recht als juristischen Begriff und die Rechte als persönliche Befugnisse so behandelt, als ob sie ein und dasselbe wären. Dieser durch den Mangel einer grundlegenden Wesensbestimmung verschuldete Irrthum muß scharf gerügt werden. Das objective Recht ist vielmehr der Wechselbegriff der Willkür, und die subjectiven Rechte, als die wahren Wechselbegriffe der Pflichten, werden durch die objectiven nur gewährleistet. Ein solcher Fehler würde jede logische Beweisführung zu Falle gebracht haben; die Gedankendichtung jedoch überspringt ihn und gelangt dennoch zu ihrem vorherbestimmten Ziele, das freilich als ein wissenschaftliches Ergebniß nicht betrachtet werden kann.

2. Prolegomena der natürlichen Moral. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1890. Gr. 8. 1 M.

Wollny ist kein Neuling auf dem Gebiete der Ethik, und die vorliegende Schrift wiederholt im wesentlichen, was er schon in frühern Arbeiten ausgesprochen hatte. Aber auch das war in der Hauptsache kein ihm eigenthümliches System, sondern nur die alte Verstandesmoral des atheistischen Materialismus, die er jedoch in einer so über die maßen schwerfälligen Sprache, in so mühseligen, eingeschachtelten, zwanzigzeiligen Perioden vorträgt, als ob es sich nicht um populäre Gemeinplätze, sondern um tiefe, mit Schmerzen aus seinem eigenen Hirne geborene Originalwahrheiten handelte. Der naturgesetzliche Charakter der Moral besitzt nach seiner Behauptung für das menschliche Denken eine gleich große Nothwendigkeit wie die Axiome und Grundgesetze der Mathematik. Hier drängt sich sogleich der Einwand auf, daß selbst dann, wenn die natürliche Entwickelung des sittlichen Bewußtseins sich nachweisen läßt, die Entstehung des Bewußtseins überhaupt noch immer unerklärt und die evolutionistische Moraltheorie höchstens relativ gewiß bleibt. Ferner ist gegen die mechanische Weltanschauung mit Recht der Einwurf erhoben worden, daß sie durch die Annahme eines unbedingten Causalgesetzes alle sittliche Verantwortung und somit alle Moral ausschließe. Wollny nimmt deswegen trotz der allgemeinen Ursächlichkeit eine sittliche Freiheit an, die dadurch entstehe, daß sich zwischen Trieb und Handlung der wählende Verstand einschiebt. Auch hierin ist er übrigens nicht originell; denn bekanntlich läßt selbst Büchner einen kleinen Rest unter dem Einflusse des Verstandes waltender Freiheit zu. Es leuchtet ein, daß dies vom Standpunkte des Materialismus nicht folgerichtig ist; denn wenn der Verstand als eine erworbene Eigenschaft der körperlichen Organisation, die Freiheit aber als eine Eigenschaft des Verstandes betrachtet wird, so ist auch sie eine erworbene Eigenschaft des Körpers, der doch nach materialistischer Lehre dem Causalgesetze bedingungslos gehorcht. Wir finden, daß auch G. von Gizycki in der „Moralphilosophie" die Freiheit als etwas Erworbenes, als eine Tugend betrachtet. Dieser jedoch leugnet später die „Zufallswillkür", nämlich das, was die Philosophie sonst als Freiheit bezeichnet, wodurch sich herausstellt,

daß er unter Freiheit gar nicht den philosophischen Begriff der Freiheit verstand, und daß es nach ihm eine Freiheit im eigentlichen, ursprünglichen Sinne doch nicht gibt. Ebenso erkennen wir bei Wollny, daß er unter Freiheit nicht das Gegentheil der Bestimmung, sondern nur eine Scheinfreiheit meint; beide, Wollny und G. von Gizicki, verwerfen also den Begriff und halten sich an das Wort, als ob sie sich schenten, die letzten Folgerungen ihrer Weltanschauung zu ziehen. Dies Verfahren können wir nicht billigen. Die Freiheit bleibt die Voraussetzung aller sittlichen Verantwortlichkeit, und der folgerichtige Materialismus kennt gar keine auf sittlicher Freiheit begründete Moral.

3. Die Moral der Zukunft. Eine populäre Grundlegung derselben. Von Emil Kaler. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1889. Gr. 8. 1 M.

Hätten die von Wollny formulirten ethischen Entwickelungsgesetze wirklich mathematische Gewißheit, so müßte die Zukunft der Moral sich so gut wissenschaftlich voraus-bestimmen lassen wie etwa die künftige Bewegung der Gestirne. Allein es drängen sich hier so viele unbekannte Größen in die Berechnung, daß die verschiedenen darwinistischen Ethiker zum Theile zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen gelangt sind. Darwin selbst glaubt, daß der Mensch ohne den Kampf ums Dasein entarten würde; seine Lehre hat einen aristokratischen Charakter: daher ist ein Darwinist wie Strauß entschieden antisocialistisch. Dementsprechend sind gewisse Socialisten, wie Dühring, heftige Feinde des Darwinismus. Aber die meisten Socialisten schwören auf Darwin, ohne sich des innern Widerspruchs zwischen einer wichtigen Seite ihrer Bestrebungen und der natürlichen Zuchtwahltheorie bewußt zu sein; ihnen dürfte die neuerdings von Eimer vertretene Form der Entwickelungslehre, die den Kampf ums Dasein verwirft, einen Rettungsweg bieten, wenn sie die größere Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Leider hat nun Kaler in seiner Schrift, die als Darstellung der Religion des Socialismus bezeichnet werden kann, seine Gewährsmänner nicht genannt; gleich Wollny setzt er die natürliche Entwickelung der Moral voraus, aber ohne die Lehre vom Kampf ums Dasein zu streifen, aus der sich schwerwiegende Bedenken gegen seine Hoffnungen ergeben würden. Stark beeinflußt ist er vermuthlich von Herbert Spencer, der eine schließliche Versöhnung des Egoismus und des Altruismus in der Gesellschaft, mit andern Worten das Zusammenfallen der Interessen des Einzelnen und der Gesammtheit, als Ziel des ethischen Fortschritts betrachtet. Indem er sich zum Socialismus bekennt, geht er jedoch über Spencer hinaus. Er legt einen sittlichen Maßstab an die Verfassung der Gesellschaft und verlangt ihre Reformation nach sittlichen Grundsätzen, weil ihm die bestehende kapitalistische Ordnung als ein moralisches Unrecht gilt. Schäffle sagt freilich, diese Angelegenheit sei ohne Zweifel wirthschaftlicher Art und bilde wenigstens in erster Linie eine „Magenfrage". Gibt man indessen zu, daß die Soeiologie zur Ethik gehört, so wird man doch nicht schlechtweg behaupten können, daß sie von einem idealen Gerechtigkeitsbegriffe ausgehen dürfe: denn nur was der menschlichen Natur entspricht, kann ein soeiales Gesetz heißen, und es ist gewiß sehr fraglich, ob die Annahme einer allgemeinen menschlichen Gleichberechtigung, von der Kaler seine Forderung ableitet, in der menschlichen Natur begründet ist. Wenn er ferner die Sittlichkeit als etwas Gewordenes, Werdendes, Unfertiges, Relatives betrachtet; wenn nach ihm der sittliche Instinct nicht am Beginn, sondern am Ende der Entwickelung steht, so läßt sich nicht einsehen, wie aus diesem schwankenden Begriffe jene absolute Forderung herzuleiten ist. Hier also hat offenbar ein subjectiver Optimismus das Ergebniß der Untersuchung vorweggenommen. Kaler erklärt denn auch unumwunden, der sittliche Mensch sei Optimist, und den demokratischen Socialismus scheint er demgemäß als die nothwendige Folge der Sittlichkeit anzusehen. Trotzdem muß ihm zugestanden werden, daß seine Haltung maßvoll ist; denn er hütet sich wohl, ein genaues Bild der unbekannten Zukunft zu entwerfen; auch hält er die Achtung vor der bestehenden Moral für unerläßlich, und die Umgestaltung der Gesellschaft sucht er nur durch Einwirkung auf das moralische Bewußtsein des Volks zu erreichen. Wenn er als ersten Schritt zur Beseitigung der jetzigen Mißstände geradezu eine sittliche Wiedergeburt fordert, so werden wir darin allerdings eine Schwärmerei erblicken müssen; daß aber die socialen Instincte eine immer zunehmende gegenseitige Anpassung der Menschen herbeiführen werden, das mögen wir mit ihm hoffen, auch wenn wir die menschliche Gleichheit bezweifeln.

4. Analytische und synthetische Phantasie. Von Hans Schmidkunz. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 1 M. 90 Pf.

Es ist auffallend, daß es in der Aesthetik bisher an einer umfassenden Untersuchung über Wesen und Wirksamkeit der Phantasie gefehlt hat. Die vorliegende Arbeit verdient aber um so größere Beachtung, weil sie das vernachlässigte Gebiet gerade zu einer Zeit erforscht, in welcher dessen Grenzen von Theoretikern und Praktikern vielfach verschoben werden; nur wird sie leider auf einen großen Leserkreis nicht rechnen dürfen, da sie ihre Sache mit einem bedeutenden Aufwande von Gelehrsamkeit führt, ohne doch den gesammelten Stoff recht frei zu verwerthen. Ihre Wichtigkeit scheint uns hauptsächlich darin zu bestehen, daß sie gleichsam eine Psychologie des künstlerischen, besonders des dichterischen Schaffens entwickelt; denn wir glauben, daß die Poesie in ihren Rechten gesichert und gegen fremdartige Zumuthungen gefeit sein würde, sobald die Gesetze klar erkannt wären, nach denen die Seele des Dichters empfängt und bildet. Zola hat in die Aesthetik die Forderung des Experiments eingeführt, was ja im Grunde nichts anderes bedeutet, als ein streng wissenschaftliches Motiviren, eine nicht willkürlich, sondern gesetz-

mäßig arbeitende synthetische Methode, die ihn aber nicht hindert, nach einem sehr durchdachten künstlerischen Plane zu verfahren. In Deutschland jedoch ist die naturalistische Kritik in jüngster Zeit bis zu dem Aeußersten fortgeschritten, die Planlosigkeit der Composition geradezu das Merkmal der neurealistischen Dichtung zu nennen. Demgegenüber hat bereits Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie" betont, daß das Kunstwerk mit den eigensten Gesetzen der Phantasiethätigkeit in Widerspruch gerathe, wenn es mosaikartig aus seinen Theilen das Ganze aufbaue, anstatt daß zuerst das Ganze, also der Plan, im Bewußtsein entsteht. Die geistige Eigenschaft, die aus dem Entwurfe des Ganzen die Theile entwickelt, nennt nun Schmidkunz die analytische Phantasie; auch er will zeigen, daß dieselbe wirklich dem Wesen des künstlerischen Schaffens am meisten entspricht, und sucht im einzelnen nachzuweisen, warum sie der synthetischen Methode vorzuziehen sei, die nicht sowol dem Dichter wie dem Historiker gezieme. Freilich hat er übersehen, daß mit der analytischen Methode auch eine große Gefahr verknüpft ist; denn ihr gehört die Tendenzdichtung an, die auf künstlerischen Werth keinen Anspruch hat, und ihr entstammen auch die schablonenhaften, in bestimmten Rollen immer wiederkehrenden Typen, welche der von treuem Naturstudium ausgehenden Synthesis unbekannt sind. Auf die Wahrheit des Kunstwerks will der Verfasser allerdings nicht verzichten; er gibt nicht zu, daß sie unter der analytischen Methode leiden müsse; als Wahrheit gilt ihm aber nur die innere Widerspruchslosigkeit, ohne daß er nach der Seite des Idealismus oder des Naturalismus eine Parteistellung einnähme. Hier also hätte sein Grundsatz einer Einschränkung bedurft, wenn auch, so lange jeder Mensch ein Recht auf seinen eigenen Geschmack hat, die Verallgemeinerung seiner ästhetischen Duldsamkeit sehr zu wünschen wäre. Doch auch in seiner Theorie ist er nicht so einseitig, für die analytische Phantasie alleinige Herrschaft zu fordern, sondern schließlich hält er sich an das Goethe'sche Wort, daß nur Analyse und Synthese zusammen, wie Aus- und Einathmen, das Leben des Kunstwerks möglich machen. Wir folgern also, daß die analytische Phantasie das Höhere, Erste, das eigentliche dichterische Princip, die Synthesis aber ihre unentbehrliche Gehülfin ist. In dieser Erkenntniß des psychologischen Gesetzes der Kunst kann man zur Versöhnung zwischen Realismus und Idealismus gelangen.

5. Offenes Visier! Gesammelte Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Hamburg, Kloß. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Otto Ernst hat über seine vermischten Aufsätze den Wahlspruch „Offenes Visier!" geschrieben, und trotzdem verbirgt er sich hinter einem Pseudonym. Doch wollen wir darum nicht mit ihm rechten; denn Name ist Schall und Rauch. Es ist nicht das menschlich Zufällige, was er uns enthüllen will, sondern die Seele. Er glaubt, daß unsere Zeit in abgestorbenen Formen dahinlebt; mit diesen aufzuräumen und das wahre Gesicht zu zeigen, das ist seine in dem Titel ihr zugerufene Forderung. Doch sind die funfzehn hier vereinigten Stücke zu verschiedenen Zeiten entstanden, mannichfaltigen Stoffen gewidmet und ursprünglich nicht als ein Ganzes gedacht; nur in einer Beziehung ist ihre innere Einheit erkennbar: sie sind insgesammt Aeußerungen eines stark ausgeprägten, aufrichtigen, edel strebenden Charakters. In diesem persönlichen Elemente liegt ihr Werth, aber auch ihre Schwäche. Der Verfasser ist noch ein junger Mann, und eine gewisse jugendliche Unreife läßt sich in seinem abstracten Idealismus nicht verkennen. Auch fehlt es ihm an der Duldsamkeit gegen fremde Standpunkte, die sich ein tieferer Geist in Arbeit und Erfahrung nach und nach immer erwerben wird; vielmehr trägt er seine Botschaft in dem unfehlbaren Tone vor, den der Schulmeister sich allzu leicht angewöhnt, und in dem seine Gesinnungsgenossen vom „jüngsten Deutschland" überhaupt stark sind. Es ist leichter, das Recht des Bestehenden zu verneinen, als lebensfähiges Neues vorzuschlagen. Man braucht nicht gerade ein verknöcherter Philister zu sein, um zu glauben, daß der Fortschritt kein Sturmschritt sein kann. Der Weltlauf ordnet sich nicht nach reinen Ideen, sondern im schwerfälligen Kampfe träger Kräfte; die sociale Entwickelung vollzieht sich durch Ausgleiche. Aber es ist viel Gesundes in den Aufsätzen ausgesprochen; frisch und anregend sind sie alle, wenn auch nicht gleichwerthig. Am fruchtbarsten erscheinen uns die ästhetischen Untersuchungen, in denen Ernst sich mit der neurealistischen Schule berührt. Freilich will er den Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus nicht gelten lassen, und die unparteiischen Beobachter des Kampfes in unserer modernen Literatur, die schon lange gehofft haben, daß aus der Fehde zweier scheinbar entgegengesetzter Richtungen ein neues einheitliches Kunstprincip hervorgehen werde, mögen den Bundesgenossen willkommen heißen. Doch waltet auch in seiner Kunsttheorie eine gewisse Einseitigkeit vor, die sich aus seiner offenbar mehr pädagogischen als künstlerischen Weltanschauung ergibt, und die ästhetische Versöhnung dürfte sich daher doch wol in anderer Weise vollziehen, als mit der von Ernst betonten Richtung. Dem Pessimismus spricht er die Kunst gänzlich ab, weil derselbe keine Hoffnung habe. Aber muß denn die Kunst nothwendig in die Zukunft blicken? Der dogmatische Optimismus, den er für die einzig berechtigte Weltanschauung hält, stört überhaupt die Unbefangenheit seines Urtheils. Wenn er angesichts von Realismus und Idealismus an Vischer's Warnung vor den falschen Alternativen erinnert, so sollte er sich auch zwischen Optimismus und Pessimismus davor hüten. Die wissenschaftliche Philosophie ist weder optimistisch, noch pessimistisch, sondern neutral.

Eduard Bertz.

Geographisches und Coloniales.

1. Reiseberichte aus Mexico. Von E. Seler. Berlin, Dümmler. 1889. Gr. 8. 6 M.

Eduard Seler hat zum Zwecke des Studiums der merkwürdigen baulichen und Sculpturüberreste des vorchristlichen Mexico dieses Land in Begleitung seiner Gemahlin selbst bereist. Von deren Hand wie von seiner eigenen stammen in buntem Wechsel die vorliegenden Reisebriefe. Sie sind offenbar nicht ursprünglich für die Veröffentlichung bestimmt gewesen; an Verwandte oder Freunde gerichtet, knüpfen sie tagebuchartig an rein persönliche, oft genug also gleichgültige Reiseerlebnisse an, verweilen dann aber so eingehend bei den Eindrücken von Land und Volk, vom frischen Leben der Gegenwart und den Denkmälern des Alterthums, daß ihre Veröffentlichung willkommen geheißen werden muß. Recht gute Abbildungen altmexicanischer Baulichkeiten, Steinfiguren und Geräthe, auch einiger Volkstypen erhöhen den Werth des Buchs. Nur fehlt leider ein zurechtweisendes Kärtchen mit den Reisestrecken und wunderbarerweise sogar eine Inhaltsübersicht, abgesehen von den Kapitelüberschriften.

Zuerst begleiten wir das reisende Paar auf seiner Eisenbahnfahrt durch den Südwesten der Vereinigten Staaten nach dem Grenzflusse gegen Mexico hin, an den Rio Grande. Im Fluge ziehen die steppendürren Ebenen vor den durch klarste Luft herüberwinkenden majestätischen Zinnen des Felsengebirges an unserm Blicke vorüber; noch einige durch die Eisenbahn erst jüngst entstandene, ungemüthlich unfertige Städte, im gleichartigen Schablonenstile der Union gebaut, dann einsam gelegene Dörfer der Puebla-Indianer, wunderbare festungsartige Bauten nach sehr viel ältern Stile (zum ehedem sehr naheliegenden Zwecke der Vertheidigung jedes Haus ohne Thür, nur mittels der Leiter von der flachen Plattform des Daches aus zu betreten), endlich das ersehnte Hochland Mexico oder, wie wir eigentlich schreiben sollten Mejico (denn das x der früher auch im Lande selbst allgemein üblich gewesenen spanischen Schreibung Mexico vertritt einen Zwischenlaut zwischen sch und einem sanft aus der Kehle hervortönenden ch, jedoch kein x, so wenig wie der gleich einem lateinischen X aussehende griechische Buchstabe für ch, z. B. im Worte Christos).

Zwischen waldbekleideten Gehängen zum Atlantischen Ocean auf der einen, zum Stillen auf der andern Seite breitet das gen Südost verschmälerte, aber eben dorthin immer prächtiger sich gestaltende innere Hochland seine offenern, mit Akazien, Cacteen, Agaven bewachsenen Fluren aus: weite Flächen unter tiefblauem Himmel, bekrönt mit herrlichen Vulkangipfeln, frei von den Fiebermiasmen der Küstensäume, eine Gesundungsstätte für Brustleidende dank der balsamischen Höhenluft, die auch in der Höhe unsers Gotthardpasses, auf welcher ungefähr die Hauptstadt liegt, keinen Winter, nur ewige Frühlings- oder gemäßigte Sommerwärme kennt, weil gerade zur Zeit der zenithständigen Sonne die nie ausbleibenden tropischen Nachmittagsregen wohlthuend erfrischen. Eine merkwürdige Volksmischung aus spanischem und Indianerblute ist seit Cortez' Tagen hier entstanden. Im Gegensatze zu dem rastlosen Yankee, der sich in eine solche Hast bei seinem ewigen Dollarjagen hineingelebt hat, daß er nicht einmal, wo es durchaus gestattet wäre, ruhig gehen mag, sondern Trab läuft, weit lieber fährt oder reitet, ist der Mexicaner vornehm ruhig, ja phlegmatisch — darin traf sich die Grandezza des Castilianers mit dem Ernste, der stoischen Haltung des alten Indianers. Frauen und Mädchen zeigen auffallend häufig große Schönheit; es ist indessen nicht die glühende Schönheit der Spanierin, es ist, wie wir hier lesen,

eine sanfte, dunkle Schönheit, mit den schmachtenden, sehnsüchtigen Indianeraugen und den schweren tiefschwarzen Haaren, die in zwei lange Zöpfe geflochten über den Rücken herabhängen.

Die farbenreichen, frisch aus der Augenblickslage heraus entworfenen Reisebilder gewähren uns manchen genußreichen Einblick auch in die Sittenzüge der Mexicaner. Nach alter Steinzeitsitte (die Steinzeit währte ja hier bis ins 16. Jahrhundert) sehen wir das Brotkorn, d. h. den Mais, auf dem Reibsteine mit der Hand zermahlen, lernen den Truthahn in seiner eigentlichen Heimat, das ist eben Mexico, kennen, wo noch heute sein Fleisch, mit scharfem Chilepfeffer zubereitet, neben den Frijolas (den schwarzen Bohnen) die Volkskost ausmacht. Wir sehen einen Indianer im Bilde vor uns, wie er aus dem innersten Herzstück eines hohen, steifen Blätterbüschels der Agave den von der Natur zur Bildung des hohen Blütenkandelabers bestimmten Saft heraussaugt, um das althergebrachte mexicanische Ersatzmittel des Weins, den Pulque, zu gewinnen, dieses wie schlechte Milch aussehende, widrig wie Bierneigen riechende Getränk, an dessen angenehm säuerlichen, erfrischenden Geschmack sich doch selbst der Fremde bald gewöhnt. Es ist zumal für die Hauptstadt des Landes so wichtig wie das liebe Bier für die Münchener: jeden Abend treffen dort von drei Richtungen Züge ein, welche den Pulque für den nächsten Tag herbeiführen, und am nächsten Abend ist von dieser Riesenfracht kein Tropfen mehr übrig — täglich vertrinkt man in der einen Stadt Mexico 65—80000 Mark an Pulque!

Das trägt auf den Kopf der etwa 350000 Einwohner zählenden Kapitale doch nur wenige Pfennige, und der Verlockung für so wenig Geld sich einen Rausch zu kaufen (den der Pulque, ein rasch gährender Pflanzensaft, so plötzlich zu erwirken im Stande ist wie bei uns der „Federweiße"), widersteht nicht ein jeder! So billig wie der Trunk ist die Speise für das Volk, auch das Fleisch, sowol frisches als (nach der Elle gemessenes) an der Sonne gedörrtes, bandartig geschnittenes Rindfleisch. Manche Familie kommt in dem glücklichen Mexico mit 5 Realen

(2 Mark) zum Unterhalt für einen ganzen Monat aus! Indessen das erscheint als ein zweideutiges Glück, weil bei der urwüchsigen Bescheidenheit dieses Volks betreffs der Ansprüche an des Lebens Güter und jener Wohlfeilheit des Unentbehrlichen der Antrieb zur fleißigen Arbeit fehlt.

Fernab von den größern Städten leben die Landeskinder noch in alter Unwissenheit, äußerlich katholische Christen, im Herzen noch Heiden. Im Stillen zünden sie noch daheim nach dem Brauche der Altvordern vor misgestalteten Götzenbildern die schwarzen Wachskerzen an. In anderer Richtung verrathen sie eine abergläubische Scheu vor Idolen, die sie in der Wildniß, etwa mitten im Walde finden: sie verstümmeln die an verlassener Stätte halb überwucherte Statue, denn, sagen sie, falls man dem Bildwerk Kopf, Arm oder Bein abschlüge, habe es keine Macht mehr über den Lebenden.

2. Europäische Wanderungen von Karl Kollbach. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1889. 8. 4 M. 80 Pf.

Streifereien aus den verschiedensten Theilen unsers Heimatserdtheils werden hier in anmuthigem Stile uns geschildert. Die Alpen und Südeuropa walten vor. Bald schauen wir auf die verhältnißmäßig selten durchwanderten Gefilde Portugals oder betrachten in Lissabon ein Stiergefecht, in den Baskenlanden das seiner Sprache nach älteste Volk Europas, bald athmen wir italienische Luft, schlendern in Griechenland und Konstantinopel umher, in Dalmatien, Ungarn, Böhmen, auf dem Riesengebirge, in Norderney, am englischen Strande oder an dem von Scheveningen. Neben der im Vordergrunde des Interesses stehenden Landschaftsnatur werden doch auch die Bewohner gewürdigt. Wir heben zum Beweis dessen eine Stelle heraus aus dem Kapitel „Diesseit und jenseit der russischen Grenze“:

Merkwürdig ist, daß das Russenthum, trotz aller angewandten Gewalt, größte Mühe hat, auf die Dauer seine Vertreter im Westen vor dem Verschmelzen mit dem Polenthum zu bewahren. Die durchweg höhere Cultur des letztern und die Stammesverwandtschaft beider Völker erleichtern diesen Proceß. Nur durch die beständigen Versetzungen und die stete Zufuhr unverfälschter russischer Volkselemente ist das Russenthum im Stande, sein Uebergewicht in Polen zu sichern oder sogar siegreich sich innerhalb der Bevölkerung auszubreiten. Dem Fremden verleidet indessen dieser nationale Haß auf die Dauer den Aufenthalt in Russisch-Polen; der Deutsche leidet obendrein noch gelegentlich unter der gerade in jüngster Zeit genährten Abneigung des russischen Beamtenthums gegen unsere Nation. Unter der Landbevölkerung verspürt man glücklicherweise von diesem Hader noch wenig, und hier, wo das Alte sich länger erhält, die Schritte der Cultur, die nach dem Osten vordrang, nur schwache Spuren zurückgelassen haben, spielt sich das polnische Leben noch in der alten Weise ab, wie wir es aus frühern Reisebeschreibungen kennen. In kleinen, niedrigen, strohgedeckten Hütten wohnt noch viel Entsagung, aber auch Dummheit, Schmutz und Elend. Noch heute steht der Bauer in einem argen, mehr durch die Gewohnheit und Ueberlieferung als durch die Gesetze gehaltenen Abhängigkeitsverhältniß zu seinem adeligen Herrn. Seine Wohnung, seinen Acker hat er von ihm in Pacht; er mit seiner ganzen Familie dient auf dem Gute. In einem besondern Stalle des Gutsherrn steht das Vieh der zur Besitzung gehörigen Leute. Man weist jedem ein Stück Wiese oder Feld zur Nutznießung an, und davon erlangen sie das Futter. Der Ertrag des Stück Viehes, das in seinem dürftigen Aussehen sehr von dem Eigenthum des Herrn absticht, wird meist von ihrer eigenen Haushaltung aufgebraucht, sonst gehört der aus dem Verkauf von Milch und Butter gewonnene Erlös ihnen. Das Verhältniß hat etwas Patriarchalisches; es mag für die Leute, deren Bedürfnisse gering und deren geistiger Horizont beschränkt ist, in manchen Fällen, wo die Herrschaft gnädigen Sinnes ist, ein ganz erträgliches sein, unter andern Umständen wird es erdrückend.

3. Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von P. Lindau. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Eingeladen zur festlichen Eröffnung der Eisenbahnlinie Vranja-Uesküb, durch welche das Bahnsystem Mitteleuropas über Ungarn und Serbien Anschluß an die nach Saloniki führende macedonische Linie und somit an das große Verkehrsgebiet des Mittelmeers erhielt, unternahm Paul Lindau eine südeuropäische Fahrt, die ihn in wenigen Wochen über Saloniki nach Stambul, nach Bukarest, Sinaja und einem andern Juwel rumänischen Landes, nach Curtea de Argesch, führte.

Allerdings sind es nur „flüchtige Aufzeichnungen“, wie es der Titel besagt. Indessen wird sie jedermann gern lesen, eben weil sie ohne jegliche Nebenabsicht die persönlichen Eindrücke der kurzen Ausfahrt so treu wie kurzweilig widerspiegeln und uns anschaulich hineinversetzen in die serbischen, macedonischen, thrazischen, walachischen Gegenden mit ihren farbenreichen Volkstrachten, überhaupt mit ihrem seltsamen Hineinreichen des Morgenländischen auf den Boden Europas. Und dazu die reizvolle Naturscenerie! Das naturfrische Serbien, welches bei seinen fruchtbaren Fluren, dem satten Grün seiner Wälder, den von Wassern rauschenden Gebirgen den vollen Gegensatz bildet zum dürren, waldarmen griechischen Süden der Balkanhalbinsel; der herrliche Blick vom malerisch gelegenen Saloniki aufs tiefblaue Aegäische Meer und den erhabenen Olymp, wo nun die Götter aus- und die Räuber eingezogen sind; die bezaubernde Fahrt nach dem Goldenen Horn, die um so unfreundlichere über den „ungastlichen“ Pontus nach Varna und schließlich durch das aus tiefem Verfall unter dem Türkenjoche so freudig unter Hohenzollernscepter aufstrebende Rumänien!

Reinhardsbrunn war in all seinen sanften, lieblichen Reizen leichter herzustellen aus einer ebenso gearteten Natur; da bedurfte es nur eines künstlerischen Verständnisses, um zu finden, wie an die Gegebenheit des freundlichen Vorgeländes des Thüringerwaldes anschließend Schloß und Park und Weiher geschaffen sein wollten um auszusehen, als seien sie gleichsam von selbst herausgewachsen aus solcher Umgebung als deren Blütenkrönung. Wie anders dies Karpatenschloß Sinaja! Berge galt es da abzutragen, steile Schrofen in sanfte Gehänge zu wandeln, ehe unsern einem alten Kloster und einem neumodischen Badeorte die finstere Waldschlucht des tosenden Pelesch in solch ein Idyll umgestaltet werden konnte!

Auf schattigem Wege fahren wir durch Buchen, Kastanien und Tannen, als plötzlich wie durch einen Zauber ein herrliches Schloß, ein wahres Märchenschloß, vor uns wie aus der Versenkung aufsteigt. Ganz abgeschlossen vom Treiben des Modebades, in einem schmalen Seitenthale, das der lustige Pelesch fröhlich durchplätschert, über Kiesel rauschend und hüpfend und sich nur eine kurze Rast gönnend, um dann in munterm Fall thalwärts weiterzuspringen — da, wie ein Kleinod in grünen Sammt eingeschachtelt, liegt es da, das unvergleichlich schöne Schloß: im Thal versteckt auf einer sanften, dichtbewachsenen grünen Anhöhe, im Rücken gedeckt vom uralten Wald mit den gesundesten, kräftigsten Bäumen, rings eingeschlossen von mächtigen Bergen, als deren stärkste steinerne Wacht jener schön zerklüftete Felsenkamm dasteht, der in dem trotzigen Caraiman endigt. So liegt das Schloß da, bespült vom Pelesch, dessen Fall stark genug ist, um einen hohen Springbrunnen vor dem Schlosse aufzujagen und die Maschinen zur elektrischen Beleuchtung zu treiben. Das Schloß, im Stile der deutschen Burgen, wirkt in der frohen Willkür seiner Gliederung und Anordnung, mit den viereckigen und runden Thürmen, den Giebeln, Erkern und Galerien, ungemein malerisch. Und von geradezu verblüffender Schönheit und Pracht ist die innere Einrichtung. Jede Einzelheit ist ein Meisterwerk in ihrer Art.

4. Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. Von W. Müller. Rathenow, Babenzien. 1889. Gr. 8. 3 M.

Die merkwürdige Ueberlieferung Herodot's, wonach bereits um das Jahr 600 v. Chr. auf Befehl des Königs Necho von Aegypten ein phönizisches Geschwader von der Stätte des heutigen Suez aus Afrika umfahren habe, wird hier ausführlich von neuem untersucht. Ohne an dieser Stelle den Leser in die Einzelheiten der durchaus fachmäßigen Untersuchung einführen zu können, bemerken wir nur, daß der Verfasser nach kritischer Sichtung sowol der thatsächlichen Verhältnisse, unter denen die Fahrt ausgeführt sein soll, als auch der nicht wenig zahlreichen gegnerischen Ansichten sich zu neuer Erhärtung der vollen Glaubwürdigkeit der Herodotischen Erzählung geführt sieht.

5. Ein Wort für die Zeit. Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Von dem Verfasser von „Kolonniales". Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889. Gr. 8. 40 Pf.

Ein gut gemeintes, aber recht unbedeutendes Schriftchen, das besser ungedruckt geblieben wäre. Auf 20 Seiten wird in sehr allgemein gehaltenen Redewendungen darzuthun versucht, daß wir Deutsche unsere Schutzgebiete als — Ackerbaucolonien hauptsächlich verwerthen sollten, um dem nothleidenden Bauernstande, diesem „letzten, selbst nur noch in Verkümmerung vorhandenen kleinen Reste der physischen Kraft des alten Germanenthums" aufzuhelfen! Denn als Plantagen und Handelscolonien brächten jene Schutzgebiete doch nur wenigen unter uns Nutzen. Um letztern Irrthum zu widerlegen, genügt einfach der Hinweis auf Java und den beneidenswerth allgemeinen Wohlstand der niederländischen Nation. Nach S. 18 hält der Verfasser die „Südsee" und den „Großen Ocean" für zwei verschiedene Meere; ebenda verkündet er, Deutsch-Afrika stehe hinsichtlich der handelsmännischen Ausnutzung „unter dem Nullpunkt". Ob er, der seine Schrift in Hamburg drucken ließ, noch gar nichts von den Millionen gehört hat, die Jahr für Jahr im Palmöl- und Elfenbeinhandel durch unsere hamburger Kaufleute umgesetzt werden? Dafür träumt er von Massenauswanderung unserer Bauern nach Kamerun und Umgegend, ja von späterer militärischer Organisation derselben als „Bataillon Togo", „Bataillon Kamerun"!

Alfred Kirchhoff.

Zur Verslehre.

Der Reim. Von Sigmar Mehring. Berlin, Selbstverlag. 1889. 8. 3 M.

Es fehlt in unserer Literatur nicht an verdienstlichen Arbeiten über die Kunst des Dichtens, auch ist dabei über das Reimen und seine Gesetze Mannichfaltiges zusammengetragen worden. Immerhin aber wird es noch Zeit kosten, ehe zu einer allseitigen Klarheit über das auf diesem vielumfochtenen Gebiete mit Recht Anzustrebende gelangt werden kann; die Aussprache im Süden des Reichs weicht von der des Nordens zu erheblich ab und daß beide jemals ganz dieselben seien, ist weder zu erwarten, noch auch zu wünschen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift beschäftigt sich zunächst mit den Anfängen der deutschen Reimkunst, schildert dann ihre allmähliche Entwickelung und schließt mit den Aussichten für ihre Fortbildung. Zur Geschichte des Reims zieht er das Morgenland, Otfried, die Minnesänger, Luther, Opitz, Klopstock und Platen heran. Er untersucht dann den Reim bei den Lyrikern (von Gellert bis Goethe, dem er die nachclassischen Dichter anreiht) und ferner bei den Epikern und den Dramatikern. Darauf wendet er sich zu dem Reimen des Auslandes, um endlich sich über Reim und Rhythmus, den deutschen Reimschatz und die sogenannte Reimreinheit zu verbreiten. Im ganzen wird dem maßvollen Standpunkee des Verfassers beizupflichten und ihm für manche Richtigstellung der in Rede stehenden Regeln Dank zu zollen sein. Hie und da geht aber auch aus seiner Arbeit die Aussichtslosigkeit hervor, je über die phonetischen Unterschiede der deutschen Aussprachen ganz hinauszukommen, zählt er doch zu den Verstößen Platen's gegen die echte Reimregel Herz, Erz, Scherz, wie nicht minder müßig und flüssig. Ueberhaupt würde gegen dies und das, fehlte nicht der Raum dazu, Einsprache zu erheben sein. So stimmt Mehring z. B. mit Schopenhauer überein, Rhythmus und Reim seien „ein Bindemittel unserer Aufmerksamkeit", während doch wol dem Rhythmus und dem Reime vor allem ein stimmender, musikartiger Einfluß zuzuschreiben ist und das Aufmerken auf die Form, was vor allem bei der Alliteration zu beobachten ist, von dem ungetheilten Genießen des Inhalts ablenkt. Mit Recht steht er dagegen in Betreff

des Werthes der gekünstelten Formen gleich vielen seiner Vorgänger auf dem Boden der Abwehr, soweit die Aeußerlichkeiten dabei zur Hauptsache werden, doch wo, wie bei Rückert, die Poesie des Morgenlandes zu Reimkünsteleien nöthigt, hat er für sie ein dankbares Ohr. Beizustimmen ist wol unbedingt auch seiner Forderung an die Dichter, in ihrer phonetischen Behandlung des Reims sich selbst treu zu bleiben, nicht heute so und morgen wieder anders zu reimen, es sei denn, sie zählten zu den grundsätzlich Regellosen. Von dem Ergötzen des Auges des Lesenden durch die Buchstabengleichheit der miteinander gereimten Worte will er ebenso wenig wissen, wie dies Wilhelm Grimm gethan hat, dem es auch ja einzig auf ein Ergötzen des Hörenden ankam. Bücher, wie das vorliegende, pflegen nun freilich, da sie auch mit den künstlichen Reimarten den Dichterling bekannt machen, die weitverbreitete Neigung zu poetischer Einkleidung unbedeutender Gedanken zu fördern. Es sei daher schließlich noch an das Goethe'sche, auch von dem Verfasser an passender Stelle angeführte Verslein erinnert:

Ein reiner Reim wird wol begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die herrlichste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

In der Wahlzeit entstanden, aber über sie durch ihre Bedeutung hinausreichend sind soeben zwei Schriften erschienen, denen wir viele denkende Leser wünschen: „Die Kaiserlichen Erlasse, die Parteien und die Reichstagswahl. Von Dr. Richard Rosenmund" (Berlin, Heymann), und „Die conservative Partei unter Kaiser Wilhelm II. Von Konrad Valentin" (Berlin, Deubner).

Die erste Schrift (nur 42 Seiten stark) beleuchtet die Aeußerungen der Oppositionspresse über die hochbedeutsamen Erlasse des Kaisers vom 4. Februar zur Weiterführung der Arbeiterschutzgesetzgebung, widerlegt die durch jene Organe ausgestreute Legende vom Zwiespalte des Kaisers und des Kanzlers und bemüht sich die in den erwähnten Blättern kundgegebene Zustimmung zu den neu gewiesenen Bahnen der Socialpolitik auf ihre Beweggründe zurückzuführen. Die zweite Hälfte der Darlegung erörtert in ernstester Prüfung der Sachlage den Moment, welchen die Erlasse im Entwickelungsgange unsers geschichtlichen Lebens einnehmen, und die Nothwendigkeit für die drei nationalen Parteien, in gegenseitiger Annäherung, ungeachtet der gerade ihnen erwachsenden schwersten Opfer, in vorderster Reihe an der Ausgestaltung der gegebenen Grundzüge der Socialpolitik mit der Reichsregierung zusammen zu arbeiten.

Die andere doppelt so umfangreiche Schrift schildert die gegenwärtige Zerfahrenheit der conservativen Partei Preußens, die Mängel der völlig im Dunkeln verborgenen Parteileitung, den Uebelstand, daß sie ausschließlich aus Parlamentariern gebildet ist und daß sie die Minderheiten in den nicht im Reichs- und Landtage vertretenen Wahlkreisen ganz aus dem Auge läßt. Aus der conservativen Partei heraus geschrieben und nur über sie handelnd ist das Büchlein doch für jeden Politiker sehr bemerkenswerth und wohl geeignet, nach den jüngsten Wahlergebnissen in den andern Cartellparteien zur Erkenntniß zu führen, wie viel in den letzten drei Jahren versäumt, gefehlt und namentlich statt der Pflege und Entfachung eines frischen Zuges wirklichen staatlichen Lebens unter den Bürgern einzig die Parteischablone geritten ist — mit welchem Erfolge, liegt nun zu Tage.

Neben diesen Broschüren soll auf das treffliche Buch des Reichstagsabgeordneten W. Kulemann: „Die Socialdemokratie und deren Bekämpfung. Eine Studie zur Reform des Socialistengesetzes" (Berlin, Heymann), als auf eine streng sachliche, gründliche Belehrung über das Wesen und die Gefahr der so gewaltig überhandnehmenden staats- und gesellschaftsfeindlichen Richtung hingewiesen werden. Die eingehende Darlegung der im allgemeinen Rechte enthaltenen Schutzmittel gegen das Umsichgreifen und die Niederhaltung einer gemeingefährlichen Bewegung macht das Buch nicht nur zu einem Führer auf vielen Gebieten des öffentlichen Rechts, sondern klärt namentlich die oft nur ganz subjectiv ergriffene Stellungnahme des Einzelnen zur unausbleiblich wiederkehrenden Frage nach der Erneuerung des Socialistengesetzes, wobei die besondere Ansicht des Verfassers über den Ausweisungspunkt, an dem der dem letzten Reichstage vorgelegte Gesetzesentwurf leider scheiterte, in ihrem Werthe dahingestellt bleiben mag.

Bibliographie.

d'Albon, E. Baron, Unsere Kaiserin. Titelblattzeichnung von V. Hlawa. Wien, Szelinski. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Banning, E., Die politische Theilung Afrikas nach den neuesten internationalen Vereinbarungen (1885—1889). Ins Deutsche übertragen von A. Pfungst. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 4 M.

Dambor, Das Heil auf individuellem, socialem und politischem Gebiet. Plan zur Erlösung von den herrschenden Uebeln. Kleiner Auszug aus dem „Buch des Lebens". Leipzig, Hartung u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Egestorff, G., Von der Lebensstraße und andere Gedichte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Ganglbauer, Cardinal Dr. Coelestin Joseph, Fürsterzbischof von Wien. Ein Lebensbild. Wien, Woerl. 8. 50 Pf.

Hanslick, E., Moderne Oper. V. Thl. — A. u. d. T.: Musikalisches und Litterarisches. Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1889. Gr. 8. 5 M.

Jordaens, H., Der heilige Kreuzweg in 14 Gesängen. Düsseldorf, Schulgen. 8. 1 M. 50 Pf.

Laspeyres, H., Heinrich von Dechen. Ein Lebensbild. Bonn, Cohen u. Sohn. 1889. Gr. 8. 3 M.

Merkle, J., Katharina Pawlowna, Königin von Württemberg. Beiträge zu einer Lebensbeschreibung der Fürstin, besonders nach neueren russischen Quellen. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Muff und Wencher, Geschichte des Grenadier-Regiments König Karl (5. Württembergisches) Nr. 123. Auf Veranlassung des Regimentskommandeurs nach den vorhandenen Quellen zusammengestellt. Stuttgart, Metzler. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Plew, J., Quellenuntersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrian, nebst einem Anhang über das Monumentum Ancyranum und die kaiserlichen Autobiographien. Strassburg, Trübner. 1889. Gr. 8. 5 M.

Schmid, A., Die deutsche Litteratur in der Klemme. Eine litterarische Randglosse. Weimar, Weißbach. 8. 1 M.

Schreiber, W., Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte. 1ster Bd.: Von den Agilolfingern bis zum Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 8 M.

Schwebel, O., Die Schweden vor Berlin. Historische Novelle. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 2 M.

Schweller, A., Aus stiller Klause. Ernste und heitere Lieder. Landshut, Krüll. Gr. 8. 3 M.

Semler, C., Die Weltanschauung Goethe's in den Leiden des jungen Werther. Dresden, Arnoldische Buchhandlung. 1889. Gr. 8. 75 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Jone. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1889. Gr. 8. 8 M.

Spicker, G., Spencer's Ansicht über das Verhältniss der Religion zur Wissenschaft. Münster, Coppenrath. 1889. 4. 80 Pf.

Spitta, F., Drei kirchliche Festspiele für Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Straßburg, Heitz. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stocker, F. A., Basler Stadtbilder. Alte Häuser und Geschlechter. Mit 4 Bildern in Lichtdruck und 3 Textillustrationen. Basel, Georg. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Transil, M., Die Theater-Tante. Novelle. Hamburg, Carly. 12. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.**

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung

von

Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Fünfte Auflage.

In 9 Bänden. Geh. 19 M. · Geb. 27 M.

Eine neue unveränderte Auflage der bekannten von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen und von anerkannten Meistern der Uebersetzungskunst verfaßten deutschen Uebersetzung Shakespeare's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Drittes Heft.**

Inhalt: Die thörichten Jungfrauen. Erzählung von Wolfgang Kirchbach. — Bücher- und Bildungsideale. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Fortschritte auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Von Dr. Karl Beurle in Linz (Oberösterreich). — Zur Leitung der königlichen Theater in Berlin. Von *** — Ein catalanisches Lied von der Glocke. Von Dr. Woldemar Masing in Dorpat. — Die neue norwegische Regierung. Von Heinrich Martens. — Land und Freiheit. Betrachtungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Von Dr. Johannes von Keußler in St.-Petersburg. — Frankreich unter Carnot. (Ende October 1888 bis Ende Januar 1890.) Von J. Neumann. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

IN HEFTEN à 50 PFENNIG.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

16 Bände und 1 Supplementband.

MEHR ALS 400 TAFELN.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Soeben erschien im Verlage von **C. Kloss** in **Hamburg:**

Des

Publius Ovidius Naso Verwandlungen

metrisch übersetzt von

Julius Dieckmann.

Fröhliche Entgegnung des Verfassers auf ernste und heitere Angriffe.

Preis 30 Pfg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott grüße dich!

Religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

Dritte Auflage.

Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Gedichte

von

Paulus Gerhardt.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Geb. m. Goldschn. 5 M.

Hausaltar.

Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatz, der Hausandacht bestimmt.

Für das Pianoforte eingerichtet

von

Wilhelm Volckmar.

Zweite Auflage. Cartonnirt. 4 M.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ 850 $\frac{1}{1}$ 300 $\frac{1}{2}$ 150 $\frac{1}{4}$ 75 = Pfd.-Dose Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Drogengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 13. März 1890.

Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Erzählungen und Romane. Von Fritz Lemmermayer. — Plattdeutsche Dichtungen. Von Rudolf Doehn und Karl Fallmann. — Zur Mythologie und Uebersetzungskunst. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Henriette Maréchal. Drama in drei Acten von Edmond und Jules de Goncourt. Uebersetzt und eingeleitet von Fritz Mauthner. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 1 M.

Die „Freie Bühne", eine Vereinigung von Literaturfreunden in Berlin, die zuweilen irgendein Theater in der Reichshauptstadt für einen Vormittag miethet, um darauf ein beanstandetes oder vergessenes Schauspiel von Berufsdarstellern spielen zu lassen, hat auch dieses Drama herausgegeben.

Es ist ein fein und geistvoll geschriebenes, aber an sich höchst trauriges und unser deutsches Gefühl tief verletzendes Stück. Der Uebertrager desselben hat vollkommen recht, wenn er die Brüder Goncourt als Schriftsteller rühmt und von ihnen behauptet, daß sie „zu den Urhebern der ganzen neuen Literaturbewegung gehören", d. h. daß von ihnen aus zuerst der Realismus in die heutige Poesie gebracht worden sei, allerdings durchaus maßvoll und die Grenzen der Schönheit nicht überschreitend. Fritz Mauthner sagt mit Recht: „Die Brüder Goncourt, Künstler bis in die Fingerspitzen, sind die Nervenschriftsteller des Realismus; Zola ist oft genug beim Fleische stehen geblieben." Das will heißen: letzterer ist sinnlich, mehr an den äußern Lebenserscheinungen haftend, indeß die erstern ihr Bestreben auf das Innere, die Vorgänge der Seele gerichtet haben. Und das ist in der That der Fall. Die Art und Weise, wie in „Henriette Maréchal" das Entstehen und Wachsen einer sträflichen Neigung, die Liebe zwischen einer verheiratheten Frau, der Mutter einer eben erwachsenen Tochter, und einem jungen Manne, Paul de Bréville, geschildert wird, ist voll psychologischen Reizes und von einer echt dichterischen Zartheit. Paul de Bréville hat Madame Maréchal auf dem Maskenballe im pariser Operuhause kennen gelernt. Ihr Gatte ist eine kurze Zeit aus der Loge im ersten Range, die er mit seiner Gemahlin eingenommen, hinausgegangen, um einen ungetreuen Kassirer, den er unter dem Maskengewühl erkannt hat, festnehmen zu lassen. Während dessen wird die Zurückgebliebene von einem zudringlichen Manne belästigt und von Paul de Bréville in Schutz genommen. Der erste Act schließt mit einer Ausforderung zum Zweikampfe zwischen beiden.

Im folgenden hat das Duell stattgefunden und Paul ist, zum Tode verwundet, in das Landhaus Maréchal's gebracht worden, in dessen Nähe es zufällig vor sich gegangen. Man hegt und pflegt ihn darin und er genest. Bei dieser Gelegenheit in die Familie eingeführt, erkennt er bald, daß Madame Maréchal die Dame ist, an der er zum Ritter geworden und deren Anmuth und Geist ihn so gefesselt hält, daß er alles um sich her vergißt und auch Henriette nicht bemerkt, die artige Tochter, die eine tiefe Empfindung für ihn in sich hat entstehen fühlen.

Dieser zweite Act, in welchem Madame Maréchal alles thut, was sie kann, um Paul und sich selbst einer verderblichen Leidenschaft zu entziehen, ist meisterhaft; meisterhaft auch der endliche Ausbruch derselben.

Im dritten Aufzuge befindet man sich in einem Seebade. Frau Maréchal ist erlegen und eine schuldige Frau geworden. Die unglückliche Tochter hat es bemerkt. Ihr Vater, der Paul lieb gewonnen, will sie diesem vermählt wissen. Aber Henriette weigert sich. Das macht Maréchal stutzig und er beginnt argwöhnisch zu werden. Er spricht davon, daß die Dienerschaft schon öfter in der Nacht einen Mann um das Haus habe schleichen sehen. Er befürchtet angeblich einen Diebstahl und erzählt den Seinen, daß er sich deswegen mit einem Revolver versehen. Seine Gattin erschrickt, aber nicht nur darüber, sondern noch mehr, weil ihr plötzlich klar wird, daß Henriette Paul liebt und dessen Verhältniß zu ihr ahnt. Sie beschließt, zu entsagen. Trotz ihrer Warnung dringt Paul in der Nacht

wieder bei ihr ein, um sie von ihrem Beschlusse zurückzubringen. Mitten in der Hitze ihrer Unterredung hört man Herrn Maréchal an der Thür. Was thun? fragt Madame Maréchal voll Verzweiflung. Sterben! antwortet Paul. Da öffnet sich die Thür, Henriette erscheint im weißen Nachtgewande und aufgelösten Haaren, und während ihre Mutter in Ohnmacht sinkt, reißt sie Paul hinter sich in ihr Schlafgemach, löscht die Lampe und wird im Dunkeln von dem hereinstürzenden Vater niedergeschossen, indem sie ruft: „Es war mein . . . mein Geliebter, meiner . . . meiner!"

Dies Ende ist entsetzlich und trostlos, wie man uns einräumen wird. Die einzig Unschuldigen in dem Stücke, Maréchal und seine Tochter, büßen am härtesten, indem der erstere zum Mörder seines Kindes und das letztere elend getödtet wird. Und das alles, um die Ehre einer gefallenen Frau scheinbar zu retten. Scheinbar, denn daß der betrogene Gatte die Schuld seiner Gemahlin jetzt nicht entdecken sollte, ist kaum anzunehmen. Sollte er sie jedoch wirklich nicht entdecken, so würde er sein Schicksal doch vollständig verdienen und die ganze Tragödie wäre dann eigentlich umsonst. Ist sie das jedoch nicht, so hätte sie nun ja erst recht eigentlich zu beginnen.

Jedermann wird nach allem diesen leicht erkennen, daß das Stück im höchsten Grade grausam und dramatisch von zerschmetternder Austragslosigkeit ist. Wie die realistische Richtung überall schneidende Conflicte und Probleme aufstellt, ohne dieselben irgendwie befriedigend lösen zu können, ja, ohne auch nur den Versuch dazu zu machen, so sehen wir hier die Brüder Goncourt ebenfalls ohnmächtig davon abstehen oder dem Versuche verlegen ausweichen. Was hilft alle Kunst, aller Geist, alle schöne Sprache, wenn sie moralisch ins Leere schaffen und Gebilde erzeugen, die mit einem Verzweiflungsschrei der beleidigten Sittlichkeit schließen, der das Herz der Leser oder Zuschauer zerreißt, ohne demselben eine Erhebung oder versöhnende Läuterung bieten zu können. Einen Abgrund aufdecken, ohne die Mittel und Wege zu zeigen, die ihn überbrücken oder ausfüllen, ist eine Unternehmung, die schaudern macht, aber niemals dem deutschen Gemüthe lieb und zusagend werden kann.

2. Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit diesem Stücke führte vor einer Reihe von Jahren der inzwischen verstorbene Adolf Strodtmann den norwegischen Dichter zuerst bei uns ein, ohne viel Beachtung damit zu erregen. In der That ist die Komödie nicht gerade ein Meisterwerk. Sie hat zum Helden einen windbeuteligen Rechtsanwalt, der nichts weiter im Sinne hat, als durch eine reiche Heirath sich eine möglichst bedeutende und beneidenswerthe Stellung zu verschaffen. Er erscheint in einer Geschäftsstadt im südlichen Norwegen, um sich dort bei einem Volksfeste sogleich in die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu keinem andern Zwecke einzumengen, als um sich Ansehen, Einfluß und die Hand eines reichen weiblichen Wesens zu erobern. Er gründet den Bund der Jugend und bewirbt sich dabei der Reihe nach um zwei junge Mädchen und eine Witwe, von denen er jede sogleich wieder aufgibt, sowie er vernimmt, daß sie den bei ihr vermutheten Reichthum nicht besitzt. Endlich muß er, überall hinters Licht geführt, in seiner ganzen Niederträchtigkeit entlarvt, mit langer Nase abziehen und seine Bräute andern überlassen.

Dieser Vorwurf kann, wie man uns einräumen wird, nicht gerade auf Großartigkeit Anspruch erheben. Dazu kommt, daß er breit und umständlich ausgestaltet erscheint. Aber man muß dem Ganzen doch zugestehen, daß es glatt und rund in der Aufrollung der Handlung, werthvoll in der Charakteristik und in der leitenden Intrigue recht lustig ist. Unter allen Umständen sprechen Geist und wahrhaft dramatische Fähigkeit aus dem Stücke. Es walten Leben und echt künstlerischer Sinn darin, vereint mit einem Zuge frischen Humors. Vor allen Dingen ist es gesund in Stoff wie Austrag und weit entfernt von den krankhaften Problemen, welche Ibsen's spätere Schauspiele erfüllen und auf die deutsche Bühne der Neuzeit, nach unserer Ansicht wenigstens, von nicht eben glücklichem Einflusse geworden sind.

Einen Beleg davon stellt uns sofort vor Augen:

3. Gerechte Menschen. Drama in drei Acten von Hans von Basedow. (Allgemeine Büchersammlung lebender Schriftsteller. Sechster Band.) Leipzig, Körner. 1890. 8. 50 Pf.

Das Stück ist Henrik Ibsen gewidmet und in dessen Art verfaßt, also modern im verwegensten Sinne, realistisch in der Ausgestaltung und in seinem Problem und Conflict ebenso ungelöst, wie fast alle dessen Dramen es sind.

Was zunächst die behandelten Vorgänge betrifft, so sind sie für unsern Geschmack unerquicklich und widerwärtig. Das Schauspiel eröffnet sich damit, daß eine Mutter und deren irrsinnige Tochter den Sohn und Bruder Fritz aus dem Zuchthause erwarten, in welchem er vier Jahre gesessen, weil er den reichen Kaufmann Prötzner mörderisch überfallen hat. Es geschah dies, weil letzterer seiner Geliebten, Rosa mit Namen, Gewalt anthun und sie schänden wollte. Aus Schonung für seine Braut hat Fritz bei seinem Processe die Ursache seines Ueberfalls verschwiegen und dadurch seine Verurtheilung veranlaßt. Von ihm beschworen, haben auch Mutter und Schwester Bertha kein Wort der Aufklärung gesagt, was bei dem jungen Mädchen so belastend gewirkt, daß sie den Verstand verloren. Auch die Mutter ist in hohem Grade verbittert, einmal, weil man so hart gegen den Sohn verfahren und dann hauptsächlich, weil Rosa inzwischen Prötzner geheirathet und diesem ein Kind geboren hat. In ihrer Entrüstung hat sie das Kind verflucht und dieser Fluch bereitet ihr eine Art von Genugthuung, die sich bei ihr steigert, als sie Gelegenheit erhält, Prötzner tausend Mark vor die Füße zu werfen, die er ihr anbietet, damit sie den Sohn

zum Verlassen der Stadt berede. Weich und duldsam aber wird sie Rosa gegenüber, die sie aufsucht, um ihr zu bekennen, daß sie Fritz noch liebt und immer geliebt hat, Prötzner aber nur geheirathet hat, weil sie mit Fritz „zu weit gegangen" und sich durch ihn Mutter fühlte. Um dem Kinde einen ehrlichen Namen zu schaffen und ihm die Schande des rechtmäßigen Vaters nicht aufzubürden, hat sie dem ihr verhaßten Manne sich hingegeben. Dies Geständniß söhnt die Mutter mit ihr aus und vollends, als sich Rosa verpflichtet, mit dem Kinde zu Fritz zu halten, sobald dieser es verlangen sollte. Daß Fritz und Rosa sich gehören müssen unter solchen Umständen, steht bei der Mutter fest und sie gibt Andeutungen, nach denen sich schließen läßt, sie sei willens, mit eigener Hand Prötzner zu tödten, wenn es nöthig sein sollte.

Inzwischen kommt der Sohn in der That zurück, wodurch Bertha ihre Sinne wieder erhält, Fritz aber fast rasend wird, als er Rosa's Verheirathung mit Prötzner erfährt. Mutter und Schwester trösten ihn jedoch, indem sie ihm die Beweggründe Rosa's und ihr Versprechen mittheilen: auf seinen Wunsch mit dem Kinde ihm angehören zu wollen. Im dritten Acte erscheint Rosa in der That mit dem Kinde, das indeß seinem wahren Vater fremd und abweisend begegnet und weinend nach dem andern verlangt. Bertha, die sich besonders mit ihm beschäftigt, glaubt ein gutes Werk zu thun, indem sie das Kind mit der Schere ersticht. Die Mutter ruft: „Mein Fluch — mein Fluch — er ist furchtbar in Erfüllung gegangen." Fritz und Rosa aber, nachdem sie sich über den Mord entsetzt, fallen sich in die Arme, indem der erstere: „Jetzt bist du mein" und die andere: „Dein für immer" sagt; Bertha jedoch fällt in ihren Irrsinn zurück.

Dies das Stück, dem wir unsere Geneigtheit zuzuwenden von unserm Standpunkte aus nicht im Stande sind. Im Vorworte erörtert der Verfasser die ästhetischen Grundsätze der neuen dramatischen Richtung, der er angehört; wenn indessen mit diesen nicht bessere Schöpfungen, als die in Rede stehende eine ist, gezeitigt werden, so dürfte kaum irgendetwas Ersprießliches davon zu erwarten sein. Die Arbeit ist in sich unklar, breit gezogen und ohne jeden eigentlichen Austrag in der aufgegriffenen Handlung. Das unschuldige Kind ist ja doch kein Hinderniß für die Vereinigung von Fritz und Rosa. Das Hinderniß besteht ja in Prötzner, der ganz aus dem Spiele bleibt und doch allein einen entscheidenden Einspruch zu thun hat. Seltsam und für das gesunde Gefühl geradezu verletzend erscheint, daß Mutter, Tochter und Sohn unausgesetzt sich für „gerechte Menschen" erklären und dabei beständig Unrecht thun. Der Sohn hat Rosa vor der Heirath geschwängert, die Mutter das an sich selbst doch unschuldige Kind verflucht und Bertha ermordet es sogar. Wenn das die gerechten Menschen zu vollbringen vermögen, dann wissen wir nicht, was wir von den ungerechten uns zu gewärtigen haben sollen. Und daß der Verfasser in diesen ungerechten „gerechten" Menschen eine tragische Schuld habe aufdecken wollen, ist doch entschieden nicht anzunehmen, weil sie alle straflos bleiben und selbst Bertha's Blutthat durch den wieder ausbrechenden Wahnsinn einigermaßen entschuldigt werden soll.

Wie so viele Dramen der neuen Schule trostlos sind und einen niederdrückenden und peinlichen Eindruck machen, so ist das auch in diesem vorliegenden Werke der Fall. Es zeigt in sich nichts Erhebendes und Läuterndes auf, sondern ergeht sich in lauter kranken und häßlichen Verhältnissen und Vorstellungen, darin wir irgendeinen Nutzen oder ein Heil für unsere nationale Bühne nicht zu erblicken vermögen.

4. Bischof Lothar. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 2 M.

Die Tragödie spielt Ende des 16. Jahrhunderts in einem deutschen Fürstenthume zwischen Katholiken und Protestanten, die von einem katholischen Erzpriester, Graf Simbart, und seinem Vertrauten, dem Jesuitenpriester Ungold, durch allerlei Aufreizungen und schändliche Vorspiegelungen gegeneinander aufgehetzt werden. Der aufgeklärte protestantische Fürst Kurt von Eberstein hat den besten Willen, die beiden Kirchen unter seiner weltlichen Herrschaft zu versöhnen, und ist entschlossen, mit gutem Beispiele dadurch voranzugehen, daß er Angelika, des Bischofs Yburg Pflegekind, seine Hand anträgt. Der Bischof Lothar von Yburg ist anfangs wohl damit zufrieden, wird aber von Graf Simbart und seinem Helfer durch Trug und Lug derart aufgestachelt, daß er schließlich, wie er meint, zur Ehre seines Glaubens sich selbst und den Fürsten bei dem Verlöbnisse vergiftet. Beide sterben, und Graf Simbart wird, nachdem Ungold seine Abscheulichkeiten reumüthig eingestanden, von dem empörten Volke entsetzlich ermordet.

Es ist alles in dem Stücke dunkel, dabei trocken in der Sprache und in der Entwickelung ohne jede psychologische Vertiefung. Bischof Lothar, die eigentliche Hauptfigur, erscheint so schwankend und kindlich unselbständig in seiner Gesinnung und Handlung, daß man unmöglich Theilnahme für ihn gewinnen kann. Das ganze dramatische Erzeugniß ist wie in schlechter Holzschnittmanier ausgeführt, grob in den Linien, stumpf im Ausdrucke, stillos im eigentlichen Wurfe.

5. Weltrevolution. Sociale Tragödie von Fritz Lienhard. Dresden, Pierson. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Ohne Zweifel die Jugendschöpfung eines Schriftstellers, der zu den Dramatikern der neuesten Richtung, das will sagen, zu jenen Anhängern der realistischen Schule gehört, die da meinen, die mehr und mehr aus den Fugen gerathende Gesellschaft durch ein Spiegelbild ihrer Laster und Sünden wieder bessern und einrenken zu können.

Unser Verfasser zeigt uns einen entsittlichten Adel, einen geldgierigen, herzlosen Bürgerstand, eine gedrückte, zur Verzweiflung gebrachte Arbeitermasse und in einer

etwas sonderbar gemischten Studentenverbindung einen jungen Brausekopf, Paul Sturmegg, der mit dem heroischen Pathos und dem tragischen Gebaren eines Karl Moor sich an die Spitze einer ausbrechenden Empörung stellt, einer Weltempörung: denn das ist das charakteristische Merkmal unsers jüngsten deutschen Dichtergeschlechts, daß es alles, was es aufstellt, in Uebertreibung und möglichst großen Worten aufstellt. Der Aufstand eines einzelnen Volks genügt nicht, es muß der Aufstand aller Nationen, die Arbeiterbevölkerung der ganzen Erde sein. Die Handlung spielt, den Reden des Helden nach, in Preußen, es wird jedoch dabei angenommen, daß das Universum daran betheiligt und in ihr gleichsam der Inhalt und das Wesen unserer Zeit gegeben sei. Die Kraft der Arbeit gegen die Macht des Kapitals und die Gewalt des alten Staats, das ist die Losung. Es soll und muß ein neuer begründet werden. Paul Sturmegg, der Poet der Neuzeit, sagt:

Der Dichter wird der Befreier dieser Zeit sein! Wir werden zu ihnen sprechen, so direct, so zum Greifen faßlich, so unmittelbar in Ohren und Herz hinein, daß sie zittern sollen unter der Wucht und Geisteskraft, die durch alle meine Worte und Werke braust! ... In meinen Helden werde ich an die Rampe treten: „Auf, ihr da alle! Nicht zu euerm Genusse und Amusement stolziren wir über diese Bretер und inscenіren tragische Geschichten! Euch stellen wir dar, euch in euerer ganzen Nichtigkeit und Alltäglichkeit gegenüber dem mächtigen Weben des urewigen Weltgeistes und dem dröhnenden Gange der Weltgeschichte. ... Auf zu Geist und Kraft und Größe! Sonst wehe euch! Es wird euch ergehen wie diesen.“ ... O, ich sage, sie müssen wirken diese Flammenworte, auflodernd aus einer großen Seele. Und er muß, dieser Geist, wie ein Steppenfeuer die ganze junge Generation erfassen! Dann wird der gordische Knoten der socialen Frage von selbst sich entwirren, nein, durchhauen werden wir ihn mit dem Flammenschwerte des Idealismus!

Das klingt nach etwas, wird man uns einräumen, und man meint, daß man danach Großes erwarten müsse. Aber was geschieht? Der ausgebrochene Arbeiteraufstand ist anfangs siegreich, er treibt die Truppen aus der Hauptstadt, unter Anstiftung fremder Aufhetzer (Engländer, Italiener, Russen) wird gebrandstiftet und gemordet und eine Volksregierung eingesetzt, deren Haupt natürlich Paul Sturmegg ist. Wie einen zweiten Masaniello jedoch bringt ihn diese Stellung um seinen Verstand und er wird selbst zum Tyrannen, der stets den Revolver zur Hand hat und jeden niederschießt, der sich seinen Befehlen widersetzt. Das Ende vom Liede ist, daß die Armee heranrückt, den Aufstand unterdrückt und alle Aufrührer niedersäbelt, deren sie habhaft wird. Paul Sturmegg aber läßt sich feige zur Flucht verleiten und flüchtet zu der von ihm verlassenen Geliebten, die ihm großgemuthet ein Beispiel gibt, und als die Häscher ihn bei ihr suchen, das von ihm bereitete Gift trinkt, während er sich erschießt.

Dies der Verlauf des Stücks, dessen eigentlichen Sinn und Zweck zu errathen kaum möglich ist. Was will der Dichter im Grunde mit seinem Werke? Er zeigt die Verderbtheit der heutigen Gesellschaft und läßt gegen dieselbe revoltiren, um diese Revolte durch allerlei schlechte Elemente, Verkehrtheiten und Verbrechen elend und jämmerlich zum selbstverschuldeten tragischen Untergange zu bringen. In der ganzen socialen Tragödie ist weder rechter Halt, noch Kern. Sie erscheint verwirrt, schwankend, ein in dramatischer Fechterstellung wuchtig ausgeführter Keulenschlag ins Blaue hinein, denn sie macht diejenigen Personen, die sie zuerst groß und bedeutend hingestellt, am Ende erbärmlich oder geradezu lächerlich. Und unklar und zerfahren wie die Vorgänge ist auch die Sprache. Neben dem Schwunge und hohen Kothurne der Heldenreden macht sich nicht selten der platteste Naturalismus breit. „Na nn“, „die Cour geschnitten“ und Aehnliches läuft mit unter.

Alles in allem genommen, läßt sich dieser Dichtung keine wesentliche Bedeutung zuerkennen. Sie tritt in die Fußstapfen von Grabbe, Georg Büchner, Otto Ludwig und Hebbel, aber unsichern Schrittes, taumelnd und ohne ein rechtes Ziel vor Augen zu haben. Sie ist eine wohlgemeinte, aber gestolperte Tragik.

6. Das Unrecht im Recht. Ein Volksdrama in fünf Aufzügen und einem Vorspiele von ****. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Der ungenannte Verfasser hat seinem Stücke einen „Geleitsbrief“ vorangestellt, der berichtet, daß es nach einem Braddon'schen Sensationsromane verfaßt worden sei. Im übrigen meldet er ziemlich vornehm, daß er mit seinem neuesten Bühnenwerke nur deswegen anonym auftrete, weil er fortan in stiller Zurückgezogenheit schaffen und sich mit den harmlosen Freuden begnügen wolle, welche ihm die eigene Thätigkeit just durch den Verzicht auf jede öffentliche Anerkennung am ungetrübtesten gewährt.

Daß ihm die letztere nicht ausbleiben könne, nimmt er für sicher schon deswegen an, weil er meint:

Es werden bühnenerfahrene Leser im Aufbau des Dramas vielleicht einigen Anlaß zu der Hoffnung finden, daß das Stück sich auf den Bretern bewähren werde, obwol ihm ein komisches Element, als mit dem gewählten Stoffe unvereinbar, nicht innewohnt, sondern sich durch seinen Zwillingsbruder, den tragischen Humor, vertreten ließ.

Das alles klingt sehr zuversichtlich und so von oben herab, daß man einigermaßen zu der Vermuthung kommen muß, man habe es in dem Verfasser mit einem alten gedienten Dramatiker zu thun, der die Schrulle hat: sich einmal unerkannt in die große Menge der kleinen Collegen zu mischen mit einer Arbeit, welche er gelegentlich aus dem Aermel geschüttelt und die er gegenüber seinen sonstigen Meisterwerken glaubt etwas geringer, aber immer noch als zu durchschlagendem Erfolge berechtigt ansehen zu sollen.

Was uns betrifft, so halten wir dies ganze Vorgeben für eine neckische Spiegelfechterei, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dies Volksdrama seinem ganzen Wesen nach nur ziemlich äußerlich und trocken ausgeführt, mit keinem Zuge über das gewöhnliche Maß der gäng und gebe Theatermache hinausragt. Es beginnt mit der

Muthmaßung eines Mordes. Der humoristische Bösewicht Venanz Marion, ein verschlagener Falschmünzer, sieht im Felsgeklüft einer waldigen Gegend bei Southampton einen menschlichen Leichnam entkleiden und ins Wasser werfen. Er vermuthet natürlich ein Verbrechen und spürt dem Thäter nach, der allem Anscheine nach sich ihm in Richard Vernon offenbart, welcher einst unwissend seinen Fälschungszwecken gedient. Darauf in Verruf gekommen, ist er schmachvoll aus dem Hause des Sir Hugh Paley entlassen worden und hat ein unruhiges Wanderleben geführt bis zu dem Augenblicke, in dem Lord William Paley, der Sohn Sir Hugh's, aus Indien zurückkehrt, welcher seine Schuldlosigkeit kennt und bei seinem Tode, der infolge eines Bergsturzes erfolgt, ihn zu seinem Erben einsetzt. Um diese Erbschaft antreten zu können, muß er aber zunächst schuldfrei erscheinen, und um dies durchzusetzen, spielt er nun den heimgekehrten Lord Paley, verheirathet dessen Tochter und verleugnet mit schwerem Herzen seine eigene. Venanz Marion, der überzeugt ist, daß Richard Vernon Lord Paley ermordet, beutet nun den falschen Lord aus, fängt sich aber zuletzt in seiner eigenen Schlinge und wird Ursache, daß Vernon's Unschuld zu Tage und alles ins Gleiche kommt. Daß der echte, durch einen Unfall zu Tode gekommene Lord Paley ins Wasser geworfen werden muß, nur damit Vernon eine Zeit lang seine Rolle zu übernehmen im Stande ist, ist ein sehr abenteuerlicher und an den Haaren herbeigezogener Umstand, wie denn überhaupt das Seltsame und Gewaltsame in diesem Theaterstücke sehr vorwaltend ist. Es ist eben das reine Sensationsdrama, das in ganz nackter Mache vor uns tritt und nicht den mindesten poetischen Inhalt und Reiz zu Tage legt. Darstellbar ist es am Ende, aber daß es von irgendwelcher durchgreifenden Wirkung zu werden im Stande sei, vermögen wir uns nicht zu denken.

7. Die Taube von Hellas oder der Triumph der Chemie. Lustspiel in drei Aufzügen von Moritz Parthenau. Leipzig, Beyer. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Das Stück zeigt gewissermaßen Idealismus und Realismus, classische todte Gelehrsamkeit und moderne werkthätige Wissenschaft in zwei Brüdern, Achilles und Helmuth Volkland, vertreten. Beide sind mit Gertrud aufgewachsen, die sie für ihre Schwester halten, welche in Wahrheit aber nur eine den Aeltern anvertraute reiche Waise ist. Gertrud neigt anfangs zu Achilles, dem Philologen, mit dem sie Griechisch treibt, während sie Helmuth, den Chemiker, mit ziemlicher Nichtachtung behandelt, weil dessen praktische Natur ihr zuwider ist. Nachdem sie durch den Rechtsanwalt Justizrath Regel erfahren hat, daß sie nicht die Schwester der Brüder Volkland ist, stellt sie sich ohnmächtig, um die Gefühle dieser beiden gegen sie zu prüfen. Achilles erweist sich bei dieser Probe ziemlich herzlos, mehr seinem philologischen Ehrgeize als aufrichtiger Liebe zu Gertrud ergeben, während der gesetzte, ruhige Helmuth, von ihrem vorgespiegelten leidenden Zustande tief ergriffen, eine lebhafte Zuneigung zu ihr erkennen läßt. Natürlich entscheidet sie sich für diesen, und Achilles muß sich zufrieden geben, daß seine Mutter ihm eröffnet, sie wolle ihm die Mittel geben, den Lehrerstand mit dem Stande eines Universitätsprofessors zu vertauschen, der schon lange seine Sehnsucht ist.

Dies ist der Hauptvorgang des Stücks, an den sich noch mehrere Nebenvorgänge anschließen. Ein Freiherr von Weihergrund freit um Gertrud, die jedoch bereits für Helmuth gestimmt, Bertha, die Gesellschafterin der Mutter Volkland, vorschiebt und diese die Liebeserklärung und das Eheversprechen des Freiherrn empfangen läßt, welches letztere, nach Aufklärung des Irrthums, derselbe auch redlich zur That macht. Seine Schwester Adelheid aber heirathet den Chemiker Justus Paulsen, einen Fachgenossen Helmuth's, der einst in jungen Jahren Adelheid von Weihergrund in die altgriechischen Dichter eingeweiht und sie jetzt der Naturwissenschaft und seinem Herzen gewinnt.

Neu in der Sache ist eigentlich nichts. Gertrud's Erforschung der Gesinnung ihrer vermeintlichen Brüder durch verstellte Ohnmacht ist dem „Eingebildeten Kranken" von Molière so ziemlich bis auf das Verhalten der herbeigerufenen Aerzte nachgeahmt; die kleine Intrigue zwischen Bertha und dem Freiherrn ist in ähnlicher Weise oft dagewesen und das Verhältniß zwischen Adelheid und Paulsen darf auf Ursprünglichkeit wohl auch keinen Anspruch machen, abgesehen von seiner ganzen Unwahrscheinlichkeit. Die Gegensätze von Idealismus und Realismus treten in einzelnen Zügen ansprechend und wirksam hervor, ohne indeß volle Entwickelung und entschiedenen Ausdruck zu erlangen. Das öftere Sprechen in classischen Versmaßen nutzt sich ab und erscheint überhaupt etwas gewaltsam herbeigeführt; dabei sind die einzelnen Auftritte wie die gesammte Ausführung der Handlung breit und für einen Erfolg bei der Darstellung nicht genug drastisch ausgestaltet.

8. Vater Gleim und die Grazien. Lustspiel in einem Aufzuge von Moritz Parthenau. Leipzig, Beyer. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Die Absicht: dem Dichter Gleim in seiner nachahmungswürdigen Unermüdlichkeit, jungen Dichtern Unterstützung und Vorschub zu leisten, ein literarhistorisches Denkmal in dramatischer Form zu setzen, bildet den Inhalt dieses Einacters. Der Versuch an sich verdient Dank und volle Anerkennung, ohne daß sich freilich rühmen läßt, es sei damit ein schätzenswerthes und für die Bühne erfolgreiches Stück geschaffen worden. Die Anregung, es zu schreiben, entnahm der Verfasser der „Geschichte der deutschen Dichtung" von Gervinus, in der eine Anmerkung lautet: „Jacobi gab 1774 einen Heinse'schen Brief mit der Adresse: An unsern lieben Vater Gleim — auf die Post. Um Gottes willen, schreibt dieser zurück, nicht mehr diese Adresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen .... Kindern einen Brief erhalten."

Der Ausgangspunkt der Sache ist gering, wie man sieht, indeß ein begabter und geschickter Dramatiker hätte immerhin etwas daraus machen können, während Moritz Parthenau nur ein mattes, breit auseinander gefasertes und charakteristisch ziemlich haltungsloses Werk geliefert hat. Gleim selbst, Heinse und Semme, welche darin auftreten, sind in ihrem Wesen nur dürftig gezeichnet. Für ganz besonders verfehlt erachten wir aber, daß zu den drei Grazien eine Fleischerin, eine Bäckerin und eine Gärtnerin gewählt worden sind und daß diese, alle drei dichterisch veranlagt, ihre Verschen Heinse dictiren und daß letzterer sie später Gleim noch einmal vorliest, sodaß man sie also zweimal verwendet sieht. Der Verfasser meinte in Bezug auf das Misverständniß der Bezeichnung „Vater" mehr die geringer gebildeten Vertreter des weiblichen Geschlechts in Halberstadt wählen zu müssen, während uns bedünken will, daß viel eher Frauen aus den höheren Ständen demselben unterworfen gewesen sein dürften. Gerade literarisch-bewanderte weibliche Wesen, die klüger als andere sein und hinter den einfachsten Dingen die seltsamsten Absonderlichkeiten entdecken wollen, möchten leichter auf dergleichen Hintergedanken kommen als Gattinnen ehrsamer Handwerker. Jenen würde man auch eher die Gabe, Verse machen zu können, zutrauen, und sie könnten sie auch alle selbst und zugleich schreiben, wodurch die Wiederholung und damit ein ganzer Auftritt zu ersparen gewesen wäre. Auch möchte es nicht schaden, wenn die Verse besser und mehr nach dem Geiste der Zeit sich gehalten erwiesen, dem sie gelten sollen.

Alles in allem genommen, ist die Absicht des Verfassers, wie bereits gesagt, wohl zu loben, aber die dramatische Ausgestaltung derselben nicht besonders hoch anzuschlagen, denn sie reicht über den Dilettantismus nicht eben hinaus. Gestalten wie Handlung bleiben ziemlich ausdruckslos und lassen nirgends weder echt künstlerisches Gefüge noch wahrhaft poetische Begabung erkennen. Auch hier ist vorzugsweise wieder nur der gute Wille zu loben.

9. Die Tochter des Millionärs. Lustspiel in fünf Aufzügen von Moritz Parthenau. Leipzig, Beyer. 1890. Gr. 8. 1 M.

Eine Arbeit, mit ziemlich abgegriffenen Komödienmitteln. Zwei junge Maler, die Brüder Alfons und Oskar Thatmann, erblicken beim Suchen einer geeigneten Wohnung die Bilder zweier junger Mädchen und verlieben sich beide sofort in das eine davon in flammendster Leidenschaft. Dieses eine stellt Amanda, die Tochter eines reichen Kaufmanns, des Baron von Thalfeld, vor, die ihr Bild ihrer Freundin Elly Weidenbaum geschenkt hat, bei deren Mutter die beiden Künstler sich einmiethen. Nachdem sie erfahren, daß der alte Baron ein Feind aller Maler ist, weil ihm seine erste Jugendgeliebte durch einen solchen entführt worden ist, entschließt sich Alfons, um in das Haus des Bankiers Eintritt zu erlangen, der Kunst zu entsagen und als Gehülfe in dessen Geschäft zu treten. Oskar will sich dagegen, gerade entgegengesetzt, die Geliebte durch seine Kunst erwerben: er will Amanda in so herrlicher Weise malen, daß der Vater, von seinem Vorurtheile geheilt, sie ihm zum Weibe gibt. Beide führen ihren Vorsatz aus: Alfons macht sich dem Millionär in seinem Contor außerordentlich nützlich und Oskar gelingt es in der That, Amanda im Beisein von Elly zu malen. Aber während er das thut, lernt er Elly näher kennen und da er, durch allerhand Misverständnisse, an Amanda's Herzen zu zweifeln beginnt, neigt er sich unwillkürlich dem von Elly zu. Das Ende ist, daß er Elly und Alfons Amanda erhält. Der alte Thalfeld wird nämlich dadurch versöhnlich gestimmt, daß Alfons ihm nicht nur viele Tausende erwirbt, sondern auch von lästigen Verpflichtungen klug entbindet. Dazu kommt, daß die Maler die Söhne seiner ehemaligen Jugendgeliebten sind und deren Vater, erfreut darüber, daß einer seiner Enkel dem verhaßten Künstlerstande entsagt hat und Kaufmann geworden, der auch er ist, Alfons zum Universalerben eingesetzt hat.

So schließt alles gut und zufriedenstellend. Ein scheinheiliger Tartüffe, der unter der Maske des wahren Christenthums überall im Trüben fischt, eine vornehmthuende französirende Modenärrin, die Mutter Amanda's, ein geckenhafter Windbeutel und Schuldenmacher, Baron von Prahlenburg, vervollständigen das handelnde Personal, ohne indeß in diesen bekannten Gestalten irgend etwas Neues oder Ueberraschendes darzubieten. Es ist eben der alte possenhafte Zuschnitt, der sich in diesem Stücke geltend macht, mit allen dabei gebräuchlichen Unwahrscheinlichkeiten. Erfindung und Geist zeichnen es keineswegs aus; alles, was daran zu loben sein dürfte, ist der kecke, frische Ton, in dem es geschrieben ist.

10. Der dankbare Gläubiger. Lustspiel in vier Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 2 M.

Ein Schwank, der auf einer recht glücklichen Grundidee beruht, aber leider ziemlich dürftig und unwirksam ausgeführt worden ist. Der reich gewordene Bierbrauer Pluderich hat in sich den ehrgeizigen Wunsch entstehen lassen, sich in die vornehme Gesellschaft aufgenommen zu sehen. Denselben zu erreichen, weiß er sich den Legationssekretär von Reinach dadurch zu verpflichten, daß er diesem 20000 Mark leihweise gleichsam aufdrängt und für diese Gefälligkeit die Einführung in den Gesellschaftskreis des Grafen Tannenberg verlangt. Reinach erfüllt dies Verlangen und das Stück schildert nun die komischen Vorgänge des in den aristokratischen Kreis des Grafen eingeladenen Bierbrauers und deren sich daran knüpfenden Folgen. Einige sind recht lustig, andere dagegen wenig geschmackvoll und jedenfalls hat der fleißige und äußerst strebsame Verfasser nicht verstanden, aus seinem an sich recht guten Einfalle durchweg erheiternde Verwickelungen und in diesen eine wahrhaft drastische Gipfelung zu erreichen. Die possenhafte Handlung seiner Arbeit zerfasert und verflacht,

ohne daß sie recht eigentlich zur durchschlagenden Wirkung und einem vollen zündenden Austrage kommt. Das Ganze ist ein Werk, das den besten Willen, aber nur eine geringe dramatische Ausgestaltungskraft bekundet und deshalb bei aller aufgewendeten Anstrengung und Mühe in ziemlich ergebnißlosen Versuchen stecken bleibt.

11. Ihr seid geschieden! Schauspiel in drei Acten von Karl Grunert. Naumburg, Schmidt. 1889. 8. 60 Pf.

Eine Zeitungsnachricht, welche meldete, daß anläßlich einer amtlichen Revision der Taufscheine entdeckt worden sei, daß Bruder und Schwester sich geheirathet, ist hier in naivster und naturalistischster Art dramatisch bearbeitet worden. Mann und Frau werden durch das Gericht und den Pastor verständigt, daß sie gesetzlich geschieden seien, sie aber beschließen, vereint zu bleiben und auszuwandern.

Dies der ganze Inhalt des Dramas, das ohne Zweifel wohl gemeint, aber ohne alle Beachtung theoretischer Regeln und Vorschriften entworfen und ausgeführt worden ist. Die Kunst ist dabei ganz aus dem Spiele geblieben. Das Werk ist lediglich Sache des einzig bei uns in Deutschland blühenden Dilettantismus und somit für eine eingehende Besprechung in diesen Blättern nicht wohl geeignet.

Feodor Wehl.

Erzählungen und Romane.

1. Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1890. Gr. 16. 2 M. 80 Pf.

Das deutsche Märchen haben die unsterblichen Brüder Grimm geschaffen. In seinem ursprünglichen Liebreiz und seinem naiven Empfinden haben sie es unserm Volke abgelauscht und in classischer Form wieder erzählt. Einen Stil haben sie dafür erfunden, der mustergültig ist und ein Denkmal der deutschen Sprache bildet, von keinem andern übertroffen: denn in Bezug auf den Prosastil sind die „Kinder- und Hausmärchen" der beiden Grimm das beste Buch, ein Familienschatz in des Wortes wahrer Bedeutung. Mütterlich und weihnachtlich muthet es uns an, an unsere schönsten Stunden erinnert es uns. Die Grimm'schen Märchen stellen die Jugend des deutschen Volks dar und ein verjüngender Quell sind sie für jeden, der an sie herantritt. Auf dem Gebiete des Kunstmärchens ist Tieck der unerreichte Meister. Mit reicher Phantasie begabt, glücklich im Finden und Erfinden von Gestalten und Handlungen, gemüthvoll, wußte er reizend zu fabuliren, und wenn ihm die Naivetät fehlte, so hatte er die Gabe, seine Märchen mit der Würze des Geistreichen und Tiefsinnigen auszustatten. Die Märchen Baumbach's sind von beiden Gattungen, den Volks- wie den Kunstmärchen, gleichweit entfernt. Das Naive fehlt, wie das Gedankenvolle. Für Kinder sind die Märchen zu wenig harmlos, für Erwachsene sind sie zu harmlos. Es fehlt ihnen ein tieferer Sinn, eine Idee, und Erfindung und Darstellung sind zu wenig bedeutend, um allein den Leser zu befriedigen. Indessen findet sich manches ansprechende Stück. Baumbach verfügt über feine, sogar über volksthümliche Wendungen. Er trifft mitunter den zarten Ton des Märchens, mitunter den derbern Ton des Schwankes.

2. Volkserzählungen des Grafen Leo Tolstoj. Nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Universal-Bibliothek Nr. 2556 u. 2557.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 40 Pf.

Moralische Geschichten. Aber die Moral ist die beste: es ist die Moral des unverfälschten Christenthums. Was der russische Dichter und Denker will, drückte Goethe durch die Worte aus: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut". Für das Volk bestimmt, soll das Bändchen auch vom Volke im weitesten Wortsinne, vom obern und untern, gelesen werden. Für jedermann ist es heilsam und auch genußreich. Erzählungen wie „Die beiden Alten", voll rührenden Liebreizes, voll Kraft und Nachdruck, gibt es nicht allzu viele. Aus jeder Seite spricht die schöne Lehre, daß die wahre Religion nicht in Worten besteht, sondern daß sie sich in Empfindung und Handlung umsetzen müsse.

3. Süd und Nord. Ausgewählte Erzählungen von C. W. Cable und R. Deming. Ins Deutsche übertragen von D. Birnbaum und Henry Koch. Stuttgart, Lutz. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Erzählungen bilden den siebenten Band der unter dem Namen „Sternbanner-Serie" erscheinenden Sammlung amerikanischer Humoristen und Novellisten. Cable ist in Neuorleans zu Hause und seine Erzählungen spielen in der schönen Landschaft Louisiana, die uns Chateaubriand in seinem „Atala" mustergültig beschrieben hat. Der Schauplatz der Erzählungen von Deming ist der Nordosten des Staats Neuyork, und zwar die wilde Berg- und Waldgegend des Adirondack, wo sich unerforschte, von keines Menschen Fuß betretene Wildnisse befinden. Wie die Herausgeber mittheilen, werden die beiden Amerikaner mit dem vorliegenden Buche zum ersten male dem deutschen Publikum vorgeführt. Man fragt sich: wozu? Die Erfindung ist mager und dürftig und ein Reiz der Form ist nicht vorhanden. Die Darstellung, bei Erzählungen, Novelletten, Skizzen u. dgl. das erste und wichtigste, ist nach keiner Richtung hin hervorragend: sie ist nicht zart und nicht leidenschaftlich, nicht humoristisch und nicht phantastisch, nicht realistisch und nicht von dem Dufte der Poesie umwoben. Geschichten wie diese haben wir Deutsche zahlreiche und wir haben auch zahlreiche bessere.

Uebersetzen aber soll man nur das Erlesenste, nur, was der deutschen Sprache werth und würdig ist. Die deutsche Bühne und der deutsche Büchermarkt sind mit fremdländischen Erzeugnissen wahrhaft überschwemmt und von dem unsaubern Schwall und Kram des Nichtigen wird das einheimisch Tüchtige fortgerissen und zu Grunde gerichtet. Es graut einem förmlich, wenn man gewisse Blätter zur Hand nimmt und in der Romanspalte jahraus jahrein nichts anderes liest als: „Aus dem Englischen", „Aus dem Französischen". Diese Romane werden meist von Frauenzimmern gewerbsmäßig übersetzt und zurechtgestutzt und in vielen Fällen werden die Namen der Verfasser verschwiegen. Es grassirt eine üble Uebersetzungsseuche. Der Kritiker hat daher wachsam zu sein und darf fremdes Unkraut noch weniger dulden als vaterländisches. Unkraut sind die Erzählungen „Süd und Nord" zwar nicht, aber auch kein Gewächs, das die Verpflanzung in unsere Erde verdient. Erwähnt sei, daß die Skizzen von Deming manches Kinderliebe haben, daß über die zarten Seelen der Jugend manches Hübsche gesagt wird.

4. Die fromme Witwe. Roman von Karl von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1889. 8. 5 M.

Ein wohlgelungenes Seelengemälde. Das Problem ist alt und oft gebraucht. Ein fanatischer, wahnwitziger Priester bemächtigt sich wie ein Vampyr der Seele eines jungen, schönen, weltfreudigen Weibes und verwandelt es binnen kurzer Frist in ein weltscheues, aller schönen und guten Lebensfreudigkeit abholdes, asketisches Geschöpf, das sein Wohlgefallen hat an einem härenen Kittel, einem grinsenden Todtenschädel und einer scharfen Geißel. Aber um so größer und lobenswerther ist die darstellende Kraft eines Schriftstellers, wenn es ihm gelingt, einem alten Problem neue Seiten abzugewinnen und es in einer im höhern Sinne spannenden Handlung lebendig und überzeugend auszugestalten. Dieses Kunststück ist Karl von Perfall in seinem Roman „Die fromme Witwe" gelungen. Besonders der erste Theil, in welchem uns die junge, liebenswerthe Frau Bertha in ihrem vollen ehelichen Glücke gezeigt wird, hernach Witwe und das Opfer jenes finstern Asketen wird, ist mit einer, man möchte sagen, harten und grausamen psychologischen Treue geschrieben. Je einfacher, klarer und wahrer die Vorgänge geschildert sind, um so peinigender und erschreckender ist die Wirkung, und man athmet völlig auf, als sich im zweiten Theil der seelische Wirrwar in holde Versöhnung auflöst. Durch eine Vereinigung glücklicher Umstände, insonderheit durch die erlösende Macht der Liebe genest die geistig Kranke und wird, frei von den bestrickenden Banden des Priesters, der kein schlechter Mensch, kein Betrüger, sondern ein unglücklicher armer Narr ist, zurückgeführt zum guten, warmen Leben, Gott, sich selbst und den Menschen zur Freude. Der Roman, obwol gewissermaßen ein geistlicher Roman — denn von kirchlichen Dingen ist viel die Rede und geistliche Herren in mannichfachen Schattirungen, vom behaglichen, wohlbeleibten, den Genüssen des sinnlichen Lebens freundlich ergebenen Domherrn bis zum magern Bruder, der, um allen weltlichen Begierden zu entrinnen, den Rücken sich wund und krumm schlägt, sind mit die Führer der Handlung — er ist dennoch nicht gegen die katholische Kirche und ihre Auswüchse gerichtet. Kann von einer Tendenz überhaupt die Rede sein, so lautet sie bündig: man kann im Herzen fromm und dabei ein wackerer, hülfreicher, alles Schöne des Lebens dankbar genießender Mensch sein. Ueberall tritt die Person des Verfassers hinter den Dingen, die er erzählt, zurück; er schreibt ruhig und sachlich, wie ein Mann, der das Menschenherz und seine Abgründe kennt, und gewandt und sicher zu gestalten weiß, was er erfahren hat. Gleich im Präludium werden volle Töne angeschlagen und wird die Stimmung angedeutet, in welche uns die folgende Romansymphonie versetzt. Da heißt es von dem Dome einer deutschen Stadt:

Ein Herrscher war es, ein gewaltiger, der da die Seinen anrief, und gar wundersam ward mir ums Herz. So lauschig erschien mir auf einmal der düstere Platz, und die mancherlei Volkssagen, die von ihm ausgingen, schreckhaft oft und blutig, wie die wahrhaftige Geschichte, die mehr als einmal die Stufen des stolzen Gotteshauses mit Blut befleckt gesehen hatte, sie traten in mein Gedächtniß nicht als ein Bild wilder, rauher Zeiten, sondern verklärt, wie ein farbenvoller Gegensatz zu unserer nüchternen Gegenwart. Neben den Gestalten im blutigen Kampfe ringender Ritter und Bürger, hexenverbrennender Mönche und rothgekleideter Henker sah das Auge der Seele liebliche Mädchengestalten, schlanke, nach Minne lechzende Jünglinge. Ich wollte mich selber verlachen ob meiner romantischen Anwandlungen, die schlecht zu meinem sonstigen Wesen stimmen wollten. Aber da war es, als ob der dröhnende Baß der Domglocke den Wohlklang einer Vaterstimme in sich trage, die Selbstverspottung kam nicht zum Siege über die immer mehr berauschte Phantasie. In diesem Dome hatte der Knabe oft mit Eifer den Worten eines seinen Aeltern befreundeten Priesters gelauscht und aus dessen Munde die erste Kunde bekommen von der reichen Symbolik, von dem stimmungsvollen Zauber und von der glanzvollen Herrlichkeit der katholischen Kirche. Die kindliche Phantasie war vollgetränkt worden von der eigenen Gestaltenwelt, die von uralter Zeit bis an die Pforten der Gegenwart sich um dieses Kirchenthum gliederte. Bischöfe, Prälaten, Aebte und Aebtissinnen, Mönche, fromme Patriciergestalten, Kaiser, Fürsten und Grafen, sie waren des Knaben Lieblingstraumgestalten, und gründlichen Bescheid wußte er von allem, was solcher Jugend über die katholische Kirche und ihre Geschichte gesagt werden kann. Längst war ich dem kindlichen Glauben entwachsen, aber mit der Kenntniß der Dinge hatte mich auch die Ehrfurcht und eine Art pietätvoller rückerinnernder Liebe durch das Leben begleitet.

Das ist eine gute Darstellungsprobe.

5. Kleine Geschichten. Erzählt von Gisbert Freiherrn Vincke. Zwei Bände. Münster, Aschendorff. 1889. 8. 4 M.

Das Kleinleben in der großen Welt zu belauschen und zu erzählen, ist jetzt unter Schriftstellern Mode. Sie schreiben kurze Geschichtchen, welche, wenn sie etwas Humor und etwas Poesie aufweisen und wenn alles fein säuberlich und glatt abgeht, auf einen dankbaren Leserkreis rechnen dürfen. Man ist mit dem Lesen bald fertig und hat sich ganz angenehm angeregt. Solche „Kleine Geschichten"

hat uns auch Vincke in zwei Bänden vorgetragen. Sie sind artig und niedlich, und greifen sie auch nicht tief in das Menschenleben ein, gehen sie auch allem Leidenschaftlichen in Empfindung und Darstellung aus dem Wege, so sind sie doch mit einem reichen Lebensinhalte erfüllt und in einer Sprache geschrieben, deren Fürsorglichkeit und Reinheit in unserer Zeit der Sprachverwilderung besonders angenehm auffällt. Um dieser Vorzüge willen sei die bescheidene Gabe dankbar begrüßt.

6. Im Schatten des Todes. Roman von E. Juncker. Nebst musikalischen Compositionen von A. K. Jencken. Berlin, Janke. 1890. 8. 6 M.

Ein deutscher Roman, in welchem der Leser durch Gedanken überrascht wird — eine solche schwarze Perle ist der Roman „Im Schatten des Todes" von E. Juncker. In einer Vorbemerkung wird gesagt, um der Idee von der Wiedergeburt des Menschen Verbreitung zu geben, habe ein Herr ein Preisausschreiben für Erzählungen hinterlassen, welche das Gepräge literarischer Kunstwerke zeigen sollten. Das vorliegende Buch hat den ersten Anerkennungspreis erhalten. Die Voraussetzung, auf der es beruht, ist nun freilich kaum eine verfechtbare, wahre. Das Ganze ist die Wiedergabe eines Tagebuchs. Einem solchen, seinem Lebens- und Schicksalsbuche, vertraut ein blutjunges, unerfahrenes Mädchen seine Gedanken, Empfindungen und Erlebnisse an, und sie thut es mit einem Aufwande von Wissen und Erkenntniß, von Weisheit und Weltgewandtheit, der zu ihrem Alter in einem schreienden Widerspruche steht. Das ist ein psychologischer Schnitzer. Ich glaube nicht an die Möglichkeit so vertiefter Kenntnisse und Anschauungen, wie sie Erna besitzt, wol aber auch bei jugendlichen Wesen an die Möglichkeit eines intuitiven, geistig gesteigerten Daseins, wie ja die Prophetinnen der Alten, die heiligen Frauen der katholischen Kirche es beweisen. Ein solch geistig gesteigertes, hochgestimmtes Leben führt Erna, die junge, schöne, reiche — Eigenschaften, ohne welche es bei einer modernen deutschen Romanheldin selten abgeht. Sie fügt sich nicht dem Herkömmlichen in Urtheil und Empfindung und gilt deshalb bei den nüchternen Alltagsleuten als überspannt. Sie schwärmt für Kunst und versteht sie, sie ist Philosophin und glaubt an die Seelenwanderung, an die Wiedergeburt des Menschen auf Erden, wie sie die Palingenesie des tiefsinnigen und erhabenen Buddhismus lehrt. Sie liebt den Originalabguß einer schönen Hand, den ihr Vater aus Pompeji einmal gebracht, und ihre bewegliche Einbildungskraft weiß zur Hand den ganzen Mann zu ergänzen. Diesen Mann findet sie eines Tags leibhaftig vor Böcklin's zauberhaft bannender „Todteninsel". Sie fühlen gleich, daß sie zusammengehören; sie sehen sich wieder und die Liebe ist da. Er ist ein genialer Mensch, Russe und Pianist und heißt Jegor. Er ist der rechte Mann für Erna: empfindlich in seinem Seelenleben wie sie; gesteigert, tief und reich in seinen Gefühlen wie sie; das Alltägliche, Schale und Nichtige verachtet er wie sie, ohne deshalb ein Abenteurer zu sein. Sie macht die Entdeckung, daß seine Hand jenem Abgusse gleicht wie ein Ei dem andern. Das ist eine Bestätigung der Wiedergeburt: Jegor hat schon vor Zeiten einmal gelebt. Er selbst ist davon überzeugt: er war Bürger des alten Rom und Erna war damals schon seine Braut. In das zarte Gefühlsleben eines Menschen mit rauher Hand einzugreifen, ist gemein, und unerlaubt wäre es auch, an dieser Anschauung und Ueberzeugung Jegor's kleinlich und krittlich zu mäkeln: es ist sein Glaube. Ueberdies ist er durch seine ganze Persönlichkeit motivirt. Er ist schwermuthvoll und feinfühlig, dem Phantastischen und Ungewöhnlichen zugeneigt, zudem noch lungenkrank: in ihm überwiegt das Seelenleben. Die Krankheit ist die Ursache, daß Erna dem Rathe ihres vortrefflichen Vormundes, der sie auf die Gefährlichkeit der Schwindsucht für ihre Nachkommen aufmerksam macht, folgt und den Geliebten nicht heirathet. Als er aber dem Tode nahe ist, läßt sie sich mit ihm doch trauen, um ihn, ohne der gehässigen Gesellschaft ein Aergerniß zu geben, pflegen zu können. Er wird zusehends besser und reist nach Italien. In Rom kommen beide zusammen und leben wie die Seligen im Paradiese. Das Liebesglück ist so groß als es kurz ist: Jegor stirbt und Erna folgt ihm nach wenigen Tagen in die Gruft.

Was das Buch anziehend macht, ist nicht allein die Zartheit der Empfindung und Menge der Gedanken, es ist vor allem die Kunst, mit der die Verfasserin E. Juncker das Seelenleben des Menschen in seinen leisesten und feinsten Schwingungen zu ergründen und darzulegen versteht. Hierin hat sie Beachtenswerthes geleistet, wenn auch nicht das Höchste. Das vermag überhaupt keine Frau in keiner Kunst. Will man hierin das Höchste auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung kennen lernen, muß man nach Turgenjew greifen. Man lese darauf hin z. B. des Meisters Novelle „Ein Briefwechsel". Ein falscher Strich in dem Bildniß Erna's ist es, daß sie geistreiche Bemerkungen in ihr Tagebuch einträgt, während nebenan ihr Geliebter auf der Bahre liegt. Es ist zwar richtig, daß großer, namenloser Schmerz zum Denker macht, und der Mensch zu Betrachtungen niemals geeigneter ist als in Einsamkeit und Unglück; aber in den ersten Stunden des Schmerzes, wenn man stumpf und dumpf dasitzt, das eigene Ich nicht mehr fühlt und die Welt ringsum in Asche zu liegen scheint, schreibt man nichts Geistreiches ins Tagebuch.

Fritz Lemmermayer.

Plattdeutsche Dichtungen.

Man mag über den Werth der Dialektdichtung verschiedener Meinung sein, aber man wird doch kaum leugnen können, daß z. B. Johann Peter Hebel, Klaus Groth und Fritz Reuter in ihren alemannischen und plattdeutschen Gedichten und Erzählungen uns die gehaltvollsten Beiträge zur richtigen Erkenntniß des Charakters und Gemüthslebens verschiedener deutscher Volksstämme geliefert haben. Beachtenswerthe Beiträge zu dieser Dialektpoesie sind in Folgendem geboten:

1. Wat de Kiewit sprook. Döntjes un Rimels in ostfrys' Plattdütsch von Louis Victor Israëls. Oldenburg, Stalling. 1889. 8. 75 Pf.

Diese Gedichte sind dem friesischen Landsmanne Klaus Groth zu dessen siebzigjährigem Geburtstage mit den Worten gewidmet worden:

An uns' Baas
An Klaas,
An uns' Baas, so groot,
An Klaas Groth.

Das Wort „Baas" bedeutet so viel wie „Meister" und hat sich noch vielfach im Englischen erhalten; „groot" ist gleich „groß". Als Vorwort der kleinen Gedichtsammlung dient das Gedicht „Min Moederspraak"; der erste Vers davon lautet also:

Min Moederspraak, min Moedertall,
Du geihst mi alltid overall!
Ick hebb' Di läw, in Freud' un Läd
Geew ick up plattdütsch gern Beschäd.

Das Büchlein enthält sieben Arten von Gedichten, von denen die ersten dem Fürsten Bismarck gewidmet sind, welchem die Ostfriesen bekanntlich in jedem Frühjahre Kibitzeier zusenden. Von den alten ostfriesischen Volksliedern ist eins an eine ungetreue Braut gerichtet; der erste und letzte Vers lauten:

Du spreckst teo mi,
Du deihst teo mi,
As weerst Du noch verläwt!
Ick glöw' Di nät,
Ick trau' Di nät,
Du hest mi je doch öwt!

Du spreckst teo mi
Un deihst teo mi,
As weerst Du noch min Brut!
Ick mag Di nät,
Ick will Di nät,
T' is Alles, Alles ut.

Zum Schlusse mag hier noch ein warm empfundenes, „De Kukuk" überschriebenes Gedicht einen Platz finden:

De Kukuk reep in't Holt,
Ick froog hum: War ick old?
Do reep de Vogel immer weer,
Un immer mehr!

De Kukuk reep in't Holt,
Min Brut froog ok: War 'k old?
O Gott! do reep he gar nät mehr!
Ok nät en Keer!

Min Brut, so läw un hold,
Waß't Teofall! stürwd d'rup bold!
Ick aber gah, min Hart deiht seer,
Jn't Holt nät mehr!

2. Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Felix Stillfried. Leipzig, Liebeskind. 1890. 8. 3 M.

Nach dem Muster von Fritz Reuter schildert sie treu und wahr die Verhältnisse im Mecklenburgischen, namentlich auf dem Lande. Besonders gelungen ist die Charakteristik des Liebespaares Johann Maaß und Dorothea Blanck, des Gutsinspectors Hillmann, des Küsters und Schulmeisters Dreiws und dessen Frau. Wir können allen Freunden eines gesunden Humors die Erzählung von F. Stillfried nur empfehlen. Rudolf Doehn.

3. Ut mine Ferientid. Plattdütsche Vertellung in meckelnbörg'sche Mundart von Otto Kuß. Minden, Köhler. 1889. 8. 3 M.

De Kukuk singt un ok de Sparling,
Sing Du man düchtig, Dokter Barling! —

an dies Wort Fritz Reuter's erinnert der unserer deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung zugehörige Verfasser in der „Vörred'", um seine schriftstellerische Thätigkeit gleichsam zu entschuldigen; denn

de Sparling is jo doch ok en Vagel, un't giwwt jo genäugsame Minschen, de ok an en Sparlingssang ehre Freud' hewwen.

Und wenn auch nirgend anders, meint er,

up ein Flag ward min Sparlingsraup säker fründliche, wollmeinende Tauhürers finnen — dat weit ik gewiß! — un dit Flag heit: Darmstadt. Wer mi dat nit tanglöwen will, de gah man hen un befrag sik dat sülwst!

In Darmstadt hat der Verfasser, im Volksbildungsvereine wiederholt aus Fritz Reuter's Schriften vorlesend, eine wohlwollende Aufnahme für seine norddeutsche Mundart gefunden; darum soll auch dieser sein erster plattdeutscher Versuch als ein flensburger Gruß an seine lieben Darmstädter gelten und ist derselbe der Prinzessin Heinrich von Preußen, geb. Prinzessin Irene von Hessen, gewidmet:

Jk weit, dat ik mi mit de plattdütsche Schriwwstelleri up en Rebeit begew, up dat ehr grote Landsmann Fritz Reuter dat Minschenmägliche, ja so vel leist't hett, as em villicht keiner mihr nahmaken ward; denn sine Ort tau schriewen un tau vertellen was 'ne uterwählte Ort, 'ne Ort, de uns' Herrgott nich oft verschenken deiht, de hei man sine besondern Leiwlings int Hart plant't. Dat mi dise besondere Gaw' nich taufollen is, fäuhl ik an'n besten; ut desen Grund heww ik bi mine Schriweri von wegen den Erfolg ok gor kein' Rosinen in den Sack — dat wir jo en puren Unverstand von mi! Äwer —

genug der Vorrede. Das Gesagte reicht hin, um uns erkennen zu lassen, mit was für einem Menschenkinde wir es zu thun haben. Und wenn dann doch schließlich sein Werk für sich selber reden muß, so würden, falls es nichts taugt, auch die allerverbindlichsten und bescheidensten Wendungen eines Vorwortes nichts daran ändern können. Der Berichterstatter wenigstens weiß sich in seinem Urtheile gegen eine derartige captatio benevolentiae gewappnet.

Aber es hätte deren auch nicht bedurft. Unser Buch steht seinen eigenen Mann. Kuß bietet in seiner „Vertellung“ ein so heiter frisches, geist- und gemüthvolles, treuherziges, durch und durch liebenswürdiges Erstlingswerk, daß ich mich wohl hüten werde, ihn mit „Dokter Barling“ auf eine Linie zu stellen und sein Wort von dem „Sparlingsraup“ gelten zu lassen. Die einfache Fabel, von der hier nichts verrathen werden soll, ist bei aller Schlichtheit so fesselnd, die eingeflochtene Criminalgeschichte so ergreifend, die Zeichnung der Oertlichkeiten und ihrer Bewohner so lebendig und eindrucksvoll, daß nach dieser Seite hin nicht einmal ein Vergleich mit Reuter gescheut zu werden braucht, dessen Oekonomie bekanntlich nicht die Stärke seiner Dichtungen ausmacht. Die Kindheitsgeschichte des jugendlichen Helden, die olshager Verwandten, Käksch Fike, der unergründliche Freßsack Müller Timpel, und dann wieder der gerade, herzenswarme Fritz Jahn, oll Höppner, der Jude Eilche — es sind lauter Prachtstücke, an denen man seine helle Freude haben muß. Mir wenigstens hat die Schilderung der hier vorgeführten Ferienerlebnisse so manche Erinnerung an die eigene Jugendzeit, in ähnlicher Umgebung verlebt, wieder so lebhaft wachgerufen, daß mich diese Alten und Jungen, Herrschaften und Dienstboten, Gutsbesitzer und Tagelöhner, Christen und Juden, wie gute alte Bekannte grüßten, und ich glaube, andern Lesern wird es ebenso ergehen. Auch sie werden dem Verfasser für das gebotene Erstlingswerk Dank wissen und mit mir wünschen, ihm recht bald wieder zu begegnen.

4. Dat dulle Jahr (1848). Von Henrich Wilhelm. Bielefeld, Helmich. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser meint in der aus Krawallersdorp im Fleigenmond datirten Vorrede:

Wann eck dör dit Bauk dem eenen oder annern to so'm Stierken verhülpe, wo hei ens sick en Stündken nett resten könn un wo ehn de ärgerlicken Fleigen nit plageden, dann wär eck tofreden. Viellichte ower es dat Bauk ock noch to wat annern gnd.

Wir können ihm versichern, daß er uns mit seinem Büchlein eine frohe Stunde bereitet hat. Der Verein für Volksfreiheit in einem westfälischen Dorfe ist mit viel Humor gezeichnet. Der Schreiber Schmidt, Kaufmann Klewer, der dicke Müller, Schmied Knickenberg, die bei einem Glase alten Münsterländer des Vaterlandes Wohlfahrt zu berathen haben, sind köstliche Gestalten von unfreiwilliger Komik und treffender Lebenswahrheit. Der Schulzenhof macht uns mit einem neuen Kreise bekannt, dem biedern Schulzen, seiner Frau Lisette und Tochter Söfken, um die der Herr Schreiber sich umsonst mit seinem Liebeswerben bemüht, denn ihr Herz gehört schon Kasper Dierk, und dem bleibt sie auch treu, als er unter die Fahne gerufen wird und Monate lang in und bei Berlin Garnisondienst verrichten muß. Dem Thatendrange des Schreibers gibt unterdessen die Gründung eines demokratisch-constitutionellen Vereins auf dem Lande neue Nahrung. Auch hierbei bewährt er wieder seine ungewöhnliche Fähigkeit, die Dummen einzufangen und für sich auszunutzen. Wir haben das Vergnügen, ihn zu einer kostbaren Volksversammlung nach der Stadt zu begleiten, umgeben von seinen Getreuen, um das große Werk der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu betreiben und nächstdem die wichtige Frage der Beschaffung von billigen Lebensmitteln zu berathen. Daheim im Dorfe wird dann auch ein richtiger Wohlfahrtsausschuß gebildet zur Ueberwachung politisch Verdächtiger, und unserm Volkstribun vom Lande wird in einer Wirthshausversammlung die unvergleichliche Auszeichnung zutheil, daß der Doctor Voß aus der Stadt ihm vor aller Augen auf die Schulter klopft und wörtlich zu ihm sagt: „Herr Schmidt, Sie sind ein wackerer Mann. Wenn wir in allen Dörfern unsers lieben deutschen Vaterlandes solche Männer hätten, dann müßte die Volksfreiheit zum dauernden Triumph gelangen.“ Im Besitze dieses Patents schreitet der Vaterlandsfreund nun auch zur Bildung eines Sicherheitsausschusses, der das Gute hat, daß wirklich im Dorfe nicht mehr gestohlen wird, wenn die Diebe, die dem Verein angehören, gerade Wachtdienst haben, dem es aber trotz vielen Münsterländern nicht gelingt, den alten Matthies, ein unbezahlbares Original in Erzählung selbsterfundener Prahlgeschichten, zum Exerciermeister zu gewinnen. Der Schreiber versucht sein Glück noch einmal bei Söfken und hätte beinahe Erfolg, wenn er sich nicht als Freigeist entpuppte. Aber er weiß sich rasch zu trösten und sucht in der Tochter des Schmieds Knickenberg einen Ersatz; aber o weh, eines Tages bekommt er die Fäuste seines erhofften Schwiegervaters zu fühlen und wird unsanft an die Luft gesetzt. Auch in der politischen Welt hat ein anderer Wind angefangen zu wehen, bei dem nicht mehr sein Weizen blüht. Schließlich geht er mit der Vereinskasse nach Amerika durch, während Söfken und ihr Kaspar Dierk, der von den Soldaten wieder beurlaubt ist, ein glückliches Paar werden.

5. Krissbetten un Kassbetten oder Unkenklänge von Westfalens rother Erde. Plattdeutsche Gedichte von Natz Kluttentratt und Wolf Wildgraf von Tecklenburg, Edler vom Desenberge und Klusenstein. Von H. Landois. Zweite Auflage. Bielefeld, Helmich. 1889. 8. 1 M.

Auch die „Krissbetten un Kassbetten“, d. h. Stachelbeeren und Johannistrauben, bringen manch lustiges Döhnchen aus dem Münsterlande, das in seiner biedern Mundart des Eindrucks nicht verfehlen kann. Das Büchlein bietet humoristische Gedichte und Lieder mit Holzschnitten nach Busch. Manches darunter ist ja minderwerthig, und eine Sichtung wäre erwünscht. Vieles aber, recht vieles ist äußerst gelungen; es öffnet sich, besonders in den Gedichten, eine reiche Fundgrube gesunden Witzes und frischen Humors. Wir zweifeln nicht daran, daß sich dafür auch außerhalb der engern Heimat Liebhaber und Freunde finden werden, die an dem Gebotenen ihre helle Freude haben.

Karl Sallmann.

Zur Mythologie und Uebersetzungskunst.

1. Das Räthsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte von L. Laistner. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 20 M.
2. Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage. Von W. Müller. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1889. Gr. 8. 3 M.

Gut geschriebene Vorreden geben gewöhnlich einen Vorgeschmack von den Genüssen, die uns durch das ihnen folgende Hauptgericht geboten werden, und reizen somit den Appetit. Wer mit dieser Erwartung das Vorwort des Laistner'schen Buchs: „Das Räthsel der Sphinx" (Nr. 1), liest, wird auf den Inhalt desselben im allerhöchsten Grade gespannt sein, denn jenes Vorwort zeichnet sich nicht blos durch formelle Vorzüge, durch eine für jeden Verständigen wahrhaft erquickende Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks aus, sondern auch (was allerdings allein auch der Form ihr Recht und ihre Weihe gibt) durch die Richtigkeit und Wichtigkeit des Inhalts, durch die Natürlichkeit der aufgestellten mythologischen Principien, und die Folgerichtigkeit der daraus abgeleiteten methodischen Grundsätze. Zweck des Werks ist: die Aufhellung der Bezüge zwischen Sage und Götterlehre, diese Aufhellung bildet eben die Lösung des Räthsels der Sphinx; es ist ein kleines Wort, das, richtig entwickelt, uns das Verständniß, wenn auch nicht aller, so doch der meisten Mythen erschließt, es bildet die Wurzel, aus welcher in zahllosen Verzweigungen und Verschlingungen ein riesiger Stammbaum emporwächst, der sozusagen alles, auch das Ungleichartigste aus sich erzeugt und zu ertragen vermag. Mit der Kenntniß des einen Wortes ist es nicht gethan, die wahre Aufgabe des Mythologen besteht darin, in allen jenen so verschieden geformten, oft verkrüppelten und entarteten Aesten und Zweigen den einen Urkeim nachzuweisen. Wir bekommen ihn, d. h. eben jenes kleine unscheinbare Wort, erst gegen Ende des Vorworts zu sehen — und da überrieselt es uns allerdings wie ein leiser Schreck. Wir fangen an zu zweifeln, wir haben das unangenehme Gefühl der Enttäuschung, das uns den Ausruf entlockt: Was! Nach so vielen schönen Sätzen, die unsere Begierde weckten, nach so vielem Wahren und Kernhaften, was unsere Lust reizte — am Ende eine taube Nuß! Oder wäre es denn möglich, daß allen diesen Sagen und Mythen, welche im Folgenden behandelt werden, von der Sphinx und der Mittagsfrau, dem gestiefelten Kater und dem alten Barbarossa, dem geschenkten Gürtel und den schönen Haaren, von den Nereiden und den Danaiden, von Ixion und den Kentauren, von den beiden Liebenden, von den Zwergen, von Polyphem und den Menschenfressern, von Pan und Hermes, von Demeter und Frau Holle, von den Phaiaken und Hephaistos, von Artemis und Apollon, von Dianassa und Dionnyssos (sic), von Poseidon und Athene — daß also allen diesen Erzeugnissen menschlicher Phantasie (und wir haben nur einen höchst bescheidenen Bruchtheil des in dem Buche behandelten Sagenstoffs ausgewählt) weiter nichts zu Grunde liegen sollte, als — der Alp (Nachtalp)? Diese im Menschenleben so höchst unbedeutende Erscheinung sollte also den großartigen gewaltigen Wunderbaum der Mythologie erzeugt haben?! Ein „unmöglich" schwebt uns auf der Lippe. Aber — erst lesen, dann urtheilen. Eile mit Weile; und müssen wir billigerweise uns nicht erinnern, was der Verfasser im Vorworte, S. XIII, von dem Traume gesagt hat, dem wir ja vielleicht beigestimmt haben? Daß nämlich die übermenschliche jenseitige Welt eine Welt von sinnenfälliger Wirklichkeit sei, jedoch nicht dem offenen, nur dem geschlossenen Auge sichtbar? Daß man ihren Anblick nicht willkürlich aufsuchen kann, daß sie aber sich dem Sterblichen aus freien Stücken erschließt, zu ihm in der Nacht kommt und sich auf ihn herabsenkt im Traume. Jawohl, wir erinnern uns, erinnern uns aber auch des vom Verfasser ausgesprochenen, stark betonten Grundsatzes, daß die Deutung der mythologischen Eigennamen streng nach den Gesetzen der Etymologie zu verfahren habe und keinerlei etymologischen Sonderrechts sich anmaßen dürfe. Wenn wir nun aber, beim Lesen des Buchs, in die Schmiede gerathen, wo der Verfasser seinen etymologischen Hammer schwingt oder seinen Schraubstock handhabt, so schauert uns Furcht und Mitleid über den Rücken, Mitleid nämlich mit den armen Wörtern wegen ihrer „Behandlung". Da wird gehämmert, geschraubt, gedehnt, gewippt und gekippt (alles natürlich nach den Regeln des Handwerks), daß es — keine Freude mehr ist. Wenn man bei einem Worte zehn gesetzliche etymologische Curen anwenden muß, um es deutfähig zu machen, so paßt das im bürgerlichen Leben gebrauchte Sprichwort von den vielen Hunden und den Hasen, mutatis mutandis, auch hierher. Diese Manier des Verfassers, das Rechnen mit unwahrscheinlichen Größen, hat, offen gestanden, mir die Freude am Buche versalzen, und wahrscheinlich nicht mir allein. Ein solcher Eindruck ist dann schwer wieder zu verwischen und spielt gern über in die unbefangene Würdigung des Uebrigen, wodurch diese dann eben zur Befangenheit wird. Ich habe mir die redlichste Mühe von der Welt gegeben, dem vielbelesenen gelehrten und geistreichen Verfasser des so inhaltreichen Buchs, einer wahren Fundgrube verarbeiteten Sagenstoffs, auf seinen „verschlungenen Wegen" und kühnen Fahrten zu folgen und seinen Leistungen gerecht zu werden, aber nach durchlaufener Bahn mir sagen müssen: die Ueberzeugung, daß der Verfasser das Räthsel der Sphinx mit seinem Pandämonium Nachtalp (oder Nachtalb) gelöst und die Grundzüge der Mythengeschichte hergestellt habe, hat er auf seinem Gange sich nicht geholt. Damit soll nicht geleugnet sein, daß manche der hier mitgetheilten Sagen scharfsinnig und auch richtig aus eben jenem Grundbegriffe gedeutet sei, und zwar zum ersten mal; die maßlose Ausdehnung

des Begriffs aber zu einem alles bestimmenden Princip müssen wir aufs entschiedenste ablehnen.

Viel eher können wir uns mit der Methode, auch mit den Ergebnissen der Schrift W. Müller's: „Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage" (Nr. 2) einverstanden erklären, die an einigen bestimmten und gut gewählten, weil bekannten Beispielen (Nibelungen, Wieland-Sage, Walther-Sage und Orendel) den Satz erhärten will, daß die Heldensagen historische Mythen sind, wenn sie sich auch mit religiösen Elementen, heidnischen oder christlichen, verbinden können. In einigem Zusammenhange mit diesen Untersuchungen stehen zwei polemische Abhandlungen („Die Kentauren" und „E. H. Meyer's Achilleis"), die sich, mit Erfolg, wie uns scheint, gegen die durchweg natursymbolischen Deutungen des bekannten Mythologen E. H. Meyer richten, und gelegentlich auch den Standpunkt des Verfassers gegen Müllenhoff's und anderer Germanisten Angriffe zu vertheidigen bestimmt sind. Die Einleitung enthält einzelne höchst beachtenswerthe Sätze einer gesunden, nicht in die Nebel der Phantastik sich verlierenden Auffassung. Wenn sie auch vorwiegend der Abwehr, d. h. der Negation dienen, und wenn auch vielleicht dieser oder jener Begriff als zu eng gefaßt erscheint (wie z. B. der des Achilleus als einer blos auf historischem Grunde ruhenden Persönlichkeit), so wirkt doch das Widerstreben gegen den Ueberschwang der unersättlichen Despotie, genannt „vergleichende Mythologie", recht eigentlich wohlthuend und erfrischend. Diese Gegenwirkung ist übrigens nicht erst heute eingetreten, und jene Macht, die kaum geboren, gleich mit Cymbeln und Drommeten ins Feld gezogen war, hat heute, nach mehr als dreißigjährigem Wirken, doch nicht so viel Boden gewonnen, als ihr erstes verblüffendes Auftreten erwarten ließ. Werden doch jetzt geradezu ihre Fundamente (vor allem die Ergebnisse der A. Kuhn'schen Forschungen) von namhaften Gelehrten für Luftschlösser gehalten; so auch von W. Müller. Wir skizziren rasch, ohne uns weiter in Kritik einzulassen, die hauptsächlichsten Aufstellungen und Ergebnisse des uns vorliegenden Buchs.

Die Kentauren sind ein Niederschlag des historischen Einbruchs des Thessalervolks in die nordöstlichen griechischen Gaue (das später so geheißene Thessalien); der zu Pferd kämpfende Thessaler wurde im Mythus zu einem Ungethüm, das aus Roß und Mensch zusammengewachsen war.

Achilleus ist so wenig wie sein Gegner Hektor ein Dämon (Blitzwesen), sondern die Ansiedelungen der Griechen an der kleinasiatischen Küste sind die historische Grundlage seiner Sage; er ist Vertreter der Nordachäer, wie Agamemnon die Südachäer vertritt. Hierbei freue ich mich zu sehen, daß der Verfasser meine schon vor vielen Jahren in d. Bl. ausgesprochene Ansicht über den sogenannten trojanischen Krieg theilt, wenn er sagt:

> Die in verschiedenen Zeiten und Gegenden vorgefallenen geschichtlichen Kämpfe wurden nun von der Sage ihrem Charakter gemäß mythisch zu einem einzigen langjährigen Kriege umgebildet.

Hektor ist kein „Verschließer der Wolkenburg" (wie Meyer ihn faßt) und ebenso wenig sind die unschuldigen Quellen vor Troja „Feuer- und Hagelquellen" (d. h. „offenbar Gewitterwolken"), sondern sie sind eben schlichtes natürliches Wasser, wie alle ihre unzähligen Schwestern auch, und das skäische Thor der Stadt Troja, das jeder Leser des Homer kennt, ist eben ein Thor, wie es auch heute noch an Festungen sich vorfindet, keineswegs aber „das Thor der Wolkenburg"!

Auch der Nibelungenheld Siegfried ist kein Blitzheros und überhaupt kann von einer Identität der Achilleus- und der Siegfriedsage gar keine Rede sein. Ein Siegfried als Gott oder Dämon war früher nicht in der Sage vorhanden, wenn auch die dem religiösen Mythus angehörenden Züge, wie sein Drachenkampf, sein Verhältniß zu Brunhild oder Kriemhild, die von dem Stammesgott auf den Helden übertragen wurden, auf alte heidnische Zeiten führen.

Wieland (der bekannte „Schmiedekünstler" in der nordischen Sage) ist kein germanischer, sondern ein finnischer Held (Heros) und Loki wahrscheinlich ein finnischer Gott; letzteres gilt auch für den griechischen Hephästos (Vulkan).

Auch Walther (Walthari) ist kein Elf (Alb), er hat ebenso wenig den römischen Feldherrn Aëtius, der Gallien und das römische Westreich regierte, zur Unterlage, sondern er ist der Vertreter der Westgothen, und seine Rückkehr aus Hunnenland mit seiner Verlobten, Hildegund, bedeutet die Ansiedlung der Westgothen in Frankreich und Spanien.

Die Sage von Orendel ist erst zur Zeit der Kreuzzüge entstanden und also die Annahme, daß sie auf einem uralten heidnischen Naturmythus beruhe, in das Reich der Phantasie zu verweisen.

3. Anakreon. Nachdichtungen von Otto Kaysel. Ludwigslust, Hinstorff. 1890. 16. 2 M. 20 Pf.
4. Des Publius Ovidius Naso Briefe der Heroiden. Deutsch im Versmaße der Urschrift von Alwin Koch. Bamberg, Buchner. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

An Uebersetzungen geht man gewöhnlich mit Zagen, weil auf diesem Gebiete das Verfehlte üppiger wuchert als irgendwo anders, um so behaglicher ist das Gefühl, wenn man Ausnahmen trifft, wie die oben angeführten Leistungen solche sind. Besonders Otto Kaysel's „Anakreon" (Nr. 3) ist geradezu meisterhaft. Der Begriff Uebersetzung trifft zwar hier nicht zu, es sind wirkliche Nachdichtungen, nicht nur, was die Form, sondern was den Inhalt betrifft. Die erstere schillert in allen möglichen, aber kundig gewählten und keusch behandelten, durchweg gereimten Maßen, der Inhalt ist natürlich im ganzen der Stimmung nach der gleiche wie im Original, doch hat sich der Umdichter nicht im entferntesten an die Worte gehalten, er windet die Gedanken anders, schattirt sie, läßt manchen kleinern Zug beiseite, malt neue hinzu, kurz, er legt sich in keiner Beziehung eine Fessel an, sodaß man auch keinen Augenblick den Eindruck hat, kein Original zu lesen. Auch der gebildetste Leser, der zufällig den

Titel und die griechischen Anfangsverse übersehen würde, könnte glauben, ein vortreffliches deutsches „Liebes- und Weinbüchlein" vor sich zu haben. Höchst selten stört ein kleiner Misklang so die dialektisch gefärbten Reime: Prunk, jung; Trank, Gang; Dank, Gesang; schlank, Gesang und ähnliche, oder die falsche Betonung Pándion oder das nicht hochdeutsche „Brink" (auf blumiger Brink).

Ohne allen Zweifel ist dies die beste „Nachdichtung" des griechischen Lyrikers, die wir bisher besitzen, und es dürfte jetzt für lange Zeit damit ein Ende haben.

Alwin Koch's „Briefe der Heroiden" (Nr. 2) stellen sich als getreue und dennoch deutsche Uebersetzung dar, die, wenn auch nicht überall vollkommen, so doch im ganzen gelungen ist und Lob verdient. Zum Nichtgelungenen rechnen wir die stete Wiederkehr falscher Betonung in Wörtern, wie sogleich, dámit, wárum und andere; auch etwa einmal — aber höchst selten — eine ungefüge Härte, wie:

Preisgabst Wort, Demophoon, du und Segel den Winden —

ferner einzelne Misverständnisse in der Uebersetzung, wie z. B. im Briefe der Dido, V. 112: „Hinzumorden befahl ich am Hausaltare den Gatten" (der Text lautet ganz anders; der Uebersetzer versündigt sich schwer an Dido), oder wenn Hypermnestra von ihren „Brüdern" statt von den „Vettern" spricht (was dem Lateiner allerdings erlaubt ist, nicht aber dem Deutschen). Unerlaubt ist auch der Ausdruck: Schutz gen (gegen) Männer und Stiere, und (was nicht einmal die Prosa gestattet) Kanace, Vers 39:

Gab es ein Mittel, ein Kraut, das die Amme nicht hätte verwendet,
Das sie verwegen an mir nicht zur Verwendung gebracht?

Auch klingt sehr prosaisch: „Ich gefiel dir in jeder Beziehung" oder „was das Versprechen betrifft" oder: „sollte zu kommen sich auch die Möglichkeit bieten", oder: „widerstandsfähiger scheint doch mir des Mannes Natur" und anderes mehr.

T. Mähly.

Feuilleton.

In Otto Spamer's Verlag in Leipzig ist das erste Heft eines auf etwa zehn Lieferungen zu 1 Mark berechneten Werks erschienen: „Das Deutsche Reich. Illustrirte Vaterlandskunde. Von Prof. Dr. J. W. Otto Richter. Mit erläuternden Karten-Beigaben." Es zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Der erste betrachtet, von der geographischen Lage unsers Vaterlandes ausgehend, das Verhältniß seiner politischen Grenzen zu den natürlichen und Sprachgrenzen, sodann die gesammten Grundzüge seiner physikalischen und politischen Geographie und die Grundlagen seiner materiellen und geistigen Cultur. Im vorliegenden Hefte, das bis ins sechste Kapitel reicht, ist die geographische Lage, die Oberflächenform und die Bewässerung, das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt, die Bevölkerung zur Darstellung gelangt, und die Besprechung der wirthschaftlichen Verhältnisse bricht bei der Viehzucht ab. An die Landwirthschaft wird sich die Industrie in ihren verschiedenen Zweigen, das Verkehrswesen, der Handel, die staatliche Organisation schließen. — Der besondere Theil wird denselben Gang hinsichtlich der einzelnen Bundesstaaten einhalten. Als Illustrationen sind ein Blatt mit den Bildnissen der deutschen Fürsten, eine Industriekarte und eine solche der Bevölkerungsdichtigkeit, wie die Kärtchen der Umgebungen von Berlin, Stuttgart und Karlsruhe beigegeben. Da der Spamer'sche Verlag wegen seiner illustrirten volksthümlichen Werke eines verdienten Rufes genießt, darf der Vollendung dieses nützlichen Unternehmens getrost entgegengesehen werden, und wir werden dann nicht verfehlen, auf das Buch eingehend zurückzukommen.

— Vom Scheffel-Bunde in Oesterreich, über dessen Gründung und Ziele hier berichtet worden (Nr. 36 d. Bl. f. 1889), ist jetzt aus Anlaß dieses Ereignisses ein hübsches Buch herausgegeben: „Scheffel-Gedenkbuch. Mit Zeichnungen und Facsimiles" (Wien, Hartleben, 1890). Es gliedert sich durch die zahlreichen Beiträge an Gedichten, Handschriften, Zeichnungen und auch Musikstücken, wie durch seine sehr geschmackvolle Ausstattung der Reihe der jetzt beliebten Albums an. Der einigende Gedanke ist bei den meisten Beiträgen die Beziehung auf den gefeierten Dichter, dessen Gedächtniß zu ehren und in dessen Namen poetische und wissenschaftliche Unterstützung zu gewähren der Zweck des von A. Breitner in Mattsee im Salzburgischen geleiteten Vereins ist. Die Sammlung wird mit einem poetischen „Dank an Scheffel" von der Erzherzogin Marie Valerie eröffnet. Das gefällige Bändchen ist schön gebunden für 3 M. zu haben.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Im „Athenaeum" vom 11. Januar erfährt C. von Gonzenbach's „Nilfahrt" (Stuttgart, Hallberger) lobende Erwähnung sowol wegen seines literarischen Theils, obgleich letzterer nichts Neues bringe, wie wegen seiner bildlichen Ausstattung.

Dieselbe Zeitschrift vom 18. Januar bringt einen Nachruf an J. von Döllinger, „vielleicht den gelehrtesten Geistlichen. Es gibt sicher Gelehrte, die ihm in einzelnen Fächern des Wissens überlegen sind, aber an Ausdehnung, Mannichfaltigkeit und Genauigkeit des Wissens thut es ihm kaum jemand zuvor." Es wird besonders Döllinger's umfassendes Wissen auf dem Gebiete der Geschichte des Papstthums hervorgehoben und der Wunsch ausgesprochen, daß sein diese Forschungen betreffender Nachlaß baldigst veröffentlicht werden möchte, „welcher die geschichtliche Grundlage des Papstthums völlig untergraben dürfte". Döllinger's Duldsamkeit und Liebenswürdigkeit, seine körperliche und geistige Kraft sowie seine folgerichtige Denk- und Handlungsweise werden durch manchen hübschen Zug belegt. Der über drei Spalten umfassende Aufsatz ist ein ehrenvolles Denkmal, das England in einem seiner vornehmsten Blätter dem wackern Kämpen der Geistesfreiheit setzt.

— Die „Revue internationale" vom 15. Januar 1890 enthält einen langen Aufsatz von Ernest Tissot über deutsche Literatur. Im „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" (2 Bde., Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1889) „findet sich mehr als im Tagebuche Amiel's, mehr als in den Briefen Flaubert's ein trauriger Weltschmerz verkörpert. Diese Bände besitzen keinerlei künstlerischen, wenig geschichtlichen und ästhetischen Werth, aber unvergleichlich sind sie für den Psychologen. Wir finden Wagner in denselben mit all seinem Hasse, seinem Neide, seiner teuflischen Erfolgssucht wie auch seiner listigen und aufrichtigen Liebe und seiner beständigen Muthlosigkeit; ein Bekenntniß, das nicht für irgendeinen bestimmten Leserkreis geschrieben, sondern dem Geheimnisse so vertraulicher Schreiben abgelockt ist, daß man es für entwendet halten möchte." Tissot hebt hervor, daß Liszt in diesem echt „deutsch-

sentimentalen" Briefwechsel fast ganz zurücktritt hinter dem romantischen, Liszt ganz für sich in Anspruch nehmenden Wagner. Tissot versucht an der Hand der Briefe das abenteuerliche, an Enttäuschungen reiche Leben Wagner's und dessen eigenartigen Charakter zu zeichnen, und empfiehlt Adolf Jullien, sein Werk über Wagner durch diesen Briefwechsel in verschiedenen Punkten zu vervollständigen und zu berichtigen.

Weiter bespricht Tissot Gustav Freytag's „Gesammelte Aufsätze" (2 Bde., Leipzig, Hirzel). Freytag wird gemeinsam mit Dahn, Lindau, Spielhagen, Heyse als einer der hervorragendsten Schriftsteller Deutschlands genannt. Die politischen Aufsätze des ersten Bandes sind „verständig und scharfsinnig, wenn auch etwas von parteiischer Vaterlandsliebe beeinflußt". Die Feuilletons, Kritiken und Lebensschilderungen des zweiten Bandes werden als „durchweg interessant" bezeichnet, wenn auch einige den ernsten Ton „etwas einförmig" finden könnten. „Seine dramatischen Feuilletons gefallen mir gut. Freytag spricht vom Theater und den Schauspielern in einem Tone, den man nicht mehr gewohnt ist. Es kommt ihm nicht in den Sinn, die Schauspieler als Pack zu behandeln oder denselben spöttische Verachtung zu bezeigen, wie das in Frankreich Mode ist. Man wird mir entgegenhalten, daß die deutschen Schauspieler Künstler sind, während das bei den französischen nicht immer der Fall ist. Ich möchte das beinahe selbst glauben, wenn ich z. B. an die Devrients denke, welche in drei Menschenaltern sechs große Schauspieler stellten. Wenn man aber unparteiisch ist, muß man zugeben, daß die Verhältnisse diesseit und jenseit des Rheins gleich liegen. Man muß eben wissen und unterscheiden können. Nun, Freytag hat unterscheiden wollen; er hat es verstanden, gewissenhaft zu sein und sich weniger mit den Leistungen, den schönen Augen als mit der Begabung, mit dem Streben beschäftigt." Seine Beantwortung der Frage: warum die der Bühne freund gewordene Schauspielerin so oft unglücklich wird oder Unglückliche macht, ist als meisterhaft philosophisch übersetzt und abgedruckt.

„Als literarischer Kritiker gefällt mir Freytag weniger; nicht weil er zu wenig interessant wäre, sondern weil er zu sehr an die Zeit erinnert, wo er außerordentlicher Professor (d. h. Privatdocent) in Breslau war. . . . Aesthetische Fragen werden anziehend, gelehrt und mit schlagender Logik, freilich auch mit einer etwas ermüdenden Ausführlichkeit behandelt. Wenn er nicht ästhetisirt, bespricht Freytag ganz einfach die Bücher, welche er studirt, und gibt seine Meinung, sagt was ihm schlecht scheint, ohne lange Gründe dafür zu suchen." In Bezug auf eine ganze Anzahl von Fragen stimmt Tissot mit Freytag völlig überein, nicht aber mit seinem Urtheil über Goethe, Wagner und Heine, „den drei größten Künstlern des jetzigen Deutschland". Dafür macht der Kritiker „Soll und Haben" und den „Ahnen" den Vorwurf, daß es diesen Werken oft an Kunst und Anmuth fehlt. „Freytag ist ein Denker . . ., besonders aber ein Moralist, denn in Deutschland liebt man zu moralisiren, ohne dabei moralischer zu sein als anderwärts." Daß Freytag für die Juden Partei nimmt, hält Tissot für wenig aristokratisch. Die Lebensschilderungen werden als „vollendet, nutzbringend und äußerst fesselnd durch den Reichthum an Mittheilungen, Gedanken und Gesichtspunkten" bezeichnet. Das Bild, das Freytag von Napoleon gibt, wird „übermäßig streng, aber bemerkenswerth" genannt.

Das dritte Werk, welches Tissot bespricht, ist Kuno Fischer's „Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust" (Heidelberg, C. Winter, 1889). Er rühmt den seltenen Scharfsinn, mit dem Kuno Fischer über die Methoden der verschiedenen Commentatoren des „Faust" spricht: „Die meisten Bemerkungen sind ausgezeichnet, wenn auch sehr ins einzelne gehend, wie man sich denken kann, und mit etwas starken, dem französischen Empfinden unangenehmen Ausfällen gegen die angegriffenen Kritiker durchsetzt." Getadelt wird, daß Fischer die beinahe endgültige Arbeit Faligan's nicht gekannt habe, dafür findet die Vergleichung „Faust's" mit der „Göttlichen Komödie" und der deutschen Philosophie volles Lob. „Die 20 Seiten über die Gretchentragödie sind voll herrlicher Gedanken, in einer wahrhaft thucydideischen Sprache geschrieben."

Bibliographie.

Althof, P., Gerurode. Poetische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Leipzig, Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M. 65 Pf.

Arming, R., Erinnerungen des Trommlers der Welsberger Landesschützen 1848. Historisches Charakterbild aus der Aera der freiwilligen Tiroler Landesvertheidigung mit besonderer Rücksichtsnahme auf das Pusterthal. Leipzig, Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Behrmann, G., Eine Maienfahrt durch Griechenland. Hamburg, Gräfe. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Belot, A., Flitterwochen in Monte Carlo. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M. 40 Pf.

Bürgi, E., Durch deutsches und englisches Evheland. Eine Missionsreise. Bremen, Morgenbesser. Gr. 8. 60 Pf.

Büttikofer, J., Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879—1882 und 1886—1887. Mit Karten, Lichtdruck- und chromolithographirten Tafeln, nebst zahlreichen Text-Illustrationen. 2 Bde. Leiden, Brill. Gr. 8. 20 M.

Claus, F., Maria Rosenberg. Speier, Jäger. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Dambor, Das cherne Menschenrecht. Berlin. Gr. 8. 60 Pf.

Edelmann, A., Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. München, Pohl. Gr. 8. 6 M.

Falkenhagen, H., Die Junggherrn Ottmann Minnefahrt. Ein Sang. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Glück auf! Herausgegeben von A. Hinrichsen. 1. Jahrg. 1890. 24 Hefte. Berlin-Niederschönhausen, Verlag von „Glück auf". 4. Vierteljährlich 4 M.

Goeggінger, H., Pontische Briefe. Riga, Kymmel. 1889. Gr. 8. 1 M.

Haase, J. L., Schuld und Sühne. Eine Klostergeschichte aus Sachsen. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Hartung, C., Die Schlacht am Welfesholze am 11. Februar 1115 nach zeitgenössischen und späteren Berichten. Eisleben, Gräfenhahn. 1889. Gr. 8. 75 Pf.

Jókai, M., Ein moderner Cagliostro. Roman. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Junkermann's Humoristikum. Eine Sammlung heiterer Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit. Neue Folge. Unter Mitwirkung von M. Barack, F. Bodenstedt, G. Böttiger u. s. w. herausgegeben von A. Junkermann. Mit einem Vorspiel: Meine zweite Amerikafahrt. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 3 M.

Jurisch, K. W., Grundlage der Philosophie der Kultur. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 2 M.

Kausch, O., Die Namenkunde der Länder und Städte des Deutschen Reiches. Leipzig, Heitmann. Gr. 8. 3 M.

Lasswitz, K., Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton. 1ster Bd.: Die Erneuerung der Korpuskulartheorie. Hamburg, Voss. Gr. 8. 20 M.

Majunke, P., Luthers Lebensende. Eine historische Untersuchung. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Marckwald, E., Elsass-Lothringische Bibliographie. I. 1887. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 3 M.

Mersmann, Geschichte des königl. preußischen Garde-Pionier-Bataillons. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Kaisers und Königs, mehreren Karten und Abbildungen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. Gr. 8. 7 M.

Baltische Novellen. (3. Sammlung.) An den blauen Wassern des Livasees. Eine Erzählung aus baltischer Vergangenheit von L. Schneider. — Auf Rammnitz von Hedda von Schmid. Riga, Kymmel. 1889. Gr. 8. 2 M.

Otto, A., Zur Geschichte der ältesten Hausthiere. Breslau, Preuß u. Jünger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Petersen, Marie, Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Leipzig, Fock. 12. 1 M.

Povinelli, A. H., Ahasverus in Tirol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit. Leipzig, Literarische Anstalt. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Prozeß gegen Dr. jur. Ernst Harmening wegen Beleidigung des Herzogs von Coburg-Gotha. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 M.

Rabe, M., Offener Brief an das Hohe Haus der Abgeordneten: Die Notwendigkeit der Findelhäuser in Deutschland. Berlin, Breitkreuz. 1889/90. Gr. 8. 50 Pf.

Schauenstein, F., Bleamerln aum Wö. Gedichte in unterennsischer Mundart. 3ter Thl. Korneuburg, Kühkopf. 1889. Gr. 8. 1 M.

Schneider-Arno, Baronin J., Biographie des Großvaters der Verfasserin und Gedichte. (Aus Oesterreich!) Wien, Seidel u. Sohn. 1889. 8. 6 M.

Sturm, H., Das Versprechen. Novelle. Weimar, Weißbach. 8. 2 M. 50 Pf.

Sylvester, T., Jephthah. Trauerspiel. München, Merhoff. 8. 1 M. 50 Pf.

Thikötter, J., Giordano Bruno und das hierarchische System Roms. Bremen, Nößler. 8. 80 Pf.

Wie sollen wir im nächsten Feldzug angreifen? Von K. v. K. Mit einer Figuren-Tafel. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Zeitenwende. Patriotische Meditationen eines Ungenannten. Essen, Bädeker. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Gesammelte Werke
von Alexander von Humboldt!

Neue durchgesehene Auflage in 12 Bänden, mit dem Porträt Humboldt's.

Preis geheftet M. 15. — In sechs geschmackvollen Einbänden M. 18. —

(Auch in 30 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen.)

Ferner in Einzel-Ausgaben:

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 4 Bände. Preis geheftet M. 5. — In 2 geschmackvollen Einbänden M. 6. —

Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. 4 Bände. Preis geheftet M. 5. — In 2 geschmackvollen Einbänden M. 6. —

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Preis geheftet M. 1. 25. In geschmackvollem Einband M. 1. 80.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Die Bibel.
Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schnbert, E. Steinle, A. Sträßnber, F. von Straßendorf, L. Völlinger.

Dritte Auflage. 4. Geh. 15 M. Geb. in Leinwd. mit Goldschn. 22 M., in Leder mit Goldschn. 30 M.

Pracht-Ausgabe. Geb. in Leder m. Goldschn. 36 M.

Diese mit gegen 250 Abbildungen illustrirte Bibel hat sich in den deutschen Familien wie in Kirche und Schule schon seit langer Zeit heimisch gemacht. Was den Werth der bildlichen Darstellungen betrifft, so genügt es darauf hinzuweisen, daß sie sämmtlich von deutschen Künstlern ersten Ranges herrühren, von Meistern im Gebiete der religiösen Malerei, die sich in die Geschichte der Heiligen Schrift mit ernstem Sinn vertieften und sie in gleichem Geiste, fern von der Sucht nach blendendem Effect, rein und wahr zur Anschauung brachten.

Die Bibel.
Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

4. Geb. in Leder m. Goldschn. 18 M., in Chagrinleder m. Goldschn. und mit zwei silbernen Schließen 35 M.

Eine mit großen scharfen Lettern auf milchweißes Papier gedruckte, auch für schwache Augen ohne Anstrengung lesbare Bibel, die vornehmlich zum Gebrauch bei der Hausandacht geeignet und darum Hausbibel benannt ist.

Prinz Wilhelm
von Oranien-Nassau,

genannt der Verschwiegene.

Volksschauspiel
in fünf Aufzügen mit einem Vorspiele
„Kaiser Karls V. Abdankung"
von
Adolf Friedrich.

6 Bogen. 8°. Preis M. 2, gebunden M. 3.

Diese Dichtung ist von Sachverständigen sehr anerkennend beurtheilt worden und dürfte in literarischen Kreisen Anerkennung finden.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dillenburg. **C. Seel.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen
von
Ferdinand Gregorovius.

Illustrirte Prachtausgabe
mit Original-Compositionen von Theodor Grosse.

Zweite Auflage.

4. Elegant cartonnirt 7 M.

Die Prachtausgabe von Gregorovius' bekannter und beliebter Dichtung „Euphorion", durch den Maler Theodor Grosse mit stilvoll componirten Illustrationen geschmückt, ein harmonisches Kunstwerk im edelsten Geschmack, das jetzt in sorgfältig hergestellter zweiter Auflage erschien, darf namentlich auf jedem wohlgewählten Büchertisch einen dauernden Platz beanspruchen.

Die Octavausgabe des Gedichts (cart. 3 M.) liegt bereits in fünfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Dreiundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann Hus. Sein Proceß und sein Tod. 1414—1415. — Ein Diebstahl beim Handelsmann Schüller in Blankenheim in der Eifel. Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Der Proceß wider den Dr. med. Flocken wegen Vergiftung aus Fahrlässigkeit. Straßburg im Elsaß. 1887 und 1888. — Die Vermögensberaubung des Kaufmanns Ssolodownikow. Petersburg. 1870. 1871. — Die Ermordung des Collegienassessors Tschichatschew. Petersburg. 1873. 1874. — Der Einbruch im Pfarrhof von Edlingham. Raub- und Mordversuch. England. 1879—1889. — Der Proceß wider den Tagelöhner Morand. Mord. Joigny in Frankreich. 1888.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 20. März 1890.

Inhalt: Eine wirkliche „Geschichte" der englischen Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Aus M. G. Conrad's „Münchener Romanen". Von Adalbert Schroeter. — Zur Schulreform. Von Eduard Haug. — Erzählungsschriften. Von Bernhard Münz. — Zur deutschen Geschichte. Von Walther Schultze. — Zur Völkerkunde. Von Moritz Alsberg. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine wirkliche „Geschichte" der englischen Literatur.

Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Zweiter Band: Bis zur Thronbesteigung Elisabeth's. Erste Hälfte. Berlin, Oppenheim. 1889. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Wir Deutsche gelten unter den modernen Culturvölkern von jeher als die Männer der Theorie, unserer Wissenschaft wirft man dem entsprechend eine Bevorzugung des gedanklichen Elements vor. Die historischen Fächer haben bei uns zur Zeit des allgemeinen Aufschwungs der Gelehrsamkeit den Untergrund zur spätern Blüte gewonnen und namentlich auf dem Felde der Literaturgeschichte haben wir die mitstrebenden Nationen weit überflügelt. So ist es geblieben, als wir seit Mitte dieses Jahrhunderts auch in den exacten Disciplinen mit den gewaltigen Leistungen der Westmächte in Wettstreit zu treten begannen. Dieselbe Jahreszahl, 1845, stand auf dem ersten Bande von Alexander von Humboldt's „Kosmos" und auf dem von Graf Schack's „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien". Wie nun die Pyrenäische Halbinsel bis heute letzterm Werke deutschen Riesenfleißes und deutscher Urtheilskraft keine entsprechende Arbeit an die Seite stellen kann, so erhielt auch Großbritannien erst eine thatsächliche „Geschichte der englischen Literatur", als ein ungemein sachkundiger Deutscher an die mühsame Aufgabe herantrat.

Im Jahre 1877 bereits erschien der erste Band und wurde damals auch in d. Bl. (Nr. 48, S. 757—761) von David Asher eingehend gewürdigt. Jahre vergingen, ohne daß man etwas von einer Fortsetzung vernahm, und immer mehr verstummten die Stimmen, welche hier ein literarisches Ereigniß ersten Ranges gefeiert hatten. Zwar die Eingeweihten wußten besser Bescheid. In seiner stillen Klause saß der Verfasser in fortdauerndes Studium des umfänglichen alt- und mittelenglischen Schriftthums vertieft. Weit in specialphilologische Feinheiten hinein versenkte sich seine erstaunliche Spürkraft. Nur Gediegenes, sicher und fest Begründetes wollte er zu Tage fördern, und deshalb scheute er keine Mühe, scheinbar abgethane Probleme wieder und wieder zu prüfen und mit neuen Methoden und erheblich vervollkommneteren Hülfsmitteln anzugreifen. Das herrliche Nationalepos der Angelsachsen, der „Beowulf", war natürlich bereits im ersten Bande einer allseitigen Kritik unterzogen worden. Nichtsdestoweniger wurden die vielen daran anzuknüpfenden sagen- und sprachgeschichtlichen Fragen erneut vorgenommen, bis sie in der mustergültigen Behandlung „Beowulf. Untersuchungen" (Straßburg 1888) zum überzeugenden Abschlusse gelangten. Chaucer, literarhistorisch der Mittelpunkt der ganzen mittelenglischen Periode, war 1870 von ten Brink in „Studien zur Geschichte seiner Entwickelung" vorgeführt worden. Immer wieder zu diesem seinem Lieblingsautor zurückgekehrt, beschenkte der unermüdliche Forscher 1884 die Freunde des liebenswürdigen Erzählers mit dem Buche über „Chaucer's Sprache und Verskunst". Aber erst die vorliegende Besprechung des Dichters im 5. bis 14. Abschnitte des nunmehr abgeschlossenen vierten Buchs seines Werks scheint ten Brink als einigermaßen erschöpfend, jedoch wahrscheinlich kaum schon als vollgültig anzusehen. Das heißt deutsche wissenschaftliche Gründlichkeit, über welche kein Mensch wohlfeilen Spott zu ergießen berechtigt ist. Es ist ja freilich alles sogenannte Wissen, ausgenommen nur das für die streng mathematische Logik unanfechtbare, Stückwerk; aber hier darf man dem Führer doch mit gutem Glauben vertrauen, weil gewißlich kein berufenerer aufstehen möchte. Mittelbar niederländischer Abkunft, selbst in deutschen Landen geboren und erzogen, seit einigen Jahrzehnten bereits — obwol eben im kräftigsten Mannesalter stehend — als Anglist (insbesondere als Universitätsprofessor für englische Literatur) thätig, vereinigt ten Brink in sich alle Vorzüge, welche für ein Auf-

treten als Geschichtschreiber der englischen Literatur günstig stimmen müssen. Wenn er britisch-nationalen Collegen von der Bedeutung eines Morley und W. W. Skeat an Sachkenntniß gleichkommt, so übertrifft er sie naturgemäß durch diejenige Unparteilichkeit im Urtheil, zu der meistens nur der Standpunkt auf fremdem Boden befähigt.

Nach alledem darf man mit den hochgespanntesten Erwartungen an die gegenwärtige „Fortsetzung" herantreten. Der zweite Band des Werks gibt sich nämlich trotz des zwölfjährigen Zwischenraums im Erscheinen durchaus als unmittelbare Weiterführung. Denn er beginnt mit dem vierten Kapitel des vierten Buchs, welchem zugetheilt ist, in weitestem Rahmen das literarische „Vorspiel der Reformation und der Renaissance" darzustellen. „Bis zu Wiclif's Auftreten" hatte der erste Theil des Werks den Entwickelungsgang des englischen Literaturlebens verfolgt. Zwei entscheidende Grundzüge bestimmten in der bisherigen Betrachtung die Wesenheit von ten Brink's Methode. Einmal, alles was darauf Anspruch erhebt „englisch" zu heißen, schon vom Urkeime an in Berücksichtigung zu ziehen: daher die ausführliche und gediegene Behandlung der zahlreichen angelsächsischen Denkmale. Sodann das überall deutlich sichtbare Streben, die Ereignisse auf literarischem Gebiete Schritt für Schritt zu der Entfaltung der nationalen Cultur überhaupt, sowie zu den Vorgängen der Tagespolitik in Beziehung zu stellen und demzufolge die bewundernswürdige Uebersichtlichkeit, welcher, da jede literarische Epoche an Marksteine ausschlaggebender Geschehnisse des Staatslebens angelehnt wird, nirgends die historische Treue abgeht. Ten Brink ist mit dem Laufe der britischen Geschichte zu vertraut, um nicht einzusehen, daß auch hier die Beobachtung, wie keine andere Völkerschaft das aristotelische Gesetz von der politischen Natur des Menschengeschlechts in gleichem Maße wie die Engländer verwirklicht hat, nachdrücklich in den Vordergrund zu rücken sei. Deshalb trägt der ganze vorliegende Band auf dem Titel den Vermerk: „Bis zur Thronbesteigung Elisabeth's", während das vierte Buch des Gesammtwerks wie angegeben „Vorspiel der Reformation und der Renaissance" überschrieben ist, und das fünfte, dessen Text der zweite Band mitten abbricht, sich „Lancaster und York" nennt und somit unmittelbar an die Wechselfälle dieses aufgeregtesten Zeitalters, das über die Insel hinschritt, anknüpft. Ein derartiges Vorgehen macht die geschilderten literarischen Verhältnisse besonders anschaulich und ermöglicht erst den Versuch einer höhern, pragmatischen Behandlungsweise. Allenthalben werden sinnfällige Vergleiche aus dem geistigen Leben herangezogen, da und dort ein allgemeinerer Maßstab angelegt und Zug um Zug mit der Annäherung an den Anbruch der Neuzeit weitergreifende Gesichtspunkte eingeführt. Ten Brink's Kunst liegt in dem bewußten, jedoch nicht eigens betonten systematischen Gebrauche dieser Mittel, deren aber eben nirgends unter Hinweis auf die Theorie der historischen Technik gedacht ist.

Suchen wir in kurzen Zügen einen Ueberblick über den Inhalt des bedeutenden Werks zu gewinnen. Der Eingang des 14. Jahrhunderts, welches für die nationale Entwickelung der Engländer nach jeder Hinsicht ein revolutionäres zu werden versprach, sah die Herrschaft der Plantagenets durch Eduard's I. thatkräftige Regierung entschieden gestärkt. Der energische Eduard III., so führt ten Brink aus, wandelte seit der selbständigen Ausübung der Königspflichten (1333) ganz in den Bahnen seines Großvaters. Die glänzenden Erfolge der englischen Waffen gegen den französischen Erbfeind, auf dessen eigener Erde vom Thronfolger, dem „schwarzen Prinzen", mit andauerndem Glücke erfochten, hoben das Nationalbewußtsein mächtig, festigten das unter frühern Schwächlingen arg erschütterte Ansehen der Krone und umgaben alle großen Unternehmungen des Staats mit dem Segen einer fast ungetrübten Volksthümlichkeit. Der kennzeichnende Drang des angelsächsischen Elements im Engländer, äußere Freiheit mit innerer Unabhängigkeit zu vereinen, hatte sich von jeher geregt, sobald das Verhältniß des Inselreichs zum Papstthume auf der Tagesordnung stand. Jetzt ward diese Frage wieder zu einer brennenden. Urban V. mahnte 1365 unter scharfen Drohungen den damals auf dem Gipfel des Ruhmes und der Beliebtheit stehenden Eduard III. um den seit 33 Jahren unbezahlten Tribut als Beleg der einstmals von Johann ohne Land anerkannten päpstlichen Lehnsherrlichkeit. Der entschlossene, aber vorsichtige König legte die Sache dem Parlamente vor, und hier wiesen Adel und Bürgerthum die Forderung mit solcher Entrüstung zurück, daß sich auch die hohe Geistlichkeit in ihrer Zwangslage dem Volkswillen beugte. Hier ist die bewundernswerthe Selbständigkeit der weitern englischen Culturentwickelung begründet, in dieser inhaltsreichen Erklärung jener maßgebenden Körperschaft wurzelt der fernere Gang der gesammten geistigen Bildung, der Literatur insbesondere. Einmüthig erhebt sich die Nation, von dem Gedanken beseelt, alle fremden Anmaßungen nachdrücklich abzuweisen und dem mächtig aufstrebenden jungen Staatswesen überall Gelegenheit zu schaffen, sich im Wettstreite mit dem Auslande zu erproben und zu stählen. Die moderne Idee der Nationalität macht sich zum ersten male und doch schon gebieterisch geltend. Die „Visionen Peter's des Pflügers", jene ebenso seltsame und tiefsinnige als eindrucksvolle und zeitgemäße Satire Langlands, entwerfen ein buntes Gemälde all der verschiedenen Schattirungen von Reformbestrebung, ihr Gehalt ist daher culturgeschichtlich äußerst wichtig, wie neuerdings E. Günther (leipziger Dissertation, 1889) im einzelnen dargethan hat. Andere denkende Geister beschränkten sich in der Darlegung ihrer Besserungswünsche noch mehr auf mystische Grübeleien, wie Richard Rolle von Hampole, dessen Stellung H. Middendorf 1888 (leipziger Dissertation) feststellte. Aber nicht mit der schüchternen Feder philosophischen Umschreibens konnte das nationale Werk gefördert werden, das lebendige Wort mußte erschallen und die entschiedene

That mußte folgen. Da trat in Johann Wiclif der Mann auf, der der fleischgewordene Ausdruck des Zeitgeistes ward und „die politischen und religiösen Strömungen der Epoche in die fruchtbarste Verbindung brachte mit der Entwickelung der nationalen Sprache und Literatur“. Seine kirchenpolitische Wirksamkeit mit dem Wechsel von Anerkennung und Verfolgung, von Matthew und Lechler allseitig beleuchtet, bildet die Folie für seine einschneidende schriftstellerische Thätigkeit. Denn wie Martin Luther und dessen streitbarer Genosse Ulrich von Hutten, deren beider Charakter sich in Wiclif gleichsam vorahnen lassen, wählte er die Muttersprache zur Ausdrucksform seiner Gedanken, als er die Reformpläne gründlich ausgearbeitet, sich selbst in dem wohlgeläufigen lateinischen Idiom tüchtig geschult hatte und nun zu den niedern Schichten der Bevölkerung, überhaupt in das Publikum mitten hinein hinabsteigen wollte. Zahlreiche Tractate und Flugschriften warf er in die Menge und mit leicht verständlichen religiös-moralischen Predigten sandte er viele Wanderredner aus. Mit Beihülfe seines treuesten Anhängers Nicolas Hereford gedieh das Riesenwerk der ersten englischen Gesammtbibelübertragung und sein Schüler John Purvey revidirte und durchfeilte die Uebersetzung nach dem Tode des Meisters aufs gründlichste, dessen Absichten ehrfurchtsvoll beachtend.

Das nationale Schriftthum jener Tage wird noch durch eine zweite Säule geziert, Geoffrey Chaucer, früher gemeiniglich der „Vater“ oder der „Morgenstern“ der englischen Literatur genannt. Stellt man ihn als Charakter, als Menschen, als Sohn der Zeit in Vergleich mit Wiclif, so tritt er ebenso weit hinter diesem zurück, wie er ihn an literarischer Vielseitigkeit und Beweglichkeit wenigstens erreicht und an poetischer Begabung und Schwung der Phantasie jenen, den Vertreter der nüchternen haarscharfen Logik, weit überragt. Die gewaltige Gärung während seiner Jugend und seines Mannesalters warf auch auf den Weg seiner bürgerlichen Laufbahn manche wilde Welle, aber seine Dichtung läßt die erregten Jahre ihres Werdens nur in dem Wandel von Stoff und Haltung fühlen und spiegelt die Spuren des gleichzeitigen politischen und culturellen Ringens nur zwischen den Zeilen wieder, soweit dem wenig energischen und meinungssichern Chaucer solche überhaupt blieben. Es ist in dem knappen Raume dieses Berichts nicht möglich, die Fülle des Belehrenden und Anziehenden zum Bewußtsein zu bringen, welche ten Brink, der erste Chaucer-Kenner der Gegenwart, vor unsern Augen ergießt. Volle 181 Seiten macht diese Auseinandersetzung über Chaucer sammt den nachweislichen auf und durch ihn ausgeübten unmittelbaren Einflüssen aus, sorgsam in elf Unterabschnitte gegliedert. Chaucer ist der Dichter der schönen Nachblüte des Ritterthums, welche die französischen Heldenthaten der Eduards erzeugt hatte. Er verkörpert den geistigen Inhalt dieser kriegsbegeisterten, dabei aber leichtlebigen und feinmodischen Zeit, welche unter anderm auch die althöfische Galanterie, nur mit einem scharfen Anhauche von ausgebildeter Sinnlichkeit, aus dem Grabe zog. Der in der Gesellschaft gäng und gäbe Ton verpflanzte sich wenig verändert in die Literatur, um so mehr, als in dieser die französische Modepoesie lebhaft einwirkte. Die leichte Tändellyrik, besonders in erotischer Stimmung oder allegorisch-didaktischer Verschnörkelung, gerieth gänzlich in dieses Fahrwasser. Der bekannte Historiker Jean Froissart, damals noch völlig in der Fabrikation solcher poetischer Nippsächelchen aufgehend, bildete am englischen Königshofe den Mittelpunkt dieses beinahe rein formellen Musenspiels. Manche Engländer wurden von dem eigenartigen Zauber jener ungesunden Förmlichkeit mit fortgerissen, so John Gower, von dem sogar Balladen in französischer Sprache überliefert sind. Chaucer befreite sich von Anfang an von dem beängstigenden Banne dieser Afterdichtkunst, wenn er auch französischen Vorbildern gar viel Abgelerntes verdankt. Ten Brink erledigt die Schriften Chaucer's in einer neuen Reihenfolge, welche er auf die mannichfaltigsten äußern und innern Kriterien hin aufbaut: erst das gemüthvolle „Buch von der Herzogin“ auf den Tod der jugendlichen Prinzessin Blanche von Gent, dann die merkwürdige „Klage an Frau Mitleid“, darauf folgte nach der außerordentlich anregungsreichen italienischen Reise die Cäcilienlegende, weiterhin — mitten in recht prosaischer Amtirung — „Palamon und Arcita“, auf Boccaccio's Teseide gegründet, die gelegentlich entstandene „Klage des Mars“, hiernach der Umguß des berühmten altfranzösischen Rosenromans sowie die Uebertragung von des Boëthius „Consolatio philosophiae“, sodann „Das Parlament der Vögel“ als Hochzeitshuldigung für Richard II., nebst der Bearbeitung des später ja von Shakespeare verwertheten Stoffs „Troilus und Cryseyde“, mehrere Jahre jünger „Das Haus der Fama“, die Sagensammlung „Legende von guten Frauen“, das Märchen von „Griseldis“, die derb-volksthümliche Geschichte der „Frau von Bath“, die sonnige Erzählung von „Januar und Mai“, endlich der Abschluß und Höhepunkt der Chaucer'schen Poesie, der berühmte Novellencyklus der Canterbury-Geschichten, deren ewiger Ruhm in der Literatur ihres Vaterlandes blos angedeutet werden kann. Man staunt über die seltene Fruchtbarkeit, den Stoffreichthum und die — nie geleugnete — ästhetische Bedeutung dieses Schaffens. Schon diese Umstände sicherten Chaucer einen höchst ehrenvollen Platz in der Weltliteratur.

Es sei nur noch erwähnt, daß in den vorderhand erst dargebotenen Anfangskapiteln des fünften Buchs zunächst die Chaucer'sche „Schule“ behandelt wird, namentlich der formell hoch begabte und auch rein poetisch gut ausgestattete Thomas Occleve und der unglaublich schöpferische Vielschreiber John Lydgate. Daran schließt sich eine auf Grundlage breitester Einzelkenntniß vorgetragene Entwickelungsgeschichte des ältern Dramas, deren unberührt geistlicher Charakter erst durch den Humanismus des 15. Jahrhunderts unterhöhlt wurde. Es war der Tag angebrochen, wo die Gegensätze zum Kampfe auf Leben und Tod

aufeinanderplatzten. Innere und äußere Politik, religiöser Glauben, wissenschaftliche Neuregungen, schriftstellerisches Schaffen aller Art verquickten sich in dem Bewußtsein, daß das Alte stürze und man nun junges Leben aus den Trümmern erwecken müsse. Vorher aber wütheten noch die furchtbaren Blutkriege der Lancasters und Yorks, in deren Gang ten Brink's Ausführungen mitten stehen bleiben. Hoffentlich läßt uns der rückständige Theil, dem auch Vorwort, Inhaltsverzeichniß (doch auch das nöthige Sachregister?), bibliographische Nachweise und kritische Ausführungen einverleibt werden sollen, nicht mehr lange warten. Allerdings sind wir ja nicht verwöhnt! Denn diese zweite Hälfte war für Ostern 1889 in Aussicht gestellt, und doch vermochte die Januar 1890 befragte Verlagshandlung noch keinen Termin mitzutheilen. Bis dahin versparen wir uns eine kritische Würdigung und allgemeine Charakteristik des hochbedeutenden Werks, welches wir als ein epochemachendes literarisches Ereigniß obersten Ranges, nämlich als die erste wirkliche „Geschichte" der englischen Literatur betrachten. England muß dem Verfasser dafür ebenso erkenntlich sein wie einst gegenüber Ranke für seine „Englische Geschichte". Ludwig Fränkel.

Aus M. G. Conrad's „Münchener Romanen".

Die klugen Jungfrauen. Roman in drei Bänden von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 12 M.

Wir haben hier die erste Fortsetzung des Conrad'schen Romans: „Was die Isar rauscht", der in einem ausgedehnten Cyklus das münchener Leben schildern soll und also dem Lindau'schen „Berlin" parallel gehen wird. Die weitern Fortsetzungen dieses münchener Romancyklus sollen die Titel führen: „Flora's Ehe"; „Die Modelle des Bildhauers"; „Zwischen den Coulissen"; „Das geschwänzte Mädchen (!)"; „Der Einsiedler im Steinbruche"; „Der rothe Ludwig"; „Mit dem Bettelsack". Ein Gesammturtheil ermöglicht sich also, ganz wie es bei Lindau's „Berlin" der Fall sein wird, erst nach Abschluß der verheißenen Riesenpanoramen, und erst dann wird sich die genußreiche Vergleichung beider Schöpfungen einleiten lassen. Aus diesem Grunde heute über „Die klugen Jungfrauen" nur wenige Worte.

Die Hauptgrundlage des Romans sollte ersichtlich eine Schilderung des so reichen münchener Kunst- und Künstlerlebens bilden. Ein Millionär hat testamentarisch 300000 Mark für die besten künstlerischen Darstellungen des biblischen Gleichnisses von den klugen und thörichten Jungfrauen bestimmt. Die Aufregung, welche dieses Preisausschreiben des todten Lebemannes unter den münchener Künstlern hervorruft, weiß der Verfasser bis zum Schlusse seines dickleibigen Werks lebendig zu erhalten, die Handlung selbst aber bleibt außerordentlich mager. Die einzelnen Scenen werden mit unerträglicher Breite ausgesponnen und doch erfahren die Charaktere keine feiner ausgeführte Entwickelung. Wie sie sich einführen, so gehen sie dahin. Am kürzesten kennzeichnet man die Manier, welche diese vorliegenden drei Bände beherrscht, als die der Hogarth'schen Zerrlinie? Nun? Verdient das München Ludwig's II. und des Prinzregenten Luitpold, die königliche Stadt an der schäumenden Isar mit ihrem hohen Kunstschwunge und blühendem wissenschaftlichen Leben, mit ihren hochstrebenden Dichtern und ihrer glänzenden Theaterwelt, mit ihren biedern frohmüthigen Männern und ihren anmuthigen Frauen mit dem dunkeln nachdenklichen Blicke das Los, vor den Zeitgenossen mit Hogarth'schem Hohne gebrandmarkt zu werden? Gibt es eine Loge in der weiten Welt, die so sehr einem Chore cynischer Narren und Schwachköpfe gleicht, wie diese münchener Loge, wie sie in folternder Kleinmalerei mit den grellsten Leim- und Kalkfarben dem Gespött der „Profanen" überantwortet wird? Es wird das flehentliche Hülfegesuch eines „alten gebrechlichen Mannes" vorgetragen, der da bittet, seine Thränen zu trocknen; einer dieser Logenbrüder Conrad'scher Währung ruft: „Widmen wir ihm ein Taschentuch!" und bediente sich dabei einer der elegantesten Redewendungen des von unsäglichem Schmuze strotzenden Dreibändlers. Gäbe es wirklich eine „Damenwelt" in München, wie die hier in empörender Nacktheit vorgeführte? Und wenn es eine solche gäbe, so würde dennoch die Kunst protestiren, in derartige Stoffsphären heruntergerissen zu werden. Conrad hat jahrelang in Paris zugebracht; ist ihm denn kein Ahnen des starrenden Abstandes zwischen seiner und der Balzac-Zola'schen Art aufgedämmert, auf deren Rechnung doch offenbar all diese seine Verirrungen zu schreiben sind? Ist ihm die Erkenntniß so sehr verschlossen, daß, was sich die eine Sprache erlauben darf, die andere sich versagen muß? „Ein wollüstig grausames Vergnügen durchrieselte Hildegard bis in die Brustwarzen und Zehenspitzen", heißt es III, 173, und anderswo: „Uebrigens würde ich jetzt die Klappe am Kindlbrunnen zudrehen. Ihre zarte Frau, na . . . man soll auch das Heldenthum nicht übertreiben." Anderes ist einer Mittheilung unfähig. „Die Ehe ist das große Feigenblatt dieser heuchlerischen Schweinewelt", sagt Theil I, S. 265 eine dieser Conrad'schen Künstlerinnen und wiederholt sich zum dritten male mit einem stöhnenden „Diese Schweinewelt bringt mich um." Nicht aber, daß Conrad nicht viel, viel anders schreiben könnte. Er *will* so schreiben. Diese Schreibart ist Ausfluß seiner innersten Natur, die Folge seiner kranken künstlerischen Ueberzeugung, seines verirrten dichterischen Glaubensbekenntnisses. Denn über Gärungen ist Conrad hinaus. Es sind lediglich polemische Anwandlungen männlicher Streitlust und einer immerhin wohl zu beachtenden Streitbarkeit, die sich in

diesen mit Riesenlungen zeternden und wetternden endlosen Kapiteln mit verzweifelter Ausdauer Luft machen. Es sind verhaltene Volksreden, in Romane maskirt, mit denen die Literaturgeschichte hier zu thun hat. Es sind die dichterischen Ergüsse eines modernen Kleon, die hier bei der Studirlampe in formlosen Kraftromanen überschäumen. Goethe stellt einmal einer Pflanzengattung der Incompletae die parallele Menschenspecies gegenüber: Conrad zählt zu diesen ästhetischen Incompletae. Es fehlen ihm die Organe, sich zur Completa auszuwachsen. Wenn er dieses anstrebte, so müßte er von vornherein seinen ganzen künstlerischen alten Adam opfern. Und in den gerade ist er über die Ohren verliebt, wie nur ein Künstler in sein Ideal. Er ist von der Wahrheit und dem Siege seiner Kunstanschauung durchdrungen wie ein Seemann von der Heiligkeit seiner Flagge. Und die Conrad'sche ist nicht die verwerflichste. Denn auf seinem Panier stehen hohe und die höchsten Mannestugenden. Ihre Namen lauten: Königstreue, Mannesfreiheit, Mannesgeradheit und nicht als letzter: Manneskeuschheit. So schillert sein sprachlicher Schmuz und seine zerrbildende Satire in gräulichem Farbenmischmasch durcheinander und seine Figuren sind mehr lautsprecherische polternde Declamatoren, als „Menschen von dieser Welt", aber sie sind Maulhelden der Tugend, die sich nur leider von der Rednerbühne der Volksversammlungen in das Reich der Poesie verliefen. So verströmen denn die drei Bände ihr aufgeregtes Leben ohne jede Abklärung und die brausenden Wogen des Vortrags glätten sich zum Schlusse nur zum Scheine; in „Flora's Ehe" werden sie mit der alten vulkanischen Gewalt wieder aufschäumen, um alle Gesetze künstlerischer Form in hergebrachter Lebensart zu sprengen. Aus den zahlreichen Bänden des Cyklus werden dann schließlich ebenso viele Spottlieder auf das Ideal des Romans geworden sein und aus all diesen Hogarth'schen Grimassen und Larven, aus all diesen Ibsen'schen Leichenbildern und Teufelsfratzen wird dann nur das große abschreckende Zerrbild einer fieberglühenden Lebensstudie sich verdichten, in deren wirrer Linienführung sich nur das rollende, grollende Auge ihres Zeichners spiegelt, das mit einseitiger Sehkraft über dem Hohlen und Lasterhaften, über dem Närrischen und Angefaulten, über der Jämmerlichkeit und der Häßlichkeit jene große weite Welt normaler Gesundheit und Tüchtigkeit aus dem engen Gesichtswinkel verlor, deren klare Vernunft und zielbewußte Arbeit mit ihren glänzenden Idealen das dunkle Reich der Gemeinheit und Verpestung triumphirend überstrahlt. Und aus den zerflatternden Nebelwolken des naturalistischen Romans löst sich dann vielleicht ein holderes Bild des verlästerten Isar-Athen in sonniger Klarheit und jener höhern Wahrheit, in deren Lichte zu gestalten nur dem Genius vollbegnadeter Kunst beschieden bleibt.

Adalbert Schroeter.

Zur Schulreform.

1. Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform. Von Oskar Jäger. Wiesbaden, Kunze Nachfolger. 1889. Gr. 8. 1 M.
2. Der classische Unterricht und die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken. Eine kritische Untersuchung von Georg Neudecker. Würzburg, Stuber. 1890. 8. 60 Pf.
3. Humanismus und Schulzweck. Entgegnung auf die Schrift des Professors Paulsen: Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von F. Pietzker. Braunschweig, Salle. 1889. Gr. 8. 1 M.
4. Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel. Zwei vom allgemeinen deutschen Realschulmänner-Verein preisgekrönte Arbeiten von F. Pietzker und P. Treutlein. Braunschweig, Salle. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer. Deren Ursachen und Mittel zur Abhülfe. Ein Beitrag zur Lösung der Schulreformfrage von Otto Kuntzemüller. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1889. Gr. 8. 1 M.
6. Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes. Ein Führer für Schulmänner und Laien durch das Gebiet der Mittelschulfrage von Chr. Bunse. (Sociale Streitfragen. Neue Folge. 26. Heft.) Minden, Bruns. 1889. Gr. 8. 80 Pf.
7. Bewegungen der Gegenwart auf pädagogischem Gebiet. Zeitbetrachtungen von H. Holtsch. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1889. Gr. 8. 3 M.

Ist das deutsche Schulwesen einer Reform bedürftig? Ist das Verlangen nach einer solchen wirklich im deutschen Volke vorhanden? So zu fragen scheint sehr überflüssig und verständnißlos angesichts der eifrigen, ja leidenschaftlichen Erörterung dieses Themas in den pädagogischen Fachzeitschriften nicht nur, sondern auch in größern und kleinern Tagesblättern, angesichts der Flut von diesbezüglichen Flugschriften, die über die deutschen Lande sich ergossen und noch ergießt, der zahlreichen Vereine, die die Reform in dieser oder jener Gestalt zum Ziele haben, und angesichts der Thatsache, daß 23000 theils mehr, theils weniger bekannte deutsche Männer in öffentlicher Petition die Lösung der Frage der pädagogischen Reform als höchst dringlich erklärt haben. Und dennoch wagt es ein Fachmann, dessen Name zu den wohlklingendsten gehört, der kölner Gymnasialdirector Oskar Jäger (Nr. 1), jenes Bedürfniß und jenes Verlangen schlechtweg zu leugnen, die ganze „große Bewegung im deutschen Volke" als einen „ungehenern Bären" zu bezeichnen, den man der Nation aufgebunden habe; und er scheut sich auch nicht, den Jäger zu nennen, der diesen Bären gejagt: den allgemeinen deutschen Realschulmännerverein. Damit scheint mir denn doch Jäger gewaltig über das Ziel hinausgeschossen zu haben, so schön er, gewissermaßen anatomisch kunstgerecht, auch den „Bären" zu erklären weiß. Wenn einmal Streitfragen bereits Jahrzehnte erörtert werden

und so allgemeiner Theilnahme begegnen, wenn auch Regierungen gezwungen und gedrungen sind, sich mit der Prüfung derselben amtlich zu beschäftigen, so ist das ein Zeichen ihres wirklichen Vorhandenseins; künstlich gemachte haben, wie alle Lügen, kurze Beine. Wir befinden uns doch offenbar heute in einer Zeit der Gärung, des Ueberganges von einer culturellen Epoche zur andern. Damit ist nicht gesagt, daß dieser Uebergang sich revolutionär vollziehen müsse; vielmehr ist es eben Sache der Besonnenen, vornehmlich auch der Regierungen, demselben den Charakter der organischen Entwickelung zu wahren, sich nicht in den Kampf selbst hereinziehen zu lassen, der mit all der nervösen Hast unsers schnelllebenden und vielschreibenden Jahrhunderts geführt wird. Auch Jäger's Schrift ist eine Kampfschrift, die dem altbewährten Grundsatze huldigt, daß die beste Vertheidigung der Angriff sei. Damit hängt das Extreme der Behauptungen im einzelnen zusammen, damit auch der scharfe Ton, die rücksichtslose Schneidigkeit, die denn doch neben manchem Stümper und Unreinen auch manchen redlichen und überzeugungstreuen Mann im reformatorischen Lager trifft; so dürfte Paulsen kaum eine solch leidenschaftliche Herabsetzung verdienen, wie sie ihm Jäger zutheil werden läßt. Selbst wenn man an die sprichwörtliche Grobheit des Streites unter Philologen und Pädagogen gewöhnt ist, könnte einem bange werden um die Weiterbildung dieses Tons, wie sie in Rede und Gegenrede erfolgen muß. Manchem in Jäger's Schrift werden auch warme Freunde des heutigen Gymnasiums nicht zustimmen, so dem über den deutschen und französischen Unterricht Gesagten. Doch trotz manches Widerspruchs, der sich in mir regte, habe ich meine helle Freude an derselben gehabt; sie gehört unstreitig zum Geistvollsten, was der Schulstreit hervorgebracht, aus langjähriger Erfahrung und hoher wissenschaftlicher Bildung ist sie herausgewachsen, voll Frische und zündendem Feuer, bald im Tone heiliger Begeisterung, bald im Tone schärfster Satire geschrieben. Nachdem Jäger im ersten Theile geschildert hat, wie, nach seiner Meinung, die ganze Bewegung künstlich gemacht worden ist, will er im zweiten

gegenüber den vagen Anklagen der Petition und der weitverbreiteten, wenn auch gutentheils künstlich und agitatorisch hervorgerufenen Unzufriedenheit einerseits und den idealistischen Lobpreisungen der Gymnasialbildung andererseits vom Boden eines wirklichen Gymnasiums aus, das nicht besser und nicht schlechter ist, als der Durchschnitt der deutschen Gymnasien, ohne große Worte untersuchen, was auf deutschen Gymnasien humanistischen Charakters in den einzelnen Fächern, und was durch das in dem gewöhnlichen Lehrgang und Lehrplan gesuchte Zusammenwirken dieser Fächer beabsichtigt, gewollt, erstrebt und im Durchschnitt erreicht wird. (S. 25.)

Das Gymnasium kann nicht alles lehren, sondern nur die Fähigkeit geben, alles zu lernen; es ist die Anstalt, auf der man studiren lernt. Zu diesem Behufe stellt es das Latein in den Mittelpunkt; denn Latein lernen (und zwar nicht nach der Perthes'schen Liebkindmethode) heißt wissenschaftlich arbeiten lernen. Um das Latein gruppiren sich die andern Fächer, deren Bedeutung Jäger im einzelnen aufzeigt. „Den erziehenden Unterricht auf etwas anderes gründen zu wollen, als auf Sprach-, d. h. Geisteswissenschaft, die Bildung des Menschen im höhern Sinne mit Naturwissenschaft beginnen zu wollen, das ist einstweilen noch eine Thorheit." (S. 61.) In einem dritten Theile endlich ruft Jäger seine Berufs- und Gesinnungsgenossen zu entschlossenem Kampfe auf, „und es wird nöthig sein, daß wir bei diesem Kampfe gegen den dilettantischen Radicalismus und gegen die Irreleitung des Volks durch diesen Radicalismus nicht bei der Abwehr stehen bleiben, sondern zu entschlossenem Angriff übergehen". (S. 65.)

Jäger's Schrift ist sehr dazu angethan, die Stürmer und Dränger der „Experimentalpädagogik" daran zu erinnern, daß es mit Phrasen und lautem Lärmen nicht gethan ist, daß Gegner da sind, die wissenschaftliche und pädagogische Leistung verlangen, wenn man sie bekämpfen will. Georg Neudecker (Nr. 2) hat das eingesehen und folgt Jäger in seiner Bahn. Er faßt ihn bei seinem Satze: „Latein heißt uns wissenschaftlich arbeiten lernen", den er als Fundament der Jäger'schen Schrift erkennt und die glücklichste Präcisirung des entscheidenden Punktes in der Reformfrage nennt. Er kommt in analytischer Untersuchung der thatsächlichen Wirkungen des Lateinlernens nach jetzigem Betrieb zu dem Ergebnisse, daß ihm die Bezeichnung „wissenschaftlich" weder im Sinne einer Ausbildung der „Denkfähigkeit" noch im Sinne rechter Weckung der historischen Auffassung zukommt. Darum muß vor allem eine Reform dieses Unterrichtes stattfinden. Das Latein darf nur betrachtet und behandelt werden „als Mittel zur unmittelbaren Einführung ins römische Alterthum zwecks historischer Bildung". „Wir können Latein nur lesen, nicht schreiben wollen." „Dazu braucht es bei weitem nicht den jetzigen Aufwand an Zeit, und die noch erforderliche wird nicht mit für die Schüler so Interesselosem ausgefüllt" (S. 30). „Der deutsche Unterricht, der es auch allein kann, übernähme die Aufgabe der «ernsten Denkzucht» als wirklich logischer Schulung, während die «formal-logische» der Mathematik zufällt" (S. 33). Das Griechische wird mit der Zeit fallen müssen; wenn es jetzt noch betrieben wird, muß es jedenfalls auch „vernünftig" betrieben werden. Neudecker's „Reformprogramm" besteht also im wesentlichen in einer durchgreifenden Aenderung im innern Betriebe des altsprachlichen Unterrichts; das Weitere betrifft nur Verbesserungen im Betriebe anderer Fächer dem Maße nach, wie sie erst durch jene Umgestaltung möglich werden. Gewiß ist Neudecker einer der gründlichsten und scharfsinnigsten Gegner des Lateinbetriebes in bisheriger Form, und des oberflächlichen Dilettantismus wird Jäger ihn schwerlich zeihen, vielleicht aber — der Sophisterei. Neudecker zieht nicht selten eine Behauptung ins Aeußerste, um sie dadurch für die Führung des Gegenbeweises günstiger zu gestalten. Jäger sagt z. B. nie, wie Neudecker S. 20 behauptet, übersetzen heiße wissen-

schaftlich denken, sondern nur: man lerne dadurch wissenschaftlich arbeiten — und das ist doch wol ein Unterschied. Manche Aufstellungen Neudecker's sind auch nicht allzu schwer zu widerlegen vom Standpunkte praktischer Pädagogik aus; auch er ist nicht ganz frei von dem Fehler, der so vielen Reformern anhaftet, dem der Verkennung und Misachtung des Menschenmaterials, mit dem es der erziehende Unterricht zu thun hat. Sollte denn nicht gerade bei neunjährigen Bübchen die rein formale Thätigkeit, als die leichteste, auch die beste Stufe oder nur Vorstufe der Erziehung zu wissenschaftlichem Arbeiten sein? Mehr behauptet aber kein vernünftiger Mensch, auch Jäger nicht. Daß Neudecker mit seiner Kritik nicht wenige geist- und planlose Lateinlehrer trifft, gebe ich zu; er sollte aber die Sache an sich, nicht die Sache in mangelhafter Vertretung treffen. Auch darin hat er nach meiner Ansicht recht, daß man immer noch zu viel Latein schreibt; allein die Grenze ist hier sehr schwer zu ziehen, zumal gerade erprobte Praktiker behaupten, man müsse viel Latein schreiben, um gut Latein lesen zu lernen. Auch dieser Punkt bedarf eben noch der Abklärung. Jedenfalls aber hat Neudecker nicht, wie er meint, „die Discussion der Reformfrage in ein entscheidendes Stadium gelenkt". Er wird aus beiden Lagern, dem reformerischen und dem antireformerischen, angegriffen werden, und so eben auch nur eine Stimme, wenn auch eine zu beachtende, weiter sein im Gewirre der Streitenden.

Ist Neudecker, wie Jäger, Anhänger der Ansicht, daß der erziehende Unterricht sich nur auf Sprach-, d. h. Geisteswissenschaft gründen könne, so kommt ein Vertheidiger der mathematisch-physikalischen Richtung zum Worte in F. Pietzker. Seine Schrift „Humanismus und Schulzweck" (Nr. 3.) ist — und das kennzeichnet die jetzt noch herrschende Verwirrung im Reformlager — hervorgerufen durch einen andern Reformer, Paulsen, der zwar — hierin, wie in manchem andern, mit Pietzker einig — ein Zurücktreten der classischen Studien verlangt, aber dafür den Ersatz in den modernen Sprachen findet; denn die sprachlich-geschichtlichen Fächer sind ihm die eigentlichen Träger des „Humanismus" im Unterrichte, d. h. (in seiner von dem hergebrachten, an die classischen Sprachen gebundenen Sinne abweichenden Auffassung) alles dessen, was den Menschen zum Menschen in der edeln Bedeutung dieses Wortes macht. Dem gegenüber sucht Pietzker nachzuweisen, daß den mathematisch-physikalischen Disciplinen an und für sich ebenfalls reicher „humanistischer" Bildungswerth zukomme. Daraus folgert er nun aber vernünftigerweise nicht, daß alle Welt in erster Linie durch Mathematik und Naturwissenschaften vorzubilden sei, sondern er stellt fest — und darin hat er gewiß recht —, „daß die ganze Anschauung bei dem einzelnen Menschen sich nach einer von zwei sich deutlich unterscheidenden Richtungen zu entwickeln pflegt; nur eine kleine Zahl bevorzugter Geister vermag sich über die durch diesen Umstand bedingte Einseitigkeit zu erheben" (S. 37). Deshalb „muß auch der höhere Unterricht unserer heranwachsenden Jünglinge seinen Zuschnitt wesentlich nach der Geistesrichtung gestalten, die in den von ihm zu bildenden Zöglingen nun einmal vorhanden ist" (S. 41). Die höhere Bildungsanstalt muß sich somit in zwei Aeste gabeln: einen vornehmlich mathematisch-physikalischen und einen vornehmlich sprachlich-geschichtlichen. Um aber diese beiden „wissenschaftlichen" Schulen von ungeeigneten Elementen freizuhalten, ist noch eine dritte Anstalt nöthig, als gemeinsamer Unterbau der beiden andern, die sich damit begnügt, das geringe Maß von dem auf diesen zu verarbeitenden Stoffe, welches ohne tieferes Eindringen erfaßt und verstanden werden kann, ihren Schülern mitzutheilen. Besonders sympathisch berühren bei Pietzker, überhaupt einem der verständigsten Reformer, die Berücksichtigung des Unterrichtsmaterials und die Abneigung gegen die Ueberschätzung der Methode, gegen die sich jetzt so breit machenden pädagogischen Doctrinäre, „die den jugendlichen Geist für eine Art Orgelwerk ansehen, an welchem man nur das gehörige Register zu ziehen braucht, wenn man eine bestimmte, vorher angebbare Wirkung erzielen will". „Es bedarf einer Verminderung des schulmäßigen Einflusses auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts", ist sehr wahr gegenüber der pädagogischen Beglückungswuth unserer Tage.

Von einer neuen Seite faßt F. Pietzker die Schulfrage an in einer zweiten Arbeit, die von dem allgemeinen deutschen Realschulmännervereine preisgekrönt und mit der seines ebenfalls preisgekrönten Mitbewerbers P. Trentlein vereint gedruckt worden ist (Nr. 4). „Woher rührt die Ueberfüllung der sogenannten gelehrten Fächer, und durch welche Mittel ist derselben am wirksamsten entgegenzutreten?" lautete die Preisfrage, und von diesem Gesichtspunkt aus behandeln beide Verfasser die Reform. Beide nämlich sind der Ansicht, daß außer andern theils natürlichen, theils politischen, wirthschaftlichen und socialen Gründen hauptsächlich die heutige Gestaltung des höheren Schulwesens an jener Ueberfüllung schuld sei, und da hier allein sich wesentlich eingreifen lasse, sei in einer Reform desselben das Heilmittel zu suchen. Pietzker kommt im wesentlichen auch hier auf den oben schon skizzirten Organisationsvorschlag. Seine Ausführungen zeichnen sich aus durch tiefe Erfassung und klare Formgebung, verzerren aber doch manches (z. B. wenn er die gelehrten Berufsarten als das höhere Beamtenthum erklärt! oder die höhere Schule eine Beamtenschule nennt, ihre Arbeit eine Schreibtischarbeit!) und sind viel zu zuversichtlich bezüglich des Erfolgs; man ist da sehr versucht, dem Verfasser die oben rühmend hervorgehobenen Aeußerungen in seiner ersten Schrift entgegenzuhalten. Von eigenthümlicher Logik zeugt, daß er im Interesse einer ruhigen Entwickelung die sofortige Inangriffnahme so umfassender und tiefgreifender, kaum erst im Anfange der Erörterung stehender Reformen verlangt, ein Zeichen, daß auch vernünftigen Leuten die Besonnenheit durchgeht, wenn sie vom goldenen Hafer der Reform gekostet oder gar darüber eine Preisarbeit gemacht haben. — Ungemein

umfassend und erschöpfend, oft nur zu erschöpfend, schön klar gedacht und ausgeführt, letzteres auch oft nur zu klar, ist Treutlein's Lösung der Aufgabe, hoch bemerkenswerth besonders durch das reiche, mit großem Geschicke und großem Fleiße gehandhabte statistische Material (zum Theil nach Conrad's Erhebungen), das auch in graphischer Darstellung vor Augen gebracht ist. Treutlein schlägt eine Einheitsschule vor (vom neunten bis achtzehnten Jahre) mit Einschiebung eines Zwischenziels (nach dem fünften oder sechsten Curs), also ein Untergymnasium, in welchem Deutsch den Mittelpunkt bilden und zwei lebende Fremdsprachen gelehrt würden, und ein Obergymnasium, in welchem erst das Latein begonnen, Griechisch nur fakultativ getrieben würde. Dieser Vorschlag hat wol viele Freunde; mir gefällt die Zweitheilung, wie sie Pietzker für die obere Stufe vorschlägt, besser. Immerhin ist der Vorschlag reiflicher und allseitiger Prüfung werth — aber auch bedürftig.

Aus demselben Anlasse, wie die beiden eben genannten Arbeiten, hervorgegangen ist Otto Kuntzemüller's Broschüre (Nr. 5). „Preisgekrönt" wurde sie nicht, dagegen „zu den acht hervortretendsten unter den 78 eingelaufenen Bearbeitungen gerechnet", wie der Verfasser in einem stark nach Selbstlob schmeckenden Vorworte versichert. Hier erklärt er auch, warum er den Preis nicht erhielt; mir ist dies auch ohne diese Erklärung ganz klar: weder erreicht er Pietzker an Tiefe, noch Treutlein an Sorgfalt. Klar allerdings ist, was Kuntzemüller will: er ist ein Hauptvertreter der „nationalen" Richtung unter den Reformern (vgl. schon seine Broschüre: „Die Reform unsers höhern Schulwesens auf nationaler Grundlage" [Leipzig 1888]). Auch Kuntzemüller glaubt, daß nur durch eine radicale Schulreform jene Ueberfüllung sich beseitigen lasse. Diese Reform soll derartig sein, daß ein Knabe nicht vor dem zwölften Jahre sich entscheiden muß, welche Richtung er einschlagen will. Dies wird erreicht durch einen gemeinsamen Unterbau der höheren Schulen, der sechs Klassen umfaßt und den fremdsprachlichen Unterricht in der vierten Klasse mit einer Fremdsprache, dem Französischen, beginnt. Darauf bauen sich auf eine dreiklassige Mittelschule (mit Französisch und Englisch), in welche die weniger begabten Schüler und diejenigen, welche einen praktischen Lebensberuf erwählen, eintreten, und eine Oberschule (Gymnasium) mit Latein und Französisch (Griechisch und Englisch facultativ). Im Mittelpunkte des Unterrichts aber steht überall deutsche Sprache und Literatur, wodurch man allein den Forderungen nationaler Erziehung gerecht wird. Für die Durchführung dieses Programms nimmt er sechs Jahre Zeit an (!) und verlangt unter scharfen Angriffen gegen die preußische Unterrichtsverwaltung und in der festen Ueberzeugung, das allein Richtige zu haben, sofortiges Vorgehen. Wenn nur nicht fast jeder der vielen andern Reformer von seinem „Programm" die gleiche Ueberzeugung hätte!

Für seine Schulform etwas herausschlagen möchte der Bürgerschuldirector Chr. Bunse (Nr. 6). Als die „richtige und naturgemäße Schulform für die breite Masse des Mittelstandes" schlägt er nämlich „die deutsche Bürgerschule" vor (einheitlicher Name für die jetzigen Bürgerschulen, preußischen Mittelschulen, Rectoratsschulen, gehobenen Volksschulen u. s. w.), welche „neben den Fächern der öffentlichen Volksschule mit erweiterten Zielen eine Fremdsprache, das Französische, lehrt". Die Schrift ist gegen die Bestrebungen gerichtet, diese Schulform ganz zu unterdrücken, und will ihr und ihren Lehrern zugleich weitere Berechtigungen gewinnen — also pro domo! Neues ist wenig aus ihr zu lernen; an pädagogischen Gemeinplätzen dagegen hat sie keinen Mangel.

Die Reformbewegung hat bereits ihre reiche Geschichte; das ruft Darstellungen derselben hervor. Eine solche gibt auf Grund großer Belesenheit und gründlicher pädagogisch-philosophischer Bildung H. Holtsch (Nr. 7), indem er zugleich eine tiefere Erklärung der Ursachen und des Wesens der heutigen Bewegungen versucht. Das Buch ist freilich nicht für die große Masse, sondern mehr für Fachgenossen geschrieben. Große Gesichtspunkte, gesunde historische Principien und maßvolles Urtheil zeichnen es aus. Holtsch sieht in den pädagogischen Bewegungen die großen historischen, culturellen, menschheitlichen Conflicte sich abspiegeln und fortwährend darin mit- und nachwirken und sucht deshalb die fundamentalen Ausgangspunkte der heutigen pädagogischen Bewegungen „in dem großen, uralten und besonders während der drei letzten Jahrhunderte wieder heiß entbrannten principiellen Antagonismus des individuellen und gesellschaftlichen Standpunktes, auf dessen rechtes Verhältniß es immer ankommt, wenn die menschlichen Dinge gedeihen, wachsen und reifen sollen; denn jeder dieser beiden Standpunkte ist ein berechtigter, und doch kann jeder sein unbestreitbares Recht nur im steten Zusammenwirken mit dem andern verwirklicht finden" (S. 189 fg.). Holtsch warnt vor Umsturz und mahnt zu besonnener Fortbildung auf Grund der allmählichen Entwickelung.

Gewiß! Wir sind noch mitten in der Gärung; die Klärung ist erst noch zu erarbeiten im heißen Widerstreite der Elemente, und das einzig richtige Verhalten einer besonnenen Unterrichtsverwaltung ist weises Abwarten und Sorge für eine allmähliche organische Weiterentwickelung. Ein Reformprogramm ist freilich gleich gemacht, bestechend ausgestattet und empfohlen; aber kaum irgendwo ist der Uebergang von der Theorie zur Praxis so schwierig, wie auf pädagogischem Gebiete, wo mit so vielen mächtigen Faktoren der Cultur, Politik, des äußern und des innern Lebens zu rechnen ist. Dennoch schießen die Reformprogramme wie Pilze aus dem Boden; 344 zählte Minister Goßler in seiner bekannten Parlamentsrede — es werden heute schon erklecklich mehr sein, und mit berechtigter Satire bemerkt Jäger, daß es gar bald 688 sein würden, wenn erst die Reform beschlossene Sache wäre. Bedenken diese schnellfertigen Reformer auch, was alles aus der Neubildung des höhern Unterrichtswesens allein auf dem Gebiete der Pädagogik zu folgen hätte,

und weiter auf den wichtigsten, die eigentlichsten Lebensbedingungen des Staats beschlagenden Gebieten? Ihnen allen rufe ich das Wort Herbart's ins Gedächtniß: „Eine durchgreifende Umwandlung der Schulen fordert mehr schöpferische Geisteskraft und mehr edlen, reinen Willen, als die Abfassung und Einführung eines neuen Gesetzbuches".

Eduard Haug.

Erzählungsschriften.

1. Niels Lyhne. Roman von P. J. Jacobsen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. (Universal-Bibliothek Nr. 2551 u. 2552.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 40 Pf.

Jacobsen, welcher leider 1885 im Alter von 38 Jahren in den Schos der Mutter Erde gebettet worden, ist der feinfühligste Dichter, welchen Dänemark hervorgebracht hat. Niemals ist in der nordischen Literatur so mit Worten gemalt worden, wie er es thut. Seine Sprache ist farbensatt und dadurch bestrickend und berauschend. Sein Stil ist Farbenharmonie. Hier zart und duftig, dort von strotzender Ueppigkeit, hier hell aufjauchzend, dort leise verschluchzend, hier voll, markig, bis zum gewaltigen Brausen anschwellend, dort schwermüthig verklingend, schmelzend und fast hingehaucht, bald überquellend von tiefster Empfindung, die uns an das Innerste greift, bald in wuchtigen, wild leidenschaftlichen Accorden daherrasend — also stellt sich uns sein Stil dar, alles Materielle abstreifend und doch zum Greifen versinnlichend. In „Niels Lyhne" ist er auf seinem Höhepunkte angelangt. Der Dichter feiert in diesem Werke, welches mit einer Beethoven'schen Sonate zu vergleichen ist, die großartigsten Triumphe als Naturmaler. Er erfaßt die zartesten Schattirungen, welche für uns kaum noch wahrnehmbar sind, mit durchdringender Schärfe. Er bemerkt Farben und Töne, wo wir ein Nichts, einen leeren Raum sehen. Wo wir nichts als düsteres Grau finden, entdeckt er Farbenspiele, welche uns überraschen und blenden. Er sieht und hört nicht nur mit den Augen und Ohren, sondern vielmehr mit dem ganzen Körper. Es ergeht ihm wie dem Hauslehrer Bigum, welcher die Töne nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen, Fingern und Füßen vernimmt, und, falls ihn das Ohr vielleicht einmal im Stiche ließe, doch den rechten Ton mit seltsam instinctmäßiger Genialität durch die Hand auffangen zu können glaubt. Mit seiner glühenden Phantasie hebt er jeden Standesunterschied unter den Naturwesen auf und reißt die Schranken nieder, welche das, was stumm ist, von dem, was Sprache hat, trennen. Voll dichterischer Begeisterung enthüllt er gleich einem Seher die Geheimnisse des Ewigen und Unendlichen und gewährt uns einen tiefen Einblick in das Leben, Wollen, Streben und Können der Blumen und Kräuter, der Weiden und Sträucher, der Felsen und Berge, der Bäche und Flüsse, der Wiesen und Wälder.

Jacobsen's hochentwickeltes Zartgefühl offenbart sich noch glänzender in seiner meisterhaften Seelenmalerei. Er reißt uns im Sturme mit sich fort, wenn er das innerliche Leben und Wogen individueller Seelenstimmungen gleich einem geübten Anatomen zergliedert, unser vielverschlungenes und vielverzweigtes Empfindungsleben, des Menschen zartes Sehnen und süßes Hoffen, sein Liebesglück und Liebesleid, seine Freuden und Schmerzen, seine innern Kämpfe und Conflicte in ihren feinsten Schattirungen zur Darstellung bringt. Nicht nur die starken, mächtigen, flammenden Gefühle, welche gebieterisch in den Vordergrund treten, fördert er aus dem tiefen Schachte der Menschenbrust an den Tag, sondern auch diejenigen, welche verschwiegen ein halbes Traumleben führen, uns unbewußt still in unserer Seele zittern und nur bisweilen wie ein schwacher Blitz hervorbrechen, dünn und blaß und wie Nebel zerfließend, ehe sie noch Gestalt und Form angenommen haben.

Wer jedoch in unserm Romane eine ununterbrochen fortlaufende, stetig sich entwickelnde Handlung sucht, den erwartet eine arge Enttäuschung. Allerdings ist die Erzählung reich an spannenden Scenen und packenden Begebenheiten; allein diese sind nicht zu einem in sich geschlossenen Ganzen zusammengefügt, sie sind vielmehr lose aneinandergereiht. Die Handlung ist dem Dichter nur Nebensache, die Natur- und Seelenmalerei Hauptsache. Jene ist ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke; sie bildet den Rahmen für die aus Farben und Tönen gewobene Romantik, welche sein eigentlichstes Element ist.

2. Bunte Bilder von Gustav Ströhmfeld. Erste Reihe. I. Wanda. II. Die Ulanen-Marie. Eßlingen, Mayer. 1889. 8. 70 Pf.

Die erste Lieferung der „Bunten Bilder" rechtfertigt ihren Titel. Sie schildert mit markerschütternder Lebendigkeit eine von den fürchterlichsten Abenteuern, wie sie eine noch so grauenhafte Einbildungskraft nicht entsetzlicher ersinnen könnte, begleitete Schlittenfahrt von Moskau nach Bobruisk und entführt uns in raschem Fluge von dem weithin sich dehnenden Eisgefilde des russischen Steppenlandes, auf welchem die ungeheuern Heeresmassen des Weltenstürmers Napoleon I. zum ewigen Schlafe hingesunken waren, mitten in eine biderbe schwäbische Idylle.

3. Erinnerungsbilder. Gesammelte Feuilletons von Thomas Koschat. Klagenfurt, von Kleinmayr. 1889. 8. 3 M.

Humor, Witz, Gemüthlichkeit und hingebungsvolle Liebe zu der herrlichen Carinthia reichen sich traulich die Hände

in den anspruchslosen Erinnerungsbildern, in welchen uns der bekannte Dialektdichter und Componist drollige persönliche Erlebnisse, sowie stimmungsvolle Skizzen seiner reizenden idyllischen Heimat, anmuthige Genrebilder ihrer munteren, geweckten Bewohner und verständnißinnige Betrachtungen über den dichterischen und musikalischen Charakter der herzbezwingenden urwüchsigen Kärntnerlieder zum besten gibt. Die vorliegende Sammlung von Feuilletons lebt und webt und schwelgt vom Anfang bis zum Ende in Koschat's lebenskünstlerischem Losungsworte:

Lei lustig, nix grantig — D'rwischt du an Essig,
Sollst alleweil sein; — So trink' ihn als Wein.

4. Ein moderner Catilina. Roman in drei Büchern aus der Regierungszeit des Zaren Alexander II. Von Alexander Olinda. Drei Bände. Mannheim, Remnich. 1889. 8. 10 M.

Der „moderne Catilina", welcher während der Regierungszeit des Zaren Alexander II. spielt, hält der nihilistischen Bewegung, ihrer Entwickelung und Verbreitung, ihren habsüchtigen und verbrecherischen Motiven, den abscheulichen und nichtswürdigen Mitteln, welcher sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, den ausgeklügelten Teufelskünsten, mit welchen sie den Idealismus selbstloser Jünglinge und Jungfrauen irreleitet, das Glück und den Frieden vieler Familien vernichtet und ganz besonders erregungslüsterne junge Mädchen und Frauen in ihre Krallen zu locken und zu ihren gefügigen Werkzeugen zu machen versteht, und der Schlauheit, mit welcher sie das Auge des Gesetzes durch berückende frivole Sirenen einschläfert, einen erschreckend getreuen Spiegel vor. Durch gemeine niedrige Leidenschaften zusammengekittet, geht die Regierung der socialrevolutionären Partei durch dieselben auch in die Brüche. Das Haupt der nihilistischen Strömung wird durch seinen Kanzler, weil es ihm sein Liebchen weggeschnappt, dem Director der geheimen Polizei verrathen, worauf die übrigen Mitglieder des Executivcomité eiligst sich aus dem Staube machen, wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen. Nur Nadjeshda Pawlowna Lukow, die geniale und uneigennützige Herausgeberin des „Erfolg", harrt muthig und unerschrocken auf ihrem gefahrvollen Posten aus — bereit, für ihr Thun und Streben ohne Zagen Rechenschaft abzulegen und entschlossen, zum Heile des Vaterlandes die Charlotte Corday des obersten Censors zu werden. Sie wird jedoch durch die hochherzige Liebe des Sohnes dessen, an dem sie eben einen Mord zu verüben sich anschickt, von den Banden ihres schweren Irrthums befreit. Der schmucke Offizier, welcher sie im Winter von dem Tode des Erfrierens im Schnee und Eis gerettet, wird auch ihr Seelenretter und lehrt sie das edle, goldene Herz Alexander's II. kennen, welcher nur durch den Bund der panslawistischen und nihilistischen Richtung zur Kriegserklärung an die Pforte im Jahre 1877 genöthigt wurde und von der Selbstherrschaft nur darum nicht ließ, weil die große Masse seiner Unterthanen für seine freisinnigen Ideen nicht reif war. Gleichwol übertreibt der Verfasser, wenn er auf S. 156 des dritten Bandes dem Kaiser die Worte in den Mund legt: „Tausendmal lieber, wie absoluter Kaiser von Rußland, wäre ich verantwortlicher und in der Machtfülle ganz beschränkter Präsident einer Republik von selbstbewußten, intelligenten und erleuchteten Bürgern, wie wir sie in Nordamerika und in der Schweiz finden!"

Alexander Olinda hat sich mehrere Jahre in Rußland aufgehalten. Seine Schilderungen der dortigen gesellschaftlichen Zustände und Verhältnisse beruhen somit auf der eigenen Anschauung des Verfassers. Sie sind plastisch, lebensvoll, packend, sodaß sie den Leser vollauf gefangennehmen. Hingegen läßt der Stil nicht selten zu wünschen übrig. So heißt es III, 15: „Ein Buch hatte sich unser Freund zu sich gesteckt"; III, 137: „Der Anblick auf die ganze überwältigende Herrlichkeit des Himmels." Das Hülfszeitwort sein ist stets weggelassen, selbst da, wo es nicht gut entbehrt werden kann: „der du dich nicht zu entwinden im Stande" (I, 235); „wer nie die Befriedigung gekostet, welche mit emsigem Wirken verknüpft" (I, 238); „die Mine, welche den Zarenthron in die Luft zu sprengen bestimmt" (II, 194). Sehr geschmacklos ist es alsdann, einen Theateragenten einen „Sklavenhändler im Reiche Thalia's und Melpomene's" (I, 261) zu nennen und von einem „dujourirenden" Polizeisoldaten (III, 106) zu sprechen. Unangenehm berühren auch die häufig begegnenden Citate, welche geradezu den Eindruck eines Zurschaustellens der Belesenheit machen.

Bernhard Münz.

Zur deutschen Geschichte.

1. Deutsche Geschichte von Otto Kaemmel. Dresden, Höckner. 1889. Gr. 8. 13 M.

Eine gute Gesammtdarstellung der deutschen Geschichte für ein weiteres Publikum wird immer an sich schon ein verdienstliches Werk sein, da die ältern Versuche dieser Art durchaus antiquirt sind, und geradezu gewarnt werden muß, sie den ganz unkundigen Lesern, für die sie doch eben berechnet sind, in die Hand zu geben. Freilich so verdienstlich eine solche neue deutsche Geschichte wäre, so schwierig ist auch die Aufgabe: der Verfasser muß mit den Hauptergebnissen der modernen Forschung vollkommen vertraut sein, er muß es verstehen, seinen Stoff in fesselnder, anregender Darstellung vorzuführen und die Punkte, die von wesentlicher Bedeutung für die Entwickelung sind, scharf und bestimmt hervorzuheben.

Entschieden erhebt sich das vorliegende Buch bedeutend über seine Vorgänger, und bis Besseres an seine Stelle tritt, kann es ohne Bedenken zur Einführung in die

deutsche Geschichte empfohlen werden. Man wird sagen dürfen, daß der Verfasser wenigstens in den allgemeinen Umrissen ein dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse entsprechendes Bild bietet. Ein großer Vorzug seines Buchs liegt ferner darin, daß es sich nicht auf die äußere Geschichte beschränkt, sondern überall auch Verfassung und Wirthschaft, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Lebensführung in den Kreis seiner Schilderung hineinzieht; viele Sachen, von denen sonst in derartigen populären Werken gar nicht die Rede ist, werden hier dem Leser so weit vorgeführt, wie es der knappe Raum ermöglicht. Die Erzählung ist einfach, klar und durchsichtig, wogegen sie freilich nirgends uns durch wirkliche Lebendigkeit und Wärme fortzureißen vermag und nur sehr selten wahrhaft plastische Bilder uns darstellt. Anzuerkennen ist weiter, daß der Verfasser sich bei wichtigen Wendepunkten bemüht, auch auf die tiefern Ursachen des Geschehens hinzuweisen, wenn er auch hierbei meist zu sehr an der Oberfläche stecken bleibt. Ueberhaupt versteht er es nicht, in der Reihe der Geschehnisse diejenigen, die von epochemachender Bedeutung wurden, so scharf hervorzuheben, daß sie sich vom Hintergrunde deutlich abzeichnen; worin z. B. die Monarchie Friedrich's des Großen etwas Neues und ein Fortschritt war, wird man aus Kaemmel nicht ersehen. So sehr anzuerkennen ist, daß der Verfasser den Begriff der Geschichte möglichst weit faßt, vermissen wir doch wichtige Gesichtspunkte ganz; so kommt das militärische Moment, das in der neuern Geschichtschreibung mit Recht eine immer größere Rolle spielt, gar nicht zur Geltung: von Friedrich dem Großen als Feldherrn hören wir nichts, ebenso wenig weshalb denn Napoleon immer siegreich war, worin 1870 die Ueberlegenheit der deutschen Heeresleitung bestand: statt dessen die alte geistlose Schlachtenerzählung. Die neue Eintheilung, auf die der Verfasser etwas Besonderes zu halten scheint (mit den Endpunkten 476, 1273, 1871 und Knotenpunkten bei 918 und 1648), dünkt uns nicht sehr glücklich gewählt: weder 476, noch 918, noch 1273 sind für die damals bewegenden Ideen (zuerst die Reichsgründungen auf römischem Boden, später die Universalität des Kaiserthums) Einschnitte von entscheidender Bedeutung, ja 476 ist für die deutsche Geschichte — anders für die römische — kaum ein Abschnitt. Dagegen ist der Verfasser an dem in jeder Beziehung epochemachenden Religionsfrieden von 1555 ganz vorübergegangen, was um so wunderbarer ist, als er sich selbst als einen Schüler von Nitzsch bezeichnet. Auch hätte die Darstellung statt bei 1871 abzubrechen ruhig bis 1888 weiter geführt werden können, da gerade ein populäres Werk im Interesse der Aufklärung über die jüngste Vergangenheit seinen Endpunkt so spät als irgend möglich legen müßte.

Alles das sind Fehler und Schwächen der Anlage und Darstellung, über die man schließlich verschiedener Ansicht sein kann; viel bedenklicher ist es, daß auch das Thatsächliche nicht über allen Tadel erhaben ist. Die Kämpfe der Merovinger z. B. nennt Kaemmel ideenlos, während man doch in denselben neuerdings den tiefgehendsten Gegensatz von Königthum und Monarchie findet, in Brunhild die letzte Vertreterin der untergehenden Monarchie erblickt. Bei den iroschottischen Mönchen betont Kaemmel nur ihre Missionsthätigkeit, während Hauck gezeigt hat, daß diese nur etwas ganz Beiläufiges ist, daß der eigentliche Gegensatz zur fränkischen Geistlichkeit in ganz andern Punkten zu suchen ist. Kaemmel redet nur von der Schmach von Canossa, ohne auch nur hinzuweisen auf den großartigen diplomatischen und realen Triumph, den Heinrich IV. durch seine formale Demüthigung errang. Bei Wallenstein's Verrath, den Kaemmel noch als halb zweifelhaft und aus eventuell idealen Motiven erklärbar hinstellt, ist nach den neuern archivalischen Veröffentlichungen ein Zweifel und eine milde Beurtheilung nicht mehr möglich. Bei Friedrich dem Großen ist nicht gebührend hervorgehoben, wie er den Frieden bis aufs äußerste zu wahren sucht und wie hierin der Angelpunkt seiner Politik liegt; über seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Justizwesens hätte im Anschlusse an die schönen Arbeiten Stölzel's wol etwas mehr mitgetheilt werden können; das über seine Wirthschaftspolitik Bemerkte wäre auf Grund der Untersuchungen Schmoller's und Roscher's in manchem Punkte zu berichtigen. Am unzutreffendsten ist die Darstellung der Freiheitskriege, wo der Leser bei Kaemmel gar keinen Einblick davon erhält, wie schwächlich sich der König zeigt, wie 1805 und 1806 das Unheil vor allem auf ihn zurückzuführen ist, wie die Reform und der schließliche Entschluß zum Kriege nicht durch ihn, sondern eigentlich gegen ihn stattgefunden hat, wie dies alles durch die neuen Werke Baillen's und Lehmann's unzweifelhaft bewiesen ist. Leicht könnte die Zahl solcher Fälle, in denen sich Unkenntniß der neuern Literatur zeigt, ins Vielfache vermehrt werden, doch es sei genug an dem Gesagten, das wohl beweist, daß Kaemmel's Darstellung nicht überall auf der Höhe der modernen Forschung steht. Ein sehr wesentlicher Mangel endlich liegt in dem Fehlen eines Registers oder eines dasselbe einigermaßen ersetzenden ausführlichen Inhaltsverzeichnisses: als Nachschlagewerk ist infolge dessen das Buch unbenutzbar, und eine deutsche Geschichte, die für den Kreis der Laien bestimmt ist, sollte doch gerade ebenso sehr wie zum Lesen, auch als Handbuch zum Nachschlagen im Bedarfsfalle dienen können.

2. 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahren deutscher Geschichte, 1840—1870." Erster Band. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Buch soll nach der Vorrede nicht ein „gelehrtes Werk im strengsten Sinne des Wortes", sondern „ein Volksbuch im besten Sinne" sein, ist „nicht blos für die engern Kreise der sogenannten Hochgebildeten, sondern für alle nach einer allgemeinern Bildung strebenden Schichten

unseres Volkes" bestimmt. Hiernach ist das Buch zu beurtheilen. Von einem „Volksbuch im besten Sinne" kann man verlangen, daß es die Thatsachen richtig und vollständig*) enthält und daß es sie in ansprechender Gestalt darstellt. In erster Hinsicht wird man sagen können, daß Biedermann im großen und ganzen seine Aufgabe gelöst hat. Unrichtigkeiten in Bezug auf wesentliche Punkte finden sich kaum, mit der ziemlich umfangreichen Literatur über den Zeitraum ist der Verfasser im allgemeinen vertraut. Gegen Einzelheiten wird man freilich manchmal Einspruch erheben müssen. So ist das scharfe Urtheil über Hangwitz („charakterlos", „verderblicher Einfluß") nach den neuesten archivalischen Veröffentlichungen nicht aufrecht zu erhalten; so scheint dem Verfasser bei der Schilderung des Wiener Congresses das neuentdeckte Tagebuch Stein's entgangen zu sein, da er sonst sicher, von anderm abgesehen, die Haltung Castlereagh's anders dargestellt hätte. Ueberhaupt hat uns gerade der Abschnitt über den Wiener Congreß am wenigsten gefallen; wohl werden die einzelnen Fragen klar hervorgehoben, aber von dem chronologischen Gange der Verhandlungen, von dem Einflusse der Personen, von dem Ineinandergreifen der verschiedenen Gesichtspunkte erhält man kein genügendes Bild. Auch läßt der Verfasser bei der Darstellung der sächsischen Frage und der Theilung Sachsens zu sehr merken, daß er Sachse ist, hebt einerseits die Berechtigung der preußischen Ansprüche, andererseits den vollkommenen Ungrund der sächsischen Ansprüche nicht gebührend hervor. Hinsichtlich der Vollständigkeit sind ebenfalls Thatsachen von wesentlicher Bedeutung nicht weggeblieben. Bemerken will ich, daß, soviel ich sehe, vom Aachener Congreß überhaupt nicht die Rede ist. Neben der Geschichte der allgemeinen deutschen Verhältnisse wird auch genügend die Geschichte der deutschen Einzelstaaten berücksichtigt; freilich hätte hier der Streit über die badische Thronfolge nicht fehlen sollen. Dagegen kommt gerade der nationale Großstaat Preußen entschieden zu kurz. Von seiner innern Entwickelung, von der so wichtigen Neuordnung der Verwaltungsorganisation, des Heerwesens, der Accisen und der Zölle, der Angliederung der Rheinlande erfahren wir gar nichts.

Wenn somit das Buch in Bezug auf Richtigkeit und Vollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen im ganzen billige, nicht allzu hoch gespannte Erwartungen befriedigt, so gilt dies kaum von der Darstellung. Der Hauptfehler ist der, daß der Verfasser die deutschen Dinge rein für sich betrachtet und nicht in dem großen Ganzen der internationalen europäischen Beziehungen. Vieles aber wird erst hierdurch völlig verständlich; die Reaction in Deutschland z. B., die bei Biedermann als ganz grundlose spontane Maßregel der Regierungen sich darstellt, erscheint, wenn auch in keiner Weise entschuldbar, doch in etwas anderm Lichte, wenn man die gleichzeitigen Entwickelungen in Frankreich und Italien beachtet, und die Politik Preußens wird gerade durch die Anforderungen seiner Stellung als europäische Großmacht zwar keineswegs gerechtfertigt, aber doch etwas erklärlicher, als wenn man sie nur vom deutschen Gesichtspunkte aus betrachtet. Endlich muß gesagt werden, daß die Darstellung selbst, wenn auch immer klar und verständlich, doch kaum den Anspruch auf ein wirklich historisches Kunstwerk erheben kann — und ein solches soll doch ein „Volksbuch im besten Sinne" sein.

Wichtiger aber als diese bisher erörterten Fragen ist die, ob das Buch Biedermann's wirklich einem Bedürfnisse entspricht, und hier muß jeder Recensent einen Vergleich mit Treitschke anstellen. Die Mängel Treitschke's sind allbekannt: Unterschätzung der Verdienste des Liberalismus, nicht genügende Würdigung des Fortschritts, die der süddeutsche Parlamentarismus für die nationale Entwickelung Deutschlands bedeutet, endlich zu mildes Urtheil gegenüber den Misgriffen der preußischen Politik. Diese Fehler hat Biedermann allerdings zu vermeiden gesucht; dafür fehlen ihm auch alle Vorzüge Treitschke's: die geradezu hinreißende farbensatte Darstellung, die plastischen greifbaren Bilder der handelnden Personen, die Ausdehnung der Geschichtserzählung auf alle Seiten des Lebens der Nation, nicht blos die politischen; die scharfe Hervorhebung der leitenden Momente in der Entwickelung, die lichtvolle und selbst bei verwickelten diplomatischen Einzelheiten immer gleich fesselnde Schilderung der internationalen Beziehungen und Bedingtheiten. Ohne irgendwie dem Urtheil anderer vorgreifen zu wollen, müssen wir doch erklären, daß wir, ohne gegen die unleugbar vorhandenen großen Mängel Treitschke's blind zu sein, doch diesen vorziehen und glauben, daß er trotz aller Ausstellungen, die man im einzelnen machen kann und muß, im ganzen die Aufgabe, ein „Volksbuch im besten Sinne" zu liefern, wohl gelöst hat, und daß eine Ilias nach Homer, wenigstens so lange bis neues unbekanntes Material uns zugänglich gemacht wird, nicht nöthig und zwecklos ist.*)

3. Deutschland vor tausend Jahren. Ein Culturbild von L. O. Bröcker. Braunschweig, Bruhn. 1889. 8. 1 M.

Auch diese Schrift wendet sich an ganz unkundige Leser, denen sie ein Bild zu geben sucht von den Zuständen etwa zur Zeit Ludwig's des Deutschen. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser sich bemüht hat, möglichst auf die ursprünglichen Quellen zurückzugehen, und daß seine Zeichnung im großen und ganzen zutreffend und richtig ist. Im einzelnen findet sich viel Schiefes; so ist die Bedeutung des Vertrags von Verdun entschieden überschätzt, und wenn der Verfasser gar im neunten Jahrhundert von einer öffentlichen Meinung Deutschlands redet, die das und das verlangt, oder wenn er von einem verantwortlichen — wem? etwa dem Reichstag? — Erzkanzler spricht, so wird man nur erstaunt den Kopf schütteln können. Die Bemerkungen über althochdeutsche Dichtkunst verrathen

*) In einem Volksbuche vollständig? D. Red.

*) Den letzten Ausführungen unsers Herrn Mitarbeiters müssen wir nur entgegenhalten, daß zunächst die vier großen Bände von Treitschke, dann seine Einseitigkeit die Verbreitung und namentlich den allgemeinen Gebrauch ausschließen, die einem „Volksbuche" eigen werden müssen. D. Red.

entschieden den Dilettanten. Inhaltlich bringt die Schrift nichts Neues; ob gegenüber den guten Geschichtswerken, die wir besitzen, zu einem solchen zusammenfassenden Bilde ein Bedürfniß vorhanden war, bleibe dahingestellt.

4. Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Rothen Erde. Von W. Fricke. Minden i. W., Bruns. 1890. Gr. 8. 4 M.

Ein Buch, das entschieden viel Interessantes enthält und nicht ohne Verdienst ist. Es sind hier allerlei Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten u. dgl. zu der Culturgeschichte des alten Westfalen gesammelt. Das Wort mittelalterlich ist hier nämlich in etwas eigenthümlichem Sinne gebraucht, indem es im Gegensatze zu der Culturstufe gemeint ist, die als Folge der Französischen Revolution erreicht ist, so daß im wesentlichen noch alle Einrichtungen des 18. Jahrhunderts hier unter mittelalterlich mit inbegriffen sind. Beispielsweise findet man hier recht interessante Angaben über Fortdauer heidnischer Gebräuche und Anschauungen, über die Femgerichte, über Rechtsgewohnheiten, über Kinderreime, über westfälische Adelsgeschlechter u. s. w. Als Materialiensammlung ist Fricke's Buch werthvoll und brauchbar; mehr ist es freilich auch nicht; der Verfasser ist offenbar nicht Historiker von Fach und begeht deshalb den in der Sittengeschichte freilich häufig vorkommenden Fehler, Angaben, die den verschiedensten Zeiten entnommen sind, als gleichwerthig nebeneinanderzustellen, und scheidet auch zu wenig das Sichere von dem Zweifelhaften. Ebenso ist er da, wo es sich um geschichtliche Vorgänge handelt, mit der wissenschaftlichen Literatur nicht hinreichend vertraut; seine Darstellung der Entwickelung der Feme beispielsweise ist den neuen Forschungen gegenüber unhaltbar. Trotz dieser Schwächen aber wird niemand, der sich für deutsche Alterthümer interessirt, das Werk ohne Bereicherung seiner Kenntnisse aus der Hand legen, und auch der Laie wird sehr vielerlei finden, was seine Aufmerksamkeit in lebhafter Weise fesseln wird: ist doch die rothe Erde ein ganz eigenthümliches Gebiet, wo sich so mancher alte Brauch viel reiner und länger erhalten hat als anderswo, und jeder Beitrag zur Culturgeschichte der rothen Erde gewährt schon durch seinen Stoff selbst dem Genuß, der sonst für Lokal- oder Territorialgeschichte nur wenig Sympathien besitzt.

5. Aus der Geschichte der Harzlande. Erstes Bändchen: Aus vorgeschichtlicher Zeit. Zweites Bändchen: 1. Aus der Zeit der Völkerwanderung. 2. Niederlassungen fremder Stämme in späterer Zeit. Von F. Günther. Hannover, C. Meyer. 1890. 8. Jedes Bändchen 75 Pf.

Zwei anspruchslose, aber nur zu empfehlende Heftchen. Die Territorialgeschichte hat namentlich bei der Darstellung der ältesten Zeiten damit zu kämpfen, daß die Nachrichten äußerst spärlich fließen, und dies hat auch Günther empfunden und deshalb den Begriff der Geschichte der Harzlande möglichst weit gefaßt: er zieht nicht nur Thüringen ganz in den Bereich seiner Darstellung, sondern berichtet auch ausführlich von dem Zuge der Sachsen nach Italien, von der aus thüringischem Geschlecht entsprossenen fränkischen Königin Radegunde. Indessen was er bietet, zeugt von eingehender Kenntniß der betreffenden Literatur und gibt in einfacher, aber klarer und geschmackvoller Darstellung anschauliche Bilder von dem Leben dieser Gegenden. Vor allem ist hervorzuheben der Abschnitt über die Ansiedelungen fremder Stämme, der in knappen Zügen sowol die slawische Einwanderung wie die spätere Colonisation durch deutsche Ansiedler des Westens bespricht, und dabei auch die Anfänge des Bergbaues im Harze behandelt. Ob von dem ersten Bändchen ebenso viel Gutes zu sagen ist, wie von dem zweiten, das zu beurtheilen fühle ich mich nicht zuständig, da ich der sogenannten prähistorischen Wissenschaft zu fremd gegenüberstehe.

Walther Schultze.

Zur Völkerkunde.

Die Entwickelung der modernen Ethnologie von Thomas Achelis. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. Gr. 8. 3 M.

Die vorliegende Schrift wird vom Verfasser als Versuch bezeichnet, „den Entwickelungsgang der modernen Ethnologie nach seinen treibenden Ideen objectiv darzustellen". Da nun aber verschiedene Forscher mit dem Worte „Ethnologie" einen verschiedenen Begriff verbinden, so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, die Fortschritte dieser jungen Wissenschaft von verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, die verschiedenen „Horizonte" derselben — diese Bezeichnung im geologischen Sinne genommen — ins Auge zu fassen. Die Anfänge einer wissenschaftlichen Völkerkunde lassen sich bis in jene Zeit zurückverfolgen, wo die großen geographischen Forschungen und Entdeckungen zuerst die Grundlage für eine wissenschaftliche Weltanschauung schufen. Der französische Pater Lafitau und Georg Forster, dessen Schilderungen der Südseeinseln in Alexander von Humboldt eine unvertilgbare Sehnsucht nach den Tropenländern erweckten, sowie Adalbert von Chamisso werden vom Verfasser als Hauptvertreter der eigentlich ethnographischen Behandlung der Völkerkunde aus jener Zeit namhaft gemacht und die wissenschaftliche Thätigkeit derselben in ihren Hauptumrissen geschildert, während Voltaire, Rousseau, Herder, Schiller und Klemm die allgemeine philosophische und culturgeschichtliche Bearbeitung der einschlägigen Fragen zuerst in Angriff genommen haben. Auf diesen einleitenden Abschnitt folgt ein zweiter, der die Ethnologie als „sociologische Wissenschaft" behandelt, worin dem entsprechend jene Forscher vorgeführt sind, welche die zwischen der Völkerkunde einerseits, der Philosophie und Psychologie

andererseits bestehenden Beziehungen in den Vordergrund stellen. August Comte, der bekannte Begründer des Positivismus, hat der Ethnologie einen wichtigen Dienst geleistet, als er jene Methode schuf, durch welche die vergleichenden Studien der sociologischen Wissenschaft von allen andern sich unterscheiden. Quetelet baute auf dieser Grundlage weiter fort, indem er die Nothwendigkeit hervorhob, bei den ethnologischen Studien vom Einzelmenschen völlig abzusehen und nur die großen Individuengruppen und deren Typen ins Auge zu fassen. Derselbe bemerkt auch bereits, daß die Menschheit je nach den Erfordernissen der Zeit und des Ortes sich umgestaltet. Schäffle hat die Sociologie am ausführlichsten behandelt; in seiner Arbeit: „Die Güter der Darstellung und Mittheilung", hat derselbe die Elemente einer realistischen Socialpsychophysik und Socialpsychologie geschaffen; sein Hauptaugenmerk ist dahin gerichtet, den Parallelismus der organischen und socialen Gebilde zu erweisen. Der socialen Anlage des Menschen und dem „Volksgeist" — d. i. „jene reale und durch Ueberlieferung und Ideenverkehr angehäufte, innerhalb des Personals einer Gemeinschaft potentiell und actuell vorhandene geistige Collectivkraft" — widmet Schäffle in seinen Schriften eingehende Betrachtungen. Im dritten Abschnitte gelangt der Verfasser zu jenen Gelehrten, die als die eigentlichen Schöpfer und berufensten Vertreter der neuen Wissenschaft zu bezeichnen sind. Das Werk von J. C. Prichard: „Naturgeschichte des Menschengeschlechts", hat während des vierten und fünften Jahrzehnts unsers Jahrhunderts ein unbestrittenes Ansehen behauptet, da es das gesammte ethnographische Wissen jener Zeit in sich verkörperte. Die in demselben enthaltenen, mit den Hülfsmitteln streng inductiver Erfahrung ausgeführten Untersuchungen über die Frage des Monogenismus oder Polygenismus (Frage, ob die Abstammung des Menschengeschlechts aus einer oder aus mehrern Wurzeln herzuleiten sei), seine Auseinandersetzungen über die psychische Einheit des Menschengeschlechts sind für die Ethnologie von allerhöchster Bedeutung. In einem weitern Abschnitte werden die Verdienste besprochen, die sich Adolf Bastian, der vielgereiste Forscher und Gelehrte, der Schöpfer des berliner Museums für Völkerkunde, um die Ethnologie erworben hat und in der Ausbildung der naturwissenschaftlichen Psychologie gipfeln, d. h. der Psychologie, die, auf ethnologischer Grundlage fußend, die Entwickelung des menschlichen Geistes im Völkergedanken untersucht. Weiterhin werden die Forschungsergebnisse besprochen, die Th. Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker" niedergelegt hat und die wissenschaftliche Thätigkeit Oskar Peschel's wird in ihren Hauptumrissen skizzirt. Kaum hat jemals ein Buch einer Wissenschaft so viel Freunde erworben als Peschel's „Völkerkunde", ein Werk, das nach dem allzu früh erfolgten Ableben seines Verfassers in Alfred Kirchhoff einen vorzüglichen Neubearbeiter gefunden hat. An die Darlegung der Verdienste Peschel's reiht Verfasser einen kurzen Abriß der wissenschaftlichen Thätigkeit des wiener Ethnographen Friedrich Müller. Mit einer beispiellosen Sprachkenntniß ausgerüstet, sucht letzterer die psychischen und physischen Momente thunlichst organisch zu verschmelzen, indem er als Sonderungsmerkmal für seine Rassenklassifikationen sich an den Haarwuchs hält. Im übrigen huldigt er dem Darwinismus und insbesondere dem Monogenismus Haeckel's. Ferner gedenkt der Verfasser der auf anthropologisch-ethnologischem Gebiete thätigen englischen Gelehrten J. Lubbock und E. Tylor. Ersterer hat in seinen beiden berühmten Werken: „Die vorgeschichtliche Zeit" und „Die Entstehung der Civilisation", eine Fülle der wichtigsten Beobachtungen niedergelegt und damit für nachfolgende Untersuchungen eine werthvolle Grundlage geschaffen. Tylor lenkte die Aufmerksamkeit der Forscher zuerst auf die „Survivals" — jene Vorgänge, Sitten und Anschauungen, welche durch Gewohnheit in einen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in dem sie ursprünglich ihre Heimat hatten, verschieden ist und die, insofern sie auf einen ältern Culturzustand zurückdeuten, für die Wissenschaft von nicht geringer Wichtigkeit sind. Eine Anzahl von für die Ethnologie bedeutsamen Werken hat auch H. Post geliefert. Die Bestrebungen dieses Gelehrten sind insbesondere dahin gerichtet, von vergleichend ethnologischen Gesichtspunkten aus die Entwickelung der jetzt bei verschiedenen Völkern bestehenden Rechtsverhältnisse festzustellen, wobei derselbe zu dem Schlusse gelangt, daß von einem allgemeinen, d. h. für alle Völker und Zeiten gültigen Rechtsbewußtsein keine Rede sein kann, daß vielmehr jedes Volk zugleich mit einer besondern socialen Organisation ein besonderes Rechtsbewußtsein entwickelt hat. Mit der Schilderung der wissenschaftlichen Thätigkeit F. Ratzel's bringt Achelis seine Galerie der um die Entwickelung der Ethnologie hochverdienten Männer zum Abschlusse, wobei wir nur lebhaft bedauern, daß er ihr nicht die Gestalt Julius Lippert's zugesellt hat, eines Gelehrten, der die culturhistorische Seite der Ethnologie besonders gepflegt und über den Ursprung der Religionen und Culturideen, über die Entwickelung der Familie und andere Verhältnisse wichtige Untersuchungen angestellt hat.

Während wir den Vorzügen des vorliegenden Buchs volle Anerkennung zollen und während wir auch den Bastian-Achelis'schen Standpunkt der psychologisch-philosophischen Betrachtung als einen vollständig berechtigten anerkennen, während wir und eben weil wir in der den Naturwissenschaften jeder auf Thatsachen und logische Schlußfolgerungen sich stützenden Ansicht das Recht zuerkennen, sich frei zu bethätigen, müssen wir doch Einspruch erheben gegen die Art und Weise, wie der Verfasser gegen diejenigen zu Felde zieht, welche in der Ethnologie den materialistischen Standpunkt vertreten. Auf S. 30 bemerkt derselbe:

> Unter den besonnenen Naturforschern wie den philosophischen Denkern besteht kein Zweifel mehr darüber, daß eine Ansicht, die an der gänzlichen Unvereinbarkeit des physischen und psychischen

Geschehens so harmlos vorübergeht und das geistige Leben einfach als ein Product einer Bewegung der Materie betrachtet, kein Recht hat auf eine wissenschaftliche Widerlegung. Solange es nicht gelingt, den Proceß einer Umwandlung einer moleculären Veränderung in eine Empfindung kritisch zu erweisen, bleibt das angeblich inductive Verfahren dieser Schule (d. i. der materialistischen Schule) ein Spiel mit leeren Worten.

Also weil es bisjetzt noch nicht gelungen ist, das Wie der Umwandlung einer moleculären Veränderung in eine Empfindung festzustellen — deshalb will Verfasser den Schluß, daß moleculare Veränderungen im Gehirn und Empfindungen unter Umständen identisch sind, überhaupt nicht gelten lassen? Mit demselben Rechte, mit dem wir von Licht, Elektricität und Magnetismus reden, ohne daß wir bisjetzt in das eigentliche Wesen und die Grundursachen der Lichterscheinungen, der elektrischen und magnetischen Phänomene eingedrungen wären — mit demselben Rechte müssen wir auch anerkennen, daß das, was wir als „Empfindung" bezeichnen, auf gewissen, noch nicht näher bestimmbaren moleculären Veränderungen, die sich innerhalb der Gehirn- und Nervenzellen abspielen, beruht.

Moritz Alsberg.

Feuilleton.

Otto Trautmann behandelt die „Lehre vom Schönen" (Dresden, Bertling, 1890) und erörtert in einem ersten Hefte von 90 Seiten Großoctav das ästhetische Wesen von Form, Ornament und Farbe. Allerdings sucht er die Gesetze des Schönen nur vom Standpunkte einer einzelnen Kunst aus, der Architektur, zu gewinnen; indeß sind derartige Vorarbeiten seitens der Vertreter der einzelnen Künste heutzutage mehr denn je nöthig, bevor es zu einer neuen idealistischen Aesthetik auf realistischer Grundlage kommen kann. Wir sagen absichtlich „realistisch", denn einen bloßen Empirismus, wie ihn z. B. Göller in seiner „Aesthetik der Architektur" vertritt, verwerfen wir. Trautmann lehnt sich zwar äußerlich an Fechner an, geht aber völlig selbständig seinen eigenen, mehr zum Ziele führenden Weg. Seine inductive Methode kann ja nur hinsichtlich der Form des Schönen die Grundlage finden, aber schon diese Arbeit ist in positiver wie negativer Hinsicht verdienstlich. Durch genaue Untersuchungen hat Trautmann folgende Sätze gefunden: Das nach dem goldenen Schnitt geformte Rechteck mit den nächststehenden Rechtecken hat in der That einen Vortheil der Wohlgefälligkeit vor den übrigen Rechtecken. Für die Zusammenordnung von zwei Gliedern tritt uns überall das Gesetz des Gegensatzes entgegen. Nicht durch einfache Vermehrung, sondern durch Steigerung und Abstufung der Gliederung ist die Möglichkeit gegeben, die Gliederung der Fläche über die einfachen Fälle hinauszuführen. Durch Steigerung dieser Gliederung werden neue höchstwerthige Formen gewonnen. Es gibt eine reine Maßschönheit, deren Wirkung für alle Zeiten dieselbe ist. Bei Beschränkung auf die reine Wirkung der Form, zunächst der Flächengliederung, sind Formen möglich, welche schlechthin Grenzen der Kunst bedeuten. Eine Ueberbietung derselben ist möglich durch Erscheinungen, in welchen nicht allein die Form wirkt. — Wir bitten den Verfasser dringend um Fortsetzung seiner Studien.

— Es sei daran erinnert, daß von der in der „Collection Spemann" erscheinenden vollständigen Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's, die von Wilhelm Böhm redigirt wird und unter dem Titel „Fürst Bismarck als Redner" zusammengefaßt ist, wiederum zwei Bände, der neunte und zehnte (Nr. 284 und 285), ausgegeben sind, die jetzt gerade ganz besonderes hervorragendes Interesse einflößen, weil sie heute oft erörterte Fragen behandeln. Es sind die Kanzlerreden in den Reichstagssitzungen von 1878 und 1879 in ihnen enthalten. Da finden sich die großen Auslassungen vom 19. Februar zur europäischen Lage, da fällt im Hinblick auf den bevorstehenden Congreß das Wort vom „ehrlichen Makler", da kommen die staatsrechtlichen Debatten über die Stellvertretung des Reichskanzlers und endlich die Reden, die der ersten Annahme des Socialistengesetzes vorausgingen. Der Schwerpunkt der Berathungen in der langen Tagung des folgenden Jahres liegt in der Zollgesetzgebung, mit welcher die neue Wirthschaftspolitik angebahnt wird.

In Anknüpfung an das Vorstehende gedenken wir auch der im Herbst 1889 erschienenen Abhandlung des Amtsrichters Werner Rosenberg im Elsaß: „Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers" (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt). Streng wissenschaftlich wird die Sachlage auf Grund der einschlagenden Verfassungs- und Gesetzesartikel geprüft und am Faden der bezüglichen Aeußerungen im Reichstage und der Lehrbücher des deutschen Reichsstaatsrechts erläutert. Bei der jüngst durch die Tagespresse gegangenen Erörterung der Frage über die Möglichkeit der Trennung der Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten ließ sich die Bezugnahme auf diese belehrende Schrift vermissen.

Bibliographie.

Buchholtz, F., Die einfache Erdzeit mit Stundenzonen und festem Weltmeridian als Zifferblatt ohne Störung der Tageszeiten für alle Länder und Völker der Erde. Berlin, Conrad. Gr. 8. 60 Pf.

Dostojewsky, F. W., Tollhaus oder Herrenhaus? (Stepantschikowo und seine Bewohner.) Roman. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 M.

Fischer, K., Geschichte der neueren Philosophie. Neue Gesammtausgabe. 6ter Bd. 2 Thle. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 16 M.

Goßler, G. v., Ansprachen und Reden des Königlichen Staatsministers, Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, D. theol., Dr. utr. jur., Dr. med. G. v. G. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Heilinger, A., Recht und Macht. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

John, A., Richard Wagner-Studien. Sieben Essays über R. Wagner's Kunst und seine Bedeutung im modernen Leben. Bayreuth, Gießel. 1889. Gr. 8. 2 M.

Jókai, M., Ein genialer Narr. Humoristischer Roman. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Katsch, F., Mancherlei. Gedichte. Baden-Baden, Spies. 12. 1 M. 50 Pf.

Leixner, O. v., Aus vier Dimensionen. Humoresken. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Mushacke, B., Deutsche Rhapsodien. Brandenburg a. H., Haeckert. 12. 3 M.

Nippold, F., Karl von Hase. Gedächtnißrede in der Jenaer Stadtkirche am 6. Januar 1890. Berlin, Wiegandt u. Schotte. Gr. 8. 50 Pf.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. Leipzig, Fock. 12. 1 M. 20 Pf.

Rauscher, E., Nigritta. Poetische Erzählung. Wien. 12. 60 Pf.

Riedel-Ahrens, B. (Sylvio Lugano), Des Vaters Geheimniß. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 M.

Schreiber, K. F., Jungblut. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Schulpe, G. v., Aug' um Auge. Ein dramatischer Scherz. Preßburg, Heckenast's Nachf. 8. 30 Pf.

Sountag, L., Das Biehele. Lustspiel. Leipzig, L. Weber. Gr. 8. 1 M.

Tschirch, O., Saldria in drei Jahrhunderten. Historisches Festspiel in 3 Bildern und einer verbindenden Zwischenhandlung. Zur Feier des 300jährigen Bestehens der Saldernschen Schule zu Brandenburg a. d. H. aufgeführt am 3. Juli 1889 von Schülern der Anstalt. Brandenburg a. H., Koch. 1889. 8. 1 M.

Uschner, K. R. W., Schauspiele. I. Berlin, Verlag der „Deutschen Presse" (A. Burmester). Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Unglückselige Theestunden. Erzählung. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Weech, F. v., Badische Geschichte. Karlsruhe, A. Bielefeld. Gr. 8. 6 M.

Wex, J., Gedichte. München, Zipperer. 12. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Antiquarische Kataloge.

Soeben gelangten folgende Kataloge meines antiquarischen Lagers zur Ausgabe, welche auf Verlangen unberechnet und postfrei zu Diensten stehen:

Franz von Holtzendorff's Bibliothek:

I. Abtheilung: **Staatswissenschaften.** 2714 Nrn.
II. „ **Rechtswissenschaft:** Allgemeines. Privatrecht. 1723 Nrn.
III. „ **Rechtswissenschaft:** Strafrecht. 1769 Nrn.
IV. „ **Die nicht staats- und rechtswissenschaftlichen Disciplinen:** Geschichte, Theologie, Philosophie u. s. w. 1048 Nrn.

Leipzig, März 1890.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Henry M. Stanley.

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zweite (wohlfeile) Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Durch den dunkeln Welttheil. Zweite Auflage. Mit Karten und Abbildungen. 2 Bände. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung. Herausgegeben von J. Scott Keltie. Autorisirte deutsche Uebersetzung von H. von Wobeser. Mit 1 Karte. 1.—10. Auflage. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der **Cacaobohnen** und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der **Chocoladen** und **Cacaos** von **Hartwig & Vogel,** welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 27. März 1890.

Inhalt: Romane. Von Benno Rüttenauer. — Lyrisches und Episches. Von Adolf Brieger. — Zwei sociale Dramen. Von Karl Siegen. — Philosophische Literatur. Von Gustav Portig. — Gesammelte Aufsätze. Von A. Hermann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane.

1. Rudolf von Vargula, der Schenk zu Saaleck. Ein thüringisches Lebensbild aus dem 13. Jahrhundert. Von Johannes Renatus. Leipzig, Deichert Nachfolger. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Verfestet. Eine berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. Von Oskar Schwebel. Minden i. W., Bruns. 1889. 8. 2 M.
3. Ein Seelenfreund. Roman von Adolf Glaser. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.
4. Moderne Römer. Roman von Reinhold Ortmann. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 7 M.
5. Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Roman von Wilhelm Raabe. Zweite durchgesehene Auflage in zwei Bänden. Braunschweig, Westermann. 1890. Gr. 8. 6 M.

Schon manchmal hat eine Vorrede ihrem Verfasser und seinem Werke mehr geschadet als genützt. Auch bei Johannes Renatus' „Rudolf von Vargula" (Nr. 1) ist dies entschieden der Fall. Der Verfasser meint:

Wer freilich das alte Gold und Edelgestein nicht als Hauptsache betrachtet, sondern auf die äußerliche „Kunstform" der Fassung großes Gewicht legt, der wird vielleicht daran mäkeln. Wer sich aber am Gehalte und Glanze des Schmuckes erfreut, dem werden die Edelsteine mit ihrer einfachen Fassung in echtem Golde lieber sein als geschliffenes Glas in noch so kunstvoll bearbeitetem Talmi.

So ungefähr redet ein Kapuziner, der seine Predigt für „echtes Gold in einfacher Fassung" und Goethe's „Faust" für „geschliffenes Glas in kunstvoll bearbeitetem Talmi" ausgibt, heimlich oder laut. Ein Schriftsteller aber, der Anspruch auf ästhetische und literarische Bildung erhebt, sollte so etwas nicht schreiben, und in Frankreich z. B. würde man das auch kaum erleben. Es liegt darin ein Stück literarisch-künstlerischer Barbarei. Frägt man sich, was Johannes Renatus unter dem „alten Gold und Edelgestein" versteht, so kann die Antwort darauf nur lauten: seine eigene christliche Weltanschauung, die er in Rudolf von Vargula und andern Geschöpfen seiner Phantasie (auf historische Anhaltspunkte gestützt) zur Veranschaulichung bringen will. Das aber ist eine Kunst. Renatus mag also ein noch so guter Christ sein, wenn er ein schlechter Künstler ist, wenn er seine Kunst und ihre verachtete Form, d. h. ihre Ausdrucksmittel, nicht bis zu einem gewissen Grade beherrscht, so wird er seinen Zweck, durch das „alte Gold und Edelgestein" die Welt zu locken und zu bezaubern, mit andern Worten, durch hehre christliche Ideale Christenthum in den Herzen der Menschen zu erwecken, nicht oder nur sehr unvollkommen erreichen; er thut demnach Unrecht, von der Form oder, was dasselbe ist, vom künstlerischen Können als von einem Dinge zu reden, das ihn gar nichts angeht. Die alten frommen Maler dachten anders. Ich aber will nicht länger verschweigen, daß Renatus in der Praxis sich selber Lügen straft, daß in seinem Buche sich sogar ein ernstes Streben nach Form kundthut, nach einfacher, großer, keuscher Form, ein Bestreben, das laut anerkannt werden soll, wenn auch sein Erfolg noch viel zu wünschen übrig läßt. Der Wirkung des Buches, welches gleichsam eine Geschichte der Wartburg vom Jahre 1200 bis 1250 darstellt, schaden vor allem drei Dinge: zu viele und zu lange Reden, zu große Vordringlichkeit des Costüms und ungebührliche Breite überhaupt. Sich öfter wiederholende Langweiligkeit ist die Folge davon. Dann klebt der Verfasser zu sehr am Stoffe und vermag sich nicht frei über ihn zu erheben; an einzelnen Stellen fällt er ganz aus seiner Rolle und erörtert mit dem Leser sein Rohmaterial. Er bringt sogar in seiner Geschichte aus dem 13. Jahrhunderte den Aufenthalt Luther's auf der Wartburg zur Sprache. Und das sind allerdings schwere Sünden, nicht nur gegen eine bestimmte ästhetische Form, sondern gegen jeden guten Geschmack. Der Composition, dem Stoffe ent-

sprechend befleißigt der Verfasser sich in seiner Sprache des Stils alter Chroniken, oft mit gutem Glück in origineller Weise, oft aber auch mit tadelnswerthen Mitteln. Besonders unangenehm berühren die ewigen Jamben in den directen Reden, bewirkt durch die ausnahmslose Vermeidung der nebensätzlichen Inversion.

Neben diesen Fehlern hat das Buch aber auch große Tugenden. Die Herausgestaltung des Titelhelden, als Ideal eines christlichen Ritters, ist dem Dichter in hohem Grade gelungen. Dieses Ideal hat Fleisch und Blut, was für ein Ideal viel sagen will. Die unglückliche Ehe desselben ist ebenso knapp wie lebenswahr und ergreifend gemalt und die betreffenden Partien beweisen aufs glänzendste, daß idealistische Auffassung und realistische Behandlung sich gegenseitig nicht aufzuheben oder feindlich zu sein brauchen. Ebenso Rühmliches läßt sich noch von vielen andern Gestalten sagen, besonders von der heiligen Elisabeth und Walther von der Vogelweide. Mehr schematisch ist dagegen Konrad von Marburg ausgefallen, und die wunderlichste Rolle spielt Wolfram von Eschenbach. Er ist der reine Strohmann und nur dazu da, um von dem Dichter, dem er im Wege steht, jeden Augenblick aus einer Ecke in die andere gestellt zu werden. Es muß verwundern, daß gerade Renatus mit dem tiefsinnigen Sänger gar nichts anzufangen wußte. Daß christliche Frömmigkeit die Seele des Buches bildet, doch nicht als Tendenz, wurde angedeutet; daß dieselbe in tiefer lebendiger Erfassung, als geläuterte und verklärte Lebenskraft und -Richtung darin lebt, soll hiermit gleichfalls löblich erwähnt sein.

Die Deutschen, die so gern die Fremden nachahmen, bleiben doch in manchen Dingen ihrer Art hartnäckig treu, so auch in ihrem ewigen Rückwärtsblicken und der unversieglichen Liebe zu ihrer Vorzeit, mag dieselbe so traurig sein, wie sie will. Und so schreibt Oskar Schwebel allen Lindau, Kretzer, Bleibtreu u. s. w. zum Trotze seine „Alt-Berliner Geschichten“ und findet Leser. Nicht ohne guten Grund. Sein „Verfestet“ (Nr. 2) ist flott erzählt und hält sich nicht an die Aeußerlichkeiten, sondern an den Geist seiner Zeit, des 14. Jahrhunderts, den er so lebendig und treu wiederspiegelt, als dies eben möglich und nachprüfbar ist. Die Handlung ist bedeutend und charakteristisch; das Büchlein zeugt von nicht geringem dichterischen Vermögen. Eine äußerliche Unart desselben aber kann nicht scharf genug gerügt werden, nämlich das fortgesetzte Hervorheben einzelner Wörter durch gesperrten Druck, stellenweise fast in jedem Satze ein oder mehreremal. Damit wird nicht nur das Lesen eher erschwert als erleichtert, es liegt darin auch zugleich eine unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist unserer Sprache, die vollkommener, als jede andere, das, was hier in geschmackloser Weise äußerlich angestrebt wird, durch innere Mittel zu erreichen fähig ist.

Dieses und das vorbesprochene Werk haben wie den mittelalterlich culturgeschichtlichen Charakter auch den Fehler gemeinsam, daß sie bei überraschenden Einzelheiten dem Leser jedesmal erklären, dieselben hätten damals die Regel gebildet. Ein bischen mehr Naivetät würde gerade Büchern wie den gedachten gut anstehen.

Der folgende Roman gehört zu jenen glücklichen Sterblichen — Büchern, wollt' ich sagen, die, wenn auch die Kritiker der ganzen Welt gegen sie wären, dennoch die Mehrzahl der Leser unbedingt für sich hätten. Gewiß ein beneidenswerthes Los. Den Grund dafür gibt ein gewisser berühmter Theaterdirector an, wenn er sagt: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ In der That, mehr als Adolf Glaser in seinem „Seelenfreund“ (Nr. 3) kann man auf einem so engen Raume von 278 Seiten nicht „bringen“. Es ist geradezu erstaunlich, was man in diesem Büchlein alles erfährt, das sehr märchenhaft mit einer Frau Holle anfängt, sehr weltlich geschäftlich fortsetzt und zuletzt fast weltgeschichtlich endigt. Ein verzogenes einfältiges Ding von Mädchen bringt es darin besonders weit; es wird Frau, Ehebrecherin, läßt sich scheiden, heirathet von neuem, wird ungenanntfache Millionärin, dann Fürstin, dann Freundin des Kurfürsten August des Starken, dem sie zum polnischen Königsthrone verhilft, findet eine Tochter wieder und endet mit einer dritten Heirath, wobei sie aber doch nichts Höheres mehr wird, sondern auf die Stufe einer polnischen Gräfin hinuntersteigen muß. Ihre Tochter heirathet einen Künstler, der vorher die ungeheuer reiche und ungeheuer schöne Jüdin Mirjam geliebt hat, welche aber elendiglich ums Leben kam. Der Roman spielt auf einem verfallenen Schlosse, in einer „kleinen deutschen Universitätsstadt“, um und bei Xanten am Rhein, in Amsterdam, in Harlem, in Paraguay, in Rom, in Wien, in Dresden, in Krakau und in Blasewitz, und er enthält außer der eigentlichen Handlung eingehende Aufschlüsse über die Welteroberungspläne des Jesuitenordens, die Baupläne Peter's des Großen, den wiener Hof, die Kraftproben des Kurfürsten von Sachsen, den polnischen Reichstag und die Tulpenzucht in Holland. Mehr kann man nicht verlangen. Ein Unbescheidener möchte vielleicht behaupten, daß der Titel in Wahrheit doch noch etwas mehr erwarten lassen sollte. nämlich Vorgänge des menschlichen Seelenlebens; allein der „Seelenfreund“ ist nur ironisch gemeint, es ist kein wirklicher Seelenfreund, sondern nur ein sogenannter, und die angedeutete Forderung verliert somit ihre Berechtigung. Die Jesuiten freilich — welche die größte Rolle in dem Roman spielen — möchten wol noch manches an dem Buche auszusetzen haben, z. B. auch die Kleinigkeit, daß der Verfasser ihnen einen Abt und einen Prior gibt; derartigen mittelalterlichen Hausrath hat Ignatius von Loyola in seine so moderne Institution nicht hinübergenommen. Daß Adolf Glaser solches übersehen hat, wird den frommen Vätern, zumal denen von Maria Laach ein kleiner Triumph sein. Sie werden — mit jesuitischem Lächeln auf den Lippen — den Verfasser auch belehren, daß sie niemals in Klöstern wohnen oder je gewohnt

haben, sondern nur in Collegien, Profeßhäusern u. s. w., daß diese nie in benedictinerlicher Einsamkeit, sondern immer in Städten zu finden seien, in großen und kleinen, daß aber allerdings jedes Collegium sein Landhaus oder auch deren mehrere besitze, gerade wie andere reiche Herrschaften auch. Selbst über den heiligen Namen „Hohenkreuz" werden sie boshaft spötteln und behaupten, sie seien keine Romantiker und hätten deshalb ihren Häusern auch niemals romantisch klingende Namen gegeben, wie etwa die altmodischen Benedictiner, Dominicaner und ähnliche. Item gegen die Jesuiten wird Adolf Glaser einen nicht ganz leichten Stand haben; aber mit seinen Lesern und deren Dankbarkeit wird er sich zu trösten wissen, und das mit Recht, denn seine Erzählungskunst ist nicht gering.

Ein mit großer Geschicklichkeit geschriebenes Buch, ein „Roman" wie er sein soll, sind Reinhold Ortmann's „Moderne Römer" (Nr. 4). Die zwei Bände sind fast ausschließlich Dialog und man muß demselben alle guten Eigenschaften eines solchen nachrühmen; er ist dramatisch, charakteristisch, geistreich, von untadelhafter Sprache. Der Fürst Joan Caragiali und die Zimmermietherin Liebrecht, die Institutsinhaberin Fräulein Hingstler und der „geniale" Valentin Körner, jeder redet genau so, wie man es von ihm erwarten kann. Der Roman enthält darum genug wahre Züge aus dem Leben, und nicht nur Züge, sondern ganze Gestalten, worunter der erwähnte Valentin, dieses Rhinoceros von einem Genie, wol die gelungenste ist. In der guten Stadt München laufen sie zu Hunderten herum. Aber trotz dieser Einzelheiten ist das Ganze doch nichts als eine schöne Lüge; es ist nicht die Welt, in der wir leben, auch nicht die, wie sie ein Dichter im Gehirn trägt, sondern die conventionelle der Romane. Aber die „lieben Leser" wollen nichts anderes, sie sprechen mit dem Weisen: Die Kunst soll nicht niederschlagen, sie soll erheben, erheitern, erfreuen. Gewiß. Aber der eine erfreut sich an Hunden, Pferden und Kunstreiterinnen, der andere an der Blume am stillen Feldrain und den weißen Wolken, die am Himmel gehen; Kinder freuen sich an Flittergold und bunten Steinchen. Man kann jedem gern seine Freude gönnen, aber man muß bei passender Gelegenheit darauf hinweisen, daß es Kunstwerke gibt und — Puppen und nürnberger Spielwaaren. Zur Freude der Menschenkinder dienen beide; beide haben also ihre Berechtigung, man darf sie nur nicht miteinander verwechseln.

Wer im Leben die Wahrheit liebt, wird sie auch in der Kunst suchen und lieben. Es gibt gewiß viele unerfreuliche Wahrheiten; aber für den starken männlichen Geist ist die Wahrheit als solche immer eine Freude und Erhebung, in der Kunst noch mehr als im Leben; denn dort ist sie für ihn nichts anderes als die Bestätigung der Schärfe und Richtigkeit seines eigenen Sehens und Hörens, der Ueberlegenheit seiner Sinne und seines Gehirns, also gewiß ein erhebendes, hocherfreuliches Erlebniß. Keine Wahrheit soll deshalb der Künstler umgehen; aber er soll sie in einer liebenswürdigen Art ausdrücken. Wie er das erreichen mag, ist seine Sache. Die Götter versuchen es unter Donner und Blitz, die Hofnarren unter Lachen und Grimassen. Und oft auch stellen sie sich, als ob sie selber keine Ahnung von dem hätten, was sie sagen. Hofnarren aber gibt es verschiedene Arten, und eine Art dient nicht am Hofe eines irdischen Königs, sondern einer himmlischen Königin oder Göttin, der hohen heiligen Weisheit.

Ich rede von dem Humoristen und ziele auf Wilhelm Raabe. Lachen und Grimassenschneiden zwar macht keineswegs die starke Seite dieses letztern aus, aber lächelnd oder auch nicht lächelnd die verfänglichsten Wahrheiten zu sagen und gar nicht dergleichen zu thun, das ist so recht seine Stärke, und auch in dem vorliegenden Buche: „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale" (Nr. 5), drängt sich diese Thatsache dem Leser auf. Als Humorist behandelt Raabe allen Kram, den kleinen und den großen, gleich liebevoll, und er setzt sich als Künstler über keine Erscheinung des Lebens vornehm hinweg; aber sein menschliches Empfinden und werthschätzendes Urtheil den Dingen gegenüber läßt er auch deutlich merken, und darin hauptsächlich liegt das Erbauliche seiner Bücher, wie besonders auch des gegenwärtigen. Sie erfüllen im höchsten Grade den Zweck jeder Kunst, nämlich: die Anschauungen, die Ideen des Künstlers in andern lebendig zu machen. Und weil die Anschauungen, Ideen und Empfindungen bei Raabe ebenso reich und geläutert wie eigenartig sind, sind auch seine Bücher nicht nur voll Reiz, sondern auch von großer läuternder Wirkung, mit einem Wort bedeutende Geisteswerke.

Bei der besondern Betrachtung dieser „Leute aus dem Walde", die hiermit nach siebenundzwanzig Jahren in zweiter Auflage erschienen sind, legt sich einem eine Vergleichung des jüngern und des ältern Raabe nahe. Das Ergebniß ist ein sehr erfreuliches. Abgesehen von den allgemeinen Vorzügen, oft allerdings fraglichen, welcher die Jugend immer sich vor dem Alter erfreut, hat Raabe in seiner Kunst stetige Fortschritte gemacht. An Fülle und Feinheit der Beobachtung, an Reichthum des äußern und noch mehr des innern Lebens sind seine frühesten Werke den spätesten ebenbürtig, wie uns das gegenwärtige beweist; aber durch größere Genauigkeit und Reinheit der Zeichnung, durch weisere Oekonomie im Ganzen und im Einzelnen, sowie durch natürlich-einfachern Gang der Handlung verdienen die letztern im allgemeinen den Preis vor den erstern. Nur auf ein paar Einzelheiten sei aufmerksam gemacht. Raabe sagt in den „Leuten aus dem Walde" einmal ganz richtig: „Es ist eigentlich nicht die Sache des erzählenden Schriftstellers, Interjectionen in seinen Text zu werfen"; aber er ist davon in dem genannten und andern Werken jener Epoche nicht ganz frei. Wiederholt erwähnt er die Blütezeit der Sentimentalität; dabei merkt man seinem Buche deutlich an, daß es selbst noch in den Nachsommer derselben fiel. Raabe scheint sich dessen bewußt zu sein. „Das Rührende, Gefühl- und Thränenvolle wird sich schon von selbst in die Historie stehlen",

schreibt er mit Selbstironie in dem nämlichen Buche. In diesem Punkte weicht in seinem spätern Stile der Ton bedeutend ab und gewiß nicht zum Nachtheil. Ein solcher ist es auch sicher nicht, wenn mit der Zeit die hellen Farben gegen die dunklen und düstern allmählich etwas zurücktreten. Aber Optimist im guten Sinne ist Raabe noch heute, wie er es als Jüngling war und wie die „Leute aus dem Walde" dies besonders zum Ausdruck bringen, gleich charakteristisch für den Künstler wie für den Menschen. Demnach wußte dieser schon sehr frühe, was er von der Welt zu halten hatte und hat es auch stets kräftig herausgesagt, so an der folgenden Stelle:

Der Bankier Vienand wollte nicht mehr für „verrückt" gehalten werden, und vergaß nur, daß die Welt manches für verrückt erklärt, was ganz an der rechten Stelle steht, und welches von alter und neuer Weisheit als sehr edel, löblich und lieblich gepriesen wird.

Benno Rüttenauer.

Lyrisches und Episches.

1. Kopenhagen—Else—Fauststimmungen und anderes. Eine Reihe cyklischer Dichtungen von Wilhelm Arent. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
2. Gedichte von Alfred Bock. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Herzensklänge. Gedichte von Hermine Semsey de Semse. Triest, Selbstverlag. 1889. 8. 3 M. 40 Pf.
4. Russische Dichtungen, übersetzt von Sophie Behr. Berlin, Behr. 1890. 8. 3 M.
5. Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Gedicht von Angelika von Hörmann. Dresden, Ehlermann. 1890. 8. 2 M.
6. Um Leben und Liebe. Novellen und Bilder von Frida Schanz. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. 8. 4 M.

Wieder drei Bändchen deutscher Lyrik! Schon seit zehn Jahren bemühen sich einzelne deutsche Witzblätter, mit den gesalzensten und zum Theil auch mit den ungesalzensten Witzen von der Veröffentlichung lyrischer Gedichte abzuschrecken, und bei der großen Zahl der „Verkannten", welche ihre Rache haben wollen, ist keine Aussicht, daß dies Gewitzel sobald aufhöre. Ebenso wenig hört aber auch die Hochflut der Lyrik auf.

Auch Karl Bleibtreu, der Kritiker, vermag den Strom nicht einzudämmen, so sehr er auch, in unversöhntem Gegensatze zu dem ihm „persönlich nahestehenden" Lyriker Karl Bleibtreu, gelegentlich gegen die „Verskrankheit" wüthet. Dieser Kritiker handelte übrigens nur folgerichtig, wenn er die Lyrik vollständig verwürfe. Ihm ist Zola der echte Zeitdichter, weil er den „antipoetischen Grundzug" unserer Zeit erkannt habe und diese Geistesrichtung bei ihm ihr getreues Echo finde („Revolution in der Literatur", zweite Auflage, Vorwort XXI). Nun ist aber die Lyrik diejenige Gattung der Poesie, welche am wenigsten von allen eine Beimischung von Prosa verträgt. Einen lyrischen Widerhall des Antipoetischen kann es also nicht geben und folglich auch keine Lyrik, welche auf der Höhe der Zeit steht — der Zeit, wie Bleibtreu sie begreift. Aber mit sich im Widerspruche läßt der Theoretiker dennoch eine Lyrik gelten, freilich nur innerhalb enger Grenzen. Da soll das Localcolorit im Landschaftlichen betont werden und dabei soll der Dichter sich zum Symbolischen erheben, ohne die Unmittelbarkeit einzubüßen; dabei soll er ferner nur große Conflicte und Leidenschaften darstellen und muß „die Fähigkeit des Leidensvirtuosen in sich ausgebildet haben". Noch niemand, selbst Gottsched nicht, hat es unternommen, den Dichtern in einem so herrischen Tone der Unfehlbarkeit vorzuschreiben, was sie thun und lassen sollen. Zum Glücke kehren sich die Dichter meist nicht an diese Vorschriften und gerade die besten am wenigsten. Sie halten es noch immer mit Goethe, dem „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter macht".

Zu den bessern Dichtern der neuen Zeit gehört unzweifelhaft Wilhelm Arent, ja, ich halte ihn mit Bleibtreu für den begabtesten unter den jüngern. Schon die ersten Gedichte des jungen berliner Poeten zeigten Eigenart, Tiefe, Kraft und Schwung, meistentheils auch Fluß. Freilich fehlte auch das „übersinnlich-sinnliche Freierthum" nicht, welches sich in dieser Sturm- und Drangpoesie so breit zu machen pflegt.

„Die schlichten losen Blätter", wie der Dichter selbst sein jüngstes Büchlein (Nr. 1) bezeichnet, enthalten Verschiedenartiges und Verschiedenwerthiges. Zum Theile sind es Reisebilder auf kleinen Zetteln, die einerseits keinen Ausklang gestatten und andererseits doch wieder die epigrammatische Zuspitzung vermissen lassen. Manche wehen wie abgerissene Blumenblätter an uns vorüber. Ein Sichten wäre dem Buche sehr förderlich gewesen, nicht minder ein Feilen. Wie leicht hätte der Dichter verfehlte Bilder, Unklarheiten und Geschmacklosigkeiten beseitigen können, wie „den Port des Heils, der die Purpurwunde der Sehnsucht mit dem lichten Götterthau schließt", ferner Uebelklänge und Härten, wie „des Genius Streben", „Wo du, was ich ausgeb', buchst", und Anstöße, die im Gegensatze von Satz und Vers liegen, wie

... Dach,
Ein Schäfer melancholisch nach
Dem Stab die müden Hände streckt —

und was mindestens nicht schöner ist:

Nie kann Phantasie steigbügeln
Ich.

Ein Theil dessen, was in Arent's Versbau uns auffällt, beruht offenbar auf Grundsätzen, aber nicht immer auf richtigen. Wenn sich „Langsam aus engem Kanal" und „Vom Himmel Thrän' auf Thräne fließt" entsprechen sollen, so kommen wir ja noch hinter das bloße Silbenzählen zurück. Ganz unerträglich aber ist es, wenn der

Dichter den absteigenden Rhythmus in einzelnen Füßen in den aufsteigenden übergehen läßt. „Umsonst pocht des Herzens Schlagen" wird einfach als Prosa empfunden. Störend ist es auch, wenn der Dichter auf einen Alexandriner: „O, seht das blasse Weib, die Venus dieser Gassen", einen Senar mit einer überzähligen Silbe, dann einen Septenar u. s. w. folgen läßt. Hier handelt es sich wol um eine Schrulle, denn Arent hat ein natürliches Gefühl für den Rhythmus, wie nicht eben viele unter den Lebenden. Man höre Verse wie die folgenden:

Mond webt um Strauch und Baum
Den süßen Dämmertraum:
Aufsteigt Altdanmarks Pracht
Im Hauch der Geisternacht.
Manch bleiches Frauenbild,
Manch stolzes Wappenschild
Märchenhaft Leben lebt —
Bis es die Flut begräbt . . .

Nicht geringern lyrischen Zauber üben in ihrer scheinbaren Freiheit die folgenden Zeilen:

Deine Schönheit, die wilde,
Und deiner Locken Nacht,
Du göttlich Luftgebilde,
Männer zu Sklaven macht.
Was allem Witz der Weisen
Urew'ge Räthselnacht,
Deinem Willen, dem leisen,
Gelingt es, kaum gedacht.

Von größern Cyklen geht „Elsa" leider nach schönem und reinem Anfange ins Widerspruchsvolle und stellenweise fast Unverständliche über. Auch die „Fauststimmungen" heben tiefsinnig und edel an, bald aber bricht ein wüstes Berserkergetobe hervor, das doch nur den Eindruck moralischen Katzenjammers macht. Anderswo findet der Dichter würdige und reine Töne der Selbstanklage, so in folgenden Zeilen:

Ein Frevel ohne Namen ist,
Wenn sich der Genius so vergißt,
Den edlen Kern der Schmerz zerfrißt!
Und, ärmer als der ärmste Mann,
In wilden Taumels Höllenbann
Leben und Dichten mir zerrann.

Cor contritum quasi cinis! Aber wenn die Zerknirschung ganz echt wäre, hätte der Dichter dann nicht die erotischen und die ans Zotenhafte streifenden Gedichte — denn leider finden sich auch solche — verbrannt? *)

Die „Gedichte" von Alfred Bock (Nr. 2) sind frei von solchen Verirrungen. Wenn der Dichter, nach Goethe's Wort, Gott um ein reines Herz und um große Gedanken bitten soll, so scheint sich das erstere hier zu offenbaren. Große Gedanken dagegen wird man kaum finden, sie freilich auch wol in diesen anspruchslosen Liedern nicht suchen. Formsinn besitzt Bock in ziemlichem Maße. Um so mehr fallen freilich Uebelklänge auf wie „Antlitz schmerzt", „rausch'st", „ließ'st" und Sprachfehler wie „mögen" mit „zu" und dem Infinitiv. Der Dichter entbehrt noch einer ausgeprägten Eigenart. Mehr als gut ist erinnern manchmal seine Gedichte an Heine. Wenn wir lesen: „Nur einmal noch möcht' ich dich sehen", so fahren wir in Gedanken fort, „Und sinken vor dir aufs Knie" u. s. w., bis zu dem pikanten Schlusse. Manche Lieder sind componirt und verdienen es auch wegen ihrer Schlichtheit und ihres Wohlklanges:

O Mädchen ohnegleichen,
O Mädchen meiner Wahl,
Willst mir die Hand nur reichen
Zum allerletzten mal?
Dein Händchen gibst du vielen
Und sprichst, bleibt hübsch gesund,
Doch meine Wünsche zielen
Auf deinen rothen Mund.

Die zweite Hälfte des Buchs nimmt „Irmgard von Weinsberg", eine erzählende Dichtung, ein. Der Dichter erzählt schlicht und warm und dabei nicht ohne Anschaulichkeit eine glücklich ausgehende Liebesgeschichte.

Nun zu einer Dichterin!

Das Dichten ist für meine Traumesseele
Wie ein Gebet, das täglich ich verrichte,
Die dunkle Nacht selbst muthig damit lichte,
Ob schlaflos sie mich ängstige und quäle!
Was Menschenaugen, Herzen ich verhehle,
Mit dem Gebet wird es gar schnell zu nichte,
Wird oft zu einem holden Traumgesichte,
Damit es einst mir noch davon erzähle.
Sonst bleibt es jedem wol ein still Geheimniß,
Nur meinem Innern blüht's, gleich der Mimose
Berührung scheuend — und der Welt Getose!
Ich glaub', ich thu' damit wol kein Versäumniß
Und könnte für mein Beten, Tiefempfinden
Statt Mitgefühl — wol gar Enttäuschung finden.

So schreibt Hermine Semsey de Semse und an einer andern Stelle der „Herzensklänge" (Nr. 3) erklärt sie, nur einer wisse von ihrem Dichten. Leider hat sie sich schließlich doch nicht mit diesem einen Leser begnügt und nun wird sie der gefürchteten Enttäuschung schwerlich entgehen, denn ihre Lieder verdienten nicht, gedruckt zu werden, mindestens der weit überwiegenden Mehrzahl nach verdienten sie es nicht. Es ist wahr: man lernt aus den „Herzensklängen" eine edle und liebenswürdige Persönlichkeit kennen, von welcher ja Klopstock's Wort gelten mag:

Dein Leben tönt
Mehr Melodien als ein unsterblich Lied.

Aber die Gedichte lassen in einem solchen Grade Begabung und Kunst vermissen, daß ihr Eindruck ein recht unerfreulicher ist. Gleich das Widmungsgedicht an die Erzherzogin Stephanie erweckt die schlimmsten Befürchtungen. Die Dichterin wünscht:

Die schlichten Knospen meiner Muse,
Die nur im Fühlen können glühn,
O könnten über Schmerzen heben
Sie still — und reich dem Wohlthun blühn!

*) Das Motto der „Varia und Aphoristika":

Nicht durch Feuer und nicht durch Glut einst endet die Menschheit,
Nein, im Gebären gebiert endlich sie selbst sich den Tod —

stammt nicht von Paul Hankel, sondern von mir. „Die sociale Frage", in Haek's „Deutschen Sinngedichten", in der ersten Auflage mit vielen Druckfehlern.

Und diese Lieder tönen, heißt es weiter,

Dir, hohe Frau! die, huldverfüllt,
Die „Widmung" gnädigst angenommen
Der Lieder, schmerz- und freudumhüllt.

Ebenso unglaubliche Plattheiten enthalten andere Gedichte an fürstliche Personen und im „Schiffsfest" heißt es:

Da sieht man viele Damen aus den höchsten Kreisen,
Die sich mit wahrer Lust das Schiff besehn
Und hohe Herren auch — und Würdenträger —
Entzückt in holder Eintracht Arm in Arm nur gehn.

Ich erkenne gern an, daß einzelne Gedichte sinnig sind, daß auch manche schöne Stelle vorkommt, wie jene:

Mich hat der bleiche Schmerz geküßt
Und küßt mich immer wieder,

wo das ganze Lied nicht übel ist, aber das gibt dem Buche noch keine Daseinsberechtigung.

Wir lesen auf dem Titelblatte: „Der Reinertrag wird zu gleichen Theilen dem rothen Kreuze Oesterreich-Ungarns gespendet." So ist es der edle Wunsch wohlzuthun, welcher die bescheidene Verfasserin verleitet hat, mit ihrer Hauspoesie schließlich doch noch in die Oeffentlichkeit zu treten. Leider gewährt auf diesem Kriegsschauplatze das rothe Kreuz keinen Schutz! So bleibt nur der Wunsch, daß der Miserfolg, den dies literarische Unternehmen voraussichtlich haben wird, die schöne Ruhe und Harmonie eines Daseins nicht stören möge, welches sympathieerweckend durch diese Lieder hindurchblickt.

Die „Russischen Dichtungen" (Nr. 4), mit welchen uns Sophie Behr bekannt macht, sind interessant und zum Theil bedeutend. Graf Golenischtschew-Kutúsow ist unter den hier vertretenen Dichtern wol der bedeutendste. Er zeigt reiche Empfindung, regen Naturssinn, tiefe Seelenkenntniß und sittliches Feingefühl. Die poetische Erzählung „Der Vater hat verziehen" wird in ihrer Wirkung nur durch eine gewisse Breite beeinträchtigt. Die Tochter ist um des Geliebten willen dem greisen Vater entflohen. Als sie zurückkehrt, um seine Verzeihung zu erflehen, findet sie ihn todt. Tief unselig lebt sie mit ihrem Gatten und ihrem Kinde mehrere Jahre, immer nach einem himmlischen Zeichen der Verzeihung lechzend, bis sie bei einem Gewitter, welches auf ihr und ihres Knaben Gebet — wie sie meint — nach langer Dürre eintritt und in welchem sie das gewünschte Zeichen sieht, vom Blitz erschlagen wird. Der innig religiös fühlende Verfasser scheint an das Wort zu glauben, daß jede Schuld sich auf Erden räche, aber er ist überzeugt, daß dem Bereuenden die Strafe zum Segen werde.

„Eine alte Geschichte" ist die Geschichte einer schuldigen und glücklosen Liebe. Ein Unglück, welches ihren Gatten trifft, bringt die unverstandene Frau und ihren Liebhaber zur Besinnung, ehe der Ehebruch vollendet ist. Ein rüstiger Mann verläßt seine Heimat, ein müder Greis kehrt zurück und findet alles verwandelt. Fabrikschlote dampfen, wo das Schloß gestanden hat. Nur mit der alten Linde, unter welcher er einst der Geliebten geharrt hat, kann der Tiefbewegte noch Zwiesprach pflegen, und hier bricht der Dichter zartsinnig ab:

Wir wollen nicht die Stille brechen,
Nicht stören dieses Wiedersehn.
Denn was sie schweigen, was sie sprechen,
Das kann ein Fremder nicht verstehn.
Wozu auch? Andere Gestalten
Entstehen schon vor meinem Blick;
Denn vorwärts treibt uns das Geschick
Und das Vergangne muß veralten,
Wenn knospend in des Frühlings Licht
Ein neues Leben zu uns spricht.

Von andern Dichtern, welche uns in diesem Buche begegnen, hebe ich den idealistisch gesinnten Pessimisten Nadson besonders hervor. Nikitin's „Odaliske" ist eine schöne Ballade.

Die Uebersetzerin — Leo Tolstoi's Gattin — besitzt ein eindringendes Verständniß für Poesie, es fehlt ihr aber ein sicheres Sprachgefühl. Sie schreibt unter anderm: „etwas zu thun mögen", wie oben Bock, „Schrecken (statt: Furcht) etwas zu thun", „er hat dir gesagt mit ihm zu kommen". Ebenso fehlt ihr ein Ohr für sprachlichen und rhythmischen Wohllaut. Sie wirft das Schluß-e von Verbalformen fast ebenso oft vor Consonanten ab wie die Semsey. Dadurch entsteht, abgesehen von der Härte, beim Hören — und Gedichte sind dazu da gehört zu werden — oft Unverständlichkeit, so z. B. bei „liebt' dich". Was von Vocalabwerfungen vor Vocalen, von solchen vor Consonanten und von Hiaten statthaft und was unstatthaft ist, darüber kann sich jeder durch ein Studium der Goethe'schen Poesie unterrichten. Von Metren herrscht das bei Arent gerügte, das ja wol russischer Herkunft sein mag, am meisten. Zuweilen wird es sehr nachlässig behandelt. Ein Vers lautet: „Zertrümmre jenes Glückes nutzlose Verschwendung."

Den lyrischen Gedichten reihe ich eine poetische Erzählung: Angelika von Hörmann's „Oswald von Wolkenstein" (Nr. 5), an. Bei einer Erzählung in metrischer Form fragt man mit Recht, ob der Vers so viel biete, um für die eigenthümlichen Vorzüge der Prosa, welche sich vor allem der Ausgestaltung durch Einzelzüge und damit dem von unsern Zolaisten beständig im Munde geführten „Milieu" bequem erweist, mehr als Ersatz zu bieten. Ich glaube für „Oswald von Wolkenstein" die Frage bejahen zu dürfen. Die Verse, regelmäßig gebaute, möglichst abwechselnd gereimte Vierhebungsverse (sogenannte iambische Dimeter) fließen leicht dahin, die Reime sind rein, der Satzbau und die Wortstellung werden nur selten durch die Rücksicht auf den Vers beeinträchtigt und die Sprache ist poetisch, das heißt, sie trägt unsere Seele leicht dahin. Zuweilen ist der Ausdruck verfehlt, wie:

Ein Kopf, nicht schön zu nennen
Nach dem gewöhnlichen Erkennen.

Doch mag einzelnes, wie „ein Kind von Margaretens Güte" nur uns Norddeutschen wunderlich klingen. Hie und da scheint Erzählung, Schilderung oder Rede unter dem

Einflusse des Verses ein wenig gedehnt zu sein. Die Handlung ist mit tiefem Verständnisse der menschlichen Natur aus den Charakteren herausgesponnen und der Schauplatz, der Dichterin geliebtes Vaterland und das schwäbische Nachbargebiet, farbig und duftig uns vor die Seele gemalt. Der vielbefahrene, abenteuerfrohe und von den Weibern verzogene Sänger und Held Oswald von Wolkenstein gewinnt das Herz der kindlich unreifen, aber holdseligen und schelmischen Margarete von Hohenschwangau. Bald sehnt sich der Ruhelose und echt modern Unverstandene nach der Freiheit und fällt ins Netz. Zum Stelldichein mit der stolzen Sabine von Entiklar reitend, welche ihn heuchlerisch zu sich lockt, geräth er in die Gewalt seiner Feinde. In der Einsamkeit des Kerkers aber geht er in sich, während gleichzeitig Margarete nicht nur für ihren Leib, sondern auch für ihre Seele Gefahren besteht, aber, dem Falle nahe, sich faßt und nun auch ihres Mannes Wesen begreifen und ihm verzeihen lernt. Und nun kehrt das Glück wieder, ein reineres und höheres Glück. Herzog Friedrich, edel bestrebt die Parteien zu versöhnen und das Volk des ersehnten Friedens genießen zu lassen, verzeiht dem ritterlichen Sänger und Oswald findet sein Weib wieder, die nun auch seines Kindes Mutter ist:

Als dann des Jubels Flut sich legt,
Beginnt ein Fragen und Erzählen,
Ein Lauschen, stumm und tiefbewegt,
Ein geistig Finden und Vermählen
Der Gatten, die das Schicksal schwer
So lang und schmerzlich hat getrennt.
Oswald erstaunt, denn er erkennt
Kaum jenes schlichte Gretli mehr,
Das halb noch Kind sein eigen ward;
Verwandelt ganz ist ihre Art.
Er schaut ein selbstbewußtes Weib,
Das durch das drohende Verderben
Geklärt, gereift an Seel' und Leib,
Wohl werth aufs neu darum zu werben.

Den Schluß möge diesmal eine Reihe von Prosanovellen einer Dichterin machen, welcher wir sonst meistens als Lyrikerin begegnen und welche auch in der Lyrik ihre Stärke hat. Ich sage das nicht, um das Büchlein von Frida Schanz „Um Leben und Liebe" (Nr. 6) herabzusetzen. Die Verfasserin zeigt auch hier ihre Kunst, im Menschenherzen zu lesen, ihre Vertrautheit mit den Bildern und Stimmen der Natur und ihre Herrschaft über Sprache und Kunstform. Aber die Prosa ist ihr nicht so fügsam, ich möchte sagen, ihr nicht so natürlich, wie der Vers, und so zeigt hier ihr Stil nicht dieselbe Plastik und Kraft wie im Liede und meist auch in der poetischen Erzählung. Hie und da, wo sie eine recht malerische oder plastische Wirkung erzielen will, merkt man die Absicht. Doch ist keine Gefahr, daß sie in Manier und in den glatten Modegeschmack verfalle.

Von den Novellen zeichnet sich die erste „Warum?" durch die Feinheit der psychologischen Beobachtung und durch die Eigenart des Problems aus, hinterläßt aber ein gewisses Unbehagen. Für die Fabel von „Orchidea" mit dem von einer fremden Blume gleichsam verzauberten Mönche, der seinen Frieden verliert, als die Blume von einer schönen Frau ausgerissen ist, wäre die poetische Behandlung geeigneter gewesen. Vorzüglich ist „Der Armenarzt". Der Liebende, dem die Pflicht der Menschenliebe höher steht, als der Genuß seines Liebesglücks, hebt das Weib zu seiner Höhe empor. „Das Charfreitagskind" wirkt ähnlich wie die erste Novelle. „Zwei Lorberkränze" ist für Frida Schanz gar zu unbedeutend. In den „Getrennten", einer in Italien spielenden Geschichte, gelingt es der Dichterin, Trauer und Freude harmonisch zu versöhnen. „Vor der Schwelle des Glücks" ist tiefsinnig und ergreifend. „Der Staar" endlich ist eine Geschichte von echtem und naivem und eben deshalb wahrhaft herzbefreiendem Humor.

Adolf Brieger.

Zwei sociale Dramen.

1. Die Familie Selicke. Drama in drei Aufzügen von Arno Holz und Johannes Schlaf. Berlin, Ißleib. 1890. 8. 2 M.

Die beiden jungen Verfasser Holz und Schlaf erklären einander für so congenial und so geistig zu einem verwachsen, daß sie, wenn ihre gemeinsame Arbeit vollendet, selber nicht wissen, was daran der eine, was der andere geschaffen. Das ist in der That schade; denn die Arbeit verräth, wenigstens was die Charakterzeichnung sowol wie die Erregung einer gewissen Spannung in der Handlung betrifft, Spuren von Talent, sodaß man von demjenigen, auf dessen Rechnung die beiden Vorzüge kommen, wenigstens Gutes noch zu erhoffen berechtigt und geneigt wäre und diesem den aufrichtigen Rath ertheilen müßte, als Mann von Geschmack sich schleunigst von seinem unfähigen Mitarbeiter zu trennen. So aber muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden und Holz wie Schlaf sich gemeinsam den Tadel gefallen lassen, daß sie an Geschmackswidrigkeit das Aeußerste geleistet haben und daß sie, wenn sie beabsichtigten, dem Leser die Freude an dem, was er hier vor Augen hat, zu verderben, es gar nicht geschickter hätten anfangen können. Ich betone ausdrücklich, daß ich vom Leser rede; denn daß die deutschen Theater — mit Ausnahme etwa der berliner „Freien Bühne", die ja zu manchem fähig ist — dieses Familienbild aus dem modernen Berlin in Scene setzen sollten, das ist eigentlich kaum zu erwarten, und jedenfalls ist das Publikum zu bedauern, das dieses dreiactige Drama mit seiner zwar vielleicht echt berlinischen, aber sicher durchaus rohen und ein ästhetisch beanlagtes Ohr beleidigenden Sprache und der Art der verschiedenen Personen, sich zu geben, ruhig über sich ergehen ließe. Wenn das Realismus sein soll, daß die Verfasser uns eine fast völlig verkommene Familie

vorführen, deren Haupt ein Säufer ist und sich von seinen Rangen von Kindern die gemeinsten Schimpfworte bieten läßt, eine Familie, die in Stamm und Aesten (mit einer einzigen Ausnahme) verderbt ist und im Schlamme der Niedrigkeit und des Gewöhnlichen schier zu ersticken droht, ohne daß die Verfasser am Schlusse des Stücks uns mehr als einen blassen Schimmer von Hoffnung auf Besserung dieser trüben Familienverhältnisse zu bieten vermögen, so ist das doch ein Realismus, der nicht auf die Bühne gehört, ein Realismus, mit dem sich überhaupt die Kunst schlechterdings nicht zu befassen hat. So scharf auch die verschiedenen Personen gezeichnet sind, so sind es doch solche Alltagsmenschen vom niedrigsten Schlage, wie sie zu schildern schon nicht mehr Aufgabe des Dichters wie des Künstlers ist. Von dem Dioskurenpaare hoffe ich, daß es, wenn erst etwas gereifter an Jahren, doch noch Werke zeitigen möge, die ihrer und ihres Talentes würdiger sind als das vorliegende; denn die Absicht, welche sie mit diesem Drama, so verfehlt dasselbe in der Ausführung ist, gehabt haben, ist immerhin eine sittlich ernste.

2. Mary Morton. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Reinhard Neuhaus. Leipzig, Danz. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein sociales Drama, ein Familienbild wie das von Holz und Schlaf, und dennoch, „wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Auch „Mary Morton" spielt sich in kleinbürgerlichen Verhältnissen ab, oder vielmehr in ländlichen, denn der Schauplatz des Stücks ist im wesentlichen ein Pächterhof in Irland, somit ein Schauplatz, auf dem die Hauptdarsteller eine ebenso plebejische Sprache, wie die Holz-Schlaf'schen meisten Figuren zu reden berechtigt wären, eher noch mehr. Aber weit davon entfernt, sich einer blumenreichen, hochpoetischen Sprache zu bedienen, reden bei Neuhaus die auftretenden Personen die Sprache der Natur und der Wahrheit, die allerdings von einem Hauche der Poesie durchweht ist, wie er wohlthuend auf Ohr und Herz einwirkt. Man kann sagen, daß auch diese schlichten Bewohner Irlands in Wirklichkeit sich vielleicht, wenn sie unter sich waren, eines ähnlichen unschönen Jargons, wie die Berliner der „Familie Selicke" bedient haben. Aber nur so lange sie eben unter sich waren! Sobald sie das Reich der Poesie betreten, reden sie nothgedrungen, wie hier, auch eine der Poesie wenigstens sich einigermaßen nähernde Sprache, ohne dabei den Charakter ihrer Rolle aufzugeben. Und daß dies Neuhaus in so unaufdringlicher Weise verstanden hat, Natur und Kunst harmonisch zu vereinigen und jeder von beiden ihr Recht zu lassen, das ist ein Verdienst, das allein schon ausreichte, uns vor seinem Werke Hochachtung abzunöthigen. Der Name des Dichters ist mir jetzt zum ersten male vor Augen gekommen. Aber froh bin ich in der That, wieder einmal ein gereiftes Geisteserzeugniß zu finden, das mich so eigenartig und traulich anmuthet, daß ich unumwunden dem Schöpfer eines solchen Werks für seine beachtenswerthe Leistung Lob und Anerkennung zu spenden mich veranlaßt sehe, wenn auch diese Schöpfung noch nicht ganz dem Ideal entspricht, das ich mir von einem vollendeten Kunstwerke mache. Neuhaus führt uns in der Titelheldin eine echt tragische Gestalt vor, die Pächterstochter Mary Morton, die einem ihr durch widrige Verhältnisse entrückten vornehmen Manne, dem Lord Edward, der sie herzlich wieder liebt, ewige Treue geschworen hat, aber diesen Treuschwur im Widerstreite der Pflichten bricht, indem sie aus Kindesliebe einem verächtlichen, ihr hassenswerthen Manne die Hand reicht, weil dieser durch einen Meineid ihren geliebten Vater rettet, der, sonst einer der bravsten Menschen, in rasch aufwallendem Zorne den Oheim ihres Geliebten Edward niedergeschossen hat. Mary büßt ihre Schuld, indem sie, als der Geliebte als Sänger verkleidet zurückgekehrt ist und gerade an ihrem Hochzeitstage ihren Treubruch ihr vor Augen führt, fortstürzt und sich im nahen Teiche ertränkt, während ihr Vater abgeht, um sein Verbrechen vor Gericht zu bekennen, und auch den meineidigen selbstischen Schurken Jim, seinen Eidam, mit in das verdiente Verderben reißt. Die Handlung wickelt sich straff und spannend ab, abgesehen von den verschiedenen Monologen, die besonders in der zweiten Hälfte des Stücks in ihrer Ausdehnung vom Uebel sind. Auch daß Lord Edward im letzten Acte als Sänger verkleidet auftritt, ist, weil unzureichend begründet und opernhaft aufgeputzt, nicht am Platze; diese so wichtige Scene fällt vollständig aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Außerdem haben auch die geschilderten Verhältnisse der Pächter zu ihrem Pachtherrn stellenweise für mein Gefühl etwas Kleinliches an sich und wollen sich wenigstens in der von Neuhaus beliebten Ausführung nicht so ganz dem Charakter einer echten Tragödie anpassen. Nichtsdestoweniger aber ist Neuhaus ein Dichter in der Art und dem Geiste Lessing's, und wie dieser, obwol ihn nicht annähernd erreichend, glänzt er doch durch die Schärfe der Dialektik und Charakteristik wie durch die aller Plattheit und Niedrigkeit abholde Naturwahrheit der Darstellung und nicht in letzter Linie durch den hohen sittlichen Ernst, mit dem er seine Aufgabe bescheiden und zielbewußt erledigt.

Karl Siegen.

Philosophische Literatur.

1. Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft. Von Georg Runze. Erstes Heft: Sprache und Religion. Berlin, Gaertner. 1889. Gr. 8. 6 M.

Des Verfasser dieses Buchs ist Privatdocent der Theologie an der Universität, hauptsächlich aber Religionslehrer an einem Gymnasium in Berlin. Er zeichnet sich vor vielen seiner Berufsgenossen aus durch philosophische Bildung und hat es verstanden, reiches Wissen und scharfes Denken organisch zu verschmelzen. Sein Grundriß der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre, seine großen und

werthvollen Artikel über Willensfreiheit und Unsterblichkeit in der zweiten Auflage der Herzog'schen „Realencyklopädie", sind Meisterstücke einer tiefeindringenden, wissenschaftlichen und doch gläubigen Theologie. In seiner neuesten Arbeit veröffentlicht er Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft und läßt zunächst von der Sprache aus ein Licht auf die Religion fallen. Will uns auch das Ganze in formaler Beziehung noch nicht recht ausgereift erscheinen und trägt es auch hin und wieder noch zu sehr die Spuren der Materialiensammlung an sich, so ist es doch geeignet, unser vollstes wissenschaftliches Interesse zu fesseln. Ich hebe besonders rühmend hervor, daß Runze trotz aller Freiheit seines Standpunktes doch zu positivern Ergebnissen gelangt, als der frühere Theolog Bender. So weist er denn den Einfluß nach, welchen die Sprache geschichtlich und psychologisch auf die Entwickelung der religiösen Vorstellungen geübt hat, und sucht die vorhandenen Ergebnisse sprachwissenschaftlicher Forschung principiell für die Behandlung theologischer Probleme zu verwerthen. Er macht sogar aufmerksam auf den Einfluß, welchen der Glaube als höchste Willensthatsache auf die Handhabung der Sprache auch innerhalb der Wissenschaft auszuüben berechtigt sei.

Die berühmte Frage nach dem Verhältnisse zwischen Geist und Wort, Denken und Sprechen beantwortet Runze dahin, daß Denken ein stummes Sprechen, hingegen Reden ein lautes Denken sei; die ersten Aeußerungen der Sprache seien sowol unabsichtliche Thätigkeit als auch bewußte Reflexion; es frage sich aber, ob nicht auch auf höchster Culturstufe der Gedanke stets durch seine sprachliche Ausdrucksform bedingt bleibe. Auf dem Gebiete des geistigen Lebens komme ohne das Wort überhaupt nichts zu Stande. Runze weist nun zunächst den Einfluß nach, welchen die Sprache auf Ursprung und Entwickelung der religiösen Ideen gehabt hat, und stellt hierauf eine Reihe der interessantesten Ergebnisse zusammen über das Zusammenwirken der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Mythenforschung.

Es folgen Abschnitte, deren Lektüre ich den Theologen dringend empfehle, und zwar um so mehr, als ich aus der Fülle des Gebotenen nur wenige Punkte herausgreifen kann. Runze erörtert hier die Entwickelung der höhern religiösen Vorstellungen und der Sprache. Zwar leitet er mit Max Müller den Begriff des Unendlichen aus der Anschauung der Morgenröthe ab, betont aber, daß die psychologische Thatsache des Gewissens nicht aus dem innern Geistesleben der Sprache erklärt werden könne. Auch müsse das gläubigste Gemüth mit der Möglichkeit rechnen, daß manche „Thatsachen", welche andern als Glaubensobjecte gelten, als solche unhaltbar seien und nur durch ihren idealen Gehalt ihre Lebenskraft im Glauben der Gemeinde bewahren werden. Hierfür bringt Runze in geistvollster Weise Beispiele aus dem alten und neuen Testament. Er sucht den Glauben an die Auferstehung und die Gottmenschheit Christi, an die Inspiration, ja sogar die Entstehung des Monotheismus, zurückzuführen auf das mehr unbewußt als bewußtwirkende „Wort Gottes" im Menschengeiste. Er fordert eine zugleich vernunftgemäße sittliche Handhabung der Sprache auch innerhalb der Wissenschaft; auch bei der zusammenfassenden, endgültigen Urtheilsbildung werde die vom Willen bestimmte Handhabung der Sprache einen Einfluß üben dürfen und müssen auf die wissenschaftliche Wahrheitserkenntniß nach Inhalt und Form.

Nach Runze ist die Loslösung des Sprachlichen vom Sachlichen überhaupt unmöglich; einen Maßstab der Wahrheit in reinen Begriffen, losgelöst vom Worte, gibt es nicht. Es existirt kein höherer philosophischer Vernunftstandpunkt von selbständigem theoretischen Werthe, als die in unerreichter Vollendung vollzogene Verbindung des sittlichen und des sprachlichen Elements, wie sie in den zehn Geboten, in der Bergpredigt, im Hohenliede der Liebe, Kor. 13, vorliegt.

Ich empfehle allen Gebildeten, besonders aber Theologen, das Studium des Runze'schen Buchs angelegentlich, und bitte den Verfasser um möglichst baldige Fortsetzung. Möchte er auch folgende Frage beantworten: Das Christenthum ist seinem innersten Wesen nach mystische aber doch wirkliche Kraftmittheilung eines persönlichen, heiligen, gottmenschlichen Willens an den unheiligen oder noch nicht heiligen menschlichen Willen. Vollzieht sich nun diese Kraftmittheilung stets nur durch das Wort? oder bringt das Wort die schon stattgefundene unmittelbare Einwirkung nur zum Bewußtsein des Menschen?

2. Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Geschildert von Ernst Hallier. Mit 180 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Enke. 1889. Gr. 8. 20 M.

Dieses trefflich ausgestattete Buch umfaßt 847 Seiten, und zerfällt in 14 Bücher, durch deren Theilung sich 44 Abschnitte ergeben. Weit ausholend bespricht der Verfasser zunächst „Die Vorbereitung der neuern Weltanschauung", wobei er den Philosophen Cartesius unter der Aufschrift „Das Erwachen der Naturwissenschaften", hingegen den Astronomen Kepler unter der Kapitelüberschrift „Die Philosophie und ihr Verhältniß zur Naturforschung" behandelt. Sodann „Das Kopernikanische Weltsystem" schildernd, braucht er zur Einleitung mehr Seiten als für den Gegenstand selbst. Es folgt „Die skeptische Philosophie" eines Locke und Hume, Kant's äußere (wörtlich!) Weltanschauung und (!) Kant's philosophische Weltanschauung. Die ganze Abtheilung schließt mit dem Kapitel: „Die Entwickelung der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert".

Es beginnt in der zweiten Abtheilung das 19. Jahrhundert. Wir erfahren zunächst „Die Fortschritte und Rückschritte der Philosophie nach Kant". Dahin gehören: „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Schule" von J. Fr. Fries, die Neoplatoniker (wörtlich!) nach Kant, die moderne ästhetische Weltanschauung. Hier ist zunächst

Kant im 19. Jahrhundert wieder auferstanden: sein Gefolge bilden „seine Schüler und Alexander von Humboldt". Im fünften Buche genießt der geduldige Leser alles, was Hallier über „die neue (wörtlich!) Chemie, die neuere (wörtlich!) Physik, Astronomie, Klima und Witterung, die Naturgeschichte, die organische Natur, die Abstammungslehre, die geographische Forschung" (ich halte die Reihenfolge genau inne) auf dem Herzen hat. Endlich in der umfänglichen dritten Abtheilung wird vorgeführt der Einfluß der Naturforschung auf die übrigen Wissenschaften, die Künste, auf Gewerbe, Handel und Verkehr, Ackerbau, Land- und Forstwirthschaft, auf das häusliche und öffentliche Leben, endlich auf das Volksleben.

Wäre ein Universalgenie vorhanden, welches das Hallier'sche Riesenkaleidoskop zu bewältigen vermöchte, so würde wahrscheinlich eine Sintflut von Zornesschalen sich über dieses Opus ergießen. Mir macht es mein beschränktes Wissen möglich, die naturwissenschaftlichen Partien dieses Buches mit dem Verse zuzudecken: „Und der Mensch versuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen." Was meine eigenen Gebiete: Philosophie, Aesthetik und Kunstgeschichte anlangt, so bekenne ich, nunmehr erst mir ein Bild von einer Wüste machen zu können, in welcher der Weg des Wanderers mit abgenagten Knochen bedeckt ist. Leider bin ich bei meiner Kritik gezwungen, von der Thatsache auszugehen, daß der Verfasser dieser „Culturgeschichte" deutscher Universitätsprofessor gewesen ist, daß er in unsern Conversations-Lexicis als Stern xter Größe glänzt und in gereiften Jahren hier die wissenschaftliche Summe seines ganzen Lebens niederlegen will. Diese Umstände nöthigen mich zu der Erklärung, daß Umfang und Werth des Hallier'schen Buchs geradezu in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen, und daß der Dilettantismus hier unter das Maß des Zulässigen gesunken ist. Auszüge aus den fadenscheinigsten Quellen früherer Zeiten, darunter besonders aus allen möglichen politischen Zeitungen, werden immer wieder aneinander gereiht; die wichtigsten Materien werden in einer beispiellos flüchtigen Mache verarbeitet; selbst die verhältnißmäßig noch erträglichsten Abschnitte (42—44) bestehen nur aus lose verketteten Bemerkungen. Um den Raum dieser Blätter für Besseres zu schonen, kann ich aus dem Hallier'schen Carneval der Wissenschaft nur einige Fastnachtsscherze für Hinterwäldler hier galvanisch beleben; mögen sie dann für immer begraben sein.

Aus der Besprechung der Gartenkunst erwähne ich, daß Hallier dem Gärtner F. A. Petzold eine Biographie von 86 Zeilen widmet, auf mehrern Seiten eine ausführliche Anweisung zum Binden von Blumensträußen gibt und in diesen Gedankenstrauß die dornenlose Rose einflicht: „Soll ein Sträußchen den Busen einer Damen schmücken, so muß es einseitig gebunden sein."

Keine Wendung ist mir hart genug, um die Oberflächlichkeit zu geißeln, mit welcher Hallier die moderne Malerei und Plastik abthut; gleichwol findet er Zeit, Otto Speckter fast vier und eine halbe Seite zu widmen und den Liebesklatsch aus dem Leben Thorwaldsen's breitzutreten. Der Abschnitt „Mimische Künste" enthält nur gewöhnliches Gewäsch über das Theater; am schlechtesten aber kommt die edle Musica weg. Da lesen wir Folgendes: „Der Musik gebührt unter den Dialekten der Kleinpaul'schen Weltsprache die erste Stelle." Nachdem Forkel das Forterben der musikalischen Beanlagung in der Musikerfamilie der Bach betont hat, findet Hallier, daß das Gleiche auch für die Singvögel gelte, denn der Gesang der Körnerfresser sei von demjenigen der Würmerfresser wesentlich verschieden. Die Musik sei durchaus zudringlich, und eine schwer verständliche Musik bringt oft die heftigsten Kopfschmerzen hervor. Es kommt aber noch besser; denn wir lesen:

> Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Singvögel lange vor den Menschen Gesangskünstler waren.... Die älteste Form musikalischer Kunstwerke ist natürlich das Lied oder (!) das Recitativ.... Die meisten unserer Singvögel entwickeln drei Stufen musikalischer Ausbildung: das Zwitschern, den Ruf und den eigentlichen Gesang.... Sogar symphonische Leistungen sind einzelnen Singvögeln wol nicht ganz abzusprechen, so z. B. den im Sologesange nicht sehr begabten Sperlingen.

Aus dem die Poesie behandelnden Kapitel reiht sich hier würdig an der Satz, daß Schiller „gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß", weil er im „Wilhelm Tell" eine wundervolle Schilderung der Alpenwelt gibt. S. 620 wird ein französischer Romanschreiber abgestraft, weil er irgendwo einmal schrieb: „Sie drückte einen Strauß Männertreue an ihren schneeweißen Busen" und die „zierliche blaublühende Männertreu" mit einem falschen lateinischen Namen bezeichnete. Der einfältige Heinrich Heine läßt die Lotosblume am Tage einschlafen und des Nachts ihr Angesicht dem Monde öffnen (S. 621).

Einen wahren Hexensabbat hat aber in Hallier's Buche die Philosophie auszuhalten:

> Ernst Friedrich Apelt ist seit 1843 wol ganz zweifellos der bedeutendste aller Philosophen.... Wer mit gesundem Menschenverstande Hegel's „Phänomenologie des Geistes" liest, der muß entweder seinen Verstand aufgeben oder er muß annehmen, daß Hegel keinen Verstand besitze.

Daran ist jedenfalls so viel richtig, daß Hegel keinen Hallier'schen Verstand besessen hat! Schopenhauer wird buchstäblich auf den Hund gebracht, wenigstens auf seinen Hund (S. 189); aber damit ist der Verfasser noch immer nicht auf den rechten Hund gekommen. Dies geschieht erst S. 200, wo er von einem gewissen Ernst Hallier erzählt, daß dieser nach zwanzigjährigen Vorstudien die Tafel der ästhetischen Ideen aufgefunden habe. Die Natur (!) rede in der Form von drei ästhetischen Ideen zu uns: der Idee der Schönheit, der Idee der Erhabenheit und der Idee der Sehnsucht. Auch meine „Idee der Sehnsucht" ist erfüllt: ich athme auf und begrüße das himmlische Licht, nachdem ich meine Taucherfahrt in dieses Buch beendet habe.

3. Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der durch unheilbares Körperleiden auf eine rein schriftstellerische Thätigkeit zurückgedrängte und darum sehr productive Verfasser stellt von Zeit zu Zeit einen Strauß seiner kleinern Abhandlungen zusammen, welcher oft mehr Verehrer findet als manche der großen Werke des berühmten Philosophen. Ueberall zeigt sich Eduard von Hartmann als ein gelehrter und scharfsinniger Denker, als ein vorzüglicher Essayist, welcher in bewundernswerther Vielseitigkeit zu glänzen versteht. Leider bezieht er zuweilen eine Einsiedelei in einem Urwalde von fremdsprachlichen Ausdrücken (hier z. B. in dem Artikel „Die Motivation des sittlichen Willens"); auch verleitet ihn seine eigenthümliche Begabung manchmal, die Größe einer wahrhaft philosophischen Speculation zum Schaukelspiele einer unwiderstehlichen Dialektik entarten zu lassen. Indem ich dies seinen Gegnern zugebe, möchte ich doch bezweifeln, daß sie ihm seinen „Dilettantismus" nachmachen könnten. Auch ich gründe meine Metaphysik auf andere Ursätze als E. von Hartmann und beklage von meinen persönlichen Voraussetzungen aus, daß ein so bedeutender Geist wie er, mehr als nöthig war für die Herrschaft seines Systems gearbeitet hat; aber ich werde mich nie so weit vergessen, ihn deshalb einfach abzuthun.

Ich beginne mit dem letzten der hier veröffentlichten Versuche, weil er mehr eine selbständige Leistung als eine Kritik ist. E. von Hartmann gibt einen dankenswerthen Beitrag zu den „Ergebnissen der modernen Sprachphilosophie" (S. 236—300), dem ich folgende Hauptsätze entnehme. Nach E. von Hartmann hat sich jede Cultursprache wahrscheinlich aus wenigen hundert Wurzeln entwickelt, welche alle eine sinnlich-anschauliche Bedeutung haben. Alle einfachen Wurzeln und alle demonstrativen Lautelemente sind ursprünglich einsilbig. Im letzten Grunde sind es die im Verbum verborgenen demonstrativen Lautelemente, welche den Satz als Ausdruck eines synthetischen Urtheils ermöglichen. In den demonstrativen Fürwörtern verbinden sich die Denkform der Substantialität und die Anschauungsform der Räumlichkeit; ohne dieses unbewußte Walten der Denk- und Anschauungsformen wäre die Entwickelung der Sprache unmöglich. Das Verhältniß vom Denken und Sprechen ist weder reine Identität, noch völlige Verschiedenheit, sondern unvollkommene Correspondenz. Alles Denken erscheint durch die dabei benutzte Sprache gleichsam gefärbt, alles Sprechen aber ist bestimmt durch logische Gedankenzusammenhänge, welche jenseit und hinter der Sprache liegen. Die logische Gesetzmäßigkeit der Sprachentwickelung ist wesentlich bedingt durch die unwillkürlich einen Ausdruck suchende logische Gesetzmäßigkeit des menschlichen Denkens. Vorstellen und Denken sind zweierlei. Die Vorstellungen sind nur die Fußstapfen der vom Denken gemachten Schritte, das Denken aber ist das Schreiten selbst des Geistes. Nur die Ergebnisse des Denkens werden bewußt, das Denken als solches bleibt unbewußt. Ist aber das Denken als solches unbewußt, so kann nicht das Ich des Selbstbewußtseins Subject des Denkens sein, sondern nur ein unbewußter Geist. Wie das Denken der Vorstellung vorangeht, so ist die Vorstellung früher als das Wort. Alles Denken operirt mit stillschweigenden Voraussetzungen.

Reich an feinsinnigen Urtheilen ist der Aufsatz: „Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit." Interessant sind die Aufsätze, in denen E. von Hartmann sich mit Schopenhauer und Hegel auseinandersetzt. Sowie er des erstern quietistischen Pessimismus verwirft, so betont er dem letztern gegenüber, daß der logischen Idee nicht die Macht der Selbstverwirklichung innewohnt, sondern ihr ebenso wie der Anstoß zur Entfaltung nur vom alogischen Willen zukommen kann. Für Hegel war ferner das Christenthum noch immer die absolute Religion, während es bei E. von Hartmann nur Stufe in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins der Menschheit ist. Seinen Gegensatz zu Hegel bezeichnet E. von Hartmann folgendermaßen:

> Das ganze Walten der Idee in Natur und Geschichte, soweit es nicht in Individualgeistern bewußt wird, ist ein unbewußt ideales und ein unbewußt teleologisches Walten. Das absolute Subject hat kein Bewußtsein von seinen Functionen, außer sofern es sich zu endlichen individuellen Subjecten eingeschränkt hat.

Trotzdem läßt E. von Hartmann die Vernünftigkeit und Bestmöglichkeit der Welt stehen; der Gott Hegel's aber habe vor lauter Verstand das Herz verloren für die Leiden der Welt. E. von Hartmann sucht in allen Punkten die speculative Synthese des christlichen und des indischen Religionsbegriffs zu gewinnen und glaubt in seinem „concreten Monismus" das erreicht zu haben, was Hegel vorschwebte.

Aus der eingehenden Charakteristik der Wundt'schen Ethik hebe ich folgenden Ausspruch E. von Hartmann's hervor. Nachdem er auch für die Ethik metaphysische Voraussetzungen als unentbehrlich gefordert hat, sagt er:

> Ein Gesammtgeist, welcher nicht Subject seiner eigenen Zwecke ist, kann auch nicht Object der individuellen Sittlichkeit sein. Nur der Vorsehungsglaube kann dem Menschen Bürgschaft leisten dafür, daß er Leib und Leben in seinem sittlichen Handeln nicht einer haltlosen Fiction universeller Zwecke opfert. Nur der Vorsehungsglaube kann die Menschheit dazu bewegen, sich ergebungsvoll der göttlichen Führung des universellen Heilsprocesses anzuvertrauen und an dessen unbekanntem Endzwecke in der ruhigen Zuversicht mitzuwirken, daß er, gleichviel ob positiv oder negativ, das wahre Heil der Welt bedeute.

Das größere Recht seines Pessimismus sucht E. von Hartmann zu vertheidigen gegenüber dem Döring'schen Optimismus in der Abhandlung: „Die Motivation des sittlichen Willens"; hieran reiht sich eine Kritik der Haller'schen dialektischen Mystik, sowie der Erkenntnißtheorien von Volkelt, Biedermann und Dorner. Gustav Portig.

Gesammelte Aufsätze.

1. Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Vierte vermehrte Auflage. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 8 M.
2. Vorträge und Versuche. Beiträge zur Literaturgeschichte von Ludwig Geiger. Dresden, Ehlermann. 1890. Gr. 8. 5 M.
3. Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Vierte Folge: Aus den letzten fünf Jahren. Gütersloh, Bertelsmann. 1890. Gr. 8. 6 M.
4. Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze von Hermann Bahr. Erste Reihe. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8.

Aufs lebhafteste regte sich der Widerspruch in uns, als wir die „Zeit- und Lebensbilder" Johannes Janssen's (Nr. 1) lasen, ja wir müssen gestehen, wir sahen uns nicht nur zu einzelnen Ausstellungen und Bedenken genöthigt, sondern wurden bei fortschreitender Kenntnißnahme seiner Absichten mit wachsendem Unwillen erfüllt. Jedermann weiß, daß Janssen der begabteste und zielbewußteste Vorkämpfer jener ultramontanen Richtung in der Literatur ist, die sich verschworen hat, alles, was dem deutschen Volke groß und herrlich in seiner Geschichte und Culturentwickelung erscheint, in den Staub zu ziehen und dafür die Früchte des alleinseligmachenden Romanismus in den Himmel zu erheben. Dieser Haltung ist Janssen in allen seinen bisherigen Schriften gefolgt, mit der größten Energie und dem größten Aufwande scheinbarer Gelehrsamkeit in seiner „Geschichte des deutschen Volks", welche bekanntlich die vollständige Verkehrtheit und Verderblichkeit der Reformation beweisen soll. Er verleugnet sie, wie der Berichterstatter über die dritte Auflage in Nr. 34 d. Bl. f. 1880 bereits hervorgehoben hat, auch nicht in seinen „Zeit- und Lebensbildern", welche in dieser vierten Auflage um drei neue Aufsätze vermehrt worden sind. Diese Aufsätze behandeln Victor Aimé Huber, Richard Rothe und Adalbert Stifter, deren Wirken, wie Janssen meint, geeignet sei, ein nicht unwesentliches Licht für die richtige Würdigung unserer gegenwärtigen socialpolitischen, religiösen und literarischen Zustände abzugeben, was im Munde Janssen's so viel sagen will, als daß sich aus ihm die gründliche Verfahrenheit und Verkommenheit unserer heutigen Zustände beweisen lasse. Um diesen Beweis zu führen, greift Janssen zu seiner längst als bewährt erkannten Methode. Er langt irgendeine Biographie seiner Helden, sowie ihren Briefwechsel her und durchstöbert sie eifrigst auf alle Aeußerungen hin, welche entweder zu Gunsten katholischer Einrichtungen und Anschauungen lauten oder Unzufriedenheit mit dem Gange der Ereignisse, sei es auf politischem, sei es auf religiösem und auf literarischem Gebiete erkennen lassen. Derartige Auslassungen werden dann womöglich wörtlich mitgetheilt, oft freilich unter vollständiger Unbekümmertheit um den Zusammenhang, in dem sie stehen. Um sie wirksamer zu machen, werden ihnen einige ähnlich lautende Lobsprüche oder Klagen, am liebsten von hervorragenden protestantischen Persönlichkeiten, beigesellt und schließlich wird das Ganze mit einigen, nicht selten recht dürftigen Bindegliedern zu einem Tendenzbrei zusammengerührt, der kritiklose Leser dieser „objectiven", sich jeder eigenen Zuthat möglichst enthaltenden Darlegungen leicht gefangen nehmen muß. Daß auf diese Weise das Bild der Männer, deren Charakter gezeichnet werden soll, verzerrt zum Vorschein kommt oder doch wenigstens in falschem Lichte erscheint, kümmert Janssen so wenig, als er sich die erste Aufgabe eines Biographen, sich auf dem Wege des psychologischen Verständnisses seinem Helden zu nähern, angelegen sein läßt.

Am schärfsten tritt der Mangel dieser Methode in Janssen's Schilderung Alexander von Humboldt's, Bunsen's und der Karoline Michaelis hervor, aber sie macht sich auch in seiner neu in das Buch eingefügten Schilderung des protestantischen Theologen Richard Rothe geltend. Warum Janssen gerade diesen hervorragendsten Vertreter der protestantischen Vermittelungstheologie herausgegriffen hat, ist nicht schwer zu errathen. Rothe hatte als junger Student eine entschiedene Vorliebe für den Katholicismus, dessen streng geschlossenes Wesen und Folgerichtigkeit gegenüber der Vielgestaltigkeit und Uneinigkeit des Protestantismus Eindruck auf ihn machte. Diese Ansichten legte er in vertrauten Briefen an seinen Vater unverhohlen dar. Solche Zweifel an dem Werthe des Protestantismus und solche Bewunderung des Katholicismus, ausgesprochen von einem Hauptführer der protestantischen Bewegung, ist aber gerade das, was Janssen, wie man zu sagen pflegt, in seinen Kram paßt. Weiter: Rothe fühlte sich, als er nach Berlin kam, um dort seine Studien fortzusetzen, nicht wohl in der preußischen Hauptstadt; Männer wie Schleiermacher und Dräseke, deren Namen der Protestant mit Ehrfurcht zu nennen pflegt, wollten Rothe nicht zusagen. Also vortrefflich: da kann man dem verhaßten Berlin und der protestantischen Wissenschaft in aller Unschuld eins auswischen, wenn man die abfälligen Kritiken Rothe's heraussucht und in die nöthige Beleuchtung versetzt. Die weitere Entwickelung Rothe's führte ihn allerdings immer mehr von der Begeisterung für den Katholicismus ab. In Rom, wo er als preußischer Gesandtschaftsprediger angestellt wurde, hatte er Gelegenheit, ihn an seiner Quelle kennen zu lernen; er wurde dort aus einem Freunde des Katholicismus zu seinem entschiedensten Gegner und gelangte so, nachdem er sich auf dem Wege heißer innerer Kämpfe zu größerer geistiger Freiheit durchgerungen hat, auch den herrschenden Richtungen im Protestantismus gegenüber zu einer unabhängigen Haltung, die ihn schließlich als einen der bewährtesten Vorkämpfer für die Neugestaltung des Protestantismus auf wissenschaftlicher Grundlage erscheinen ließ. Dieser ganze Entwickelungsgang, in Janssen's Augen die Folge der Entfernung von katholisirenden Ideen, in Wahrheit das eigentliche Problem für den Biographen Rothe's, hat für ihn kein erhebliches Interesse mehr und wird

daher von ihm äußerst oberflächlich abgethan, sodaß die wahre Bedeutung Rothe's aus Janssen's Schilderung unmöglich erkannt werden kann.

Viel mehr gerecht als Rothe wird Janssen dem Wirken Victor Aimé Huber's, des Begründers der conservativen Partei in Preußen, das ihm schon deshalb sympathisch sein muß, weil Huber sich mit seinen Betrachtungen auf socialpolitischem Gebiete denen des Bischofs von Ketteler näherte, und weil Huber mit großer Anerkennung von den Leistungen Ketteler's in dieser Hinsicht spricht. Charakteristisch aber für Janssen's tendenziöses Verhalten ist auch in dieser Biographie der Umstand, daß er mit wahrer Genugthuung gerade die günstigen Urtheile des jungen Huber über das katholische Spanien hervorhebt und es nicht unterläßt, zu betonen, daß Huber mehr und mehr daran verzweifelte, in der evangelischen Geistlichkeit Bundesgenossen für seine Pläne zur wirthschaftlichen und sittlichen Hebung der Arbeitermassen zu finden, während wir von seinem Kampfe gegen die münchener „Historisch-politischen Blätter" im Jahre 1843 nichts erfahren.

Die Biographie Stifter's endlich zeigt uns die Kehrseite der Medaille. Stifter war katholisch und stand mit seinen Meinungen oft sehr im Gegensatze zu der herrschenden Richtung des Tages in Kunst und Literatur, über die er gewiß manchmal mit Recht ungünstig, im ganzen aber einseitig urtheilte. Diese absprechenden Aeußerungen Stifter's macht sich Janssen, ohne sie auf ihre Berechtigung hin zu prüfen, zu eigen und versteht es, den Mann, dessen mittlere Größe wir nicht entfernt anfechten wollen, geschickt als einen Dichter ersten Ranges erscheinen zu lassen, eine Werthschätzung, die, wie jeder weiß, den Thatsachen gegenüber nicht bestehen kann.

In der Vorrede zur vierten Auflage behauptet Janssen, daß mehrere Aufsätze durch Benutzung neuer Bücher ansehnlich erweitert worden seien. Wir haben die Richtigkeit dieser Erklärung im einzelnen nicht nachgeprüft, waren aber sehr erstaunt, in dem Verzeichnisse der von Janssen benutzten Bücher die zweite Schrift von Waitz über Karoline („Karoline und ihre Freunde", Leipzig 1882) nicht angeführt zu finden, deren Benutzung doch für jeden unumgänglich war, der ein wirkliches Verständniß für diesen eigenthümlich fesselnden, von Janssen allerdings vollständig verzeichneten Frauencharakter gewinnen will.

Verhindert Janssen seine ultramontane Gesinnung, den Erscheinungen des modernen Lebens, die er behandelt, gerecht zu werden, so steht Ludwig Geiger in seinen „Vorträgen und Versuchen" (Nr. 2) auf der Höhe einer umfassenden humanen Bildung, die ihn befähigt, sich auf den verschiedensten Gebieten literarischer Forschung mit Glück zu bethätigen. Sein Interesse richtet sich hauptsächlich auf drei in sich im Zusammenhange stehende Perioden der Geistesgeschichte. In erster Linie hat er die Geschichte der Renaissance durch eine Reihe bahnbrechender Arbeiten, vor allem durch seine musterhafte Biographie Reuchlin's und durch seine Geschichte des Humanismus in der Oncken'schen Sammlung beträchtlich gefördert. In der vorliegenden Sammlung seiner Aufsätze bietet er uns eine Reihe von Studien, die ihm im Verfolge seiner größern Arbeiten nebenher erwachsen sind, wobei er sich zum Theil an Monographien anderer Forscher anlehnt. Der erste Theil seines Werks trägt somit einen vorwiegend gelehrten Charakter und wird mehr der Wissenschaft Dienste leisten, als eine Anziehung für einen weitern Leserkreis bilden. Dieser dürfte dagegen seine Rechnung in dem zweiten und dritten Abschnitte des Buchs finden, welche uns in die Tage der Aufklärung in Deutschland einführen und Goethe in seiner Stellung zur Renaissance und in seinem Verhältnisse zu den Juden behandeln. Unter den Aufsätzen des zweiten Abschnitts möchten wir namentlich die Schilderung Berlins vor hundert Jahren hervorheben, die hier zum ersten male gedruckt erscheint. Wir gewinnen aus ihr einen umfassenden Einblick in die Geistesströmungen, in die politischen und kirchlichen Verhältnisse Berlins im 18. Jahrhunderte und lernen die Bedeutung der aufklärerischen Bewegung an einem greifbaren Beispiele einmal richtig würdigen. Zahlreiche, in Anmerkungen niedergelegte Belege werden dem Forscher sehr erwünscht sein und ihn mit so manchen wissenswerthen Einzelheiten vertraut machen, die von Geiger als etwas durchaus Neues an das Tageslicht gezogen sind. Dasselbe gilt von der Mittheilung von Briefen der Corona Schröter, der Friederike Oeser und des Juden David Friedländer, welche durch die Aufnahme in unsere Sammlung nun zu weiterer Verwerthung bequem zugänglich gemacht worden sind. Allerdings leidet der Gesammteindruck des Geiger'schen Buchs durch diese Vereinigung von Quellenmittheilungen und darstellenden Aufsätzen; wir würden es vorgezogen haben, die verschiedenen Bestandtheile getrennt zu erhalten; ihr innerer Werth aber wird selbstverständlich dadurch nicht vermindert.

Ganz aus einem Gusse sind dagegen die beiden Sammlungen von Aufsätzen Hermann Grimm's: „Aus den letzten fünf Jahren" (Nr. 3), und Hermann Bahr's: „Zur Kritik der Moderne" (Nr. 4). Auch inhaltlich berühren sie sich auf das engste, indem sie beide vorzugsweise Fragen der modernen Kunst und Kunstgeschichte im weitesten Sinne des Wortes behandeln. Aber die Grundanschauungen, von denen man bei Beurtheilung von Kunst- und Literaturwerken auszugehen vermag, können nicht verschiedener sein, als diejenigen der beiden hier in Rede stehenden Männer sind. Die Ideale Grimm's liegen in der Vergangenheit, diejenigen Bahr's in der Zukunft. Grimm sieht in den Leistungen der großen Meister der Renaissancezeit den Gipfel alter Kunst und in Goethe das Vorbild für eine wahrhaft humane Weltanschauung, weshalb er auch für die Gegenwart Goethe als Maßstab und Prüfstein heranziehen will, während Bahr zwar bereitwillig die Größe jener Männer anerkennt, von unserer Zeit aber fordert, daß sie nicht bei der Nachahmung selbst des Vollendetsten früher Jahrhunderte sich beruhige, sondern den

Versuch mache, selbständig den ihr innewohnenden Gehalt in der Kunst auszuprägen und zu einem entsprechenden Ausdrucke zu bringen. Deshalb ist ihm Ibsen mit seinem Ringen nach Wahrheit ein willkommener Mitkämpfer, der zwar noch nicht die Kunst der Zukunft besitzt, aber als ein bahnbrechender Führer zu ihr anerkannt werden muß. Deshalb schwärmt er für die realistische Malerei der Franzosen und preist sich glücklich, den Farbenpoeten Puvis de Chavannes kennen gelernt zu haben, während Grimm den Erscheinungen der neuern deutschen Kunst, wie sie ihm auf der berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 entgegengetreten sind, ziemlich rathlos gegenübersteht, weil er sie nicht mit ihrem eigenen Maßstabe, sondern mit einem aus seinen kunstgeschichtlichen Studien gewonnenen, d. h. historischen, mißt. Tiefer gefaßt, besteht der Unterschied des principiellen Standpunktes beider Männer, die sich darin gleichen, daß sie nicht sowol als strenge Fachgelehrte, sondern als schöngeistige, kunstbegeisterte Essayisten aufzufassen sind, darin, daß Grimm, wie sein Ideal Goethe und die ganze ältere noch lebende Generation, die möglichst allseitige Ausbildung des Individuums, sein Wohlbefinden und sein Recht, sich frei zu bethätigen, als das wünschenswerthe Ziel aller Cultur betrachtet, Bahr aber entschieden auf dem Standpunkte der jungen Generation steht, welche des Glaubens lebt, daß die Gegenwart nicht mehr so schroff auf dem Rechte des Individuums bestehen dürfe, sondern daß der einzelne wohl oder übel genöthigt ist, sein persönliches Wohlbefinden dem der Gesammtheit unterzuordnen. Dieser durchaus moderne Standpunkt Bahr's kommt bereits in dem Titel seines Buchs: „Zur Kritik der Moderne", zum Ausdrucke. Wir zweifeln, ob diese Wortschöpfung Bahr's Eingang in unsere Sprache finden wird, müssen ihm aber zugestehen, daß der Ausdruck zur Bezeichnung des Inhalts und der Geistesanschauung seiner Sammlung von Aufsätzen gut erfunden ist.

Sowohl in Grimm's „Fünfzehn Essays" als in Bahr's Aufsätzen wird der Leser eine Fülle von Gedanken finden, die ihn anregen und zu eigener Ueberlegung antreiben. Beide Bücher können schon aus diesem Grunde warm empfohlen werden, denn Bücher, die zu denken geben, auch wenn sie der eigenen Ueberzeugung oft sehr wenig entgegenkommen, sind schließlich doch die werthvollsten.

Leider aber sehen wir uns genöthigt, unser Lob dieser Sammlungen in einem nicht unwichtigen Punkte einzuschränken, wir meinen ihren Stil und die Vortragsweise. Beide Schriftsteller verfügen über eine gewandte, eigenartige und deshalb fesselnde Schreibart, aber beide sind Manieristen und haben das Gefühl für die Natürlichkeit und in vielen Fällen auch für die Reinheit der Sprache verloren. Am meisten trifft dieser Vorwurf Grimm's Stil, der deshalb bereits bei einer frühern Gelegenheit von einem Oberlehrer an einem berliner Gymnasium angegriffen worden ist und in den dritten Abschnitt seiner Essays eine Antikritik eingeschaltet hat. Da ist es nun ganz unglaublich zu sehen, daß Grimm die Richtigkeit der an seiner Ausdrucksweise gemachten Ausstellungen nicht fühlt, sondern Dinge, die jeder leidlich grammatisch geschulte Leser als fehlerhaft empfindet, für berechtigt erklärt. Nur ein Beispiel: der Oberlehrer hatte Grimm folgende Wendung angestrichen: „Was nöthigt uns, sich dessen zu erinnern —"; Grimm hält diese Verwechselung von „uns" und „sich", die ihm ja als Flüchtigkeit zugelassen sein könnte, für richtig. Doch das sind am Ende Kleinigkeiten, auf die wir weniger Werth legen, obwol ihr häufiges Vorkommen nicht unbedenklich erscheint. Viel schlimmer ist die Sucht nach neuen originellen Wendungen um jeden Preis. Grimm spricht z. B. von einem „klimperkleinen" Haus (S. 138), leistet sich Constructionen wie „um heute diese Dinge Anbrechenden" (S. 99) und bildet alle Augenblicke so halsbrechende Sätze wie die folgenden:

> Die Campagne in Frankreich machte Goethe nicht als der, wo er auch weilte, licht hervortretende Dichter Deutschlands, sondern als halb im Dämmer steckender Beamter des Herzogs mit. (S. 151).

Wer mit dem Bleistifte in der Hand Grimm's Buch durchgeht, der dürfte sich fast auf jeder Seite desselben veranlaßt sehen, eine solche Ungeheuerlichkeit anzustreichen. Es ist leider so, der Vorwurf der Geschwollenheit der Sprache, den Grimm den Jugendarbeiten Carlyle's macht, trifft seine eigene Schreibart in hohem Maße. Er trifft aber auch die Aufsätze Bahr's, zwar nicht sämmtliche, aber doch die spätern, die er fern von der deutschen Heimat im Auslande geschrieben hat. Bahr bekennt sich zu dem Ausspruche Emil Zola's: „une phrase bien faite est une bonne action". Um recht viele solcher guten Thaten zu thun, drechselt er die wunderlichsten, oft kaum verständlichen Phrasen zusammen, die den Genuß seiner Darlegungen sehr beeinträchtigen. Man höre z. B.:

> Auch die von Balzac herkamen, dem rauhen Riesen mit dem wurzeligen und knotigen Stil, dienen seiner herben Herrschaft (dem Trieb auf die Vollkommenheit — der Form). Er jagte Flaubert in diesem grimmigen Eifer durch den antiken, schmucklosen Saal, mit großen Schritten vor den erzenen Buddha auf und ab wie ein rastloser Wanderer nach ewiger Ferne, die kleine Pfeife hoch in die Luft geschwungen, wie einen Dolch gegen einen unsichtbaren Feind, mörderisch über den que und qui, bis diese athemlose Werbung zuletzt der spröden Sprache jenen Beethoven'schen Rhythmus seiner Prosa entrang.

Mag sein, daß das „une phrase bien faite" ist, für „une bonne action" aber können wir eine solche Geschraubtheit des Ausdrucks nicht halten. Dazu kommt noch, daß Bahr ebenso wie Grimm sich mit Vorliebe in seltsamen Worten und Bezeichnungen ergeht, z. B. wenn er von „nagelblutiger" Sorge spricht, und zu den vielen „ismen" unserer Sprache noch zahlreiche neue häuft, indem er unter anderm von einem „Puvis de Chavannismus" redet.

Gewiß liegt uns nichts ferner, als hervorragende Schriftsteller in ihrer Ausdrucksweise schulmeistern zu wollen, aber auch ihnen gegenüber gilt das Wort: „sunt certi denique fines".

A. Hermann.

Feuilleton.

„Vom Nordpol zum Aequator". Unter diesem Titel beginnt die Deutsche Verlagsgesellschaft „Union" in Stuttgart des großen Thierkenners Dr. A. E. Brehm populäre Vorträge in schön ausgestatteten Lieferungen zu 1 M. herauszugeben. Brehm soll nach allen Berichten ein Meister der Naturschilderung in freiem Vortrage gewesen sein. Aber so vortrefflich er vortrug und scheinbar aus der Fülle seines Wissens und der Lebhaftigkeit seiner innern Anschauung heraus im Augenblicke gestaltete — er hatte doch alles sorglichst bis auf jedes Wort und jede Wendung ausgearbeitet. Und diesem Fleiße und dieser Sorgfalt danken wir es, jetzt, da sein Mund verstummt ist, uns noch ferner an seinen Naturbildern erfreuen zu können. Die auf zehn Hefte veranschlagte, reich illustrirte Ausgabe bringt in der vorliegenden Lieferung „Die Vogelberge des Nordens" und „Die Tundra und ihre Thierwelt". Dem Prospect zufolge wird der Leser aus Sibirien nach Afrika geführt, wird die Donaufahrten Brehm's (vermuthlich mit dem Kronprinzen Rudolf) kennen lernen, die Kirgisensteppen und Wüsten bereisen, die Kataraktе des Nil im Geiste besuchen und im ganzen siebzehn Vorträge erhalten.

— Emil Engelmann's Hausbuch „Germania's Sagenborn" lag zur Weihnachtszeit in einem schönen Bande abgeschlossen vor. Inzwischen hat die Verlagshandlung, Paul Neff in Stuttgart, eine Neue Folge eröffnet und bereits drei Hefte dieser ausgegeben. Der Sagenkreis der Amelungen kommt hier zur Darstellung. Der großen Dieterichssage sind die kleinern Erzählungen von Ortnit und Alberich, von Hugdieterich, Wolfdieterich, König Rothari dem Harfner und andere vorangestellt. In der ansprechenden Erzählung Engelmann's und dem guten Bilderschmucke bewährter Künstler werden die schönen Sagenschätze unsers Volks hoffentlich recht vielen Häusern vertraut werden.

— Die kleine Schrift „Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen" (Bremen, Heinsius Nachfolger), die in den Bl. f. 1889, S. 607, bereits ihre volle Würdigung gefunden hat, ist eben in zweiter Auflage erschienen, durch ein Nachwort vermehrt, das sich gegen das inzwischen eröffnete Volkstheater zu Worms wendet.

— „Die Verlemmdungsseuche. Kritische Plaudereien über eine soeiale Krankheit" (Berlin, Zoberbier) ist der Titel einer neuen kleinen Schrift von Karl Böttcher, die das Schicksal gehabt hat, noch vor der Ausgabe in einen andern Verlag übergehen zu müssen, weil der erste sich seinen Verpflichtungen entzog. Der Verfasser führt ganz richtig die Sonde in tief eiternde Wunden des gesellschaftlichen, literarischen, juridischen und politischen Lebens, und mancher Leser, der auch an der Seuche krankt, mag überrascht wahrnehmen, wie schwer er von ihr heimgesucht ist, ohne zum Bewußtsein darüber gelangt zu sein. Es ist gerade unter diesem letzten Gesichtspunkte ein recht beachtenswerthes Büchlein.

— Georg Böttcher's „Schilda. Verse eines Kleinstädters. Illustrationen von Jul. Kleinmichel" (Leipzig, Karrer) sind zu lehrhaft schildernd gehalten, um die doch beabsichtigte Wirkung erzielen zu können. Zu den flott gezeichneten Bildern, die Menschen und Seenen darstellen, wie sie sind, hätte ein bedeutend mehr humoristischer Text gehört. Die Schildaer sollten selbst mehr zum Worte gelangen, während im wesentlichen nur von ihnen erzählt wird.

— Maurice Reinhold von Stern hat aus dem Englischen die kleine Broschüre übersetzt: „Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben?" von James Whyte (Zürich, Verlags-Magazin). Der sehr unterrichtete Verfasser weist in sachgemäßer, auf statistische Erhebungen gestützter Weise nach, in wie furchtbar verheerender Weise der Genuß von Alkohol in den Arbeiterkreisen wirkt. Für letztere ist das Schriftchen nicht dringend genug zu empfehlen.

Bibliographie.

Die gegenwärtige Ausbreitung der altkatholischen Bewegung. Eine Uebersicht von J. Wd. Essen, Bädeker. Gr. 8. 1 M.

Berkow, K., Ein Vorurtheil. Erzählung. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Bernhard, Marie, Ein Ehrenwort. Roman. Minden i. W., Köhler. 8. 2 M. 80 Pf.

Märkische Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. 1ste Serie. 2ter Bd.: Jürge Jordan. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhuudert, nach Quelleu bearbeitet von R. Grupp. Brandenburg a. H., Haeckert. 8. 1 M. 50 Pf.

Björnson, B., Monogamie und Polygamie. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem kurzen Vorworte des Verfassers. Berlin, Lazarus. Gr. 8. 60 Pf.

Bohn, E., Die musikalischen Handschriften des XVI. und XVII. Jahrhuuderts iu der Stadtbibliothek zu Breslau. Ein Beitrag zur Geschichte der Musik im XVI. und XVII. Jahrhundert. Breslau, Haiuauer. Gr. 8. 15 M.

Claus, F., Gedichte und Sageu. 2tes Bdchn. Speyer, Jäger. 1889. 12. 3 M.

Delbrück, H., Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang über Thucydides und Kleon. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Eberle, C., Social-politische Fragen der Gegenwart, beantwortet im Siune und nach den Aussprüchen bewährter wissenschaftlicher Autoritäten. Staus, v. Matt. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Engler, C., Der Stein der Weisen. Festrede. Anhang: Bemerkuugeu zu Kant's Ansichten über die Chemie als Wissenschaft. Karlsruhe, Braun. 1889. Lex.-8. 1 M.

Fleischner, L., Das moderne Volksschulwesen in Frankreich. Vortrag. Wieu, Sallmayer. 8. 50 Pf.

Frank, U., Zwei Novellen. (Frau Ottilie. — Bettlers Heim.) Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Frey, E. F., und R. Gollmer, Bühnenreform und Volkstheater. Ein Fortschritt oder Rückschritt? Zwei Aufsätze zur Warnung und Aufklärung. Kreuznach, Schmithals. Gr. 8. 50 Pf.

Graetzer, R., Die Orgauisation der Berufsinteressen. Die deutscheu Handels- und Gewerbekammern. Die Laudwirthschafts- und Arbeiterkammern. Der Volkswirthschaftsrath. Ihre Geschichte und ihre Reform. Berlin, R. L. Prager. Gr. 8. 6 M.

Holzmüller, G., Der Kampf um die Schulreform in seinen neuesten Phasen. Hagen i. W., Stracke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kauffmann, F., Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter uud in der Neuzeit. Mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben. Strassburg, Trübuer. Gr. 8. 8 M.

Kraft, W., Saul. Biblisches Drama. Brandenburg a. H., Evangelische Buchhandlung (K. F. Müller). Gr. 8. 1 M.

Lubow, E., Ostpreußische Criminal-Novellen. 1. Der Mörder Gause. 2. Die Sirene des Brandstifters. 3. Der Wilddieb. Königsberg i. Pr., Teichert. Gr. 8. 1 M.

Mühlenhof, T., Gustav Freytag und die deutsche Kaiserkrone. Nochmals ein offenes Wort. Berlin, Imberg u. Leffon. Gr. 8. 50 Pf.

Müller, J., Aus dem Heiligtum und den Vorhöfen. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M. 20 Pf.

Neumann, K. J., Der römische Staat uud die allgemeiue Kirche bis auf Diocletian. 1ster Bd. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Planitz, E. von der, Verschämte Lieder. Auf Leder gedichtet. München, Nißler. 16. 1 M. 20 Pf.

Rocholl, H. W., In frohen und ernsten Stunden. Lieder aus dem Nachlaß meines seligen Vaters, herausgegeben von H. Rocholl. Barmen, Wiemann. 8. 2 M.

Röhrich, W., Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgemeine Darstelluug des gesamten sozialen Lebens der Gegenwart. 1ste Lfg. Leipzig, v. Biedermann. Gr. 8. 40 Pf.

Saintcourt, Wiener Skizzen. Kleine humoristische Erzählungen. Leipzig, Rauert u. Rocco. 8. 1 M. 50 Pf.

Schaffnit, K., Die Kumidee-Sitzung. Schwank in Darmstädter Mundart. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 12. 40 Pf.

— — De Stammdisch. Lustspiel in Darmstädter Mundart. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 12. 1 M.

Sellmeier, W., Die Sonne unter der Herrschaft der drei Planeten Venus, Erde und Jupiter. Halle a. S., H. W. Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Der Sieg der Sozialdemokratie als Frucht des Kartells. Nüchterne Wahl-Betrachtungen. — Judentum und Antisemitismus. Glossen zu einem lehrreichen Aufsatze. Zwei Abhandlungen über brennende Fragen von ***. Leipzig, Th. Fritsch. Gr. 8. 50 Pf.

Simon, E., Kaiser Wilhelm II. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. 2te Aufl. Berlin, Courad. Gr. 8. 3 M.

Wachenhusen, H., Graf Betsany. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Weiß, A. M., Benjamin Herder. 50 Jahre eines geistigen Befreiungskampfes. Mit dem Bildnisse B. Herders. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolff, G., Reminiscenzen. Gedichte. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erschienen sie zum ersten mal mit Commentar, zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanley's Briefe

über

Emin Pascha's Befreiung.

Mit Stanley's Genehmigung veröffentlicht.

Herausgegeben von

J. Scott Keltie,

Bibliothekar der königl. Geographischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **H. von Wobeser.**

Mit einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Erste bis zehnte Auflage.

Diese in Deutschland bisher nur zum geringsten Theile und sehr lückenhaft bekannt gewordenen Briefe und Berichte Stanley's geben zum ersten male ein übersichtliches Bild des Verlaufes der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's. Welches Aufsehen die Schrift erregt, geht daraus hervor, daß binnen wenigen Wochen zehn Auflagen gedruckt werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

— Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln. —

Zwei Bände. In Halbfranzband 18 M.

Von diesem kurzgefaßten, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebenden **Nachschlagebuch,** dessen zwei stattliche Bände circa 80000 Artikel auf 120 Bogen Lexikonoctav oder 1920 Druckseiten enthalten, liegt die vierte Auflage in neu durchgesehener Ausgabe vor.

Die beigegebenen 98 farbigen Karten und Bildertafeln, worunter 13 Chromobilder, sind eine große Zierde und von hohem instructiven Werth. Die große Reichhaltigkeit an Text und Abbildungen, die gediegene innere und äußere Ausstattung machen das Werk zu einem für den täglichen Gebrauch fast unentbehrlichen Handbuch, und eignet sich dasselbe auch zu einem Gelegenheitsgeschenk ersten Ranges.

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Bremen.

Theater und Kirche.

Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft.

Von einem Theologen.

Zweite Auflage,
verbessert u. durch ein Nachwort vermehrt.
54 Seiten in 8°., geheftet.

Preis 60 Pf.

Nach eingehender Schilderung der Geschichte der Schaubühne in der Christenheit von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart begründet dieses Schriftchen die Möglichkeit eines freundlichen Verhältnisses der Kirche zum Theater, unter Voraussetzung einer sittlich künstlerischen Reform des letzteren.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Herman Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Afrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 3. April 1890.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Romane und Novellen. Von Johannes Emmer. — Gereimtes und Ungereimtes. Von Marius Stein. — Biographisches aus der Literaturgeschichte. Von Karl Spitteler. — Zur Culturgeschichte. Von Th. Achelis. — Zur deutschen Sprache. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Dante-Literatur.

1. Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt von Franz Hettinger. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Die erste Auflage dieses bedeutenden Werks über Dante erschien vor etwa zehn Jahren und wurde in Nr. 51 d. Bl. f. 1881 von gegenwärtigem Berichterstatter beurtheilt. In der jetzt vorliegenden zweiten Auflage ist, wie der Verfasser in der kurzen Vorrede selbst erklärt, im wesentlichen seine Arbeit unverändert geblieben. Was damals an dem Werke gerühmt werden mußte, die umfassende und sorgfältige Erwägung und Benutzung der Quellen, besonders auf patristischem Gebiete, das den meisten Lesern der „Commedia" ja völlig fremd ist, das gilt der neuen Bearbeitung in erhöhtem Maße. Der ausschließliche und Gegensätzliches ausschließende Standpunkt des Verfassers, wonach früher das geistige Eigenthumsrecht an der Dichtung allein dem Katholicismus zukomme, deshalb der Nichtkatholik nicht befähigt sei, in den Kern derselben einzudringen, macht sich jetzt weniger schroff geltend; aber die Auffassung selbst in ihrem Grunde ist doch die frühere geblieben. Dante's welthistorische Dichtung wird von dem Verfasser nicht rein und objectiv nach ihrer literargeschichtlichen Stellung, wie andere Geistesschöpfungen des Zeitalters, schlicht und einfach gewürdigt, sondern sie gewinnt vielmehr die Bestimmung, den römischen Katholicismus zu verherrlichen und den Jetztlebenden diesen Glauben mit seinem gewichtigen und vielfältigen Inhalte, als den einzig geltenden, dichterisch gestaltet vorzuführen. Dante wird dem Verfasser zu einem poetischen Thomas Aquinas, der für sich dieselbe Autorität in Anspruch nimmt, wie sein Vorbild, der Kirchenvater. Die furchtbare, allem verständigen Denken widerstreitende Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen für zeitweiliges Verschulden, die bei Dante, gemäß der Kirchenlehre, eine so einschneidende Rolle spielt, nicht anders wie die ewige Seligkeit, die sich erringen lasse auch nach einem sündigen Leben durch ein reumüthiges Seufzerlein, das eine wie das andere erörtert der Verfasser aus Dante's Darstellung nicht als diesem blos eigen im Sinne seiner Zeit, sondern als unverbrüchlich für alle Zeit, da das christliche Dogma, d. i. das römisch-katholische, keine zeitlich vorübergehende Anschauungsweise des Göttlichen und Wahren, sondern von ewiger Geltung sei. Uns andern ist und bleibt Dante's „Commedia" ebenfalls die erhabenste Dichtung des Mittelalters; ihr Glaubensinhalt aber kann uns eben auch nur Gegenstand der literar- und culturgeschichtlichen Betrachtung sein, eine andere Verbindlichkeit desselben vermögen wir nicht anzuerkennen. Daß der Verfasser es übrigens bei seiner Darstellung auf etwas Eigenes abgesehen hat, geht schon aus den wiederholten Verweisungen auf die Sätze des Tridentinums, die doch dem 16. Jahrhundert angehören, neben den Stellen aus den Kirchenvätern, hervor.

Diese Haltung des Werks, so sehr sie auch im Ganzen desselben den Charakter wissenschaftlicher Gegenständlichkeit verleugnet, beeinträchtigt indeß nicht im mindesten die unbefangene und gründliche Durcharbeitung des gewaltigen Stoffs in allem Einzelnen: mag dem gläubigen Katholiken derselbe zur Bestätigung, zur Kräftigung seines Glaubens dienen, der nüchterne, tiefgehende Betrachter

wird durch das Labyrinth der Darstellung mit ihren reichen Quellennachweisungen seinen Weg schon finden, wird seine Einsicht in den Gegenstand, seine Kenntniß von demselben erweitern, klären und bereichern. Der gelehrte Verfasser verwehrt es diesem nirgends, selbst zu sehen, zu urtheilen und aus den Materialien des Werks ein eigenes Gebäude sich aufzurichten, das schließlich mit dem seines Vorbildners trotz dessen Eigenart auf dasselbe hinauskommen wird.

Die Eintheilung des Buchs ist die alte geblieben. Das erste Kapitel, über Dante's Leben und Schriften, von welchem der Verfasser zur ersten Auflage selbst eingestand, es lasse noch, wegen Mangels eingehender Studien in den neueren Dante-Forschungen, die kritische Sichtung vermissen, hat jetzt, wie es scheint, manche Ergänzungen und genauere Feststellungen erfahren, sodaß es nun wol alles Wissenswürdige darüber enthält. Das Kapitel von der Theologie der „Göttlichen Komödie" ist das umfangreichste geblieben: es erörtert seinen schwierigen Stoff, genau wie in der ersten Ausgabe, auf 180 Seiten. In Folgendem mögen einige Bemerkungen über den Inhalt des einen und andern Kapitels gestattet sein.

Wenn der Verfasser entschieden für die geschichtliche Wirklichkeit der Jugendgeliebten Beatrice eintritt und ihre bloße Symbolität kaum einer Widerlegung bedürftig erachtet, so geht er in letzterm dem Berichterstatter zu weit, indem dieser mit Gietmann doch zugeben muß, daß die meisten einzelnen Züge der Liebe Dante's zu ihr wie sie in der „Vita nuova" vorgeführt werden, am widerspruchslosesten symbolisch aufzufassen sind. Auch die darin berichtete Untreue gegen die Geliebte erkennt der Verfasser, und wol mit Recht, zunächst als historisch wirklich und erst später von dem Dichter allegorisch verwendet; ebenso erscheinen ihm auch spätere Personen der Dichtung immer ursprünglich in ihrer realen Wirklichkeit, welcher der Dichter dann erst das allegorische Gewand umlegt. Uebereinstimmend damit findet er Boccaccio's Lebensbeschreibung des Dichters nicht so novellistisch unglaubwürdig, wie z. B. Gietmann, sodaß er ohne Arg die ganze Stelle von der Persönlichkeit Dante's wörtlich aus ihr mittheilt, woran er nachher die vortreffliche eigene Charakterschilderung schließt, deren sämmtliche Züge der „Commedia" entnommen sind.

In dem Kapitel vom Fegefeuer muß man, wie schon früher, ein Wort der Verständigung vermissen über die deutsche Bezeichnung für das Dante'sche „Purgatorio", das nichts von dem Begriffe „Feuer" enthält, sondern, wörtlich genommen, „Reinigungsort" bedeutet. Es ist wahr, daß einige Stellen der „Commedia" das Wort fuoco (Feuer), z. B. Inf. 1, 119, allgemein für Läuterungsqualen der Büßenden gebrauchen; aber eigentlich läßt der Dichter nur die Büßenden im Kreise der Wollüstigen durch Feuersglut sich reinigen, sonst nirgend im Purgatorium. Referent ist deshalb der Meinung, daß die volksthümlich deutsche Bezeichnung „Fegefeuer" für Purgatorio keine geeignete sei. Dann fehlt auch in der vorliegenden neuen Bearbeitung ein erläuternder Hinweis auf die wesentlich unterscheidende Begründung des Sündenregisters in Hölle und Fegefeuer: in beiden Regionen nur zum Theile dieselben Verschuldungen, deren Zahl in der Hölle überwiegend; dort stützt sich der Dichter auf das Zeugniß des Aristoteles, hier auf die Feststellung der Kirche, dort liegt der Ursprung der Sünden in Unenthaltsamkeit, Wildheit oder Böswilligkeit, hier in einem verschiedenen Maße von Liebe, was der Dichter wenig überzeugend herausklügelt. Jedenfalls bedarf es hier einer genauen Erörterung über das so ungleiche Sündenverzeichniß in den beiden Regionen und dessen Ursprung in der scheinbar willkürlichen Auffassung des Dichters; und wenn es schließlich nur darauf ankommt, noch kurz vor dem Lebensende zu bereuen, um sich der ewigen Verdammniß zu entziehen, dann verlieren ja doch jene dem Anscheine nach so strengen Unterscheidungen einen großen Theil ihrer Geltung. Ist es da nicht gerathener, in diesen Ausführungen wesentlich nichts anderes zu sehen, als eine tief eindringende Charakteristik der menschlichen Verschuldungen, von dem Dichter nach den verschiedensten Richtungen hin, in all ihren mannichfaltigen und feinen Wandlungen, Abstufungen und Färbungen, nicht ohne Willkürlichkeiten der Beweisführung, die aber stets neue und erstaunliche Wendungen nehmen, zur Anschauung gebracht, anstatt einer logisch durchgeführten Klassifikation des menschlichen Sündenlebens? Referent hatte in seiner frühern Recension auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht; aber es ist darauf nicht Rücksicht genommen worden, so wenig wie auf die andern geringfügigern Ausstellungen in der Besprechung.

In der Deutung der allegorischen Beatrice verfährt der Verfasser weniger bestimmt als Gietmann, welcher in ihr, auf gute Gründe gestützt, die Personifikation der idealen Kirche vermuthet, weniger bestimmt nämlich, insofern sie *ihm* als die Lehre der Offenbarung, als Symbol der Gotteserkenntniß, als Typus der Gnade Gottes, der göttlichen Weisheit *und* Seligkeit erscheint; das eingeschaltete „und" sowie die, genau genommen, doch nicht identischen Bestimmungen zeigen ein Schwanken in der Auffassung, das irreleiten muß. Durchaus treffend und unwiderleglich ist dagegen im siebenten Kapitel, welches umfassend und tief eindringend die Theologie der „Göttlichen Komödie" behandelt, der Nachweis, daß bei Dante Scholastik und Mystik im innigsten Bunde wirkten, daß in seiner Weltanschauung eine vollkommene Harmonie zwischen Wissen und Glauben herrschte, daß er, ohne innern Zwiespalt, der treue Sohn der katholischen Kirche war und blieb, daß er, trotz seiner heftigen Angriffe gegen die zeitlichen Inhaber des päpstlichen Stuhls, kein Gegner des Papstthums gewesen, daß er deshalb in keiner Weise als ein Vorläufer der deutschen Reformation gelten darf.

Das letzte Kapitel entwickelt, nach Anleitung der Dante'schen Schrift „De Monarchia", das tiefsinnige Sy-

stem des Dichters einer Weltmonarchie, in welcher Kaiser und Papst, innig zusammenwirkend, das irdische und überirdische Heil der Menschheit bestellen: das Kapitel zeigt einerseits den großartigen Irrthum Dante's bezüglich des Fortbestandes der kaiserlichen Weltherrschaft, andererseits die unvergänglichen sittlich-politischen Ideen in der Grundlage des ganzen Systems. So weit vermögen wir dem Verfasser zu folgen, nicht aber darüber hinaus und dahin, wo er, an die Weltanschauung des Dichters anknüpfend, sein Interdict spricht gegen die Reformation und ihre berechtigten Folgen in der neuern und neuesten Völker- und Staatenentwickelung. Der Schlußgedanke des Werks in den Worten: „Dieses große, sichtbare Gottesreich der katholischen Kirche auf Erden ist uns geblieben; manche Scepter mögen noch brechen, und viele Kronen noch von den Häuptern der Könige fallen — sie bleibt und wird bleiben!" — ist wol nicht so passend als Schlußgedanke einer literargeschichtlichen Darstellung für unbefangene, Belehrung suchende Leser, wie vielmehr einer Preisschrift auf den römischen Katholicismus.

Aus vorstehenden Andeutungen über Inhalt und Werth des Werks möge sich erkennen lassen, wie bedeutend dasselbe, ungeachtet des einseitig confessionellen Standpunktes, den der Verfasser bei Erörterung betreffender Punkte stark hervortreten läßt, für die umfassende tiefere Kenntniß und Erkenntniß Dante's und der „Commedia" ist, welcher Reichthum von Belehrung über beide, welche Nahrung an Ideen und Anschauungen aus der Geschichte, dem Leben und Schaffen der Zeit, deren Mittelpunkt der Dichter war, daraus hervorquillt; dank dem Verfasser, daß er sein Werk in verjüngter Gestalt neu hat erscheinen lassen!

Schließlich will Referent nicht unterlassen, die vorerwähnten kleinen Ausstellungen aus seiner frühern Besprechung hier zu wiederholen; sie sind von dem Verfasser unbeachtet geblieben, da er dieselbe wahrscheinlich gar nicht zu Gesicht bekommen. Wenn der Verfasser die Terzine Dante's von keiner Uebersetzung erreichbar, die Verse so makellos findet, daß kein Flecken ihre classische Reinheit trübe, so durfte, ersteres betreffend, nicht unerwähnt bleiben, daß der Dichter bei dem Reichthume begriffsloser Reimausgänge der italienischen Sprache dem deutschen Uebersetzer gegenüber sich nur zu entschieden im Vortheile befand; die Makellosigkeit der Verse aber leidet doch einige Einbuße, in den Fällen nämlich, wo er Reimausgänge beliebt, wie ne la, pur li, differente-, welchem erst im folgenden Verse das zugehörige -mente folgt. In der Zahl der reimlosen Uebersetzungen führt der Verfasser wiederum irrthümlich auch die von Kopisch, Blanc und Eitner an, die vielmehr in reimlosen Jamben abgefaßt sind. Das Jugendporträt des Dichters endlich vor dem Titel, aus der ersten Ausgabe herübergenommen, ist keine getreue Wiedergabe des jugendlich schönen Originals von Giotto im Bargello zu Florenz, sondern eine Copie der krankhaft entstellenden Restauration von Marini, wie sie leider auch die Uebersetzung von Philalethes bringt, an Stelle einer guten Copie der ersten Abzeichnung vor der Restauration, die wohl zu haben gewesen wäre.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Sophie Hasenclever, geb. von Schadow. Düsseldorf, F. Bagel. 1889. 8. 6 M.

Es wird nun fast peinlich, über neu erscheinende Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie" zu berichten; nachdem in den letzten Jahren mehrere vortreffliche Uebersetzungen, eben auch in gereimter Terzinenform, erschienen — von den reimlosen iambischen als der leichter zu bewältigenden Form hier zu schweigen — hält sich der Beurtheiler zu der Erwartung berechtigt, immer noch Vollendeteres zu Tage kommen zu sehen. Vollendeteres in doppelter Beziehung, daß nämlich einerseits der Inhalt des Originals bis in alle irgend bezeichnenden Einzelheiten und die eigenthümliche poetische Haltung des Ganzen treu wiedergegeben seien, andererseits die strophisch-metrische Form sammt Reimung, frei von zungenbrechenden Sprachwidrigkeiten, rein und beim Lesen genießbar sich darstelle; erhebt sich eine neue Uebersetzung nicht in diesen beiden Punkten um Merkliches über ihre Vorgängerinnen, die ja natürlich auch zu wünschen übrig lassen, dann erscheint ihre Veröffentlichung überflüssig, wenn nicht vom Uebel. Leider läßt sich von der vorliegenden nichts Besseres sagen. Ein von dem Verleger hübsch und handlich ausgestatteter Band, dazu eine treffliche allgemeine Einleitung und vor den einzelnen Gesängen den Inhalt des Textes erläuternde Summarien — darauf beschränkt sich alles Lobenswerthe des Buchs; über den eigentlichen Inhalt desselben, die Uebersetzung, ist nicht gleich gut zu urtheilen. Aber auch was die äußerliche Einrichtung anlangt, wird zweierlei dem Leser für den Gebrauch Erforderliches vermißt: einmal die Numerirung der Verse, das andere mal die Ueberschrift von Theil und Gesang auf jeder Seite; statt dessen findet sich hier zwar die Ziffer des jedesmaligen Gesangs, aber unpraktischerweise nicht zugleich die Angabe des Theils, ob Infernum, Purgatorium oder Paradies, sodaß das Aufsuchen einer Stelle des Gedichts unnöthig erschwert ist.

Die, wie gesagt, treffliche Einleitung, welche 26 Seiten umfaßt, führt zuerst die Schwierigkeiten des Verständnisses der „Göttlichen Komödie" vor, die einestheils für den Nichtkatholiken größer seien als für den Katholiken, da dieser schon als Kind aus seinem Katechismus in die wichtigen Glaubenslehren der Kirche eingeweiht worden; als die unleugbaren allgemeinen Hindernisse gelten der Verfasserin folgende vier: der Widerspruch, daß körperlose Seelen körperlich leiden, alle Sinnesempfindungen, ja Fleisch und Bein zeigen; dann unsere moderne Gefühlsweise gegenüber den dargestellten Entsetzlichkeiten, denen die mittelalterlichen Nerven freilich gewachsen sein konnten; außerdem die pedantische Art spitzfindiger Eintheilungen; endlich auch die Vermischung der griechisch-römischen Mythologie mit den christlichen Anschauungen. Was hierüber die Verfasserin sagt, wie auch zur Charakteristik

des Gedichts als einer moralisch-politischen Allegorie, deren wesentlicher Inhalt der Mensch ist, wird dem weniger unterrichteten Leser willkommen sein. Ebenso auch die dann folgende Skizze der florentinischen Zustände vor Dante und zu seiner Zeit, wofür als Hauptquelle die Chronik des Zeitgenossen Giov. Villani benutzt ist, alles recht eingehend und anschaulich belehrend. In den kurzen Mittheilungen aus der Lebensgeschichte Dante's selbst wird die Liebschaft desselben mit Beatrice zwar ihrem Ursprunge nach geschichtlich angenommen, aber ihre in der Dichtung scheinbar vorausgesetzte Fortdauer als dichterische Erfindung erklärt, wie weiterhin die Doppelbedeutung der Beatrice in ihrer leiblichen und ihrer sinnbildlichen Erscheinung noch besonders zur Geltung kommt — eine Auffassung, die auch Referent in der Hauptsache theilt. Die paar Bemerkungen über Dante's andere Schriften lauten bezüglich des „Convito" so ungenau, daß man nicht erkennt, ob die Schrift identisch mit dem „Gastmahl" ist oder von diesem verschieden. Den Beschluß des lesenswerthen Abschnitts macht eine geistreiche Kennzeichnung der Terzinenform, welche bezüglich der „Commedia" nur die eine Lücke hat, daß nicht die darin vorkommenden wenigen Ausnahmen, die gewiß nicht zufällig sind, von stumpfer und gleitender Reimung mit hervorgehoben sind, z. B. Inf. 4, 56. 58. 60 (Noè — re — fè), 24. 62. 64. 66 (malagevole — fievole — disconvenevole); daß diese Ausnahmsfälle in der Uebersetzung keinen Ausdruck finden konnten, versteht sich von selbst, da die Uebersetzerin sich, dem Wesen der deutschen Sprache gemäß, von der durchgehenden weiblichen Reimung des italienischen Originaltextes mit Recht freigehalten hat.

Nun noch ein kurzes Wort die Uebersetzung betreffend. Wie wahr ist die Aeußerung in Dante's „Convito", daß kein durch poetisches Band harmonisch gestalteter Text sich aus seiner Sprache in eine andere übertragen läßt ohne Einbuße seiner ganzen Anmuth und Harmonie! Und das bleibt schon wahr bei bessern Uebersetzungsversuchen als der gegenwärtig vorliegenden. Diese aber leidet stark an den herkömmlichen Verunstaltungen durch unbequeme Hiaten („schwankte ich", „führte er"), sowie durch zwangsweise Ausstoßung von Vocalen, sei es vor dem Anfangsconsonanten des folgenden Wortes („fürcht' kein Schreckbild", „komt' taumelnd"), sei es inmitten des Wortes („fall'n", „schwirr'n"); wahrhaft schrecklich aber von letzterer Art ist die Zumuthung an den sprechenden Leser, Wortungethüme, wie „forsch'st", „wünsch'st", über die Zunge zu bringen. Das sind Mängel, die man sich von keinem Dante-Uebersetzer mehr gefallen lassen will. Wo solches Geröll das Fortkommen auf dem Wege hindert, da ist von wahrhaftem Genusse der Wanderung nicht die Rede. Daß in den Erläuterungen wiederholt „ptolomeisch" statt „ptolemeisch" zu lesen steht, daß Alessandro Romena als „Romano" aufgeführt und der allbekannte Asia-Reisende Marco Polo entstellt „Maco Paolo" genannt ist, will Referent gern als Druckfehler hinnehmen; in dem Verzeichniß der „Berichtigungen" am Schlusse des Bandes sind diese Dinge nicht zu finden. Schließlich kann Referent nur sagen: alles, was in dem Buche nicht zur Uebersetzung gehört, ist trefflich, die Uebersetzung selbst aber billigen Erwartungen nicht entsprechend.

Theodor Paur.

Romane und Novellen.

1. Alles verstaatlicht. Socialpolitischer Roman von Edward Bellamy. Aus dem Englischen bearbeitet von Georg Malkowsky. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1889. 8. 2 M.

Der Umschlag des Buchs trägt den Vermerk: „64000 Exemplare in Amerika verkauft". Welcher lebende deutsche Schriftsteller dürfte sich eines solchen Erfolgs rühmen? und wenn man das Buch durchgelesen hat, begreift man auch vollkommen, daß — und zwar gerade von den kühl denkenden Amerikanern — es mit Begierde gelesen wurde. Der Roman ist auch ganz eigenartig; von Fabel und Handlung kann man im Grunde nicht sprechen. Ein junger Mann aus Boston, der an Nervosität und folgerichtig auch an Schlaflosigkeit leidet, pflegt in einem unterirdischen Gemache Ruhe zu suchen und mit einem starken Schlafmittel sich zu betäuben. Eines Tages nimmt er eine etwas zu starke Dosis und erwacht erst 113 Jahre 3 Monate 11 Tage später, d. h. im Jahre 2000. Natürlich findet er Boston sowohl wie die ganze Welt sehr verändert, es herrscht ein neuer gesellschaftlicher Zustand, der wirklich „ideal" genannt werden muß. Der Schilderung dieser neuen Weltordnung und was die Hauptsache ist, der logischen Begründung derselben, ist nun der größte Theil des Buchs gewidmet. Es haben zwar schon Verschiedene ähnliche „Phantasien", Zustände auf fremden Weltkörpern oder kommender Jahrhunderte geliefert; an ihren Arbeiten ergötzte sich aber meist nur die Phantasie, man betrachtete sie nicht anders wie Märchen, die angenehm unterhielten, aber keinen tiefern Eindruck hinterließen. Hier aber versucht der Verfasser vor allem die Möglichkeit der geschilderten Weltordnung nachzuweisen, und dieses Moment ist es, welches Spannung und Interesse erregt. Dieser Nachweis der Möglichkeit ist zwar nicht vollkommen gelungen, es bleiben immerhin noch erhebliche Einwände, aber er ist doch so wirksam, daß der ideale Zustand auch dem kühler Denkenden mindestens glaubhaft gemacht wird. Auf die Einzelheiten einzugehen, kann nicht Zweck der Besprechung sein: es genüge zu sagen, daß das ganze gesellschaftliche Leben — staatliche Einrichtung, Unterricht,

Arbeit und Erzeugung, Ehe u. s. w. — behandelt wird. Die Grundlage der neuen Weltordnung ist vollständige Gleichheit aller in Arbeit und Genuß. Wenn auch die Verwirklichung dieses schönen „Traumes" unsere Zeitgenossen nicht erleben werden, so dürfte für diese doch das Buch manche Anregung geben zum Nachdenken über derzeitige Zustände, die immerhin, wenn auch nicht im Sinne des Verfassers, verbessert werden könnten. Für „verständige" Leser ist das Buch aber bestens zu empfehlen.

2. Glück. Ein Roman von Oskar von Redwitz. Berlin, Hertz. 1890. 8. 6 M.

Was ist Glück? Das ist eine Frage, auf welche bisher noch kein Weiser eine unbedingt gültige Antwort gefunden hat, und die doch jeden beschäftigt. Auch die Antwort, welche der Verfasser bietet — die „Moral" des Romans —, ist eigentlich nur eine halbe, sie weicht gewissen Klippen geschickt aus und im Grunde genommen geht sie schließlich doch dahin, daß für jeden Einzelnen das „Glück" seine besondere Form hat. Der alte Volksspruch: „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied", hat nicht nur in dem Sinne des äußerlichen Glücks, sondern auch für das innere Geltung, und darum wird immer derjenige auch wirklich glücklich sein, der „anspruchslos" ist, d. h. kein größeres Glücksbedürfniß hat, als er eben aus eigener Kraft zu befriedigen vermag. Die Lehre von der „Bescheidenheit" predigt auch der Roman; die „Glücklichen" in demselben sind jene, die nicht „hoch" hinausstreben, sondern sich mit wenigem begnügen im Sinne der wahrscheinlich vielen als altväterisch erscheinenden Anschauungen. Ist der Grundgedanke des Romans, der hier nur in den knappsten Zügen angedeutet werden konnte, also gewissermaßen ein „hausbackener", so ist auch die Durchführung desselben damit im Einklange. Wir lernen vorwiegend schlichte einfache Verhältnisse und Menschen von gut bürgerlicher Denkungsart kennen, die keinen hohen Flug nehmen wollen, sondern in Erfüllung der Gebote der christlichen Moral und Sitte die innere Genugthuung und in einer bürgerlich behaglichen Häuslichkeit das äußere Genügen finden. Der gewaltigen Wahrheit, daß unsere Zeit nach jeder Richtung hin andere Forderungen stellt, daß es neue Fragen gibt, welche man vor einem halben Jahrhunderte noch nicht kannte, muß freilich auch der Verfasser Rechnung tragen — er läßt die Arbeiterfrage in den Roman hinein spielen; aber man merkt es doch, daß ihn diese Wahrheit unangenehm berührt, und daß er wünscht, es möchte die „gute alte Zeit" zurückkehren.

Trotz seines Umfangs (426 S.) hat der Roman keine große oder verwickelte Handlung. Der Schwerpunkt liegt in der liebevollen breiten Malerei der einzelnen Personen und Vorgänge, und in dieser bewährt der Verfasser nicht nur eine vollendete Kunst, sondern auch einen starken dichterischen Zug. Wollte man einen Vergleich gebrauchen, so könnte man diesen Roman ein großes Gemälde nennen, das nicht durch Figurenreichthum und Bewegung in der Scene, sondern durch die Behandlung der Einzelheiten sich auszeichnet und als ein sogenanntes „Stimmungsbild" anzieht. Dadurch wird der Roman auch fesselnd, obwol er alle jene Mittel verschmäht, denen wir in andern Werken, die starken Eindruck machen, begegnen; freilich ist aber auch der Eindruck hier kein erschütternder, aufregender und aufrüttelnder, sondern sanft, man möchte fast sagen lyrisch. Wer sich des Gegensatzes zwischen der alten und der neuen Schule recht bewußt werden will, sowol in der Weltanschauung wie in der Wiedergabe derselben, der muß diesen Roman lesen; er wird es nicht bereuen, denn sicher findet er eine Befriedigung, und der wohlthuende Hauch von Ruhe, der ihm aus demselben entgegenweht, ist für ein Kind unsers Zeitalters immerhin ein Labsal.

3. Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von Heinz Tovote. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 5 M.

Die Frage: „Kann aus einer Dirne eine anständige Frau werden", ist dramatisch und novellistisch schon mehrfach behandelt worden. Die radicalen Pessimisten beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Nein; sie behaupten, daß der moralische Flecken unvertilgbar ist und aus der Frau schließlich wieder eine Dirne werden müsse. Die andere Partei meint, daß zwar das moralische Gebrechen heilbar wäre, aus der Dirne eine sittlich-anständige Frau werden könne, daß jedoch das sociale Schandmal nicht verwischbar sei. Sie sagen also, die Frau wird zwar anständig sein, aber nicht als anständig gelten. So weit zu gehen, daß aus der Dirne eine allgemein anerkannt anständige Frau werden könne, wagt nicht leicht einer. In der That hat die zweite Partei am meisten Recht. Die Gefallene kann sittlich sich wieder erheben und in der Ehe tadellos leben; aber social wird sie nie gleichwerthig werden mit jenen, denen man eben keinen Fehltritt nachweisen kann; die Gesellschaft wird auch die Frau nicht als voll anständig gelten lassen: zumal nicht jene Gesellschaft, aus deren Kreisen die Gestalten für die literarische Behandlung des Themas gewöhnlich genommen werden. Die niedern Schichten sind etwas duldsamer, vollständig vorurtheilslos freilich auch nicht. — Der vorliegende Roman behandelt nun diese Frage im Sinne der zweiten Partei. Ein Adeliger, Herbert von Düren, lernt ein Mädchen aus der Halbwelt besserer Gattung kennen, eine von jenen, die längerwährende „feste Verhältnisse" eingehen, und verliebt sich so gründlich, daß er dasselbe zur Gemahlin nimmt. Die Welt nimmt ihm dies natürlich übel, der Bruder hält ihm vor, daß sein Weib schon andern angehört habe, und schließlich wird er auch dahin gebracht, daß er selbst daran glaubt, die Dirne sei — Dirne geblieben. Die Beschuldigung ist ungerecht, indessen weiß der Verfasser doch keinen andern Abschluß zu geben als den, daß er Lucie sterben läßt. Und er hat recht; für beide Theile ist der Tod Luciens die beste Lösung des Verhältnisses; denn wenn sich auch die beiden

wahrhaft lieben, wenn auch Lucie sittlich gereinigt erscheint, so sind sie doch gezwungen, in der Welt zu leben, und diese versagt beiden die Achtung, ohne welche man eben in der Gesellschaft nicht existiren kann. Wenn Herbert seine Frau irgendwohin gebracht hätte, wo ihre Vergangenheit unbekannt geblieben wäre, so würde offenbar die Ehe eine glückliche gewesen sein; in der Welt, wo man sie als Dirne kannte, ist es unmöglich. Das ist eine Thatsache, über deren Berechtigung man streiten kann, die aber nicht wegzuschaffen ist und deshalb nothwendig zu einem tragischen Ende führen muß. Der Verfasser beschränkt sich auch nur darauf, diese Thatsache festzustellen, und verzichtet auf die Beweisführung, daß die Welt grundsätzlich Unrecht habe mit ihrer Anschauung, wenn auch in dem einzelnen Falle wirklich ein Unrecht begangen wird. Er führt sein Thema folgerichtig und mit unerbittlicher Logik durch, er beschönigt nichts, hält sich aber auch von dem Fehler fern, unnöthig dunkle Farben zu wählen und zu viel in dem socialen Schmutze zu wühlen. Bei zimperlichen Gemüthern wird vielleicht der Roman Anstoß erregen — und für höhere Töchter ist derselbe wirklich nicht geschrieben —, aber unsittlich im strengen Sinne des Wortes kann man ihn nicht nennen, wenn auch die Grundlage des Ganzen unmoralische Verhältnisse, im gewöhnlichen Sinne genommen, bilden. Derartige Verhältnisse und Zustände sind aber heutzutage eben vorhanden, und wenn die Literatur mit sittlichem Ernste dieselben behandelt, kann man dagegen nichts einwenden. Verlockend und verführerisch ist das Laster in diesem Roman gewiß nicht dargestellt, der trotz seines Themas auf die Sinnlichkeit weit mehr abkühlend als erregend wirkt. Wenn noch erwähnt wird, daß einzelne Scenen und Schilderungen, wie z. B. das Zusammentreffen Herbert's mit seiner Mutter, oder die Jugendgeschichte Luciens, meisterhaft gemacht sind, so dürfte damit das Urtheil genügend begründet sein, daß der Roman werth ist gelesen zu werden.

4. Der Zauberring des Herzens. Roman in drei Bänden. Von A. Forstenheim. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 12 M.

Ein junger Arzt, der mystische Neigungen hat und sich mit Alchemie (trotz des 19. Jahrhunderts) beschäftigt, geht als Leibarzt einer Fürstin nach Monaco, trifft hier mit einer Lordstochter Dinorah zusammen. Beide verlieben sich und lassen sich von einem Mönch heimlich trauen. Nunmehr geht aber ein wahrer Hexensabbat los: der erste todtgeglaubte Gemahl der Lady erscheint auf der Bildfläche, natürlich ein Scheusal, wie der Lord-Papa selbst, der die Tochter blos des Geldes wegen ihm gab: es gibt ein Duell; ein Basilianer-Mönch, Zigeuner und andere hyperromantische Gestalten treten auf: unterirdische Klosterkerker mit geheimnißvollen Labyrinthgängen spielen eine Rolle, Eberhard kommt ins Strafhaus u. s. w., bis endlich die beiden schließlich wieder zusammenkommen, womit glücklicherweise diese fabelhafte alberne Geschichte schließt. In Colportageromanen findet man derlei Abenteuerlichkeiten mit Vorliebe behandelt, auch zu Zeiten der Ritter- und Räubergeschichten mochte solch ein Stoff für „literaturwürdig" befunden werden; heutzutage dürfte selbst das Publikum der Leihbibliotheken einen solchen Roman geschmacklos finden. Eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung, Unwahrheit und Unnatur in der Zeichnung der Personen, Mangel irgend welcher höherer Idee, die dem Ganzen zu Grunde läge, und das Handeln der Personen, die freilich meist Zerrbilder sind, bestimmen würde, und dazu eine nicht selten läppische Darstellung — mehr kann man wirklich nicht verlangen von dem Muster eines Romans „wie er nicht sein soll". Als Stilprobe sei nur eine Stelle (S. 181) angeführt: „Sonst bei die Swert von meine Ahnherr sollen sie meine Racke spüren! Yes." So spricht der Lord, und Eberhard erwidert: „Drapiren Sie sich nicht so stolz in die vermoderte Größe ihrer Ahnen, mein edler Lord!" — Ein in vermoderte Größe drapirter Lord — Wippchen möge ihm gnädig sein! Wir müssen gestehen, schon lange nicht solch greulich abgeschmacktes Zeug gesehen zu haben, wie es hier in drei dicken Bänden abgelagert ist. Pessimisten, welche einen vernünftigen Grund zum Aergern haben wollen, und Sammlern von Stilblüten sei der Roman empfohlen; ein vernünftiger Leser wirft das Zeug ohnehin nach den ersten Seiten schon in das Feuer.

5. Novelletten von Maximilian Krauß. Erlangen, Krische. 1889. Gr. 8. 1 M.

Eine Sammlung von Skizzen und kleinen Geschichten, die vorwiegend auf den Grundton des Pessimismus oder, um einen mildern Ausdruck zu gebrauchen, der Wehmuth gestimmt sind und welche zwar kein überwältigendes Genie, immerhin aber ein annehmbares Talent bekunden, das jedoch noch einer strengern Selbstzucht bedürfte. Die erste Novellette (?) wäre leicht zu vermissen, die Anekdote, welche sie behandelt, ist schon mehrfach behandelt worden; wenigstens erinnert sich der Berichterstatter die Geschichte öfters gelesen zu haben. Die drei Stücke: „Pfingsten", „Hochsommer", „Früher Winter" sind hübsche Stimmungsbilder, nur möchten wir den „Morphens" nicht „regieren" sehen: Jupiter pluvius und Morphens sind höchstens nur mehr für Dilettantenreporter in Provinzblättern erlaubt. Das beste Stück, welches eine zeitgenössische Frage — oder sagen wir einen Schaden — behandelt, ist „Auf der Höhe der Zeit"; ein Schuljunge greift zum Selbstmord, weil er den Anforderungen nicht mehr entsprechen kann. Eine gute Humoreske kann man das Stück nennen: „Zwei, die sich nicht fanden". Das „Modell" ist gleichfalls als eins der bessern Stücke zu nennen. Der Stil bedürfte noch etwas der Feile; was soll man sich bei der Phrase denken: „Der Graf liebte es, den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens um sich zu concentriren". (S. 62.) Ein „um einen Grafen concentrirter Mittelpunkt"!?

6. Novellen von Levin Schücking. Minden i. W., Bruns. 1889. 8. 2 M.

Nicht nur „Noblesse oblige", sondern auch der literarische Ruf verpflichtet, und deshalb hätten wir von dem Verfasser eine sorgfältiger durchgearbeitete Novelle erwartet, als es die „Herrin von Arholt" ist. Die Charaktere sind etwas verschwommen und unklar, am meisten fertig und treffend ist noch jene des Bildhauers Wolfgang Melber, und die ganze Geschichte hat etwas Gezwungenes an sich. Entweder hätte der Stoff der Fabel eine breitere und mehr eingehende Ausführung erheischt, oder diese hätte markiger, mit genialer Kraft behandelt sein müssen. — Gelungener sind die römischen Geschichten, bei welchen Stoff und Form mehr im Einklang stehen, und die etwas nachlässige Art der Behandlung weniger ins Gewicht fällt. Der Grundgedanke der ersten entbehrt nicht des Humors; der Mönch Odoardo und der Prete Crisogono sind gut gezeichnet, und die Streiflichter, welche auf den „Hintergrund", d. h. die Verhältnisse, unter welchen die Personen lebten, fallen, reichen gerade hin, um das Bild verständlich und anziehend zu gestalten.

7. Menschen und Schicksale von Fritz Lemmermayer. Minden i. W., Bruns. 1890. 8. 3 M.

Auch dieses Buch enthält eine stattliche Anzahl kleinerer Skizzen, Geschichten und Stimmungsbilder, die im Sinne der jüngern Schule das Streben nach „Realistik", verbunden mit einer Neigung zur pessimistischen Weltanschauung zeigen, dabei aber doch — da der Verfasser Maß zu halten versteht — nie den Eindruck des Abstoßenden und Widerwärtigen vorwiegend machen. Eine ziemliche Anzahl der Stücke ist als sehr gelungen zu bezeichnen, ob ihrer innern Wahrheit, die durch die scharf charakterisirende Darstellung kräftig zum Ausdrucke gebracht wird. Als solche nennen wir: „Das Bettelconcert", die Geschichte eines „halben Talents", das in Noth verkommt, aber doch durch den Glauben an die Kunst und die eigene Befähigung aufrecht erhalten wird; dann „Der versetzte Herrgott", ein ganz vorzüglich gelungenes Bild aus dem Volksleben, von dem besonders zu rühmen ist, daß das „Häßliche" in einer Weise dargestellt ist, welche mehr das Mitleid als Ekel erregt; ferner „Hamlet im Markt" und „Der Flicktischler". — In der Abtheilung „Erlebtes, Erdachtes, Erträumtes" finden sich kurze Stimmungsbilder, Satiren, Parabeln u. s. w., von denen manches Stück hübsch ausgeführt ist. Die Abhandlung „Ueber das Feuilleton" bringt die Frage: Was eigentlich das Feuilleton sei, ebenso wenig zur Lösung, wie die vielen andern Aufsätze, die über diesen Stoff schon geschrieben wurden, obwol unter diesen „andern" weitaus bessere waren als der vorliegende. — Die letzte Abtheilung endlich enthält eine Sammlung von „Gedankensplittern", kurze Aussprüche, unter denen sich sehr viele finden, die ebenso treffend und wahr wie geistreich sind.

8. Die Achten-Lini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben von J. Dedekind. Mit einem Porträt von Frau Fischer-Achten in Photogravure. Braunschweig, Göritz. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Die kleine Geschichte, welche nach Versicherung des Vorworts nur „Miterlebtes und Verbürgtes im Gewande dichterischer Erzählung" vorführen soll, kann als eine Anekdote aus dem Künstlerleben einiges Interesse erregen, auf die Bezeichnung Novelle hat sie aber keinen Anspruch. Der Ton der Erzählung muthet etwas stark altväterisch an, und stände nicht die Jahreszahl 1890 auf dem Titelblatte, so würde man glauben, es mit irgendeiner Geschichte aus Bänerle's Theaterzeitung zu thun zu haben. Jedenfalls hätte der Kern der Erzählung — inwieweit derselbe Thatsächliches enthält, entzieht sich unserer Beurtheilung — anregender und künstlerischer ausgestaltet werden können, als es hier geschehen ist.

9. Preisgekrönt. Eine heitere Geschichte von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 1 M.

Eine Witwe, die nach Dichterlorbeeren strebt; deren Tochter, eine kerngesund prosaische Natur; ein Literaturprofessor, welcher der Dilettanteneitelkeit der Mutter schmeichelt, um die Tochter nebst deren Mitgift zu gewinnen, und ein junger Arzt, immer gut gelaunt, etwas burschikos und ein gescheiter Kerl, welcher das Herz der Tochter bereits gewonnen hat — diese vier Personen werden uns in recht heiterer Weise und zutreffend geschildert. Diese Charakterzeichnungen bilden die Hauptsache der Geschichte und sind wirklich von Humor durchweht; das Ereigniß, welches den selbstverständlichen Abschluß: „daß sich die Liebenden kriegen", herbeiführt, ist ein Misverständniß. Die Witwe hat nämlich an einem literarischen Preisausschreiben sich betheiligt und glaubt den Preis erhalten zu haben, während diesen thatsächlich der heimlich in Literatur sündigende Doctor davonträgt. Großmüthig tauscht er jedoch seinen literarischen Ruhm gegen eine Schwiegermutter aus. Die kleine Geschichte läßt sich mit behaglichem Vergnügen lesen und zählt jedenfalls zu den besten Arbeiten des Verfassers.

10. Erzählt und gesungen. Von M. Stona. Wien, Konegen. 1890. Gr. 8. 4 M.

Der Band enthält nebst einer Anzahl prosaischer Dichtungen auch eine kleine Bluette und lyrische Lieder. Die Dichterin wurde zwar in einem Literaturblatte mit Heine, Eichendorff und Platen verglichen, wir glauben jedoch, daß dies nur eine Artigkeit gegenüber der Dame gewesen sei und nicht so ganz wörtlich genommen werden sollte. Treffender erscheint uns die Bemerkung desselben Kritikers, daß die Dichterin ein „anempfindendes Talent" sei; und da kann man allerdings sagen, daß die An- und Nachempfindungen an die oben erwähnten Dichter erinnern. In dieser Hinsicht hat aber M. Stona sicherlich sehr, sehr viele Genossen und Genossinnen, deren Lyrik nicht besser und nicht schlechter ist. Neben manchen Formlosigkeiten

und Plattheiten (z. B. „Die alte Mühle", S. 160) finden sich natürlich auch einige hübsche Stellen, im Ganzen kann man aber diese Lieder nicht als eine sonderliche Bereicherung des poetischen Hausschatzes unserer Nation betrachten. Auch die Bluette „Die Beichte", eigentlich nur eine novellistische Skizze in Gesprächsform, ist wenig bedeutend; dagegen sind die prosaischen Dichtungen aller Anerkennung werth. Die Novelle „Senka" ist vortrefflich; kurz und knapp erzählend gibt sie doch scharfe Charakterschilderungen und die Lösung ist psychologisch sehr gut begründet. Senka wurde von ihrem Verlobten verlassen, nicht so sehr weil dessen hochadelige Aeltern in die „Mesalliance" nicht einwilligen wollten, als vielmehr weil die Frau des Bruders in sündiger Liebe zu dem Manne entbrannt ist und diesen auch wirklich zu ihrem Geliebten zu machen weiß. Senka findet nun einen Freund, der für sie wirklich zu sterben bereit ist; und als sie nun freiwillig ihrem Leben ein Ende machen will, ist er ohne weiteres entschlossen, sie auf dem Gange ins Jenseits zu begleiten. Schon ist der Revolver gespannt, da findet Senka es denn doch zu toll, daß ihretwegen auch der junge Mann sterben soll, und — das Weitere ist leicht zu errathen. Die seelische Krankheit hat mit dem Selbstmordentschluß ihren Gipfelpunkt erreicht und mit dem Knacken des Revolverhahnes tritt die Genesung ein. — Nicht minder gut ist die Kindergeschichte „Fritzi" erzählt: eine Mutter, die etwas zu viel für die Welt und zu wenig für ihre Familie gelebt hat, wird durch ihr kleines Töchterchen wieder auf den rechten Weg geführt. Wie das erreicht wird, ist sehr hübsch begründet und ausgeführt. Beiden Geschichten kann man auch nachrühmen, daß sie originelle Züge tragen. „Erste Liebe" ist eine kurze Skizze in — wenn man so sagen darf — realistischer Manier; in der knappen Fassung recht wirkungsvoll. „Es fällt ein Stern herunter" schildert humorvoll die kleinen Leiden eines schlichten Mannes, der unversehens mit einem Orden begnadet wird und froh ist, als er nach diesem freudigen Ereignisse endlich „wieder seine Ruhe hat". Schließlich enthält der Band noch zwei Reiseskizzen, deren lustiger Ton recht angenehm berührt und die jedenfalls Zeugniß dafür ablegen, daß die Begabung der Dichterin vorzüglich nach der humoristischen Seite hin liegt und man von ihr wol noch manche gute und erfreuliche Leistung erwarten darf.

Johannes Emmer.

Gereimtes und Ungereimtes.

1. Allerlei Gereimtes und Ungereimtes von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Stuttgart, Metzler. 1890. 8. 4 M.
2. Das Veilchen vom Kephissosthal. Ein Idyll von Oskar Linke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
3. An zwei Seen. Gedichte von Eugène Peschier. Konstanz, Meck. 1890. 8. 2 M.
4. Den Treuen treu. Erinnerungsblätter zum Andenken an zwei theuere Abgeschiedene von C. Hauser-Edel. München, Beck. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Gedichte von Thekla Schneider. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage der „Wellen vom Bodensee". Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 2 M.
6. Opfer des Glaubens. Novelle in Versen von August Diehl. München, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 8. 1 M.

Unter den genannten Büchern das vollwerthigste ist Graf Ferdinand Eckbrecht Dürckheim's Band „Allerlei Gereimtes und Ungereimtes" (Nr. 1). Das Buch zeichnet sich durch große Vielseitigkeit des Inhalts aus. Wir finden darin zwei Erzählungen, eine Anzahl Gedichte, aus dem Französischen ins Deutsche übertragene Poesien und ein flott geschriebenes Vorwort, welches namentlich dadurch Interesse gewinnt, daß es ein Streiflicht auf die politische Gesinnung der Elsässer fallen läßt. Dürckheim, einer alten Familie des Elsaß entsprossen, schreibt:

> Was ich also hier in poetischem Gewande dem Leser biete, erhebt keinen Anspruch auf besondern Erfolg, es soll nur den Beweis liefern, daß wir Elsässer die Muttersprache mit Pietät gepflegt haben während unserer langen Trennung vom deutschen Vaterlande.

Die beiden Erzählungen „Nur ein Auge" und „Coralla" zeigen das ungemein anmuthige Schilderungstalent des Verfassers. Namentlich die letztere, die Dürckheim mit Recht eine „wohlthuende Erinnerung" nennt. Auch auf den Leser wirken die sympathieerweckenden Personen dieser schlichten Geschichte wohlthuend. Der poetische Theil des Buchs enthält: Balladen, Gelegenheitsgedichte und Stimmungsbilder. Unter den erstern seien besonders hervorgehoben: „Junker Waldner's Brautfahrt", „Die Geister auf Schöneck" und „Straßburgs eiserner Mann". Auf den Stimmungsbildern ruht ein Schatten von Melancholie, den indeß der Humor des Verfassers meistens siegreich durchbricht. Ich setze hier als Beweis des Gesagten ein kleines Lied her:

Alter, du mußt schlafen gehn!

Hör' ich nicht der Abendglocke Ton?
Fühl' ich nicht der Nachtluft schaurig Wehn?
Ja, die heitern Sterne rufen schon:
Alter, du mußt schlafen gehn.

Kinder, drin im Saal würd' mir's gefallen
Euern lustigen Spielen zuzusehn,
Horch, die Kleinen wie die Großen lallen:
Alter, du mußt schlafen gehen!

Auch das Feuerflämmchen im Kamin,
Das so lustig schwätzte, will vergehn,
Und sein rothes Zünglein zischet hin:
Alter, du mußt schlafen gehn!

Bin ich denn so müd' geworden heute,
Rüstig, unverdrossen vorzustehn
Alle dem, was mir die Pflicht gebeute?
Noch nicht will ich schlafen gehn!

Doch was spür' ich in den beiden Füßen,
Zwickt die Parzenschere meine Zehn?
Nein, mir sagt das Podagra mit Grüßen:
Alter, du mußt schlafen gehn!

Nun, wenn alle mich zum Schlaf verdammen,
Will nicht eigensinnig widerstehn,
Könnte doch das Wort vom Himmel flammen:
Trener Knecht, kannst schlafen gehn!

Dürckheim's Uebertragung einiger schöner französischer Gedichte ins Deutsche verdient meisterhaft genannt zu werden. Eine Probe davon gibt „Victor Hugo's Abschied von seiner Tochter":

Nun folge dem, der dich so innig liebt,
Dem auch dein Herz in freier Wahl sich gibt!
Du unser Gold, das seine jetzt,
Geschieden, ach, muß sein zuletzt!
Zieh hin zu ihm im Brautgeschmeid;
Nimm mit das Glück, laß uns das Leid.
Hier hält man dich, dort ruft man dich, —
Ein Seelenstreit von Haus zu Haus: —
In treuer Liebe ficht ihn aus!
Gesegnet Kind, Gott schütze dich!
Als Tochter, Gattin, Engel schlicht,
Wirst du entsprechen jeder Pflicht.
Nimm mit den frohen Hoffnungsschein,
Geh weinend fort, zieh lächelnd ein!

Man sieht, das Buch enthält den mannichfaltigsten Inhalt, den abwechslungsliebende Leser sich wünschen können. Nur in einem besitzt das „Gereimte" mit dem „Ungereimten" Aehnlichkeit; beides ist gleich gut und unterhaltend.

Oskar Linke, der Meister antiker Versmaße, bietet im Gewande prächtig dahinwogender Hexameter ein Idyll aus Hellas: „Das Veilchen vom Kephissosthale" (Nr. 2). So viel auch die Anwendung classischer Versmaße gescholten wird, das Herz geht einem doch auf, vernimmt man wieder den Tonfall der Verse Homers. Eine Strophe aus dem Idyll sei hier beigefügt als die beste Empfehlung des lieblichen Gedichts:

Frühling, Bringer der Veilchen, der Welt und der Menschen Verjünger,
Feierlich janchzt dir entgegen, befreit von den Banden des Winters
Jegliches Menschengemüth; laut singt vor allen der Schiffer,
Herrliche Paiane schon in der Brust zur Ehre Poseidons,
Rüstig beflügelnd den Schritt zum niedern Ufergestade,
Wo nun die Vögel des Meeres, die raschen Trieren erwacht sind.
Aber mit Lust auch denket, Dionysos, deiner der Gärtner,
Welcher gebannt an die Scholle, der starken Platane vergleichbar,
Wieder erwacht wegschlendert die eisigen Fesseln des Winters.
Baechischer Gott, du bleibst vor allen der Gärtner Beschützer;
Nimmer die Reben allein dein leuchtendes Auge behütet,
Nein, auch die Blumen die blühn um heiter erstrahlende Stirnen,
Zierlich geformt zum Kranz als frohe Geschwister der Reben.
Frühling, Bringer der Veilchen, und Bringer der Liebe, der Freiheit,
Sei mir gegrüßt, recht oft noch begrüßt im Gaue Kolonos!

Eugène Peschier bringt unter dem Titel „An zwei Seen" einen Band Gedichte (Nr. 3). Schade, daß der Verfasser nicht vorsichtiger in der Auswahl seiner Poesien war. Dann wäre der Band allerdings kleiner, aber der Werth der darin enthaltenen Dichtungen größer geworden. So aber veröffentlicht Peschier gewissenhaft alle Verse, welche er geschrieben hat, darunter viele Gelegenheitsgedichte, welche nur für die Personen, an welche sie gerichtet sind, Interesse haben. Die Titel dieser Gelegenheitsverse lauten nicht immer poetisch. So z. B. auf S. 121: „Einer Konstanzerin zur Hochzeit mit einem Postbeamten." Auf S. 157: „Zur Begrüßung der Bäcker." Auf S. 93: „Vor der Orientirungstafel im Stadtgarten" und ähnliche mehr.

Als Lyriker leistet Peschier hie und da Beachtenswerthes, wie das schöne Lied „Trost in Thränen", „Nächtliche Fahrt" und andere bezeigen. Der vorletzte Abschnitt des Buchs enthält eine Reihe aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzter Gedichte. Die Uebertragung ist vortrefflich gelungen.

„Den Treuen treu!" von C. Hauser-Edel (Nr. 4) ist ein anspruchsloses Büchlein, dessen Hauptzweck es ist, zwei geliebten Todten ein poetisches Denkmal zu setzen. Das Publikum verhält sich zwar subjectiven Dichtungen gegenüber sehr kalt, indeß vielleicht wird es hier von einer oder der andern tiefempfundenen Weise sympathisch berührt. Ich wähle eine solche:

Haare! Die dereinst ihr eigen,
Die in seideweichen Wogen,
In der reichen Flechtenfülle
Ihr geliebtes Haupt umzogen;

Allerzarteste Gewebe!
Meine Seele klagt und trauert,
Daß ihr Kraft, Gestalt und Schönheit
Jungen Lebens überdauert;

Daß ihr Haare, die so sorglos
Preisgegeben sie den Winden,
Letzte Fäden sind, die Todte
Mit dem Leben zu verbinden.

Thekla Schneider's „Gedichte" (Nr. 5) enthalten viel Hübsches neben Alltäglichem. Glücklicherweise nimmt das letztere den geringern Raum des Buchs ein. Manchen Versen merkt man es an, daß sie unter der Drohung: „reim dich, oder ich fress' dich" entstanden sind. So dem Gedichte „Früher Kirchgang". Die Verfasserin schildert die Morgenfrühe, und fährt dann fort:

Die Thüren sind verschlossen
Noch beinah' überall,
Ein Fuhrmann mit den Rossen
Treibt dort nur aus dem Stall.

Hier öffnet eine Alte
Den Laden, doch nicht weit,
Sie schauet durch die Spalte,
Ob's heute Nacht geschneit.

Ein Fenster gleich daneben
Steht auf im Erkerhaus,
Der Tod ein junges Leben
Dort löschte gestern aus.

Es flackern an der Bahre
Die Lichter her und hin;
Ein Kind mit blondem Haare
Liegt unter Rosmarin.

Schon gehn die Bäckerbuben
Durch alle Gassen keck,
Sie tragen in die Stuben
Den neugebacknen Weck.

Ein „neugebackner Weck" ist zwar auch Poesie, aber nur für Hungerige. Nichthungerige Leser würden jedoch die Poetin bitten, in der hoffentlich bald erscheinenden dritten Auflage ihrer Gedichte einen andern Reim auf „keck" zu bringen.

Das „Opfer des Glaubens" von August Diehl (Nr. 6) ist für den Leser ein Opfer der Hoffnung, einem guten Verse in dem Buche zu begegnen. Unbegreiflich warum der Verfasser seine „Novelle in Versen" nicht lieber in Prosaform geschrieben hat. Der Stoff, an und für sich spannend, würde dann zur Geltung gekommen sein, währenddessen er in der gegenwärtigen Bearbeitung, durch die ermüdend langweiligen Verse ins Breite gezerrt, vollständig an Interesse verliert. Ja diese Verse! Grausamerweise ist ihr Verfasser ein Feind der Punkte, und zwingt so den Leser, sich athemlos zu lesen. Ich will jedoch nicht in den Verdacht kommen, als theile ich die Eigenschaft gewisser Kritiker, welche mit platter Schadenfreude die Schwächen eines Schriftstellers hervorsuchen. In dieser Dichtung braucht man nur die erste beste Seite aufzuschlagen, um mein Urtheil über das Buch bestätigt zu finden. So S. 21:

Und in des Mannes Hände fest
Sah Gretchen's Finger ich gepreßt,
Und lüstern sah ich ihn beim Sprechen
Mit Blicken nach dem Mädchen stechen, (!)
Das voller Demuth vor ihm stand;
Ich sah, wie er die eine Hand
Alsdann erhob zum Himmel auf,
Sah ihn wie segnend sie hierauf
Dem Mädchen auf den Scheitel legen
Und streichelnd sie hinabbewegen
An Gretchen's blondem Haargeflechte —
Ich sah wie tröstend er die Rechte
Auf ihrer Schulter ruhen ließ,
Ich sah und hörte, wie so süß
Ihm Blick und Stimme ward — ich sah,
Wie er dem Mädchen kam ganz nah,
Sah, wie er zwischen beide Hände
Des Mädchens Kopf nahm und am Ende
Mit vieler Huld und feiner List
Ihr Stirn und Scheitel hat geküßt.
Dann reicht er nochmals ihr die Hand —
Und ging zum Haus. Das Mädchen stand —
Sie war in Sinnen ganz versunken;
Doch jener wankte wie betrunken
Da er nach rückwärts stets gedreht
Wol trat in manches Blumenbeet,
Bis er zur Thür sich endlich wandte —
Dort harrte seiner schon die Tante.

Die Tante wäre da, nun fehlt noch der Wilhelm Busch, um diese tragikomischen Verse zu illustriren.

Marius Stein.

Biographisches aus der Literaturgeschichte.

1. Johann Gaudenz von Salis-Seewis von Adolf Frey. Frauenfeld, Huber. 1889. Gr. 8. 5 M.
2. Salomon Geßner. Mit ungedruckten Briefen von Heinrich Wölfflin. Mit Reproductionen und Radirungen Salomon Geßner's. Frauenfeld, Huber. 1889. 8. 4 M.
3. Nikolaus Manuel Deutsch als Künstler von Berthold Haendcke. Mit vier Lichtdrucktafeln nach Zeichnungen von N. M. Frauenfeld, Huber. 1889. 8. 3 M.

Einen Dichter damit beschäftigt zu sehen, einen andern Dichter zu ergründen, gewährt stets ein besonderes Vergnügen; glücklicherweise für das Verständniß der Literatur ist diese Erscheinung nicht selten; dagegen gehört es zu den Ausnahmen, wenn der erklärende Dichter zugleich über eine schulgerechte wissenschaftliche Methode gebietet. Adolf Frey, ein hervorragender Lyriker der züricher Schule, überdies als Kritiker bei den schweizer Meistern hoch angesehen, nebenbei der berufenste Ausleger der C. F. Meyer'schen Kunst, den es überhaupt gibt, hat sich längst durch seinen „Haller" einen Platz unter den Literarhistorikern von Fach errungen; heute tritt er mit einem zweiten biographischen Werke „J. G. von Salis-Seewis" (Nr. 1) vor das Publikum.

Keine geistige Verwandtschaft hat ihn zu Salis gelenkt, sondern blos jene allgemeine Freundschaft, die ein richtiger Kritiker, ich meine einen vorurtheilslosen und aufnahmsfähigen Menschen, allem Schönen entgegenbringt; nur um so mehr erfreut den Leser die ehrfurchtsvolle Liebe, die den Text beseelt. Der Dichter Salis ist dem deutschen Leser wohlbekannt; es lag auch weder ein Grund, noch eine Möglichkeit vor, das Dichterbild umzuzeichnen; die Aufgabe lautete, den Menschen Salis in allen Einzelzügen wieder aufleben und den Dichter aus dem Menschen hervorwachsen zu lassen. Diese Aufgabe nun hat zwei Seiten, eine wissenschaftliche und eine literarische. Wie die erstere gelöst worden ist, darüber steht dem Ungelehrten kein Urtheil zu; ein Laie merkt blos, daß ein gewaltiges Quellenmaterial benutzt worden ist, und weiß zufällig, daß die betreffende Biographie, ein großer Vortheil, neu zu machen war; er spürt ferner eine sichere ruhige Hand, die ihn stetig leitet, und sieht keine Lücken. In literarischer Beziehung muß man die Eigenthümlichkeiten des Stoffs untersuchen, ehe man die Verarbeitung desselben schätzt oder abschätzt. Der Stoff nun bot dem Biographen zwar

eine außerordentlich verehrungs- und liebenswerthe Persönlichkeit, aber einen beschränkten und vereinsamten Dichter, der nicht im Brennpunkte einer geistigen Strömung steht und dessen militärische und staatsmännische Allotria die Dichterthätigkeit um das Dreifache überragen, nicht blos äußerlich an Lebenszeit, sondern auch inwendig, in seinem Selbstbewußtsein. Demnach war es unmöglich, den Salis mit strahlendem Glanze zu beleuchten und ihm seine Zeitgenossen als Postament zu Füßen zu legen; aber es war möglich und darum erforderlich, die Anziehungskraft, welche der edle und gute Mann im Leben ausübte, im Texte widerspiegeln zu lassen, in der Weise, daß aus der Lebensbeschreibung ebenfalls Genuß und Erhebung keime. Und das ist von Adolf Frey erreicht worden. Gewiß nicht ohne bittere Mühe, denn es war bei dem Herumziehen des Offiziers und bei der Vergrabung des Staatsmannes in cantonale Angelegenheiten eine große Last todter Thatsachen nicht zu umgehen, die keine Weisheit zu galvanisiren vermag. In diesen Ballast immer von neuem Reiz durch den Abglanz der nämlichen zwar sympathischen, aber schnellfertigen und dann wandellosen Persönlichkeit zu bringen, dazu gehörten außerordentliche Mittel. Sehen wir uns dieselben an. In erster Linie steht die Vertheilung, Anordnung und Gruppirung des Stoffs in Kapitel, wobei freilich das Thema öfters dem Willen trotzt; zweitens ist zu nennen das beiläufige Mitheruntergestreifen eines Stücks zeitgenössischer Culturgeschichte; drittens das sorgfältige Spicken der Erzählung mit kleinen Charaktermotiven aus Briefen und Tagebüchern an ausgewählter Stelle; viertens die Hebung des Stils aus dem Berichte in die Darstellung. Zu diesem Ende erstrebte der Stil nicht Geläufigkeit; im Gegentheile, wegen starker Prägung und Gedrängtheit des Satzes, wegen der Wahl unabgeschliffener Worte muß man mitunter eine Periode zweimal lesen. Allein nicht die Leichtigkeit, sondern das Gewicht entscheidet über den Werth; der Verfasser wußte, daß man Bücher, die bleiben sollen, so schreiben muß, wie es nach zweiter und dritter Lectüre begehrt wird. Es muß, um ein Gleichniß aus der Mechanik zu benutzen, eine gewisse „Reibung" im Stile sein und dazu fördern Zäckchen und Zähnchen mehr als glatte Gleise, auf welchen zwar der Zug das erste mal lustig vorwärtsschlittelt, aber später einfach die Bewegung verweigert.

Eine dankbarere Aufgabe hat sich Heinrich Wölfflin mit seinem „Salomon Geßner" (Nr. 2) gewählt, da doch Geßner vermöge seiner einstigen Berühmtheit, seines Einflusses auf die Zeitgenossen und seiner außerordentlichen Begabung das Interesse der Literaturfreunde an sich ungleich mehr weckt als der abseitsstehende Salis. Auch hat denn H. Wölfflin nicht verfehlt, ein reizvolles und namentlich beziehungsreiches Culturbild aus dem 18. Jahrhundert aus seinem Thema zu gestalten. Auf ein wissenschaftlich-historisch grundlegendes biographisches Werk erhebt der Verfasser keinen Anspruch, wol aber beleuchtet er Geßner's Können und Vermögen in Kunst und Poesie allseitig mit klarem, mildem Lichte. Jetzt glauben wir Geßner zu verstehen, und wir verstehen ihn als einen geborenen Maler, welcher erst durch Uebersetzung seines Talents zum Dichter geworden ist. Daraus erklärt sich auch die abstracte Blässe seiner Poesie; denn die Landschaftsmalerei setzt eine so ausgebildete Stimmungszartheit voraus, daß der Künstler, wenn er in Worten arbeitet, nun die duftigsten Begriffe glaubt benutzen zu dürfen. Darum ist auch der Abschnitt, welcher von Geßner's Zeichnungen handelt, wenn nicht der lehrreichste, doch der nachhaltigste. Einige Proben erlauben dem Leser, selber einen Einblick in die seligen, paradiesischen Buchten und Winkelchen der Geßner'schen Landschaften zu werfen. Es bleibt dabei: nur wer dergleichen gesehen, begreift Geßner's „Idyllen". Vor hundert Jahren kam freilich den „Idyllen" die literarische Mode entgegen. Wie steht es nun mit dem Verhältnisse Geßner's zu der damaligen Mode? Bestimmte er dieselbe oder wurde er von ihr bestimmt? Wölfflin urtheilt, er habe vor Rousseau die Natur geschaut und den Zeitgenossen offenbart. Ohne Zweifel zeugen die Zeichnungen von einer Anschauung aus erster Hand, und ich kann mir gar wohl denken, daß die Menschen des vorigen Jahrhunderts, welche denn doch weit feinfühliger waren als wir, die Echtheit dieser Anschauung auch in der dichterischen Uebersetzung noch durchspürten. Dann ergäbe sich folgende einfache Parallele: Geßner entdeckte dem 18. Jahrhundert die Hügel- und Waldlandschaft, Rousseau die große Alpennatur savoyischen Stils. Der alte Satz, daß von allen Mitteln, unsere Sympathie zu wecken, die Bethätigung der Sympathie für andere das sicherste sei, bewährt sich an dem vorliegenden Buche; denn die Wärme, welche Wölfflin für seinen und unsern Geßner bekundet, kommt ihm selber zugute, da wir unwillkürlich über dem Lesen in ein Freundschaftsverhältniß zu dem Verfasser treten.

Daß man in freundschaftlichster Meinung wissentlich ungerecht sein könne, scheint unmöglich; noch unmöglicher, daß man um der Gerechtigkeit willen ungerecht sein muß. Indessen trifft das erstere stets ein, wenn einer nur die ungünstigere Hälfte zu betrachten hat, das letztere, wenn die andern nur die günstige hervorheben. Der „Nikolaus Manuel Deutsch" (Nr. 3) des Dr. Berthold Haendcke ist so ausschließlich eine Gelehrtenschrift, daß die Vorzüge, nämlich die Erschöpfung der Quellen und die treffliche Entwickelung des Themas auf Grund seltener Kenntnisse in der Kunsttechnik, nicht hierher gehören, wol aber die Unarten des zünftigen Docentenstils. Der Verfasser „begrüßt" die Mutter des Dichters in einem Frauenbilde. Eine überflüssige Höflichkeit; er ist ihr ja gar nicht vorgestellt. Wenn er meint, Manuel habe sich ursprünglich nicht der Malerei, sondern dem Kunsthandwerk gewidmet, so findet er das „ansprechender" (er will sagen „wahrscheinlicher"). Doppelte „daß", eins dem andern untergeordnet, scheinen ihm Vergnügen zu bereiten, denn sie kommen öfters. Das edle Gold erhält in dieser Katheder-

sprache fürchterliche schwefelsaure Eigenschaften, da sein bloßer „Schimmer zerstörend" wirkt und „glanzvolle Culturbilder zerfrißt". Weil Bern auf einem Felsen liegt, von welchem man ins Land sehen kann, haben die Berner einen politischen Scharfblick, weil Zürich am See liegt, sind die Züricher beweglich. Sind vielleicht die Berliner, weil sie im Sande wohnen, trocken? und die Genuesen, weil sie täglich ins Meer sehen, humoristisch? Dergleichen wird selbstverständlich nicht muthig herausgesagt, sondern so gleichnißmäßig insinuirt. Und eben diese gleichnißmäßige Insinuation verweist den Satz aus dem schiefen Gedanken noch tiefer in die inhaltlose Phrase. Daß schon in der fünften Zeile der berühmte rothe Faden anfängt, sich durch den Stil zu winden, ist bezeichnend. Möge dieser Tadel den jugendlichen Verfasser veranlassen, künftig seine gelehrten Bücher auch gut, d. h. einfach und natürlich zu schreiben. Gewiß entschuldigt der wissenschaftliche Werth vieles; allein besser ist es doch immerhin, wenn keine Entschuldigungen nöthig sind.

Karl Spitteler.

Zur Culturgeschichte.

Die große Frage der Entstehung und Entwickelung der menschlichen Gesittung, die schon frühere Zeiten so sehr bewegte (man denke allein an Herder's glänzenden Versuch), hat in unsern Tagen durch das weitschichtige Material der Naturwissenschaften nur eine andere Gestalt erhalten, der eigentliche Kern ist aber derselbe geblieben. Zwar vermeint eine gewisse speculative Richtung der angeblich streng erfahrungsgemäßen Sociologie, diese Räthsel längst gelöst zu haben; sie weiß uns mit beneidenswerther Sicherheit und überredender Anschaulichkeit von den prähistorischen Verhältnissen des Urmenschen zu erzählen und gefällt sich fast darin, uns den geheimnißvollen Uebergang von dem Dasein eines solchen sprach- und vernunftlosen Wesens zu den Vorstufen einer unserer heutigen Cultur wenigstens einigermaßen verwandten Organisation schildern zu wollen. Wir können unsererseits in solchen Ausführungen nur trügerische Phantasien sehen, mythologische Dichtungen, am wenigsten für eine so inductive Wissenschaft geeignet, wie es doch gerade die neuere Naturforschung sein will. Statt dessen sollte man sich begnügen, den wahrhaftig weit genug abgesteckten Rahmen der kritischen Erfahrung in allen seinen Einzelheiten zu durchforschen und gesetzmäßig zu erfassen; in den Urnebel kosmogonischer Schöpfungstheorien dringt kein menschliches Auge hinein und selbst die vielgepriesene Zauberformel der Entwickelung kann nicht mit dem unfruchtbaren Anfatzpunkte des Nichts beginnen, sondern (wenigstens für unsere tellurisch-organische Existenz) mit der Thatsache des menschlichen Individuums und seiner socialen Bestimmung. Von diesen Irrthümern hält sich das Buch, welches wir in diesen Zeilen der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen wollen, erfreulicherweise völlig fern:

Culturgeschichtliche Skizzen von O. Henne am Rhyn. Zweite Auflage. Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1889. 8. 5 M.

Indem der Verfasser die übliche Schablone der natürlichen Entwickelung, des affenartig auf den Bäumen umherkletternden, sprach- und vernunftlosen Ahnherrn unsers Geschlechts abweist, ist er ehrlich genug zu gestehen, keine befriedigende Antwort auf die Frage zu wissen, woher die Menschheit stammt. Wie schon angedeutet, jede nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung des Thatbestandes muß von selbst auf dies Bekenntniß hinausführen. Ebenso wenig macht er sich anheischig, über die vielbestrittene Urheimat des Menschengeschlechts eine befriedigende Auskunft zu ertheilen; wol aber glaubt er für die Ausbreitung aller Menschen von einem Orte aus, sei dieser gelegen, wo er wolle, eintreten zu müssen:

Von einem Urpaare weiß die heutige Wissenschaft nichts; auch liegt ihr nichts daran zu wissen, in welcher Anzahl die ersten Menschen, die man Menschen nennen konnte, vorhanden waren, sondern nur daran, ob sie in ein und derselben Gegend und auf dieselbe Art und Weise Menschen geworden sind. Was sie vorher waren, das berührt uns hier nicht, auch das nicht, wo der glückliche Ort ihrer Menschwerdung lag; es ist ihre Einheit und es sind die Verschiedenheiten innerhalb dieser Einheit, was uns beschäftigt. Wahrlich, die Menschen aller Gegenden der Erde sind unter sich so überaus ähnliche Wesen, daß es ein viel größeres Wunder wäre, wenn verschiedene Gegenden ihren Ursprung gesehen hätten, als wenn sie von einem Orte aus sich über die ganze Erde verbreitet und in verschiedenen Gegenden gewisse Modificationen ihres Wesens angenommen haben. Diese Modificationen sind zugleich so mannichfaltig, daß, wenn sie nicht nachträglich durch das Klima des gewählten oder gezwungenen Aufenthaltsortes entstanden wären, der Ursprungsorte des Menschengeschlechts unzählige sein müßten, und zugleich so unwesentlich, daß sie im Vergleiche mit den die gesammte Menschheit verbindenden Aehnlichkeiten auf eine Bedeutung nicht Anspruch machen können. (S. 55.)

Unsers Erachtens ist zwar diese Verbreitung des Menschen topographisch genommen ziemlich unwesentlich, ja sogar schwer erweislich — jedenfalls übersteigt diese Frage zur Zeit noch völlig die Leistungsfähigkeit unserer Wissenschaft —, die Hauptsache ist die unbestreitbare und auch ziemlich allseitig zugegebene Thatsache der geistigen Einheit der Menschheit, die sich tagtäglich von den entlegensten Erdenwinkeln (trotz aller grundlegenden Unterschiede) immer mehr bewahrheitet. Keine Rasseneintheilung, die an und für sich schon häufig sehr unsicher ist, keine anatomischen und physiologischen Merkmale können gegen dies Ergebniß der vergleichenden Völkerkunde Stand halten:

Sind die Kennzeichen, nach welchen man früher den verunglückten Versuch machte, die Menschen nach Rassen auszuscheiden (mit Ausnahme der Sprache), blos körperliche, so erblicken wir

dagegen in den gemeinsamen Zügen des menschlichen Lebens und Treibens den Hauch des Geistes; es ist das weite Gebiet der Sitte und der Sage, das wir meinen, und es ist dasselbe im ungeheuern über die Neue und Alte Welt gespannten Bogen vom Cap Horn mit Durchschneidung der Beringstraße bis zum Cap der Guten Hoffnung und in der ganzen von demselben eingeschlossenen australischen Continent- und Inselwelt. Wir finden bei den entlegensten Völkern, welche stets zu verschiedenen Rassen gezählt werden, gewisse Ceremonien bei dem Eintritte der Knaben oder Jünglinge in das Mannesalter, das Ausschlagen von Zähnen und andere Verunstaltungen, den barbarischen Gebrauch, in die Grundlegungen der Häuser Menschenleichen einzuschließen, was dem Bau Festigkeit verleihen soll, die Pflicht, die Witwe des Bruders zu heirathen, Spuren einstigen Weiberraubes, ja auch diesen selbst noch, das Verbot des Umganges zwischen Schwiegerältern und Schwiegerkindern, die sonderbare Sitte, daß sich nach einer Geburt der Vater statt der Mutter pflegen läßt, was dem Kinde von Nutzen sein soll, die Menschenfresserei, eine ähnliche Art des Behandelns der Gefangenen, der Kranken, der Todten, ähnliche Gesetze der Reinheit, der Enthaltsamkeit von Speisen, Getränken, Handlungen und der Reinigung nach Vergehen gegen diese Gesetze, geheime Gesellschaften zu religiösen und politischen Zwecken und Vorrechte ihrer Mitglieder, welchen vielfach das Richteramt zukommt, den Glauben an Geister, welche alle möglichen Gegenstände, sowie Erde, Luft und Wasser erfüllen, und denen Verehrung gezollt wird (Fetischdienst), die Erwartung eines Lebens nach dem Tode im Himmel, auf Gestirnen, in einer Unterwelt, auf gewissen Inseln, Bergen u. s. w. (S. 61.)

Diese reiche Blütenlese gemeinsamer geistiger Anlagen, rechtlicher und sittlicher Erscheinungen, die sich mit leichter Mühe noch erheblich vermehren ließe, gibt erst in ihrer Zusammenfassung das Modell des allgemein Menschlichen ab, das wir meist voreilig, nur gestützt auf einen beschränkten Culturkreis, als objective Norm hinzustellen pflegen. Begreiflicherweise wird mit dieser Betrachtung die geschichtliche Forschung sich in sehr wichtigen Abschnitten bei der Ethnologie Raths erholen müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil manches nicht auf schriftlicher Ueberlieferung beruht, sondern uns unmittelbar durch Beobachtung (bei den sogenannten Naturvölkern) zugeführt wird. Und da scheint es uns ein beachtenswerther Umstand zu sein, daß gerade bezüglich dieser geistigen Gleichartigkeit sich Anfang und Ende gleichsam die Hand reichen; denn auch die moderne Cultur trägt ja ein unverkennbar übereinstimmendes, um nicht zu sagen einförmiges Gepräge, in dem sich die nationalen Unterschiede zu Gunsten der großen weltbeherrschenden kosmopolitischen Züge verwischen. Ja, diese rastlose Abschleifung nationaler Eigenthümlichkeiten wird sich auch folgerecht in der Pflege unserer höchsten und edelsten Bestrebungen äußern müssen, ein Zustand, von dem man sich freilich zur Zeit noch schwer eine klare Vorstellung zu machen im Stande ist und den Henne am Rhyn deshalb auch nur mit sehr allgemeinen Umrissen zu zeichnen wagt. Auf der andern Seite ist freilich der Gegensatz um so klaffender; während bei den Naturvölkern der einzelne formlos in der großen Masse untergeht, ein Atom unter tausend andern, ja während noch das Alterthum nur eine specifische nationale Färbung des geistigen Lebens kannte, hat die moderne Welt das Recht des Individuums, der sittlichen Persönlichkeit nach allen Seiten hin entwickelt und befestigt:

Das Recht des Individuums ist ein Wahrzeichen der Neuzeit. Im Alterthum und Mittelalter gab es nur Typen gewisser Landsmannschaften und Corporationen. Ein Perikles konnte nur als Athener, ein Cäsar nur als Römer, ein Walther von der Vogelweide nur als fahrender Rittersmann, ein Thomas von Aquino nur als Mönch hervorragen: außerhalb ihrer Kreise waren die großen Geister des Alterthums und des Mittelalters unmöglich. Die Stelle des Individuums der neuern Zeit beginnt vereinzelt mit Dante; sein Werk ist nicht das Werk eines Bürgers von Florenz als solchen, es ist ein Weltwerk, das bei einer andern Heimat des Verfassers nur andere Leute in die Hölle versetzt hätte. Dessenungeachtet ist er noch in dem Dualismus von Papst und Kaiser befangen. Freier und häufiger treten die universellen, weder einen Stand, noch eine bestimmte Heimat, noch den Horizont einer bestimmten Periode, sondern die Menschheit als Ganzes vertretenden Geister im 15., noch zahlreicher aber im 16. Jahrhundert auf u. s. w. Was liegt daran, welchem Berufe, welchem Orte ein Kopernikus, Columbus, Luther, Rafael, Cervantes, Shakespeare u. a. entsprossen? Sogar die Nation dieser Geister gibt ihren Werken nur ein gewisses Colorit und thut der Weltbedeutung derselben keinen Eintrag. (S. 89.)

Der Stoff des vorliegenden Werkes ist sehr mannichfaltig; außer der eigentlich culturhistorischen Erörterung ist es besonders die Entfaltung des religiösen Bewußtseins, welcher der Verfasser mit Recht eine eingehende Würdigung zutheil werden läßt. Im Interesse einer unparteiischen, vorurtheilsfreien Forschung ist nicht genug gegen den alten lucrezischen Radicalismus Einspruch zu erheben, der in unsern Tagen leider wieder (freilich nicht zum ersten male) in alle Welt hinaus verkündet wird, daß die Religion ein einziger verhängnißvoller Fehltritt des menschlichen Geistes sei, freier Geister durchaus unwürdig. Diesen Eiferern ist die hervorragende Rolle, welche gerade der Religion in der Weltgeschichte zukommt, noch nicht zum Bewußtsein gekommen oder sie verwechseln dogmatische Behauptungen mit dem eigentlichen Kerne religiöser Empfindungen, der unsers Erachtens in dem Unendlichen liegt. Deshalb ist eben auch der gottbegnadete Genius, der thurmhoch über dem Gradmesser der Durchschnittsbildung steht, einer echten Religiosität fähig, wenn ihm gleich die Kirche schwerlich diesen Anspruch zugestehen würde. Ganz besonders anziehend ist aber der Hinweis auf diejenige Religionsform, welche zur Zeit noch die meisten Bekenner zählt, nämlich die buddhistische, trotz ihrer unleugbaren Plattheiten doch nicht ohne Tiefsinn und geradezu erhabene Züge, und culturgeschichtlich für viele rohere Völker ein unvergleichliches Zuchtmittel der Gesittung. Auf die seltsamen Aehnlichkeiten mit der christlichen Religion, die sich bis ins Einzelne erstrecken, sei hier nur beiläufig hingewiesen; vielleicht wird dies höchst bedeutsame Kapitel der Religionsgeschichte nach dem Vorgange R. Seydel's („Buddha und Christus") noch weiterhin zum Gegenstande erfolgreicher Untersuchungen.

Ein Wort zum Schlusse. Der Verfasser legt, wie bereits oben angedeutet, Verwahrung ein gegen eine einseitig darwinistische Behandlung der Culturgeschichte, und das

unsers Bedünkens mit vollem Rechte. Dieser Gegensatz verleitet ihn aber zu einer fälschlichen Auffassung der Gesetze überhaupt, indem er sagt:

Wie die Naturwissenschaft das nach Naturgesetzen Entstandene (natum), so behandelt die Culturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen Geschaffene, Gepflegte, Gebildete (cultum), d. h. das Großartige, Bewunderuswerthe, die denkenden Wesen Ergreifende. Mit andern Worten, die Culturgeschichte ist die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen u. s. w. (S. 6.)

Denn die geistige Ueberlegenheit des Menschen macht ihn nicht von der Abhängigkeit von den Naturgesetzen los, denen er eben als tellurisch-organisches Wesen schlechterdings nicht zu entrinnen vermag. Und sodann sind die Gesetze, welche in der Geschichte der Menschheit walten und dieselbe weit über die Willkür des Individuums hinausheben, letzten Endes auch Naturgesetze, freilich nicht ein Ausdruck der mechanischen Ursächlichkeit, der äußern, unbelebten Natur, wol aber der menschlichen Natur, die sich eben nur als unablösliches Glied eines großen umfassenden kosmischen Getriebes auffassen läßt.

Th. Achelis.

Zur deutschen Sprache.

1. Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Herausgegeben von Hermann Riegel. Zweiter Band. (Jahrgang III und IV.) Braunschweig, Meyer. 1888—89. 4. 4 M.

Die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, dessen frisches Wachsthum und rüstiges Fortschreiten durch die berüchtigte „Erklärung" der „Preußischen Jahrbücher" und ihrer unglücklichen Nachtreter nur eine willkommene Förderung erfahren sollte, haben von Anfang an in der obengenannten Monatsschrift einen geschickten, sachkundigen Ausdruck gefunden. Der uns vorliegende dritte und vierte Jahrgang liefert den erfreulichen Beweis, daß auf dem eingeschlagenen Wege wacker vorgeschritten und manches Wünschenswerthe schon erreicht ist. Jedem Mitgliede des „Sprachvereins" durch die monatlich erscheinenden Einzelnummern schon lieb und werth geworden, läßt deren Vereinigung zu einer Bandausgabe nun auch den noch Fernstehenden leicht erkennen, welche reiche Fundgrube für deutschsprachliche Untersuchungen sich hier öffnet. Eine zahlreiche, noch immer wachsende Schar tüchtiger Mitarbeiter sehen wir unter dem Vortritte Hermann Riegel's dabei thätig, die Reinheit und Schönheit unserer Sprache zu schützen und zu pflegen. Wir begegnen werthvollen Beiträgen von Th. Jaensch, R. Kade, A. Keller, E. Lohmeyer, R. Müller, G. A. Saalfeld, R. Schulz, L. Viereck, J. E. Wackernell u. a. In selbständigen Aufsätzen, deren jede Nummer einen oder mehrere bringt, ist eine Fülle wichtiger Fragen gründlich und ansprechend behandelt. Wir nennen nur diejenigen, die sich beziehen auf die Betonung, die Benennungen für Maß und Gewicht, die Aussprache geographischer Namen, auf Personen-, Orts- und Vornamen, Behörden-, Amts- und Geschäftsstil, die Sprache unserer Gesetzgebung, das Uebersetzen aus fremden Sprachen, die Redeweise unserer Volksvertreter und Zeitungen, auf gewisse Sprachunarten (wie „unverfroren", „sich nicht entblöden"), Mundarten, Sprachgeschichte, vor allem auf die leidige Fremdwörterei, wie sie sich breit macht in den verschiedensten Lebenskreisen, im Curwesen, im Militär- und Eisenbahnwesen, im Sprachunterrichte, Buchhandel, Rechtswesen, in der ärztlichen Kunst, der Philosophie, dem Studententhum. Die Vorschläge zur Besserung des Unwesens, maßvoll und wohl durchdacht, dürften des Erfolgs gewiß sein; solange aber noch ein Theil unsers Volks das, was sein Stolz und seine Ehre sein sollte, mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelt, wird die Angriffswaffe nicht aus der Hand zu legen und der Kampf fortzusetzen sein. Neben den selbständigen Aufsätzen finden wir viel Treffliches auch in den „Kleinen Mittheilungen", der „Bücherschau" und „Zeitungsschau", den Schluß jedes Blattes machen „Mittheilungen aus den Zweigvereinen", welch letztere sich schon über alle Länder ausbreiten, soweit die deutsche Zunge klingt.

2. Plaudereien: Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Von Daniel Sanders. Berlin, Lüstenöder. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Est Deus in nobis: agitante calescismus illo — mit diesem Denkspruche unter seinem wohlgetroffenen Bildnisse macht der Nestor unserer deutschen Sprachforscher, der verdiente Verfasser des „Wörterbuchs der deutschen Sprache" und so manchen andern werthvollen Schriften, zwei in „Nord und Süd" seinerzeit veröffentlichte Plaudereien in Anlaß seines siebzigsten Geburtstags einem weitern Leserkreise in Buchform zugänglich. Während er uns in der ersten von seinem Vaterhause, den Schuljahren, seinem weitern Bildungsgange erzählt und wie er überhaupt dazu gekommen, ein Wörterbuch zu schreiben, führt er uns in der zweiten in seine Werkstatt selbst ein, um uns deren Einrichtung zu erklären und uns mit dem verschiedenen Handwerkszeuge und dessen Handhabung bekannt zu machen. An einer Reihe von Beispielen zeigt er uns, wie und wo der Wörtervorrath zu seinem großen Werke gesammelt, wie er geordnet, gesichtet, endlich an Ort und Stelle verwerthet wurde, und wer ließe sich darüber nicht gern aus des Verfassers eigenem Munde in behaglichem Plaudertone unterrichten!

Feuilleton.

Zum Zusammentritte des neuen Deutschen Reichstags, vielleicht auch zum fünfundsiebzigsten Geburtsfeste unsers alten Reichskanzlers ist im Otto Spamer'schen Verlage in Leipzig erschienen: „Fürst Bismarck's deutsche Politik seit Begründung des Neuen Reiches. Von B. von A." Eine kleine wackere Schrift von 8 Bogen für 1 M. 50 Pf. In sachverständiger, nach jeder Richtung hin äußerst maßvoller Haltung und klarer Sprache gibt sie eine natürlich sehr gedrängte Uebersicht nicht nur der Wirksamkeit des unvergleichlichen Mannes nach außen und innen, sondern auch der jeweiligen politischen Lage und der Parteiverhältnisse, unter denen er seine Aufgabe zu lösen hatte und durch die die Art der Lösung bedingt wurde. Die Darstellung führt bis in die letzten Tage seiner amtlichen Thätigkeit, die ihren jähen Abbruch noch nicht als möglich erscheinen ließen. Die Schrift kann dem deutschen Volke zur Stärkung seines Gedächtnisses, dessen es in seiner übergroßen Mehrzahl so äußerst bedarf, bestens empfohlen werden.

— Ein dramatisirter Abriß der Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs liegt vor im Schwank: „Der Reichsfaßbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Personen zu agiren und hat drei Acte nebst Vor- und Nachspiel. Zum 1. April dieses Jahres verfaßt von M. Reymond und mit erklecklichem Bilderschmucke ausstaffiret von L. Manzel" (Berlin, Pauli, 1890). „Dem Deutschen Otto Bismarck gewidmet", in Vers und Bild, Haltung und Gesinnung recht erfreulich, gewährt das Büchlein eine ergötzliche und doch nicht des Ernstes entbehrende Unterhaltung. In der gegenwärtigen Lage, die bei der Vollendung des Buchs noch nicht da war, sähen wir nur das Nachspiel gern auf S. 87 einfach abgeschnitten. Der Schluß paßt für den heutigen Augenblick wie die Faust aufs Auge.

— Von Kuno Fischer erscheint in Heidelberg bei C. Winter „Goethe's Torquato Tasso" als die dritte Goethe-Schrift, die mit den beiden jüngst erschienenen über „Goethe's Iphigenie" und „Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust" den ersten Band seiner Goethe-Schriften ausmacht. Diese dritte wird weit umfangreicher (gegen 20 Bogen) werden als die beiden frühern. Sie ist nicht aus der Form eines Vortrags hervorgegangen, sondern von Anfang als Schriftwerk gedacht und ausgeführt. In seinem ersten Haupttheile gibt das Buch 1) die Geschichte des Goethe'schen Tasso und erleuchtet hier in neuer Weise die Entstehung wie die Unterschiede der alten und neuen Tassodichtung, insbesondere den Ursprung und den Charakter der Antoniodichtung; 2) die Geschichte des wirklichen Tasso, wobei an der Hand der italienischen Quellen die Verfolgungen Tasso's, wie seine Beziehungen zu der Prinzessin Leonora d'Este in ein helleres Licht als bisher gesetzt werden. Die wichtigsten Quellen sind Serassi's Lebensgeschichte und Gnasti's Ausgabe der Briefe Tasso's. Ueberall werden die Parallelen wie die Unterschiede zwischen dem wirklichen und dem Goethe'schen Tasso hervorgehoben. Im zweiten Haupttheile gibt der Verfasser 1) die Entstehung der Tassolegende in den Darstellungen des Manso und Muratori und deren Einfluß auf Goethe's Dichtung; 2) die Auseinandersetzung dieser Dichtung selbst in Ansehung ihrer Fabel und Composition, ihrer Grundidee und ihrer Charaktere. Das Buch ist keine Gelegenheitsschrift, obwol es nicht zufällig ist, daß es in dem Zeitpunkte erscheint, wo Goethe's Tasso sein erstes Jahrhundert vollendet.

— Nach dem uns eben zugegangenen dreißigsten Jahresberichte über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung hat diese seit ihrem Bestehen, abgesehen von allen Verwaltungskosten, nach oberflächlicher Berechnung mehr als 1,330000 M. an Unterstützungen verwendet, was einen Durchschnittsbetrag von 44300 M. für das Jahr ergibt. So ansehnlich diese Gesammtsumme erscheint, hat sie doch nur einen kleinen Theil der Noth lindern können, in welche selbst die verdientesten Schriftsteller hin und wieder gerathen waren, zumal die Verwaltung bestrebt sein muß, den Bewilligungen den Charakter von Ehrengaben zu wahren. Ferner bieten die obigen Zahlen auch darin kein richtiges Bild des Verhältnisses zwischen dem Bedürfnisse und seiner Befriedigung, weil der Hauptstamm der Empfänger in jedem nächsten Jahre wesentlich derselbe blieb, somit für neueintretende Bewerber erhöhte Mittel nöthig wurden. Dem gegenüber ist die stetige Antheilnahme der Nation an diesem ihrem segensreichen Werke nicht in dem Grade warm und thätig geblieben, daß vom wachsenden Blühen und Gedeihen der Stiftung zu reden wäre, vielmehr leider eine Beschränkung der jetzigen Mittel für die Zukunft in Aussicht steht.

Mit dem Jahre 1890 ist als Vorort für die siebente fünfjährige Verwaltungsperiode zum vierten male Weimar mit dem Sitze im historischen Schiller-Hause eingetreten und der Secretär der Stiftung Dr. Julius Grosse dahin übergesiedelt. Zu den Pensionären auf Lebenszeit sind zugetreten: Prof. Dr. Kl. Groth in Kiel, Frau Dr. C. Gutzkow in Wiesbaden, Frau Dr. Jul. Hammer in Dresden, Fräul. Klein (Giffard) in Berlin, Fräul. A. und Th. Oppermann in Göttingen und Prof. Rochholz in Aarau.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 25. März verschied jähen Todes unser langjähriger treuer Mitarbeiter Dr. Robert Boxberger zu Stadt Sulza in Thüringen. Noch zwei Tage zuvor sprach er brieflich gegen uns die Hoffnung aus, nach einer Woche sich wieder an den Schreibtisch setzen zu dürfen, von dem ihn den Winter über Krankheit ferngehalten hatte. Jakob Minor's Schiller-Biographie hatte ihn in den letzten Monaten besonders gefesselt; seine Bemerkungen über das Werk hat er nicht mehr aufzeichnen können. Zu Gotha 1836 geboren, hat Boxberger während seiner Lehrämter in Erfurt und Posen, wie in seiner Zurückgezogenheit zu Strehlen und zuletzt in Stadt Sulza seine Studien dem Sanskrit und der deutschen Literaturgeschichte gewidmet, wovon die Uebersetzung des „Bhagavad-Gitâ" (1870), seine Rückert-Studien, seine Lessing- und Schiller-Ausgaben und endlich seine Recensionen Zeugniß ablegen.

Bibliographie.

Austey, F., Die geschminkte Venus. Burlesker Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von A. Kaufmann. Berlin, Streisand. 1889. 12. 75 Pf.

Braun, J., Was der Herr den Deutschen gab. Ein Büchlein für Weihnachten und für alle Zeit. Berlin, Germania. 1889. 16. 50 Pf.

Diels, H., Sibyllinische Blätter. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Erb, W., Theodor von Dusch, Gedächtnissrede. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 50 Pf.

Das Ganze sammeln!! Weckruf zur Bildung einer national-fortschrittlichen Freiheitspartei. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 50 Pf.

Grosse, J., Kleine Zeitromane. 1ster u. 2ter Bd. Tante Caldore. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. Gr. 8. 6 M.

Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik. Aktenstücke der deutschen Kolonialpolitik. 3ter Bd. 1889. Leipzig, Reuger. Gr. 8. 5 M.

Kolde, T., Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes, beleuchtet. Leipzig, Deichert Nachf. Gr. 8. 60 Pf.

Maaß, W., Lieder und Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Römer, A., Was die Spatzen vom Schuldache pfeifen. Lustige Geschichten für alle Welt. Wiesbaden, Sadowsky. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stieda, L., Die sibirisch-uralische Ausstellung für Wissenschaft und Gewerbe in Jekaterinburg 1887. Königsberg i. Pr., Koch. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Brix Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist die größte und beste über diesen Theil Afrikas erschienene.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Viertes Heft.**

Inhalt: Die thörichten Jungfrauen. Erzählung von Wolfgang Kirchbach. (Schluß.) — Ein wirthschaftlicher Rückblick. Von Dr. jur. Richard Oertel in Zittau. — Das rauchschwache Pulver. Von ***. — Graf Julius Andrássy. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. — Die Justizreform in den Ostseeprovinzen Rußlands. Von **. — Dr. Brehmer und Görbersdorf. Von Rudolf von Gottschall. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Mechanik. (Mit einer Abbildung.) Von W. H. Uhland. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Im Verlage **G. Grimm** in **Budapest** soeben in deutscher Sprache erschienen und in Buchhandlungen zu haben:

Unteroffiziere (Sous-Offs)

von **Descaves.**

Preis 3 Mark.

Die Bestie im Menschen

von **Zola.**

Preis 5 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Altspanisches Lesebuch

mit Grammatik und Glossar

von

Dr. Adolf Keller,

Professor am Colegio del Porvenir in Madrid.

8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Altspanische, durch eine die bedeutendsten altspanischen Dialekte behandelnde Grammatik und ein Glossar vermehrt, auch beim Studium der mittelalterlichen Literatur Spaniens zu benutzen. Die Lesestücke sind theilweise nur schwer zugänglichen Texten des 12. bis 14. Jahrhunderts entnommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Cacao-Vero,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per $\frac{3}{1}$ 850 $\frac{1}{1}$ 300 $\frac{1}{2}$ 150 $\frac{1}{4}$ 75 = Pfd.-Dose Pfennige.

Hartwig & Vogel Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 10. April 1890.

Inhalt: Heinrich von Sybel's Geschichte der Reichsgründung. Von Friedrich Bienemann. — Neue Uebersetzungen. Von Adalbert Schroeter. — Romane und Novellen. Von Adolf Fleischmann. — Dramatisches und Theatralisches. Von Friedrich Kummer. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Reichsgründung.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Erster bis dritter Band. München, Oldenbourg. 1889—90. 8. 22 M. 50 Pf.

An der eingehenden Beschäftigung mit dem großen Werke längere Zeit behindert, ist mir die Verzögerung in doppelter Hinsicht zum Vortheile geworden: einmal ergab sich dadurch die Möglichkeit, die bisher erschienenen drei Bände in einem Zuge zu lesen und damit voll in die Behandlung des eigentlichen Themas des Buchs einzutreten; und ich schloß den letzten am 19. März, am Tage, da neun Jahre zuvor der Reichskanzler dem Verfasser die Erlaubniß zur Benutzung der Staatsarchive ertheilt hatte, und an dem heuer der dargestellte Zeitabschnitt mit seinen gewaltigen Ereignissen auch thatsächlich aus der Gegenwart zurückwich in die geschichtliche Vergangenheit. Das Ungeheuere geschah: Fürst Bismarck schied als wirkende und erhaltende Kraft aus den Bewegungen der fließenden Zeit; eine Epoche ist angebrochen, der die Unterlage fehlt, auf welcher fast ein Menschenalter lang das politische Erwägen beruhte. Die gewaltigste und verdienteste Persönlichkeit der neuern Weltgeschichte stellte sich bei Lebzeiten in den Gesichtswinkel historischer Betrachtung.

Beim Nachdenken über den großen Inhalt des Sybel'schen Werks — und den bilden ja die Thaten des Kaisers und des von ihm untrennbaren Kanzlers — kommt diese entferntere Stellung dem Urtheile des Lesers zugute. Dem Verfasser muß es nachgerühmt werden, daß er den objectiven Standpunkt auch dem noch thätigen Staatsmanne gegenüber zu gewinnen gewußt hat. Ja, es macht den Eindruck, als ob die Unparteilichkeit, die objective Ruhe des geschichtlichen Beobachters mit dem Augenblicke an Stärke gewinnt, wo die Riesengestalt des preußischen Staatslenkers in den Kreis seiner Betrachtung tritt und die eindringende Anschauung des positiven Schaffens dieser ehernen Größe die Darstellung des Geschichtschreibers zu der Meisterschaft emporhebt, die sich im dritten Bande, in der Erzählung des Ursprungs, Verlaufs und Ergebnisses des Deutsch-Dänischen Kriegs, unübertrefflich bethätigt. Wie ein tadellos gebautes und mit vollendeter Kunst in jedem seiner Acte durchgeführtes Drama liest sich dieser Band — und ähnlich wie vor der hohen tragischen Bühne ist die Wirkung: aufathmend, von der Leidenschaft befreit, in Anerkennung des Waltens der gerechten Gottheit schließt man das Buch.

Darum freut es mich, die drei Bände in einem Zuge gelesen zu haben. Denn der dritte gibt meines Erachtens den Maßstab für das Urtheil über den Werth des Werks. Er und die beiden letzten Bücher des zweiten Bandes lassen erst, finde ich, den Geschichtschreiber des Revolutionszeitalters auf seiner an ihm gewohnten Höhe erscheinen, die jedoch bei der Behandlung dieses vaterländischen Stoffs aus jüngster Vergangenheit den Leser vertraulicher berührt und statt zu mehr oder minder kühler Bewunderung zu herzlichem Mitempfinden drängt.

Den Lesern, die dem Werke noch fern geblieben, mag der Verfasser durch sein Vorwort selbst sagen, worauf er es gegründet hat und welche Haltung er einzunehmen beflissen gewesen:

> Nachdem ich in meiner Geschichte der „Revolutionszeit 1789 bis 1800" den Zerfall des heiligen römischen Reichs deutscher Nation geschildert hatte, konnte mir nach den großen Ereignissen von 1866 und 1870 kein Wunsch näher liegen, als jetzt auch die Wiedergeburt des Deutschen Reichs nach den authentischen Quellen darzustellen. Es war natürlich, daß die Ausführung eines solchen Plans lange Zeit aus politischen Gründen unthunlich blieb. Nachdem aber Fürst Bismarck die Veröffentlichung seiner frankfurter Berichte und Briefe gestattet hatte, war ich so glücklich, von ihm unter dem 19. März 1881 die Erlaubniß zu erhalten, behufs

Herausgabe einer historischen Arbeit über preußische Geschichte in den Jahren 1850 bis 1870 die Bestände der Staatsarchive, sowie die Registratur des Auswärtigen Amtes zu benutzen.

Hier bot sich nun eine kaum absehbare Fülle des trefflichsten Materials der Verwerthung dar: ministerielle Erlasse und Berichte der Gesandten, Sitzungs- und Conferenzprotokolle, Telegramme und Correspondenzen aller Art, zahlreiche Noten und Depeschen der fremden Mächte, wichtige Kammerverhandlungen und Zeitungsausschnitte, das alles wohlgeordnet in langen Reihen von mehrern hundert Aeteneonvoluten. Erwünschte Ergänzungen lieferten weiterhin die Acten des Staatsministeriums, des Großen Generalstabes, mündliche Mittheilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen, sowie für die gegnerische Politik die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau. Es war damit für den größten Theil meiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, nach den Documenten selbst, welche im Gange der preußischen Action erwachsen waren oder denselben bestimmt hatten, die Geschichte jener Jahrzehnte zu schreiben. Auf das genaueste ließ sich jede Wendung der preußischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde verfolgen. Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß nach so zahllosen unvollständigen, halbwahren oder unwahren Darstellungen hier ein treues und umfassendes Bild der preußischen Bestrebungen gegeben wird. Man wird überrascht sein, wie viele bedeutende Momente in diesem Zusammenhange zum ersten male an das Licht treten oder doch in neuer Beleuchtung erscheinen.

An keiner Stelle des Buchs habe ich meine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verleugnen gesucht. Jedoch wird man, wie ich hoffe, mein Streben nicht verkennen, die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Misgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, oder mit andern Worten, die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen.

Bei dem Mangel einer urkundlich begründeten Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen und ihrer Gegenwirkungen um die Scheide der 40er und 50er Jahre war es natürlich, daß der Verfasser in der Behandlung seines Vorwurfs auf die deutsche Revolution zurückging. Daß er dabei von den deutschen Gauverbänden ausholte und eine rasche Ueberschau über das alte tausendjährige Kaiserreich hielt, scheint weniger geboten. Denn wer zu seinem Werke greift, ist in der Vorgeschichte entweder bewandert oder überschlägt sie, um zu 1848 zu gelangen. Hier finden wir aber nun doch nicht die vom Verfasser zu erwartende Geschichte; wenn auch manche wichtige Actenstücke zum ersten male herbeigezogen oder in der erforderlichen Weise betont sind, und die Wechselbeziehungen des Parlaments und der deutschen Regierungen, zumal der preußischen, wie nicht zuvor hervorgehoben worden, so ist einerseits die Darstellung zu knapp ausgefallen, um als die noch entbehrte Geschichte jener denkwürdigen Jahre zu gelten, und hat andererseits hier der Verfasser doch wol gar zu wenig von den Eindrücken seiner Jugendzeit sich freigemacht, um sein aus der Erfahrung gewonnenes gewiegtes Urtheil über die Thatsachen vor den Widersprüchen mit den Lobeserhebungen über die Nationalversammlung zu sichern. Wenn Heinrich von Sybel (S. 171, 181, 194) diese so richtig und scharf kennzeichnet, inwiefern hatte dann Friedrich Wilhelm IV. unrecht, wenn er (S. 142) der „Masse redlicher Gesinnung und idealer Begeisterung, die neben der Wühlerei im Volke pulsirte", weder Kraft noch Klarheit zutraute? Beide Eigenschaften gingen den wirklichen Vaterlandsfreunden doch völlig ab. Es bleibt unfaßlich, wie der Geschichtschreiber nach der wahrhaften Aufdeckung aller Mängel und Fehler des Parlaments als Grund des Scheiterns seiner theils selbstgestellten, theils von der Nation ihm übertragenen Aufgabe „die innere Unmöglichkeit ihrer Lösung bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke" bezeichnen kann, „wo hier radicale Bestrebungen, dort die Macht des Sonderthums die Anziehungskraft des nationalen Gedankens noch überwogen" — um unmittelbar hinzuzufügen, „es sei ein Ruhm, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen"! Die Nationalversammlung hat doch diese Saat nicht gestreut, das haben die Patrioten von 1813—15 gethan, die Nationalversammlung hat die Gedanken nur aufgenommen und in bestimmter und einzig möglicher Richtung entwickelt; in ihrem Begriffe über das Wesen der Macht und auch nur in ihrem Instinete dafür war sie aber weit hinter das Verständniß der Väter aus den Freiheitskriegen zurückgegangen. Daß ein Geschichtschreiber vom Range Sybel's dem ohnmächtigen und unverständigen Wollen einen Hymnus weiht, ist um so gefährlicher, als im Gedächtnisse und Bewußtsein der Leser die Kritik hinter der Verherrlichung sich verlieren dürfte.

Es ist dem Berichterstatter eine wahre Genugthuung, mit dem Eintritt in die Darstellung der preußischen Union auch am Ende seiner Ausstellungen zu sein. Was noch an den folgenden drei Büchern bis zum Ausgange der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. etwa störend auffallen könnte, ist eine hie und da begegnende ironische Wendung in der Erzählung, eine gewisse spöttische Behandlung mittelstaatlicher oder überhaupt gegnerischer Politik, eine nicht völlige Freiheit von der Beurtheilungsweise des Parteimannes.

Auch diese leichten Schlacken fallen ab mit dem siebenten Buche, das mit der Erzählung vom Antritte der Regentschaft Wilhelm's I. beginnt und den eigentlichen Inhalt des großen Werks durch die wundervolle Zeichnung der Persönlichkeit des Begründers des Deutschen Reichs einleitet, deren Wortlaut so ziemlich die Runde durch die Blätter gemacht hat. Trotzdem kostet es Entsagung, diese köstlichen 10 Seiten (II, 281—291) hier nicht wiederzugeben. Das Vermögen Heinrich von Sybel's zur Charakterschilderung, zum Bloßlegen der Nerven des Seelenlebens geschichtlicher Gestalten gelangt dem großen Herrscher gegenüber am herrlichsten zur Geltung. So war unser seliger Kaiser, wie der Griffel des Geschichtschreibers seine Züge eingegraben hat in die Tafeln seiner monumentalen Jahrbücher der heldenhaften Regierung dieses Monarchen. Und langsamern Schrittes denn zuvor folgt er nun der

Bewegung des Prinzen von Preußen als Stellvertreters des kranken Königs, als Regenten durch den italienischen Krieg hindurch, der die Ansprüche Preußens auf die ihm gebührende Gleichstellung mit Oesterreich im Deutschen Bunde ebenso wie die Nothwendigkeit der preußischen Heeresreform in den Vordergrund rückte und dadurch den König, nachdem er kaum den Thron endlich bestiegen, in Zusammenstoß mit den deutschen Bundesgenossen und mit seinem Volke brachte. Mit großer Klarheit und wohl zu würdigender Unbefangenheit hat der Verfasser das Entstehen und die Gegensätze der Conflictszeit zur Darstellung gebracht, ohne mehr als nöthig bei ihr zu verweilen, ohne ihren widerlichen Erscheinungen Beachtung zu widmen. Immer das Auge auf das Ziel des Werks gerichtet, wird mit weiser Haushaltung alles Nebensächliche vermieden — gilt es ja ebenso wenig eine Geschichte der Zeit, wie etwa die des preußischen Staats zu schildern, sondern einzig die Begründung unsers Reichs; was in den Verhältnissen und Vorgängen hierfür von wirksamer Bedeutung gewesen, ist eingehender Betrachtung und Darstellung unterzogen. So mag es z. B. auf den ersten Blick befremden, den polnischen Aufstand von 1862/63 so ausführlich behandelt zu sehen. Es mußte aber die Lage Rußlands ganz klar dargelegt werden, um den ungemeinen Werth begreiflich zu machen, den Preußens damalige Haltung für das Zarenreich hatte. Dieses vergaß in der nächsten Folge den Antrag und Abschluß der Convention Preußen nicht, während andererseits die Offenheit der preußischen Politik ihr Napoleon's III. Wohlwollen zuzog und somit bei der unmittelbar darauf ausbrechenden Krisis in Dänemark die sehnlich erwünschte freie Bahn zur Entfaltung nationaler Thatkraft endlich vorlag.

Unser Urtheil über die Darstellung des Deutsch-Dänischen Kriegs auf dem Felde der Diplomatie wie dem der Schlachten ist schon abgegeben. Nur mag noch dringend gemahnt sein, daß niemand, der überhaupt das Werk zur Hand nimmt, sich durch den Umfang abschrecken lasse, den die Behandlung dieses ersten kräftig fördernden Schrittes zur Aufrichtung der staatlichen Ehre des deutschen Namens gefunden hat. Freilich wird nach der Darlegung des Ursprungs der Zerwürfnisse der Leser so ziemlich von Tag zu Tag geführt; aber er sieht auch in die ganze Tiefe des Irrthums und der Verworrenheit der Anschauungen, in denen er selbst gesteckt hat, und er gewinnt den vollsten Einblick in die riesenhafte Größe des alle Verhältnisse umspannenden Weit- und Tiefblicks des einzigartigen Staatsmannes, der bekanntlich selbst die Trennung der Herzogthümer von Dänemark und ihre Vereinigung mit der preußischen Monarchie für das schwerste Werk seiner Herkulesthaten erklärt haben soll. Heute, da Fürst Bismarck nicht mehr das Amt hat, seines Volks zu warten, ist es um so mehr des Volkes Pflicht, verstehen zu lernen, was es ihn gekostet hat, es zu einer Nation zu erheben.

Die Verlagshandlung darf mit vollem Rechte das Sybel'sche Werk den classischen Veröffentlichungen des Großen Generalstabes über die kriegerischen Ereignisse der deutschen Siegeszeit als gleich zuverlässige Geschichte der politischen Thätigkeit, welche zur Begründung des Deutschen Reichs geführt hat, an die Seite stellen. Und da diese letzten Zeilen geschrieben werden, wird schon wieder die Ausgabe des vierten Bandes angekündigt. Mit der gespanntesten Theilnahme werden die Leser sich auch diesem zuwenden.

Friedrich Bienemann.

Neue Uebersetzungen.

1. Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Dritter Band: Drei Satirendichter. Giusti. Guadagnoli. Belli. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1889. 8. 5 M.

Paul Heyse fährt dankenswerth fort, seine Kenntniß der italienischen Literatur in das deutsche Publikum zu tragen. Leider gebricht dem vorliegenden Bande zum Theil der Reiz des Neuen, denn abgesehen von den Beilagen, einigen Sonetten Belli's und der Guadagnoli'schen Nachdichtung eines weltbekannten Schwanks, deckt sich sein Hauptinhalt mit einer 1875er Veröffentlichung des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur, den „Gedichten von Giuseppe Giusti", die hier, soweit ich sehe, zum unveränderten Abdrucke gelangen, abgesehen davon etwa, daß das Gedicht „Resignation und Beschluß, einen neuen Menschen anzuziehen", neu eingeführt und die Noten um Geringes gekürzt wurden. So begegnet man auch hier jenem schon von Gildemeister's Byron-Uebersetzung gerühmten Reimpaar Faux-pas — Europa in dem Gedichte „Dampfguillotine":

Die Erfindung macht Spektakel,
Und die Pfaffen prophezeien:
Schritt für Schritt und ohne Makel
Werde nun das Reich gedeihen,
Wohlbewahrt vor jedem Faux-pas
Von Europa —

eine Uebersetzung, die sich von den Versen der Vorlage:

Rimarrà come un babbeo
L'Europeo

meines Erachtens zu weit entfernt, als daß sich nicht der Sinn um vieles glücklicher hätte wiedergeben lassen.

Sonst sind mit Liebe und verehrungsvoller Hingabe an den Text des Dichters die sämmtlichen Stücke übertragen. Sie werden kaum in dem Leser den Grad von Zuneigung und Hochschätzung für ihn gewinnen, wie es des Uebersetzers Streben und Hoffnung war, aber sie werden die Vorstellung und Erkenntniß um das Bild eines

italienischen Dichters bereichern, der an die Weltgrößen der Renaissance zwar nicht entfernt hinanreicht, aber als ein Stern in jene Dämmerung der österreichischen Gewaltherrschaft leuchtete, welche die schlafenden Kräfte des italienischen Volksgeistes in so tiefes Dunkel hüllte, daß Lamartine jenes grausame Wort aussprechen durfte: „L'Italie est la terre des morts", wie Lord Byron in ergreifenden Klageoden Rom als die „Niobe der Völker" betrauerte, die jetzt von doppelter Nacht umfangen sei, von der „Doppelnacht der Zeit und Iguoranz". So ist Giusti's Bedeutung eine vorwiegend welthistorische. Er ist ein Vorkämpfer der nationalen Freiheit Italiens. Seine Gedichte sind geistiges Tirailleurfeuer gegen die nordischen Unterdrücker. In genau derselben Beleuchtung erschienen diese beiläufig Lord Byron, der ja so lange antheilinniger Gast des geknechteten Landes war und von den Gewalthabern selbst aus einem Asyl ins andere verdrängt wurde. Feuriger Patriotismus und satirische Kampflust, ein allem Gemeinen und Gleißnerischen mit rückhaltlosem Freimuthe das fratzenhafte Conterfei vorhaltender Humor sind dieser Gedichte Kern und Wesen. Die habsburgische Polizei trifft ihre Geißel zumeist. Mit gleicher Ausdauer aber nimmt sie sich des Streberthums an und verläßt den politischen Baunkreis nur, um außerhalb desselben nicht minder kräftig Typen der verkommenen Gesellschaft zu peitschen. Eine edle sittliche Entrüstung grollt im Innern des Dichters, während das gelle Lachen des Hohns und der Verachtung die eigenen Geschöpfe zermalmt. Eine überaus knappe Versform kommt ihm hierbei zu statten. Jeder Reim klatscht und brennt in das sündige Fleisch seiner Opfer wie die Riemen der siebenschwänzigen Katze. Oft gibt der Uebersetzer diese stachlichten Verse wieder mit großem Glücke; mitunter bleibt er hinter der Wucht des Originalschlags zurück, mitunter verschärft er den Hieb. So ist die Uebersetzung der nicht eben leichten Verse des Gingillino wohl gelungen, wie die folgende Probe belegen möge. Man vergleiche:

Fu già da giovane	Diente vor Jahren bei
Cuoca e pietanza	Einem gewissen
D'un Rodipopolo	Staatsrath als Köchin
Su di Finanza	Und leckrer Bissen —

und um eben dort durch das umfangreichere Beispiel einer Sestine die Mustergültigkeit der Wiedergabe zu beleuchten, vergleiche man im Original:

Pesca una date e ridi del decoro
(Della virtù, si sa, non e discorro);
Che se piacese all' Eccellenze loro
D'appiccicarti un canchero, un camorro,
Purchè ti sia la pillola dorato,
Beccala e non badare alla facciata.

Der Uebersetzer:

Fisch' eine reiche Braut; des Anstands (ohne
Von Tugend erst zu reden) magst du lachen.
Und woll'n dich deine gnädigen Patrone
Mit einem kleinen Scheusal glücklich machen:
Ist sie nur hübsch vergoldet, schlucke munter
Die Pille sonder Maulverziehn hinunter.

Ebenso erweist sich jene köstliche Stelle, die mich in der „Verlobung" immer wieder so heiter stimmte:

Gesondert betreten	Dort trippelt ein Bäschen,
Die Vestibüle	Ein Mühmchen vom Lande.
Die Aristokraten	Ein Kämmerer hüben,
Und die Crapüle.	Ein höfischer, feiner;
Hier rümpfet das Näschen	Ein Lebküchler drüben,
Die Dame vom Stande,	Ein bäurisch gemeiner —

als die wahrhaft geistesverwandte Nachbildung eines Meisterwerks, wenn man Wort für Wort oder Accord um Accord das Original vergleicht.

Nicht so völlig will die Wiedergabe dem feinern Schmelze der eigentlichen Lyrik Giusti's gerecht werden. Mögen die Nachbildungen für sich allein noch schlichte Reize üben, so erblassen sie tief vor den Farben des Originals. Mit innigster Nach- und Anempfindung ist der Uebersetzer dem schwermüthigen Seelenzuge seines Vorbildes gefolgt, aber sein sprachliches Material versagt, die feinern und zartern Schwingungen der Melodie und die leisern Abstimmungen des Gedankens und des Gefühls zum vollen Widerklange zu wecken. Die großen Schwierigkeiten, welche innerhalb der politischen Gedichte die entrückte Weltlage, in welche der Leser sich erst künstlich zurück- und hineinversetzen muß, sowie der ganze fremdartige Ton und der Moderhauch abgestorbener Verhältnisse und Beziehungen einer Verdeutschung entgegenstellten, sind hier zwar entfallen, da uns hier das unmittelbare Herzensleben und die innerste Menschlichkeit Giuseppe Giusti's in ihrer keuschen edeln Natur gegenübertritt, aber der Tonzauber des Originals und seine reichen Lautmodulationen, sowie die weiche musikalische Getragenheit dieser Strophen spotten des lautlich um so vieles farblosern deutschen Wortes und der spröden Härte seines Silbenfalls selbst dort, wo die Worte für sich in höherm Grade zur Uebereinstimmung gelangen, als es in folgender Strophe des Gedichts „All' amica lontana" der Fall ist, welche der Uebersetzer in der Form reicht:

Wir werden sterben; doch getrennt von hier
Winkt uns zu neuer Lieb' ein neuer Stern.
Dann, Liebste, leben wir
Ein bessres Leben, allem Wandel fern,
Und unser heißes Sehnen
Wird schöner dort gestillt, als wir es wähnen.

Die Originalstrophe lautet folgendermaßen:

Morremo, e sciolti di quaggiù n'aspetta
Altro amore, altro sorte ed altra stella.
Allora, o mia diletta,
La nostra vita si farà più bella;
Ivi le nostre brame
Paghe saranno di miglior legame.

Von einem Leben, „allem Wandel fern", verheißt der Dichter der Geliebten nichts; vielmehr prophezeit er ihr in der folgenden Strophe das gerade Gegentheil, einen sehr wandelreichen Sternenflug:

Di mondo in mondo con sicuri voli —

d. h. einen Flug auf sichern Schwingen von Welt zu Welt,

von Sphären zu Sphären, wo ihre seligen Geister die Wunder Gottes schauen und sich entzückt in ihre ewigen Harmonien versenken würden.

Zum Schlusse noch einige Worte über die beiden Beilagen. Was zunächst den Schwank Antonio Guadagnoli's: „Die Zunge einer Frau auf der Probe", angeht, so ist derselbe völlig ungeeignet, um durch ihn irgendwelche Vorstellungen von der Art seines Dichtens zu gewinnen. Die Versifikation einer vorgebildeten Schnurrpfeiferei ist nicht fähig, das Charakterbild eines Poeten zu entwerfen. Andere Proben aber liegen nicht vor. Somit gehen wir über zu den dreißig Sonetten, die der Uebersetzer aus dem poetischen Schatze hob, welchen seinem Volke Giuseppe Gioacchino Belli hinterließ. Belli ist ein Sittenschilderer, kein Sittenprediger, mag die „Moral von der Geschichte" vielen dieser Gedichte auch auf der Stirn stehen. In einer Unzahl von Sonetten hat er eine Masse culturhistorischen Materials gesammelt, welches sich zu einem sprechenden Mosaikbilde des römischen Volkswesens und Volkstreibens seiner Zeit gestaltet. In den einzelnen Gedichten spiegeln sich die einzelnen hervorstechenden Züge des Lebens der plebe di Roma der letzten Jahrzehnte, ihre Art und Sitte, ihre Anschauungen und Vorstellungen, ihr Lieben und Hassen, ihr Volkswitz und ihre Thorheit, ihr Glauben und Wähnen, kurzum, ihre ganze Originalität, die entschleierte Volksseele, wie sie weinte und lachte, ehe ihre Ursprünglichkeit und Natürlichkeit durch die Zuflüsse internationaler Culturströmungen getrübt ward. Daß die hier mitgetheilten dreißig Sonette nicht das gesammte Bild wiedergeben, wie es die Kunst des italienischen Dichters gestaltete, ist natürlich; sie reichen aber aus, um Einblicke in das Wesen und die Mittel dieser Kunst zu erschließen. Da ergibt sich denn als ihr Hauptcharakterzug, daß in dem engen Rahmen eines jeden Sonetts ein scharf ausgeführtes, mit ungemeiner Lebendigkeit gefärbtes Stück Leben erscheint, das mitunter mit wahrhaft dramatischer Kraft in vierzehn Zeilen den Inhalt einer ganzen Komödie entfaltet, zum mindesten aber an jene gedrungenen inhaltsvollen Scenen erinnert, in welchen Shakespeare und Goethe in blitzartiger Beleuchtung der Phantasie ungeahnte Weiten eröffneten oder einen vollen in sich abgeschlossenen Ausschnitt des Menschenseins erhellten. Den römischen Dialekt als Dialekt im Deutschen nachzuahmen, mußte natürlich unzukömmlich scheinen, und so geht denn auch ein Theil äußerer Localfarbe der Uebersetzung verloren, aber doch nicht zu viel, als daß das allgemein Menschliche in Mitleidenschaft gezogen würde. Ich wähle zur Veranschaulichung das Sonett „Er marito pascioccone":

Ob er mich liebt? Der arme gute Mann!
Dem könnt' ich Eier im Gesicht zerschlagen,
Er muckste nicht. Ich sollt' es zwar nicht sagen,
Doch einen bessern trifft man nirgends an.

Des Abends, armer Narr, ist er schachmatt,
Da läßt er dann mir den Gevatter kommen,
Der führt mich aus; er kann zu Bett sich legen.
Und darum, seht Ihr, Frau Vincenza, hat
Er Glück bei allem, was er vorgenommen,
So sichtbar gibt der Himmel seinen Segen.

Dem „Pe ffàmme diverti, fferta o nun festa" der ersten Dreizeilen ist freilich die Uebersetzung weit entfernt, gerecht zu werden, aber sie läßt doch immerhin die Vortrefflichkeit des musterhaften Gatten in genügendem Lichte erscheinen. Und so ist denn in der That die deutsche Literatur in wohlgelungenen Nachbildungen um zwei italienische Dichter reicher geworden, die an sich zwar als höchst originelle Talente interessant genug sind, wiewol ihre geistige Flugbahn an gemessene Grenzen gebunden bleibt, aber in um so höherer Bedeutung erscheinen, je mehr sich in ihren Werken unvergängliche Documente der italienischen Volks- und Culturgeschichte offenbaren. Einleitungen des Uebersetzers vermitteln bequem und gewinnreich zwischen dem unkundigen Leser und den fremdartigen Erscheinungen, zu welchen man auf solche Weise bald in ein vertrauteres Verhältniß rückt, wenn die Gesammtabschätzung der vorgeführten Größen auch hier nicht zu jener hohen Rangstufe folgen kann, auf welcher seinen Lieblingen der Herausgeber huldigt.

2. J. L. Runeberg's König Fjalar. Deutsch von Gottfried von Leinburg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 3 M.

Nahezu ein halbes Menschenalter ist vergangen, seit der Freiherr Gottfried von Lüttgendorff-Leinburg König Oskar I. von Schweden seine Prosaübersetzung der Tegnér'schen Frithjofssage widmete, und wieder eine lange Reihe Jahre ist dahingegangen, seit er seine geliebte Nachbildung in neuer Gestalt König Karl XV. „als schuldiges literarisches Erbtheil" seines hohen Vaters weihte. Aber schon in dieser seiner zweiten Bearbeitung der „Frithjofssage" durfte er sich rühmen, daß seine „treuen und unablässigen Bestrebungen auf dem Felde der drei skandinavischen Literaturen" nicht fruchtlose gewesen seien, und wer Gottfried von Leinburg's Uebersetzung der Oehlenschläger'schen Nordlandssage „König Helge" und seinen „Hausschatz der schwedischen Poesie und Prosa" kennt, der wird ihm freudig unter denen einen Platz einräumen, die sich durch die Vermittelung nordischer Geistesschätze um die deutsche Literatur Verdienste erworben haben. Ohne Frage ist er einer der gründlichsten Kenner der neuern nordischen Literatur und ihrer innersten Beziehungen, und zahlreiche eigene Arbeiten kommen auch diesem seinem neuesten Werke in einer Fülle lichtvoller Erläuterungen zu dem Texte seiner Vorlage zu statten. Der Inhalt dieser Vikingermär ist nicht eben reich. Die Gestalten umgibt die blutige Aureole des nordischen Seeheldenthums der Vorzeit. Altehrwürdige Könige und kampfergraute Kämpen, blondgelockte Jünglinge und rosige Jungfrauen sinken dahin unter dem unentfliehbaren Verhängnisse eines tragischen Geschicks. Wir stehen unter dem düstern Zauber der Welt Ossian's. Ihr entlieh der Dichter Denk- und Empfindungsweise seiner Figuren, den Ton seines Vortrags und das Colorit seiner Scenen. Und

in jeder dieser Beziehungen ist ihm der Uebersetzer mit feinem Takte nachgegangen. Sprachliche Flecken wie S. 102:

Da begann der König:
„Mir gedenkt eines Tages —“

sind vereinzelt. Sonst sind Ausdruck und Rhythmus wohl abgewogen. Vortrefflich ist die Wiedergabe jener ergreifenden Schlußverse, in welchen sich der titanische Stolz des greisen Königs vor der furchtbaren Macht der Götter beugt:

„Die See geht hohl,
Es heult der Orkan;
Doch ihr zuckt mit den Augenbrau'n,
Und ruhig legen sich Sturm und Welle.
Das Meer selbst gehorcht,
Wenn ihr winkt, ihr Mächt'gen:
Das Meer, das so oft schon hinab
Den Stolz von ganzen Geschwadern schlang
In die Nacht seines gähnenden Schlunds: —
Es hat nicht die Macht,
Hinunterzuschlingen das lockige Haupt
Nur eines armen
Verstoßnen Kinds.
Ihr ewigen Lenker
Des ird'schen Geschicks!
Jetzt habt ihr mich furchtbar
Die Allmacht gelehrt
Eures göttlichen Arms.
Jetzt schäm' ich mich nicht mehr,
Vor euch in Demuth
Zu beugen und Ehrfurcht
Den schneeigen Scheitel.
Ich habe die Erde,
Habe das Leben satt,
Und menschliche Größe
Ist winzig klein geworden
In meinen Augen: —
Hinauf will ich gehen,
Hinauf, wo ihr sitzt
Im Lichte Walhallas.“
Sprach's, nahm das Schwert
Und schnitt sich ruhig
Runen des Tods
In den offnen silber=
haar'gen und narbigen
Heldenbusen.
Quellreich spritzte
Das Blut hervor,
Und stumm und düster
Mit dem des Sohnes
Mischte der Vater
Schrecklich das seine.

In der folgenden Dichtung wird unserer Literatur ein Geschenk der holländischen zutheil:

3. Die Schöpfung. Ein Gedicht von J. J. L. ten Kate. Aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen durch Victor Zimmermann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.=G. 1890. 8. 3 M.

Das Gedicht feiert in hochgehendem Hymnenstile die einzelnen Abschnitte des Schöpfungswerks. Der Hoheit des Themas wird die Schwungkraft der stetig wechselnden vielartigen Rhythmen nicht minder gerecht als die Farbenglut der Sprache. In großartigen Bildern zieht an uns der Werdeproceß der Welt vorüber. Engelchöre rauschen darein und Gesänge der Sterne, die Erde wird grün und Vogellieder erklingen. Berge und Ströme werden geboren und die Thierwelt breitet sich aus in ihrer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit und endlich krönt die Wunder des Paradieses der Mensch, des Schöpfers Meisterwerk:

Und „Vater! Vater!“ schallt das erste Menschenwort!
Das erste Menschenwort, ein erster Lobaecord!

Hier beginnt das Ganze, dessen Aufbau überhaupt eines festen Grundrisses ermangelt, lehrhafte Betrachtung zu trüben, aber das echte Preislied, welches der Mensch seinem Herrn und Schöpfer weiht, ist wiederum von psalmodischer Kraft durchdrungen. So ist das Werk reich an manchen Schönheiten, die trotz der nicht immer grammatisch reinen, wenn auch flüssigen und schwungreichen Sprache des Uebersetzers zu hellem Widerscheine kommen; aber die Composition an sich gibt sich als zu unruhig zwischen Epos und Hymnendichtung flatternd. Auch wird die Unmittelbarkeit unserer Theilnahme dadurch geschwächt, daß wir nicht das Ganze in eigener Anschauung miterleben, sondern nur als Visionen Moses', zwar in reich abgestuften Farbenspielen und dramatischen Lebens nicht ermangelnd, an uns vorübergleiten sehen. Durch dies alles aber wird die tiefe religiöse Weihe nicht getrübt, welche über der gedankenreichen Dichtung ausgebreitet liegt, bis der Dichter sein Schöpfungslied seinem Schöpfer mit den Worten zu Füßen legt:

Der Seemann bringt am frohen Ziele
Sein Kleid, noch feucht, als Weihgeschenk:
So leg' ich, Herr, mit scheuem Beben
Die Feder dir zu Füßen nieder:
Nimm, Schöpfer! du aus Gnade wieder,
Was du aus Gnade hast gegeben!

Die deutsche Uebersetzungskunst aber ist in den drei vorliegenden neuesten Werken ihres Fleißes um werthvolle Kränze reicher geworden. Adalbert Schroeter.

Romane und Novellen.

1. Graf Floris. Historischer Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1889. Gr. 8. 6 M.

Erst kürzlich hatten wir Gelegenheit, einen Roman der Verfasserin zu besprechen (Nr. 31 d. Bl. f. 1889) und uns der Gabe zu erfreuen, mit welcher sie unsere verhältnißmäßig arme gute Romanliteratur bereichert hat. Wir sind ihr zu Dank verpflichtet, daß sie durch den Roman „Graf Floris“ eine solche Gabe wiederholt hat, um so mehr, als sie diesmal sich auf geschichtlichem Boden bewegt, und wir müssen ihr das Recht, das neue Werk

einen geschichtlichen Roman zu nennen, in vollem Maße zugestehen. Die Vorzüge, die wir an dem erstern, bereits besprochenen Buch „Ein Sohn" aufzählten, zeichnen auch das neue aus; es kommen aber noch andere dazu. Wir werden oft die Wahrnehmung gemacht haben, daß wir, so weit wir nicht Gelehrte von Fach sind, eine lebendige Vorstellung geschichtlicher Personen, Begebenheiten, Zustände und Verhältnisse durch Vermittelung der Dichtung besser erhalten als durch die Geschichtschreibung, wenn nur der Dichter sich befleißigt und es versteht, seine Dichtung mit der Wahrheit in das richtige Verhältniß zu setzen, statt, wie es leider oft genug geschieht, die Armuth der Dichtung mit dem Reichthum der Geschichte zu verdecken oder aufzuputzen. Daß die Verfasserin nicht nöthig hat, diesen letztern Weg einzuschlagen, sondern befähigt ist, den Leser auf den erstern zu führen, ist einer der Hauptvorzüge ihres „Graf Floris". Der Befreiungskampf der Niederlande gegen Spanien in den letzten Zeiten des Schreckensregiments des Herzogs Alba bis zur Vereinigung Hollands und Seelands mit Geldern, Gent, Friesland, Utrecht, Overyssel und Groningen, welcher später zur „Utrechter Union" führte, bildet nicht etwa nur den sogenannten Hintergrund, von dem sich die Dichtung so scharf abhebt, daß man beides sofort voneinander unterscheidet, sondern beides ist so fest miteinander verbunden und ineinander verwebt, daß der Leser die Verschiedenheit ganz vergißt und sich nur gleichsam des kunstvollen Gewebes erfreut. Mit welcher Klarheit und doch wie kurz sind die politischen und socialen Zustände der Zeit, mit welcher Sicherheit sowol Umriß als Charakter der auftretenden Personen gezeichnet, die wir in frisch pulsirender Lebendigkeit handeln sehen und reden hören, diejenigen der höchsten Kreise des holländischen Adels ebenso, wie die wilden Recken der Wassergeusen auf ihren Schiffen und im Wirthshause zu den „Drei Heringen!" Erwägt man, daß der Roman aus der Feder einer Dame geflossen ist, so gereicht ihr dies alles zum doppelten Ruhme. Ihren Frauengestalten so gerecht zu werden, wie es geschehen ist, konnte der Frau eher gelingen als einem Manne, der schwerlich alle die feinen weiblichen Züge der Selbstaufopferung, der Ehrfurcht für das väterliche Gebot, der Liebe, der Eifersucht, der zähen Ausdauer im Leiden und in übernommener Pflichterfüllung, des züchtigen Sinnes so getroffen hätte, wie die Verfasserin, und schwerlich so enthaltsam gewesen wäre, der leichtfertigen Wirthstochter Vollmina nicht auch derb sinnliche Züge in ihren Charakter und in ihr Gesicht zu zeichnen, während Frau von der Elbe auch für diese noch einige Farben unvertilgbarer Weiblichkeit zu mischen verstanden hat. An weiblicher Charakteristik ist Susanne von Mornix ein Musterbild.

Mit feinem Kunstsinne hat Frau von der Elbe die Thatsachen und Begebenheiten so auf den ganzen Roman vertheilt, daß im ersten Bändchen die Handlung nur langsam vorwärts schreitet, während sie im zweiten rasch, Schlag auf Schlag, sich entwickelt, sodaß der Leser nie ermüdet und das Buch nicht einmal aus der Hand legen mag. Dabei hat sie aber doch, im ersten ebenso wie im zweiten Bändchen, noch Raum gefunden, ihr Werk auch culturhistorisch auszugestalten und mit landschaftlichen Bildern vollendeter Wahrheit und Treue zu schmücken.

Die Sprache hat die Verfasserin vollkommen in der Gewalt; nie verirrt sie sich in Schwulst; nie gebraucht sie ein Bild, was nicht vollkommen zuträfe; nie gefällt sie sich in künstlichem Periodenbau, sondern schlicht, einfach und anspruchslos fließt die Erzählung dahin. Sie wird auch nicht mit philosophischen Betrachtungen unterbrochen, sondern die Philosophie liegt in der Handlung und im Gespräche. Von ihren Bildern nur ein Beispiel (S. 63, II):

Es war nicht anders möglich, eine Fülle von Gedanken und Erfahrungen mußte, wie Perlen auf dem Meeresgrund, tief in ihrer Seele ruhen.

Von den erwähnten Gesprächen finden sich im achten Kapitel mehrere und von ergreifenden Seelenzuständen ist wol S. 27, II, das vollendetste an Form und Inhalt. Floris hat die Gräfin Reina vom Feuertode gerettet. Das Schloß brannte. Sie liebt ihn, aber er ahnt es nicht und eilt von der Geretteten, die kaum angekleidet ist, fort, um ihr eine von den Frauen zu senden. Sie erkennt, daß er sie nicht liebt:

O er that ja recht, sie jetzt in Frauenhand zu geben! Wenn er sie aber geliebt hätte, würde er nichts empfunden haben, als das Glück, sich mit ihr der überstandenen Gefahr, der wunderbaren Rettung zu freuen. Dann wäre jetzt sein Gefühl übermächtig geworden. Sie hatte es ja längst geahnt, daß sie keine Erwiderung ihrer heißen, unbezwinglichen Neigung finde; mit solcher Gewißheit, wie nun, war jedoch noch nie die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe klar geworden u. s. w.

Möge die Verfasserin sich treu bleiben in ihrer vornehmen Art der Romanschreibung und an dem Aufbau des Dammes mithelfen, den man in neuester Zeit der Colportenrliteratur entgegenzusetzen bestrebt ist.

2. Im Banne der Aphrodite. Drei Novellen von F. Heitmüller. Altona, Reher. 1890. 8. 4 M.

Der Titel bezieht sich nur auf die erste Novelle. Von der Liebe freilich handeln auch die beiden andern recht anziehenden Geschichten. Die Liebe ist aber in beiden Fällen unglücklich. Stoff zu etwas eingehenderer Besprechung bietet nur die erste Novelle. Sie liegt im Jahre 362 n. Chr., der Ort der Handlung ist Byzanz. Und wenn man diese Zahl liest, sollte man glauben, es handle sich um ein historisches Ereigniß. Es ist aber nur die Geschichte eines Künstlers, der von Athen nach Byzanz gewandert ist, der im Kampfe des Christenthums mit dem Heidenthume aufwächst und sich entwickelt. Daneben sind Naturschilderungen sehr, vielleicht zu häufig hineingewebt und wir erfahren stets, was für Wetter bei dieser oder jener Scene ist. Das Einzelne des Romans können wir übergehen. Die Hauptsache ist, daß der Künstler die Statue einer Aphro-

dite meißelt, deren Schönheit selbst die auf sie eindringenden christlichen Bilderstürmer besiegt, sodaß sie von der Zerstörung ablassen. Unter diesem Haufen fanatischer Christen ist auch Melanthe, die Frau des Künstlers, den sie vergebens zum Christenthume zu bekehren suchte. Sie hatte zuerst den Hammer gegen das Bild erhoben. Die Idee der Erzählung wird in einem Nachwort ausgesprochen:

Die hellenische Weltanschauung und der christliche Glaube sind die denkbar schärfsten Gegensätze; aber in der Kunst sollen sich alle Gegensätze ausgleichen. In einer kommenden Zeit werden auch im Leben sich die großen Gegensätze: Homeros und Christus, versöhnt haben.

Mit diesem Troste wurde damals die Cella des Aphroditetempels, das Atelier des Künstlers, wo sein Werk stand, vermauert. Die Jahrhunderte sind daran vorbeigezogen, und als in unserer Zeit ein Zufall die Celle ans Licht brachte und die schimmernde Göttin in alter Schönheit wieder auferstand, da war die Zeit erfüllt — die neue Zeit war da; man nannte jetzt das Bild „Venus Anadyomene, aus spätrömischer Zeit. Unbekannter Meister". Darauf, daß des Künstlers eheliches Glück durch sein Werk zu scheitern drohte, kommt für die eben mitgetheilte Idee nichts an. Der Idee selbst aber wird schwerlich allgemeiner Beifall gezollt werden, weil in ihr die Negation des Christenthums liegt. Der Schönheitscultus konnte die hellenische, er kann aber unmöglich die christliche Weltanschauung befriedigen. Worin nun das vermittelnde Prineip liegen soll, hat der Verfasser nicht gesagt und wird es auch nicht sagen können.

3. Jenseits des Grabes. Novelle von Leo Warren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.

Der Verfasser wird es uns nicht übel nehmen, wenn uns beim Lesen seiner Novelle Romeo und Julie einfällt. Es ist ja trotz der Verwandtschaft ein großer Unterschied in der Sachlage. Julia erwacht zu spät vom Scheintod: Romeo hat sich bereits am Sarkophage vergiftet. Aber Edmée, die Heldin der Novelle, erwacht rechtzeitig vom künstlichen Tode und geht mit ihrem Geliebten ihrem Gatten, Herrn Alfons von Thermiguy, durch. Erst ein verhängnißvoller Zufall führt den letztern auf ihre Spur, sodaß er mit Hülfe der Polizei des Königs, Ludwig XIV., und namentlich des Polizeiministers, der die Gruft durchsuchen läßt, das entflohene Paar entdeckt und dieses nun beichten muß. Wir wollen hier nicht erzählen, wie die tugendhafte Edmée dazu gekommen ist, ihren noch viel tugendhaftern Mann so zu betrügen, und nur bemerken, daß wir die abenteuerliche Geschichte eher von einer französischen, als von einer deutschen Feder erwartet hätten. Aber es ist ganz in der Ordnung, daß der Verfasser sie wenigstens nach Frankreich, nach Paris und zum Theil an den Hof gerade des genannten Königs verlegt. Mit Recht hat er es der Treulosen schwer gemacht, schließlich die Vergebung des Gatten zu erbitten, sodaß erst das hinter dem schweren Thürvorhang hervortretende, also doch wol als ultimo ratio bereit gehaltene Kind von drei Jahren den Zorn des Betrogenen bannt und ihn bestimmt, die Gnade des Königs für die Verbrecher anzurufen, die dieser auch gewährt. Dies ungefähr ist der Commentar zu dem Titel. Von Unsterblichkeitsgedanken, wie man etwa meinen könnte, ist keine Rede. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß es auch in Deutschland Leute geben wird, die derartige Geschichten mit Interesse lesen mögen; aber eins werden auch sie dem Verfasser nicht verzeihen. Herr von Thermigny hat nämlich seiner verstorbenen Edmée ein wundervolles Mausoleum erbauen lassen, hat es Jahre lang mit den herrlichsten Blumengewinden geschmückt, am Sarkophage gekniet, gebetet, geweint und dies alles — nachdem der Vogel schon ausgeflogen, mit dem Geliebten übers Meer geflohen und Mutter jenes Kindes geworden war. Das erregt ein Gefühl, daß man schließlich ex tunc lachen muß und fast den Abscheu vor dem durchtriebenen Treubruch vergißt. Hierzu kommt noch eine — wir müssen es offen sagen — lächerliche Aeußerlichkeit der Buchausstattung, nämlich jene sogenannten Originalzeichnungen, die ein Marginalschmuck des Buchs sein sollen. Man kann kaum häßlichere oder, wenn man will, komischere Figuren und Mienen sehen.

Viel lesenswerther ist das folgende Buch:

4. Das Glück der Erde. Novellen von Gottfried Böhm. München, Beck. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat schon mehrere glückliche Proben seines erzählenden und dramatischen Talents gegeben. Das vorliegende Buch ist vielleicht die glücklichste. Es sind sechs Novellen: „Das Glück der Erde", „Das Schreckhorn", „Der arme Papa", „Der Wolf im Schafspelz", „Die Erbin des Fräulein von Kuchanoff", „Der Schrei der Natur". Die Form der Erzählung ist überall vornehm, geistreich, fließend, klar und übersichtlich. Zuweilen freilich besticht sie uns, denn unter dem Banne des bezaubernden Redeflusses glauben wir, etwas für wahr zu halten, was wir, wenn wir nicht bestochen wären, für unwahr halten würden. Dies gilt besonders von der vierten Novelle: „Der Wolf im Schafspelz". Mit Ausnahme der letzten Erzählung spielen sie alle in höhern Gesellschaftskreisen, und es dünkt uns, als habe der Verfasser mit der letzten Geschichte eines jungen armen Dorfschullehrers hoch oben im Gebirge einen für die erstern nicht gerade vortheilhaften, sehr scharfen Gegensatz zeichnen wollen. Er hat in jenen die Tiefen und Untiefen des Herzens der Frauen und der Mädchen, in der letzten Erzählung die klare Einfachheit und die unantastbare urwüchsige Reinheit eines solchen Herzens; ferner dort die blasirte Unverschämtheit sogenannter aristokratischer Männer und Frauen, Väter und Mütter, bei aller Leerheit von Kopf und Herz — und hier die Ehrenhaftigkeit des in den verkommensten und ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsenen, sich selbst überlassenen, nur von einer großen und tiefen Liebe zu jenem reinen Herzen getragenen und gehobenen jungen

Schulmeisters mit der ihm eigenen vorhin angedeuteten Beredsamkeit geschildert. Und die ist so hinreißend, daß man jede Erzählung in ununterbrochenem Zuge bis zu Ende lesen, dann aber das Buch hinlegen und scharfe Prüfung mit sich anstellen muß, ob wir frühern Grundsätzen noch treu bleiben wollen oder nicht; ob wir eine Frau, die ausgeglitten oder vielleicht auch gefallen ist, wirklich nur als eine Sünderin gegen die gesellschaftlichen Anschauungen verurtheilen, im übrigen aber unter der Macht ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer Weiblichkeit bemitleiden und bewundern sollen, aber keinen Stein auf sie werfen dürfen. In den Fluß seiner Erzählung wirft er leuchtende Gegensätze hinein, z. B. den Gedanken der Braut im Augenblicke der Trauung:

Mein! Sein! Das Unwiderrufliche, welches in allen übrigen Lagen des Lebens mit leiser Bangigkeit erfüllt, steigert und besiegelt in der Liebe nur das Bewußtsein, oder wie pessimistische Philosophen es nennen: den Wahn des Glückes. (S. 44.)

Von einem einfachen, ehrlichen Prinzen wird gesagt:

Die menschliche Rede war für ihn ein Werkzeug der Noth und des Bedürfnisses; nicht ein verfeinertes Instrument, auf dem man zuweilen zum bloßen Vergnügen spielt. (S. 101.)

Mit den treffendsten Bildern schmückt er seine Erzählung, z. B. S. 156:

Am frohesten waren die jungen Eheleute, wenn sie von der Zukunft sprachen. Die schönste Landschaft bedarf eines Hintergrundes, die glücklichste Gegenwart einer Hoffnung.

Einer schönen vornehmen Frau legt er die Worte in den Mund:

Die Männer sind manchmal blind in ihrem Egoismus, und während sie wähnen, daß man sie vergöttere, wo man ihnen himmelhohe Hörner aufsetzt vor aller Welt, übersehen sie ein Herz zu ihren Füßen, das im Todeskampfe verzückt! Aber freilich, es begreift sich leicht! Sie alle sind Naturforscher, deren Wahrnehmungen sich nur bis an die Schneegrenze eines gewissen Alters erstrecken. Sie suchen nur die Monatsrosen und Gänseblümchen auf der Flur; für das Edelweiß in den höhern, kältern Regionen haben sie selten Sinn. Wir Frauen sind darin ganz anders!

Dieselbe Frau spricht dann als Moral einer Geschichte, die sie erzählt hat, aus:

Man soll nie um die Freundschaft einer Frau unter vierzig Jahren werben und sie soll sie keinem gewähren, wenn ihr ihre Ruhe und ihre Ehre lieb ist; denn diese vielgerühmte sanfte Freundschaft ist in der Regel nichts anderes, als der Schafpelz, unter welchem der reißende Wolf der Leidenschaft sich verbirgt, anwächst und groß wird, bis er Glück und Frieden verschlingen kann.

Noch ein Citat müssen wir zur Erläuterung eines vorhin nur kurz angedeuteten Gedankens mittheilen. Eine durch Liebe und Untreue todtunglücklich gewordene Gräfin sagt:

Darin liegt ja vielleicht gerade die untergeordnete (?) Stellung der Frau in der Gesellschaft; sie hat nicht die gleiche Ehre wie der Mann, während in seinem Leben der Liebe nicht die gleichen Rechte und insbesondere nicht dieselben mildernden Umstände eingeräumt werden. Wenn eine Frau gefallen ist aus Liebe, gibt es immer etwas zu ihrem Gunsten zu sagen. Sie ist des Mitgefühls empfindsamer Seelen sicher und die Poesie hält ihr nicht selten eine glänzende Vertheidigungsrede. Auf den Mann findet das alles keine Anwendung; für ihn ist die Forderung der Diensttreue eine absolute, denn nicht allein das Wohl einer Familie, das Wohl des Staats beruht darauf. Alle seine Handlungen haben eine höhere Consequenz und nur die Liebe leichter zu nehmen, ist ihm zuweilen erlaubt. Er fordert von uns das Opfer unserer Ehre und wenn wir von ihm ein Gleiches verlangen, lacht er uns ins Gesicht.

Wir haben absichtlich diese Stellen, die wir noch um viele vermehren könnten, wörtlich und ohne weitere Bemerkung mitgetheilt, weil sie zugleich Stil- und Gedankenproben darstellen. Und wenn wir letztere auch nicht immer ohne weiteres unterschreiben wollen, so bieten sie doch viel Reiz und Anlaß zum Denken und zur Selbstprüfung. Von Uebertreibungen können wir aber den Dichter nicht ganz freisprechen. Sein „armer Papa" ist ein Charakter, an dessen Möglichkeit wir weder glauben können noch mögen, und es wäre ein Schlag für unsere Menschenkenntniß, wenn uns der Verfasser entgegnen könnte: „Es ist eine wahre Geschichte."

5. Seltsames und Ernsthaftes. Novellen von Erich Gustavsen. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 2 M.

In einer Reihe kleiner Erzählungen, die alle gut, aber sonst ziemlich unbedeutend geschrieben sind, gibt uns der Verfasser sehr Verschiedenes. Daß Zeitfragen dabei berührt sind, müssen wir dem Verfasser danken; auch die Ironie, mit welcher er den „Sieg des Socialismus in Ikarien", als eine historische Erzählung schildert, die im Nachlasse des im Jahre 2050 verstorbenen Dr. X gefunden worden sei, verdient Anerkennung, und wahrhaft rührend ist die Geschichte des Schiffbrüchigen eines für die Größe Deutschlands begeisterten Achtundvierzigers, der in den funfziger Jahren als ziemlich junger Mann mit einem einzigen Begleiter an eine einsame, gänzlich unbewohnte Insel verschlagen wird, dort wie Robinson sein Leben Jahrzehnte lang fristet, endlich ein Paket Zeitungen aus einem gestrandeten Schiffe an seine Insel geworfen findet, aus denen er die Wiedergeburt des Deutschen Reichs erfährt. Er liest und liest — und stirbt.

Die Geschichte „Der unheimliche Maskenball" zur Zeit August's des Starken, angeblich den hinterlassenen Aufzeichnungen eines Grafen N. entnommen, fesselt, aber befriedigt nicht, denn er sagt uns nicht, wer die räthselhaften, unheimlichen, allwissenden Masken: Narr und Mönch, waren. Und das wäre um so mehr die Hauptsache gewesen, als der Verfasser seiner Geschichte den Schein der Wahrheit gibt.

An der Geschichte „Die Alten und Jungen" will es uns dagegen wohl einleuchten, daß der alte Präsident seinem achtzehnjährigen Sohne so ernst, nachdrücklich und überzeugungstreu die Schwärmerei für ein einiges Deutschland unter einem mächtigen Kaiser ausreden will u. a. m. (die Geschichte fällt in die Zeit von 1861 und 1862), in derselben Stunde aber seine eigenen Burschenschaftsabzeichen, Mütze, Band und Ziegenhainer, die sein Enkelchen auf dem Boden gefunden hat und ins Zimmer bringt,

nachdem er die Thüre vorher verschlossen hat, anlegt, sich im Spiegel wohlgefällt und endlich leise singt:

Das Haus ist zerfallen,
Was hat's noch für Noth u. s. w.

Es lag eben eine ungeheuere Macht der Wahrheit in jenen „Schwärmereien"!

6. Eva's Töchter. Von E. Vely. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 5 M.

Daß der Dichter in einem als Ganzes sich darstellenden Werke, Novelle oder Roman, die Schattenseiten, Schwächen, Laster, kurz die Flecken der Gesellschaft aufdeckt und geißelt, finden wir ganz in der Ordnung. Wenn aber, wie in unserm Buche, nicht ein Ganzes, sondern eine Vielheit zusammengesuchter einzelner Scenen gegeben wird, die alle jenen Zweck gleichmäßig, wenn auch zuweilen in pikant geistreicher Form verfolgen, so ermüdet der Leser und legt das Buch bald wieder aus der Hand.

Adolf Fleischmann.

Dramatisches und Theatralisches.

1. Geschichtsdramen von Peter Lohmann. Dritte Auflage. Ausgabe in einem Bande. Leipzig, J. J. Weber. 1890. 8. 4 M.

Schiller schritt, um Stoffe für seine tragische Kunst zu finden, durch die Geschichte der verschiedensten Völker, in seinen Entwürfen taucht er ins römische und griechische Alterthum zurück, streift an die Märchenwelt Shakespeare's in der „Gräfin von Flandern", modelt an der Gestalt Heinrich's IV., ergreift Byron'sche Stoffe in den „Flibustiern" und naturalistische Motive in der tragisch gedachten „Polizei". Schiller wünschte sich einst sehnlich einen modernen Hyginus; seinen Nachfolgern hat er selbst eine Sammlung hyginischer Dramenstoffe in seinen Entwürfen zurückgelassen. Peter Lohmann's Sammlung von Geschichtsdramen wetteifert mit diesen in der Vielzahl und Mannichfaltigkeit der dramatischen Stoffe; die Weltliteratur hat sich der meisten von ihnen bemächtigt und der Kundige weiß Vorgänger aus alter und neuer Zeit zu nennen. „Appius Claudius", „Savonarola", „Masaniello", „Essex", „Strafford", „Karl Stuart's Ende", „Die letzten Mauren": eine stolze Reihe von Titeln, eine Kette der schwierigsten Aufgaben, eine Welt von furchtbar ringenden Menschen, welche in ihrer Gesammtheit zu bezwingen die Arbeit, man möchte aber auch sagen, das Vorrecht des allerbedeutendsten Dichters und Denkers sein müßte. Kein Zweifel: die Aufgaben sind sämmtlich ungelöst geblieben und die Flut der Zeit strömt unaufhaltsam über diese Sammlung weg. Denn wenn man den Muth eines Dichters gerechtfertigt nennen soll, Cromwell, Masaniello, Virginius, Savonarola, Karl Stuart, Columbus und andere zu einem modernen Titanenreigen einzuladen, so muß nicht blos eine Sammlung alter Melodien, sondern die Fülle der Sphärenmusik zauberhaft dem Dichter zu Gebote stehen, damit die Heldengestalten die Stufen zur Bühne emporsteigen. Das glatte Mittelmaß, welches geringere Stoffe künstlerisch ganz wohl zu beleben weiß, steht vor den großen Aufgaben kaum anders da, als der Dilettant vor der Kunst überhaupt; denn was dabei jenem wie diesem fehlt, ist „Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt"; von dieser hat der eine wie der andere „nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen". (Goethe.) Doch selbst wenn man bei den ungeheuern oft behandelten Stoffen sich die Frage nicht vorlegte, welche Motive neu sind, welche Farben aufleuchten, welche Ideen lebendig, welche psychologische Neuverkettungen plastisch geworden sind: dem Richterstuhle des Theaters vermag ein dramatisches Werk sich trotzdem nicht zu entziehen; ja die Gerechtigkeit fordert, den theatralischen Maßstab strenger zu gebrauchen, wenn der tragische übersehen oder als übergewaltig zurückgelegt werden sollte. Aber meist ist das rein Dichterische mit dem Theatralischen derart verschlungen, daß bei unsern heimischen Stücken poetischer Mangel durch bühnenwirksame Form so gut wie nie gedeckt wird. Auch den Dramen Lohmann's fehlen kräftig entwickelte, zu einem Mittelpunkte steigende Scenengruppen; das erste Drama „Masaniello" ist in uninteressante Handlungsbruchtheile zerschlagen und seine Katastrophe widerwärtig, weil unlogisch heraufgeführt; eine kläglichere Machenschaft gibt es wol kaum, als die im „Essex", um den träumenden Helden zu stürzen; „Savonarola" wäre theatralisch am meisten zu rühmen, doch ist die phrasenhafte Belastung der Rede zu schwer und auch hier der Sturz des Helden zur Zeit, da er erfolgt, rein zufällig. Den interessantesten Anlauf zu einem modernen Ziele, das hier Fitger's „Von Gottes Gnaden" sein dürfte, nimmt das letzte freierfundene Stück vorliegender Sammlung „Wider den Stachel".

2. Haus Lothringen. Schauspiel in fünf Aufzügen von Konrad Ettel. Wien, Szelinski. 1890. 8. 1 M. 40 Pf.

Dies Geschichtsstück behandelt im ersten Theile die völlige Umspinnung des lothringischen Herzogstammes mit den Ränken Richelieu'scher Staatskunst, im zweiten das Aufblühen der Liebe und die Priesterehe des Cardinals von Lothringen mit Claudia, der letzten Erbin des Landes. Die ersten Aufzüge haben das geschichtliche Element nicht in Poesie zu wandeln gewußt, was gegen den Schluß immer besser gelingt; leider erweist sich die Gestalt des Herzogs Karl in der Mitte des Dramas als überflüssig, er verschwindet, ohne wieder zu erscheinen. Das Stück hätte sich besser gerundet und künstlerische Einheit gewon-

nen, wenn der Cardinal mit Beseitigung des Herzogspaares in den Mittelpunkt gestellt worden wäre, und das Auf- und Niederfluten der Geschicke den jetzt nur sympathischen Gestalten des Cardinals wie der Claudia die wahrhaft tragische Bedeutung gegeben hätte.

3. Tiroler Bauernspiele von Franz Lechleitner. Eisenach, Baemeister. 1890. 8. 3 M.

Das erste Spiel „Joseph Speckbacher, der Schützenmajor von Kinn" ist das Schmuckstück der Sammlung. Der Verfasser bekundet sich nicht allein als ein Mann, der das Leben seiner Heimat mit den Augen des Forschers und des Künstlers gesehen hat, er weiß auch überraschend geschichtliche Stoffe alles episch Spröden zu entkleiden und wie ein geborener Dramatiker die Massen zu beherrschen. Lechleitner's Einbildungskraft schafft in den Formen der Bühne; sicher gruppiren sich die Auftritte und befriedigen auch strengere Forderungen; dem Bau des ersten Aufzugs folgt man mit Bewunderung und empfindet zugleich den Schwung der dichterischen Kraft, welche glücklich getroffene Formen lebendig und blühend durchdringt. Nirgends erdrückt hier der geschichtliche Stoff die Handlung, nirgends verdunkelt sich die mannhafte Sprache durch falsche Pracht von Worten, ja ein Bild der Zeit und des Landes thut sich farbig auf, während Sennen und Schützen mit ihren Sonderinteressen die Bühne zu beherrschen scheinen. Mindestens für das tiroler Land ist hier das Muster gegeben, ein geschichtliches Volksstück bühnengemäß und doch dichterisch zu gestalten.

Die Aufgabe des zweiten Spiels „Sunnwendglnten" ward minder erfolgreich gelöst, wennschon auch dieses Stück von der Bühne des Heimatlandes herab seine Wirkung nicht verfehlen wird. Das Thema des Stücks ist berechnete Vollziehung der Rache gegen ein Geschlecht für eine lange verflossene That, deren Schuld den Handelnden auch nur theilweise aufzuladen ist. So kann die Bezeichnung einer Tragödie, deren Merkmale doch Leidenschaft und werdende That sind, im vorliegenden Falle nicht aufrecht erhalten werden; aber auch sonst steht an poetischem Werthe dies Spiel unter dem vorigen: die Einbildungskraft ist überhitzt; dem Schicksal, dem Fluch, wird überwältigende Macht gegeben; grelle Wirkungen drängen einander; Glocken, Musik und Rothfeuer steigern allzu äußerlich den sinnlichen Reiz. Lechleitner wird vornehmlich in der Geschichte seines Landes Charaktere finden, welche tragische Größe mit volksthümlicher Schlichtheit vereinigen.

Das dritte Spiel „Die Schlangenburg auf Frankenstein" kann dagegen in dem Rahmen dieser Blätter unmöglich ernsthaft genommen werden und seine Erwähnung mag nur dazu dienen, den Verfasser an den höhern Beruf zu erinnern, von welchem er selber gültiges Zeugniß gegeben.

4. Die Wunder der Bühne. Von Heinrich Grans. Mit zahlreichen Textabbildungen. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. 2 M.
5. Genrebilder aus dem Schauspielerleben. Von Heinrich Grans. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Letztgenanntes Büchlein enthält in wirksamer Erzählungsform heitere und ernste Bilder, die ohne literarischen Anspruch auftreten und sich nur an die Stunden der Muße wenden, welche sie vielen ausfüllen werden; erfreulich ist die Form, welche die Person des Erzählers im Hintergrunde hält und frei ist von der Eitelkeit, die andere Theatererinnerungen auch des letzten Restes von zeitgeschichtlichem Werthe beraubt. Als ein bemerkenswerther Beitrag für die Kenntniß Alfred Meißner's tritt die Erzählung hervor, daß Meißner vor der Probe zu seinem Trauerspiele „Reginald Armstrong" behufs Belehrung des Darstellers vor dem Spiegel erprobte, was die natürlichste Stellung sei, um eine Kugel ins Herz zu feuern.

Die „Wunder der Bühne" endlich wird der Laie schon darum willkommen heißen, weil diese Schrift ihm an der Hand von wirklich vorzüglichen Abbildungen das mechanische Getriebe klarlegt, dessen unsere Bühne bedarf, um dramatische Werke zu verkörpern; aber auch der Dramatiker, wenn es ihm versagt ist, in Berührung mit der Bühne zu schaffen, kann vortheilhaft Belehrung daraus schöpfen. Es mangelte bisher an einer ähnlichen Darstellung; so freudig man deshalb die vorliegende Arbeit begrüßt, so wenig darf man verkennen, daß die größere Aufgabe ungelöst blieb: dramaturgisch die Wechselwirkungen festzustellen, welche das Kunstwerk einerseits, die Welt des Bühnenordners andererseits ohne Aufhören voneinander erfahren.

Friedrich Kummer.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Entwickelung des Causalproblems in der Philosophie seit Kant. Studien zur Orientirung über die Aufgaben der Metaphysik und Erkenntnißlehre. Zweiter Theil. Von Edmund König. Leipzig, O. Wigand. 1890. Gr. 8. 8 M.

Alle Philosophie der Gegenwart besteht wesentlich nur in Erkenntnißtheorie. Das Buch des Verfassers ist geeignet, als Einführung in die ganzen hierher gehörenden Fragen und Richtungen zu dienen. Derselbe strebt nicht gerade nach systematischer Erschöpfung seines Stoffs, kommt aber doch seiner Aufgabe mit Geschick, Sachkenntniß und unbefangener Treue der Auffassung nach. Das, was den Charakter der Philosophie unserer Zeit bezeichnet, ist der vollständige Mangel eines herrschenden Systems oder einer bestimmten vorwaltenden allgemeinen Auffassungsweise der Welt. Wir haben nur Richtungen oder Strebungen, aber keine festgeschlossenen und in sich befriedigten dogma-

tischen Lehrgebäude der Philosophie mehr. Keiner hat jetzt die Stärke der innern Ueberzeugung und auch den Muth zu sagen: dieses ist die Wahrheit der Philosophie und es gibt keine andere neben ihr. Sollte dieses ja irgendwo der Fall sein, so kann das nur als hohle und dünkelhafte Anmaßung erscheinen, oder es wird uns auch vielleicht irgendeine leere und nichtssagende Formel als eine neue Entdeckung oder als ein neues System der Philosophie dargeboten. Niemand weiß, woran und an wen er sich eigentlich zu halten hat in der jetzigen Philosophie. Nur in dem Rufe einer Rückkehr zu Kant sind jetzt fast alle diese Richtungen einstimmig miteinander und auch der Verfasser selbst schließt sich dieser herrschenden Strömung an. Es hat mit allen diesen unsern jetzigen philosophischen Richtungen oder Parteibestrebungen zuletzt eine ganz ähnliche Bewandtniß wie mit denjenigen in der Politik oder den allgemeinen öffentlichen Fragen des Staats. Es herrscht auf beiden Gebieten vollkommen dieselbe anarchische Zerfahrenheit und Unklarheit über die wahren und höchsten eigentlich zu erreichenden Ziele. Ein bloßes Parteiprogramm ist noch keine Antwort weder auf die Frage nach der Wahrheit des Wissens, noch auf die nach dem Wohle des Staats. Kein echter Wahrheitsfreund und kein echter Patriot kann an diesem leeren und sich ziellos fortsetzenden Gezänke der Parteien eine Freude haben. Die Frage nach dem bloßen Erkennen allein bringt uns in der Wissenschaft ebenso wenig weiter als die nach dem allgemeinen Stimmrechte und dem Ergebnisse der Reichstagswahlen in der Politik. Das alte Laster und die ererbte fehlerhafte Tradition der zersplitterten particularistischen Viel- und Querköpfigkeit wuchert auch in der Gegenwart noch unter uns üppig weiter fort. Jeder Deutsche hält sich immer allein für berufen, das Wissen und die Welt nach seinem Kopfe zu gestalten. Alles Große im Leben ist immer nur durch einzelne mächtige und hervorragende Geister und nicht durch die trüben und gärenden Stimmungen der Massen erreicht und ausgeführt worden. Auch in der Philosophie hat es überall ebenso wie in der Politik großer und führender Leitsterne zur Fortführung ihrer ganzen Aufgabe in der Geschichte bedurft. Die kranke und ungesunde Stubenluft unsers persönlichen Eigendünkels wird nothwendig einer begeisterten und freudigen Hingebung und Unterordnung an die wahrhaften Ziele des Lebens und die berufenen Führer zu derselben Platz machen müssen. Die Verschrobenheit und das Schiefe unserer gedankenmäßigen Bildung aber hat auch auf das politische Leben seinen Einfluß geltend gemacht. Auf die Zeit des end- und ziellosen Schwatzens wird nothwendig wieder eine solche des entschlossenen und thatkräftigen Handelns folgen müssen. Unser nationales Gesammtleben aber befindet sich gegenwärtig in einer Krisis, die hoffentlich zu einer entschiedenen und erfreulichen Läuterung desselben von allen seinen bisherigen Einbildungen, Verkehrtheiten und Irrthümern hinführen wird. Das Buch des Verfassers gehört übrigens zu den gediegenern Leistungen auf diesem Gebiete, nur daß er sich nicht zu einer freiern und umfassendern Beherrschung der von ihm besprochenen Erscheinungen nach ihrem wahrhaften Werthe zu erheben vermag.

2. Telepathie und Hypnotismus. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 40 Pf.

Das Schiller'sche Motto: Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht! scheint uns doch mit dem hier behandelten Thema in keinem recht natürlichen und durchsichtigen Zusammenhange zu stehen. Soll das etwa heißen, daß man sich nicht davor zu fürchten braucht, wenn durch die Hypnose eine gewisse anscheinende Kette oder Schranke des Naturgesetzes durchbrochen und zerrissen wird? Der Hypnotisirte liegt ja umgekehrt selbst gewissermaßen an einer Kette, die ihn in der Freiheit seines Willens und Vorstellens von einer andern fremden Persönlichkeit abhängig macht. Das Unheimliche dieser ganzen Erscheinung besteht ja eben darin, daß unser ganzes inneres Seelenleben hier in der Hand einer außer uns stehenden Macht zu liegen scheint. Die Ansicht von der Schwäche und der deterministischen Bedingtheit des Menschen erfährt hierdurch eine weitere gefahrdrohende Bestätigung. Wir hören auf, geistige Insulaner zu sein, indem sich die Fäden des allgemeinen Naturgesetzes bis in das Innerste unsers eigenen Selbst erstrecken. Man kann nicht sagen, daß diese kleine Schrift etwas wirklich Neues und Entscheidendes zur Aufhellung und Würdigung der ganzen hypnotischen Frage biete. Ein historischer Rückblick führt uns ein in eine Reihe verwandter Erscheinungen aus früherer Zeit. Das alles aber hat hiermit doch wol schwerlich etwas zu thun und soll nur zu einem gewissen weitern wissenschaftlichen Unterbau für die jetzigen unklaren und nebelhaften theoretischen Aspirationen in dieser Sache dienen. Mit Recht warnt der Verfasser allerdings vor jedem Unfug und Misbrauche, der von seiten des Laienpublikums etwa mit jenen Erscheinungen getrieben werden mag. Eigentlich Wissende und höher Erleuchtete aber gibt es auf diesem ganzen Gebiete noch nicht und wird es auch schwerlich jemals geben, da es sich hier um Erscheinungen handelt, die in exacter oder wissenschaftlicher Weise ohnedies niemals werden erkannt und begriffen werden können.

3. Ueber die Abstraction. Von Hans Schmidkunz. Halle a. S., Pfeffer. 1889. Gr. 8. 90 Pf.

Es verbinden sich leicht mit einem Worte oder wissenschaftlichen Kunstausdrucke gewisse Vorstellungen von falscher und ungeeigneter Art. Dieses wird hier nachgewiesen bei den Begriffen des Abstracten und Concreten. Wir denken uns bei dem Abstracten immer die Vorstellung von etwas Allgemeinem, bei dem Concreten die von etwas Einzelnem in den Dingen. Der Verfasser bestrebt sich namentlich, den erstern dieser beiden Begriffe genauer zu bestimmen und in seinen verschiedenen Anwendungsformen zu be-

richtigen. Allerdings ist dieses ein Begriff, der gewissermaßen den letzten Schlüssel oder den eigentlichen Kern alles höhern menschlichen Seelenlebens enthält. Wir sind zunächst oder unmittelbar umgeben von lauter concreten Eindrücken der einzelnen oder individuellen Dinge und Erscheinungen der äußern Welt. Das Thier bleibt in diesen Eindrücken einfach stehen, sowie sie an sich selbst genommen sind, oder es findet keine weitere Verinnerlichung und Verarbeitung derselben in seiner Seele statt. Auch das Seelenleben des einzelnen Menschen oder des Kindes nimmt hiervon seinen Anfang. Der Mensch aber vermag überall die einzelnen Momente der wahrgenommenen Eindrücke voneinander zu sondern und selbständig auf sich wirken zu lassen. Dieses ist eigentlich dasjenige, was unter dem Vorgange oder dem Vermögen der Abstraction verstanden werden muß. Wir ziehen das eine Moment der gegebenen Sache von der andern ab und machen es hierdurch zu einem eigenen Inhalte oder Besitze unserer Seele. Aus dieser Freiheit der Erhebung über das Gegebene geht dann alles weitere höhere und innerliche Seelenleben hervor. Wir brauchen den Ausdruck des Abstrahirens wissenschaftlich in einem verschiedenen Sinne, indem wir einmal sagen: ein Moment oder Merkmal von den übrigen abstrahiren, dann: einen Begriff oder eine allgemeine Vorstellung aus einer Mehrheit einzelner Erscheinungen, endlich aber auch: von einer Sache oder einem Umstande einfach abstrahiren, d. h. dieselbe durch einen innern Willensact hinwegzudenken oder als nicht vorhanden zu setzen. Aus dem Vermögen der Abstraction geht dann insbesondere sowol die Erschaffung der Sprache als auch die sittliche oder moralische Freiheit des Menschen hervor, indem er in jener ein System von Zeichen für seine innern oder abgeleiteten Vorstellungen besitzt, in dieser aber sich über die rohe Gewalt der auf sein praktisches Begehren eindringenden äußern Anreize zu erheben vermag. Dem Thiere aber ist das eine wie das andere fremd und versagt. Das Vermögen der Abstraction aber, wenn es zu hoch und einseitig entwickelt ist, ruft leicht die Gefahr einer Erhebung oder unnatürlichen Entfremdung von dem Zusammenhange mit dem Einzelnen, Concreten und Lebendigen hervor. Der Verfasser aber ist diesen Anwendungen des Begriffs der Abstraction im allgemeinen wol mit Sorgfalt und Geschick nachgegangen, nur scheint er uns sich seine Aufgabe oft unnatürlich durch ein zu subtiles Eingehen auf psychologische Operationen und ein Hereinziehen weniger nothwendiger oder durch die Sache angezeigter Gesichtspunkte erschwert zu haben.

4. Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. Von Ludwig Fischer. Wiesbaden, Bergmann. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ein großes Ziel mit falschen und misverstandenen Mitteln zu erstreben, dieses ist der allgemeine Charakter des gegenwärtigen neuesten philosophischen Systems. Der Verfasser will gleichsam eine Art von graphischem Volapük oder eine allgemeine Zeichenlehre der Philosophie erfinden. Eigentlich unterscheiden sich nach ihm die einzelnen Lehren der Philosophie nur in den Worten, während sie zuletzt oder inhaltlich alle dasselbe wollen oder erstreben. Die Worte der Sprache aber sind überall unvollkommene Mittel, um das reine Wesen der Dinge zu bezeichnen, und es soll daher aus den allgemeinen Kategorien der Metaphysik heraus ein gewisses System von Zeichen für diese reinen Wesenselemente des Wirklichen abgeleitet werden. Hierzu stellt sich der Verfasser zunächst auf den Standpunkt der Kategorienlehre Kant's und er will mit seiner Erfindung dem ganzen bisherigen Streite der Philosophie ein Ende machen und ihr eine ähnliche allgemein verständliche Sicherheit und Gewißheit beilegen, wie sie der Mathematik und allen andern streng objectiven Wissensgebieten eigenthümlich ist. Es ist schade um den hierauf verwendeten Fleiß, da alles dieses ja auf einem vollständigen Misverständnisse der ganzen historisch gegebenen Natur und Stellung der Philosophie beruht. Man wird die Sprache des Ausdrucks des denkenden Erkennens des menschlichen Geistes über die Welt niemals entbehren und in keiner Weise etwas Besseres und Vollkommeneres an deren Stelle setzen können. Die Philosophie hat in der Geschichte allerdings immer danach gestrebt, das letzte Wesen alles Wirklichen zu begreifen, und hat hierdurch der ganzen übrigen eigentlichen Wissenschaft immer zur Anregung und als führender Leitstern gedient. Wir haben aber in den Worten der Sprache und ihren durch das Denken ausgebildeten Begriffen schon die allgemeinen Vertreter und Zeichen der wesentlichen Grundbeschaffenheiten des Seienden, und wenn dieses auch immer noch zum Theil unvollkommen sein mag, so wird doch von keinem andern Boden als von diesem aus nach einer fernern Erweiterung unsers Wissens von den geistigen Elementen und Ordnungen des Seienden gestrebt werden können. Wir vermögen daher auch dem fernern Aufbau des Systems des Verfassers keinen Erfolg zu versprechen, da dasselbe von vornherein auf einer durchaus falschen und verfehlten Grundlage beruht.

5. Die Grundlagen der Wissenschaft. Von Hermann Scheffler. Braunschweig, Wagner. 1889. Gr. 8. 9 M.

Auch dieses ist ein neues, mit langathmiger Mühe und erkünsteltem Scharfsinn aufgebautes philosophisches System. Bei allem Fortschreiten der Wissenschaft soll es doch am Bewußtsein oder an der Erkenntniß über die allgemeinen Grundlagen derselben fehlen. Hierüber hat sich der Verfasser mancherlei zurechtgelegt, was meistens doch auf Willkürlichkeit und einseitiger oder unvollkommener Abstraction beruhen dürfte. So bestrebt er sich überall, eine Fünfzahl der Eintheilung oder Gliederung festzuhalten. Er braucht ferner den Ausdruck der Dimension oder der Dimensität in einer Weise, die über die gewöhnliche heutige Bedeutung dieses Begriffs weit hinaus liegt und sich in eine unklare mystische Tiefe des Vorstellens verliert.

Die einzelnen Abschnitte seines Systems führen die Ueberschriften: 1) „Das physische und das mathematische System"; 2) „Das logische System"; 3) „Das philosophische System"; 4) „Das universelle System"; 5) „Das absolute System". Es ist dieses also, wie es scheint, eine Reihe von Sphären, die sich von der niedersten Wirklichkeit zu der höchsten Allgemeinheit des Seienden stufenweise emporheben. Alles dieses wird uns auf 427 engedruckten Seiten in ausführlicher Weise dargelegt und entwickelt. Wahre Grundlagen des Wissens sollten nach unserer Ansicht eigentlich einfach, klar und leicht aus sich selbst verständlich sein. Von dem allen aber ist hier gerade das Gegentheil der Fall und wir glauben nicht, daß auf dieser gesuchten und unnatürlichen Grundlage irgendein weiterer wesentlicher Fortschritt der Wissenschaft erblühen werde.

6. Geschichte der Philosophie von W. Windelband. Erste Lieferung. Freiburg i. Br., Mohr. 1890. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es ist dieses eine neue Bearbeitung der Geschichte der Philosophie, welche wesentlich nur eine Darstellung der reinen Gedanken und nicht eine solche der bloßen Lehren der einzelnen Philosophen ihrem Wortlaute nach zu sein beansprucht. Dieses Ziel oder Programm wird eigentlich wol als ein berechtigtes und zeitgemäßes anerkannt werden müssen. Man hat sich jetzt allerdings davon entwöhnt, in der Geschichte der Philosophie wie zur Zeit Hegel's eine einfache, von einer immanenten Nothwendigkeit getragene Entwickelung von Gedanken zu erblicken. Andererseits aber kann der bloße und nackte historische Empirismus doch nicht für das wirkliche und echte Begreifen derselben genügen. Immer aber fehlt es zur Zeit an einem festen Princip oder einer genügenden allgemein historischen Anschauung, um jenes gesteckte Ziel wahrhaft zu erreichen. Es muß hinter allem dem, was zur Geschichte der Philosophie gehört, doch immer eine tiefere allgemein geschichtliche Gesetzmäßigkeit oder Ordnung stehen. Die Erscheinungen der Philosophie wurzeln zunächst in der Geistesart und der weitern allgemeinen Culturstellung der einzelnen Völker in der Geschichte. Die früher beliebte ethnographische Methode in der Behandlung derselben entbehrte insofern nicht einer gewissen natürlichen Berechtigung. Außerdem aber handelt es sich auch hierbei zugleich immer um gewisse allgemeine oder natürliche und an sich gegebene Probleme des Erkennens. Man darf ferner nicht vergessen, daß die Geschichte der Philosophie auch jetzt nicht zu ihrem letzten Ende gelangt ist, sondern auf noch fernere Ziele und Aufgaben des Erkennens hinzustreben scheint. Wir befinden uns jetzt in einer Zeit oder Epoche, wo vielleicht aus dem richtigen Begreifen der Geschichte der Philosophie auch der wahrhafte Weg zur weitern Lösung ihrer Aufgaben und Probleme wird gefunden werden können. Alles bloße Philosophiren ohne geordneten Anschluß an die ganzen Bedingungen oder Voraussetzungen desselben in der Geschichte hat jetzt eigentlich mehr keinen vernünftigen Sinn oder Zweck. Die historische Grundlage, auf der wir stehen, wahrhaft zu durchdringen und zu begreifen, ist jetzt die höchste und wesentlichste Aufgabe der Philosophie selbst. Die gesammten Absichten des geistvollen Verfassers sind an sich im höchsten Grade der Anerkennung und der Beachtung würdig; nur ist diese Aufgabe eine solche, über deren nähere Behandlung wol vielfach gezweifelt und gestritten werden kann, und eine feste und entschiedene Hand hierbei möchten wir doch noch bei dem Verfasser vermissen. Das Ganze des Werks wird aus drei Lieferungen bestehen, von denen die vorliegende das Alterthum bis zur hellenistisch-römischen Philosophie umfaßt.

Konrad Hermann.

Naturwissenschaftliches.

1. Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Elfte Auflage. Neu bearbeitet von M. Wilhelm Meyer unter Mitwirkung von B. Schwalbe. Mit 4 Sternkarten, 2 Uebersichtskarten des Mars, einer farbig ausgeführten Darstellung einer Sonnenfinsterniß, einer Heliogravüre, einer farbigen Speetraltafel, 6 Vollbildern und 97 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, E. Goldschmidt. 1890. Gr. 8. 6 M.

Das berühmte Buch, welches nunmehr in elfter Auflage und in prächtiger Ausstattung erschienen ist, behandelt den reichen Stoff nicht in der gebräuchlichen Weise. Besonders die ersten Theile, welche die „Mathematische Geographie" enthalten, suchen die wichtigsten Sätze ohne mathematische Voraussetzungen zu erweisen. Dieses wird meistens durch sehr geschickt angestellte Betrachtungen an den Naturerscheinungen selbst ermöglicht. Später tritt selbstverständlich die historische Form wieder in ihr Recht. Wenn auch das verjüngte Buch sich zunächst an die Lehrerwelt wendet, so wüßten wir doch kein Hülfsmittel, welches auf so angenehme und sichere Weise auch den wißbegierigen Laien in das Reich der Himmelskörper einführen könnte. Ein reicher Bilderschmuck, Sternkarten u. dgl. m. sind hierbei behülflich.

2. Haben die vorgeschlagenen Neuerungen in unserer Zeiteintheilung Aussicht, eingeführt zu werden? Mit einer Erläuterung über Weltzeit, Normalzeit, Zonenzeit von W. Osborne. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Eine ganz vortreffliche, kleine Schrift! Wir erinnern uns nicht, eine so klare, leichtfaßliche und interessante Darstellung des betreffenden Themas bisher gefunden zu haben. Bei der großen Wichtigkeit, welche die obige Frage für das Leben der Gegenwart hat, ist daher das Erscheinen der prächtigen Arbeit freudig zu begrüßen; möge dieselbe recht viele Abnehmer finden, sie verdient es.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Von der bei Staackmann in Leipzig erscheinenden Ausgabe ausgewählter Romane Friedrich Spielhagen's liegen die Lieferungen 30—55 vor. Sie bringen den zweiten Theil der „Problematischen Naturen" zum Abschluß, enthalten den Roman „In Reih' und Glied" und den Anfang der „Sturmflut". Ob „In Reih' und Glied", 1867 erschienen, vielleicht doch der schwächste und phrasenreichste der ältern Zeitromane Spielhagen's, nicht besser außer Reih und Glied seiner „ausgewählten" Werke getreten wäre, bleibe dahingestellt. Wie übrigens eine weitere Ankündigung der Verlagshandlung belehrt, schließt mit der „Sturmflut" nur die erste Abtheilung und beginnt sofort die Ausgabe einer zweiten, sodaß dann wol in einer etwaigen dritten die Gesammtausgabe vorliegen und ein immerhin anziehendes Zeugniß davon ablegen wird, wie in einem bedeutenden Kopfe die Zeitgedanken sich dargestellt haben, welche richtig gewürdigt, welche überschätzt sind. Wie im jüngsten Werke Spielhagen's „Ein neuer Pharao" Anna Curtis über die übrigen widerwärtigen oder schemenhaften Gestalten hinweghelfen muß, so wird auch die reizvolle Gestalt Sylvia's immer wieder „In Reih' und Glied" Leser werben, die angesichts des Schwergewichts machtvoll eingreifender Persönlichkeiten für die demokratische Lehre des Romans nur ein Lächeln haben können.

— Friedrich Gerstäcker's „Ausgewählte Werke", herausgegeben von Dietrich Theden (Jena, Costenoble), liegen uns bisjetzt in der 36. Lieferung vor. Die Schilderungen des Auswandererlebens, denen der Verfasser den Titel „Nach Amerika!" verlieh, bilden den Inhalt der letzten zehn Lieferungen oder den fünften und sechsten Band der Ausgabe. Von allen Büchern Gerstäcker's ist „Nach Amerika" wol dasjenige, das durch die naturtreue fesselnde Erzählung davon, wie es „drüben" wirklich hergeht, den größten praktischen Werth als lebhafter und zuverlässiger Lehrmeister für Auswanderungslustige gehabt haben mag. „Sie lernen", sagt der Herausgeber mit Recht, „was sie erwartet: Arbeit, und was sie unbedingt mitzubringen haben: stählerne Energie."

— Der berliner Brief eines Ungenannten aus dem Jahre 1900 berichtet über einen „Spaziergang von der Kaiser-Wilhelm-Brücke bis zur Weltausstellung" (Berlin, Fontane, 1889). Das offenbar von einem ästhetisch feingebildeten Künstler oder Kunstgelehrten verfaßte Schriftchen macht eine Reihe von Vorschlägen zur Verschönerung Berlins. Wahrscheinlich wird es 1900 über sie heißen: Es wäre doch gar zu schön gewesen; aber es hat nicht sollen sein. Indeß ist es immerhin ganz verdienstlich, für derartige Pläne schon jetzt Stimmung zu machen. Sie sind alle beachtenswerth, mindestens ein Theil derselben ist ohne allzu große Kosten auch durchführbar. Wir haben nur eine überaus wünschenswerthe Erneuerung vermißt: die Luft von Börsengebäuden, gewissen Theatern u. dgl. möglichst rein zu halten, scheint nur durch einen Wettbewerb erreichbar zu sein, bei welchem über den ersten Preis hinaus noch ein Oter ausgeschrieben wird.

— F. Wollny hofft die Welt durch eine Broschüre von 25 Seiten zu beglücken, worin er den „Atheismus als Heilswahrheit" predigt (Leipzig, O. Wigand, 1890). Verletzte uns anfangs dieser anmaßende Titel, so hat uns die Lektüre dieses Libells wieder versöhnt: es ist unsäglich flach und thut nur dem Verfasser Schaden, sowie Geistern seinesgleichen. Da müssen wir ihn denn sofort um Entschuldigung bitten, daß wir ihm „Geist" zugetraut haben, denn diesen leugnet er ja als eine selbständige Existenzform. Wenn Wollny überzeugt ist, daß „die atheistische Heilswahrheit zum festen und unangreifbaren Dogma erhoben werden werde", so gönnen wir ihm seine „nur in Gedanken zusammengehörige stille Gemeinde".

Bibliographie.

Ackermann, W., Schiller und Lotte. Eine Geschichte ihrer Liebe. Zum 100jährigen Gedenktage ihrer Trauung in der Kirche zu Wenigenjena am 22. Februar 1790 herausgegeben. Jena, Mauke. 8. 50 Pf.

Albrecht, F., Der Spuk im Lindenhof. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Alemann, E. v., Kurzgefaßte Geschichte des k. und k. Infanterie-Regiments König Humbert I. von Italien Nr. 28. Prag, Kytka. 8. 60 Pf.

Baumann, J., Einführung in die Pädagogik. Geschichte der pädagogischen Theorien. Allgemeine Pädagogik (pädagogische Psychologie). Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Blankenstein, H., Karl Böttticher, sein Leben und Wirken. Berlin, Ernst u. Korn. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Borsod, A. Baron, Fatum. Nebelbilder aus dem nervösen Zeitalter. Wien, Brockhausen. Gr. 8. 4 M.

Braasch, A. H., Altkatholicismus und Romanismus in Oesterreich. Reiseerlebnisse. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 60 Pf.

Burgholz, F. v., Wildenbruch's verbotenes Drama „Der Generalfeldoberst". Kritisch beleuchtet. Wien, Verlag der Buchdruckerei „Austria" Dresdner u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dasein und Ewigkeit. Betrachtungen über Gott und Schöpfung, die physische und psychische Entwickelung in der Natur, die Unsterblichkeit, den endlosen Fortschritt und die Bestimmung des Geistes. Von W — Erdensohn. Leipzig, Mutze. 1889. Gr. 8. 8 M.

Schwedische Dichtungen. Uebersetzt von C. Fowelin. Berlin, Deubner. 8. 2 M.

Eumelos, A., Gurna-Liana, oder des Königs Schutz dem Volke. Opern-Dichtung. Luxemburg, Brück. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Frank, J., Rosen mit Dornen. Gedichte. Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Friedland, F., Sejans Tod. Historisches Trauerspiel. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Gothein, G., Sollen wir unsern Bergbau verstaatlichen? Mit einem Anhang: Wie verbessern wir unsere Arbeiterverhältnisse? Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hesse's, M., Illustrierte Katechismen. 15ter Bd.: Katechismus der Harmonielehre (theoretisch und praktisch) von H. Riemann. Leipzig, M. Hesse. 12. 1 M. 50 Pf.

Jacobs, E., Juliana von Stolberg, Ahnfrau des Hauses Nassau-Oranien. Nach ihrem Leben und ihrer geschichtlichen Bedeutung quellenmässig dargestellt. Wernigerode. 1889. Lex.-8. 10 M.

Jókai, M., Ein Fürstensohn. Erzählung. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Kampfgenossen-Album. Selbsterlebtes in Humor und Ernst während des Feldzuges 1870/71. Herausgegeben von der freien Vereinigung Kampfgenossen von 1870/71 zu Dresden. 1stes bis 5tes Hft. Dresden, Morchel. Gr. 8. à 10 Pf.

Laufs, C., Im goldenen Mainz. Preisgekrönte Localposse. Mainz, Wilckens. 8. 1 M.

Liez, N., Wilhelm III. König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg; Adolf Wilhelm Friedrich Karl August Herzog von Nassau, Kronprinz von Luxemburg und ihre Vorfahren. Luxemburg, Brück. 1889. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Marschner, C., Die Horatier. Trauerspiel. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Petersen, Marie, Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut, J. Folowicz. 12. 1 M. 50 Pf.

— — Dasselbe. Harzburg, Stolle. 12. 1 M. 50 Pf.

Römer, A., Unter dem Purpur. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Schall, M., Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der Garnison und Garnisongemeinde Spandau. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen gesammelt und mitgetheilt. 2 Bde. Frankfurt a. O., Waldow. 1888. Gr. 8. 4 M.

Scherff, J., Das Erntefest. Ein humoristisch-patriotisches Festspiel. Berlin, Hoeppner. Gr. 8. 50 Pf.

Schram, W., Die Malerin Angelica Kauffmann. Ein Lebensbild. Nach den Quellen bearbeitet und durch 15 Briefe von und an Angelica beleuchtet. Brünn, Rohrer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seelig, F., Der Name „Hessen" und das Chattenland, sowie die Gebietsentwickelung der Landgrafschaft. Vortrag. Kassel, Hühn. 1889. Gr. 8. 60 Pf.

Sigl, O., Zwei Abenteuer. Novellen. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XVI. Unter den Fahnen des Schwedenkönigs. Historische Erzählung aus dem 30jährigen Krieg. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 40 Pf.

Täpper, W., Plattdütsche Lachpillen oder lustige Reimereien in der Mundart der Kanonen- und Kohlenstadt Essen. 4 Bde. Bochum. 8. à 1 M. 50 Pf.

Neuer Theater-Almanach für das Jahr 1890. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 1. Jahrg. Berlin, Nauck. Gr. 8. 5 M.

Volk, G., Gedichte in Odenwälder Mundart. Frankfurt a. M., Jäger. 16. 1 M.

Weiß, J. G., Die Reform der Presse. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 80 Pf.

Zöge, Anna Sibylle, Burg Lindeck. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Zola, E., Das Gelübde einer Toten. Ins Deutsche übertragen von E. Berg. Berlin, Jacobsthal. 8. 3 M.

— — Das Vermächtnis einer Sterbenden. Roman. Deutsch von J. Calovius. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.**

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung
von
Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Fünfte Auflage.

In 9 Bänden. Geh. 19 M. Geb. 27 M.

Eine neue unveränderte Auflage der bekannten von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen und von anerkannten Meistern der Uebersetzungskunst verfaßten deutschen Uebersetzung Shakespeare's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen
in
Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka
im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von
Dr. Karl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“.

I. „Die Kunst,
die Männer verliebt zu machen“;
II. „Der Hausarzt im Frack des Humors“.

Per Werk fl. 1. 25, eleg. geb. fl. 1. 50 bei Professor Merz, Graz, Villefortgasse 20 gegen Einsendung oder Nachnahme.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nord-Amerikanische Vogelwelt
von
H. Nehrling,
unter künstlerischer Mitwirkung von Prof. **Robert Ridgway** vom Smithsonian Institut in Washington, Prof. **A. Göring** in Leipzig und Maler **Gustav Mützel** in Berlin.

In 12 Lieferungen zu je 4 M.

1.—6. Lieferung.

Die in Europa wenig bekannte, aber hochinteressante nordamerikanische Vogelwelt wird hier in anziehenden, stimmungsvollen Bildern vorgeführt. Das Werk zeichnet sich außerdem durch prachtvolle künstlerische Ausstattung aus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Bodenstedt.
Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Ein **Buchhändler** im Alter von 36 Jahren, evangelisch, mit Gymnasialbildung, welcher seit Jahren einen angesehenen philologischen Verlag leitet, **sucht** auf Mai oder Juni **Anstellung** an ein **Bibliothek** oder **Redaktion** oder dergl.

Gefl. Angebote unter **V. 8329** befördert die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** in **Stuttgart.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 17. April 1890.

Inhalt: Eine neue Ausgabe von Luther's Werken. Von Karl Fallmann. — Erzählungen und Dramatisches. Von Rudolf Doehn. — Ein deutscher Fachgelehrter vor dem gebildeten Publikum. Von Ludwig Fränkel. — Aphorismen, Anthologien und Chrestomathien. Von Eduard Maria Schranka. — Zur Geschichte des Naturgefühls. Von Alfred Biese. — Schwind und Mörike. Von Friedrich Bienemann. — Aus dem siebenbürger Sachsenlande. Von Joseph W. Filtsch und Fr. B. — Culturgeschichtliches. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Volksausgabe von Luther's Werken.

Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider. Erstes und zweites Heft. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1889. 8. Jedes Heft 30 Pf.

Nachdem die Lutherfeier vom Jahre 1883 unter viel andern Früchten uns auch die einer wissenschaftlich gearteten Gesammtausgabe der Werke unsers großen Reformators gebracht hat, ein im großen Stile begonnenes Unternehmen, dessen Vollendung freilich noch manches Jahr des aufopferndsten Fleißes kosten wird, heißen wir in dem oben genannten Werke eine Volksausgabe willkommen, deren Veranstaltung, in die Hände hervorragender Lutherkenner gelegt, von vornherein die Bürgschaft des Gelingens in sich trägt und deren Vollendung bei sehr mäßigem Preise in absehbarer Zeit schon zu Anfang des Jahres 1892, also im Laufe von etwa dritthalb Jahren, in Aussicht steht.

Nach dem für diese Ausgabe aufgestellten Plane soll sie nach den jenenser, erlanger und wittenberger Ausgaben Luther's Werke vollständig in ungefähr 40 Heften von durchschnittlich 6 Bogen Umfang bringen, und zwar in zwei inhaltlich gleichen, nur äußerlich, durch Format, Papier und Umschlag verschiedenen Ausgaben, die wohlfeilere zu 30 Pf., die andere zu 50 Pf. das Heft. Im ganzen sind 4 Folgen von je 2 Bänden und durchschnittlich 10 Heften, also im ganzen 8 Bände zum Gesammtpreise von 12 Mark vorgesehen: die erste soll die reformatorischen Schriften, die zweite Schriften verschiedenen Inhalts, die dritte polemische, die vierte erbauliche Schriften bringen. Jeder Schrift geht eine kurze Einleitung voraus, um über den geschichtlichen Zusammenhang derselben zu unterrichten. Ueber schwierigere Ausdrücke, Schriftstellen, geschichtliche Ereignisse, weniger bekannte Namen u. dgl. geben unter-

gedruckte Anmerkungen Auskunft. Die Uebersetzung der ausgewählten lateinischen Schriften Luther's hat Professor Dr. Kawerau übernommen. Eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung Luther's aus der Feder des bewährten Luther-Biographen Rade soll mit dem Schlusse der zweiten Folge zur Ausgabe gelangen. Jeder Folge ist ein anderes Bildniß des Reformators beigegeben. Auch ist im Anschlusse an die gegenwärtige Ausgabe eine weitere in Aussicht genommen, welche in drei Folgen (sechs Bänden) die hauptsächlichsten theologischen Fachschriften enthalten soll, die mehr nur wissenschaftliche Bedeutung haben.

Von den beiden uns vorliegenden Heften bringt das erste aus der Hand Ewald Schneider's den „Sermon von den guten Werken" aus dem Jahre 1520, eine von den ersten größern Schriften, welche Luther um der „ungelehrten Laien" willen, die einen Wegweiser zur evangelischen Lehre bedurften, in deutscher Sprache abfaßte, einen würdigen Vorläufer der reformatorischen Hauptschriften. Das zweite Heft enthält die 95 Thesen über den Ablaß, ins Deutsche übertragen von Kawerau, die Schrift „Vom Papstthum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten (A. Alveld) zu Leipzig", aus dem Jahre 1520, besorgt von Schneider, und den „Artikel von der Donatio Constantini" (von Lorenzo della Valle, vulgo Laurentius Valla), durch Luther verdeutscht und mit einer Vorrede, Glosse und Nachschrift versehen, aus dem Jahre 1537, besorgt durch Martin Rade. In dem dritten Hefte haben wir zu erwarten Luther's Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation: „Von des christlichen Standes Besserung"; das vierte Heft enthält: „Von der Freiheit eines Christenmenschen", die Schrift: „Von den Schlüsseln" und „Acht Sermone".

Welche Vorzüge unsere Volksausgabe vor frühern auszeichnen, dafür nur noch einige Belege, der Kawerau'schen Uebersetzung der Thesen entnommen: in der herkömmlichen Uebertragung der ursprünglich lateinisch verfaßten Sätze durch Justus Jonas lesen wir These 17: „Es scheint, als müsse im Fegfeuer, gleichwie die Angst und Schrecken an den Seelen abnimmt, also auch die Liebe an ihnen wachsen und zunehmen"; Kawerau's Uebersetzung lautet: „Augenscheinlich bedürfen die Seelen im Fegfeuer Minderung des Grauens und Mehrung der Liebe." These 33 lesen wir bei Jonas: „Vor denen soll man sich sehr wohl hüten und vorsehen, die da sagen, des Papstes Ablaß sei die höchste und wertheste Gottesgnade oder Geschenk, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt wird"; bei Kawerau: „... die da sagen, der Ablaß des Papstes sei jene unschätzbare Gabe Gottes, durch welche der Mensch Gott versöhnt werde." These 39 lautet bei Jonas: „Es ist aus der Maßen schwer, auch den allergelehrtesten Theologen, zugleich den großen Reichthum des Ablasses und dagegen die wahre Reue und Leid vor dem Volke zu rühmen"; bei Kawerau: „Es ist über die Maßen schwer, auch für die gelehrtesten Theologen, gleichzeitig vor dem Volke die reiche Fülle des Ablasses und die Pflicht wahrhaftiger Reue zu üben." These 40 ältere Uebersetzung: „Wahre Reue und Leid sucht und liebt die Strafe; aber die Mildigkeit des Ablasses entbindet von der Strafe, und daß man ihr gram wird, zum wenigsten, wenn dazu Gelegenheit vorfällt"; neue Uebertragung: „Wahrhaftige Reue begehrt und liebt die Strafen, dagegen erläßt die Ablaßfülle Strafen und schafft Widerwillen gegen dieselben, bietet wenigstens Gelegenheit dazu." These 45 dort: „Man soll die Christen lehren, daß der so seinen Nächsten sieht darben und deßungeachtet Ablaß löset, der löst nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade"; hier: „Man lehre die Christen, daß, wer einen Bedürftigen sieht und deßungeachtet sein Geld für Ablaß hingibt, nicht Papstes Ablaß, wol aber Gottes Zorn damit sich erwirbt." These 83 dort: „Item, warum bleiben die Begängnisse und Jahreszeiten der Verstorbenen stehen und warum gibt er nicht wieder oder vergönnt wieder zu nehmen die Beneficia oder die Pfründen, die den Todten zu gut gestiftet sind, so es nunmehr unrecht ist, für die Erlösten zu beten?" hier: „Desgleichen, warum hält man denn noch Exequien und Jahrestage der Verstorbenen, und warum gibt der Papst nicht alles gestiftete Geld zurück oder läßt es zurücknehmen, das für jene an Kirchen übergeben ist, da es doch unrecht ist, für schon aus dem Fegfeuer Erlöste noch weiter Gebete zu sprechen?" Endlich These 95 dort: „Und also mehr durch viel Trübsal ins Himmelreich zu gehen, Apostelgesch. 14, 22, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden"; hier: „Und also mehr ihr Vertrauen darauf setzen, durch viele Trübsal ins Himmelreich einzugehen, als durch die Vertröstung: es hat keine Gefahr." Wo sich der uns verständlichere, treuere Ausdruck in all diesen Fällen findet, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Wir wünschen demnach dieser neuen Ausgabe der Luther-Werke eine freundliche Aufnahme und weiteste Verbreitung, indem wir uns den Worten der Vorrede anschließen:

> Luther ist kein Stubengelehrter gewesen, daß seine Schriften nur von wenigen gelesen und genossen werden könnten. Als ein Mann des Volks hat er gelebt und geschrieben in der Sprache und den Gedanken des Volks. Sollte das deutsche Volk diese Sprache heute nicht mehr verstehen? Es wird Zeit, daß ein jeder wieder seinen Luther nimmt und liest, daß wieder ein wahrer Hunger entsteht nach seinen Worten, wie er einst alle Schichten des deutschen Volks ergriffen hatte, daß die Drucker nicht so schnell seine Schriften vervielfältigen konnten, wie sie begehrt wurden.

Karl Sallmann.

Erzählungen und Dramatisches.

1. Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von Franz Siking. Karlsruhe, Bramm. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Die Frau aus dem Veilchenhause. Roman von Mariam Tenger. Köln, Bachem. 1889. 8. 3 M.
3. Kurze Erzählungen. Von E. von Dincklage. Zweite Auflage. Leipzig, G. Meyer. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Am Heidstock. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte Auflage. Köln, Bachem. 1889. 8. 4 M. 20 Pf.
5. William. Roman aus dem deutsch-amerikanischen Leben von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.

Franz Siking's Buch: „Albertus Magnus und Gerhard von Riehl" (Nr. 1), welches dem Großherzog Friedrich von Baden gewidmet ist, ruft das Andenken an zwei hervorragende deutsche Männer wach, die beide im 13. Jahrhundert lebten. Wenn Graf Albert, der längere Zeit das Bisthum von Regensburg verwaltete, sich später nach Köln zurückzog und den Wissenschaften, namentlich dem Studium des Aristoteles, widmete, so war Gerhard von Riehl der Urheber des kölner Doms, dieses großartigen Werks deutscher Baukunst, zu welchem Kaiser Wilhelm den letzten Stein fügte. Die Erzählung beginnt mit einer Schilderung des altersgrauen Bischofssitzes zu Köln, an dessen Spitze damals der Erzbischof Konrad von Hochstaden stand, in dessen Doppelnatur, wie der Verfasser sagt, sich „Lebhaftigkeit und Würde, Hang zur Willkür wie zur Gerechtigkeitsliebe, Stolz und Milde, kurz Weltliches und Heiliges vereinigten". Der ordnende Geist in dem Hauswesen des Erzbischofs war Margaretha, Tochter des Edelings Ruprecht von Merseburg, deren Hand dem Grafen Robert Karl von Flandern zugedacht war, während ihr Herz dem talentvollen und edeln Baumeister Gerhard

von Riehl gehörte. Nach harten Kämpfen erfolgte die Vereinigung der Liebenden, denn Gerhard gelang es, durch den von ihm entworfenen Grundriß zu dem Dome in Köln den kunstsinnigen Erzbischof für sich zu gewinnen. Den Schluß der Erzählung, die nach Inhalt und Form Anerkennung verdient, bildet die Grundsteinlegung des Doms, bei welcher Gelegenheit Meister Gerhard den Bausegen sprach. Es ist dem Verfasser des Buchs gelungen, die von ihm geschilderten Ereignisse in würdiger Weise zur Anschauung zu bringen. Ein echt patriotischer Geist durchweht die ganze Erzählung.

Mariam Teuger, eine ungarische Schriftstellerin, die sich bereits durch verschiedene Erzählungen den Ruf anerkennenswerther Leistungen erworben hat, entrollt uns in dem Romane „Die Frau aus dem Veilchenhause“ (Nr. 2) ein Bild aus dem ungarischen Leben, welches die Licht- und Schattenseiten dieses Landes hervorhebt und auch den Gegensatz zwischen den Bewohnern von Ungarn und Siebenbürgen treffend schildert. Der Roman berichtet zunächst über ein zufälliges Zusammentreffen zwischen der Heldin der Erzählung, Franziska von Franzau, die einem alten und vornehmen Geschlechte der siebenbürger Sachsen entstammte, und dem ungarischen Baron Bela von Aldozo. Letzterer rettete mit ritterlichem Muthe Franziska aus einer drohenden Gefahr und warb bald darauf um deren Hand. Der alte Franzau lehnte die Bewerbung ab, allein die Tochter nahm dieselbe an. Dies führte zu einem Bruche. Baron Bela von Aldozo ließ sich mit Franziska in Klausenburg in zweier Zeugen Gegenwart trauen und führte sie auf seine Güter. Den Antheil an ihrem Vermögen entzog der gekränkte Vater seiner ungehorsamen Tochter nicht, dasselbe wurde mit aller Vorsicht in Wien sicher gestellt und der Bezug der Zinsen der jungen Frau gewährt; an das Kapital rühren konnten freilich weder letztere, noch deren Gatte. Im übrigen sagte sich Franzau im Namen seiner ganzen Familie und aller dem Hause verwandten und befreundeten Familien gänzlich von Franziska los. Auf den Gütern ihres Gatten angelangt, erkannte die äußerst wirthschaftlich erzogene junge Baronin bald, daß die Geldverhältnisse ihres Mannes sehr im argen lagen. Sie meint daher: „Mein Mann muß sein eigener Wirthschaftsbeamter sein, ich meine eigene Haushälterin. Wenn wir selbst überall die Augen haben, so können in acht oder zehn Jahren unsere Vermögensverhältnisse vollkommen geordnet sein.“ Demgemäß handelte die junge Frau, ihr Gatte aber konnte dies nicht ertragen; er lebte, wie so viele vornehme Ungarn, stets in Saus und Braus und wurde schließlich Schulden halber flüchtig. Obschon tief niedergebeugt, verlor die Baronin den Muth nicht, ihrer umsichtigen Thätigkeit gelang es vielmehr, nach einer Reihe von Jahren ihre und ihres Mannes Besitzungen so ziemlich schuldenfrei zu machen. Auf diese Weise konnte es geschehen, daß Baron Bela von Aldozo gebessert wieder heimkehrte und als liebender Gatte seiner Frau thätig und treu zur Seite stand. Nach langem, standhaftem Ringen hatte eine große, echte Frauenliebe und deutsche Wirthschaftlichkeit den endlichen Sieg errungen.

Wohl zu bemerken ist, daß in dem Buche von M. Teuger auch die Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 und die Thaten von Görgey, Bem, Dembinski und Kossuth wiederholt und nicht immer günstig beurtheilt werden. Der Titel des Buchs rührt daher, daß sich vor dem Wohnhause der Gutsherrschaft, die den Mittelpunkt der Erzählung bildet, ein großes und wohlgepflegtes Veilchenbeet befand.

Das nicht allzu umfangreiche Buch von E. von Dincklage: „Kurze Erzählungen“ (Nr. 3), enthält nicht weniger als zwölf kleine Geschichten oder „Federzeichnungen“, die indeß immer lesenswerth sind. Ein näheres Eingehen auf diese Mittheilungen lohnt sich jedoch kaum; dieselben berichten uns über Zustände und Erlebnisse in Italien, der Schweiz, Deutschland und Amerika. Die Verfasserin besitzt eine scharfe Beobachtungsgabe; sie ist weit gereist und versteht es, das Erlebte und Beobachtete in anziehender Weise wiederzugeben.

Der Roman „Am Heidstock“ (Nr. 4) von Ferdinande Freiin von Brackel schildert in der Hauptsache das Schicksal zweier Brüder. Leider kann kaum einer der geschilderten Charaktere ein tieferes Interesse bei dem Leser wachrufen und erhalten. Aus diesem Grunde vermögen wir das Buch höchstens als eine anmuthige und theilweise gemüthliche Erzählung zu bezeichnen. Während der eine der Brüder ein braver und fleißiger Mensch ist, erscheint der andere als ein leichtsinniger Taugenichts. Was den Namen „Heidstock“ anlangt, so verstand man in der Gegend, in welcher die Erzählung sich abspielt, darunter ein im Walde befindliches Grenzzeichen, das wahrscheinlich der Ueberrest eines alten heidnischen Opferaltars war.

Der Roman „William“ (Nr. 5) von Doris Freiin von Spättgen führt uns ein in mancher Hinsicht treues, wenn auch immerhin in Wirklichkeit selten vorkommendes Bild aus dem amerikanischen Leben, namentlich aus der Geschäftswelt vor. Ein junges Mädchen, Isabel Burton, steht an der Spitze eines großen Bank- und Handelshauses in Neuyork und führt schon bei Lebzeiten ihres Vaters dessen Geschäfte mit Umsicht und Verstand. Nach dem Hinscheiden des alten Burton und eines andern tüchtigen Beamten machte sich ein Ersatz für diese verlorenen Arbeitskräfte nothwendig. Ein junger Mann, Namens William, von Geburt ein Deutscher, meldete sich für die leer gewordene, höchst verantwortliche Stellung und erhielt dieselbe. Er hob unter Oberleitung von Burton's Tochter das Geschäft zu einer immer höhern Blüte und führte schließlich, vielen Kabalen und Hindernissen zum Trotze, die edle Isabel als Gattin heim. Es mag noch bemerkt werden, daß Doris von Spättgen verschiedene andere Romane verfaßt hat und dabei eine glückliche Wahl des Stoffs, sowie ein nicht zu unterschätzendes Talent in der Ausführung der Handlung, wie in der Charakterisirung der Personen bewies. Namentlich offenbarte sie eine von Vorurtheilen freie Auffassung der socialen Verhältnisse.

6. Dramatische Dichtungen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Dresden, Knecht. 1889. Gr. 8. 5 M.

Die dramatischen Werke von Carlo Gozzi, vorzugsweise die Märchendramen (Fiabe) desselben, haben schon seit der Zeit Friedrich Schiller's die Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich gezogen. In neuerer Zeit sind von Paul Heyse, C. Schroeter und dem Grafen Baudissin einzelne dieser Dichtungen ins Deutsche übertragen und von hervorragenden Tondichtern, z. B. von Richard Wagner, zu Operntexten benutzt worden. Unlängst hat nun Volkmar Müller, nachdem er das philosophische Märchen „Das grüne Vögelchen" übersetzt, auch drei andere Dramen Gozzi's: „Den König der Geister", „Liebe macht klug" und „Das blaue Ungeheuer", dem deutschen Volke in dessen Sprache zugänglich gemacht. Gasparo Gozzi, der ältere Bruder des in Rede stehenden Dichters, hat ebenfalls verschiedene Dichtungen geschrieben, doch dürfen seine kritischen und satirischen Aufsätze, in denen er die Schwächen seiner Zeit und zumal die seiner Vaterstadt Venedig geißelte, wol einen höhern Werth beanspruchen. Als Dramendichter überragt der jüngere Bruder, welcher 1722 in Venedig geboren wurde und 1806 daselbst starb, den ältern ohne allen Zweifel. Es haben zwar auch französische Dichter wiederholt Märchenstoffe nicht ohne Erfolg für das Theater bearbeitet, allein in der Regel nur in komischen Opern und fast immer in ganz lächerlicher Gestaltung, denn es war ihnen nicht gegeben, einen ernsten und moralischen Sinn mit dem Märchenhaften zu verbinden. Carlo Gozzi's Dramen vereinigen hingegen Kraft mit Grazie und Pathetisches mit Komischem, sodaß nach Paul Heyse's Ansicht die Märchendichtungen des geistreichen Italieners wol von sich sagen können:

> Vater Gozzi, dieser Erzphantast,
> Hat uns in lustigstem Humor verfaßt.
> Das Leben schien ihm wie ein Maskenspiel
> Halb ernst, halb possenhaft vorbeizurauschen,
> Ein bunter Märchentraum.

Man hat Gozzi mehrfach als den italienischen Aristophanes bezeichnet, doch insofern kaum mit Recht, als er in seinen Dichtungen vielleicht den Witz des griechischen Dichters besitzen mag, an schneidiger Schärfe aber dem letztern nicht gleichkommt und wol auch nicht gleichkommen wollte. Was nun die drei erwähnten Dramen von Gozzi anlangt, so kommen in dem erstgenannten, welches den Titel „Der König der Geister" oder „Die treue Magd" führt und in Balfora spielt, als Hauptpersonen vor: Suffar, König von Balfora, Alkuz, König von Divandur, Zelika, Suffar's Schwester, Dugme, deren unbekannte Schwester, unter dem Namen Zirma, längere Zeit Sklavin Zelika's, Kanzema, eine häßliche, aber kriegerische Mohrenkönigin, Pantalon, früherer Minister von Faruk, dem verstorbenen Vater Suffar's, Sarke, Tochter des Pantalon, und Zëim, der König der Geister, welcher unter verschiedenen Gestalten erscheint, aber stets bestrebt ist, das Laster zu strafen und die opfermüthige Tugend zu belohnen. Die Prinzessinnen Zelika und Dugme, wie auch Sarke sind edle Charaktere und werden nach harten Kämpfen durch ihren Edelmuth und ihre ausdauernde Treue glücklich; Zelika war sogar längere Zeit in eine Tigerin verwandelt. „Der König der Geister" wurde zuerst im November 1765 aufgeführt durch die Schauspielergesellschaft Sacchi, erscheint aber noch jetzt auf der Bühne.

Hinsichtlich des Lustspiels „Liebe macht klug" mag zunächst bemerkt werden, daß schon vor Carlo Gozzi der spanische Dichter José Cañizares ein Drama unter dem Titel „Ehre macht verständig" schrieb; Gozzi benutzte nun zwar den leitenden Gedanken der letztgenannten Dichtung, allein in einer so selbständigen Weise, daß von einer Nachahmung kaum die Rede sein kann. Die Hauptpersonen des Stücks sind folgende: Zwei alte Herren, Don Pedro und Don Astolfo Fernando, der eine etwas wunderlich, aber aufrichtig, der andere dünkelhaft und von der Meinung durchdrungen, daß er viel Verstand besitze und der schlaueste Hüter der Ehre seiner Familie sei, worin er sich jedoch täuscht, beide sind streng und peinlich im Punkte der Ehre; ferner zwei Schwestern, die eine durch ihre Bücher ziemlich gebildet und einsichtsvoll, doch von empfindsamem, stolzem Temperamente, die andere phlegmatisch, aber schlau und über die Schwächen dieser Welt erhaben, und eine harmlose junge Dame, die durch die Strenge ihrer Familie und wegen einer heimlichen Liebe sich gezwungen findet, aus ihrem Hause zu entfliehen. Alsdann zwei liebende Cavaliere, von denen der eine klug und einsichtsvoll ist, der andere wild, empfindlich und tollkühn; schließlich ein heuchlerischer Magister, der unter der Larve von Eifer und Beflissenheit Familienzwistigkeiten anstiftet, und eine Magd, die muthwillig und keck zu Liebesränken gern die Hand reicht. Don Berto, der Sohn von Astolfo Fernando, ist ein schöner junger Mann und nicht ohne Mutterwitz, die Liebe aber macht ihn erst klug und läßt ihn die Hand von Donna Eleonora, der Tochter Don Pedro's, gewinnen. Den eigentlichen Grundgedanken des Lustspiels spricht Don Berto am Schlusse des Stücks den ältern Verwandten gegenüber mit den Worten aus:

> Und ihr gestrengen Alten — nun — gesteht,
> Gar oft weiß weniger, wer mehr auch weiß,
> Und Liebe, ja, sie macht selbst einen Dummen
> Gescheit und klug. — Ist wahr dies oder nicht?

Hierauf erfolgt die einstimmige Antwort: „Es ist wahr, es ist wahr!" Der Ort der Handlung ist Madrid.

„Das blaue Ungeheuer", ein tragikomisches Märchen in fünf Aufzügen, bringt ebenfalls in der Form einer dramatischen Dichtung den Sieg des Guten über das Böse zur Anschauung. Das Stück erschien, wie Carlo Gozzi selbst in der Vorrede zu der Dichtung bemerkt, zum ersten male und mit Erfolg im Theater S. Angelo in Venedig am 8. December 1764 und wurde binnen kurzer Zeit vier-

zehnmal bei vollem Hause aufgeführt. Das abenteuerlich Leidenschaftliche seines Inhalts wurde für unumstößliche Wahrheit angesehen, auch die Masken fanden reichen Beifall. Die Handlung geht in Nanking und dessen Umgebung vor sich.

Rudolf Doehn.

Ein deutscher Fachgelehrter vor dem gebildeten Publikum.

Gesammelte Abhandlungen von Alexander Schmidt. Mit einer Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Mit Alexander Schmidt's Bildniß. Berlin, G. Reimer. 1889. 8. 7 M.

Das deutsche Volk in seinen breitern Schichten verfolgt das Wirken der unter ihm lebenden Wissensgrößen fast nie mit irgend erheblicher Theilnahme. Ja, sogar die Gesammtheit der sogenannten höher Gebildeten steht den durchgreifenden Thaten der Fachgelehrten gegenüber ziemlich kalt und gleichgültig da. Und doch sind gerade wir die Nation, der das aufrichtige Ausland mit einem stillen Neide nachrühmen muß, daß nirgends der übervolle Strom der Bildung sich in so reichen und fruchtstiftenden Bächen über das weite Blachfeld des Alltags ergieße. Das „Populariſiren" der in unnennbaren Mühen erkämpften Geistesschätze ist eben bei uns zu Hause. Eine berliner Verlagshandlung von hervorragendem Rufe hat es nun versucht, in einem nicht unmäßig starken Bande gedrängten, aber äußerst klaren Drucks und in würdiger Ausstattung ein Buch auf den Markt zu bringen, welches gut die Probe auf einen etwaigen Erfolg jener allgemein verständlichen Wissenschaftlichkeit anstellen könnte. Treue Freunde des dahingeschiedenen Alexander Schmidt haben aus dessen bisher einzeln gedruckten, aber nie in den Handel gekommenen Aufsätzen in Schulprogrammen, Zeitschriften u. s. w. eine im ganzen geschickt sichtende Auswahl derjenigen Nummern getroffen, welche für die Lektüre der weitern Oeffentlichkeit besonders geeignet erscheinen. Leider müssen wir in dem willkommenen Buche — dessen theoretisch nüchterner Titel allerdings wenige Laien in seinen Bannkreis ziehen mag — die sachlich und formell unsterhafte Vorrede zu Schmidt's „Sacherklärenden Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen" (1842) vermissen, unsers Erachtens dem Allerbesten anzureihen, was deutsche Shakespeare-Kritik je hervorgebracht hat, und sicherlich ein geradezu glänzendes erstes Auftreten des jungen Gelehrten in der literarischen Welt. Ueberhaupt hätte das ganze Bändchen jener Erläuterungen, welche heute nur noch schwer aufzutreiben sind, längst eine durchgesehene Neuauflage verdient. Hier findet man sauber und bequem beisammen, was ein jeder zum rein äußerlichen Verständnisse der Shakespeare'schen Bühnenstücke braucht, und dazu in einem Gewande, das gar auffällig von den geistreichelnden Declamationen der meisten Shakespeare-Ausleger des 19. Jahrhunderts absticht. Niemals wieder ist der schönrednerischen, aber in der Realienfrage unsäglich oberflächlichen Methode der Erklärer Tieck'schen Schlags so deutlich ihr Todesurtheil begründet worden.

Auch die Stoffe der im vorliegenden Werke vereinigten Arbeiten gehören in der Mehrzahl der Shakespeare-Literatur an. Ganz naturgemäß. Denn das eindringliche Studium des großen Briten bildete über ein halbes Jahrhundert den Mittelpunkt von Schmidt's Denken und Forschen. Wir erfahren nämlich aus der den Abhandlungen vorausgeschickten Lebensskizze (welche C. Witt, augenscheinlich ein durch nahes persönliches Verhältniß gut unterrichteter Mann, verfaßt hat), wie Schmidt bereits 1836 mitten in den Anfangsgründen der englischen Grammatik, die er einem herabgekommenen, meist betrunkenen Handlungsgehülfen bei regelmäßigem Gespräche und Zusammenlesen ablernte, „König Lear" vornahm, dann zeitlebens sein Lieblingsstück. Er war damals königsberger akademischer Bürger, und zwar bildeten die alten Sprachen und Geschichte seine Hauptbeschäftigung. Als Sohn eines vortrefflichen Aelternpaares (der Vater war Arzt) 1816 in Westrußland geboren, vom dritten Jahre an aber schon in Preußisch-Eylau aufgewachsen, hatte er das königsberger Gymnasium mit Auszeichnung durchgemacht (1834) und stand nunmehr in der Vorbereitung für den höhern Lehrberuf. Das lustige, vielfach anregende Studentenleben, welches in jenen Jahrzehnten an der ostpreußischen Albertina herrschte, riß ihn mit fort, ohne daß er wie manche Feuerköpfe in dem Strudel des aufdämmernden Radicalismus unterging; er hat die oft besungenen „Tage der Rosen" als Verbindungsbursche in vollen Zügen genossen. Trotzdem bestand er frühzeitig Doctor- und Staatsexamen in ehrendster Weise, wirkte darauf bis 1855 am danziger Petrigymnasium, seitdem als Director der städtischen höhern Bürgerschule, einer später zum Range der Realschule erster Ordnung erhobenen Anstalt (was mit auf seinen Antrieb geschah), zu Königsberg. Dies ist Schmidt's einfacher Lebenslauf als Rahmen der bedeutenden wissenschaftlichen und literarischen Leistungen seiner Feder. Er war ein Mann von Charakter und Thatkraft, unerschütterlich im bewährten Urtheile ehrlicher Ueberzeugung, rastlos beim beschlossenen Plan, ein ergebener Freund, ein wahrhaft edler Mensch, nicht zuletzt ein durch Leid und Freud gestähltes Familienmitglied. Ein Blick auf den warmen Ton, welcher die drei von ihm wohlvertrauten Jüngern herrührenden Nekrologe von K. Lentzner („Englische Studien", XI, 364—387), F. Schulz („Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft", XXIV, 174—179) und C. Witt (hier S. 1—25) beseelt, wird jedem Fernerstehenden mindestens ernste Achtung einflößen und zur Kenntnißnahme der mitgetheilten Aufsätze einladen. Folgen auch wir diesem berechtigten Drange!

„Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's in Frankreich" treten zunächst in unsern Gesichtskreis. In dieser Programmbeilage, welche 1864 erschien, bestreitet Schmidt die vermeintlichen Ergebnisse des scharfsinnigen Albert Lacroix: „Histoire de l'influence de Shakspeare sur le théâtre français" (1856), wo ausführlich behauptet worden war, Voltaire habe mit bewußter Einsicht von Shakspeare's Riesengröße getrachtet, die in dessen Musenkunst geoffenbarte Genialität für seine Landsleute zu gewinnen. Voltaire zeigte niemals wirklichen Sinn für die gemütherschütternde Tragik und die zwerchfellbewegende Komik des britischen Meisters. Wenn er dessen Drama anfangs noch als „glänzende Ungeheuer" bezeichnete, so fand er dann hier nur „einige Perlen auf einem großen Misthaufen", nannte den Dichter einen „garstigen Affen" und, über dessen steigenden Ruhm erbittert, die mehr und mehr bewunderten Dramen barbarisches Zeug. W. König, welcher 1877 („Studien zur französischen Literaturgeschichte") nochmals auf dieses Thema zurückkam, hat nach Schmidt kaum einen neuen Ansatzpunkt vorgebracht. Ebenfalls im Gleise der Shakespeare-Philologie geht die Studie „Zur Textkritik des «King Lear»". In einer für jedermann lesbaren Einkleidung äußert sich Schmidt über das grundsätzlich hochbedeutsame Problem, ob die zu des Dichters Lebzeiten entstandenen unrechtmäßigen Einzeldrucke oder die 1623, sieben Jahre nach dem Tode, von Freundeshand besorgte Gesammtausgabe für die Feststellung des Textes maßgebend seien. Mit Delius, dem conservativsten der großen deutschen Shakespeare-Kritiker, vertheidigt er das entschiedene Vorrecht der „Folio", d. i. des vielleicht nach Fassungen „letzter Hand" von den officiellen Testamentsvollstreckern veranstalteten Sammeldrucks von 1623. Eine Aufgabe verwandter Art setzte sich Schmidt in „Quartos und Folio von Richard III." Auf dem Wege ganz ähnlicher Folgerungen gelangt er hier zu der Annahme, daß sämmtliche während Shakespeare's Leben herausgekommenen Drucke seiner Stücke unmittelbar aus privaten Nachschriften bei der Aufführung entstanden seien, während der Text von 1623 auf den Handschriften des Archivs der Originaltheatertruppe beruhe. Diese Hypothese ist durch allseitige philologische Beobachtung genau belegt, sodaß hier ein tief einschneidender Fortschritt hinsichtlich der Auffassung von Shakespeare's Arbeitsweise und Verhältniß zur Oeffentlichkeit vor sich gegangen war. Wie durch diesen völligen Frontwechsel die Charakteristik vieler untergeordneter Personen in dem farbigen Gemälde der Richard-Tragödie durchaus verändert ward, so hatte die Darlegung für „König Lear" die Gestalt Gloster's in ein neues Licht gerückt. Auch „die ältesten Ausgaben des «Sommernachtstraums»" trumpft Schmidt in entsprechender Beweisführung als „unecht und piratisch" ab, ohne ihnen das unleugbare Verdienst zu rauben, daß sie „die lieblichste aller dramatischen Dichtungen vor dem Untergange gerettet" haben. In dem auch hier abgedruckten Sendschreiben an F. Bodenstedt als damaligen Herausgeber des „Shakespeare-Jahrbuchs" „Zur Shakespeare'schen Textkritik" bot Schmidt 1867 eine allgemeinere Ausführung seines Princips, auf dessen Boden sich jene genannten Specialuntersuchungen der einzelnen Dramen entwickeln sollten.

Außerdem führt der Band vier gediegene Essays vor. Der eine beschäftigt sich in englischem Idiom mit dem Leben und der dramatischen Thätigkeit von Ben Jonson, dem jüngern Genossen William Shakespeare's. Diese Zugabe zum 1847er Programm der danziger Petrischule trägt zwar manche vereinzelte, bislang übersehene Züge zu Ben Jonson's Bild zusammen, reicht jedoch im ganzen nicht an die übrigen Aufsätze heran. Es scheint, als ob das dazumal Schmidt noch nicht recht fließende Englisch eine freiere Entfaltung hinderte; ja, sachkundige Richter möchten gewiß den und jenen phraseologischen Lapsus aufstöbern und das Colorit als deutsch-englisch tadeln. Die Vorlesung über „Milton's dramatische Dichtungen" beleuchtet die herrliche Natur des freiheitsbegeisterten Dichters ganz unübertrefflich. Zum ersten male wird hier — man erwäge, Macaulay und deutsche Forscher vom Range eines Liebert, L. Wiese, J. Schmidt hatten vorgearbeitet — dargethan, in welch weitgehendem Maße Milton's Dramen zeitgeschichtlichen Werth besitzen. Die Würdigung der letztern stützt sich auf ein wirklich ebenbürtiges Verständniß. Die Skizze „Ein Denkstein gesetzt den Manen des Dichters William Edmondstonne Aytoun" enthält im wesentlichen eine geistesverwandte Verdeutschung der „Lieder der schottischen Cavaliere" desselben, von einer kurzen Einführung begleitet. Im Jahre 1848 waren diese frischblütigen Balladen hervorgetreten, Stuart-Rittern des 17. und 18. Jahrhunderts in den Mund gelegt. Schmidt betrachtete seine Arbeit als Dankeskranz auf das Grab des eben (1865) verstorbenen Dichters, der als edinburger Professor kräftig für die Bekanntmachung mit deutscher Literatur eingetreten war. Den Schluß bildet die treffliche Charakteristik von „Walter Scott", keine biographisch trockene und lehrhafte, sondern eine gemüthvolle und liebwerthe Behandlung. Von den classischen Uebertragungen, die Schmidt von Macaulay's „Liedern des alten Rom", sowie von Th. Moore's für unübersetzbar erklärtem Gedicht „Lalla Rookh" früher gefertigt hat, ist leider in dies Sammelwerk nichts mit aufgenommen worden. Bei alledem bietet dieses aber so viel Schönes und Werthvolles, daß es ein dauerndes Denkmal Alexander Schmidt's darstellt.

Ludwig Fränkel.

Aphorismen, Anthologien und Chrestomathien.

1. Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage, vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 5 M.
2. Aus dem Glücksrad des Lebens. Aphorismen von Franz Seraph Huemer. Stuttgart, Levy u. Müller. 1889. 12. 1 M. 80 Pf.
3. Frucht- und Blumenlese aus Goethe's Schriften. Zum Nutzen und Frommen für jedermann, insbesondere aber für die Lehrer gesammelt von Rudolf Lange. Potsdam, Stein. 1889. 16. 1 M. 20 Pf.
4. Geistesblitze großer Männer, für freie Denker gesammelt von Karl Adolf Brodtbeck. Leipzig, C. G. Naumann. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Aus der Vogelschau. Sprüche und Stachelreime von Otto von Leixner. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Was soll ich declamiren? Eine Auslese der besten ältern und neuesten Declamationsstücke ernsten und heitern Inhalts. Unter Mitwirkung und Förderung der ersten deutschen Bühnengrößen gesammelt und herausgegeben von Elise Henle. Neue Folge. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy u. Müller. 1889. 8. 3 M.
7. Bravo! Da capo! Neues Humoristikum. Heitere Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit. Gesammelt und herausgegeben von Raimund Fröhlich. Stuttgart, Levy u. Müller. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.
8. Edle Menschen und Thaten von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1890. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.
9. Mosaikbilder und Arabesken. Literarische Spaziergänge, Plaudereien und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart von Adolf Kohut. Dresden, Oehlmann. 1889. 8. 4 M.

Seit ich die erste Auflage der „Aphorismen" von Marie von Ebner-Eschenbach (Nr. 1), damals (1880) im berliner Verlage von Franz Ebhardt erschienen, aus der Hand der Verfasserin zugeschickt erhielt, hatte ich mehrfach Gelegenheit gefunden, auf die 300 trefflich geschliffenen Gedanken hinzuweisen. Meine Stimme mag da wol im Urtheil anderer Größerer und Berufenerer verhallt sein, aber wir alle stimmten darin überein, daß wir in der Verfasserin einen der ersten Aphorismenautoren der Neuzeit bewundernd anerkennen müssen. Vor einigen Jahren hatte ich auch das Vergnügen, die liebenswürdige Frau sammt ihrem Gemahl in leider kurzem persönlichen Verkehr in Wien kennen zu lernen und die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Gedanken nicht nur gedacht, sondern auch ihre Lebensregel geworden sind. Bezeichnend ist es auch, daß die Verfasserin keineswegs irgendeinen andern Titel für ihre Sammlung gewählt als Aphorismen, ebenso wie ich für eine Gedichtsammlung als den besten Titel „Gedichte" anerkenne, d. h. wenn das Büchlein denselben auch verdient.

Seither sind diese Aphorismen in fremde Sprachen übersetzt, jenseit des Oceans im Englischen erschienen. In jüngster Zeit nun, gelegentlich der Besprechung der Aphorismen J. A. Huschak's (Nr. 36 d. Bl. f. 1889), hätte ich für letztere kein besseres verdientes Lob aussprechen können, als indem ich selbe an jenen der Frau von Ebner-Eschenbach prüfte. So ist die Aphoristikerin κατ' ἐξοχην eine Classikerin der aphoristischen Literatur und gleichsam ein Maßstab geworden, an welchem man andere auf ihren Werth prüfen und abwägen darf.

Da mir denn nun das Vergnügen und die Ehre zugleich wurde, an vornehmem Orte die vorliegende dritte, um 200 Nummern vermehrte Auflage zu besprechen, so ergreife ich die Gelegenheit, ein wenig weiter auszuholen. Das Büchlein, nunmehr ein Buch, trägt das Motto: „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette." Sehr richtig! Schon Wolfgang Maximilian von Goethe sagte in einem Distichon:

Hundert Gedanken verbrauche, um einen Gedanken zu nähren,
Und den tausendsten erst halte für einfach und klar.

Aber, wer hindert mich, „einen Aphorismus auch als das erste Glied einer neuen folgenden langen Gedankenkette" zu bezeichnen, und da sich ferner oft „aus zwei Aphorismen als Prämissen ein dritter als Schluß ergeben kann", so hätte wol jener am richtigsten gesprochen, der da behauptete: „Ein Aphorismus ist der Mittelpunkt eines Gedankenkreises."

Derlei Erörterungen, wie sie sich in einer längern Einleitung unter dem Titel „Historiette der Aphorismenliteratur" statt eines Vorwortes zu einem Bändchen meiner eigenen Aphorismen finden, habe ich beim Studium der Ebner'schen Aphorismen gewonnen, denn studirt müssen sie sein. Prüfen wir sie einmal an sich selbst. Gleich der erste lautet:

Sag etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten mal, und du bist unsterblich.

Welch eine einfache Wahrheit! man denke an das Ei des Columbus — nun, die Verfasserin hat dieses gethan, der Erfolg ist ihr auch sicher.

Nr. 39 des vierten Hunderts lautet:

Gedanken, die schockweise kommen, sind Gesindel. Gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft. Ein göttlicher Gedanke kommt allein.

Wie wahr! Nun haben wir aber hier 500 Gedanken in einem Buche beisammen — wie reimt sich das zusammen?

Seit der ersten Auflage 1880, dreihundert Aphorismen stark und welche ziemlich lange auf sich warten lassen mußte, bevor sie erschien, ist ein ganzes Decennium (1880—90) vergangen, bevor die neue dritte Auflage um nur 200 Nummern in zehn Jahren vermehrt werden konnte. Welch strenge Selbstkritik mußte geübt worden sein, da doch der Büchermarkt heute mit Aphorismen geradezu überschüttet wird, von denen man leider zumeist sagen muß, sie kommen schockweise.

Unserer kritischen Gepflogenheit gemäß lasse ich nun einige wenige der Ebner'schen mustergültigen Aphorismen folgen:

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

Der Gescheitere gibt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

Mitleid ist Liebe im Négligé.

Um in eine Versammlung seiner Leute treten zu dürfen, muß man den Frack tragen, die Uniform oder — die Livrée.

Autoren, die bestohlen werden, sollten sich darüber nicht beklagen, sondern freuen. In einer Gegend, in welcher kein Waldfrevel vorkommt, hat der Wald keinen Werth.

Man hat einen zu guten oder einen zu schlechten Ruf; nur den Ruf hat man nicht, den man verdient.

Das Tüttelchen Wahrheit, das manche Lüge enthält, das macht sie furchtbar.

Der größte Feind des Rechts ist das Vorrecht.

Vieles erfahren haben, heißt noch nicht Erfahrung besitzen.

Die größte Gewalt über einen Mann hat die Frau, die sich ihm zwar versagt, ihn aber in dem Glauben zu erhalten versteht, daß sie seine Liebe erwidere.

So mancher meint ein Don Juan zu sein und ist nur ein Fant.

Ein literarischer Dieb, der sich das Stehlen recht sauer werden läßt, kann sein Lebenlang für einen originellen und ehrlichen Mann gelten.

Nicht jeder große Mann ist ein großer Mensch.

Es ist ein Unglück, daß ein braves Talent und ein braver Mann so selten zusammenkommen.

Franz Seraph Huemer mit seinen „Aphorismen" (Nr. 2) müßte fürchten im Vergleich mit M. von Ebner-Eschenbach zu kurz zu kommen, da der Zufall sein Buch neben das der erstern auf meinem Recensionstisch niederlegte. Doch ist dies nicht der Fall, ihm soll sein volles Recht werden. Ja im Gegentheil, Huemer scheint mir neben Huschak, Haek u. s. w. einer der wenigen zu sein, die würdig sind, an dem Ebner'schen Maßstabe gemessen zu werden.

„Aus dem Glücksrad des Lebens" benennt er seine Sammlung, und Lebenserfahrungen bieten seine Aphorismen, und wenn sie auch nicht immer in so meisterhaft gedrängter Form erscheinen, wie die Ebner'schen, einen guten Kern enthalten die meisten. Der Diamant bleibt doch Diamant, wenn er auch nicht immer zum Brillanten geschliffen worden.

Auf Aphorismen passen wohl meine eigenen Worte:

Es will die Rheinweintraube
Am Rhein gekeltert sein,
Es will im eignen Staube
Demant gerieben sein.

Als Proben aus Huemer's Aphorismen mögen folgende dienen, deren einige von verblüffender Wahrheit:

Die Liebe gleicht jenen Krankheiten, die gefährlich sind, wenn sie den befallen, den sie in der Jugend verschont haben.

Kleinliche Parteilichkeit macht einen Vorgesetzten bei seinen Untergebenen verhaßter, als Strenge, die er gleichmäßig gegen alle übt.

Es empört uns tief, wenn diejenigen, denen wir uns vertrauensvoll mittheilen, sogleich kalte Miene machen, uns zu richten.

Es geht mit den Talenten der Menschen wie mit den Kometen, die bald alle sehen, wenn einer sie entdeckt hat.

Die großen Vorzüge und Erfolge uns persönlich unbekannter Menschen erregen selten unsern Neid; hingegen erwacht dieses Gefühl lebhaft, wenn diejenigen, welche wir im Umgang bisher für unsersgleichen hielten, plötzlich Fähigkeiten entwickeln, die wir mit ihnen gar nicht oder nicht im selben Maße theilen. Die Wahrnehmung, daß jene, die uns in so vielem ähnlich sind, uns im einzelnen dennoch weit überragen, erfüllt uns namentlich mit Neid.

Ein verzogenes Kind hält seiner Mutter den Mund zu, wenn es allein reden will. Aehnlich verfährt die Presse oft mit der öffentlichen Meinung.

In der Schule wird man unterrichtet, durchs Leben erst belehrt.

Adolf Lange's „Frucht- und Blumenlese aus Goethe's Schriften" (Nr. 3) ist eine ganz überflüssige neue Auswahl, deren einzige Rechtfertigung wol in dem Titelbeisatz: „insbesondere für Lehrer gesammelt", zu suchen ist.

Dasselbe gilt im ganzen und großen von Nr. 4: „Geistesblitze großer Männer". Karl Adolf Brodtbeck hat eben denkwürdige Stellen großer Denker und Dichter herausgehoben und unter gewisse Gesichtspunkte gruppirt. Daher hebt sich wohlthuend das folgende Buch ab, denn hier wird uns wieder Ureigenes geboten.

Otto von Leixner's „Aus der Vogelschau" (Nr. 5) gibt Sprüche und Stachelreime, Aphorismen in Versen, Ironismen und Sarkasmen, mitunter eingestreute Saphirismen, die uns an das Genre des poetischen Tagebuchs von Bauernfeld erinnern, das ich vor einiger Zeit besprochen, oder an Blumenthal gemahnen. Als Probe aus dem vielen Guten hier nur die

Zwei Standpunkte.

I.

Er ist ein feiner Kritikus,
Sein Urtheil stets erprobt —
Er hat mit tiefem Kunstverstand
Mein jüngstes Buch gelobt.

II.

Der Schwätzer hat sein Richteramt
Durch Flachheit stets entadelt —
Hat er ja doch mein jüngstes Buch
Mit frecher Stirn getadelt.

Es folgen zwei Neuheiten, zwar nur declamatorische Anthologien, aber immerhin für gesellige Kreise willkommen und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend. Die Auswahl ist bei beiden eine um so gelungenere zu nennen, als die Herausgeber auch den neuern Schriftstellern gerecht geworden sind.

Beide ergänzen sich, und während Elise Henle's „Was soll ich declamiren?" (Nr. 6) gemischten Inhalts ist, stellt sich Raimund Fröhlich's „Bravo! Da capo!" (Nr. 7) als ein Humoristikum dar, in welchem die köstliche Travestie auf Faust von R. Linden nicht als einzige Perle erscheint.

Endlich noch zwei Chrestomathien. Emil Neubürger führt uns in kurzen Skizzen „Edle Menschen und Thaten" (Nr. 8), zugleich biographisch Helden und Heldinnen der Humanität, der Geschichte und der Literatur vor. Jedenfalls eine Sammlung, früher in einzelnen Blättern zerstreut erschienener essayistischer Feuilletons, die für den Interesse haben mögen, den sie interessiren. Ich meinerseits kann mich für derlei Sammlungen, durch welche sich nicht einmal ein leitender Faden der Ariadne zieht, nicht besonders erwärmen. Am meisten zog mich noch Uhland's

Leben und Charakter an als Beitrag zu der neuesten, gelegentlich der letzten Uhland-Feier so reichlich sprudelnden Uhland-Literatur, weil auch ich mit einer „Uhlandiana" mich eingefunden hatte, wie der so fleißige Adolf Kohut, von welchem uns abermals eine Schrift: „Mosaikbilder und Arabesken" (Nr. 9), vorliegt. Vergleicht man Nr. 9 mit Nr. 8, welche doch beide derselben Gattung sind, so hat der Verlag Oehlmann den ungleich bessern Griff gethan.

Hier freut man sich, in Zeitschriften früher gelegentlich erschienene literarische Spaziergänge, Essays und Skizzen in Buchform vereinigt zu finden, ja man hält es geradezu für unerläßlich. Aber auch hierin haben mich die Uhland-Studien am meisten angezogen, sowie ich auf die zwei Skizzen „Die Dichter und Dichterinnen des Hauses Wettin" und „Kronprinz Rudolf von Oesterreich als Schriftsteller" besonders aufmerksam mache. Eduard Maria Schranka.

Zur Geschichte des Naturgefühls.

1. Der Natursinn der alten Griechen. Von L. W. Straub. Tübingen, Fues. 1889. 4. 1 M. 60 Pf.
2. Die Natur in der Dichtung des Horaz. Von E. Voß. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1889. 8. 1 M.
3. Das Naturgefühl der Altfranzosen und sein Einfluß auf ihre Dichtung. Von M. Kuttner. Leipzig, Fock. 1889. 8. 2 M.

Die Natur mit ihren ewig wechselnden und doch ewig beständigen Erscheinungsformen ist für den Menschen unentrinnbar. Mit tausend Banden hat die Allmutter ihren Liebling an ihr Herz gekettet: der Charakter der Völker wird in seiner Eigenart bedingt durch das Klima; die gesammte Geistesrichtung wird durch die Naturumgebung beeinflußt, sei diese nun karg oder reich, eine öde weite Steppe und baumlose Heide mit müde dahinschleichenden Flüssen, oder freundlich grüne Wiesen und Wälder und Hügel und Thäler, oder üppiger Pflanzenwuchs mit ragenden Gebirgen und buchtenreichem Meere. Der Mensch in seiner Phantasie und in seiner Denkart ist der Natur verwandt, die ihn umgibt. Aber es ist auch im Leben des Allgemeinen ebenso wie im Leben des Einzelnen; das Naturgefühl hat im Laufe der Geschichtsentwickelung der Menschheit die Formen gewechselt, wie es noch heute bei der Entfaltung des Einzelwesens sich wiederholt. Das Kind freut sich in naiver Weise der Blumen und des Sonnenscheins, zittert aber auch voll Scheu vor den gewaltigen Mächten, die zu ihm im Feuer, im Sturme, im Gewitter sprechen, und deutet die Vorgänge z. B. am Himmel nach den alltäglichen um; habe ich doch selbst einmal von einem Kinde beim Gewitter sagen hören: „Der liebe Gott reißt aber mal viele Streichhölzer da oben an", und hernach, als der Regen niederstürzte: „Ich glaube, im Himmel ist die Wasserleitung geplatzt." Die Grundlage solcher Anschauungsweise ist genau dieselbe, wie in der mythischen Zeit, da der Mensch die Natureindrücke personificirte, d. h. zu lebensvollen Gestalten umschuf; die naive Naturfreude in Verbindung mit solchem Mythenglauben hat nirgends schönern Ausdruck als in den Dichtungen des Homer gewonnen. Der Knabe betrachtet die Natur nach der Nützlichkeit, weniger nach der Schönheit; ihm ist der Baum der liebste, der die schmackhaftesten Früchte trägt. Auf diesem Standpunkte finden wir z. B. die Zeit der Kreuzzüge, in der die fremden Gegenden wol staunend betrachtet, aber vor allem wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen werden. Der Jüngling, in der Epoche der Ideale und der ersten Liebe, wird auch für die Natur schwärmen und sympathetisch ihr sein Empfinden leihen, wie wir es z. B. in der griechischen Lyrik sehen; aber erst der reife Mann, erst der voll entwickelte Mensch weiß die tiefinnersten Bezüge zwischen Natur und Geist, zwischen Landschaft und Seelenstimmung zu deuten, den Schleier, der die Erscheinungswelt deckt, durch wissenschaftliche Erkenntniß und durch ästhetisches Genießen zu lüften — wie es zur Zeit Alexander's und der römischen Kaiser und der italienischen Renaissance geschah.

Das Naturgefühl der Völker und der einzelnen Denker und Dichter ist ein unerschöpfliches Thema, ewig der Ergänzung fähig. Hatte Humboldt in seinem herrlichen Aufsatze im zweiten Bande des „Kosmos" die Grundlinien gezeichnet, so suchte ich in eingehender Darstellung die Geschichte des Naturgefühls im Alterthume (Kiel, Lipsius, 1882—84), im Mittelalter und in der Neuzeit (Leipzig, Veit u. Comp., 1888) zu entwickeln; die oben genannten Schriften geben zum Theil werthvolle Beiträge im einzelnen: L. W. Straub (Nr. 1), indem er in anmuthender Darstellung das Naturgefühl der Griechen an ihrer Mythologie darlegt und treffliche Uebersetzungen aus Drama und Lyrik unter üblichen Gesichtspunkten hinzufügt; E. Voß (Nr. 2), indem er an der Dichtung des Horaz die echt römische Mischung des Verstandesmäßig-Reflektirenden mit dem ästhetischen Genießen darlegt: Horaz war kein Naturdichter in dem Sinne, daß die seinen Dichtungen eingeflochtenen Naturschilderungen als reine Ergüsse der Empfindung und als freie Gestaltungen der Phantasie zu betrachten wären, sondern alle seine Naturschilderungen stehen im Dienste irgendeiner Menschen oder Götter betreffenden Idee. Als besonders nützlich, klar und verständig — wenn auch für des Altfranzösischen Unkundige nicht gar leicht verständlich — muß die Arbeit von M. Kuttner (Nr. 3) bezeichnet werden, welche durchaus auf der Grundlage unserer Anschauungen sich erhebt.*) Das Naturgefühl der Altfranzosen ist somit ein naives,

*) Hinsichtlich der Metapher und der für die Geschichte des Naturgefühls so wichtigen Beseelung möchte ich den Verfasser auf meine jüngst erschienene Schrift: „Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie" (Berlin, Haack), hinweisen.

von schlichter, herzlicher Freude für Blumen und Vogelsang und Garten und Wald durchdrungenes; aber wie es sich im sprachlichen Ausdrucke von dem Formelhaft-Conventionellen nur selten zu stimmungsvollen Beseelungen und Gleichnissen emporhebt, so beschränkt es sich vorzugsweise auf das Sinnlich-Praktische; Ansätze von sympathetischem Naturgefühl bietet Chrestien; aber ein bewußter Naturgenuß, eine Freude an der Natur lediglich um ihrer selbst willen und eine Auffassung des Landschaftlichen als eines wirkungsvollen, von Stimmung durchwehten Ganzen — wie wir sie im Hellenismus und in der Renaissance aufdeckten — ist dem von einem Bruche mit der Natur noch fernen Geiste der Altfranzosen noch nicht aufgegangen, ebenso wenig wie der Zauber des Wildromantischen, den erst Rousseau und Goethe in seiner vollen Größe entdeckten.

Alfred Biese.

Schwind und Mörike.

Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Mitgetheilt von J. Baechtold. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts. 1890. 8. 2 M.

Es trifft hübsch zusammen, daß der zu Weihnachten erschienenen schönen Göschen'schen Ausgabe der Mörike'schen Schriften und den jüngst in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Erinnerungen W. H. von Riehl's an Moritz von Schwind jetzt der schweizer Literarhistoriker Baechtold den Briefwechsel, den der österreichische Maler und der schwäbische Dichter gepflogen, hat folgen lassen. Die Charakterzeichnung des poesievollen Künstlers durch den feinsinnigen Culturhistoriker erhält bei der Kenntnißnahme des gemüthlich ungezwungenen Austausches mit dem ihm geistesverwandten Dichter die trefflichste Bewährung und Versinnlichung. Ein persönliches Verhältniß zwischen den beiden Männern knüpfte sich erst spät, im Jahre 1863, allem Anscheine nach infolge einer Bitte Mörike's an Schwind, dessen Verehrung seiner Muse ihm wol bekannt geworden sein mochte, das Gedicht „Erinna an Sappho" für die von Moritz Hartmann in Stuttgart herausgegebene Zeitschrift „Freya" illustriren zu wollen. Die ungemein herzliche Antwort eröffnet die vorliegende Briefsammlung:

Wenn Ihnen damit gedient ist, will ich mich gleich mit allem Eifer daran machen. Aber es wird aus dem Bilde nie zu lesen sein, was in Ihrem Gedichte zu lesen steht. ... Wäre es ein weniger zartes und unberührbares Ding, so wäre ich bald fertig, ich hielte mich an das höchst sichtbare Sprichwort: „Der Tod schaut ihr über die Achsel." Aber sagen Sie selbst, ob das nicht unerträglich plump und grob ist gegen Ihr Gedicht. Es ist aber nicht anders. So gut es Gedichte gibt, denen man schaden würde, wenn man sie in Musik setzt, so gibt es Gedichte, die so fein sind, daß sich ein Maler sicherlich blamirt, wenn er meint, dergleichen Hauche von Empfindungen ließen sich sichtbar machen. Haben Sie denn gar nichts, wo irgendetwas vor sich geht? Seien es so kolossale Dinge, wie sie „der sichere Mann" verrichtet, oder so einfache und heilige, wie die schöne Dorothea. *)

Uebrigens wenn Ihnen vielleicht der Zeitschrift gegenüber oder sonst aus einem Grunde damit gedient ist, so werde ich mich nicht lange zieren. So gut als ein anderer mach' ich's auch, aber ich möchte in Ihren Augen nicht als ein Hasenfuß erscheinen, der sich etwa einbildete, da was Rechtes zu leisten, wo man doch wissen muß, daß es nicht geht. Entscheiden Sie also nach Gutdünken. Ihnen zu Liebe thut man auch einmal das Kleinste.

*) Aus Mörike's Märchengedichten. D. Red.

Mörike's Erwiderung ist nicht vorhanden, wie überhaupt nur vier Briefe von ihm erhalten und mitgetheilt sind. Aber er wird auf des Künstlers gewichtige Bedenken hin verzichtet und gern in die Vorschläge zur Illustrirung anderer Schöpfungen seiner Poesie gewilligt haben. Schwind machte sich mit besonderer Hingabe an diese ihm liebe Arbeit. Prächtige Zeichnungen zu den poetischen Erzählungen, an die er von vornherein gedacht, und das liebliche Blatt, welches das Pfarrhaus in Cleversulzbach mit Mörike's Töchtern und Anspielungen aus dessen Gedichten verwebt, aus dem Jahre 1867, sind dem Buche als werthvoller Schmuck beigegeben. Dieses Geschenk brachte dem Geber dann auch einen wundervollen Brief ein, der die Veranschaulichung, welche die Gedichte gefunden, nun wieder zergliedert und so in Worten dem Maler seine eben übersandten Werke zurückgibt.

Zwei Jahre später nach Empfang einer neuen Spende Schwind's kommt Mörike dankbar auf jene Blätter zurück, indem er das Bruchstück einer seiner Zeit entworfenen Epistel dem Freunde übersendet:

Zuvörderst zeigt sich eine hohe Pilgerin
Am Gartenpförtchen, mütterlichen Blicks den Strauß
Hinnehmend aus der Kinder Hand und einen Trunk
(So gut, als wir ihn eben haben hier zu Land);
Mein ungeschlachter Riese in der Höhle dann,
Vom jungen Gott bei seinem dumpfen Werk belauscht:
Dein ganzes Mark und alle Schalksanmuth und -Lust
Ist hier beisammen, wie nur irgend sonst einmal.
Schön-Rahel dann, die Engelsfeder in der Hand,
Ein athmend Bild, in Paradiesesluft getaucht!

So geht ein herzliches Geben und Nehmen herüber und hinüber; nur in Einem ist Schwind ausschließlich der gebende Theil: im Besuchen. Mörike ist nicht aus seiner Ruhe zu bringen trotz der verlockendsten Aufforderungen. Solche nehmen unter Mittheilungen über den Fortgang der „Schönen Melusine" und der wiener Fresken stattlichen Raum in Schwind's Briefen ein. So heißt es gleich zu Anfang der Freundschaft im December 1863:

Da ich jetzt doch einmal das Recht habe, an Sie zu schreiben, so frage ich auch an, ob es denn gar nicht denkbar ist, Sie einmal nach München zu persuadiren. ... Wenn Sie mit einer leidlichen Herberge, einem bescheidenen Tisch und einem Glas Bier sich bescheiden wollen, so hätten Sie nichts zu thun, als in Stuttgart ein- und in München auszusteigen; das Uebrige würde ich besorgen.

Und im Februar 1865 wieder aufs beweglichste:

Bitte sich also zu erinnern, daß bei unserm fröhlichen Beisammensein Sie, mein verehrter Freund, das Ansinnen, sich einmal nach München zu bringen, nicht ganz von der Hand gewiesen haben. Ich melde mich bei Zeiten und sage Ihnen ganz bescheidentlich), daß ich für Ostern meine Gedanken in dieser Richtung fleißig spazieren gehen lasse. Sie werden Ferien haben, werden hier mit Kirchenmusik regalirt, wie nirgends, erleben am Palmsonntag ein Concert, und was mich betrifft, hoffe ich Ihnen sowol „Zauberflöte" als „Reisebilder" fertig vorführen zu können — 72 Nummern. Was meinen Sie? Sie haben manchen braven Kerl hier zum Freunde — ich habe schon an dem Speiszettel gearbeitet, wenn Sie ein Dutzend zu Tisch laden wollen. Lassen Sie sich etwas zureden. Wahrscheinlich sehe ich Sie noch vorher, denn die Frau Tochter (in Frankfurt) wird nächsten Monat in die Wochen kommen. Ist es ein Bub, soll ich Gevatter stehen, ist es ein Mädel, reise ich jedenfalls hin, dessen Bekanntschaft zu machen. Sie entgehen mir also doch nicht.

So geht die reizende Plauderei über Kunst, Poesie, Familie und anderes fort, bis der Tod des edeln warmblütigen Meisters ihr ein jähes Ende macht. Das Mitgetheilte mag und darf locken, das ganze schöne Büchlein zur Hand zu nehmen und sich durchweg herzlich an ihm zu erfreuen.

Friedrich Bienemann.

Aus dem siebenbürger Sachsenlande.

Der schwere Kampf ums Dasein, welchen die Sachsen in Siebenbürgen seit 700 Jahren zu kämpfen haben, ist der Poesie nicht günstig. Der Ernst des Lebens drängt die Geister mehr den wissenschaftlichen Gebieten zu. Immerhin aber kommt dann und wann auch eine poetische Blüte ans Tageslicht, wie Gustav Schuller's in d. Bl. f. 1889 schon angezeigter „Meister Lukas", eine anspruchslose, aber ansprechende Novelle in Versen, welche lebendige und anschauliche Bilder aus dem Leben der siebenbürger Sachsen in Hermannstadt gegen Ende des 16. Jahrhunderts bietet.

Auf dramatischem Felde haben sich die siebenbürger Sachsen bisher selten versucht und auch dann nicht mit großem Erfolge. Bemerkenswerth sind die beiden Dramen von Michael Albert und Traugott Teutsch, welche denselben Stoff behandeln, „Sachs von Harteneck", ferner des erstern „Flandner am Alt" und Martin Malmer's Schauspiel „Zwei Pilger im Osten". Etwas Neues bringt

1. En vereitelt Kommassation. En Komêdi maet Gesông aen 4 Afzaeg vnm J. W. Litschel. Bistritz, Haupt. 1889. 8. 80 Pf.

Daß dieses Lustspiel in siebenbürgisch-sächsischer Mundart geschrieben wurde, welche bisher nur in Erzählungen und Gedichten zur Anwendung kam, ist eine wackere That in einer Zeit, wo die Sachsen gegenüber den Magyarisirungstendenzen einer Kräftigung des Nationalbewußtseins bedürfen. Zum geeigneten Mittel hierzu dient auch die Pflege der Mundart. Deswegen also verdient der Verfasser wärmstes Lob, weil er den Versuch gemacht hat, die siebenbürgisch-sächsische Mundart auch auf die Bühne zu bringen. Das ist aber auch alles, was wir zum Lobe der vorliegenden Komödie sagen können. Denn dramatische Handlung, Entwurf, fließende Sprache gehen derselben gänzlich ab. Ein sächsischer Bauer will seine Tochter nicht an den armen Andreas, sondern an den reichen Martin verheirathen, um durch dessen ihm hierfür zu überlassende Grundstücke seinen eigenen Grundbesitz zu commassiren, gibt aber schließlich nach, als Andreas Dorfnotar wird. Darauf beschränkt sich die ganze Handlung.

2. Valentinus Greff. E Beld vis Birthaelms Vergongenhit 1524—1530. E geschichtlich Schäspael än 5 Afzaeg, vu J. W. Litschel. Bistritz, Haupt. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Auch von diesem Schauspiele Litschel's läßt sich dasselbe sagen. Von einer dramatischen Handlung ist auch hier keine Spur vorhanden, die Charakteristik ist schablonenhaft, der Dialog breit und schwerfällig. Außerdem ist das Schauspiel nichts weniger als geschichtlich. Die beiden einzigen geschichtlichen Personen, der Sachsengraf Marcus Pemfflinger und der magyarische Heerführer Török, treten nur in einer einzigen flüchtigen Scene auf, die Personen greifen in die geschichtlichen Ereignisse nicht maßgebend ein. Auch der Titel ist schlecht gewählt, da Valentinus Greff nicht die Hauptperson des Stücks ist. Dagegen werden manche gute und schlechte Eigenschaften der siebenbürger Sachsen gut gezeichnet. Dem Texte ist zugleich die wortgetreue deutsche Uebersetzung beigedruckt. Dies ist zwar für die Vergleichung bequem, doch klingt diese wortgetreue Uebersetzung für deutsche Ohren ganz schrecklich.

3. Michael Weiß, der Richter von Kronstadt. Ein vaterländisches Gemälde in drei Aufzügen von Anton Freytag. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Vor den beiden obengenannten dialektischen dramatischen Versuchen zeichnet sich Anton Freytag's Drama „Michael Weiß" durch reiches dramatisches Leben, spannende Entwickelung der Handlung, schwungvoll fließende Sprache in fünffüßigen Jamben, lebendigen Dialog und wirksame Charakteristik aus. Dagegen gebricht es diesem Drama an der entsprechenden historischen und ethnographischen Färbung. Weder die Besonderheit der Zeitverhältnisse — das Drama spielt am Beginne des 17. Jahrhunderts —, noch die Eigenart des Sachsenvolks, welchem der Held angehört, gelangen zu plastischem Ausdrucke. Auch die psychologische Begründung steht nicht immer auf festen Füßen. Michael Weiß, der Stadtrichter von Kronstadt und als solcher zugleich der Heerführer der Kronstädter, vertheidigt die Stadt gegen die Angriffe des tyrannischen Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Báthori, und

wird in diesem Kampfe unterstützt von Gabriel Bethlen, dem nachmaligen Fürsten, welcher Weiß' Tochter Agnes liebt. Der Commandant des törzburger Schlosses, Hauptmann Horváth, übergibt dieses Bollwerk der Kronstädter aus Rache verrätherisch an Báthori, weil er Agnes liebt und der irrigen Meinung ist, Weiß habe seine Tochter Bethlen zugesagt. Horváth ist aber, wie sich nun herausstellt, der natürliche Sohn von Weiß und der Zigeunerin Safta. Trotzdem wird er von Weiß seines Verrathes wegen zum Tode verurtheilt. Hierfür nun rächt sich Safta, indem sie dem Fürsten Báthori verräth, daß Agnes als Page verkleidet in seinem Lager weile, und ihm ein Gift gibt, welches er Agnes in den Becher mischen solle. Infolge einer Verwechselung trinkt aber Báthori selbst den Giftbecher, nachdem er vorher Agnes erstochen. Während dieses Vorganges wüthet die Schlacht bei Marienburg, in welcher Weiß fällt. Durch Báthori's Tod hat aber auch die Bedrängniß Kronstadts ein Ende, indem nun der Kronstadt freundlich gesinnte milde Gabriel Bethlen den Fürstenthron besteigt. Das Liebesverhältniß des Richters Weiß mit der Zigeunerin Safta ist nicht nur geschichtlich unwahr und entstellt den Charakter des Helden in der unpassendsten Weise, sondern ist auch als psychologisches Motiv für die tragische Schuld des Helden durchaus ungeeignet und steht mit dem tragischen Ende desselben in keinem ursächlichen Zusammenhange. Höhern Anforderungen entspricht daher auch dieses Drama trotz einzelner Vorzüge keineswegs.

4. Altes und Neues. Gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen von M. Albert. Wien, Graeser. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das letzte zur Besprechung vorliegende Buch, welches am spätesten die Presse verließ, ist von allen das beste. Michael Albert hat uns auch mit den beiden besten siebenbürgisch-sächsischen Dramen „Die Flandrer am Alt" und „Harteneck" beschenkt. Hier bietet er seine seit 1861 in verschiedenen Zeitungen und Kalendern erschienenen Erzählungen gesammelt und hat denselben noch drei neue hinzugefügt. Was wir bei Freytag's Drama so sehr vermißten — die historische und ethnographische Färbung —, bildet einen der größten Vorzüge der Albert'schen Novellen. Das Sachsenvölkchen erscheint hier in den verschiedensten Vertretern getreulich charakterisirt, die Culturverhältnisse der verschiedenen Zeiten mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben.

Die erste Erzählung: „Herr Lukas Seiler", aus dem Jahre 1861 stammend, behandelt auch eine Episode aus der Zeit des tyrannischen Fürsten Gabriel Báthori. Dieser nimmt seinen Plünderungszug von Hermannstadt nach Kronstadt über Schäßburg. Die Schäßburger aber, gewarnt durch Hermannstadts Beispiel, welches dem Fürsten die gastlichen Pforten geöffnet hatte und zum Danke dafür geplündert worden war, schließen vor ihm die Thore und lassen ihm durch den Rathsherrn Lukas Seiler sagen, er möge ihren Feldschlangen und Karthaunen lieber ausweichen. Der furchtsame Rathsherr hat indessen nicht den Muth, die Botschaft auszurichten, als er des Tyrannen finsteres Antlitz erblickt, und macht statt dessen seine ergebenste Einladung, in die Stadt einzurücken. Als nun Báthori der Stadt naht, wird er mit Karthaunen und Büchsenschüssen empfangen und zieht wieder ab. Von den Greuelthaten des Wütherichs in Hermannstadt hatte der dortige Rathsherrnsohn Johannes Balk Nachricht nach Schäßburg gebracht, welcher dort die Liebe von Seiler's Töchterchen Margarethe und nach dem Untergange Báthori's auch deren Hand gewinnt. Als Erzählung unbedeutend, interessirt die kleine Novelle durch gelungene historische Culturskizzen.

Die zweite Erzählung: „Die Dorfschule" (1866), schildert das Leben in einem sächsischen Dorfe und insbesondere die schwierige Stellung des sächsischen Dorfpfarrers und des Schulmeisters gegenüber dem in manchen Vorurtheilen befangenen Bauernthume. Der sächsische Bauer, seit Jahrhunderten an Freiheit und Selbstbestimmung gewöhnt, läßt sich nicht durch Willkür zügeln und beherrschen, er pocht auf seine Rechte und verhält sich ablehnend auch gegen zweckmäßige Neuerungen, wenn man ihm diese aufzwingen will. Wenn man ihm aber näher tritt, ihn als gleichberechtigt anerkennt und seine guten Eigenschaften zu fassen weiß, dann ist er auch gutem Rathe und besserer Einsicht zugänglich und zu Opfern für das allgemeine Wohl bereit. Nach langem Widerstreite gelingt es in unserer Erzählung dem Pfarrer endlich, die Bewohner seines Dorfs zum Bau einer neuen stattlichen Schule zu bewegen. Die Handlung ist nicht sehr lebendig und auch die eingeflochtene Liebesgeschichte eines Candidaten der Theologie mit des Pfarrers Töchterlein ist überaus einfach, aber das sächsische Dorfleben ist treffend gezeichnet. Die Sprache zeigt hier noch manche Härte (z. B. „der Wahnsinn riß durch sein Hirn" u. dgl. m.).

„Die Candidaten" (1872) bekunden einen erfreulichen Fortschritt im Entwurfe. Diese Erzählung behandelt den Wahlkampf um eine Pfarrerstelle, welcher schließlich der Fähigkeit zum Siege über die Intriguen der Gegenpartei verhilft. Die einheitliche Handlung schreitet rüstig vorwärts, obgleich der Genremalerei auch hier ein breiter Spielraum gegönnt ist. Die Hauptfiguren sind trefflich charakterisirt, namentlich der eine Candidat, der idealistische Gymnasialprofessor und dessen Freund, der realistische Arzt. Die in und neben den Gesprächen einherfließenden Reflexionen erheben die Erzählung über die gewöhnliche Unterhaltungslectüre in die Sphäre der Poesie. Einzelne Sprachhärten finden sich auch in dieser Erzählung, z. B. „aber was ein Mann ist, das kehrt den Blick nicht rückwärts", „eine andere Sorte an den Platz pflanzen".

In „Traugott" (1874) zeigt sich der Verfasser bereits als gewandter Erzähler. Durch das übertriebene Mistrauen des Raths Traugott und seiner Tochter Rosa wird der häusliche Friede des erstern und die Liebe und das

Glück der letztern schwer bedroht. Erst die Erkenntniß, daß das Mistrauen unbegründet war und das wiederkehrende Vertrauen führt alles zu einem guten Ende. Die Handlung ist spannend, die Verwickelungen sind gut ausgedacht, die Charaktere gut gezeichnet. Ein wohlthuender Humor zeichnet diese Novelle besonders aus. Sprachliche Härten sind indessen auch in dieser Erzählung nicht immer vermieden, z. B. „Vertrauen in mich", „dieserartige", „daß sie der Verführer Karl's ist".

„Auf dem Kriegsboden" (1880). Die erfolglosen politischen Kämpfe der Sachsen um die Erhaltung ihrer alten Municipalverfassung bilden den Hintergrund eines fein ausgeführten psychologischen Gemäldes. Ein Magistratssecretär und ein Professor wollen aus Verzweiflung über die Gestaltung der politischen Verhältnisse ihrer Heimat den Rücken kehren und nach dem deutschen Mutterlande auswandern, werden aber durch ihre Frauen wieder auf den rechten Weg zurückgebracht und ihrem Volke erhalten. Des Secretärs Frau bringt dies durch ihre aufopfernde Liebe, des Professors Gattin durch ihren praktischen Sinn und energisches Handeln zu Wege.

Unter sämmtlichen Erzählungen gebührt der erste Preis der nun folgenden Erzählung „Else" (1887). Sie ist in der ganzen Sammlung die einzige mit tragischem Ausgange, und dieser Umstand bietet dem Verfasser Gelegenheit zur Entfaltung größerer Leidenschaften und markiger Charaktere. Die um die Neige des 13. Jahrhunderts spielende Erzählung dreht sich um die unglückliche Liebe der schönen Schmiedstochter Else zu Emrich, dem Sohne des vom Sachsenvolke abgefallenen Gaugrafen Cloos. Betrogen sucht sie den innern Frieden im Kloster der heiligen Elsbeth zu Hermannsdorf, den Verführer und den Renegaten trifft die Rache des Volks. Der Kampf dieser untereinander macht sie aber unfähig zum Widerstande gegen die hereinbrechenden Mongolen, welche die Burg des Gaugrafen und das Dorf vom Erdboden vertilgen. Die culturhistorischen Schilderungen sind meisterhaft.

Die zu diesen ältern Dichtungen im Jahre 1889 neu hinzugekommenen sind drei kleine Humoresken: „Ein Sträußchen am Hut", „Gewerbegenossen" und „Fortgang mit Hindernissen". Die zweitgenannte ist recht launig erzählt, die beiden andern sind unbedeutend.

Die Stärke von Albert's Erzählungstalent liegt in der anmuthigen Kleinmalerei und in dem getreuen historischen und örtlichen Farbentone. Die Erfindungsgabe ist gering und Schwung der Phantasie geht den meisten Erzählungen ab. Wer sich aber für sächsisches Volksthum interessirt, dem werden Albert's Novellen zutreffende Einblicke in dasselbe gewähren. Joseph W. Filtsch.

Dem Ueberblicke über die jüngste schöne Literatur der Stammesbrüder am Altflusse sei noch angereiht der Hinweis auf:

5. Ueber die Anfänge der siebenbürgisch-sächsischen Geschichtschreibung. Von G. D. Teutsch. (Abdruck aus dem Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, einundzwanzigster Band.) Hermannstadt. 1888. 8.

Der bekannteste und ehrwürdigste Vertreter des siebenbürgischen Sachsenvolks und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, wie seiner politischen nationalen Haltung, Bischof Dr. Teutsch, hat hier in der ihm eigenen schönen Sprache die Ergebnisse seiner Forschungen nach den Anfängen der Geschichtschreibung seines Volks in der Kürze mitgetheilt, zuletzt angeregt durch Oskar von Hase's „schönes Buch": „Die Koberger" (Leipzig 1885). Da ist ein Doppeltes festgestellt. Einmal sind nicht nur die ersten und sehr frühen, sondern ungemein lange die einzigen Aufzeichnungen über die deutschen Colonisten in den Südkarpaten in Chroniken aus dem Deutschen Reiche zu finden, zuerst zum Jahre 1146 bei Otto von Freising, dann funfzig Jahre später in den „Annales Colonienses maximi". Beim Archidiakonus Thomas von Spalato tritt zu 1217 zuerst ihr Name Saxones auf. Der Mongoleneinfall sorgte dann, daß Siebenbürgen weiter im Westen wiederholt genannt wird. Wie sehr die neue Heimat der deutschen Auswanderer im Bewußtsein des Mutterlandes lebte, dafür spricht die mehrfache Erwähnung Siebenbürgens im deutschen Volksepos der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Und so geht es fort bis tief ins 15. Jahrhundert.

Dem steht befremdlich das andere Ergebniß gegenüber: der völlige Mangel jeder eigentlich geschichtlichen Nachricht, jeder Spur einer Aufzeichnung der heimischen Begebenheiten im Lande selbst. Erst „die Schrecken der Türkeneinfälle im 15. Jahrhundert drücken den Leuten nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder in die Hand". Da hat zuerst der hermannstädter Rathsschreiber Mag. Joh. Goldner die entsetzlichen Greuel der Jahre 1420, 1421 u. s. w. ins Protokoll eingetragen; da finden sich im burzenländer Kalendarium, mit 1423 beginnend, zeitgenössische Angaben; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist der „Tractatus de ritu, moribus, nequitia et multiplicatione Turcorum" geschrieben, der seit 1460 häufig gedruckt worden; seit 1467 bilden die Rechnungen der sächsischen Nation im Archive zu Hermannstadt durch den ausführlich geschilderten Anlaß der Ausgaben mit die bedeutendste Quelle der Landesgeschichte. Und nun fangen auch die Mönche an. Gleichzeitig wird Siebenbürgen von der gelehrten Geschichtschreibung und zwar durch Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. in seinem „De statu Europae" in Betracht gezogen und der Abschnitt von Hartmann Schedel in sein vielgelesenes „Liber cronicarum" aufgenommen, der 1493 im Koberger'schen Verlage zu Nürnberg erschien. Drei Jahre nach Schedel's Tode aber begann die Reformation, an der die deutschen Pflanzstätten Siebenbürgens vollen Antheil nahmen und somit der Wissenschaft wie der engern Verbindung mit dem Mutterlande sich öffneten. Fr. B.

Culturgeschichtliches.

Zerstreutes und Erneutes von Friedrich W. Ebeling. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Der verdienstvolle Cultur- und Literarhistoriker, dem wir neben einer Zahl historischer, politischer, culturgeschichtlicher und anderer Schriften auch die bekannte Neuauflage von Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen" verdanken, welche von Ebeling eigentlich ganz umgearbeitet wurde, hat in dem vorliegenden Bande eine Zahl von Aufsätzen gesammelt und unverändert herausgegeben, die in den letzten Jahren vom Verfasser in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Dazu gefügt erscheinen die Texte zweier älterer Dichtungen, welche nicht nur sittengeschichtlich, sondern auch als Proben aus der Geschichte unsers Schriftthums von Interesse erscheinen. Was die eigentlichen Aufsätze betrifft, so gehören dieselben den verschiedensten culturgeschichtlichen Gebieten an, alle jedoch sind überaus ansprechend und bieten nicht nur Belehrung, sondern auch Unterhaltung im besten Sinne des Wortes. So findet sich gleich in dem ersten Essay „Zur Geschichte der Spielkarte" ein Ueberblick des gesammten „Kartenspielwesens" von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage, und sowol Kartenspieler als auch solche, die sich wenig oder gar nicht mit dem Spiele selbst beschäftigen, werden den Ausführungen des Verfassers, welche im besondern auch kunsthistorisches Interesse haben, gern folgen und viel Neues darin finden, insbesondere auch die Abbildungen einiger sehr alten spanischen Spielkarten. Ein biographisches Charakterbild von H. F. W. Gesenius, dem berühmten Forscher auf dem Gebiete der semitischen Sprachen, entwirft der Aufsatz, welcher „Der große Hebräer" überschrieben ist, den man zugleich einen kleinen, aber charakteristischen Beitrag zur Geschichte des Universitätslebens in Halle, wo bekanntlich Gesenius wirkte, nennen kann. Von einem andern großen Todten erzählt die Skizze „Aus Meyerbeer's Leben" eine hübsche Anekdote, welche eigentlich den Dichter August Lna zum Mittelpunkte der Darstellung hat, welcher in großmüthiger und eigenthümlicher Weise von Meyerbeer in bedrängter Lage unterstützt wurde. Mit der Geschichte der Hofnarren hat sich Ebeling vielfach beschäftigt, einen hübschen neuen Beweis davon liefert die Schilderung des „Klaus Narr", der eine ganze Reihe von Anekdoten beigefügt ist, welche diesen kursächsischen Eulenspiegel in seinen Thaten und Scherzreden kennzeichnen. Obgleich die „Dreizehn Thesen über das Lächerliche" eigentlich in die Reihe dieser Aufsätze nicht ganz zu passen scheinen, so bilden sie doch eine angenehme geistreiche kurze Beigabe von philosophisch-ästhetischer Bedeutung. Es bleibt noch übrig, der oben erwähnten Texte zu gedenken, welche den Schluß des gelehrt-unterhaltenden Werkchens bilden. „Der verliebte Pfaff", ein zuerst 1730 veröffentlichtes Gedicht des 14. Jahrhunderts, erscheint hier nach einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin und zwar mit Verbesserungen, die seinerzeit Jakob Grimm selbst an dem Manuscripte vornahm, neu herausgegeben und mit weitern Erläuterungen versehen. Man dürfte schon dem Titel entnehmen, daß auch dieses Gedicht seine sittengeschichtliche Bedeutung hat. Der „lehrhafte Sermon von dem Spruche, daß der Wolf den Gänsen predigt", bildet den Schluß einer Satire von Wolfhart Spangenberg, welche 1607 zu Straßburg unter dem Titel „Gauß König" erschien und den seltenen Drucken beizuzählen ist, weshalb der Verfasser des vorliegenden Buchs diese Probestücke daraus zum Neuabdrucke gebracht hat.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Transatlantic" vom 15. Januar 1890 bringt die Uebersetzung von Karl Vogt's bekanntem offenen Brief an Edison, der den Friedensstaat auf Elektricität begründet und durch Elektricität erhalten schildert. Auf dem Titelblatte der Nummer ist das Bild des Verfassers.

Dieselbe Zeitschrift vom 15. Februar enthält Rudolf von Gottschall's Aufsatz „Jean Paul und die Gegenwart" aus der Monatsschrift „Unsere Zeit".

— In der „Revue des deux Mondes" vom 1. März 1890 spricht M. G. Valbert über die drei ersten Bände von H. von Sybel's Werk: „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I." (München 1889—90). In der Einleitung kennzeichnet Valbert den Verfasser etwas spöttisch als einen jener Politiker, die aus Gegnern Bismarck's zu getreuen Anhängern des großen Staatsmannes geworden seien. Das von Sybel zu Tage geförderte Material wird umfangreich, die Darstellung der Ereignisse von 1848 und 1850 klar und anschaulich genannt. Valbert verweilt bei der Schilderung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1850 und bei der Zerstörung der Legende über den Grafen Brandenburg durch Sybel. Hören wir ihn dann weiter:

„Nachdem man die ersten drei Bände gelesen hat, kann man nicht zweifeln, daß dieses bedeutsame Buch bis zum Schlusse interessant und lehrreich sein wird; aber wir dürfen hinzufügen, daß man gewisse Abschnitte desselben mit einigem Mistrauen wird lesen müssen. Sybel hat alle Eigenschaften eines wahren Geschichtschreibers, nur nicht die höchste Unparteilichkeit und Vorurtheilslosigkeit. Er gehört nicht zu denen, deren Unterschrift eine Bürgschaft völliger Zuverlässigkeit ist. Niemand ist gewissenhafter in seinen Forschungen, niemand scharfsinniger und durchdringender, aber niemand ist auch leidenschaftlicher. Er gehört zu jener neuen Schule deutscher Geschichtschreiber, welche die Geschichte in den Dienst der Vaterlandsliebe und einen geübten kritischen Verstand in den Dienst eines Parteistandpunktes stellt. Er hat viel Talent, aber er würde noch mehr haben, wenn er weniger Tendenz zeigte. . . . Er befleißigt sich, die preußische Staatskunst stets im günstigsten Lichte darzustellen. Er hat selbst das Bedürfniß gefühlt,

sich gegen diese Anklage zu vertheidigen." Trotz des Versprechens der Unparteilichkeit gegen Deutschlands Gegner, das er in der Vorrede gibt, „ist dieser Vaterlandsfreund streng gegen das Ausland, betrachtet alle andern Menschen wie eine tiefer stehende Gattung und bezeugt eine geheime Verachtung gegen jeden, der nicht das Glück gehabt hat, als Preuße geboren zu sein". Valbert will die Ehrlichkeit Sybel's, dessen Quellen nicht nachgeprüft werden können, nicht in Zweifel ziehen: „der gute Glaube Herrn von Sybel's steht außer Frage; er ist unfähig, einem Texte Gewalt anzuthun, den Sinn einer Stelle zu fälschen, aber er hält seinen Satz aufrecht, er verliebt sich in seine Behauptung, und Verliebte sind verdächtige Zeugen; selbst mit Luchsaugen sehen sie doch nur, was sie wollen". Valbert erhebt den Vorwurf, daß Sybel zuweilen in der Erzählung bekannter Thatsachen einige Unterlassungssünden begehe: „er fügt nicht hinzu, er läßt weg". Als Beispiele „unter hundert" führt Valbert an, daß in der „sehr eingehenden und lebhaften Erzählung" der berliner Märztage 1848 — sie umfaßt aber nur 6 Seiten — die Begrüßung der gefallenen Barrikadenkämpfer durch den König nicht erwähnt sei. Ferner daß Sybel (II, 354) erzähle, „die Annexion Toscanas und der Emilia an die sardinische Krone sei auf Grund feierlicher Volksabstimmung erfolgt und gleichzeitig die Einverleibung Savoyens und Nizzas in das französische Reich". „Man wäre versucht hiernach zu schließen, daß gegen alle Grundsätze Napoleon's III. weder die Bevölkerung Nizzas noch die Savoyens befragt sei. Indessen weiß man, um nur von Nizza zu reden, daß von 30000 Stimmen 25000 ihr Ja abgaben." Freilich weiß man das, aber ebenso kennt man auch Herrn Pietri's Wirksamkeit für dieses Ergebniß.

„Wenn H. von Sybel sich Mühe gibt, kann er, wie er mehr als einmal beweist, die Charaktere scharf schildern . . ., sobald aber seine vorgefaßte Meinung ins Spiel kommt, hat er weder Feinheit noch Färbung, der Maler macht dem Coloristen Platz" (so bei den leitenden Ministern der deutschen Mittelstaaten, wie z. B. Beust; so bei den Napoleoniden) . . . „Für Sybel ist die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs nicht nur eins der bemerkenswerthesten Ereignisse des 19. Jahrhunderts, sondern ein heiliges, fast göttliches Werk, und wer mit daran gearbeitet hat, war ein Diener Gottes mit unschuldigem Herzen und reinen Händen. Er sagt es nicht, aber seine Ueberzeugung bricht auf jeder Seite durch." So erscheine Bismarck nicht als ehrgeiziger Dictator, der jeden Gegner rücksichtslos beseitigt, sondern lediglich als ein Diener der Pflicht, ein Kind des Lichtes ohne Fehl. „Sybel hat wohlwollend einen Königstiger in eine Hauskatze verwandelt", in der sich Bismarck schwerlich wiedererkennen würde.

„Für Kaiser Wilhelm I. hat sich Sybel am meisten in Unkosten gestürzt und die Rosen und Lilien seiner Beredsamkeit verschwendet. Das auf 12 Seiten gelieferte Gemälde ist ein Meisterwerk jener gefühlsschwärmerischen und salbungsvollen Beredsamkeit, deren Geheimniß die jetzigen deutschen Geschichtschreiber allein besitzen und welche wie Oel über Marmor läuft" u. s. w. Der französische Kritiker erweist sich als durchaus unfähig, die große Persönlichkeit Wilhelm's I. zu würdigen.

Charakteristisch ist der Schluß: „Die antike Tragödie zeigt uns Todte aus ihren Gräbern steigen, um ihnen widerfahrene Unbill zu rächen. Das frankfurter Parlament wollte 1849 ein deutsches freies und demokratisches Reich schaffen; es unterlag der ränkevollen Vereinigung der Fürsten. Dieser große Schatten wurde an dem Tage gerächt, da Herr von Bismarck sich genöthigt sah, Deutschland mit dem allgemeinen Stimmrecht zu begaben, aus dem die Socialdemokratie ihren Vortheil zu ziehen gewußt hat. Es gibt in dieser Welt eine geheimnißvolle Macht, welche mit den größten Staatsmännern spielt und aus ihren weisesten Unternehmungen Folgerungen zieht, die sie weder gewünscht noch vorausgesehen haben. Die Alten nannten sie Nemesis; heute heißt man sie die ewige Ironie der Dinge. Welchen Namen sie auch trägt, die Sieger müssen mit ihr rechnen, und mitunter vergnügt es sie, die Besiegten zu trösten."

Bibliographie.

Amelang, G., Waldemar, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Art'l, S., Seeluft. Schauspiel. Dresden, Pierson. Gr. 8. 75 Pf.

Beck, G., Antidodel. Eine Antwort auf Professor Dodel's Schrift: „Moses oder Darwin". Zürich, Höhr. Gr. 8. 1 M.

Bornhak, F., Kaiserin Augusta. Berlin, Schorß. 8. 30 Pf.

Dostojewski, F. M., Aus dem todten Hause. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 M.

— — Der Spieler. Aus den Erinnerungen eines jungen Mannes. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 M.

Eckert, M., Jäger Martin. Eine Dichtung. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckstein, E., Preisgekrönt. Eine heitere Geschichte. Leipzig, Reissner. 8. 1 M.

Froelich, X., De Courbière, Gouverneur der Festung Graudenz. Ein Lebensbild. Graudenz, Gaebel. Gr. 8. 1 M.

Guttzeit, L., Der Teufel in der Reichshauptstadt. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hamel, R., Das deutsche Bürgerthum unter Kaiser Wilhelm II. im Kampfe mit dem Junkerthum und seiner Gefolgschaft. Eine prinzipielle Prüfung der alten und der neuen Welt- und Staats-Auffassung unter dem Gesichtspunkt einer Politik der stetigen Entwicklung. Halle a. S., R. Schrödel. 8. 3 M.

Hildebrandt, M., Nicht gegen den Kaiser! Zur socialen Bewegung. Berlin, Hein. Gr. 8. 60 Pf.

Hollnack, M., Kriegserinnerungen eines alten 37ers. Hannover, Helwing. 16. 2 M.

Hübner, E., Römische Herrschaft in Westeuropa. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Jókai, M., Das Herz auf der Stirn. Roman. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Kämpf, W., Schiller und die Schwestern Lengefeld. Nach dem Briefwechsel dargestellt. Berlin, Liebmann. 8. 50 Pf.

Krüger, C., Fliedermüllers in Dievenow. Eine lustige Geschichte. Berlin, Siegismund. 8. 1 M.

Langer, A., Das Recht der Natur. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Merensky, A., Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben? Berlin, Matthies. Gr. 8. 60 Pf.

Michael, E., S. J., Ranke's Weltgeschichte. Eine kritische Studie. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 80 Pf.

Morison, J. C., Menschheitsdienst. Versuch einer Zukunftsreligion. Autorisirte Uebersetzung von L. Lauenstein. Mit einem Vorwort von L. Büchner. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 4 M.

Oppenheim, P., Die Insel der Sirenen von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. Eine populäre Darstellung der physischen und politischen Geschichte der Insel Capri. Berlin, Lazarus. Gr. 8. 2 M.

Reiter, A., Liebes-Lust und Liebes-Leid. Erzählungen. Berlin, Siegismund. 8. 3 M.

Rogge, B., Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.

Scholl, C., Gegen Rom und römische Anmaßung! Zur Abwehr und Warnung. Berlin, Lüstenöder. Gr. 8. 3 M.

Schroeder, A., Deutsche Geschichte in Merkversen. Leipzig, Ellissen. 12. 50 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Martina. Roman. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 1 M.

Strahl, B., Das Opfer der Stiefmutter. Roman. 1stes Hft. Dresden, Dietrich. Gr. 8. 10 Pf.

Streibel, K., Dichtungen und Reimereien. Dresden, Pierson. 12. 4 M.

Stubenvoll, Professor Dr. J. von Döllinger, † 10. Januar 1890. Heidelberg, A. Siebert im Hause L. Meder. 8. 50 Pf.

Telmann, K., Nach Jahr und Tag. Novelle. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Topf, G., Andromeda. Rekonstruktion eines verloren gegangenen Dramas des Euripides, in fünf Aufzügen für die deutsche Bühne bearbeitet. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

— — Die Liebe stirbt nicht und Battos, der Gründer Kyrenes. Ein Lebensbild aus dem alten Griechenland. Zwei Novellen. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 3 M.

Wahlheim, E., Aus freier Wahl. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Weidlich, M., Der Kampf um das Dasein. Volksstück. Musik von H. Kiehaupt. Danzig, Homann. Gr. 8. 2 M.

Wilke, E., Diesterweg und die Lehrerbildung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Von der Diesterweg-Stiftung in Berlin mit dem ersten Preise gekrönt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ziegler, T., Sittliches Sein und sittliches Werden. Grundlinien eines Systems der Ethik. Straßburg, Trübner. 8. 2 M. 50 Pf.

Źródlowski, F., Nachtrag zur Schrift: Sprüche der hervorragendsten Denker der Neuzeit betreffend die Religion und die Kirche, und Beiträge zur zeitgenössischen Geschichte. Zugleich ein Schreiben an den Kaiser von Oesterreich. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen

der Meteorologie und Kosmologie.

Von

Hermann Fritz.

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 68. Band.)

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Achtzehnter Band,

die von 1885 bis Ende 1888 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Karl Bolhoevener.**

In Lieferungen zu 3 M., auf Schreibpapier zu 4 M.

Mit dem 18. Bande wird die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1888 fortgeführt. Lieferung 1—20 liegen bereits vor, die weitern Lieferungen werden in rascher Folge erscheinen.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gries-** und **Steinbeschwerden**, die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen **Magen-** und **Darmkatarrhe**. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Soeben ist erschienen:

Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Von **Richard Hodermann.** I. Eine vornehme Gesellschaft. (Nach Harsdörffers Gesprächspielen.) Mit einem Neudrucke der Schutzschrift für die deutsche Spracharbeit. 81 S. 8°. br. 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Runa Simi

oder die

Keshua-Sprache,

wie sie gegenwärtig in der Provinz von Cusco gesprochen wird.

Unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten nach eigenen Studien dargestellt

von

Dr. E. W. Middendorf.

8. Geh. 16 M.

Eine umfassende Darstellung der Keshua-Sprache, wie sie heute gesprochen wird. Dieselbe beruht auf reichen, im langjährigen directen Verkehr mit der Indianerbevölkerung Perus gesammelten Erfahrungen des Verfassers, durch sorgfältige Berücksichtigung der früher erschienenen Arbeiten ergänzt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 24. April 1890.

Inhalt: Neue Romane. Von J. J. Honegger.. — Neue Dramen. Von Karl Siegen. — Aus Halbasien. Von Robert Waldmüller. — Historische Literatur. Von Walther Schultze. — Populär-philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Zur Vaterlandskunde. Von J. Mähly. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

1. Im Königsforst. Roman von Alfred Graf Adelmann. (Zweiter Band der gesammelten Werke.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.
2. Am Belt. Roman von Gregor Samarow (Oskar Meding). Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 8 M.
3. Im Kampf. Roman aus der Gegenwart von M. von Eschen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1890. 8. 10 M.

Das sind drei Lebensbilder aus unserer neuzeitlichen Gesellschaft.

Mit Bedauern nennen wir den Verfasser des ersten Buchs, mit aufrichtigem Bedauern, daß er zu frühe der Literatur entzogen worden.

Lebhaft ist mir in Erinnerung, wie vor einer Reihe von Jahren der junge Mann mir Skizzen und Bilder aus Italien zusandte — ich glaub', es war sein Erstlingswerk — und wie ich mich scheute, sie zu besprechen. Warum? Sie trugen in sich die volle warme Begeisterung eines für alles Große und Schöne glühenden jugendlich empfänglichen Gemüths, in sich einen zweifellos vornehmen Sinn und das redliche Kämpfen und Ringen nach dem Idealen; aber sie waren literarisch allzu schwach.

Alfred Graf Adelmann ist gewachsen, weil er ernst und gewissenhaft strebte; an Kraft und Geschick gewachsen, das beweist auch der vorliegende kleine Roman: „Im Königsforst" (Nr. 1).

Die Geschichte ist im Grunde ziemlich einfach: Ein vereinsamt lebender Oberförster, der sich mit einem anmuthreichen und talentvollen Mädchen verlobt, durch die heimtückischen Schliche eines jämmerlichen Unterangestellten zum Mistrauen gegen die Geliebte und vorübergehendem gewaltsamen Bruche gebracht wird, bald aber den rechten Weg wiederfindet und energisch entschlossen zur Frieden machenden Aussöhnung greift. Unterdeß wird er durch einen gefährlichen Wilddieb auf den Tod verwundet und nur durch die alles opfernde Liebe seiner treuen Braut dem Leben erhalten; ein Haus des Segens ist von da an der beiden Heim. Man mag sagen: das ist nicht viel Besonderes, auch schon dagewesen; ja, aber nicht in der Form und nicht mit dem Gemüthe. Außerdem gewinnt die einfache Geschichte durch den Hintergrund, auf dem sie sich aufbaut: der Oberförster ist eine hochbedeutende Persönlichkeit, welche nach den allerbittersten Lebenserfahrungen zu dieser Stellung förmlich heruntergestiegen, nun aber in ernster Pflichterfüllung zufrieden geworden ist und sie nicht aufgibt, auch als man ihm glänzende Erbietungen macht. Und dies Mädchen, beliebte Concertsängerin, steht als Schutzgeist an der Seite eines noch viel schwerer geprüften, künstlerisch angelegten Vaters. Das gibt den zwei Hauptpersonen von vornherein bestimmtes Relief; wir interessiren uns für sie.

Sie sind von idealer Schönheit diese beiden Gestalten: sie in unbeschreiblicher Anmuth und edler Weiblichkeit, in der kindlichen Demuth und Ergebenheit einer Liebe auf Leben und Tod; er in eiserner Pflichterfüllung und Treue gegen sich selbst und Gott und Welt, in einer sich und das Schicksal beherrschenden Männlichkeit und unbeugsamen Willensstärke, die schließlich Frieden bringt und Segen wirkt. Das ist ein ganzer Mann, dem wir auch das jäh aufbrausende feurige Blut verzeihen. Wol möchte das Schaffen dieser mächtig in sich geschlossenen Gestalt das Beste am Buche sein und ihretwegen schon soll man es lesen. Thut es doch noth, daß uns solche Menschen dann und wann, sei's im Leben, sei's in der Kunst, entgegentreten; thut es noth in einer Zeit, die trotz aller unleugbaren Vorzüge und Fortschritte, die sich höchstens dem Auge und Sinne des Pessimisten verschließen könnten, doch lendenlahm und charakterlos geworden ist. Es ist, anerkennen wir das, echt adeliger Sinn, der die zwei Gestalten

geschaffen. Das Feinste an der Zeichnung aber liegt in dem so menschlich ergreifenden Verhältnisse der schönen sinnigen Tochter zu dem zart empfindenden Vater, ihrem weisen Lehrer und Schützer. Und ihre Liebe, das ist die höchste und schönste Weihe des Weibes.

Einzelne Naturschilderungen sind kurz, in zusammengedrängten Strichen gehalten, aber wahr und stimmend.

Wir greifen in der maß- und stilvoll gehaltenen Arbeit einen einzigen Punkt heraus, der verletzt: es ist die Scene, wo der gegen die Geliebte mistrauisch gemachte, sich verrathen glaubende Mann wild aufbrausend mit ihr bricht; das ist zu hart und schneidend, wir verzeihen's auch der jäh aufflammenden Leidenschaft nicht, und eine in weniger grellen Farben gehaltene Darstellung hätte ihren Zweck auch erreicht. Fein dagegen hat er es gefügt, daß eben in der Stunde, da die gefeierte Sängerin ein reines Liebeswerk thut, um einem armen jungen Künstler zu lohnender Laufbahn zu verhelfen, ihr Geliebter auf den Tod von der Kugel des Missethäters getroffen wird, um dann doch wieder unter ihrer pflegenden Hand zu Leben und voller Kraft erweckt zu werden; da mag man wol sagen: das hat die Liebe gethan und Gott gesegnet.

Gregor Samarow bewegt sich im Romane „Am Belt" (Nr. 2) auf jenem eigensten Gebiete, zu dem er, wie es scheint, immer wieder zurückgezogen wird: das ist der stark diplomatisch angehauchte Gesellschaftsroman aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart und der höhern Stände; sein eigenstes Gebiet nach eigener Lebensführung, langer Beobachtung und eingefleischter Neigung. Auch nach Talent? Ja, wenn wir bescheiden fordern.

Wir werden diesmal mitten in den Schlußproceß des deutsch-dänischen Conflictes über Schleswig-Holstein hineingestellt und machen die Kämpfe mit auf den Schlachtfeldern und die faulen Schachzüge am grünen Tische.

Den Mittelpunkt aber bildet folgende stark verwickelte Geschichte: Der Großgrundbesitzer Freiherr von Blomstedt und die Gräfin Stören, beide verwitwet, haben je zwei Kinder, Sohn und Tochter, und verfolgen den Lieblingsplan, die beiden angesehenen Häuser durch Doppelheirath bleibend zu verbinden. Dem kommt auf der einen Seite die ausgesprochenste Neigung entgegen, und die Frage ist bereits entschieden; auf der andern schwere Schwankung, Zweifel und Irrthum, bis auch sie sich zum glücklichen Bunde lösen. Den vorher schwer durchzuringenden Kampf aber wirft eine Jugendsünde des alten Freiherrn hinein, die nahe daran ist, beide Häuser zu vernichten: eine Geliebte, die von ihm eine Tochter hat, ließ er schmählich sitzen und vergaß sie; nach Jahrzehnten taucht sie als Frau Hansen mit ihrer Tochter auf, kauft sich in der Nähe des Blomstedt'schen Herrengutes an und sinnt auf unerbittliche Rache, indem sie da ganz weltabgeschlossen und geheimnißvoll schaltet, sodaß sich um das einsame Haus bald ein mystischer Schleier spinnt. Haupthülfsmittel ihres Racheplans wird — auffallend! — eine den etwas übermüthigen jungen Gliedern beider vornehmer Häuser abgegebene Prophezeiung, die dann — noch merkwürdiger! — zum einen schweren Theile wirklich in Erfüllung geht und eben daran ist, auch im zweiten Theile sich zu vollstrecken, was beide Familien unrettbar zerstören würde, als die Krisis zum Bessern eintritt. Frau Hansen's Tochter, in welche sich der junge Blomstedt, von einem unerklärlichen Reize angezogen (da redet wieder einmal unbewußt die Sprache des Blutes), meinte, verliebt zu haben, wird glückliche Braut eines als Prediger und Krieger bewährten jungen Mannes, und unter diesem aussöhnenden Einflusse kehrt auch die bis dahin unerbittliche Mutter um und wendet das Unheil, das sie heraufbeschworen und das sie, allein sie, wieder zum Guten zu lenken die Macht hat. Schön friedlich schließt die Geschichte ab, die einen so drohenden Anstrich genommen: vor uns haben wir drei junge Paare, von denen wir nicht wissen, welches das glücklichere ist, und auch die drei Personen des ältern Geschlechts stehen versöhnt da, in Frieden mit sich und Gott und Welt.

Das alles wäre nun schön und gut, wenn wir nicht nach verschiedenen Richtungen entschiedene Einsprache erheben müßten; sie treffen die Motivirung und die Ausführung. Es stößt uns arg vor den Kopf, daß eine sehr auffallende Prophezeiung der alten Hansen, deren Erfüllung im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, wirklich zutreffen soll. Etwas weniger, aber doch unangenehm berührt, daß die so glückliche Wendung am Schlusse nur durch ein Zusammenwerfen der Personen zu Wege gebracht wird, das wieder gänzlich den Charakter des Unwahrscheinlichen oder gar Unglaublichen annimmt. Was anderes als der Zufall ist es denn, der da die Menschenschicksale bestimmt? Aber gerade ihn wollen wir nicht, wir wollen keine durch und durch irrationellen Mächte und Schlüsse als Schicksalsträger. Wo immer sie sich einmischen, da liegt ein schwerer Mangel der Motivirung vor und dem Schriftsteller werfen wir die Anklage hin: er verstehe nicht mit seelischen Kräften zu wirken. Es ist nicht das erste mal, daß wir gegen den hier besprochenen Verfasser diesen Vorwurf erheben; bei frühern Anlässen glaubten wir noch schneidender urtheilen zu müssen: er habe überhaupt nicht genug Tiefe, um die seelischen Kräfte zu verstehen und zu erfassen. Die übrigen Wandlungen, die mit den Hauptpersonen geschehen, sind allerdings besser begründet und wir begreifen sie wohl, begreifen auch das, daß ein denkendes, eben in den reichsten Hoffnungen aufs Leben erblühendes Mädchen, dem man auf eine kurze Frist den Tod verkündigt, wirklich sterben kann. Das ist vollkommen richtig wirkender psychischer Einfluß, Ursache und Wirkung im vielverschlungenen Getriebe unsers Organismus.

Aber der zweite Fehler liegt in der Ausführung. Sie hat sich — und das ist bei diesem Verfasser das Gewöhnliche — mit einem solchen Apparate von rein nutzlosen Aeußerlichkeiten beladen, daß das Interesse schwer darunter leidet und eine große Strecke des Buchs dadurch einfach langweilig wird. Was sollen uns denn alle die bedeutungslosen Betrachtungen und diplomatisch geschraubten Zwie-

gespräche über das Recht oder Unrecht der dänischen Ansprüche gegenüber Deutschland und den Herzogthümern; über den Charakter der damaligen dänischen Regierung, die nicht am besten wegkommt; über die Regenten und Prätendenten mit ihren Schwächen und Irrthümern? Heute, da die Frage durch die Hand der Geschichte endgültig gelöst ist, sind solche Ausführungen wohlfeil und auch vollständig nutzlos und überlebt, sie langweilen uns herzlich. Wir würden diese ganze Diplomatensippe mit den mehr oder weniger verschmitzten Gesichtern und den hinkenden Gewissen zum Buche herauswerfen und das Orakeln über Dinge, wenn es heute wahrhaftig nichts mehr zu räthseln oder zu prophezeien gibt, mit ihr. Vollends anstößig ist es, den größten Staatsmann der neuern Zeit hier so in den Roman einzuführen, wie es da geschehen. Was Preußen damals wollte und anstrebte, darüber ist heute, nachdem die Thatsachen so vernehmlich und überlaut gesprochen, gut reden; darum ist es besser, man stelle sein nachträglich angezündetes Licht unter den Scheffel. Die jenes Diplomatengeplänkel begleitenden kriegerischen Acte, die natürlich etwas mehr Leben haben, sind wenigstens nicht recht an ihrem Platze und gehen zu breit vor.

Eine der anmuthendsten Scenen, mit mehr Seele, als worüber der Verfasser gewöhnlich verfügt, ist das Bivouakleben am Abend vor dem Entscheidungskampfe (Kapitel 25), schön der Ausgang mit seinem Frieden und den läuternden Wandlungen der vom Schicksal geprüften Charaktere.

M. von Eschen's „Im Kampf" (Nr. 3) ist der ausgeprägteste Sensationsroman.

Er ist außerdem unmittelbar aus den brennenden Fragen und streitenden Interessen der Gegenwart herausgegriffen, indem er einen thörichterweise neuerdings in Deutschland wieder frisch aufgewärmten Klassenstreit vorschiebt — Adel und Bürgerthum. Freilich wird es im Grunde und zum Glücke für das Buch, das dadurch an Bedeutung gewinnt, nicht gerade diese armselige und abgestandene Rivalitätsfrage, sondern ein weit tiefer greifender und vollberechtigter Widerspruch, und wir mögen's schließlich als bloße Nebensache erklären, wenn auf der einen Seite eine adelige, auf der andern eine bürgerliche Familie als Vertreter der feindlichen Kräfte und widerstrebenden Weltanschauungen aufgestellt sind. In dem freiherrlichen Hause von Sonnenfels tritt uns das höher angelegte und von Natur aus edler denkende und trachtende Streben eines auf Ehre und Selbstachtung gestellten Geschlechts entgegen, das freilich theils durch eigene Schuld, die in bodenlosem Leichtsinn und Uebermuth, Genußsucht und Eitelkeit begründet ist, theils ohne solche dem andern Factor, nämlich dem blinden Mammon, anscheinend unrettbar verfällt und willenlos dienstbar wird; jene zu unüberlegtem Handeln verleitenden Fehler einer-, brutale Gewalt andererseits haben zu diesem argen Ergebnisse geführt. In der Familie aber des Fabrik- und Bergwerkbesitzers, Rentiers und Millionärs Braun ist, bei den einzelnen Gliedern derselben verschieden gefärbt, aber bei allen gleich häßlich, das reine Gründer- und Protzenthum herrschend, gemein, wie es immer ist, roh, bei allem übergeworfenen Firnis, gedankenleer, wo es nicht gerade die gar nicht immer reinliche kapitalistische Speculation trifft, kurz, eine Welt, die wir leider in unserer gar stark materialistisch angefressenen Zeit nur zu gut kennen, die wir verachten und bespötteln und trotz allem oft fürchten müssen, denn sie hat den allmächtigen Hebel für sich, das Geld, als Lock- wie als Kampfmittel. Eine Art Mittelstellung zwischen den beiden im Princip feindlichen Welten nimmt der Arzt Helmut ein, aber so, daß sein innerstes Wesen durchaus dem höhern geistigen Streben zugewendet ist: in der Theorie bekennt er sich, so gewöhnt durch sein Studium und Arbeitsfeld, durchaus zu materialistischen Sätzen: der Kampf ums Dasein und die allein gültige Wirksamkeit der Fasern und Säfte sind in seinem Munde die ausschließlich waltenden Mächte. Aber jeden Augenblick widerspricht er dem in seinem Thun sowol (gleich zu Anfang rettet er mit eigener Lebensgefahr ein armes Mädchen aus den Flammen) wie in dem innersten Fühlen und Streben, die durchaus ideal gerichtet sind. Nehmen wir nun die beiden Grundgegensätze und die obenerwähnte mittlere Haltung zusammen, so haben wir fast den ganzen Kreis vor uns, in dem sich unser heutiges Denken und Fühlen, Wollen und Handeln, Bejahen und Verneinen, die Jagd nach Genuß und der Dienst höherer Götter und Güter widerstreitend bewegen. Und gerecht, genau nach der Haltung zu den wahren und falschen Mächten des Lebens entscheidet schließlich das Schicksal: der alte Freiherr und der genial begabte junge Maler Ramberg, sein ungetreuer Neffe, gehen beide gewaltsam unter durch die herz- und pflichtlose, aber verführerische Kokette Bella Braun, die sie beide einfängt und verräth und dann zur Metze wird. Der plumpe Riese Philipp Braun zwingt durch brutale Gewalt und einen Schurkenstreich die herrliche und reine Dora von Sonnenfels, seine Gattin zu werden, kommt aber zum Glücke nicht dazu, sie zu berühren, da er gleich nach der unseligen Vermählung erschossen wird. Doctor Helmut, einen Augenblick auch in die Netze der äffischen Rini Braun oder vielmehr ihres Geldes gerathen, rettet sich rechtzeitig aus diesen Banden, macht fern in Asien eine Zeit strengsten Schaffens durch und wird da vollends klar über sein innerstes Wesen; nach einer Reihe von Prüfungsjahren wird er Dora's glücklicher Gatte; innerlich paßt er zu ihr und gehörte dem hochstrebenden willensstarken Mädchen an von dem Augenblicke, da er sie zuerst gesehen. Die Aeltern Braun werden so ziemlich kindisch. Der Verfasser stellt sich sonach mit aller Entschiedenheit auf seiten der edlern Geisteszüge, und wir danken ihm das, aber ohne sein Buch zu loben.

Viel Neues hat da die dichtend erfindende Phantasie gerade nicht erdacht. So, um nur ein Hauptmotiv zu erwägen, ist das zwischen dem ökonomisch ruinirten Freiherrn, seiner ideal schönen Tochter und dem trotzigen

jungen Braun herrschende Verhältniß poetisch schon oft genug behandelt und auch nur der schlichten Praxis des Lebens entnommen: wie nämlich ein niedrig denkender, aber vernarrter Liebhaber Vater und Tochter zwingt, daß ihm diese die Hand reichen soll, um die auf den Tod gefährdete Ehre des alten stolzen Hauses zu retten. Im übrigen sind die Mehrzahl der hier behandelten Acte und Scenen nicht viel anderes als ganz realistische Copien oder Photographien, die meisten von ihnen zudem häßlich. Daß der Autor sich darauf stützt, in häufig wiederholter Schilderung des Materials, mit welchem prunkender Luxus mit und ohne Geschmack sich umgeben, besonders auch in Aufzählung der nothwendigen Gerichte bei ausgewählten Festessen eine gewisse äußerliche Kenntniß dieser Kreise zu bekunden, stimmt uns nur mismuthig; dieses leere und dazu noch etwas raffinirt sich aufspielende Prunkwesen warfen wir seinerzeit sehr entschieden dem andern Schriftsteller vor, der uns soeben auch beschäftigt hat.

Der uns völlig unbekannten Verfasserin rathen wir alles Ernstes, daß sie, bevor sie wieder vor die Oeffentlichkeit tritt, deutsch lerne. Ihre Sprache, gekünstelt und gewunden, unnatürlich und regelwidrig, mangelhaft bis auf die Anwendung der Casus und Präpositionen herunter, ist für ein reines Sprachgefühl unausstehlich; zum Ueberflusse wieder eins der hundert Muster für die heillose Art, wie heute deutsch geschrieben wird. J. J. Honegger.

Neue Dramen.

1. Judas. Drama in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Martin Maack. Berlin, F. Luckhardt. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Wenn in einer Zeit, wie die unsere, wo auf der Bühne Possen, Schwänke, Operetten und Ballets das ernste Drama mehr und mehr verdrängen, doch diejenigen, die sich für berufen halten, der Tragödie aufs neue freie Bahn zu machen, endlich sich bewußt werden wollten, daß mit Schemen und Schatten sich auf den Bretern, die die Welt bedeuten, die tragische Muse keine Lorbern erkämpfen kann! Und Schemen und Schatten sind es auch, welche Martin Maack in seinem „Judas" uns vorführt. Dieser Judas, der Verräther des Heilandes, kann allerdings sehr wohl eine tragische Figur sein. So aber, wie ihn Maack darstellt, ist er es nicht, so ernst auch Maack seine Aufgabe aufgefaßt und sich bemüht hat, den Charakter seines Helden dramatisch zu vertiefen. Anerkennung verdient es, daß Maack den Judas uns als Geliebten der Martha menschlich näher rückt und ihn erst dann durch Selbstmord enden läßt, nachdem Martha aus Schmerz über seinen Verrath an Christus an gebrochenem Herzen gestorben ist und der eigene Vater ihn, den ehrgeizigen, selbstsüchtigen Streber, verflucht hat. Aber durch das Hineinspielen Satans und Beelzebubs in die Handlung verdirbt sich der Dichter wiederum selber die dramatische Wirkung, so effectvoll auch einzelne Scenen seines Werks ausgearbeitet sind. Auf einer Mysterienbühne könnte Maack's Werk am Ende heute noch guten Erfolg haben, und den Oberammergauern beispielsweise möchte dieser „Judas" empfohlen werden können. Für die eigentliche Schaubühne indeß ist und bleibt Maack's Schöpfung, die, von vereinzelten ungefügen Versen und Redewendungen abgesehen, sich durch dichterischen Schwung auszeichnet, verloren, und das ist um des Dichters willen, der nicht ohne dramatische Begabung ist, aufrichtig zu bedauern. Hoffentlich entschließt sich Maack dazu, auf Verarbeitung derartiger neutestamentlicher Stoffe Verzicht zu leisten, den Satan Satan, den Beelzebub Beelzebub sein zu lassen und ins volle Menschenleben hineinzugreifen. Es gibt ja in der nachbiblischen Zeit noch Gestalten genug, die auf die Bühne zu bringen sich des Schweißes unserer Dramatiker lohnt!

2. Phaëton. Trauerspiel in vier Acten von Karl Wilhelm Geißler. Köthen, Schettler's Erben. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Phaëton, der Sohn des Helios und der Klymene, hat schon wiederholt die Dramatiker begeistert, vor allen den Euripides, mit dessen nur bruchstückweise erhaltener gleichnamiger Tragödie sich selbst Goethe eingehender beschäftigt hat. Geißler nun, ein Freund und Verehrer der griechischen Sagenwelt, den ich schon einmal in d. Bl. als begabten Ausleger dieser Sagenwelt habe ehrenvoll erwähnen können, hat auch mit diesem seinem „Phaëton" einen erfreulichen Beweis seiner Befähigung abgelegt und uns auch in dieser Schöpfung ein Werk geschenkt, das vom Geist der Antike durchtränkt erscheint und das zwar keinen Aeschylos und Sophokles, wol aber zur Noth den Euripides zum Vater haben könnte, nur daß es, was ja auch zu billigen ist, der modernen Schaubühne sich im großen und ganzen mehr anbequemt, als die meisten Dramen der Alten. Geißler hat seinen Euripides und Goethe gründlich studirt, dabei aber im Grunde doch ein eigenartiges Werk geschaffen, dessen Bühnenfähigkeit mir freilich wegen des persönlich in seiner strahlend hellen Grotte auftretenden Helios und seiner wiehernden Rosse immerhin einigermaßen fragwürdig erscheint, das aber deshalb doch nicht minder anziehend geschrieben ist und den zum Glücke immer noch zahlreichen Anhängern der Poesie und des schönen Scheins einen reinen Genuß verschaffen wird. Phaëton ist auch bei Geißler der Sohn des Phöbus und der Klymene, der durch ihre nachherige Ehe mit Merops sterblich gewordenen Tochter des Okeanos und der Thetis, und der Verlobte der Nymphe Doris, die nach Geißler an Helios mit rührender Liebe hängt. Ihn selber aber, des Sonnengottes Sohn, erfaßt unnennbares Sehnen nach Höherem, der ihm sichere Thron seines

Pflegevaters Merops genügt seinem Ehrgeize nicht, Phaëton will der gotterzeugten Braut ebenbürtig, selber ein Götterſohn und Gott sein. Am Hochzeitsmorgen verläßt er die bestürzte Braut und eilt zu Helios, der ihm bestätigen soll, was ihm ja Klymene schon beschworen, daß er des Sonnengottes Sohn in Wahrheit sei; mit Freuden bestätigt dies Helios. Da aber erinnert der feurige Jüngling den Vater daran, was er der Mutter eidlich gelobt, dem Sohne jeden Wunsch zu gewähren. Und Phaëton wünscht, nur einen Tag an Helios' Statt das Sonnengespann zu lenken. Das Unvermeidliche voraussehend, warnt ihn Phöbus vergeblich vor dem waghalsigen Beginnen. Phaëton besteht auf seinem Verlangen, besteigt das gefährliche Gespann, wird aber — dies glücklicherweise nicht auch auf offener Scene — vom Donnerkeile des zürnenden Zeus getroffen und todt auf die Erde geschleudert, tiefbetrauert von Klymene und Merops und der wahnsinnig gewordenen Braut, die trostlos ist, daß sie, die Unsterbliche, ewig um den Verlust des Geliebten trauern muß und wehmüthig klagend das Drama mit den formschönen Versen endet:

Vorbei, vorbei!
Der holdeste Liebestraum —
Dröhnend fällt die Thüre des Todes
Hinter dem Einzigen, Heißgeliebten!
Nun bin ich allein
Mit meinem Schmerze — —
Ach! Und unendlich sind meine Leiden,
Denn Unsterblichkeit ist mein Los!
Glücklich, ihr Menschen —
Ihr leidet wie Kinder —
Die bittersten Thränen
Trocknet euch liebend
Der beste der Freunde:
Erlösender Tod!

Daß mir das persönliche Auftreten des Phöbus mit seinem bedenklichen Gespann auf unserer neuern Bühne, auf der nicht nur ein Beelzebub und Satan, sondern auch ein Griechengott, so menschlich nahe derselbe auch uns gerückt sein mag, kaum je heimisch werden wird, als kein glücklicher Griff des Dichters erscheint, habe ich bereits betont, und wenn die wiehernden Rosse, dieser Schrecken jedes Theaterleiters wie jedes Theaterpublikums, auch nicht auf der Bühne sichtbar würden, die ganze Phöbusscene in ihrem nothwendigerweise überirdischen Glanze würde auf unserer Bühne — und wäre es selbst die der Meininger — einen fremdartigen Eindruck machen und alles andere eher erreichen, als daß sie, was sie müßte, uns im tiefsten Herzen ergreift. Der Dichter hat hier eben zu verkörpern versucht, was unserer Bühnenkunst, und möge sie noch so große Triumphe feiern, darzustellen schlechterdings nie gelingen wird. Dessenungeachtet ist Geißler's „Phaëton" ein Werk, das seinen Meister lobt und es, wie irgendein Drama aus der neuesten Zeit, verdient, von allen, die noch fähig sind, naiv zu genießen, was, naiv und seinem dunkeln, aber richtigen und höchst anerkennenswerthen Drange folgend, ein echter Dichter geschaffen, mit Andacht und innigem Verständnisse gelesen zu werden, und solchen Lesern möge das neueste Werk des Dichters empfohlen sein.

3. Moira. Drei Dichtungen von Emil Drach. Oldenburg, Schulze. 1890. Gr. 8. 2 M.

Emil Drach, Mitglied des berliner Theaters, bietet uns unter dem Gesammttitel „Moira" hier drei Dichtungen, denen er wohlweislich nicht die Bezeichnung Dramen gegeben hat. Obwol man von einem Bühnenkünstler gerade am ersten erwarten sollte, daß er sich auf das rein Technische des Dramas verstehe, so hat doch Drach bei Abfassung dieser Dichtungen gerade an die Bühne — und wie ich glaube, aus voller Absicht — nicht gedacht, und es ist auch kaum zu erwarten, daß diese Dichtungen, wiewol der Verfasser die dialogische Form gewählt hat und wiewol dieser Dialog stellenweise echt dramatisches Leben athmet, je zur Darstellung kommen, die dritte, „Koresos", sicher nicht. Dieser „Koresos" ist ein in Gesprächform sich gebendes merkwürdiges Gedicht voll dithyrambischen Schwunges und naiver Sinnlichkeit, und würde, scenisch dargestellt, wol ziemlich befremdlich wirken, so schön und abgerundet auch die größtentheils gereimten Verse klingen und so sehr sie sich dem Ohre einzuschmeicheln geeignet sind. Drach schildert uns hier die Liebe des Baechuspriesters Koresos, der, von Anfang an philosophisch angelegt und ernst gestimmt, ohne daß er es recht weiß warum, sich in den Dienst des Weingottes gestellt hat und die Artemispriesterin Kallirrhoë liebt, zwar auch bei dieser Gegenliebe findet, aber als er zu stürmisch wird, die Geliebte abstößt und schließlich, wie er dazu verurtheilt wird, diese als Opfer der um Adonis trauernden Priesterinnen der Aphrodite hinzuschlachten, sich selber statt Kallirrhoë's opfert, worauf diese leblos an seiner Seite niederstürzt. Der Sinn dieser Dichtung ist nicht ganz klar. Der Moira, dem Schicksal, erliegt Koresos und seine Kallirrhoë, erliegt aber am Ende nach antiken Begriffen jeder Mensch. Das Beispiel, das hier Drach uns vorführt, hätte also jedenfalls besser gewählt werden können. Nichtsdestoweniger muß rückhaltlos anerkannt werden, daß auch in dieser Dichtung Emil Drach ein vollgültiges Zeugniß dafür geliefert hat, daß er ein echter Dichter ist, wenn auch diese Dichtung noch planmäßiger und einheitlicher hätte gestaltet sein können. Weit besser aber entspricht ihrem Zwecke die erste von Drach's Dichtungen, die auch den Untertitel „Moira" führt. Der bekannte Bildhauer Agorakritos aus Athen hat eine Statue der Schicksalsgöttin gemeißelt und verliebt sich in dieselbe derart, daß er das Schicksal herausfordert und von des rächenden Zeus Blitzstrahl tödlich getroffen wird. Dieses kleine Werk könnte ich mir sogar, einheitlich in sich abgeschlossen wie es ist, auf der Bühne recht wohl vorstellen. Großartiger noch ist die zweite dieser Dichtungen, der ihrer ganzen Anlage nach indeß auch die Bühne verschlossen bleiben wird, angelegt. Dieselbe betitelt sich „Der entgötterte Gott" und ist eine von

der freilich nur theilweise erhaltenen Prometheustrilogie des Aeschylos ziemlich stark, von der unvollendeten Goethe'schen „Prometheus"- und „Pandora"-Dichtung völlig abweichende, eigenartige, obgleich auch nicht in sich abgerundete und völlig abgeklärte Dichtung. Prometheus, wegen seiner verrätherischen Preisgabe des Feuers an die Menschen von Hephästos auf Zeus' Befehl an einen Felsen geschmiedet, wo ihm Tag für Tag ein Adler die nächtlich wieder zuwachsende Leber abfrißt, wird endlich von Herakles mit Zustimmung des Göttervaters nach dem Plane der Drach'schen Dichtung aus seiner heikeln Lage befreit, aber seiner Gottheit entkleidet, steigt nun auf die Erde hernieder und gewahrt zu seinem Schrecken, was er mit seiner Schenkung des Feuers wider Willen für Unheil angerichtet hat. Die Menschen befehden und unterdrücken einander, dazu sind auch die Geschenke, die aus der Urne der Pandora auf die Menschen herabgefallen sind, der Menschheit zum Unsegen ausgefallen, da das einzige, was die Menschheit retten könnte, die Hoffnung, in diesem Gefäße zurückgeblieben ist. Prometheus aber weiß Rath, läßt die Büchse oder Urne der Pandora herbeibringen, verwundet sich allerdings bei Oeffnung der Urne tödlich, aber hat doch noch sterbend die Freude, daß die nun hoffende Menschheit endlich sich glücklich fühlt. Der Schluß der Dichtung kommt allerdings etwas unvermittelt, trotzdem aber schließt das eigenartige, an poetischen Schönheiten im einzelnen reiche, wenn auch auf Bühnenwirkung nicht abzielende Werk im ganzen harmonisch und befriedigend ab.

4. Chlodwig, der Frankenkönig. Tragödie in fünf Aufzügen von Joseph Schneiders. Düsseldorf, F. Bagel. 1890. 8. 1 M.

Der Verfasser wahrt auf dem Titelblatte seiner Tragödie den Bühnen gegenüber vorsichtigerweise seine Rechte. Diese Mühe hätte er sich sparen können, denn es steht nicht zu befürchten, daß die Bühnen sich dieses Werks bemächtigen, weder rechtlich noch widerrechtlich! Schneiders hat für seine Tragödie den üblichen fünffüßigen Jambus gewählt. Seine Jamben aber lesen oder gar hören zu müssen, ist eine Strafe. Man trage sich selber aus Chlodwig's Rede (S. 4) mit dem nöthigen Pathos die Verse vor:

Denk' nicht, daß uns Fortuna stets die Hühner
So mundgerecht und köstlich rupft, wie heut'.
Wer da nicht zugriff', wär' nicht werth des Bissens!

Darauf antwortet Chlotar:

Laß Chlodwig vorher in die Hörner stoßen
Und an die Schilder schlagen als ein Zeichen,
Daß du im Schlaf nicht morden willst die Römer!

Und weiter (S. 5) Chlodwig:

Ich selber falle mit der Reiterei
Die Mitte an und stampfe alles nieder,
Indeß ihr beide schnell von rechts und links
Mir alles unter meine Hufen jagt!
Ein Lammherz — eine feige Ratte! Schändlich!
Entweihen soll er nicht mit dieser Abart
Die heil'gen Stufen meines Throns. Das Scepter
Zerschlüg' ich ihm am Kinderkopf Chlotar's
Die Frankenkrone auf dem Haupt des Hasen!
Ein trefflicher Vergleich — ich werde bitter.

Wem diese Proben unfreiwilligen Humors wie dichterischer Unfähigkeit noch nicht genügen, der mag die anmuthige Fortsetzung in dem Büchlein selber nachlesen. Den übrigen Lesern, die sich nicht dieser harten Geduldprobe, meinem Beispiele folgend, unterwerfen wollen, theile ich hier in aller Kürze den Hauptinhalt des curiosen Werks mit. Der Frankenkönig Chlodwig oder Chlodowech I. aus dem Merowingerhause überwindet den Römer Syagrius und verliebt sich darauf Knall und Fall in dessen Witwe Magdalena, einen „Tempelbau der Venus", und läßt, um dieselbe ehelichen zu können, sein eigenes „liebliches Gemahl", die Königin Chlothilde, obwol ihm diese noch kurz vorher ganz wohl gefallen, ohne sich im geringsten Gewissensbisse darüber zu machen, durch Gift beseitigen. Irmengard aber, die Braut von Chlodwig's Sohn Chlothar, hat als Mitwisserin des Geheimnisses von Chlothildens Ermordung nun den ganzen Zorn Magdalenens auf sich geladen, sie begegnet nach einer weitern Schlacht der drohend das Schwert gegen sie hebenden Magdalena und ruft, Böses ahnend, mit Zittern aus: „Gott schütze mich!" Die allerliebste Römerin Magdalena aber entgegnet ihr: „Das ist nicht möglich! Schmerzenspuppe stirb!" Und der Schmerzenspuppe ist natürlich geholfen; vom Schwerte durchbohrt, stirbt sie, zunächst wie der Dichter uns beruhigend bestätigt, allerdings nur „scheinbar", wenige Minuten darauf aber, die ihr Schneiders noch zu leben vergönnt, damit sie ihrem Vater noch in aller Eile den Namen ihrer Mörderin nennt, athmet Irmingard wirklich ihre Seele aus. Chlodwig aber läßt sich, nachdem er, damit wir doch allmählich zum Schlusse kommen, durch ein Wunder des Himmels die Schlacht bei Zülpich gewonnen, taufen, die neue „tugendsame Königin", eben die Mörderin Magdalena, zu seiner Seite, wird aber nebst dieser durch Chlothar vor allem Volke als Mörder gebrandmarkt und erhält bis zu seiner beschlossenen Aburtheilung durch das Centenariengericht auf Befehl Chlothar's und des Burgunderkönigs Gundobald, des Oheims von Chlothilden, der mit wünschenswerthester Geschwindigkeit eben auf der Bühne auftaucht, mit Magdalenen Hausarrest in seinem Palaste. Hier wird Chlodwig, nachdem er eben in einem herz- und steinerweichenden Monologe uns ein beinahe überzeugendes Bild vom „Wuthgeheul" seiner Reue entworfen, rasch wieder durch Magdalenen vom Wege der Tugend abgebracht und zur Ermordung auch seines Sohnes angestachelt; da aber Chlothar dem Mordstreiche glücklich entrinnt, bricht das unvermeidliche Strafgericht über das schuldige Paar herein, Magdalene ersticht sich und ihr Chlodowech folgt ihr nach wenigen Minuten in den Tod, vermuthlich das Opfer eines Herzschlags, und damit ist das zwar nicht eben folgerichtig

aufgebaute, irgendwelcher Charaktervertiefung entbehrende, in gewisser Hinsicht aber recht erbauliche Stück zu Ende. Es war aber auch die höchste Zeit! Denn selbst ein mit wahrer Lammesgeduld ausgestatteter Leser oder gar Zuhörer wird an dem Genusse dieser 78 Seiten langen Tragödie sich genügen lassen. Karl Siegen.

Aus Halbasien.

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien von K. E. Franzos. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 10 M.

Die erste Auflage erschien 1877, die vorliegende zweite hat der Verfasser vielfach überarbeitet, auch sind neu hinzugekommen die Literatur der Kleinrussen, das Volkslied der Kleinrussen, der Ahnherr des Messias, die Culturentwickelung in Halbasien, während in andere Bände des unter dem Gesammttitel „Culturbilder aus Halb-Asien" wol noch eine Weile sich fortsetzenden Werks vier theils novellistische, theils rein literarische Arbeiten (z. B. die Skizze „Rumänische Poeten") übergegangen sind.

Für diejenigen Leser, welche von der Bedeutung des Wortes Halbasien noch keine deutliche Vorstellung haben, sei hier bemerkt, daß die sämmtlichen osteuropäischen Gebiete, soweit Franzos die Rückständigkeit ihrer Cultur zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat, darunter zu verstehen sind. Da diese Studien sich jederzeit ausdehnen lassen und da auch eine große Anzahl ethnographischen und culturgeschichtlichen Materials alljährlich solchen Studien von andern Forschern entgegengebracht wird, so verbietet sich das Abstecken einer genauen Begrenzung des obigen Begriffs. Vorderhand bezeichnet Franzos als die von ihm zu den Halbasiaten gezählten Nationalitäten Slawen, Rumänen, Neugriechen und Magyaren, die letztern, „in Rücksicht auf das rührige geistige Leben der Magyaren, nicht in Bausch und Bogen". Der Verfasser versichert dabei, „er habe nichts geschildert, was er nicht aus eigener Anschauung kenne, keine Literatur kritisirt, die er nicht selbst gelesen habe".

Man wird ihm namentlich bezüglich des letztern Punktes nicht zumuthen können, ausschließlich aus Eigenem zu schöpfen. Fast jedes tiefe Eindringen in eine fremde Literatur, und sei es selbst eine rückständige, erfordert größere Opfer an Zeit und Concentrirung, als sie für den Zweck von Culturbildern einer ganzen Reihe von Nationalitäten zu rechtfertigen wären. Der Verfasser hat denn auch häufig Gelegenheit, sich auf Gewährsmänner guten Klanges zu beziehen.

In besonders eingehender Weise ist die den ersten Band beschließende Studie über die Literatur der Kleinrussen behandelt. Sie greift bis auf die Zeit zurück, wo ihre Hauptstadt Kiew von den Mongolenhorden eingeäschert wurde, also auf das Jahr 1240. Wie der Gegenstand es erforderte, überwiegt bei dieser Arbeit der rein historische Theil, denn die Leiden, unter welchen dieses Volk geseufzt hat und noch heute seufzt, sind im allgemeinen diesseit der russischen Grenzen nur ungenügend bekannt, und noch näher als das Interesse für ihr vielgepriesenes Heldengedicht „Vom Heerzuge Igor's", für die Annalen des Nestor und die Predigten des Kyrill von Turow liegt uns das Mitgefühl für jene politischen Leiden; sind sie doch Ergebnisse der nämlichen Staatskunst, welche gegenwärtig die russischen Ostseeprovinzen mit moskowitischer Bildung zu erfüllen beflissen ist. Franzos schließt seine lesenswerthe Abhandlung über die Kleinrussen:

In Galizien von den Polen, im Zarenreiche von den Großrussen unterdrückt, bewahren sie dennoch ihr Volksthum, ihre Volksdichtung, ihre Literatur. Sie gehorchen, aber sie bleiben stehen und wahrlich, kein Orkan wird sie je vom Platze bringen.

Ob mit der fortschreitenden Entwickelung des Schulbesuchs, der Verkehrserleichterungen, der gemeinsamen militärischen Dienstpflicht diese Prophezeiung nicht hinfällig werden wird? Von den Polen sind sie so durch die Sprache wie durch die Religion geschieden, von den Großrussen aber lediglich durch die Sprache, und selbst die sprachlichen Unterschiede sind doch keine unübersteiglichen. Wie man weiß, war Gogol, der Verfasser des „Revisor", der „Todten Seelen", des „Taras Bulba", von Geburt ein Kleinrusse. Und er steht nicht allein. Franzos selbst sagt, Gogol sei der Führer einer Schar kleinrussischer, aber moskowitisch schreibender Schriftsteller, welche nach Hunderten zähle, unter ihnen Dershawin*), Cheraskow, Bogdanowicz, Shalikow, Narjezny, Saljas, Danilewski:

Alle diese Poeten wurden berühmt und durften, nachdem sie das schwere Opfer gebracht, zeigen, was sie konnten. Als Kleinrussen hätten sie es nicht gedurft, und hätten sie es dennoch gewagt, so wären sie in Sibirien gestorben.

Man sollte denken, eine solche Sachlage, selbst wenn die Launenhaftigkeit des Autokratenthums sie von Zeit zu Zeit milder gestalten mag, kann keine sonderliche Bürgschaft für die Dauer einer von ihr abhängigen „Literatur" bieten.

Das Volkslied wird solches Fortblühens sich wol noch am längsten erfreuen können. Unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Bodenstedt, Helbig, Adolf Ranke u. a. gibt der Verfasser im zweiten Bande ein farbenreiches Bild des kleinrussischen Volksliedes.

Eine zur Charakteristik der Rumänier dienende dankenswerthe Studie beschäftigt sich mit dem rumänischen Sprichworte, wobei Schuller's Sammlung mit herangezogen ist.

*) Dershawin war tatarischen Ursprungs, aus dem ehemaligen Zarthum Kasan gebürtig. D. Red.

Hierher gehört auch der Schlußartikel des zweiten Bandes, in welchem die Ansicht des Verfassers, Rumänien besitze nur erst eine Firniscultur, mit der scharfen Geißelung zusammentrifft, welche der ehemalige rumänische Cultusminister Maioresen der Selbstüberschätzung seiner Landsleute in seinem „Critice" (Bukarest 1874) zutheil werden ließ.

Auf die übrigen, mehr novellistisch gehaltenen Studien der beiden Bände einzugehen („Die Gezwungenen", „Martin der Rubel", „Mein Onkel Bernhard" u. s. w.), fehlt hier der Raum.

Der bekannte Standpunkt des Verfassers sei schließlich noch aus der Vorrede dahin zusammengefaßt, daß alle diese Arbeiten „für den berechtigten Einfluß des deutschen Geistes im Osten Europas eintreten wollen", wohin denn auch das Bestreben zu rechnen ist, an grell beleuchteten Beispielen zu zeigen, welchen Druck das Russenthum „den Kleinrussen, den Juden und den Deutschen auferlegt". Robert Waldmüller.

Historische Literatur.

1. Die Französische Revolution und die sociale Bewegung. Von Eugen Jäger. Erster Band. Frankreich am Vorabende der Revolution von 1789. (Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich. Zweiter Band.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1890. Gr. 8. 8 M.

Lange Zeit hat man die Französische Revolution ziemlich einseitig vom politischen Standpunkte aus dargestellt, und wenn dies in neuester Zeit anders geworden ist, so ist es vor allem das Verdienst der Arbeiten der modernen französischen Historiker, in erster Linie Tocqueville's und Taine's. Man hat eingesehen, daß neben den politischen — das Wort im weitesten Sinne, vor allem mit Einschluß der innern Politik verstanden — Verhältnissen die socialen und wirthschaftlichen mindestens ebenso wichtig sind. Dieser veränderte Gesichtspunkt ist die treibende Ursache auch des vorliegenden Werks, das uns jetzt in zusammenhängender Darstellung die sociale Geschichte der Revolution vorführen soll. Der Verfasser hat ganz richtig erkannt, daß, ehe er an seine eigentliche Aufgabe gehen konnte, es nöthig war, ein bis ins Kleinste ausgeführtes Bild des ancien régime zu entwerfen und hat dies in dem recht umfangreichen ersten Bande in fesselnder und durchaus anerkennenswerther Weise gethan. Er gliedert seinen Stoff in drei Theile, zuerst beschreibt er uns die politischen, socialen und wirthschaftlichen Zustände in dem Frankreich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Buch 1); dann schildert er die geistige Bewegung, die man gewöhnlich als Aufklärungsliteratur bezeichnet (Buch 2—4); endlich führt er die Verhältnisse vor, die unmittelbar die Katastrophe veranlassen (Buch 5 und 6). Ueberall gibt er für die allgemeine Schilderung auf Grund eingehenden Studiums der Literatur reichliche Einzelbelege, und sein Werk ist dadurch wie kein anderes geeignet, dem deutschen Leser ein Bild des ancien régime mit all seinen Schwächen und Sünden, aber auch seinen Vorzügen zu bieten. Als Glanzpunkte der Darstellung sind zu bezeichnen der ganze erste Theil und im letzten Theile die Uebersicht über die Entwickelung der französischen Arbeitergesetzgebung. Da von all diesen Dingen in die Masse unserer Gebildeten nur gar zu wenig eingedrungen ist, da man hier noch immer die Französische Revolution als ein zufälliges Ereigniß betrachtet, hervorgerufen durch das Deficit einerseits, andererseits durch die Unfähigkeit der Krone, der constitutionellen Bewegung zur rechten Zeit die erforderlichen Zugeständnisse zu machen und sie dann in Schranken zu halten, so kann man Jäger's Buch nur die allerweiteste Verbreitung wünschen, da man aus ihm klar erkennen wird, wie die eigentliche Triebfeder zur Revolution darin liegt, daß die französische Regierung Jahrhunderte hindurch es versäumt hat, die Interessen des kleinen Mannes auf dem Lande, im Handwerke, in der Fabrik, im Klerus thatkräftig wahrzunehmen.

Diese volle und runde Anerkennung, die wir Jäger's Werk als Ganzem zutheil werden lassen können, bedarf nun allerdings einiger einschränkenden Bemerkungen. Der Verfasser strebt — fern liegt es uns, hierin etwas Tadelnswerthes zu sehen — nach scharfen bestimmten Urtheilen und es ist ihm hierbei naturgemäß nicht immer möglich, von seiner eigenen politischen Ansicht ganz abzusehen. Mit dankenswerther Offenheit gibt er in der Vorrede sein politisches Glaubensbekenntniß, dessen Wesen der christlich-sociale Standpunkt ist, und diese Anschauung führt ihn manchmal zu Urtheilen und Auffassungen, die ein anders Gesinnter und die auch der die Dinge unbefangen nehmende Historiker nicht für richtig halten wird. Ganz indessen können wir, freilich in anderer Richtung, das unterschreiben, was über ein anderes Buch Jäger's ein socialdemokratischer Kritiker gesagt hat: „Der Mann ist durch und durch ehrlich, von echt wissenschaftlichem Geiste beseelt und nie verleugnet er die Wahrheit. . . . Der Parteimann wird eigentlich nur aus sehr vereinzelten Bemerkungen kund, welche den Inhalt indeß niemals alteriren, geschweige denn fälschen." Nach unserer Ansicht urtheilt Jäger etwas zu scharf und zu negativ über die französische Aufklärungsliteratur, vor allem über den Hauptvertreter derselben, Voltaire, malt hier zu sehr grau in grau. Gewiß, daß dieser seine großen Fehler und Mängel hat und daß es durchaus angebracht ist, auf diese aufmerksam zu machen; aber daneben hat er doch auch seine gewaltigen Verdienste, und viele derselben, wie beispielsweise sein Kampf fürs Recht (Fall Calas), werden in der Darstellung Jäger's gar nicht erwähnt. Ebenso werden Montesquieu's und

Rousseau's Großthaten, die weniger in ihren positiven Neuaufstellungen als in ihrer Kritik der Mängel des Bestehenden liegen, von Jäger entschieden unterschätzt. Merkwürdig ist es, daß bei der Schilderung der Physiokraten einer ihrer Hauptvertreter, Mirabeau der Vater, der Ami du peuple, gar nicht vorgeführt wird. Die scharfen Angriffe gegen den Orden der Freimaurer dürften über das Ziel hinausschießen, und dafür, daß der Zweck der Freimaurerei Bekämpfung der katholischen Kirche und der christlichen Monarchie, daß der Orden die internationale Geheimorganisation des Bürgerthums im Sinne des naturalistisch gesinnten Eigenthums und Kapitals ist, bleibt der Verfasser den Beweis schuldig. Andererseits ist die Fürsorge der Kirche für die Volksschule in etwas gar zu günstigem Lichte gesehen und die Ausführungen von dem hohen Stande der Volksbildung im ancien régime sind nicht recht überzeugend, wenn man freilich darin dem Verfasser beistimmen muß, daß es eine geschichtliche Unwahrheit ist, zu behaupten, vor der Revolution sei in Frankreich für die Volksschule gar nichts geschehen. Gerade in seinen grundlegenden Anschauungen stimmen wir ihm durchaus darin zu, daß der eigentlich springende Punkt des ancien régime darin besteht, daß das Königthum mitten in das alte feudale Frankreich ein neues modernes Staatswesen hineingebaut hat, ohne indessen das alte aufzuheben, sodaß nun das Land zwei Regierungen zu unterhalten hatte; sowie ferner darin, daß die Armee der Revolution, die Waffe des jungen Liberalismus, nicht die Bauern abgeben, die im ancien régime am meisten bedrückt sind, sondern die städtischen Handwerksgesellen und Arbeiter.

2. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 8 M.

Seit mehrern Jahren finden wir in diesem Taschenbuche Aufsätze, die den Zweck haben, über wichtige, neuerdings vielfach behandelte historische Streitfragen eine unbefangene Belehrung zu gewähren. Wir möchten dem Herausgeber empfehlen, in derartigen Abhandlungen immer mehr den eigentlichen Schwerpunkt und den besondern Charakter des „Historischen Taschenbuchs" im Unterschiede von andern geschichtlichen Zeitschriften zu erblicken. Auch den vorliegenden Jahrgang eröffnet ein derartiger Aufsatz, in dem Adolf Köcher den gegenwärtigen Stand der Forschungen über die Varus-Schlacht vorführt. Das Ergebniß — worin wir Köcher ganz beistimmen — ist, daß es aussichtslos sei, den Ort der Schlacht mit einiger Gewißheit feststellen zu wollen, und daß auch die von Mommsen für Barenau ins Gewicht geführten Münzen keineswegs unbedingt beweiskräftig sind. Wissenschaftlich wichtiger als die Frage nach dem Orte ist die nach dem Verlaufe der Schlacht. Hier schließt sich Köcher an die Auffassung Ranke's an, wonach der Bericht des Florus zu Grunde zu legen ist, die Germanen hätten das römische Lager überfallen, während Varus sorglos auf seinem Tribunal Recht sprach, sodaß von einem Verlocken des Heeres in Sumpfgegenden nicht die Rede sein kann.

Die Mehrzahl der Aufsätze betrifft diesmal das Reformationszeitalter. Wilhelm Busch setzt seine anziehenden Studien über den Scheidungshandel Heinrich's VIII. von England fort, die zum ersten male auf Grund des zahlreich veröffentlichten Materials eine abschließende Darstellung dieser Angelegenheit geben. Es ist eine vollkommene Apologie des Cardinals Wolsey; derselbe hat im Anfange den frivolen Plan des Königs nach Kräften zu hintertreiben gesucht, hat dann, als er sah, daß Heinrich von seiner Absicht nicht abging, wenigstens sich bemüht, die bösen Folgen der Sache, den Bruch zwischen der englischen Kirche und dem Papstthume, zu verhüten; daß ihm dies nicht gelang, liegt einerseits daran, daß der Papst aus anderweitigen Gründen schließlich ganz in die Arme Karl's V. getrieben wurde, andererseits, daß Wolsey durch seinen König fortwährend gehemmt und nicht verstanden wurde. Das Einzige, was man dem Cardinal vorwerfen kann, ist, daß er nach seinem Sturze wenig menschliche Größe zeigt; aber wie unendlich hoch steht er auch so noch da, wenn man ihn vergleicht mit dem elenden und politisch geradezu dummen König und mit der egoistischen habsüchtigen Clique Anna Boleyn's. Wolsey hat durch Busch eine späte, aber dafür überzeugende Rechtfertigung erhalten.

Wilhelm Maurenbrecher selbst erzählt einen Abschnitt aus der Geschichte des Tridentiner Concils und zwar den für die Ausbildung des Neukatholicismus wichtigsten, in dem die für letztern grundlegenden Dogmen von der Erbsünde und der Rechtfertigung festgestellt wurden. Mit Recht hebt er dabei hervor, was eine ausschließlich protestantische Geschichtschreibung oft nicht gebührend gewürdigt hat, daß man in Trient durchaus nicht leichtfertig zu Werke ging, sondern die peinlichste Sorgfalt auf Inhalt und Wortfassung verwendet, daß in den Berathungen eine erstaunliche Fülle theologischer Arbeit und Wissenschaft zu Tage tritt. Weiter betont er den Gegensatz zwischen Kaiser und Papst: ersterer wünscht, daß das Concil zuerst sich mit der Kirchenreform beschäftige, während letzterer die Feststellung des kirchlichen Dogmas als das Wichtigere betrachtet. Dank der geschickten Leitung der päpstlichen Legaten siegt im wesentlichen die päpstliche Richtung, wenn auch formell reformirende und dogmatische Arbeit stets nebeneinander hergehen. — In die Zeit des faulen Friedens vor dem Ausbruche des Entscheidungskampfes führt uns ein Aufsatz von Georg Winter, in dem mit ziemlicher Breite ein Ereigniß erzählt wird, das an sich von recht untergeordneter Wichtigkeit nur als Spiegelbild der gesammten damaligen kirchlichen und politischen Zustände Bedeutung hat. Es handelt sich darum, daß in Hersfeld nach dem Tode des Abts Ludwig 1588 auf Betreiben des Landgrafen von Hessen der Protestant Krafft von Weiffenbach zum Abte gewählt wird und daß sich nun

der Landgraf wiewol fruchtlos bemüht, demselben die päpstliche Bestätigung zu verschaffen.

Konrad Häbler stellt eingehend den Versuch der Ehinger und den der an ihre Stelle tretenden Welser dar, in Venezuela eine Regentschaft zu begründen. Die Sache scheiterte vor allem dadurch, daß das spanische Element es nicht ertrug, sich in der Colonie von den Aemtern ausgeschlossen zu sehen; auch sonst fehlt es nicht an Missgriffen und schließlich wurden die ursprünglich ziemlich weitgehenden Privilegien der Welser von Karl V. doch wesentlich beschränkt.

In eine böse Periode der deutschen Geschichte führt uns endlich ein Aufsatz von Hans Prutz, in die Zeit, wo Ludwig XIV. unter den deutschen Fürsten Creaturen genug fand, die, um seine materielle und ideelle Gunst zu erwerben, bereit waren, eine ganz antinationale Politik zu treiben. Wol der schlimmste unter ihnen ist Franz Egon von Fürstenberg, der Bischof von Straßburg. Ihm sucht Ludwig XIV., um seine Stellung am Rhein zu behaupten und im Kriegsfalle die niederrheinischen Gebiete zu seiner Verfügung zu haben, auch das wichtige Erzbisthum Köln zu verschaffen; die diplomatischen Verhandlungen und Verwickelungen, die die Folge hiervon sind, werden von Prutz ausführlich berichtet. Vor allem stößt die Wahl Fürstenberg's auf den Widerstand des Papstes und des Kaisers, und das formelle Recht ist entschieden auf der Seite der letztern. Das hindert freilich den französischen König nicht, als der Papst den Gegencandidaten Joseph Clemens von Baiern als Erzbischof proclamirt, die Entscheidung nun auf kriegerischem Wege zu suchen. Es sind unerquickliche Verhältnisse, die hier geschildert werden, und auch Prutz ist es nicht recht gelungen, sie durch fesselnde Darstellung auch denen anziehend zu machen, die sich nicht von Berufs wegen mit ihnen abgeben müssen.

3. Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde von C. B. Niemann. Erster Band. Bis 1520 n. Chr. Oldenburg, Schulze. 1889. 8. 2 M.

Die vorliegende Arbeit gilt einem Gebiete, das in der Periode, die hier behandelt ist, für die allgemeine Entwickelung Deutschlands in keiner Weise in Betracht kommt. Das Buch ist lediglich der localgeschichtlichen Literatur einzurechnen. Aber es fehlt dem oldenburgischen Münsterlande auch vollkommen an dem Reize individuellen Sonderlebens, nirgends ein Ort von wirklich historischer Bedeutung oder eine Persönlichkeit, die über das Durchschnittsmaß der Zeit hervorragte. Am ehesten wären noch hervorzuheben die Verhältnisse im 14. Jahrhundert, die ziemlich lebendig die damals überall sich wiederholenden particularistischen Streithändel der Territorialherren widerspiegeln. Eine Zeit lang scheint es, als ob in diesen Gebieten sich das Haus Tecklenburg zu bedeutenderer Macht entwickeln will, aber seine Herrschaft ward Ende des 14. Jahrhunderts vollkommen vernichtet, vor allem durch die Vereinigung der Bischöfe von Osnabrück und Münster. Soweit sich ohne Kenntniß der localgeschichtlichen Literatur über jene Gebiete urtheilen läßt, zeigt sich der Geschichtschreiber des Münsterlandes, Niemann, mit seinem Gegenstande ganz vertraut und man wird sich daher seiner Führung ruhig überlassen können. In klarer, schmuckloser Weise stellt er die politische und kirchliche Geschichte des Landes eingehend dar, die wirthschaftliche Entwickelung ist etwas stiefmütterlich fortgekommen. Sein Werk zeugt von warmer Liebe zur Heimat und wird deshalb von den Bewohnern jener Gegenden, für die es wol in erster Linie geschrieben ist, sicher freundlich aufgenommen werden.

Walther Schultze.

Populär-philosophische Schriften.

1. Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. Erster Band. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Es klingt im ersten Augenblicke unwahrscheinlich, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß die romantische oder voreheliche Liebe eine Schöpfung der Neuzeit ist, vor 615 Jahren an das Tageslicht gefördert wurde, als Dante's Augen sich zum ersten male Beatrice erschloß. Die Liebe konnte füglich in dem Strome der Zeiten, in welchem alles ohne Unterschied dem steten Wechsel und Wandel unterliegt, nicht starr und unbeweglich wie eine Bildsäule stehen bleiben. Sie hielt vielmehr mit der Wahrheit, Sittlichkeit und Erklärung der Menschenrechte, durch deren Gedeihen das ihrige begünstigt wurde, gleichen Schritt. Der erste, welcher diesen Gedanken in erschöpfender, systematischer und zugleich volksthümlicher Weise dem allgemeinen Glauben und der Ueberlieferung zum Trotze dargelegt hat, ist H. T. Finck. Der amerikanische Schriftsteller hat der romantischen Liebe und der ihr den Anstoß gebenden persönlichen Schönheit ein zweibändiges Werk gewidmet, dessen wissenschaftlicher Theil sich die Aufgabe stellt, die Gesetze der Entwickelung und des Darwinismus unter Berücksichtigung der Schopenhauer'schen Complementärtheorie der Liebe auf diese und die menschliche Schönheit anzuwenden. Bisher liegt uns in deutscher Uebersetzung der erste Band über die romantische Liebe vor.

Die romantische Liebe, welche den geraden Gegensatz der sinnlichen Leidenschaft bildet, ist die tiefste, innigste, glühendste Liebe, an welche keine andere heranreicht, an welcher gemessen sogar die Mutterliebe zu einem bloßen Schatten herabsinkt. Sie ist das höchste Glück, der wahre

Honigmond des ganzen Lebens, sie zaubert das Paradies auf die Erde hernieder. Während ihrer Dauer gewinnt die Seele an Feinheit und Hochsinnigkeit, an Reife und Erkenntniß mehr als während einer andern Lebenszeit von vielen Jahren. Die ideale Liebe unterdrückt, was an dem Manne niedrig ist, sie lehrt ihn des Denkens Flug und der Sprache Lieblichkeit, Durst nach Ruhm und Liebe zur Wahrheit und was sonst den Mann noch macht. Sie verklärt und veredelt andererseits das Gemüth der Jungfrau, sie läßt ihr empfängliches Herz für alles Gute und Schöne höher schlagen und breitet über ihr trautes Antlitz den Strahlenkranz holder Anmuth und zarter Weiblichkeit. Ihre Obertöne, welche sich bei den verschiedenen Liebenden zu mannichfaltigen Symphonien verbinden, sind individuelle Bevorzugung, Monopol und Ausschließlichkeit, Eifersucht und Rivalität, weibliche Sprödigkeit und Koketterie, Galanterie, Selbstaufopferung, sympathischer Austausch von Freud und Leid, Stolz auf die Eroberung und den Besitz, Gefühlsüberschwenglichkeit, Hangen und Bangen in schwebender Pein und Bewunderung persönlicher Schönheit.

Diese der romantischen Liebe den Stempel aufdrückenden Erregungen waren dem Alterthume und Mittelalter so gut wie unbekannt. Die Schuld daran lag an der untergeordneten gesellschaftlichen Stellung des Weibes, ihrer geistigen Verkümmerung und der Unmöglichkeit einer Liebeswerbung. Junge Männer und Mädchen hatte keine Gelegenheit, einander kennen zu lernen. Heirathsschacher und Rücksichten auf Vortheil und Rang traten an die Stelle der Neigung, und das Machtwort der Aeltern schloß die freie Wahl aus. Die Ehe ward als ein Geschäft betrachtet, und es galt als die Bestimmung des Weibes, Kinder zu gebären und für den Haushalt Sorge zu tragen. Selbst bei den durch classische Bildung hervorragenden Griechen, in deren Dichtungen uns erhabene Frauengestalten wie Penelope, Alceste, Antigone, Polyxena und Iphigenia begegnen, die Weltgedichten gleich niemals der Vergessenheit anheimfallen werden, war die Pflege des Ewig-Weiblichen verpönt und hierdurch der Personen gleichen Geschlechts beseelenden platonischen Liebe der Boden geebnet. Platon war der einzige Grieche, welcher über die sklavische Ueberwachung der Mädchen den Stab brach und die Wichtigkeit der vorehelichen Bekanntschaft als Grundlage einer vernunftgemäßen und glücklichen Ehe nachdrücklich betonte. Und unter den Römern war es Ovid, welcher in seiner lebhaften Einbildungskraft die Heilsbotschaft der romantischen Liebe geahnt hat. Er war, zumal die mittelalterlichen Minnesänger bei Aufzählung der Reize ihrer Geliebten sich fast ausschließlich auf die körperlichen beschränkten, der größte und überhaupt einzige große Liebesdichter vor Dante, welcher zum ersten male die romantische Anbetung der Jungfrau durch den Jüngling in ganz bestimmter, freilich aber zu übersinnlicher Sprache offenbart hat. Shakespeare hat ihn in dieser Beziehung berichtigt. Dem Dichter von „Romeo und Julie" war es vorbehalten, den Idealismus der Liebe mit ihrem Realismus in richtigem Verhältnisse zu durchdringen. Gleichwol war auch er seiner Zeit weit vorausgeeilt. Erst in den beiden letzten Jahrhunderten hat die Liebe langsam und allmählich bei allen gebildeten Menschen jenes charakteristische Wesen angenommen, mit dem sie zuvor nur in den Seelen einiger weniger Genies ausgestattet war.

Nachdem der Verfasser die einzelnen Obertöne einer eingehenden Untersuchung unterzogen, wirft er des vollständigen Zusammenhanges halber noch die Fragen auf, wie sich die romantische Liebe von der ehelichen Neigung unterscheidet, auf welchem Fuße hochbegabte Männer zu Gott Amor stehen, wie sich die Liebe in Mienen und Handlungen Luft macht und wie sie gewonnen und geheilt werden kann. Erwähnung verdient noch das treffliche Kapitel „Liebe und Wahnsinn", welches darin gipfelt, daß die Gefühlsüberschwenglichkeit der Verliebten und die Wahnvorstellungen der Irrsinnigen, der verlorene, pfadlose Lieblingsaufenthalt der bleichen Liebe und die den Geisteskranken eigene Vorliebe für die Einsamkeit, wie die Eifersucht mit ihrer Gespensterseherei und der Verfolgungswahn Seitenstücke zueinander sind. Das Kapitel schließt (S. 455) mit dem Satze:

> Die scheinbare Wegführung einer Braut mit Gewalt, die bei einigen Völkern selbst dann noch Sitte ist, wenn alle Parteien einig und gleichen Willens sind, ist eine Form von Sprödigkeit, welche jedem, der mit dem Ursprunge der Gepflogenheit nicht bekannt ist, als heller Wahnsinn erscheinen würde.

Und doch wünschte der Verfasser (S. 118), daß die in der Entführung zum Ausdrucke kommende Brautwerbung in jenen Fällen, in welchen alle Betheiligten einverstanden sind, zur allgemein gültigen erhoben würde! Auch will es uns recht seltsam scheinen, wenn Finck (S. 532) unglücklichen Liebhabern unter andern Heilmitteln gegen die Liebe die Erwägung, daß die Frau vermöge ihrer oberflächlichen Erziehung in der romantischen Liebe weit hinter dem Manne zurückstehe, empfiehlt, nachdem er (S. 411) eine noch nie dagewesene Entwickelung und Zunahme weiblicher Schönheit, sinnlicher sowol als geistiger, im Laufe des letzten halben Jahrhunderts zugestanden hat. Noch weiter geht er in der Tröstung der alten Jungfern, indem er (S. 394) die Behauptung aufstellt, daß alte Mädchen, welche noch nicht das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, nicht nur die Bezeichnung alter Jungfern von sich zu weisen berechtigt sind, sondern sogar den Anspruch auf die Darstellung des vollkommensten und entwickeltsten Grades von Mädchenthum erheben und auf junge Dinger, welche vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heirathen, wie auf halbe Wilde herabblicken dürfen:

> Denn es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß das Heirathsalter mit der zunehmenden Civilisation ebenfalls zunimmt. . . . Bei jenen Völkern, welche an der Spitze der modernen Civilisation marschiren, ist das Durchschnittsheirathsalter der Frau 21 Jahre, mit der deutlich wahrnehmbaren Neigung, zu steigen. Ergibt es sich daraus nicht auf dem Wege einer unerbittlichen Logik, daß Mädchen, die heute noch mit 25, ja selbst mit 29 Jahren unver-

heirathet sind, nichts anderes sind als die Vorläuferinnen eines noch höhern Frauentypus der modernen Civilisation?

Diese Behauptung ist sehr kühn und höchst paradox; denn wenn auch die romantische Liebe des Mannes durch eine gewisse Verstandesreife und Lebenserfahrung des Mädchens bedingt wird, so schließt sie doch den Niedergang der jungfräulichen Reize aus. Sie kann sich unmöglich an einem Mädchen entzünden, welches den Frühling ihres Lebens überschritten hat und in den Sommer desselben getreten ist.

2. Biologische Zeitfragen. Schulreform — Lebenserforschung — Darwin — Hypnotismus. Von Wilhelm Preyer. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1889. Gr. 8. 6 M.

Den weitaus größten Raum unter den biologischen Zeitfragen nimmt die Frage der Schulreform ein, in welcher der Verfasser den Standpunkt Hugo Göring's in Berlin, des Begründers der „Neuen deutschen Schule", welchem er auch sein Buch gewidmet hat, vollständig theilt. Das Streben, von welchem die neue deutsche Schule erfüllt ist, bietet mannichfache Berührungspunkte mit dem Geiste, welcher die am 30. Juli 1888 an der Sorbonne zu Paris gehaltene Rede des Unterrichtsministers in dem Cabinet Floquet, Edward Lockroy, über die Zukunft des classischen Unterrichts durchweht. Von tiefem, patriotischem Weh ergriffen, sieht sich Lockroy bemüßigt, die Frage, ob der Landessprache die ihr gebührende Stellung zukomme, zu verneinen, und spricht aus diesem Anlasse der Einschränkung des classischen Unterrichts das Wort:

Die Zeit, die wir von dieser Seite gewinnen, können wir für andere Studien benutzen. Die Bewunderung für Griechenland und Rom darf uns nicht vergessen lassen, daß die Erziehung des gegenwärtigen Frankreich vor allem im französischen Geiste geschehen müsse. Zählen wir nicht, ohne vom Mittelalter zu sprechen, in der französischen Literatur vier große Zeitalter? ... Wir müssen trotz uns endlich dazu gelangen, weniger Cicero und mehr Voltaire zu lesen. Die Zeit steht nicht stille. Der menschliche Geist erzeugt unaufhörlich neue Erscheinungen. Große Namen erstehen und erfüllen uns mit Bewunderung; Werke von Männern wie Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Michelet und Ernst Renan dürfen selbst der Aufmerksamkeit der Schulknaben nicht entgehen. — Wir müssen wissen, was man in unserer eigenen Mitte Großes denkt und spricht. Namentlich aber dürfen uns die geistigen Erzeugnisse des Auslandes nicht völlig fremd bleiben. Die Wissenschaft verliert von Tag zu Tag mehr ihren ehemaligen individuellen Charakter. Sie ist das Werk aller, und ohne ein gemeinsames Losungswort zu besitzen, bemüht man sich an allen Punkten der Erdkugel, das große wissenschaftliche Denkmal der Zukunft zu errichten. Wir können in Frankreich nicht warten, bis es einem Uebersetzer beliebt, uns von Zeit zu Zeit das Almosen einiger wissenschaftlicher Resultate zu spenden, die in Deutschland, England oder in den andern Ländern erzielt wurden; wir müssen in der Lage sein, von Tag zu Tag den Arbeiten aller Völker auf dem ganzen Erdenrunde zu folgen. Namentlich von diesem Gesichtspunkte aus muß das Studium der lebenden Sprachen die heutige Jugend beschäftigen. Und sollte auch in der modernen classischen Erziehung dieses Studium einen überwiegenden Platz einnehmen ..., so wird man noch immer nicht das Recht haben auszurufen: „Die Götter ziehen sich von uns zurück!" Denken Sie daran, daß jene Sprachen gleich dem Französischen wunderbare Literaturen erzeugt haben.

An zweiter Stelle kommt das Verhältniß der Physiologie zur Entwickelungslehre und die Aufgabe der vergleichenden Physiologie zur Sprache. Diese, die jüngste unter den geistigen Großmächten, kämpft noch um ihren Rang und wird von den einzelnen Forschern sehr verschieden abgegrenzt. Die einen erblicken in ihr die herrlichste und reichste Wissenschaft der Zukunft, welcher die Physik, die Chemie, die Morphologie dienen sollen, um ganz neue Zusammenhänge der bisher nur unvermittelt betrachteten Grunderscheinungen des Lebens zu enthüllen. Die andern dagegen nennen die vergleichende Physiologie nur einen Theil der Zoologie oder gar einen Anhang an die vergleichende Anatomie. Preyer hält für einen der größten Fortschritte menschlicher Erkenntniß überhaupt die Entdeckung des Protoplasmas und die Einsicht, daß alle Lebensvorgänge ohne Unterschied in den Vorgängen desselben als deren nothwendige Folge wurzeln. Das Protoplasma ist der auf ein Minimum zurückgeführte Inbegriff aller die Mannichfaltigkeit des Lebens ermöglichenden Ursachen, weil es, obwol gegenwärtig noch bis zur Unlöslichkeit verwickelt, doch von allen lebenden Körpern der einfachste ist. Die vergleichende Physiologie kann daher seiner zur Erklärung der Lebenserscheinungen, der physiologischen Verrichtungen der ausgebildeten und der sich entwickelnden morphologisch trennbaren Theile nicht entrathen.

Hierauf folgt eine würdige Besprechung des lange mit Spannung von allen Verehrern des großen Naturforschers erwarteten dreibändigen Werks: „Leben und Briefe von Charles Darwin", welche uns vor Augen führt, daß Darwin, wie er einer der größten Forscher gewesen, so auch einer der edelsten Charaktere, ein Mensch von seltener Reinheit im Denken und Handeln war.

Daran reiht sich „Die Entdeckung des Hypnotismus", worin diese in ausführlicher Erörterung dem englischen Arzte James Braid zugeschrieben wird. Solange er lebte, erfuhr seine psycho-physiologische Lehre unausgesetzt arge Verleumdungen und heftige Verdächtigungen. Erst kurz vor seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode und nach demselben hat sie sich in Frankreich und Deutschland Bahn gebrochen, wenn auch die Werke ihres Urhebers im Originale da und dort wenig gekannt waren. Die Gesammtheit der mühevollen Untersuchungen eines Richet, Charcot, Weinhold, Heidenhain und Berger hat bezüglich des Verständnisses der Erscheinungen nicht viel weiter geführt als Braid's Arbeiten, welche in allen wesentlichen Punkten durch dieselben bestätigt worden sind. Sogar die am meisten bestrittene Heilkraft des Hypnotismus hat wieder in streng wissenschaftlichen Kreisen, wie sich an der Hand zahlreicher Parallelstellen nachweisen läßt, genau im Sinne Braid's Vertreter gefunden.

Den Beschluß macht ein sehr anregender Aufsatz: „Ueber unbewußtes Zählen", welches bei weitem nicht, wie es auf den ersten Anblick scheint, eine Contradictio in adjecto ist, sondern alltäglich stattfindet. Vollends fein ist das Vermögen des unbewußten Zählens in den Künsten

ausgebildet. Der Musiker nimmt nichts wahr von Schwingungszahlen, Nervenfaserenden, Abständen der Stäbchenzellen, wenn er innerlich die herrlichsten Accorde hörend seine Symphonie componirt. Auch der Maler und Architekt, der Bildhauer und Kupferstecher wissen nichts von den hunderttausend Sehnervenfaserendigungen im Auge, nichts von der Kraft und Zahl der Aetherschwingungen des Lichts und zählen doch unbewußt die mikroskopischen Entfernungen des einen Mosaikfeldchens der Netzhaut vom andern mit einer Genauigkeit, welche den übrigen Menschen Bewunderung einflößt.

3. Die Physiologie des Hasses. Von Paul Mantegazza. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena, Costenoble. 1889. Gr. 8. 4 M.

„Die Physiologie des Hasses" ist eine nothwendige Ergänzung der von dem rühmlichst bekannten Verfasser herrührenden drei Bücher, welche die Physiologie der Lust, des Schmerzes und der Liebe behandeln. Verhält sich doch der Haß zu dem Schmerze wie die Liebe zur Lust. Der Haß ist die unausbleibliche Folge des Schmerzes, die psychische Umwandlung desselben, wie die Liebe die Beantwortung, die Reflexbewegung des Genusses ist. Jedes beleidigte Gefühl, jedes unterdrückte Bedürfniß entfesselt in uns eine centrifugale Kraft, welche uns antreibt, uns von demjenigen Dinge oder lebenden Wesen zu entfernen, das uns Schaden zugefügt hat und ihm den Schmerz heimzuzahlen, den es uns verursacht hat.

Mantegazza entrollt vor unsern Augen ein erschöpfendes Bild des Hasses in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, als da sind die Abneigung, der Groll, der Zorn, die Rache, die Grausamkeit, der Kannibalismus, der Zweikampf und der Krieg. Er verfolgt die Aeußerungen des Hasses in der vorgeschichtlichen Zeit unserer quaternären Vorfahren, in dem Alterthume, in der jüngern Vergangenheit und in der Gegenwart. Nicht mit Unrecht setzt er seinem Buche als Motto die traurigen Worte Hiob's vor:

Auch heute wird meine Klage bitter sein,
Und mein Schmerz schwerer, als mein Seufzen;

denn selbst heutzutage, wo der Hydra des Hasses so mancher Kopf abgeschlagen ist, feiert sie noch gar wüste und wilde Orgien. So gründet sich das Duell, wenn wir von ihm die dünne Firnisschicht von Ritterlichkeit, Muth, Stolz und Ehrgefühl, welche es bedeckt, abkratzen, auf die barbarische Anschauung, daß eine Beleidigung denjenigen entehrt, welcher sie empfängt, und nicht denjenigen, welcher sie angethan hat; daß es eine Pflicht ist, Beleidigungen zu rächen; daß sich die Ehre mit Blut reinwaschen läßt. Ein getreuer Anhänger der Entwickelungstheorie, läßt sich Mantegazza jedoch durch das derzeitige Ueberwuchern des Hasses über die Liebe nicht dazu hinreißen, in dem Schmerze das Wesen des ganzen Lebens zu sehen. Vielmehr liefert ihm das gegenständliche Studium der Thatsachen, die Umwandlung der Blutrache und des Verraths in den regelmäßigen Krieg, die vervollkommnete Technik desselben, vermöge welcher die Soldaten ohne persönliche Bitterkeit einander mit der majestätischen Ruhe des unerbittlichen Schicksals befehden, der Ersatz des Meuchelmordes durch das Duell, die Einführung der staatlichen Rechtsprechung statt des Wiedervergeltungsrechts eine hinlängliche Bürgschaft dafür, daß der Haß an Stärke abgenommen hat und sich in rückschreitender Entwickelung befindet. Selbst das edle Hirngespinst, ein internationales Schiedsgericht an die Stelle des Kriegs zu setzen, deutet eine Sehnsucht nach Besserem an und läßt sich, wie der Verfasser sehr schön sagt, „in der Geschichte der Entwickelungen als ein Engelsflügel bezeichnen, welcher unter der Haut des noch halbwilden Menschen hervorzusprossen anfängt".

4. Die Hygiene der Lebensalter. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1889. 8. 1 M.

Die Freude ist dem Herzen des Menschen unentbehrlich wie die Luft dem Blute, wie das Brot dem Magen, wie die Bewegung den Muskeln. Der Mensch ist bestimmt, zu genießen und zu lieben. Alles Uebrige ist, um mit Pindar zu sprechen, der Traum eines Schattens. Die hygienischen Bücher Mantegazza's sind ebenso viele Pforten, durch welche der Mensch in das Paradies des Lebens eintritt, durch welche er dahin gelangt, jenen herrlichen Beruf zu erfüllen. Goldene Worte sind es, welche auch aus der „Hygiene der Lebensalter" zu uns sprechen. Dieses Buch zeigt uns an der Hand der Natur und ihrer schönsten Tochter, der Wissenschaft, den Pfad, auf welchem wir innerlich wie äußerlich unser Leben ganz und sattsam ausleben, die Mannichfaltigkeit seiner Blüten und Früchte durchkosten und so zu vollwerthigen, mustergültigen Menschen heranreifen. Es hilft damit einem dringlichen Bedürfnisse ab, da der größte Theil der Menschheit durch leichtsinnige oder geizige Haushaltung des Lebens den unvergleichlichen Schatz der Gesundheit und der Zufriedenheit zu Grunde richtet, ohne den einzelnen Lebensaltern die volle harmonische Entfaltung zu gestatten und einem jeden derselben den ihm gebührenden Spielraum zu gönnen.

5. Die Hygiene der Nerven. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1889. 8. 1 M.

In der vorliegenden Abhandlung stellt Mantegazza gemäß einem Versprechen, das er in der „Hygiene des Blutes" gegeben, das Gefühl unter die Vormundschaft der hygienischen Kunst. Er thut daran gar wohl, denn wir leben füglich von Affecten und Ideen wie von Brot und Wein. Zu einer vollständigen Gesundheit und Glückseligkeit ist erfahrungsgemäß ein bestimmtes Maß von Leidenschaft und Denkthätigkeit unbedingt erforderlich. Wenn wir gesunde Speisen und Getränke unserm Magen zuführen und die Verdauungsthätigkeit sonst gut vor sich geht, werden wir gutes Blut bereiten. Ebenso werden wir, wenn wir in unserm Gehirne moralische Ideen zarte Empfindungen und unerschütterlichen Glauben an das edle Dreigestirn des Schönen, Wahren und Guten säen, Gesundheit, Tugend und Wissen ernten.

6. Die Hygiene der Schönheit. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1890. 8. 1 M.

Die „Hygiene der Schönheit" ist auf dem richtigen Grundsatze aufgebaut, daß Schönheit eine Verbindung von Gesundheit, Wahrheitsliebe und Sittlichkeit ist. Verächtlich ist die Schönheit, welche ungemein drastisch von Heinrich von Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" an Kunigunde von Thurneck zur Anschauung gebracht ist, — die Schönheit, welche nicht aus der Gesundheit und Natur hervorsprießt, sondern sich in den Mantel der Lüge und Verstellung hüllt, in den widrigen Kunstmitteln der Gefühle, Alter, Haar und Gesichtszüge fälschenden Heuchelei wurzelt. Wer die Schönheit auf der letzten Seite der Zeitungen oder im Laden des Parfümeriehändlers sucht, ist auf einer falschen Fährte; er gleicht demjenigen, welcher Diamanten im Mist oder Tugend in den Gefängnissen zu finden wähnt. Er gelangt zu seinem Ziele nur dann, wenn er in hygienischen und moralischen Büchern, wie das vorliegende es ist, Umschau hält.

7. Die Hygiene der Arbeit. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1890. 8. 1 M.

Dieses Büchlein ist ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage, welche, wie der Verfasser sehr sinnreich bemerkt, alle politischen Fragen um so viel überragt, als der Tannenbaum über dem Gänseblümchen steht. Mantegazza tritt in die Werkstätten der Arbeiter, er entrollt vor unsern Augen ein düsteres Bild von den sie bedrohenden schweren Gefahren und gibt Mittel an, um ihnen vorzubeugen oder sie doch wenigstens abzuschwächen. Er unterläßt es dabei nicht, für einen großen Theil jener Leiden die Eigenliebe und Fahrlässigkeit der Arbeitgeber einerseits, den Leichtsinn und die Eitelkeit der Arbeiter selbst andererseits verantwortlich zu machen. Hat er doch mit seinem scharfen Blicke der Wirklichkeit die Thatsache abgelauscht, daß gar viele Arbeiter von Herzen gern die elementaren Vorsichtsmaßregeln, welche von dem einfachsten, gesunden Menschenverstande eingegeben sind, anwenden würden, wenn sie nicht davor zurückschreckten, von ihren Genossen als Zielscheibe des Spottes gebraucht, der Feigheit bezichtigt zu werden. Den Schluß bilden „Zehn Gebote der Arbeit", welche jeder Mensch mit fetten Lettern auf die Tafel seines Herzens schreiben möge, da sie einen unfehlbaren Schutz gegen das der Erinnerung an eine tugendreiche Vergangenheit entbehrende Greisenalter, welches das herbste Misgeschick des Lebens ist, gewähren.

Bernhard Münz.

Zur Vaterlandskunde.

Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nördliche Westfalen. Von W. Fricke. Minden, Bruns. 1889. 8. 2 M.

Bei einem Blick in den Inhalt: „A. Varus und Germanicus im nordöstlichen Westfalen"; „B. Die sogenannten Bauernburgen am Wesergebirge und Teutoburgerwalde", mit den Kapiteln: „I. Wo lag nun Aliso?" „II. Ueber den Ort der Hermannsschlacht"; „III. Germanicus im nordöstlichen Westfalen", werden wol manche Leser mit Verwunderung ausrufen: „Schon wieder! noch immer kein Ende!" — und sie haben recht.

Das gleiche Gefühl hat auch mich beschlichen und ich kann es selbst jetzt nicht ganz los werden, obschon die Untersuchung sehr verständig, das heißt weder in allzu skeptischer, noch in allzu patriotischer Weise geführt wird. Aber sie bringt eben nichts Neues zu Tage, wie dies auch kaum anders sein kann — denn daß es dem Verfasser gelang, in Westfalen den einer Oertlichkeit anhaftenden Namen „Römerberg", ebenso „Römerteich" zu entdecken, mag wol neu sein, ist aber mindestens ebenso bedeutungslos. Nicht neu dagegen, aber völlig verfehlt ist der Einfall aus den Wiesen der Ilse (heutzutage Gelse) den Namen „Idistavisus" (= Ilsewiese!) herauszuschälen, d. h. zu glauben, die Römer hätten dieses gethan. Zum Glück entwickelt der Verfasser im übrigen eine gesündere und verständigere Kritik, zum Glück auch wendet er sich, und zwar nicht erfolglos, gegen Mommsen's Aufstellungen über die Gegend der Varusschlacht, obwol auch diese Opposition nach Veltmann's und anderer Vorgange nicht mehr neu ist. Wäre dieses nicht der Fall, so könnte man, was den ersten Theil des Büchleins betrifft, verlegen werden bei der Frage: Wozu diese neue Publication?

Liest man die Aufschrift über dem Kapitel: „Wo lag nun Aliso?" so erwartet man, wenn auch nicht Gewißheit, so doch irgendeine begründete Vermuthung über die Oertlichkeit dieses von Drusus an der Lippe (das ist sicher) angelegten Castells, welches nach der Varusschlacht die dem Verderben entronnenen Römer aufnahm. Gab es einen Fluß Elison, einen Nebenfluß der Lippe, nach welchem das Castell benannt war, und wie heißt er heute? Oder hat es seinen Namen von dem wasserreichsten Nebenflusse der Lippe, nämlich der Ahse? oder vom Dorfe Elsen in der Nähe von Paderborn? Der Schluß der Untersuchung lautet: „Kurzum, wir sehen, der Streit um Alisos genauere Lage ist noch völlig unentschieden."

Auch über den Ort der Varusschlacht erfahren wir nichts Sicheres, blos, nach der Ansicht des Verfassers, Wahrscheinliches oder gar nur Mögliches, wie folgt:

> Sie scheint, da man fast fortgesetzt so eilig wie möglich marschirte, eine weit sich hinziehende gewesen zu sein, und wohl läßt sich annehmen, daß sie in einem der Osningpässe anhub und am dritten Tage auf dem Wege nach Aliso hin in dem damals gewiß fast undurchdringlichen Stromberg-Beckumer Berglande endete.

Man sieht, ein großes „Vielleicht" und kein Ergebniß. Ein solches ist übrigens, wie der Verfasser gewiß sehr

richtig bemerkt, nur durch genauestes Localstudium, nimmermehr aus den schriftlichen Angaben römischer und griechischer Autoren oder auch deutscher Forscher zu gewinnen. Auch Mommsen's Aufstellung ist bloße Hypothese, nichts weiter. Sie kann richtig sein — wenigstens scheint mir der Verfasser die Unmöglichkeit derselben nicht dargethan zu haben —, in keinem Falle wird sie aber durch das Moment des Geldfundes, das als Beweisgrund an mehr als einer Ecke sehr anfechtbar ist, als wahr erwiesen.

T. Mähly.

Feuilleton.

Das erste Heft einer reich illustrirten „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von C. Falkenhorst" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), die in 36 Lieferungen zu 40 Pf. erscheint, liegt uns vor. Das Unternehmen bezweckt durch kurze, gemeinfaßliche und anregende Darstellung die Verbreitung der Ergebnisse neuerer geographischer Forschung, cultur-lich-technischer Errungenschaften und colonisatorischer Bestrebungen, dies alles nicht in systematischen Abhandlungen, sondern in Anknüpfung an die Reisen der großen Entdecker unserer Tage. Der Herausgeber ist muthmaßlich auch selbst der Bearbeiter der Quellenwerke, und da bürgt sein erprobtes Geschick zur Popularisirung für die geeignete Erfüllung der Aufgabe. Sie beginnt mit dem Anfange der Abhandlung: „Emin Pascha's Vorläufer im Sudan", von Mehemet Ali's ersten Unternehmungen anhebend, dann auf Speke, Heuglin, Schweinfurth, Junker, Nachtigal u. a. gestützt. Es sollen folgen: „Emin Pascha, Gouverneur von Hat-el-Estiva", „Stanley's Forschungen am Loango und Nil", „In Meerestiefen", „Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas", „Prschewalkski's Reisen in Centralasien", „Deutsch-Ostafrika", „Nordpolfahrten", „Durch Wüsten und Steppen des dunkeln Welttheils", „Luftfahrten", „Weltentdecker und Weltumsegler", „Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer", letztere Kapitel als Jubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas in weitere Zeitfernen zurückgreifend.

— Wiederum eine neue „Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert vom Luneviller Frieden bis zum Tode Kaiser Wilhelm's I." wird im Verlage von O. Spamer in Leipzig ausgegeben. Der Verfasser ist Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums in Potsdam, der auch jahrelang den Geschichtsunterricht in der Familie des Kaisers Friedrich ertheilt hat. Von den sechs Abtheilungen des Werks zu 1 M. ist die erste in Stärke von 6 Bogen erschienen; sie reicht bis zur Schlacht von Jena. Die Beurtheilung behalten wir uns vor, wenn es vollständig geworden, wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken wollen, daß die jetzt so gewaltig überhand nehmende Buchausgabe in Lieferungen oder Abtheilungen eingeschränkt werden möge und die umfangreichen Bücher in überwiegender Mehrzahl nur als Bände und zwar gebunden, einfach und kostbarer, dem Publikum übergeben würden.

— Von den neuesten Zwanzig-Pfennig-Heften der „Deutsch-österreichischen Bibliothek", herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt (Reichenberg i. B., Weichelt), verzeichnen wir Nr. 83: „Ausgewählte Gedichte" von Ludwig Foglar; Nr. 84: „Don Juan", dramatisches Gedicht von Nikolaus Lenau; Nr. 85. 86: „Ausgewählte Gedichte" von Friedrich Halm; Nr. 87—90: „Pfaff vom Kahlenberg", ländliches Gedicht von Anastasius Grün. Der fleißige, um das Deutschthum in Böhmen wohlverdiente Herausgeber ist am 2. April in Leitmeritz gestorben. Die Fortsetzung seines blühenden Unternehmens wäre sehr zu wünschen.

— Das Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich hat uns seit einer Reihe von Jahren davon unterrichtet, daß es einen Freisinn der seichtesten Art, verbunden mit förmlichem Hasse der Religion, buchhändlerisch züchtet. So hat es wieder ein Machwerk verlegt (1889), welches unter dem hochtrabenden Titel „Die Religion als pathologisches Phänomen" in die Oeffentlichkeit tritt. Das Buch entstammt der Feder eines Dr. Romeo Manzoni, ein gewisser Friedrich Zündt hat es einer Uebersetzung in das Deutsche gewürdigt. Hier wird nun die Religion als eine „neue Art des Fanatismus, als ein Werkzeug der Politik" bezeichnet. Der Verfasser verspricht „eine vergleichende Anatomie der verschiedenen Religionen, welche als Gesammtheit genommen nur auf der Erde erhalten werden, um mit dem Schöpfer in Feindschaft zu leben und nachher zu einem ewigen Elend verdammt zu werden." Der Verfasser kennt nur „die Religion der Civilisation" und schüttet alles nur denkbare Gift auf die Religionen aus. Wir haben diese kurze Inhaltsanzeige nur gegeben als einen Beitrag zu den Zeichen der Zeit.

— Dr. Büttner Pfänner zu Thal hat „Die Sanct-Peterskirche zu Bacharach" zum Gegenstand einer kunsthistorischen Abhandlung gemacht (Leipzig, Verlag zum Greifen, 1890). Der Verfasser weist aus äußern wie innern Gründen nach, wie die Restauration der genannten Kirche ein dringendes Bedürfniß sei. Er thut das mit solchem Geschick und erweist sich seines kunstgeschichtlichen Stoffs so sehr mächtig, daß seine Arbeit als in ihrer Art mustergültig gelten kann. Er zeigt, wie unter allen spätromanischen Bauwerken der Rheinlande die Peterskirche zu Bacharach die hervorragendste Stellung einnimmt, weil wir an dieser den Uebergang des romanischen Stils zum gothischen am schärfsten ausgeprägt finden. Wir empfehlen allen Freunden der Kirchenbaukunst die Lektüre dieser geistvollen kleinen Schrift.

Bibliographie.

Der Atheismus und die Socialdemokratie. Zeitgemäße Betrachtungen über einen Vortrag des Prof. Dr. Fricke in Leipzig. Leipzig, Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Becker, J., Kurfürst Johann von Sachsen und seine Beziehungen zu Luther. 1ster Tl. 1520—1528. Leipzig, Gräfe. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Berkow, K., Im Dämmerschein. Vier Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Czerny, V., Otto Becker. Gedächtnissrede. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 50 Pf.

Delitzsch, F., Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge. Leipzig, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Geiser, K., Die Bestrebungen zur Gründung einer eidgenössischen Hochschule. 1758—1874. Bern, Wyss. Gr. 8. 2 M.

Haeger, A., Gedichte eines Freigeistes. Zürich, Verlags-Magazin. 16. 60 Pf.

Hahn, A. v., Nach Ober-Ammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 M.

Lendenfeld, R. v., Australia Felix. Berlin. Gr. 8. 60 Pf.

Lindner, T., Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437). 1ster Bd.: Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Baiern. Stuttgart, Cotta Nachf. Lex.-8. 6 M.

Meinrad, A., Eine Fahrt ins neue Deutschland. Von einem deutschamerikanischen Hinterwäldler. Kaiserslautern, Gotthold. 8. 3 M.

Röhm, J. B., Zur Charakteristik der protestantischen Polemik der Gegenwart. Hildesheim, Borgmeyer. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Rudniki, H. v., Die berühmtesten Wallfahrtsorte der Erde. 1ste Lfg. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 25 Pf.

Seke, B., Unsere Kriegsmarine und ihre deutsch-freisinnigen Gegner. Eine Antwort von der deutschen Seeküste. Altenburg, Geibel. 8. 1 M.

Stein, W., Die Genossenschaft der deutschen Kaufleute zu Brügge in Flandern. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums. 1ster Bd.: Vom westfälischen Frieden bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Stuttgart, Cotta Nachf. Lex.-8. 8 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neueste Romane

erschienen in der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von

Robert Byr.

3 Bde. Preis geh. M. 9. —; fein geb. M. 12. —

Anonym.

Roman von

E. Haidheim.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Der älteste Sohn.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth

und

Dr. Friedrich Ratzel

mit Unterstützung von

Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ausland"-Probenummer.

Nr. 14 des „Auslands", Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, seit 1. cr. unter der Redaktion des Herrn **Dr. Karl von den Steinen** erscheinend, mit Beiträgen von **Emin-Pascha, Hans Meyer** u. A. ist als **Probenummer** durch die meisten Buchhandlungen gratis und franko zu beziehen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung.

Stuttgart, April 1890.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

des

Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106.

Von

Georg von Schönberg,

Major.

Zwei Theile, in Octav, mit 2 Titelbildern und einem Atlas von 22 Karten und 3 Uniformtafeln, in Folio.

Geh., der Atlas cart., 30 M.

Eine auf umfassenden Quellenstudien beruhende Geschichte des in Leipzig garnisonirenden Regiments. Alle kriegerischen Ereignisse, an welcher das Regiment seit 1708 betheiligt war, sind eingehend geschildert, sodaß das Werk zugleich wichtige Beiträge zur Kriegsgeschichte des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts bietet. Zahlreiche Karten und Schlachtpläne erhöhen den Werth des Werks.

Verlag von Georg Reimer in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Firdosi's Königsbuch (Schahname)

übersetzt

von

Friedrich Rückert.

Aus dem Nachlaß herausgegeben

von

E. A. Bayer.

Sage I—XIII.

Preis: 8 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Varusschlacht. Von Adolf Köcher. — Der Sturz des Cardinals Wolsey im Scheidungshandel König Heinrich's VIII. von England. Von Wilhelm Busch. — Die Wahl des Protestanten Krafft von Weissenbach zum Abt von Hersfeld (1588). Von Georg Winter. — Die Kölner Wahl und Frankreichs Friedensbruch 1688. Von Hans Prutz. — Eine deutsche Colonie in Venezuela. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Die Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung. Von Wilhelm Maurenbrecher.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman

von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **Pauline Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Prof. **Dr. Richard Wülker.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Hypatia" (dessen deutsche Ausgabe bereits in fünfter Auflage vorliegt) willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Für Schriftsteller

übernehme billigst Drucklegung von Manuscripten unter Garantie für prompte und geschmackvolle Ausführung, auf Wunsch auch Kommissionsverlag mit rührig buchhändlerischem Vertrieb.

Paul Hennig, Berlin W. 57, Winterfeldtstr. 10.

Verleger

gesucht für kleinere Novellen und Erzählungen. — Off. sub **H. R. 739** an **Rudolf Mosse, Hamburg,** erbeten.

Italienisch und Französisch

unterrichtet **Dr. d. Kl. Phil. P. G. Brescianini aus Venedig. Berlin, Wallner-Theaterstr. 25, III l.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 1. Mai 1890.

Inhalt: Bücher aus Oesterreich. Von Theodor von Sosnosky. — Zur Literaturgeschichte. Von Max Groeben. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Biographisches. Von Karl Jentsch und Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bücher aus Oesterreich.

1. Wo die alten Häuser stehn. Bilder und Humoresken aus dem wiener Volksleben von V. Chiavacci. Teschen, Prochaska. 1889. 8. 2 M.

Es ist wirklich erstaunlich, welche, wie es scheint, unerschöpfliche Fülle von Stoff das wiener Leben für Chiavacci bietet. Ganz abgesehen von einem ältern Buche: „Aus dem Kleinleben der Großstadt", das noch bei weitem nicht auf der Höhe seiner spätern Werke steht, hat ihm jenes schon für zwei Bände mit zusammen fast sechzig Skizzen den Stoff geliefert, von denen der erste „Wiener vom Grund", der zweite „Bei uns z' Haus" benannt ist. Nun ist der dritte Band erschienen. Er heißt: „Wo die alten Häuser stehn." Ein sehr passender Titel, denn gerade dort, wo die alten Häuser stehen, trifft man das Wienerthum noch häufig und echt. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß es in den modernen Zinspalästen nicht zu finden sei; aber in deren großstädtischer Atmosphäre, die nationale Eigenthümlichkeiten bis zu einem gewissen Grade zu verwischen pflegt, kommt es nicht so zur Geltung und fühlt sich unbehaglich oder, um einen in Wien so überaus beliebten Ausdruck zu gebrauchen, ungemüthlich; zudem trifft man es daselbst auch seltener; denn das Wienerthum in seiner uneingeschränkten Ursprünglichkeit gedeiht doch vornehmlich in den Kreisen des Kleinbürgerthums und des Handwerks, deren zumeist bescheidene Vermögensverhältnisse gestatten aber nicht den Luxus theuerer Wohnungen.

Das Leben und Treiben in jenen alten Häusern, das Fühlen und Denken ihrer Bewohner schildert der Verfasser mit jenem köstlichen Humor, der von seinen frühern Arbeiten her noch in angenehmster Erinnerung ist; nur fällt er hier manchmal in den gewissen gesuchten Feuilletonwitz, namentlich bei Vergleichen, indem er deren Komik nicht selten ziemlich weit herbeiholt. Dabei leidet auch die Wahrheit bisweilen, so in der Skizze „Das verdächtige Bleichgesicht", in der er Kindern witzige Bemerkungen über die österreichischen Schulverhältnisse in den Mund legt; so auch in der Humoreske „Das Schulzeugniß", in der er als Lehrstoff der zweiten Gymnasialklasse — in Oesterreich beginnt die Numerirung bei der untersten Klasse — Gegenstände wie Chemie, Physik und Trigonometrie bezeichnet, von denen der Lehrplan nichts weiß, ja, von denen der letztgenannte sogar erst in der sechsten Klasse gelehrt wird. In der Erzählung „Der Sohn des Mörders" scheitert der Verfasser an einer Klippe, die schon so vielen Schriftstellern verderblich gewesen ist und es stets bleiben wird: an der subjectiven Form. Ein Freund des den Titel gebenden Helden erzählt nämlich dessen Leidensgeschichte und berichtet dabei Einzelheiten von Sachlagen und Gesprächen, bei denen er selbst gar nicht dabei gewesen. Das sind freilich nur Kleinigkeiten, die sich ganz leicht hätten vermeiden lassen; aber gerade darum und noch mehr, weil Chiavacci ein so vorzüglicher Schriftsteller ist, würde man sie um so lieber vermissen, damit man von dem Buche uneingeschränkt sagen kann: „es ist tadellos!" Uebrigens werden diese Verstöße durch die Fülle des Guten, ja Ausgezeichneten, die da geboten ist, reichlich aufgewogen. Als ganz besonders gelungen sind hervorzuheben in der ersten „Unsere Kinder" benannten Abtheilung: „Schani's Erdenwallen", die Lebensgeschichte eines wiener Gassenbuben; ferner „Knödl und G'selcht's" und die Skizze „Auch eine Wirthschaft", in der die Unentbehrlichkeit der Hausfrau und Mutter mit überaus ergötzlichem Humor geschildert wird; in der zweiten Abtheilung unter den „Bildern von der Schattenseite" sind die besten: „Die Mutter aus Hunger", „Das Uebergangl" und „Für Geist und Herz", ein Lebensbild, in dem der lächerliche Cultus, den die Wiener mit den Volkssängern treiben, wohlver-

dienterweise gegeißelt wird. Unter den „Bildern von der Sonnenseite“ verdienen folgende besonders erwähnt zu werden: „Ein Opfer des Faschings“, „Servas, Karl“, „Unter fremde Leute“ und „Mir g'schieht so was net“; in der letzten Gruppe endlich, in den „Lustigen Momentbildern“ sind die besten: „Dös Glück!“, „Die überspannte Gretl“ und last not least „Der Ergostat“. Diesmal schließt Chiavacci sein Buch nicht mit den „Standreden der Frau Sopherl“, wie er es in seinen letzten zwei Büchern gethan, und er thut gut daran, denn sie haben doch fast nur locales Interesse.

Das Lesen dieses Bandes bietet genußreiche Stunden; es wird zur Aufheiterung kaum je seine Wirkung verfehlen. Aber nicht nur darin liegt der Vorzug des Verfassers, daß er so köstlich zu unterhalten versteht — und darin werden wol die meisten sein Verdienst suchen —, sondern in der tiefen Menschenkenntniß, die er dabei entfaltet. Wer das Treiben eines Volks so verblüffend lebenswahr schildern kann, wer so tief auf dessen Fühlen und Denken eingehen und es auch genau so äußern kann, wie es jenes thut, der ist weit mehr als ein Unterhaltungsschriftsteller. Chiavacci ist ein glänzender Vertreter des echten Realismus und zwar steht er auf dessen Sonnenseite, wie Schwarzkopf auf der Schattenseite; seine traurigen Erzählungen bilden den Berührungspunkt mit jenem; nur bleibt Schwarzkopf stets Satiriker, Chiavacci Humorist.

2. Bludicka. Erzählung aus dem slawischen Volksleben von Ossip Schubin. Braunschweig, Westermann. 1890. Gr. 8. 3 M.

Bludicka — Irrlicht — so wird in einem böhmischen Dorfe eines jener zigeunerhaften Mädchen dunkler Herkunft genannt, die sich schon als Kinder durch ihre phantastisch-wilde Eigenart von andern Kindern unterscheiden, später allen Männern im Dorfe die Köpfe verdrehen und von allen Weibern gehaßt werden, durch ihre Schönheit irgendeinen Mann höhern Standes berücken, kurze Zeit ein lustiges Leben führen und schließlich elend oder tragisch enden. Bludicka ist also eines jener Mädchen, die im Leben nur selten, vielleicht gar nicht vorkommen, in Büchern dagegen ziemlich oft. Trotzdem Schubin diese verbrauchte Figur zum Mittelpunkte ihrer Erzählung gemacht hat, weiß sie diese doch so zu geben, daß sie ganz angenehm zu lesen ist. Dazu tragen die plastisch-lebendigen Schilderungen des Dorftreibens und die gemäldeartig farbigen Beschreibungen der Oertlichkeiten wol das meiste bei.

3. Aus Oesterreich. Novellen von José Baronin Schneider von Arno. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1890. 8. 4 M.

Dieses Buch enthält durchweg Dutzendarbeiten, die aber mit einer gewissen Gewandtheit geschrieben sind. In der ersten und längsten — auch langweiligsten — Novelle „Graue Augen“ klärt sich ein Misverständniß erst nach einem ganz überflüssigen Aufwande an Kummer und Verzweiflung auf, wiewol es viel einfacher und schneller hätte gelöst werden können. Einer der beiden Helden führt überdies ein Tagebuch wie ein Backfisch. Das wird überhaupt nur der Mann thun, der gewisse wichtige Daten und Ereignisse behalten will; keinesfalls aber wird er sich in ausführlichen wohlgesetzten Beschreibungen ergehen und alle Gespräche wörtlich wiedergeben, ja sogar einen Brief, der nicht einmal an ihn gerichtet ist. In der Novellette „Christel“ wird der Leser mit den Verhältnissen in jener unnatürlichen Weise bekannt gemacht, die auf der Bühne vielleicht nicht zu vermeiden, in der Erzählung aber unstatthaft ist. Die Personen tischen einander nämlich ohne Veranlassung mit einer unbegreiflichen Erinnerungs- und Schwatzwuth vergangene Ereignisse auf, die ihnen ohnehin sehr wohl bekannt sind. Die übrigen Geschichten sind zwar unterhaltender, aber von jener lustspielähnlichen Art, die aller psychologischen Vertiefung bar ist und in der Verlieben und Verloben eins ist. In der Humoreske „Lustgas“ gebraucht die Verfasserin ungarische Ausdrücke, ohne sie richtig zu schreiben. So heißt es da: joi statt jai, biszony statt bizony und friszem statt fris — bei diesem Worte ist sogar die Form falsch. Baronin Schneider hätte sich doch die Mühe nehmen können, sich über die Rechtschreibung dieser Wörter zu unterrichten; denn wenn dieses Puszta-Idiom auch den meisten Lesern fremd sein wird, so gibt es doch Ausnahmen. Zum Schlusse des Buchs hält es die Verfasserin noch für nöthig, als Abschiedswort an ihre Leser noch ein unphilosophisches Wort über die Philosophie zu sprechen. Man begreift nicht, wie das in ein Novellenbuch paßt. Nun, dieses Abschiedswort hat den Abschied von dem Buche nicht eben schwerer gemacht!

4. Schnee und Blüten. Novellen von Martha Kallusky. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 3 M.

Die Verfasserin hat die Stunden, in denen sie diese Erzählungen ersonnen und geschrieben, gewiß für poesievoll gehalten. Und sie hätte unbeschränkt in diesem Glauben verharren können, wenn sie dieselben nur für sich oder für ganz gleichgesinnte Bekannte geschrieben hätte. Aber sie hat es für nöthig gehalten, sie unter einem gemeinsamen schönklingenden Titel drucken zu lassen und als Buch in die böse Welt hinauszusenden, die solche Werke nicht zu würdigen weiß. „Schnee und Blüten“ heißen die Novellen; jene stellen wol die mit tragischem Ausgange dar, diese die mit glücklichem. Welche von allen fünf die schlechteste ist, läßt sich schwer sagen; die beste, „Im Storchnest“, ist eine Schablonenarbeit, wie man sie in den Familienblättern zu Hunderten findet. Die übrigen sind in ihrer schwülstigen hohlen Phrasenhaftigkeit, in ihrem gänzlichen Mangel an Wahrscheinlichkeit geradezu kindisch-albern. Auf ihre zahlreichen Fehler näher einzugehen, wäre zu umständlich und hieße dem Buche zu viel Ehre anthun.

Dieser Schnee wird in der Literatur zwar nicht liegen bleiben, wol aber in den Magazinen der Buchhändler; diese Blüten werden bald verblühen, ohne daß sie jemand — er müßte sich denn durch den schönklingenden Titel verleiten lassen — in sein Herbarium aufnähme!

5. Schwarzgelbe Reitergeschichten von Karl Baron Torresani. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 4 M.

Der Offizierstand hat der deutschen Literatur nicht wenige namhafte Erzähler geschenkt. Aus der preußischen Armee sind von Dewall, von Wald-Zedtwitz, Baron Liliencron und Baron Roberts hervorgegangen; aus der österreichischen von Byr, von Saar, von Milow und in neuester Zeit Baron Karl Torresani von Campo nero und Lanzendorf. Dieser besitzt zwar kaum Dewall's Gewandtheit oder Roberts' psychologische Feinheit, aber er ist gewiß der eigenartigste von allen. Das hat schon sein erstes Buch gezeigt: „Aus der schönen wilden Lieutenantszeit." Obwol sich dieser Titel auch insofern auf dasselbe bezieht, als der Stil ziemlich „wild" ausgefallen ist; obwol es ferner wie so viele andere an der Ich-Form gescheitert ist, so wirkt es in seiner Urwüchsigkeit und Frische doch ungemein sympathisch, zumal für jeden guten Oesterreicher; denn es zeigt sich darin eine echt österreichische Gesinnung, eine innige Liebe zu dem alten Kaiserstaate, Tugenden, die man um so höher schätzen muß, als sie immer seltener werden. Das neue Buch hat denselben Charakter, doch kommen darin nicht so greuliche Satznugethüme vor wie in jenem; es ist ebenfalls den Kreisen der österreichischen Armee entnommen und zwar denen der Cavalerie, was ja schon der Titel „Schwarzgelbe Reitergeschichten" angibt; sein Ton ist ebenso flott und ungenirt wie dort, vielleicht noch mehr, und wird zartbesaitete Damenseelen und schöngeistige Aesthetiker mit Entsetzen erfüllen, zumal in der ergötzlichen Geschichte „Eine chemische Analyse", deren Zuspitzung keineswegs poetisch ist. Es handelt sich nämlich um die chemische Untersuchung eines Mahles; daran wäre nun nichts so Besonderes; das Heikle der Sache liegt darin, daß jenes schon seinen Zweck erfüllt hat und durch die reichliche „Begeisterung" dessen, der es unter Dach gebracht, wieder zum Vorscheine gekommen ist. Das alles wird aber so lustig und urwüchsig erzählt, daß das Unappetitliche daran gar nicht zur Geltung kommt. In der Novelle „Drei Tage für ein Leben" wird eine an derbem Humor reiche Garnisonsgeschichte aus Galizien erzählt, in die aber der Nihilismus wie ein düsterer Schatten geheimnißvoll hineinragt, um sie zu einem tragischen Ende zu führen. Das Charakterbild „Kropatsch" enthält die lebensvolle Schilderung eines cavaleristischen Originals. Die vier Gedichte, die das Buch noch enthält, passen, wiewol sie sich auch auf das Soldatenleben beziehen, doch nicht herein und lassen in der Form auch Manches zu wünschen übrig; übrigens sind sie ziemlich kurz.

Obwol sich der Verfasser in der Vorrede dagegen verwahrt, in seinen drastischen Figuren bestimmte Persönlichkeiten aus dem wirklichen Leben gezeichnet zu haben, so muß er schon entschuldigen, wenn man daran zu zweifeln wagt oder seine Versicherung doch so auffaßt, daß er jene nicht genau nachgeahmt, sondern den andern Umständen entsprechend verändert habe; aber daß er so lebendige Typen ganz erfunden haben soll, ist äußerst unwahrscheinlich. Zur Lebenswahrheit und Frische dieses Buchs trägt auch die natürliche Sprache seiner Gestalten sehr viel bei. Diese Menschen sprechen einmal nicht in langathmigen Perioden und gesuchten Bildern und Wendungen, wie es die meisten Bücherfiguren thun und wie man in der Wirklichkeit niemals spricht, außer auf der Bühne; sie sprechen, wie man im Leben spricht, und zwar in Oesterreich, in den Kreisen der Armee und den dieser nahestehenden; wer ihnen angehört, den wird diese Sprache anheimeln. Der Verfasser selbst drückt sich keineswegs immer tadellos aus und dadurch, daß er in den Erzählungen seiner Person Erwähnung thut, schädigt er deren Objectivität, wenn er es auch durchaus nicht in aufdringlicher Eitelkeit thut, wie manche andere Schriftsteller.

Aber trotz dieser Fehler ist Torresani's Buch mit seinem frischen kecken Humor eine Oase in der langweiligen Wüste der deutschen Erzählungsliteratur. Torresani hat in der deutschen Literatur niemand seinesgleichen und nur wenige über sich.

Theodor von Sosnosky.

Zur Literaturgeschichte.

1. Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. Vortrag, gehalten im deutschen Sprachverein zu Mailand von Leopold Jacoby. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der vorliegende Vortrag steht nicht nur in formeller Beziehung auf einer sehr hohen Stufe, auch der Gegenstand der Darstellung selbst darf auf die empfängliche Antheilnahme derer rechnen, welchen der Sinn für echte Poesie noch geblieben ist. Annette von Droste-Hülshoff ist unzweifelhaft die begabteste Dichterin, welche die neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat, und der Verfasser hat darum ein volles Recht, ihr den Ehrennamen „Deutschlands Dichterin" beizulegen. Sie hat zwar keine neuen Bahnen des poetischen Schaffens betreten und weder jene fascinirende Wirkung auf die Mitwelt, noch einen dauernden und nachhaltigen Einfluß auf die literarische Entwickelung der nachfolgenden Zeit erlangt, die sie zum poetischen Genie im engern Sinne hätten machen können. Aber die schöpferische Kraft ihrer poetischen Sprache, ihre feinen und sinnigen Naturschilderungen, durch welche sie namentlich ihre westfälische Heimat dichterisch verklärt hat, und vor allem die echt weibliche Zartheit ihrer Empfindung und die tiefe Innerlichkeit ihres Gemüthslebens sichern ihr einen dauernden Ehrenplatz auf dem deutschen Parnasse; wenn man insbesondere die vorzüglichsten Vertreter deutscher Lyrik nennen will, wird man den

Namen Annette von Droste-Hülshoff nicht vergessen dürfen. Ein oft so herber und selbst bissiger Kunstrichter wie der verstorbene Johannes Scherr widmet dieser Dichterin Worte hoher Bewunderung. „Und welches ist das geistige Merkmal dieses Dichtens? Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gemüths, sowie Energie des Gedankenwurfs innerhalb der Schranken edelster Weiblichkeit. Dieses «innerhalb» unterstreiche ich doppelt. Annette ist keine Jungfer Zimperlich, sie geht geradeaus und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. — Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und kocht ihre Worte nicht in einen süßlichen Brei zusammen. — Sie spricht von Herzen weg, aber dieses Herz war jungfräulich in seiner innersten Falte, und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflammen entzündet als Annettens von Droste. Ihre Poesie ist Kraft im Dienste dessen, was sich ziemt."

Der Verfasser des vorliegenden Vortrags hat es in vortrefflicher Weise verstanden, die poetische Eigenart der Dichterin trotz des geringen Umfangs seiner Darlegungen dem verständnißvollen Leser nahe zu bringen. Er schickt zunächst einen kurzen Lebensabriß voraus und versucht dann durch eingehende Charakteristik, besonders aber durch mitgetheilte Proben, welche nach Inhalt und Form erläutert werden, das poetische Gesammtbild der Dichterin zu zeichnen. Das alles geschieht mit gutem Verständnisse und feinem Geschmacke. Man merkt es den Ausführungen an, daß der Verfasser der geschilderten Dichterin geistesverwandt und von gleich gestimmtem Gemüthe ist. Nur eins ist dabei zu tadeln. Der Verfasser hat ein viel zu großes Gewicht auf die sprachliche Seite der Werke Annettens gelegt. Im einzelnen gibt er hier zwar manche hübsche Fingerzeige für das Verständniß der Dichtungen und zeigt feine Empfindung für die Gesetze der poetischen Sprache und namentlich auch für poetische Klangwirkungen. Im ganzen aber sind diese sprachlichen Ausführungen zu gedehnt, und darüber kommt die Würdigung der Dichterin vom im engern Sinne ästhetischen und vom historischen Standpunkte aus zu kurz. Zu rühmen ist aber vor allem die fließende Darstellung und die edle Wärme der Sprache. Es wäre gut, wenn es viele derartige literarische Essays gäbe, die meist ein weit tieferes und nachhaltigeres Verständniß für eine dichterische Persönlichkeit zu vermitteln vermögen, als es gewöhnlich dickleibige Biographien thun. Vor allem wünschen wir, daß der Vortrag Jacoby's einen weitern Leserkreis finde und das Interesse für Deutschlands erste Dichterin belebe und stärke, deren Bedeutung kein Geringerer als Heyse in einem tief empfundenen Sonett anerkannt hat, welches auch hier seine Stelle finden möge:

Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;

Ein Geist, geschaffen Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demüthig, wenn ein Lebenswerk geschehn,
Und seine Spur verweht schien von den Winden.

Einsam erwachsen auf der Heimat Flur,
Einsam bei innig ernstem Liebessehnen,
Im stillen sammelnd ewigen Gewinn,

Allein an Gott dich klammernd und Natur —
Zu Perlen reiften dir all deine Thränen:
So warst du Deutschlands größte Dichterin!

2. Jean Jacques Rousseau. Leben, Geistesentwickelung und Hauptwerke. Von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Reuger. 1889. Gr. 8. 4 M.

Es gibt wenige Persönlichkeiten, die dem Biographen eine so dankbare und interessante Aufgabe stellen, wie J. J. Rousseau, der genfer Philosoph; aber auch wenige, die ihm so große Schwierigkeiten verursachen. Nicht nur daß schon seine äußern Lebensschicksale sehr verwickelt sind, auch seine ganze literarische Physiognomie, seine Stellung zu den Strömungen seiner geistig so bewegten Zeit, in der er als einzig wirksamer Ankläger der Aufklärung gegenüber auftrat: das alles ist so eigenartig, wie vielleicht bei keinem der Literaturheroen Frankreichs. Nicht zum mindesten wird die Aufgabe des Biographen auch erschwert durch die vielen Widersprüche in dem Charakter Rousseau's, welche durch seine offenherzige Lebensbeichte in den „Confessions" nicht nur nicht vermindert, sondern eher noch vermehrt worden sind. Diese Umstände mögen es wol hauptsächlich verschuldet haben, daß wir eine grundlegende und allseitig befriedigende Biographie Rousseau's noch nicht besitzen, obwol diejenige des Engländers Morley immerhin einen ziemlich hohen Rang einnimmt. Eine solche auf ausführliche und breit angelegte Quellenstudien sich gründende umfassende Biographie hat auch der Verfasser des vorliegenden Werks nicht zu liefern beabsichtigt. Das spricht derselbe in der Vorrede ausdrücklich aus, und dem entsprechen auch der Umfang wie die ganze Anlage der Arbeit. Wohl aber hätte es nahe gelegen, innerhalb der engern Grenzen, welche der Verfasser seiner Darstellung gezogen hat, eine mehr essayistische Untersuchung der Persönlichkeit Rousseau's vom historisch-philosophischen Standpunkte aus zu geben, wobei das biographische Material nur gelegentlich zur Erläuterung und Begründung heranzuziehen und der Hauptnachdruck auch auf die psychologische Zergliederung des Charakters Rousseau's zu legen war. Hier hätte, um ein prägnantes Beispiel anzuführen, Gelegenheit genommen werden können, zu untersuchen, warum Voltaire, der verhätschelte Liebling der französischen und überhaupt europäischen Aufklärung, der äußerlich so sehr vom Glück begünstigt wurde, eine entschiedene Neigung zum Pessimismus hatte und nach dem Erdbeben von Lissabon offen und nachdrücklich mit dem Bekenntnisse desselben hervortrat, während sein Antipode Rousseau, der ruhelos von Ort zu Ort wanderte, überall verfemt und verfolgt, der ebenso entschiedene Verfechter des Optimismus war. — Zwischen jener mehr

ausführlich-biographischen Behandlungsweise und der enger begrenzten psychologisch-philosophischen nimmt das Werk von Mahrenholtz eine etwas schwankende Mittelstellung ein, und das ist sein Hauptmangel, der Aufbau und Darstellungsweise ungünstig beeinflußt. Vor allem widerstreitet infolge dessen das Bestreben, die Frucht empirischer Einzelforschung zu verwerthen, an verschiedenen Stellen dem Bemühen, in möglichst kurzer und scharfer Fassung von höhern Gesichtspunkten aus ein einheitliches Gesammtbild zu liefern. So kommt es, daß öfters namentlich persönliche und literarische Beziehungen Rousseau's in so kurzer Fassung und in so rascher Aufeinanderfolge vorgeführt werden, daß ein Leser, der mit der Materie nicht einigermaßen vertraut ist, dadurch leicht in Verwirrung gerathen kann. Hier ist auch dem Verfasser gegenüber das Wort berechtigt, daß er kürzer gewesen wäre, wenn er nicht gar zu kurz hätte sein wollen. Auf der andern Seite ist zu bemerken, daß gerade das Persönliche dem Sachlichen gegenüber oft zu stark betont und dadurch das Urtheil oft ungerecht und einseitig wird. So heißt es auf Seite 101:

Wie Rousseau's erste Jugend eine einsame, von den Altersgenossen abgeschlossene war und ausschließlich seinem Vater oblag, so wächst auch Emile, der Held seines Romans, ohne Gefährten unter den Augen eines die Vaterstelle vertretenden Mentors auf. Den Segen der mütterlichen Erziehung kannte er (Rousseau) nicht, darum hat in Emile's Erziehung die Mutter nur als Amme Platz. Vom Vaterhause kam Rousseau bald in die Lehre, auch Emile muß frühzeitig Werkstätten besuchen, selbst mit Hand anlegen u. s. w. — Wie Rousseau's Bildungsgang, so geht auch der Emile's von Romanlektüre aus und gelangt erst dann zum methodischen Unterricht.

Derartige persönliche Schicksale sind ja gewiß nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der Theorien Rousseau's gewesen; verkehrt aber ist es, diese ausschließlich durch jene begründen zu wollen, zumal bei einem Werke von solcher schöpferischen Eigenart, wie sie der „Emile" besitzt.

Indessen ist die Arbeit von Mahrenholtz trotz alledem eine sehr verdienstvolle. Sie fußt auf gründlichen Kenntnissen und eigenen Quellenstudien in nicht geringem Umfange. Vor allem bewährt sich der Verfasser auch in dem vorliegenden Werke als ein gründlicher Kenner der neuern französischen Literatur, und selbst mit den mannichfaltig verschlungenen Intriguen, die von den einzelnen literarischen Coterien Frankreichs im 18. Jahrhundert herüber- und hinübergesponnen wurden, ist er genau bekannt und weiß in sehr geschickter Weise die Fäden derselben zu entwirren. Das vorliegende Werk zeichnet sich dann ganz besonders durch unparteiische Darstellung — in manchen Punkten dürfte das Urtheil über Rousseau von Mahrenholtz wesentlich berichtigt worden sein — und scharfe und lebendige Charakteristik aus. In dieser Rücksicht ist namentlich die Parallele zwischen Rousseau einerseits und Diderot und Voltaire andererseits (S. 68 fg.) neben manchem andern rühmend hervorzuheben. Der bei aller Gedrungenheit und Knappheit doch elegante Stil macht das Werk zu einer anziehenden Lektüre, welche allen denen empfohlen werden kann, die ohne weitläufiges Studium sich über den großen genfer Philosophen zu unterrichten wünschen.

3. Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter von Karl Rehorn. Köln, Alb. Ahn. 1890. 8. 4 M.

Auf das uferlose Meer der modernen Romanliteratur hinauszufahren, ist ein kühnes und gewagtes Unternehmen, das aber jedenfalls unsere Aufmerksamkeit verdient, auch wenn es dem Seefahrer nicht gelingen sollte, alle Tiefen oder auch nur die hauptsächlichsten auszumessen, sondern nur hie und da mit Hülfe der kritischen Sonde einen festen Ankerplatz zu gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkte darf auch die vorstehend bezeichnete Schrift als ein schätzbarer Beitrag für die Erforschung des deutschen Romans anerkannt werden. Daß eine Entwickelungsgeschichte auf breitester empirischer Grundlage nicht versucht werden konnte, liegt auf der Hand. Weder würde die Kraft eines Einzelnen dazu ausreichen, noch ist auch die Zeit bisjetzt schon dazu gekommen, da der Roman gerade in der Gegenwart in einem bedeutsamen Umwandlungsprocesse sich befindet, von dem weder ein Ende noch ein Ziel abzusehen ist. Dagegen wäre es wohl möglich gewesen, eine Art innerer Entwickelungsgeschichte des Romans zu geben, wobei nur die hervorragendsten Erscheinungen, Werke von dauerndem Werthe, berücksichtigt wurden, um an ihnen die Entwickelungsgesetze aufzuzeigen. Der Verfasser der vorliegenden Studie hat auch diesen Weg nicht eingeschlagen, sondern sich damit begnügt, die bedeutendsten Werke der Romanliteratur aneinanderzureihen und kritisch zu erörtern. Es scheint zwar zunächst, als sei der Verfasser historisch im strengen Sinne zu Werke gegangen, aber es scheint auch nur so. Denn in Wahrheit ist der Faden der Entwickelung ein sehr loser: die einzelnen Werke, welche besprochen werden, erscheinen lediglich in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, und nur durch ganz allgemein gehaltene Gedankengänge, die allerdings zu manchen treffenden Bemerkungen Anlaß geben, werden sie mit der Culturepoche, der sie angehören, auch innerlich verknüpft. Dieser Mangel einer wirklich innern Entwickelungsgeschichte ist es hauptsächlich auch, der die Beurtheilung des Einzelnen oft zu einer höchst unkritischen macht. So kommt es, daß z. B. ein so hervorragender Roman wie „Auch einer" von Fr. Th. Vischer, der gerade von dem culturgeschichtlichen Standpunkte aus, den der Verfasser so nachdrücklich betont, von so großer Bedeutung ist, von ihm gar nicht erwähnt wird; daß er den großen Lebensroman Gottfried Keller's: „Der grüne Heinrich", nur nebenbei anführt, während Dahn's „Kampf um Rom" eingehende und liebevolle Darstellung findet. Ueberhaupt ist der Maßstab der Beurtheilung ein durchaus subjectiver: es fehlt an einheitlichen und großen Gesichtspunkten, sodann aber auch an einer festen ästhetischen Grundanschauung, die für die Erforschung gerade

eines so umfangreichen Gebietes, wie es der deutsche Roman ist, besonders nothwendig gewesen wäre. Dieser letztere Mangel tritt besonders fühlbar in der Einleitung hervor, wo der Verfasser über den Roman als solchen theoretische Betrachtungen anstellt. Wenn er hier (S. 6) unter anderm sagt:

Dem Roman ist dagegen das religiöse Gebiet grundsätzlich verschlossen. Schildert das Epos das Weltgetriebe sub specie divini, so der Roman dasselbe sub specie humani; fußt das Epos mit Vorliebe auf dem Walten eines göttlichen Geistes, so stützt sich der Roman auf die Allmacht des Weltgeistes u. s. w. —

so dürfte dem doch wol kaum beizustimmen sein. Es sind einseitige Betrachtungen, die zwar, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, ein Körnchen Wahrheit enthalten, aber so, daß dasselbe gerade wegen der einseitigen Hervorkehrung die Auffassungsweise zu einer widersprechenden und falschen macht.

Das ganze Werk gliedert sich in fünf Abschnitte, von denen der erste allgemeine Betrachtungen und die Vorgeschichte des Romans bis auf Wieland, der zweite das Zeitalter Goethe's, der dritte Jungdeutschland und das Revolutionszeitalter, der vierte namentlich die Reactionszeit und den historischen Roman, der fünfte den modernen Zeitroman bis annähernd zur Gegenwart behandeln. Die Darstellung ist im ganzen frisch und lebendig und namentlich von einer wohlthuenden Wärme. Man bemerkt überall, daß der Gegenstand für den Verfasser nicht etwas blos Aeußerliches ist, nicht blos ein „Stoff", den zu verarbeiten er sich gezwungen sieht; sondern er versenkt sich mit liebevoller Hingabe in die einzelnen Werke, deren Eigenart er mit feinem Verständnisse nachspürt und für den Leser in gewählter und schwungvoller, nur hin und wieder etwas zu dithyrambischer Sprache aus Licht zu stellen weiß. Manche Inhaltsangabe und Charakteristik hervorragender Romane ist dem Verfasser vorzüglich gelungen. Auch sonst findet sich eine Reihe vortrefflicher anregender Bemerkungen, und was der Verfasser in den Schlußpartien über Colportageromane und sodann über die neueste realistische Strömung in unserer Literatur sagt, ist besonders der Beachtung würdig. Das ganze Werk ist die Arbeit eines gründlichen Kenners auf seinem Felde und darf, trotz der oben hervorgehobenen Mängel, das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, auf einem noch wenig angebauten Gebiete der Literaturgeschichte in wirksamer Weise die Bahn gebrochen zu haben.

4. Katholische Erzähler der neuesten Zeit. Literaturhistorische Studien von Heinrich Keiter. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.

Im Gegensatze zu dem vorher besprochenen Werke Rehorn's behandelt das vorstehend genannte nicht den Roman überhaupt, sondern eine bestimmte Kategorie desselben, den katholischen Roman, oder genauer, da auch die Novellistik mit einbegriffen ist, die katholische Erzählung. Es ist immer eine sehr misliche Sache, einen dem Wesen der Sache selbst so fremdartigen Gesichtspunkt in diese hineinzutragen, wie es hier geschieht. Denn für die Beurtheilung eines poetischen Werks muß es gleichgültig sein, ob es von einer katholisirenden Tendenz beeinflußt, oder, was noch nebensächlicher ist, ob der Verfasser selbst ein Katholik ist: der ästhetische Gesammtwerth kommt allein in Frage. Auf welchem Standpunkte der Verfasser steht, ersieht man aus den einleitenden Erörterungen über den Roman überhaupt. Da heißt es (S. 8):

Für uns ist das höchste Gute — Gott — auch das höchste Schöne, und alles Schöne betrachten wir nur als dessen Ausfluß. Da nun die Kunst das Schöne darstellt, so ist auch sie von Gott und muß zum Endzweck das Gute haben, was wiederum das Schöne ist. . . . Dem gegenüber dürfen wir uns mit berechtigtem Stolze rühmen, daß der katholische Roman in der That identificirt werden kann mit dem sittlichen Roman. (S. 16.) Immer aber muß der Ausgang (des Romans) ein harmonischer, der christlichen Weltordnung entsprechender sein, das Gute muß triumphiren. (S. 15.)

Mit solchen auf vorgefaßten Meinungen beruhenden Anschauungen, welche die schwierigsten ästhetischen Probleme im Handumdrehen lösen, ist natürlich nicht zu streiten. Indessen so nahe auch für den Verfasser des vorliegenden Werks unter diesen Umständen die Gefahr gelegen hat, seinen Gegenstand tendenziös zu behandeln, so muß doch anerkannt werden, daß er gerade, wenn man diesen Umstand berücksichtigt, die Unparteilichkeit, nach der er redlich gestrebt, auch in hohem Grade erreicht hat. Er führt zwar eine Reihe von Namen auf, welche wol selbst in katholischen Kreisen kaum einem größern Publikum bekannt sein dürften, die eben, unbeschadet ihrer geringen Bedeutung, nur darum erwähnt werden, weil ihre Träger katholisch sind. Aber der Verfasser geht doch mit möglichster Objectivität bei Besprechung der einzelnen literarischen Persönlichkeiten und ihrer Producte zu Werke und hält selbst mit herbem Tadel und schonungsloser Verurtheilung nicht zurück. Im übrigen zeugt das Buch von der großen Belesenheit und gründlichen Sachkenntniß des Verfassers, der sich bereits mehrfach durch Studien auf dem Gebiete der katholischen Literatur, insbesondere durch seine Biographie über F. W. Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden", verdient gemacht hat. Daß das vorliegende Werk bereits Anerkennung gefunden hat und einem Bedürfnisse des Publikums entgegenkommt, dafür zeugt der Umstand, daß es bereits in zweiter, verbesserter Auflage auf dem Büchermarkte erscheint.

Max Groeben.

Aus der Musikliteratur.

1. Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Joseph Sittard. Altona, Reher. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der Inhalt des vorliegenden Buchs entspricht bei weitem nicht dem, was der Titel verspricht. Sind an und für sich schon fahrlässig, flüchtig und gedankenlos abgefaßte Titel ein Uebel, das geeignet ist, nicht blos bei vielgeplagten Bibliothekaren, sondern auch bei dem literarischen Publikum Unwillen hervorzurufen, so muß dies in noch höherm Grade der Fall sein bei Titeln, die, wie es scheint, mit Absicht und Bewußtsein hochtönend gewählt sind, um von vornherein die Aufmerksamkeit des größern Publikums zu erregen. Wer eine „Geschichte des Musikwesens in Hamburg" geschrieben zu haben vorgibt und dann in der Vorrede erklären muß: „Die hamburger Oper mußte ich von meiner Arbeit ausschließen, da das Werk sonst ein zu umfangreiches geworden wäre und auch dem nicht entsprochen hätte, was ich mir speciell als Endziel vorgesetzt hatte", der sollte lieber seinem Werke keinen so unklaren Allgemein-, sondern einen schlichten und rechten Specialtitel geben. Was nämlich nach dem Titel hamburger Musikgeschichte seit dem 14. Jahrhundert (!) sein soll, beschränkt sich thatsächlich auf ganz vereinzelte, aus Kämmereirechnungen ausgezogene statistische Angaben über Besoldung, Unterhaltung, Verpflichtungen der Rathsmusikanten, Rathskuchenbäcker u. dgl., die zur Noth einiges culturhistorische, aber nicht das geringste musikhistorische Interesse gewähren. Auf S. 4 ist der Verfasser dieser Art Musikgeschichte, wie leicht erklärlich, bereits im 16. Jahrhundert: denn 40 Zeilen umfassen die angebliche Musikhistorie des 14. und etwa 10 Zeilen die des 15. Jahrhunderts, worin ausschließlich von Besoldungsverhältnissen die Rede ist. Auf S. 82 des Werks befinden wir uns bereits weit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wobei zu bemerken ist, daß inzwischen schon im zweiten Kapitel (S. 24 fg.) einige der hamburgischen Kirchencantoren, Karl Philipp Emanuel Bach, Chr. Gottl. Schwencke, ja selbst der 1882 gegründete Odenwald'sche Kirchenchor (letzterer auf drei vollen Seiten) behandelt worden sind! Und diese ersten beiden Kapitel nennt der Verfasser „gleichsam nur ein Präludium, aber ein recht interessantes"! Ein Präludium wozu? Zur Musikgeschichte oder zur Concertgeschichte Hamburgs? Nimmt man das letzte an, so bilden, und das scheint in der That des Verfassers Meinung gewesen zu sein, jene soeben kurz skizzirten zwei ersten Kapitel die vermeintliche „Musikgeschichte" Hamburgs vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Entspräche dies wirklich den Thatsachen, dann hätte niemand weniger Grund, auf seine Musikgeschichte stolz zu sein, als die Heimat der beiden Prätorius, der beiden Scheidemanns (die dem Verfasser kaum dem Namen nach bekannt zu sein scheinen), die Blütestätte der norddeutschen Organistenschule, in der J. A. Reinken, der Lehrer Johann Sebastian Bach's, wirkte, die Stadt Mattheson's, Reinhard Keiser's, ja auch Händel's! Kaum die Namen der soeben hier aufgezählten Meister sind in dieser „Hamburgischen Musikgeschichte", wie Hanslick bereits richtig bemerkt hat, genannt! Gerade die große Zeit Hamburgs unter dem musikalischen Scepter Telemann's, Ph. Em. Bach's forderte eine möglichst eingehende Darstellung, zumal die reichen Quellen über diese Zeit noch lange nicht erschöpft sind. Was der Verfasser bietet, lernt man vollkommener und besser aus jeder der bedeutendern Musikgeschichten. Die neueste „Concertgeschichte" Hamburgs, wenn man den Ausdruck von der Zeit nach 1830 überhaupt brauchen kann, ist dagegen mit erdrückender Breite behandelt. Aber wer trotz der 180 Seiten, also der Hälfte des gesammten Werks, die hierauf verwendet sind, eine eingehende Würdigung Brahms', eines geborenen Hamburgers und Ehrenbürgers der Stadt, oder Bülow's, eines ansässigen Hamburgers, erwartet, sieht sich abermals auf das bitterste enttäuscht. Eine magere statistische Aufzählung von Concerten reisender Virtuosen, nach ihren Instrumenten geordnet*) — nicht einmal „Symphonion" und „Salpingion" werden uns geschenkt —, historische Daten über die hamburgischen Gesangs- und Concertvereinigungen nebst weitläufiger Aufzählung sämmtlicher Programme und gebührenden Lobeserhebungen einzelner Dirigenten, das alles macht das letzte Kapitel aus (S. 290—383). Es würde mir fern sein, in einer Geschichte des hamburgischen Concertwesens Ausführlichkeit tadeln zu wollen; aber man vergleiche einmal A. Dörffel's Musterarbeit über die leipziger Gewandhausconcerte mit der vorliegenden, und man sieht, wie wenig gerade Sittard's schriftstellerische Eigenart für die gestellte Aufgabe paßte und wie weit er hinter der Lösung derselben zurückgeblieben ist. Wozu die seitenlangen Citate verständiger und, was das Schlimmste ist, sogar unverständiger Zeitungsberichte der Tageskritiker, namentlich die des „Correspondenten"? Zeigt doch das moderne Concertleben fast in jeder ungefähr gleich großen Stadt die gleiche Physiognomie. Die Künstlerrundreisen unserer modernen Zeit vermindern übrigens nicht blos die frühern Vorzugsrechte großer Städte vor den kleinen erheblich, sondern sie gleichen auch die vordem sehr wohl bemerkbaren charakteristischen Unterschiede einzelner Städte in musikalischer Hinsicht aus. Im großen und ganzen hört man in Berlin keine andern Künstler als in Leipzig und in Hamburg, in Wien und in München, in Petersburg und in Warschau. Das ganze Künstlervolk bildet eine bunt durcheinander fluctuirende Masse, und wo selbst alte, festbestehende, streng conservative Concerteinrichtungen sich

*) Auf S. 196 ist das „Baryton", „ein dem Violoncell ähnliches Instrument", sogar unter die „Blasinstrumente", zwischen „Englisch Horn" und „Posaune" gerathen!

finden, wie in Leipzig, dieselben Programme und dieselben ausübenden Künstler finden sich im großen und ganzen auch da wieder. Wo Erfolg, künstlerischer wie materieller, winkt, da findet sich auch der Künstler, der „Fahrende" unserer modernen Zeit, ein. Wenn demnach Sittard's Statistik der Virtuoseneoncerte in Hamburg mit geringen Aenderungen auch z. B. für Leipzig Geltung haben könnte, wie verschwindend wenig bleibt da also noch für Hamburgs originale Musikgeschichte übrig? Weshalb also hier keine Beschränkung des Stoffs und größere Ausführlichkeit bei der Darstellung des 17. und 18. Jahrhunderts? Oder ist Ph. Emanuel Bach unbedeutender als der Dirigent der „Philharmonischen Gesellschaft"? Ist eine Würdigung der Telemann'schen, der Keiser'schen Compositionen, eine Darstellung der Eigenart Mattheson's als Theoretiker und Schriftsteller minder wichtig als die Concertprogramme des „Cäcilien-Vereins"? S. 34 wird auf ein „Verzeichniß hamburger Organisten" „im Anhang" verwiesen. Sollen etwa die Programme der Altonaer Singakademie S. 381 diesen ganz fehlenden Anhang ersetzen? Oder das stattliche Register der Rathsmusikanten S. 15 fg.? Wie flüchtig endlich der Verfasser seine Quellen benutzt, ist mir gelegentlich einiger Stichproben mit Jo. Alberti Fabricii „Memoriae Hamburgenses" (Hamburg 1723) aufgefallen. Die Citate aus diesem Werke (der Verfasser, der in der Methode des Citirens eine große Sorglosigkeit und Unerfahrenheit beweist, sagt nirgends, welche Ausgabe er benutzt habe) sind bibliographisch ungenau; wichtige Stellen sind weggelassen, z. B. S. 63, wo nach Mem. Hamb. V, 224 der „unter einer frölichen Musique" vor sich gehende sonderbare Brauch des „Kettenschlusses" erwähnt wird; S. 62, wo Mem. Hamb. V, 219 citirt wird: „Insonderheit bewunderte man eine gewisse martialische Arie, deren erste Reprise an zween Orten, nach Anleitung der Worte, mit Canon-Schüssen, in einem so accuraten Tempo begleitet war, daß jedermann die Wirkung eines sonst so bizarren Accompagnements *) preisen mußte." Es lag doch nahe, diese seltsame, an Beethoven's „Schlacht von Vittoria" gemahnende „Arie" ausfindig zu machen. Sittard thut das nicht und doch findet sich die Arie wenige Seiten später. Sie ist so sonderbar, daß sie mir sogar für diese Besprechung mittheilenswerth scheint:

Ihr schmauchenden Rachen der groben Geschütze,
Erschüttert die Lüfte durch brüllende Blitze,
Irenen zu Ehren: Sie lebe! gebt Feuer!
Beeifert, ihr Pauken, das donnernde Knallen,
Mit rollenden Wirbeln, mit pochendem Schallen! u. s. w.

Nun schelte man noch über den dröhnenden Lärm Berlioz'scher und Wagner'scher Musik. Telemann war beiden über! Ich glaube, jene Worte machen das Citat erst verändlich und geben eine eindringlichere Vorstellung von der Richey-Telemann'schen „trefflichen Serenade": „Mars und Irene", als ausführliche Beschreibung. Gänzlich fehlt bei Sittard die Aufführung am 6. April 1723 (Mem. Hamb. V, 253) und die am 27. Mai 1728 bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Jubelfestes der Einführung der Reformation (Mem. Hamb. VI, 87). Ich will auf die bemerkenswerthen Unrichtigkeiten, die bereits Hanslick in der „Neuen Freien Presse" bei Besprechung des Sittard'schen Buchs aufgedeckt hat, auf die Widersprüche, die er dem Verfasser nachgewiesen hat (vgl. S. 68 mit S. 82 und 83 Anmerkung), namentlich bezüglich der Einführung des Pianoforte als Concertinstrument (S. 181 verglichen mit S. 69, 70, 72 u. s. f.), nicht weiter eingehen. Sittard hätte seine Aufgabe ernster nehmen müssen! Hätte er nur seinen „Mattheson" gründlicher studirt, die „Ehrenpforte" allein hätte ihm viel kostbares Material geliefert, das werthvoller war als das, was er sich als sein „specielles Endziel" auserkoren hatte. Vor allem aber mußte er Einsicht von den Werken Telemann's, Keiser's und anderer hamburger Musikautoritäten alter und neuer Zeit nehmen und danach die Meister selbst nach Eigenart und Bedeutung schildern. Nur so konnte er ein zutreffendes Bild wirklicher hamburgischer Musikgeschichte entwerfen.

*) Herr Sittard schreibt: „Accumpagnements (sic!)" — in der von mir benutzten Ausgabe: Hamburg, Theod. Chr. Felginer 1723 steht das Wort richtig (o).

2. Die Physiologie der Tonkunst. Von Eugen Dreher. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wem die frühern Broschüren und Vorträge des Verfassers bekannt sind, namentlich „Ton und Wort mit Bezugnahme auf das Musikdrama Richard Wagner's", „Beiträge zu einer exacten Psycho-Physiologie", „Natur und Kunstgenuß" („Philosophische Vorträge der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin", Neue Folge 14), den wird es nicht wundern, auch in der vorliegenden Schrift eine ganze Reihe von Selbstreminiscenzen zu finden. Dieselben Goethe-Schiller'schen Citate, namentlich das vom „Zergliedrer deiner Freuden", vom „Ernst, den keine Mühe bleichet", vom „Stab des Götterboten", dieselben philosophischen Grundirrthümer in ewig wortgetreuer Fassung: von der „prästabilirten Harmonie, die unser Ich auf geheimnißvolle Weise mit der Außenwelt überbrückt", das Misverstehen des Unterschiedes, den Helmholtz zwischen Sinnesempfindung und Sinnesvorstellung macht, die Vertheidigung des längst veralteten Euler'schen Princips „von dem Wohlgefallen der Seele an Ueberschaulichkeit und leichter Faßlichkeit — der Verfasser macht diesen Satz zum Grund- und Eckstein aller Musikästhetik —, die falsche Auffassung des Wesens der Melodie, die unrichtige Meinung von dem Wesen der Musik, als einer Kunst, die nicht blos Stimmungen zu erregen, sondern ganz bestimmt definirbare Objectivationen der Außenwelt wiederzugeben im Stande sei, und zwar in einer Weise, daß wir in der Sprache der Musik die Empfindungen und Ideen eines uns geistig verwandten Urhebers zu vernehmen glauben" — dies sind im allgemeinen die bei Dreher meistens sogar in derselben Form wiederkehrenden philosophischen Grundsätze, die ja bereits von mehrern Seiten, namentlich durch Professor

Lassou, energischen Widerspruch erfahren haben. Die vorliegende Schrift zerfällt in fünf Abschnitte. Der Gang der Untersuchung ist genau derselbe wie in dem Vortrage „Ton und Wort", nur ist das Einzelne hier weiter ausgeführt und durch eine im Tone durchaus maßvolle, in der Sache indessen meist unglückliche Polemik gegen Helmholtz verbrämt. Zunächst wird von den „einfachen Tönen", dem Klangunterschiede derselben bezüglich der Höhe, Stärke und Dauer, von Consonanzen und Dissonanzen gesprochen. Die Helmholtz-Tyndall'sche Theorie, welche die Art und Weise der Aufeinanderfolge der sogenannten „Schwebungen" (Zusammenfallen von Wellenberg und Wellenthal) als den Grund des Wohlgefallens unsers Ohres an Consonanz, des Misfallens an Dissonanz bezeichnet, wird als unzureichende Erklärung für die Thatsache, daß Schwingungsverhältnisse musikalische Harmonie und Disharmonie erregen können, angesehen; an deren Stelle tritt „das Unbewußte", nicht in dem Sinne, wie Helmholtz von einer „unbewußten Gesetzmäßigkeit der Kunstwerke" spricht, sondern als eine unbewußte (richtiger uns unbekannte) geistige Thätigkeit, vermöge deren die durch physische Vorgänge (Sinnesempfindungen) hervorgebrachten stofflichen Veränderungen im Centralnervensystem zum Bewußtsein kommen und von uns als scheinbar directe Kundgebung von außen empfunden werden. Unleugbar hat der Verfasser darin recht, daß Helmholtz, wie im zweiten bei weitem interessantesten Abschnitte ausgeführt ist, manchen seiner physikalischen Entdeckungen (der Verfasser sagt etwas stark „allen", mit Ausnahme derer, die das Wesen der Klangfarbe betreffen) „viel zu hohe Bedeutung für die Ergründung ästhetischer Probleme" beilegt. Auffällig ist nur, daß er ganz übersieht, wie gerade Helmholtz' Theorie keinen directen Gegensatz zu der Euler'schen Hypothese bildet, vielmehr als der ungleich bedeutendere An- und Ausbau derselben und vor allem als die Begründung des Euler'schen Satzes durch Vernunft und Erfahrungswissenschaft anzusehen ist (vgl. „Lehre von den Tonempfindungen", 4. Aufl., S. 590). Nicht das, was auf den ersten Blick als klar, übersehbar, gesetzmäßig, in sich zusammenhängend und ordnungsmäßig gestaltet uns entgegentritt, sondern dasjenige, an dem wir „die Spuren von Gesetzmäßigkeit, Zusammenhang und Ordnung wahrnehmen, ohne jedoch das Gesetz und den Plan des Ganzen übersehen zu können", erregt in uns das Gefühl der Vernunftmäßigkeit eines Kunstwerks. Wir müssen die Worte des Erdgeistes aus dem Kunstwerke zu vernehmen glauben: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", wir müssen ein Grauen vor unserer Kleinheit im Vergleiche mit dem Genius empfinden, müssen den „Schwindel der Erhabenheit" fühlen, um einen Künstler und sein Werk wirklich und voll zu schätzen, das ist die Scala der Steigerung, wie sie uns in den Schriften Helmholtz' und — zweier neugebackenen Musikästhetiker, Wölfflin und A. Seidl, entgegentritt. Sieht man, daß die Helmholtz'sche Theorie in logischer Folgerichtigkeit bei „jugendheißen Gemüthern" solche Hallucinationen hervorgerufen hat, so mag dies Grund genug geben, gegen die gesunde Constitution derselben einigen Zweifel zu hegen. Ich glaube in der That, hier ist der schwache, von Dreher aber völlig übersehene Punkt in dem Lehrgebäude jenes unermüdlichen Forschergeistes. Die behagliche Ruhe der Euler'schen Lehre ist gleichsam in Fluß und Gärung gerathen; aber die Grundidee: Gesetzmäßigkeit a priori, das Gebundensein an eine gleichviel ob leichter oder schwerer übersehbare, ebenfalls a priori gegebene Form, ist beiden gemeinsam. Daß Helmholtz kein Verehrer der „neuern Musik" ist, versteht sich von selbst. Denn hier erscheint ja die Kunst als höchster und idealster Ausdruck eines specifisch beanlagten Dichters, hier ist dichterischer Inhalt und musikalische Form immanent verbunden und a priori nichts gegeben als wahrhafte dichterisch-musikalische Inspiration und der Gesammtbereich aller möglichen musikalischen Ausdrucksmittel. Auch Dreher ist kein Freund der modernen Musik, speciell der Wagner'schen Kunst. Den vorzüglichsten Beweis hierfür erbringt seine wiederholt genannte Schrift „Ton und Wort". Hier unterzieht der Verfasser S. 31—34, d. h. auf vier sehr kleinen Octavseiten, Wagner's „Ring des Nibelungen" einer unbefangenen Kritik und kommt auf diesen viermal 27 Zeilen zu dem Ergebnisse, das Werk bedeute einen „Verfall der Kunst".

Auch in der „Physiologie der Tonkunst" widmet der Verfasser den letzten und gewichtigsten Abschnitt dem baireuther Meister; indessen scheint das Urtheil sich gemildert zu haben: ja, Wagner's Interpretation der „Neunten Symphonie" erscheint dem Verfasser ein so beachtenswerther Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht, daß die Musik zu objectiviren fähig sei, daß er jenes Programm, das „im großen und ganzen ohne Zweifel das Richtige" zu treffen scheint, ziemlich ausführlich mittheilt, wenngleich das „Scherzo" zu wenig bedeutungsvoll im Hauptsatze und zu wenig „reflectirend-sentimental" in seinem „jubelnden Mittelsatze" gedeutet erscheint! Dies logisch-stilistische Räthsel steht S. 95 der Schrift, wo es jeder nachlesen mag, der Lust und Zeit genug hat, zu ergrübeln, wie man zugleich „jubeln" und dabei „reflectirend-sentimental" sein kann! Der arme, blöde Wagner! Daß ihm diese Möglichkeit so ganz und gar entgangen ist!

Aus der Schrift spricht der Geist eines Eklektikers, der von fern wie die Goethe'sche Libelle in allen Farben schillert, aber in der Nähe untersucht den Schmerz der Enttäuschung bringt. Des Verfassers musikalische Fähigkeiten sind nicht so entwickelt, daß man ihm ein sicheres Urtheil in musikalischen Fragen zutrauen darf; vergleiche z. B. das über die Charakteristik der Instrumente in „Wort und Ton" (S. 22) Gesagte. Daß der „Choral" Melodie ohne Rhythmus sei (S. 71), daß Otto Tiersch einer der besten modernen Musiktheoretiker sei und sein Urtheil über das „Musikalisch Schöne" (S. 74 fg.) kanonischen Werth habe, daß das Andante aus Mozart's C-dur-Symphonie ein Vorspiel zu Goethe's „Faust" geben könne, daß „die

Herbeiziehung von Schall und Geräusch in gemischter Musik sehr erfolgreich wirke (als Beispiel hierfür wird Gluck's Ouverture zur „Iphigenie in Tauris" [!!] angeführt): das sind die Gründe, die dem Musikverständigen mein obiges Urtheil erklären mögen. Die philosophische Befähigung des Verfassers wage ich keineswegs zu bezweifeln, wenn er aber bei seiner Polemik gegen Helmholtz und bei dem Bemühen, die Forschungen dieses wesentlich zu ergänzen oder sogar umzustoßen, schließlich doch den ästhetischen Grundsatz des genannten Physikers als obersten Glaubenssatz nur in andern Worten verkündet: das Wohlgefallen des „Ich" an einer der Vernunft zusagenden Gesetzmäßigkeit ergibt sich als das Grundgesetz aller Kunst, so scheint er schließlich etwas zu behaupten, dem er vorher in der Beweisführung widersprach. Zum mindesten ist anzunehmen, daß der Verfasser die eigene Ueberzeugung höchst unklar ausgedrückt hat. Inwieweit diese Unklarheit darauf zurückzuführen ist, daß der Verfasser sein Werk als eine „Studie" angesehen haben will, die sich damit „begnügt, diese Probleme mehr andeutungsweise zu behandeln als eingehend zu erörtern", bleibe dahingestellt. Auch für den Eingeweihten und mit der Literatur Vertrauten, der also befähigt ist, auch Andeutungen zu verstehen, bleibt manches in der Studie (im Sinne des Verfassers gesprochen) „unbewußt", d. h. in der Sprache des gewöhnlichen Sprachgebrauchs „räthselhaft".

Ich will indessen nicht leugnen, daß das Werk manche Anregung gewährt und daß namentlich die Untersuchung über „positive" und „negative" Schwebungen sehr viel Interessantes und Fesselndes bietet. Zu bedauern ist nur, daß die Correctur der Schrift in höchst nachlässiger Weise gelesen ist und daß es einen geradezu peinlichen Eindruck macht, in einem Buche, das auf Wissenschaftlichkeit begründeten Anspruch macht, auf Schritt und Tritt den gemeinsten Druckversehen zu begegnen!

3. Johannes Mikisch, der größte deutsche Singemeister, und sein Gesangssystem. Mit bisher ungedruckten Briefen Joh. Mikisch's, ungedruckten Tagebuchblättern G. W. Teschner's und einem ungedruckten Aufsatz von Joh. Mikisch: „Vom Athmen". Von Adolf Kohut. Leipzig-Reudnitz, Rühle. 1890. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Der dreiste marktschreierische Titel hält, was er beim ersten Blick verspricht. Die musikalische Befähigung des Verfassers ist ebenso gering, als seine Kühnheit, sich immer wieder auf musikalischem Gebiete zu bewegen, bewundernswerth ist. Wer wie Kohut sich nicht scheut, Privatbriefe noch lebender, hochangesehener, verehrungswürdiger musikalischer Persönlichkeiten ohne deren Erlaubniß — die nimmer ertheilt worden wäre — abzudrucken und zur Verherrlichung mittelmäßiger musikalischer Geister Bücher zu schreiben, die auf jeder Seite die vollkommenste musikalische Urtheilslosigkeit zur Schau tragen, thäte wohl daran, den musikalischen Publicationsfuror schon deshalb möglichst einzudämmen, um sich nicht immer wieder von neuem Blößen zu geben. Schon der Anfang der in Rede stehenden Schrift wird mein eben gefälltes Urtheil allen Urtheilsfähigen bestätigen. Es heißt hier:

Die Zahl der Singemeister wächst von Jahr zu Jahr und mit ihnen die schlechte Stimme — die krankhafte Methode — das stimmverderbende System. Es gibt nur einige wenige Gesangsmeister von Beruf und Bedeutung — man kann sie an den Fingern abzählen und es bleiben noch Finger übrig. Der Dilettantismus, die Unfähigkeit und Charlatanerie feiern eben auch auf diesem Felde Triumphe; aber Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier —, sondern Menschenopfer unerhört!

Diesem „Unfug" gegenüber hält Herr Kohut es für seine Pflicht, auf „den größten Singemeister Deutschlands" hinzuweisen, dessen Gesangssystem allein im Stande sein dürfte, „dem Stimmenverderb Einhalt zu thun". Mikisch ist kein unbekannter Gesangsmeister Deutschlands, mancher seiner Schüler und viele Schüler seiner Schüler wirken heutzutage noch in der Weise des Altmeisters segensreich — Herrn Kohut ist das unbekannt, darum kümmert es ihn nicht. Aber zur marktschreierischen Einkleidung einer Broschüre eignet sich ein solch geharnischter Anfang vortrefflich; mag er auch von Anfang bis zu Ende er—dacht sein und nichts mehr denn die crasse Unbekanntschaft des Verfassers mit dem Zustande der heutigen Gesangskunst und den Persönlichkeiten unserer Gesangsmeister und -Meisterinnen deutscher und italienischer Methode verrathen. Die Namen aufzuzählen (Berlin und Leipzig liefern allein schon eine stattliche Summe trefflicher Gesangslehrer) halte ich gegenüber einer Kohut'schen Rodomontade für mehr denn überflüssig. Wenn auf dem Titel prahlerisch angezeigt ist: „sein Gesangssystem", so erwarte der Leser nicht etwa eine Darstellung der Methode Mikisch's. Dazu wäre kaum jemand minder befähigt als Herr Kohut. Was der Verfasser bietet, sind einige Briefe Mikisch's an Teschner, zum Theil in Eile und Hast geschrieben, oft dieselben Sachen wiederholend, und gar nicht von Gesang, sondern über Privatverhältnisse, Concerte, Kritiker u. dgl. handelnd, zumeist allbekannte, elementare, hygienische und gesangliche Grundregeln predigend, die Gemeingut aller Gesangslehrer seit Jahrhunderten sind. Fürwahr, dies als „Gesangssystem" Mikisch's auf dem Titel in die Welt hinauszuposaunen, ist eine „edle Dreistigkeit", an die man Gott sei Dank nur noch bei wenigen Musikschriftstellern gewöhnt ist. Was endlich den „ungedruckten Aufsatz vom Athmen" betrifft, so besteht diese angeblich ungedruckte „Abhandlung" aus wenigen Zeilen (im ganzen etwa eine Großoctavseite) und, was das Unerhörteste dabei ist: Herr Kohut nennt, offenbar ohne zu verstehen, was er schreibt, am Schlusse die Quelle, in der der ungedruckte Aufsatz gedruckt, wenn auch als Original und in italienischer Sprache zu finden ist: S. Mancini, pag. 129—132. Edizione di 1777! Das kennzeichnet, hoffe ich, Herrn Kohut's literarische Kenntniß und Gewissenhaftigkeit zur Genüge.

Die Angabe (S. 40), daß Herrn Kohut's Gattin, die Opern-, Concertsängerin und Gesangslehrerin Frau Dr. Kohut-Mannstein, die Tochter eines Schülers Mikisch's war, löst,

wie ich glaube, manches Räthselhafte dieses — traurigen literarischen Elaborats.

4. Neue Beethoveniana. Von Theodor Frimmel. Neue Ausgabe mit zwei ungedruckten Briefen Beethoven's an Goethe. Wien, Gerold's Sohn. 1890. Gr. 8. 10 M.

Diese Neuausgabe des in Nr. 26 d. Bl. f. 1888 besprochenen sorgsamen Werks Th. Frimmel's bringt zwei ungedruckte Briefe Beethoven's an Goethe. Dieselben sind 1811 und 1823 geschrieben; die Originale befinden sich im Goethe-Archive zu Weimar. Der erste Brief enthält die Anzeige, daß dem Dichter demnächst die „Musik zu Egmont von Leipzig durch Breitkopf und Hertel" zugehen werde. „Diesen herrlichen Egmont", ruft Beethoven aus, „den ich, indem ich ihn ebenso warm, als ich ihn gelesen, wieder durch sie gedacht, gefühlt und in Musick gegeben habe — ich wünsche sehr ihr Urtheil darüber zu wissen, auch der Tadel wird für mich und meine Kunst ersprießlich sein und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden."

Der zweite Brief knüpft an die Widmung und Uebersendung von „Meeresstille und glückliche Fahrt" an und enthält wiederum das Ersuchen, ihm mitzutheilen, ob er passend „seine Harmonie" mit der Goethe's verbunden! Bei ihm werde es nie heißen: „veritas odium parit". Sodann theilt Beethoven mit, daß „mehrere ihrer immer einzig bleibenden Gedichte" von ihm componirt sind, darunter: „Rastlose Liebe". Endlich bittet Beethoven, Goethe möge erwirken, daß der Großherzog auf die „große Messe" subscribire. Seine materiellen Verhältnisse ließen infolge seiner Erkrankung und wegen der Kosten, die die Erziehung seines Neffen verursache, viel zu wünschen übrig („mein Gehalt ist ohne Gehalt")! Mit Recht sagt der Verfasser in seinem Commentar zu den Briefen: „Die Schriftstücke gehören zu den interessantesten und wichtigsten, die man von Beethoven's Hand besitzt. Für die Beurtheilung des Verhältnisses der beiden großen, so grundverschiedenen Künstler zueinander sind sie ausschlaggebend."

Je seltener wirklich gute musikalisch-literarische Erscheinungen werden, um so größer ist die Hoffnung, die sich an Frimmel's Thätigkeit knüpft. Möge er recht bald wieder die musikalische Welt durch eine neue Arbeit erfreuen! Eine bibliographische Zusammenstellung der Beethoven-Literatur wäre eine dankbare Aufgabe für die literarische Eigenart Frimmel's! Heinrich Reimann.

Biographisches.

1. Hans Ulrich, Freiherr von Schaffgotsch. Ein Lebensbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von J. Krebs. Mit einer Nachbildung des ersten Pilsener Schlusses. Breslau, Korn. 1890. Gr. 8. 5 M.

Der Titel läßt ein Erzeugniß der Unterhaltungsliteratur vermuthen; das Buch ist jedoch eine auf Archivstudien beruhende fleißige und sorgfältige Gelehrtenarbeit. Das Material ward dem Familienarchive der Schaffgotsch zu Warmbrunn, dem königlichen Archive zu Breslau, dem Kriegsarchive zu Wien entnommen und durch Abschriften aus verschiedenen Archiven ergänzt, die der bekannte Wallenstein-Forscher Hallwich dem Verfasser überlassen hat. Die in den Beilagen mitgetheilten Bruchstücke aus dem warmbrunner Archive enthalten wichtige Beiträge zur traurigen Sittengeschichte des Dreißigjährigen Kriegs, indem sie erzählen, wie die kaiserliche Soldateska im schlesischen Gebirge gehaust hat, und geben genaue Auskunft über die Erwerbung der den Kindern Hans Ulrich's geraubten Herrschaft Trachenberg durch die Familie Hatzfeld. Bezüglich der Literatur des Gegenstandes sagt Krebs: „Mit Ausnahme der wenigen dürftigen Nachrichten, die Thomas in seinem bekannten Büchlein «Hans Ulrich Schaffgotsch» 1829 über das Leben des Freiherrn bis zu seiner Verhaftung bringt, beschäftigen sich alle gedruckten Mittheilungen über Schaffgotsch nur mit dem Processe und der Hinrichtung." Der Verfasser hat sich nun die Aufgabe gestellt, die Lücke auszufüllen und erst hierdurch die bereits bekannten Actenstücke, Anklage und Vertheidigung, vollkommen verständlich gemacht.

Die Hauptschuld des Freiherrn besteht in dem Leichtsinne, mit dem er ins Verderben rannte. Als größter Grundbesitzer Schlesiens und Schwager der Piastenherzöge hatte er nicht nöthig, sein Geschick an das des Friedländers zu ketten, wie die Abenteurer und Bandenführer im kaiserlichen Heere. Und nachdem ihm, dem Protestanten, seine hervorragende Betheiligung an dem Unternehmen des Winterkönigs verziehen worden war, hatte er doppelt Ursache, sich bei der Führung des Regiments, mit dessen Bildung ihn der Kaiser 1626 beauftragte, so vorsichtig wie möglich zu benehmen. Aber freilich, indem er Wallenstein diente, glaubte er dem Kaiser zu dienen, und neben Thatendrang und Ehrgeiz war es gerade sein Wunsch, sich dem Kaiser angenehm zu machen, was ihn in seine verderbliche Vielgeschäftigkeit verwickelte.

Bezüglich der juristischen Schuldfrage kommt nämlich Krebs zu einem günstigern Ergebnisse als K. A. Menzel und Grünhagen. Schaffgotsch ging wie die übrigen Generale nach Pilsen, unterschrieb dort das verhängnißvolle Schriftstück und nahm eins der (5?) Exemplare mit nach Schlesien. (Nach diesem ist die dem Buche beigegebene Nachbildung angefertigt.) Den Auftrag Wallenstein's, die in Schlesien stehenden Offiziere zur Unterschrift zu verleiten, erfüllte er nicht. Er handelte von da ab ganz kopflos, indem er weder vom Kaiser abfallen, noch dem

Obergeneral ungehorsam sein wollte, dem er sich durch seinen Eid verpflichtet glaubte und dessen genialer Despotengeist zudem lähmend und bezaubernd auf ihn wirkte. Vor allem aber war er viel zu gutmüthig und einfältig, um es mit seinen Collegen in der Armee aufnehmen zu können, die, auf seine Güter speculirend, ihn planmäßig ins Verderben lockten. Um über die verzwickte Lage ins Klare zu kommen, log er schließlich zu seinem Schaden, indem er sich in Briefen verschiedener Thaten zu Gunsten des Friedländers rühmte, die er, wie der Augenschein lehrte, gar nicht ausgeführt hatte. Sehr richtig sagt er später in seiner Vertheidigung: „Ihro Majestät müßten Ihr und denen, so Ihr gerathen, dergleichen Gewalt dem Friedländer zu geben, die Schuld beimessen, und nit einem treuen Diener, so Sie unter seine Gewalt gegeben." So blieb der harmlose Mann in der Verstrickung widersprechender Pflichten hängen, während jene wirklich schuldigen Abenteurer, deren Tod niemandem genützt häte, sich herauslogen und -hieben. Ja, sein Oberstlieutenant Freiberg, der an der Spitze des Regiments Schaffgotsch zu Troppau die Fahne offener Empörung aufgepflanzt hatte, durfte bei der Hinrichtung seines Chefs den freien Zuschauer spielen!

Hans Ulrich wurde am 24. Februar 1634 in Ohlau festgenommen und nacheinander in Glatz, Wien, Pilsen und Budweis in ehrenvoller Haft gehalten. In Budweis lebte er mit seinen Haftgenossen sehr flott und in Pilsen bewegte er sich so frei, daß er drei Tage auf dem vier Meilen weit entfernten Schlosse eines Bekannten als Gast zubringen durfte. Er konnte zehnmal entfliehen, wenn er wollte, aber er hielt sein Ehrenwort. Endlich wurde er zu Regensburg vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und hierauf gefoltert, weil man einerseits durchaus etwas Näheres über die große Verschwörung erfahren wollte und andererseits gern die sehr mangelhaften Urtheilsgründe durch erpreßte Geständnisse ergänzt hätte. Schaffgotsch that den Richtern diesen Gefallen nicht und sühnte durch seine Standhaftigkeit in der Marter sowie durch sein ritterlich-christliches Verhalten in den letzten Lebenswochen und bei der am 23. Juli 1635 vollzogenen Hinrichtung die mancherlei Charakterschwächen seines Vorlebens. Die Schlesier verehrten ihn als einen Märtyrer des evangelischen Glaubens, was er freilich nicht war. Denn allerdings wies er die Bekehrungsversuche aufdringlicher Jesuiten entschieden zurück, aber der Abfall vom Glauben würde ihn, wie Krebs darlegt, vom Tode nicht gerettet haben; auch war ja, was er gethan hatte, nicht im Dienste seiner Glaubensgenossen geschehen. Fast rührend ist es zu sehen, wie er den „Dank vom Hause Oesterreich" nicht mit Groll vergilt, sondern bis zum letzten Athemzuge seine Ergebenheit und Pflichttreue gegen den Kaiser betheuert, und recht wehmüthig stimmt es, wenn man liest, wie schnell seine Kinder den Schmerz um den grausam gemordeten Vater verwanden, wie bald sie ihn sammt dem evangelischen Glauben in Jesuitenschulen und im kaiserlichen Dienste vergaßen und zur Belohnung dafür einen ansehnlichen Theil der eingezogenen väterlichen Güter wieder erhielten.

2. Dr. E. G. F. Grisanowski. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen von Elpis Melena. Nebst einer Würdigung der Schriften Dr. E. G. F. Grisanowski's von Emil Knodt. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1890. 8. 5 M.

Grisanowski, ein geborener Königsberger, widmete sich zuerst der diplomatischen Laufbahn — während der römischen Revolution 1848 war er der preußischen Gesandtschaft beim Vatican beigeordnet —, wandte sich im Mannesalter der Medicin zu und wurde bald die Seele der Bewegung gegen die Vivisection. Obwol ein liebenswürdiger Mensch und an sich ein bedeutender Charakter, ist er doch für das Publikum nicht bedeutend genug, um die Ausführlichkeit zu rechtfertigen, mit der Elpis Melena, eine Verehrerin und Streitgenossin des vor anderthalb Jahren bei Lucca verstorbenen Mannes, über die kleinsten Einzelheiten seines Privatlebens berichtet. Die Verfasserin heißt eigentlich Frau von Schwartz. Sie führt ein sehr bewegtes Leben, indem sie bald in Afrika allerlei Abenteuer besteht, bald auf Kreta Kartoffeln baut, bald in Jena mit Geheimräthen Polonaise tanzt. Die Ergebnisse ihrer Reisebeobachtungen und Studien hat sie in vielen Büchern und Schriften veröffentlicht und unter andern auch Garibaldi's Denkwürdigkeiten herausgegeben. Ihr internationales Leben scheint in ihrem Sprachenvorrath einige Verwirrung angerichtet zu haben. Außer manchen wunderlichen Schreibfehlern, die freilich auch Druckfehler sein könnten, findet man die hübsche Uebersetzung „irrsinnige Schriften" statt „falsch adressirte Briefe" (misdirected letters). Von weit größerm Werthe als dieser erste ist der zweite Theil des Buchs, der nicht sowol, wie der Titel besagt, eine Würdigung der Schriften Grisanowski's bringt, als vielmehr eine Inhaltsangabe derselben und den wörtlichen Abdruck längerer Stellen aus ihnen. In diesen Stellen ist viel Weisheit und Wahrheit niedergelegt. Denn Grisanowski's Kampf gegen die Vivisection ging nicht aus sentimentalem Mitleid hervor, sondern beruhte auf einer ihrer selbst gewissen sittlichen Empfindung (kurz ausgedrückt auf dem Gewissen) und auf klarer und tiefer Einsicht in das Wesen der Medicin.

Karl Tentsch.

3. Briefwechsel von John Lothrop Motley. Aus dem Englischen übersetzt von A. Elze. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1890. 8. 12 M.

Vom Genusse, den das Lesen eines bestimmten Briefwechsels gewährt, ist es sehr schwer die richtige Vorstellung zu geben. Da läßt sich nicht das Thema bezeichnen, nicht der Gedankengang skizziren, nicht der mannichfaltige Inhalt zergliedern. Denn darin ist nichts Einheitliches, vielmehr flutet und wirbelt der Inhalt hin und her, wenn auch einzelne große Wogen alles überragend immer wieder dem Beschauer des sich ihm eröffnenden Geisteslebens zurollen. Die fortschreitende Offenbarung der Per-

sönlichkeit bildet die Einheit in der Fülle der sich bietenden Erscheinungen, sowol in der Behandlung, die sie vom Briefsteller erfahren, als in der Auswahl und Beleuchtung, in welcher sie ihm von andern dargestellt werden. Darum knüpft sich das erste Interesse an die Person, die den Briefwechsel geführt hat, erst das zweite an jene, mit denen er geführt worden; das dritte betrifft dann den Inhalt. Stellt sich das Verhältniß der Theilnahme am Werke anders, so mag dieses als sachliche Quellensammlung, als Fundgrube schätzbaren Materials Bedeutung haben: sein Werth als Geisteserzeugniß, als Seelenspiegel, kurzweg als Lesebuch wird immer gemindert. Es sind hervorragendere Geister, deren unbefangener brieflicher Austausch in seiner Zusammenfassung schon ein literarisches Werk von Bedeutung gestaltet.

Ein solcher tritt uns in John Motley, dem Geschichtschreiber der Niederlande und amerikanischen Gesandten in Oesterreich und England, entgegen. Sein geachteter Name war in Deutschland schwerlich sehr vertraut, bis im Herbste 1889 er durch die Veröffentlichung seiner engen freundschaftlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck von der gemeinsamen Studienzeit her bekannt und volksthümlich wurde. Die Briefe Bismarck's an Motley und Motley's Berichte über seine Besuche im Bismarck'schen Hause zu Frankfurt a. M. und Varzin, die durch alle Blätter gegangen, sind dem vorliegenden Buche entnommen. Wie jeder neue Einblick, den wir in das Gemüthsleben des Mannes gewinnen, der unser nationaler Stolz und unser Entzücken ist, sind auch diese Kundgebungen von hohem Werthe; wir freuen uns nachträglich des Behagens, das unser Kanzler im Genusse des Zusammenlebens mit dem Jugendfreunde empfunden hat. Und dadurch tritt dieser selbst in den Vordergrund der Theilnahme, die erforderlich ist, durch 45 Jahre sein Leben und die in ihm waltenden Stimmungen zu verfolgen. Eine so lange Zeit umfaßt der Briefwechsel, der mit den Aeltern, der Gattin, den Töchtern und einigen Freunden des Verfassers geführt ist und auch eine Anzahl an ihn gerichteter Schreiben vertrauter Freunde und hervorragender Männer enthält.

J. L. Motley gehörte zu den liebenswürdigen Menschen, die, wenn sie schreiben mußten, auch immer Zeit dazu hatten und sich bemühten, Anziehendes zu schreiben, die den Stoff ebenso in ihrer jedesmaligen Umgebung fanden wie in dem, was sie selbst in diese hineinlegten. Durch die Briefe des siebzehn- oder achtzehnjährigen Jünglings wie des sechzigjährigen Großvaters geht der gleiche Zug, dem jedesmaligen Empfänger Freude zu bereiten, und so sind sie, wie verschieden auch berechnet, wie mannichfach in ihrem Inhalte, immer lebensvoll. Bald zeigen sie den verständnißvollen Reisenden der Mutter gegenüber, dem Vater den forschenden Geschichtschreiber, der Gattin, die während der Trennungszeit fürchtet, den Gemahl vereinsamt zu wissen, als launigen Beobachter der großen Gesellschaft, zumal der londoner des Jahres 1858, der besonders geliebten Tochter Mary den gewiegten Politiker, und so wären noch manche besondere Seiten im Verkehre mit den Freunden zu erwähnen und viele Seiten zu füllen, sollte von jeder Darstellungsweise eine Probe gegeben werden. In summa: es begreift sich, daß die Frau Fürstin Bismarck im Mai 1858 Motley sagen konnte, wie er schreibt: ihr Mann scheine ihr

zwanzig Jahre jünger, wenn ich da bin; und das ist der wahre Grund, weshalb sie meine Anwesenheit so gern hat. Sie ist ihm mit Ergebenheit zugethan und er ebenso ihr.

Sachlich bietet die Briefsammlung die denkbarste Abwechselung. Von 1832 bis 1835 sind die Schreiben an die Aeltern aus Deutschland und von einer Reise durch Oesterreich, Frankreich und Italien datirt. Einige Monate des Jahres 1841 weilt Motley allein als Gesandtschaftssecretär in St.-Petersburg und kehrt dann zu seiner Familie nach Amerika zurück. Von 1851 bis 1861 lebte er seiner geschichtlichen Studien halber mit Frau und Töchtern in Europa an den verschiedensten Orten: in Dresden, im Haag, in Brüssel, Vevey, Florenz, London, Rom, Paris, erfreute sich der glänzenden Aufnahme seines Werks über das Entstehen der holländischen Republik und arbeitete an der Fortsetzung, bis der Ausbruch des amerikanischen Kriegs ihn in die Heimat zurückrief, wo die Regierung ihn nach einigen Monaten zu ihrem Gesandten in Wien ernannte. Es werden nun höchst fesselnde Kapitel den amerikanischen Zuständen gewidmet den ganzen Secessionskrieg hindurch; an ihn schließt sich die Beobachtung des preußisch-österreichischen Kriegs. Denn Motley blieb in Wien bis 1867, um dann über London nach Boston zu gehen. Aber schon im Frühling 1869 schlug er zunächst als Gesandter seines Staats auf $1\frac{1}{2}$ Jahre, dann als Privatmann den dauernden Wohnsitz in England auf, von wo aus dann auch 1872 der Besuch in Varzin erfolgte. Man sieht aus diesem Verzeichnisse, daß es an mannichfachsten Eindrücken dem Briefschreiber nicht fehlen konnte. Das Wichtigste aber ist, wie die Eindrücke aufgenommen und wiedergegeben worden, und dies mag der Leser aus der reizenden Sammlung am besten selbst zu seiner Freude ersehen.

4. Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, Bergmann. 1890. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Den aufs freundlichste aufgenommenen „Jugenderinnerungen" des Verfassers folgen hier die Aufzeichnungen über die ersten sieben Jahre seines öffentlichen Wirkens bis zur Erhebung Schleswig-Holsteins im März 1848. Die allgemein menschliche und culturgeschichtliche Antheilnahme, die der erste Band beanspruchte, wird im vorliegenden Buche allerdings nicht in gleichem Maße Befriedigung finden; dagegen verbindet sich das persönliche Schicksal des Erzählers so eng mit den Ereignissen seines Heimatlandes und der dänischen Monarchie, führt ihn in so nahe Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten in den Herzogthümern wie in der Reichshauptstadt, die Dar-

stellung zeigt ihn so vertraut mit den Zuständen der Verwaltung und der Gesellschaft, mit ihren Stimmungen und den Absichten der Regierung, daß diese Denkwürdigkeiten den Rang eines erheblichen Quellenwerks für die Geschichte Schleswig-Holsteins in den vierziger Jahren einnehmen. Die frische lebhafte Mittheilungsweise, in der die öffentlichen Vorgänge, die Erläuterungen der Gesammtlage Dänemarks sich unmittelbar und wie nothwendig mit dem fortschreitenden Berichte über das Privatleben des Verfassers verknüpfen, läßt aber den Gedanken an das Gewicht dieser werthvollen Mittheilungen im Leser gar nicht aufkommen. Man liest gefesselt weiter, weil die geschichtliche und staatsrechtliche Belehrung der Versinnlichung des Gedanken- und Wirkenskreises des Erzählers dient, den man nun einmal aus seinen „Jugenderinnerungen" liebgewonnen hat.

5. Karl Gerok. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Von Hermann Mosapp. Mit dem Bildniß Gerok's in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. Gr. 16. 1 M.

Ein erweiterter Vortrag, im März d. J. im tübinger „Museum" gehalten, umfaßt dieses Büchlein, auf die „Jugenderinnerungen" gestützt, die der Dichter vor funfzehn Jahren im „Daheim" veröffentlichte", wie auf den langen Verkehr mit dem Verewigten, eine anmuthige Skizze des Lebenslaufs und des persönlichen wie des dichterischen Charakters des weitberühmten stuttgarter Predigers. Die dem Bilde aufgetragene örtliche Farbe und die vielen eingestreuten Verse, die den Dichter selbst über sein inneres Leben in seinen wichtigeren Schicksalsstunden sprechen lassen, prägen dem Leser die milde Gestalt des Entschlafenen auf dem Untergrunde seines Heimatbodens und seines Wirkens auf ihm mit hinreichender Deutlichkeit in die Seele. Wie früh der junge Diakonus in seinem ersten Pfarramte zu Böblingen die Herzen seiner Gemeinde zu gewinnen vermocht, zeigt z. B. die Forderung jener einfachen Dienstmagd, die beim Verdingen an eine neue Herrschaft sagte: „Aber wisset Se, Sonntag nachmittags, da muß i mein Gerökle han, das merket Se sich, net wohr?"

6. Eine Fahrt ins neue Deutschland. Von einem deutsch-amerikanischen Hinterwäldler (Armin Meinrad). Kaiserslautern, Gotthold. 1890. 8. 3 M.

Mit einigem guten Willen wird man keinen Anstoß nehmen, dieses herzige Büchlein in recht freien Knüttelversen unter „Biographisches" eingereiht zu sehen; berichtet es doch vom Schicksal des Verfassers, der nach dem frankfurter Attentat von 1833 über den Ocean gegangen ist, in Amerika über funfzig Jahre als Arzt gewirkt hat und nun am Abend des Lebens steht:

Drum möcht' ich noch einmal Deutschland sehn
Mit seinen Rebenhügeln,
Mit seinen Strömen frisch und klar,
Drin alte Dome sich spiegeln — —
Zwar las ich seit kurzem Wunder viel —
Ich kann's beinahe nicht glauben,
— — — — — — — —
Sie hätten einen Kaiser sogar,
'Nen schneidigen, strammen, jungen;
Den Kaiser möcht' ich auch noch sehn,
Von dem wir so manchmal gesungen.

Desgleichen den Kanzler, den eisernen Mann,
Des zerriss'nen Landes Retter,
Der unter die Bande gefahren ist
Wie 'n reinigend Domerwetter.

Zu Göttingen in der „Hannovera"
War Consenior ein Bismarck,
Ein Recke, stark wie Hercules,
Und Hercules war gewiß stark.

'Ne feine Klinge, ein flotter Bursch,
Der Freunde Stolz und Ehre,
Es sollt' mich nicht wundern, wenn er jetzt
Des Reiches Kanzler wäre.

Und ist er's, so will ich hin zu ihm,
Zu grüßen den Alten von Herzen,
Am Schädel trag' ich sein Angebind:
Zwei urgewaltige Terzen.

Drum kann ich in Amerika
Auch keine Stunde mehr bleiben;
Ich muß nach Deutschland, und was mir passirt,
Das werd' ich euch treulich beschreiben.

Und das hat der ehrwürdige Verfasser in 15 Kapiteln nicht mit großer Reimkunst, aber mit ausgeprägtem rhythmischen Feingefühl gethan. Seine Wiedergabe der empfangenen Eindrücke gleich auf der Meerfahrt unter schwarz-weiß-rother Flagge, bei der Betrachtung Hamburgs, Berlins, bei dem Anblick des Kaiserpaars:

Der deutsche Kaiser! Ein Märchen schier,
Ein Spuk im Nebelgrauen!
Er steht vor dir, du kannst ihn nun
Mit eignen Augen schauen —

seine eigenen Reden im Keller bei den Socialdemokraten, in Göttingen unter den „Germanen", sein Umherlungern in Kreisau, um Graf Moltke zu sehen, was auch glücklich auskommt, der Besuch des pfälzer Heimatorts und der Gräber der Aeltern, wie des Niederwaldes mit der Rheinwanderung — das ist alles wahrhaft herzerquicklich, und der Leser freut sich der feurigen Jünglingsseele unter dem grauen Haare. Im Jubeltone hebt der achte Gesang an:

Er ist's, er ist's! Ich hab's im Buch
Vom Bismarck bei Köppen gelesen,
Daß er im bewußten Jahr als Bursch
Zu Göttingen sei gewesen.

So fährt er denn hinaus nach Varzin und stellt sich dem Kanzler als einstiger Widerpart vor:

Da flog ein Lächeln übers Gesicht
Des greisen eisernen Mannes,
„Ich denke des Tags", so sprach er leis,
„'Ne harte Schlacht; ich gewann es."

Wer aber von Bismarck nichts wissen will, der kann sich an andern Porträts erfreuen, die er in den Abschnitten „Im Reichstage" und „In Frankfurt" findet.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Im Verlage der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. zu Hamburg (1890) erschien das zweite Heft des ersten Jahrganges des „Kritischen Jahrbuchs", herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Dasselbe enthält zahlreiche und meist sorgfältig ausgearbeitete Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Literatur sowie zur Verständigung über den modernen Realismus. Wir gestehen, daß wir die hier vertretene Richtung des jüngsten Deutschland nicht theilen; was diese jüngern Männer Realismus nennen, ist uns Pseudorealismus, welcher oft stark zum ausgesprochensten Materialismus hinneigt. Die Gerechtigkeit aber gebietet uns anzuerkennen, daß die Redaction mit Geschick und Eifer ihres Amtes waltet, daß die Bücherrecensionen auf selbständigem Urtheile und eingehender Lektüre beruhen, und daß vor allem eine gewisse Mäßigung und Selbstbesinnung sich geltend macht, um das wirklich Probehaltige dieser modernsten Richtung von deren Auswüchsen zu scheiden. Folgende größere Abhandlungen haben uns Achtung, theilweise unsere Zustimmung abgenöthigt: 1) „Das Publikum und die Literatur", von Albert Dresdner; 2) „Der historische Roman", von Wilhelm Bölsche; 3) „Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die Literatur und deren Kunstprincip, I. Goethe, Schiller und ihre Zeit", von Hans von Basedow; 4) „Das Anschauliche in der jüngern Liebesdichtung", von Rudolf Goette; 5) „Der Kampf um die Form in der zeitgenössischen Dichtung", von Julius Hart. Wenn das Unternehmen sich auf der Höhe der hier zu Tage tretenden Leistungsfähigkeit erhält, so kann es an seinem Theile aufklärend und weiterbildend in unserer Literatur wirken.

— Dr. Alfred Christlieb Kalischer hat eine Studie über „Heinrich Heine's Verhältniß zur Religion" veröffentlicht (Dresden, Oehlmann, 1890). Er ist davon durchdrungen, daß Heine eine weithin glänzende Verherrlichung des Christgeistes sei, und möchte gegenüber allen ungerechten Parteistandpunkten von Juden und Christen die tiefe Religiosität, den glänzenden Scharfsinn des Dichters in Fragen der Religion beweisen. Das hat denn auch Kalischer mit einem solchen Aufgebot von Scharfsinn gethan, daß er — zu viel bewiesen hat. Er verfährt ähnlich wie in seinem Schriftchen: „G. E. Lessing als Musikästhetiker." Von einer kritischen Sichtung der aus Heine's Schriften herangezogenen, überaus zahlreichen Stellen ist so gut wie gar nicht die Rede; wüßte man sonst nichts von der Satire, dem giftigen Spotte, der Selbstironisirungswuth Heine's, aus Kalischer's Darstellung gingen diese Eigenschaften nicht hervor. Kalischer unterscheidet viel zu wenig, was religiös-poetische Anwandlung bei Heine und was Substanz des Charakters ist. Einen Glauben an seinen Helden hat er uns nicht abgewinnen können.

— Vom P. Schynse, dessen schlichte, das Gepräge der Zuverlässigkeit tragenden Mittheilungen „Zwei Jahre am Kongo" in Nr. 42 d. Bl. f. 1889 besprochen worden, ist ein interessantes Seitenstück zu Stanley's Briefen erschienen: „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch Ost-Afrika. Reise-Tagebuch des P. Aug. Schynse. Herausgegeben von Karl Hespers" (Köln, Bachem). P. Schynse war in die Nähe Taboras gesandt worden und mußte sich von dort wegen des ostafrikanischen Aufstandes nach dem Südende des Victoriasees zurückziehen; dort erhielt er die Kunde, daß Stanley und Emin Pascha aus Wadelai zurückkehrten. Als Begleiter eines augenleidenden Mitbruders holte er die Stanley'sche Karawane in Eilmärschen ein und begleitete dieselbe bis Bagamoyo. In dem während der Reise geführten umfangreichen Tagebuche zeigt sich P. Schynse ganz so, wie wir ihn kennen: als vielseitig gebildeter, scharfer Beobachter, der mit gewandter Feder eine Fülle anschaulicher Bilder zeichnet. Höchst anziehend ist seine farbenreiche Schilderung der Karawane, und wenn er auch begreiflicherweise über manche Dinge nur zurückhaltend sich äußert, so bieten seine Aufzeichnungen doch werthvolle Beiträge zur Beurtheilung der Stanley'schen Expedition, über welche Emin Pascha sich ihm gegenüber offen ausgesprochen hat.

Stanley's neues großes Reisewerk selbst wird schon Ende Mai gleichzeitig in zehn Sprachen, und zwar die deutsche autorisirte Ausgabe im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen unter dem Titel: „Im dunkelsten Afrika. Auffindung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Aus dem Englischen von H. von Wobeser." Das Buch wird mit 144 Abbildungen, unter denen 14 Kärtchen, die der Khedive Stanley zur Verfügung gestellt, und mit 3 großen Karten, auf denen die Ergebnisse der Forschungsreise dargestellt sind, ausgestattet, in zwei Bänden zum Preise von 20 M. (geb. 22 M.) oder in 40 Lieferungen zu 50 Pf. ausgegeben werden. Das vielseitigste Interesse wird dem Werke sicher entgegenkommen und nach der Seite der geographischen und ethnographischen Ergebnisse, wie der anziehendsten Schilderung der dem kühnen Forscher entgegengetretenen und von ihm überwundenen Gefahren voll befriedigt werden.

Bibliographie.

Ahrens, H., Die mißglückte Ueberrumpelung der Stadt Hannover im Jahre 1490. Hannover-Linden, Manz. 8. 60 Pf.

Bolte, J., Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15. bis 19. Jahrhunderts, nebst einem Anhang (Acta Germanica I, 3.) Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 4 M.

Cauer, F., Parteien und Politiker in Megara und Athen. Studien zur Geschichte Griechenlands im Zeitalter der Tyrannis. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 2 M.

Fels, E., Die Zwillingsschwestern. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Franke, C., Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Gerok, K., Trost und Weihe. Reden und Predigten. Stuttgart, Krabbe Gr. 8. 3 M.

Humann, K., und O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, ausgeführt im Auftrage der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. Hoch 4. Nebst einem Atlas, enthaltend 3 Karten von H. Kiepert und 53 Tafeln. Berlin, D. Reimer. Fol. 60 M.

Jókai, M., Entsagt! und andere Erzählungen. Autorisirte Uebertragung in das Deutsche von L. Wechsler. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut, Jolowicz. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das moderne Landsknechtthum. Streiflichter über die sociale Stellung des Officiercorps. Von *** Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Levetzow, F. v., Aus den Erinnerungen eines Schleswig-Holsteinischen Offiziers. 1ste Lfg. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Müllendorff, E., Erzählungen aus dem Orient. Budapest, Grimm. Gr. 8. 2 M.

Oberbreyer, M., Die Roßtrappe. Nach einer Sage aus dem Harzgebirge. Harzburg, Stolle. 16. 75 Pf.

Paasche, H., Wandlungen in der modernen Volkswirtschaft. Akademische Rede. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Rathgeber, J., Der letzte deutsche Fürst von Hanau-Lichtenberg, Landgraf Ludwig IX., von Hessen-Darmstadt, ein Ahnherr Kaiser Wilhelms II. Ein deutsches Fürstenleben. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 8. 60 Pf.

Reich, E., Gian Vincenzo Gravina als Aesthetiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunstphilosophie. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 5. Jahrg. 1889. Herausgegeben von H. Delbrück. München, Beck. Gr. 8. 9 M.

Seifart, E., Das Gunildmoor. Eine nordische Sage aus dem 10. Jahrhundert in 10 Gesängen. Leipzig, Fock. Gr. 16. 75 Pf.

Sommer, F., Der Friede am Berge. Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit. Graudenz, Gaebel. 8. 4 M. 50 Pf.

Tagebuch der königlich sächsischen Hoftheater vom Jahre 1889. Von F. Gabriel und F. Rößler. 73. Jahrg. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 2 M.

Varnbüler, T. v., Widerlegung der Kritik der reinen Vernunft. Prag, Tempsky. Lex.-8. 10 M. 50 Pf.

Weltzel, A., Besiedelungen des nördlich der Oppa gelegenen Landes. Nach Urkunden und amtlichen Actenstücken bearbeitet. 1ster Thl. Leobschütz, Rothe. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet
von **Dr. Berthold Volz.**

Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Diese von Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, verfaßte Bearbeitung der berühmten afrikanischen Reise Stanleys hat sich als echtes Volksbuch und vorzügliche Jugendschrift in kurzer Zeit so zahlreiche Freunde erworben, daß bereits eine fünfte Auflage nöthig wurde, welche der Verfasser unter Berücksichtigung der inzwischen gewonnenen geographischen Kenntniß sorgfältig revidirt hat.

In derselben Ausstattung und im gleichen Preise erschienen noch folgende populäre Reisewerke:

Gustav Nachtigals
Reisen in der Sahara und im Sudan.

Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. Albert Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Nordenskiölds
Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage. Mit Porträt in Stahlstich, 200 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithographirten Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche
von
Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-Lexikon.

4. Auflage.
Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,
darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 8. Mai 1890.

Inhalt: Neue Erzählungen. Von Ernst Ziel. — Neue Gedichte. Von Adalbert Schroeter. — Aus Ostafrika und vom hohen Meere. Von Alfred Kirchhoff. — Weibliche Autoren. Von Hans von Basedow. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Erzählungen.

1. Johannisfest. Von Alex. L. Kjelland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mary Ottesen. (Nordische Bibliothek, achter Band.) Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 2 M.
2. Novellen. Von J. P. Jacobsen. Deutsch von Marie Herzfeld. (Nordische Bibliothek, siebenter Band.) Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. Zwei Bände. Berlin, Walther u. Apolant. 1889. 8. 8 M.
4. Sicilianische Geschichten. Von Konrad Telmann. Zwei Bände. Minden i. W., Bruns. 1889. 8. 5 M.
5. Romeo's Tochter. — Lenz im Herbst. — Speranza. Italienische Geschichten von A. Schneegans. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Sommerfarben. Optimistische Geschichten von Benno Rüttenauer. (Universal-Bibliothek Nr. 2499.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Unter den skandinavischen Gesellschaftsmoralisten im Gewande des Romans nimmt Alexander L. Kjelland einen der ersten Plätze ein, aber der merkwürdige Poet ist einer von denen, die man nur mit Wenn und Aber beurtheilen kann, und so kommt ihm dieser erste Platz unter den heutigen nordischen Erzählern nur bedingungsweise zu. Vom modernen Bewußtsein tief erfüllt und allem blos Conventionellen in Literatur und Leben innerlich abgeneigt, verleugnet er nirgends den geistigen Radicalismus eines überzeugten Freiheits- und Emancipationsapostels — allein (hier beginnt schon das Aber) das Gepräge voller Künstlerschaft gebricht ihm: das eigentlich Dichterische tritt in ihm gegen das Tendenziöse, die freie künstlerische Gestaltung gegen die bewußte Polemik zurück. Bei gänzlicher Abwesenheit von Lyrik, von Reflexion und Pathos ist er ein auf durchaus realistische Beobachtung und sachliche Kritik gestellter Wortführer der socialen Befreiungsidee: er ist es — wohlgemerkt! — nicht aus Instinct und Natur, sondern aus Erfahrung und Ueberzeugung. Das Gepräge seines Schaffens beweist es. Man kann nicht sagen, was er ist, dieser Kjelland, ohne es antithetisch zu sagen: mit rücksichtsloser Entschlossenheit bemächtigt er sich seiner Stoffe, aber er hat weder das ethische, noch das dichterische Vermögen, diese Stoffe mit gleicher Unerschrockenheit auszugestalten: heißspornig im Ergreifen, ist er oft nachlässig im Ausmalen seiner Gegenstände. Offen liegen alle Gebrechen und Erbärmlichkeiten der modernen Gesellschaft vor seinen scharfblickenden Augen, und ein glühender Zorn über diese Erbärmlichkeiten kocht in ihm auf, aber er hat als Waffe dawider nur die zahme Ironie des Weltmanns, nicht das schneidige Schwert des Enthusiasten: er ist kühl und methodisch, nicht warm und naiv. Die Menschen und Zustände, welche er behandelt, fordern vermöge ihres typischen und zugleich localen Charakters zu farbensatter und einigermaßen breiter Schilderung heraus, aber er liebt es, sie in das Gewand einer oft fast kokett fragmentarischen Erzählungsmanier zu hüllen: er deutet nur an, er führt nicht aus. Er ist — trotz aller skizzenhaften Formgebung — ein unerbittlicher Richter moderner Zustände, ein schroffer Abbildner der Wirklichkeit, aber wo es sich um seelische Vertiefung handelt, da läßt seine sich im Lücken- und Sprunghaften gefallende Psychologie ihn meistens im Stiche: er ist, wie Georg Brandes ebenso treffend wie kurz sagt, mehr Physiognomiker als Psycholog.

Kjelland hat, so scheint es, den Höhepunkt seines Schaffens hinter sich. Zeigte sein vor wenigen Jahren erschienener und nach mehr als einer Seite hin hervorragender Roman „Gift" ihn uns noch im Vollbesitze seiner dichterischen Kraft, traten seine großen Vorzüge dort in ein glänzendes Licht, seine mannichfachen Schwächen dagegen mehr in den Schatten, so war in der Fortsetzung jenes Romans, in „Fortuna", die abschüssige Linie bereits

unverkennbar. Die uns heute vorliegende zweite Fortsetzung, der Roman „Johannisfest“ (Nr. 1), aber bezeichnet geradezu den Punkt, wo die Linie des Kjelland'schen Schaffens das Niveau des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen hart berührt. Das Buch gehört zu den schwächsten Arbeiten des eigenartigen Nordländers. Nichtsdestoweniger ist die Einführung des „Johannisfestes“ in die deutsche Literatur mit Dank anzuerkennen, mit Dank zunächst gegen die Uebersetzerin Mary Ottesen, mit Dank sodann gegen die „Nordische Bibliothek“, eine Sammlung von Verdeutschungen moderner Erzählungen und Schauspiele aus dem Dänischen, Norwegischen und Schwedischen, die Professor Dr. Julius Hoffory bei S. Fischer in Berlin herausgibt, und als deren Theilstück dieses deutsche „Johannisfest“ erscheint.

Die Scene der Erzählung ist die bei Kjelland gewohnte: eine kleine norwegische Stadt. Die Menschen, die hier auftreten, gehören zum Theil zu unsern alten Bekannten: Abraham Lövdahl, Bankdirector Christensen, Pastor Morten Kruse u. a. kennen wir bereits aus „Gift“ und „Fortuna“. Neue Gestalten treten hinzu: so die Clubwirthin Blomgreen und ihr schönes Kind Constanze, so der Polizeidiener Iversen mit seinen vielen runden Töchtern. Die Fäden der Handlung, in welche diese Gestalten gestellt sind, laufen einfach und spielen sicher, wie bei Kjelland immer. Inhalt dieser Handlung aber sind die Bestrebungen des improvisirten Comité zur Zustandebringung eines Johannisfestes im Städtchen, sowie die Aufregung und Verlegenheit, die dadurch in den unfreien Köpfen und Gemüthern der vom Pietismus unterjochten Einwohner hervorgerufen wird. Ausgang der Handlung endlich ist der Sieg der Pietisten, welche es durch allerlei Leisetretereien und Gewaltmittel dahin zu bringen wissen, daß an die Stelle des lustigen Johannisfestes eine fromme Feier in der Blindenanstalt tritt. So viel über Handlung und Menschen des „Johannisfestes“! Die drei Glieder des Romancyklus überblickend, kann man sagen: zeigte „Gift“ uns die Mängel und Thorheiten der Gesellschaft im allgemeinen und warf es namentlich auf das moderne Schulwesen die schärfsten Schlaglichter, ließ sodann „Fortuna“ uns einen Blick thun in die Werkstätten des Kapitalismus, so stellt uns das „Johannisfest“ das heuchlerische Kirchenthum von heute*) mit seinem ganzen herrschsüchtigen Egoismus eindrucksvoll vor Augen.

Ich habe gesagt: das „Johannisfest“ gehört zu den schwächsten Arbeiten Kjelland's. Man wird manches dagegen einwenden. Ich sage selbst: der Roman hat seine großen Vorzüge; denn es ist wahr, der Dichter erreicht seinen ethischen Zweck, die Kleinlichkeit und Engherzigkeit der heutigen „guten Gesellschaft“ eindringlich darzuthun, wie anderswo, so auch hier nach jeder Richtung hin; wahr ist es ferner, einzelne Charaktere gelingen ihm prächtig: so der besagte dicke Pastor Morten Kruse mit dem faseinirenden Blicke, dieser fromme Mann, der „seinen Gott in der einen und die Stadt in der andern Tasche“ hat; so die von Natur sinnliche, aber durch die Macht von Morten Kruse's theologischer Hypnotisirungskunst völlig gebändigte Constanze Blomgreen; wahr ist es endlich, alle Feinheiten des Kjelland'schen Vortrags, Ironie und Sarkasmus, Witz und Satire, Drastik, feine Bosheit und die ganze Fülle entzückender Kleinmalerei kommen hier zum Austrag. Aber trotz alledem macht das Ganze nach der Seite des Psychologischen hin doch mitunter den Eindruck des Willkürlichen, nach der Seite des technischen Aufbaues hin durchweg den des Zerhackten; mit andern Worten: die Charaktere leiden zum Theil an skizzenhafter Unfertigkeit und gar zu bequemer Motivirung; die Handlung strotzt von Lücken und erweist sich in ihrer Architektonik als höchst unproportionirt. Zudem ist das geistige Fluidum einigermaßen ungleich über das Ganze vertheilt und wird nicht selten völlig vermißt; auch läßt die Sprache die bei Kjelland sonst gewohnten feinen Lichter meistens entbehren und fällt hier und da sogar ins Matte und Farblose. Und endlich: dieses „Johannisfest“ trägt — mehr als einem Cyklustheile kunsttheoretisch erlaubt ist — das Gepräge des Bruchstücks; denn es setzt, um vollständig verstanden zu werden, in einzelnen Stadien seiner Entwickelung vielfach die vorhergegangenen Stücke als bekannt voraus und bleibt am Ausgange unfertig und unabgeschlossen, sodaß es in unkünstlerischer Weise ein weiteres — also vermuthlich zu erwartendes — Romanglied mit Nothwendigkeit erheischt. Das verstimmt. Jedes Glied eines Cyklus soll in sich rund und ganz und doch ein unablösbarer Theil eben des Cyklus sein.

Die Kritik kann dem Gesagten gemäß, das „Johannisfest“ wol als ein pikantes Tages-, aber nicht als ein dauerwürdiges Literaturwerk anerkennen. Es bleibt dabei: Kjelland hat hier eins seiner schwächsten Werke geschaffen.

Einen nicht uninteressanten Gegensatz zu dem Norweger Kjelland bildet der Däne J. P. Jacobsen, von dem mir ein Bändchen „Novellen“ (Nr. 2) vorliegt; ein Uebersetzungswerk, das wir ebenfalls der obenerwähnten „Nordischen Bibliothek“ verdanken. Jacobsen hat mit Kjelland die realistische Darstellungsform gemein. Alles andere an ihm ist grundverschieden von der Art seines norwegischen Kameraden. Kjelland geht immer und überall von strenger Lebensbeobachtung aus und bleibt auch, indem er von der Beobachtung zur Gestaltung übergeht, stets innerhalb dieser realistischen Sphäre; denn seine Darstellungsform ist in der Regel nichts als genaue — oft allzu genaue Wirklichkeitswiedergabe. Bei Jacobsen dagegen ist die Phantasie die inspirirende Göttin. Eine viel reichere Natur als Kjelland, unterbreitet er seinen Novellen und Erzählungen oft genug rein phantastische Motive als Ausgangspunkte und Unterlagen der Handlung. Aber ähnlich dem berühmten züricher Maler Böcklin, führt er diese phantastischen Motive mit größter Strenge realistischer An-

*) Nämlich des norwegischen nach des Verfassers Anschauung. D. Red.

schauung aus, was ein wunderbares, oft ans Barocke und Bizarre streifendes Gemisch von Romantik und Realistik abgibt. Jacobsen ist mehr Dichter als der etwas nüchterne Empiriker Kjelland, und von der halb schneidigen, halb ironischen Polemik des kampfesfrohen Norwegers hat er kaum ein Atom. Sind die beiden somit dem Wesen nach sehr verschieden, so sind sie es der Form des dichterischen Vortrags nach nicht minder: Kjelland ist mehr Erzähler, Jacobsen mehr Schilderer; ersterer zeichnet, letzterer malt lieber; jener bevorzugt in seinem Schaffen einigermaßen einseitig die scharfe Linie des Silhouettisten, dieser zeigt daneben die weichere Farbe des Stimmungsmalers. Beide aber sind durchaus moderne Naturen.

Die „Nordische Bibliothek" bietet uns fünf Jacobsen'sche Novellen, welche den ganzen Reichthum des eigenthümlichen Poeten widerspiegeln. Am tiefsten erfaßt und am bedeutendsten durchgeführt ist unter ihnen ohne Frage die völlig modern und realistisch gehaltene psychologische Problemstudie „Frau Fönß", welche ein schwieriges Motiv behandelt: eine nahezu vierzigjährige Witwe schließt mit einem Jugendgeliebten eine zweite Ehe — welche Reflexe wirft dieser Schritt der Mutter in die Seelen der Kinder erster Ehe? Das Problem wird mit großer Zartheit angefaßt und mit vieler Feinheit gelöst. Den zweiten Rang hinter dieser meisterhaften Studie dürften die durch den Reiz einer düstern Stimmungs- und Situationsmalerei ausgezeichneten folgenden drei Nachtstücke einnehmen: das ganz in eine geheimnißvolle Lyrik getauchte, finstere Seelengemälde „Ein Schuß in den Nebel", die zwischen zwei Spielarten, nämlich der archivarischen Novelle und der mystischen Allegorie mitteninne stehende dunkelschattirte und in ihrem Grundgedanken nicht ganz klare Skizze „Die Pest in Bergamo", und die unheimlich beleuchtete Federzeichnung aus dem Bereiche des Aberglaubens „Zwei Welten". Als fünfte und schwächste in der Reihe dieser eigenartigen Novellen tritt die Erzählung „Mogens" hinzu, die zwar durch die seltsame Gestalt des Helden und eine Fülle fein empfundener Einzelheiten interessirt, einen einheitlichen Stil aber peinlich vermissen läßt, da sie die beiden Grundtöne im dichterischen Wesen Jacobsen's, das Realistische und das Phantastische, unharmonisch ineinanderklingen läßt.

Diese Jacobsen'schen „Novellen", deren Uebertragung ins Deutsche Marie Herzfeld in geistverwandter Weise besorgt hat, werden dem merkwürdigen dänischen Realromantiker sicherlich zwischen der Memel und der Mosel eine Reihe überzeugter Freunde werben und die nordische Novellistik mehr und mehr bei uns einbürgern helfen.

Die deutsche Erzählungskunst kann heute viel, unendlich viel von der nordischen lernen. Unser Dichterroß geht noch gar zu oft in altem Sielengeschirr, und die Sielen fangen an morsch und mürbe zu werden. Was nützen uns die stolzen, eingeprägten Wappen großer literarischer Ahnen auf den Metallknöpfen an Sattel und Zaum? Wie blank und sauber wir sie auch halten, das Gefühl läßt sich nicht zum Schweigen bringen, daß der junge, schäumende Renner sich in modischem Geschirr viel stattlicher und natürlicher ausnehmen würde. Einige kecke Reiter galoppiren auch schon in dem neuen Sielenzeuge und die andern sollten nachfolgen; denn unsere Erzählungskunst nimmt sich nachgerade recht schlecht aus in den Sielen des literarischen Herkommens und ästhetischer Ueberlieferung. Eins vor allem gebricht ihr, eins, das der jungen nordischen Schule so gut zu Gesicht steht und uns nicht minder gut kleiden würde: der satte Lakonismus und die realistische Prägnanz des modernen epischen Stils.

Ein Beispiel für das Gesagte nach seiner negativen Seite hin ist Friedrich Dernburg's zweibändiger berliner Zeitroman „Der Oberstolze" (Nr. 3). Ihm fehlt das Knappe und Gedrängte, die präcise und scharfe Linie des echten modernen Kunstwerks; er geht allzu oft in die Breite statt in die Tiefe, und vergißt, daß Dichten so viel bedeutet wie: verdichten. Diese Apostrophen: „Hast du, verehrter Leser, jemals ...." oder „Wenn du, geneigter Leser, an einem schönen Sommerabend ..." u. s. w. u. s. w., diese Apostrophen und Parabasen des Dichters ans Publikum, daneben die Zickzackmanier einer der Handlung vielfach vor- oder hinter sie zurückgreifenden Composition, das vorlaute Erklären und Auslegen der handelnden Personen von seiten des Erzählers, statt diesen Personen selbst das Wort zu lassen, das willkürliche Abreißen und Zerstückeln der Handlung, einer launenhaften Kapiteleintheilung zu Liebe, all das kennzeichnet diesen Dernburg'schen „Oberstolzen" als ein Erzeugniß der alten und hoffentlich immer mehr vom Programm zeitgenössischen Schaffens verschwindenden Erzählungsweise. Aber abgesehen von diesem Fehler der Schule, erweist sich der neue Zeitroman des bekannten Chefredacteurs der „National-Zeitung" nach mancher Richtung hin als ein beachtenswerthes und tüchtiges Werk.

Berlin ist der Schauplatz der Handlung. Der berliner Zeitroman ist in den letzten Jahren mehrfach und nicht ohne Geschick angebaut worden. Ich erinnere nur an Theophil Zolling's typische Gesellschaftsgemälde „Klatsch" und „Frau Minne". Behandeln jene beiden Spiegelbilder aus der deutschen Reichshauptstadt fast ausschließlich Menschen und Zustände der höhern Gesellschaft, und zwar dort die Aristokratie, hier die Künstlerwelt mit ihren Anhängseln, so führt uns der Dernburg'sche Roman in die tiefen und tiefsten Schichten des berliner Lebens; denn es sind die socialen und politischen Bewegungen und Umtriebe des Anarchismus der Gegenwart, in die er uns versetzt. Im Mittelpunkte der Handlung steht der Titelheld, „Der Oberstolze", eigentlich Siewert mit Namen, ein aus „guter Familie" stammender junger Mann, der durch die Schlechtigkeit eines gewissen Schlupke um sein Erbe, um Glück und guten Namen gekommen ist. Wir begegnen ihm als Arbeiter in der zum größten Theile diesem Schlupke gehörigen Lauenstein'schen Möbelfabrik, und sehen ihn dort durch seine Liebe zu der schönen Anna Henne gefesselt, der Schwester des Fabrikverwalters.

Um die Lauenstein'sche Fabrik nun und das, was dort geschieht, spielt sich der eine Haupttheil der Handlung ab. Der andere dreht sich um die anziehende Gestalt der von Amerika als Anarchistenspionin herübergekommenen russischen Gräfin Sereschin. Beide Radien der Handlung aber laufen in einem gemeinsamen Centrum, in der anarchistischen Bewegung, zusammen und erreichen ihren Höhepunkt in der durch die Anarchisten veranlaßten Zertrümmerung eines Eisenbahnzugs mittelst Unterwühlung des Schienenwegs, bei welcher Katastrophe die Gräfin ihren Tod findet. Mit vieler Feinheit ist der Faden der Handlung gesponnen, und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der Verfasser der durch den Stoff gegebenen Versuchung, ins Sensationelle und Effecthascherische zu fallen, nicht ganz widerstanden hat, so ist der Grundton doch ein edler und geistig vornehmer. Wie beispielsweise in die Umtriebe der Anarchisten, deren Schilderung, wie gesagt, das Hauptmotiv des Romans bildet, zwei Herzensgeschichten hineinspielen, die Liebe des Oberstolzen zu der lebendig hingestellten Anna Henne, und die des jungen Rechtsanwalts Radlow zu der nicht minder scharf und sicher gezeichneten Pauline Elldorfer, der Tochter eines der fanatischsten Umstürzler, das ist mit der warmen Innerlichkeit des echten Menschenkenners und Menschenfreundes und der vollendeten Technik des berufenen Erzählers ausgeführt. Die Charaktere haben meistens feste Umrisse. Allen andern voran ist dem Verfasser die Gestalt der im Solde der politischen Polizei stehenden abgefeimten Anarchistenspionin, der Gräfin Sereschin, gelungen, die ein Gemisch ist von Sinnlichkeit und Grausamkeit, von vornehmem Chic und plebejischer Brutalität. Der Spion Osman Jussef Bey und der von ihr genasführte, sie aber später verderbende Anarchist Mordtwein sind ferner interessante Trabanten dieser feurigen Sonne am Himmel des internationalen Spitzelthums. Neben ihnen aber bilden Elldorfer und seine Genossen eine eindrucksvolle Gruppe von Umstürzlern, während der Spitzenfritz, dieser gute Geist unter den Bösen, in wirkungsvoller Weise das Licht in der Nacht der allgemeinen Sittenverderbniß darstellt. Soll ich noch von den Nebenfiguren sprechen, so müssen die Verfechterinnen der Frauenemancipation, Frau Populorum und Fräulein Rodwitz, welche die komische, bezw. humoristische Seite der Bewegung, und der Locomotivführer Reppin, wie Mutter Mine, die das gesunde, tüchtige Bürgerthum vertreten, rühmend hervorgehoben werden.

Die geschickte Art, wie der Verfasser die Handlung enden läßt, verhilft der poetischen wie der moralischen Gerechtigkeit zum Siege, indem die zerstörenden Elemente zu Grunde gehen, und zwar in ihren eigenen Schlingen, die guten und edeln Ideen aber triumphiren.

Aus dem Gesagten erhellt, daß der Verfasser des „Oberstolzen" mit ebenso kühner wie geschickter Hand in jene gärenden und brodelnden Tiefen des socialen Lebens unserer Tage gegriffen hat, in denen die theils durch abnorme und ungesunde gesellschaftliche und geschichtliche Entwickelungen verbitterten, theils durch eigene Schuld moralisch verkommenen Elemente des heutigen Gesellschaftskörpers ihre Explosivstoffe zusammentragen. Es ist — und wäre es nur aus diesem rein stofflichen Interesse — in hohem Grade fesselnd und lohnend, dem Verfasser in diese Tiefen zu folgen. Das moderne, wie jedes Schriftthum hat neben seinen rein ästhetischen Aufgaben auch das Amt, uns unsere Zeit kennen zu lehren und uns zum Nachdenken darüber anzuspornen: wie heilen wir die Schäden dieser Tage?

Aus der beklemmenden Stickluft socialer Fragen und Kämpfe treten wir in eine rein menschliche Sphäre, aus dem dunklern deutschen Norden in die lichte Helle südlicher Landstriche, indem wir uns von Dernburg's berliner Zeitroman zu den „Sicilianischen Geschichten" von Konrad Telmann (Nr. 4) wenden. Leider fehlt es hier gänzlich an dem verfügbaren Raume, um auch nur andeutend auf den Inhalt der neun Novellen und Novelletten einzugehen, die den Inhalt der zwei Bände bilden. Diese Geschichten bewegen sich, wie der Titel andeutet, unter dem blauen Himmel Siciliens, und etwas von der Schönheit und Klarheit mittelländischer Naturstimmung wird in ihnen allen fühlbar. Telmann ist ein feiner Geist, zartbesaitet und gedankentief als Lyriker, weltgewandt und kenntnißreich als Erzähler. Seine Gegenstände sind nicht immer neu, aber er weiß sie stets mit der sorgsam abwägenden Hand des echten Künstlers zu wenden, zu drehen, sich zurechtzulegen und ihnen bedeutsame Seiten abzugewinnen. Die von ihm gezeichneten Gestalten haben meistens plastisches Leben und lebendige Plastik, die von ihm erfundenen Handlungen äußere Bewegung und innere Folgerichtigkeit, die von ihm angestrebten Ziele ethische Höhe und menschliche Größe. Er vermeidet vornehm alle Speculation auf Effect und Nervenreiz; er motivirt stets von innen heraus, niemals mit der Spitzfindigkeit des von außen calculirenden Sensationsschreibers. Meistens knapp componirt, zeigen seine Erzählungen doch die große Linienführung des von großen Gesichtspunkten ausgehenden Poeten, und kaum etwas kommt aus seiner Feder, das, ob in das Gewand des Verses oder der Prosa gekleidet, nicht durchweg den Stempel des Dichterischen an sich trüge. Das Gesagte gilt in vollem Umfange auch von den „Sicilianischen Geschichten"; sie bedeuten ein neues Blatt im wohlverdienten Dichterkranze ihres Verfassers.

Passend an diese wenigen Zeilen über Telmann's schönes Buch reihen sich ein paar Worte über die neuen Erzählungen, welche A. Schneegans soeben unter dem Titel „Romeo's Tochter" u. s. w. (Nr. 5) in die Welt hinaussendet. Hier wie dort italienische Luft und südliches Colorit! Dem Verfasser sind manche Gaben verliehen worden: er ist vor allem ausgestattet mit einer nicht gewöhnlichen Bildung und zielsicheren schriftstellerischen Technik. Aber ihm ist auch viel versagt worden, das Allerhöchste, das

eigentlich erst die bedeutenden Dichter und Künstler macht: eine naturursprüngliche geistige Physiognomie, die allein es vermag, den schaffenden Kopf von all den dichtenden Dilettantenköpfen eigenartig abzuheben. Der Band umfaßt die längere Novelle „Romeo's Tochter" und die beiden kleinern Erzählungen „Lenz im Herbst" und „Speranza". Die ersterwähnte Erzählung führt uns nach Sicilien und in die freiheitliche Bewegung des Jahres 1847 hinein. Die glücklich entworfene und geschickt durchgeführte Handlung spielt sich auf dem fein abgetönten Zeithintergrunde leicht und zugleich spannend ab, und der Conflict wird zu einer ergreifenden Lösung geführt. In dieselbe Zeit, wie „Romeo's Tochter", und abermals unter südlichen Himmel versetzt uns „Lenz im Herbst". Zeit- und Localcolorit sind hier nicht minder gut getroffen, wie in jener ersterwähnten Novelle; allein in beiden tragen die gezeichneten Charaktere allzu sehr ein blos conventionelles Gepräge, als daß sie uns mit der Macht wirklicher Lebensempfindung fesseln könnten, ein Vorwurf, der sich in noch erhöhtem Maße gegen die letzte dieser drei Erzählungen, gegen „Speranza", geltend machen läßt. Diese sich im knappen Gewande der Skizze spannend bewegende Novellette greift ins 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück und dichtet mit vielem Geschick ihre Handlung in den Zauber sicilianischer Landschaftsschönheit hinein. Aber diese „Speranza" trägt, wie es in der Art solcher geschichtlicher Studien liegt, doch allzusehr den Charakter des Akademischen und Archivarischen, als daß die Wirkung eine volle und eigentlich dichterische sein könnte. Immerhin gehören diese „Italienischen Geschichten" von A. Schneegans zu den wenn auch nur mittelwerthigen, so doch durch tüchtige künstlerische Arbeit und entschiedenes natürliches Talent ausgezeichneten und darum achtbaren Hervorbringungen des jüngsten belletristischen Büchermarktes, und dürfen als solche der Beachtung empfohlen werden.

Begann meine heutige Umschau mit der Würdigung zweier eigenartiger Werke der jüngsten nordischen Erzählungsliteratur, reihte sie daran einen Hinweis auf einen echten Zeitroman aus der Gesellschaft, um alsdann flüchtig hinzublicken auf zwei Novellenbücher, die uns in italienisches Leben versetzen, so mag sie schließen mit der Notiznahme von einem schlichten Büchlein, das uns in das dörfliche Gebirgsleben führt: „Sommerfarben" (Nr. 6) von Benno Rüttenauer. Eine Reihe ansprechender Kleinigkeiten! Der Verfasser bietet uns schlichte, harmlose Geschichten — er nennt sie optimistische —, die hier ans Märchenhafte, dort ans Legendarische streifen. Immer klar und übersichtlich, wenn auch mitunter ein bischen gar zu gewöhnlich in der Erfindung, immer geradlinig in der Composition und einfach in der Darstellung, erweisen sich diese Sächelchen als durchaus volksthümliche Erzeugnisse. Es sind vier Geschichten, die uns hier geboten werden. Die erste, „Auf dem Zauberberge", schildert uns die Bildungs- und Liebesgeschichte eines jungen Malers, der aus seiner wilden Gebirgsheimat in die Stadt kommt und dort sein Herzensglück findet. Die zweite, „Sein erstes Abenteuer", erzählt mit viel Anschaulichkeit und Lebendigkeit eine Wandergeschichte aus Südfrankreich. Die dritte und innerlich bedeutendste, „Der Philosoph an der Straße", zeichnet uns einen steinklopfenden Demokrit vom Laude, und rahmt die Geschichte des Alten ein durch die Liebesgeschichte eines jungen Paars. Die vierte endlich, „Die heilige Magdalena von Witscht", thut mit sachkundigem Geschicke dar, wie ein einfaches Bauermädchen zum Glorienscheine der Heiligkeit gelangen kann. Freunde volksthümlicher Erzählungskunst werden in Benno Rüttenauer's „Sommerfarben" eine Lektüre finden, die in das Leben der Gebirgsbewohner mit vielem Verständnisse einführt und zugleich das Herz erfreut und die Phantasie beschäftigt.

Ernst Biel.

Neue Gedichte.

1. Am Mittelmeer. Gedichte von Paul Lanzky. Stuttgart, Metzler. 1890. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es liegen hier die schwermüthigen lyrischen Ergüsse eines Dichters vor, der, wie es den Anschein hat, mit Kunst und Leben abgeschlossen hat. Seine Lieder erscheinen in um so dunklern Farben, als die südlichen Landschaften, auf deren Bergen sie entstanden, mit allem ihren Farben- und Blütenreichthum ihnen eine leuchtende Folie leihen. So gleichen sie düstern Nachtfaltern, die durch mondenhelle Sommernächte flattern. Uns bleibt nur übrig, dem Dichter Genesung und seinen etwaigen künftigen künstlerischen Aeußerungen einen frohmüthigen Aufschwung in die stillen Reiche der Entsagung zu wünschen, wenn ihn anders neues Hoffen nicht beglücken will. Der Ausblick freilich, welchen er selbst uns in seine Zukunft erschließt, ist mit grauem Wolkenflor verhangen:

Ueber alle Lebenstrümmer
Bin ich muthig fortgezogen,
— — — — — — —
Nur von einem namenlosen
Wahne ward mein Sinn vernichtet,
Der auf Sonnenschein und Rosen
Wie auf jedes Gut verzichtet.
— — — — — — —
Jenem Wahne sondergleichen,
Vor dem alle Schicksalsgaben
Jäh zerrinnen und erbleichen, —
Dem: umsonst gelebt zu haben.

Mögen neue, und wir wünschen es allerdings, früchtereiche Erfolge seines poetischen Strebens dieses lähmende

Bewußtsein, das er ja selbst einen Wahn nennt, zunichte machen.

2. Alte und neue Lieder. Gedichte aus Chile und Argentinien von Hugo Ernst. Buenos-Aires, Nolte. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ob die Lieder ein Recht besäßen, die Reise über das Weltmeer nach dem deutschen Büchermarkte anzutreten, hätte drüben untersucht werden müssen: nun sie es gethan und sich aus engeren in weitere Kreise gewagt haben, muß die Kritik dies beklagen. Es fehlt dem Verfasser nicht an warmem Gefühl und einer alltäglichen Reimfertigkeit, aber sein dichterisches Vermögen verharrt auf zu niederer Stufe, als daß seine Auslassungen sich zu literarischer Daseinsberechtigung zu erheben vermöchten. Doch will ich das Gastrecht dieser Erzeugnisse so weit ehren, daß ich mir versage, dies mit Belegen zu erhärten. Dichtungen, die über lediglicheres Familieninteresse hinaus sich nicht erweitern, haben kein Anrecht an die Gesammtheit, wenn sie nicht etwa einer bedeutenderen dichterischen Individualität durch Beiträge zu ihrer Entwickelungsgeschichte zur Erläuterung dienen.

3. Natur und Gnade. Gedichte von Clemens August Schlüter. Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 3 M.
4. Gottesminne. Lieder von Eduard Lamerdin. Karlsruhe, Evangelischer Schriftstellerverein für Baden. 1889. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.
5. Aus der Heimat in die Heimat. Gedichte von H. Hugendubel. Gotha, Schloeßmann. 1890. 12. 2 M. 40 Pf.

In jeder der drei Sammlungen überwiegt das religiöse Element und auch in ihrem äußern metrischen Gepräge sind sie nicht eben sehr verschieden. Allen gemein ist, ob sie nun evangelisches oder katholisches Gepräge tragen, der gleiche lebendige Herzschlag frommer Gläubigkeit und der innige Zug christlicher Zuversicht und Ergebung. Nur in der Begrenzung ihres äußern Horizonts sind die drei Dichter voneinander wesentlich verschieden; Hugendubel preist in wohlgemeinten Liedern sein heimatliches Schweizerland, während Schlüter unter den Tulpenbäumen des Susquehanna träumt und Lamerdin den deutschen Wald und seine Maiblumen besingt und den Sturm der Nordsee schildert, um mit einem friedlichen Stimmungsbilde: „Sonntagsmorgen auf Helgoland", seine Sammlung löblich zu beschließen. Das Talent der drei Dichter ermangelt einer ausgesprochenen Individualität. Es ist vergänglicher Eintagssang, der seine Schwingen hier entfaltet, indessen der Dilettantismus, der diese Versuche erzeugte, hält das Auge auf Sterne gerichtet, deren Glanz auf diese Verse einen freundlichen Schimmer streut.

Ungleich verdienstvoller allerdings ist die folgende Veröffentlichung, welcher wir nicht nur in theologischen Kreisen fröhliche Verbreitung wünschen:

6. Joh. Valentin Andreä redivivus. Eine Pastoraltheologie in Versen von F. Chamloth. Braunschweig, Wollermann. 1890. 12. 1 M. 80 Pf.

„Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" von J. V. Andreä ist der Sammlung vorausgeschickt. Eine kurze Biographie des Dichters ebenfalls vorauszusenden, wäre nicht vom Uebel gewesen. Dann folgen Chamloth's eigene Gedichte unter dem gewagten Titel: „Joh. Valentin Andreä redivivus". Aber er mag hingehen. Die Verse sind originell und inhaltsvoll genug. Sie folgen sich in dieser Gruppirung: 1) „Von der Berufung"; 2) „Vom Studium"; 3) „Vom Examen"; 4) „Von der Predigt und Liturgie"; 5) „Von der Seelsorge"; 6) „Aus Amt und Leben"; 7) „Vom Pastor und Lehrer"; 8) „Von den Pastorenfrauen"; 9) „Ein seliges Ende". Gruppe 8 ist etwas mager gerathen. Ist des Verfassers Gesichtskreis hier so eng? Ein erbauliches Kapitel hätte sich auch den Pastorensöhnen widmen lassen, aber ein noch viel erbaulicheres den Pastorentöchtern. Die ganze Sammlung ist überhaupt zu ärmlich gerathen. Das Register hat zu viel Löcher. Auch ist die vorgetragene Weisheit durchaus nicht immer unanfechtbar. So heißt es S. 48:

> Wer heute Theologie studirt
> Auf idyllisches Leben, bequemes Brot —
> Hat gründlich sich in der Zeit geirrt.
> Der würdige Pfarrer von Grünau ist todt.

Ich kenne und kannte manchen!

7. Glockenspiel. Gesammelte Gedichte von Heinrich Seidel. (Gesammelte Schriften, siebenter Band.) Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Lieder sind Theodor Storm zum Gedächtnisse gestiftet. Heinrich Seidel nennt sich seinen Schüler. Schade, daß der Leser auf solche Weise auf die klaffende Kluft hingewiesen wird, die Meister und Jünger trennt. Es ist ein Unterschied zwischen dem Storm'schen Liede und dem seinen wie zwischen dem Dufte der Heide und den Primelgerüchen eines Registratorgärtchens. Aber auch Primeln sind angenehme Blumen und ermangeln nicht des Wohlgefallens, das Blumen haben sollen. Und Seidel spendet uns in diesem Bande einen ganzen vollen frischen Liederstrauß, der zu sinnig gebunden ist und zu wohlthuend in seinem bescheidenen Farbenspiele wirkt, als daß wir der anspruchslosen Gabe nicht Dank sagen sollten. Denn ein tieferes Genießen bieten sie nicht. Ihr Gewicht ist leicht. Form und Inhalt ist nicht eben eigenartig. Jene deckt sich zumeist mit der vierzeiligen Heine'schen Strophe, und dieser ist wenn auch nur gelinde von unserer Tage modischem Pessimismus angekränkelt. Aber nicht jeder deutsche Tag kann Storm'sche Lieder zeitigen. Genug, daß die Seidel'schen formell vollendet sind, ihr Fluß durch und durch melodisch ist, daß sie von einer sinnigen Naturanschauung beseelt sind und ihre Empfindung sich in einer klaren wohllautenden Sprache ergießt, ob ihr ergreifende Macht und hinreißende Gewalt auch gebreche. Deshalb rathen wir dem Dichter von der Ballade ab. Romanzen — sei's! Aber die Ballade kann er so wenig wie ein Gunther eine Brunhild meistern. Um so höhere Begabung indessen ist dem Dichter für das launige

Gelegenheitsgedicht zu eigen, wie denn ein unerschöpflicher Humor dem Ernste seiner Lebensanschauung zur Seite geht. Witzsprühend ergießen sich die „Reimkunststücke aus der Mappe des lyrischen Dichters Johannes Köhnke" unter dem Motto:

Wohl kann ich dich zum Chokoladenladen laden,
Doch nicht mit dir in Baden-Baden baden.

Daß dabei (S. 335) ein niedrig gesonnener grammatischer Fehler gröbsten Kalibers unterläuft, soll unsere Anerkennung der Köhnke'schen Reimmühen nicht beeinträchtigen, denn wir gehören nicht zu jener unverbesserlichen Recensentenrotte, von denen er klagt:

Man kann Rhinocerosse musikalisch machen!
Und süße Rosendüfte infernalisch machen.
Man kann ein jedes Rindvieh idealisch machen,
Den Esel witzig auch wie Busch und Kalisch machen —
Doch Recensenten kann man nie moralisch machen.

8. Gedichte von Albert Möser. Erste Sammlung. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 3 M.

Möser besitzt eine reiche Sprache, aber er geht zu wenig haushälterisch mit ihren Schätzen um; er besitzt eine ihm immer gefällige dienstfertige Phantasie, aber er übt an ihren Eingebungen nicht hinreichende Kritik. Deshalb zerfließen seine Verse zu sehr ins Breite, und nicht selten verläuft sich mit den ausgedehnten disciplinlosen Versströmen der geistige Kern. Bunte Wortmalereien bleiben, aber die poetische Essenz hat sich verflüchtigt. Seine Manier ist zu langathmig. Seine Farben sind zu schillernd. Was das lyrische Genie in vier bis acht Zeilen zu gestalten weiß, dafür gibt Möser ebenso viele versreiche Strophen aus. Er könnte in dieser Beziehung Heinrich Seidel zum Muster wählen. Daß es seinen Schilderungen nicht an Stil gebricht, sei gelobt, aber auch seinen Balladen fehlt der dramatische Nerv. Möser schafft mit idealem Eifer, und fast unwillkürlich scheint sich sein Denken und Fühlen zu verdichten. Aber ein derartiges Schaffen läuft zu leicht Gefahr, sich an der Fülle der zudrängenden dichterischen Vorstellungen zu berauschen und des geistigen Gleichgewichts verlustig zu gehen, welches erforderlich ist, die werdenden Erscheinungen und Gebilde mit objectivem Urtheile zu klären und zu sichten oder zu zerstören. Ich möchte keine Nummer in dem vorliegenden umfangreichen Bande dem letzten Schicksal geopfert wissen, und doch auch vermöchte ich nicht einer einzigen den Preis einer höhern Vollendung zuzusprechen, denn ihr innerstes Wesen ist zu wenig in sich geschlossen und zersetzt sich zu sehr in zerflatternder Wortfülle und ziellos gaukelnden Rhythmen.

9. Terje Wigen. Eine nordische Mär von R. Echtermeier. Braunschweig, Lohmann. 1889. 8. 80 Pf.

Die kurze Erzählung wird in schneller Entwickelung zu ihrem Scheitelpunkte geführt. Der Stil befleißigt sich äußerster Gedrungenheit, der Vortrag des knappsten Ausdrucks. So ist die herbe Form dem spröden Inhalt und die derbe Sprache dem rauhen Helden vortrefflich angepaßt, und selbst das landschaftliche Colorit kommt trotz solcher sprachlichen Enthaltsamkeit nicht zu kurz. Das Ganze gibt ein Stück norwegischen Lootsenlebens.

10. Geriswind. Eine Mär aus Alt-Sachsenland von Paul Robitzsch. Dresden, Pierson. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Dichtung führt uns in die Zeit der Kämpfe Karl's des Großen und der Sachsen. Der Stoff ist unterhaltend, der epische Vortrag gewandt, die sprachlichen Farben bleiben in lebendigem Wechsel. Die Form ist nicht eben kunstvoll, aber gefällig, dahingegen das grammatische Gefühl leidlich unsicher, z. B.:

Ihr habt uns überrungen ...

und das metrische Gleichgewicht vielfach schwankend.

11. Odinskinder. Zwei epische Dichtungen von Wilhelm Emanuel Backhaus. Dresden, Pierson. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Die zweite der Erzählungen befindet sich in einem sonderbaren Gegensatze zur ersten. Herrscht hier eine weiche Zerflossenheit der Form wie der Gedanken und die wasserdünne Romantik einer so zerfahrenen wie gehaltleeren Entführungsgeschichte auf orientalisch drapirtem Hintergrunde, so weiß die letzte dieser Dichtungen die weltkundige Begegnung Luther's und des Schenken Eberhard zu Erbach zwar etwas wortreich, aber anschaulich und ansprechend zu erzählen und mit poetischem Rankenwerk zu verzieren.

12. Die Worte der Mala. Von Heinrich Hugo. Leipzig, Fock. 1890. 16. 50 Pf.

Es ist scheinbar ein erster dichterischer Versuch, der vorliegt. Jedenfalls ist ihm der Vorzug nachzurühmen, daß er räumlich anspruchslos auftritt. Kein dicker Band selbstgefälliger Lyrik — ein paar Seiten sich sehr bescheiden einführender rhythmischer Prosa. Wenn sie nur überall correct und verständig und verständlich wäre! Des Dichters Streben scheint mir noch in dem Anfangsstadium seines Werdens zu verharren. Mehr Klarheit inskünftige und weniger mystischer Tiefsinn! Immerhin bleiben wir angenehm gespannt auf die Wandlung, in welcher sich uns Heinrich Hugo zum nächsten male nahen wird. Die Blätter, welche die „Worte der Mala" füllen, erheben sich nicht über den Werth eines gründlich verworrenen sprachlichen Uebungsstücks.

Adalbert Schroeter.

Aus Ostafrika und vom hohen Meere.

1. In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara. Von O. Baumann. Mit 18 Illustrationen von H. L. Fischer und F. Zimmerman nach Skizzen des Verfassers, sowie nach Photographien, und einer Originalkarte. Wien, Hölzel. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses auch in seinem Aeußern vortrefflich ausgestattete Buch berichtet von dem Durchzuge des Verfassers an der Seite Dr. Hans Meyer's von Pangani aus durch Usambara, um den Kilimandscharo zu erreichen, welche Absicht dann, wie man weiß, durch den heimtückischen, von Buschiri verursachten Ueberfall damals vereitelt wurde. Eine dem Werke beigefügte Karte verdeutlicht uns zum ersten male in größerm Maßstabe die Grundzüge der Landesgestalt dieses für die Zukunft unsers colonialen Aufschwungs im ostafrikanischen Küstenlande hochwichtigen Gebirgslandes von Usambara, dessen Natur und Bevölkerung wir an der Hand des recht klar verfaßten Reiseberichts erst im einzelnen kennen lernen, ehe sich uns am Schlusse ein zusammenfassendes Gesammtbild des Landes entrollt, begleitet von einem lehrreichen Kapitel über Handel und Plantagenbau im tropischen Afrika überhaupt.

Usambara ist ein Glied in der Reihe mäßig hoher Gebirgsländer, welche sich lagern zwischen den Küstensaum des indischen Weltmeeres und das innerafrikanische Hochland. Es erhebt sich auf der linken, also der nordöstlichen Seite des Panganiflusses und entsendet nach Nordosten die Quellflüsse des Umba, des derzeitigen Grenzrains zwischen der deutschen und der englischen „Interessensphäre" in Ostafrika.

Hauptsächlich besteht der Boden aus Gneis, ist jedoch vielfach an seiner Oberfläche in jene eigenthümliche Thonmasse verwittert, welche man ihrer oft grell ziegelrothen Färbung wegen den Namen Laterit beigelegt hat. Sowol in Muldentiefen als auf Bergeskuppen trifft man diese wegen ihrer weiten Verbreitung auch durch die afrikanischen Tropen so wichtige Bodenart, die bemerkenswertherweise gerade in Usambara nicht wie meistens anderwärts zufolge allzu leichter Austrocknung in den regenärmern Jahreszeiten mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist.

Den Südosten des Usambaragebirges decken ausgedehnte Wälder; nur an den gerundeten Kämmen tritt da bisweilen nackter Fels zu Tage. In den tiefern Lagen zeigt sich der Wald hochstämmig und dicht, höher hinauf (gegen 1000 Meter) rücken die hochstämmigen Bäume weiter voneinander, das Unterholz nimmt zu, die herrlichen Formen der Baumfarne, der Bananen erfreuen das Auge des Reisenden.

Fast unvermittelt folgt darauf die Kampinenregion gen Nordwest. Hohes, steifes Gras überzieht plötzlich Hänge und Mulden, dazwischen gedeihen nur vereinzelt niedrige, wie verkrüppelte Bäume und Dornsträucher; die an länger dauernde Trockenzeit angepaßten cactusähnlichen Euphorbien verleihen der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Es ist die Gegend einer Einsenkung zwischen höhern Gebirgstheilen, welche der Luengera zur Abwässerung nach dem Pangani benutzt, und wol dieser Bodenform ist es zuzuschreiben, daß die auf den höher ragenden Umgebungen abgeregneten Lüfte hier trockener wehen, zusammenhängender Waldwuchs deshalb nur dort gedeiht, wo längs den Flüssen Grundwasser den Uferboden durchfeuchtet.

Sobald wir den höhern Nordwesten betreten, nimmt die Landschaft alsbald wieder tropischen Waldcharakter an, zugleich aber gelangen wir in die Gegend der Hochweiden, denn hier steigt das Gebirge bis gegen 2000 Meter. Baumfarne bilden da manch liebliche Gruppe am Rande der Bäche, die Hochweiden tragen alpenhafte Matten weicher Grasarten, dazu Farnkräuter und Heidegewächse der Ericagattung.

Die Temperatur des Usambara-Berglandes ist der Bodenerhebung gemäß durchaus keine drückende. Ja, soweit man aus der Wasserwärme der Quellen auf die durchschnittliche Jahreswärme der Luft schließen kann, würde sich letztere auf etwa 20° C. stellen, mithin diejenige des südlichsten Europa kaum überragen.

So reich die umliegenden Ebenen an großen Säugethieren sind, so arm zeigt sich in dieser Hinsicht das Gebirge Usambaras. Nur selten bemerkt man den Löwen oder Leoparden, die Hyäne oder den Schakal. Im Dickicht huschen eichhornartige Nager, verbergen sich Meerkatzen. Unter den Reptilien fallen seltsam geformte Chamäleons auf, die Hochweiden geben an Insekten, besonders an Schmetterlingen gute Ausbeute.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus echten Bantunegern, den Waschambâ. Es sind mittelgroße, zähe, kräftige Bergbewohner, welche zwar noch wie seit alters die Beschneidung üben, den Lendenschurz oder Mantel aus fein gegerbtem Leder jedoch mit den von Fremden eingeführten Kleidermoden bereits vertauscht haben. Dunkelblaue Zeuge werden besonders gern getragen, aber selbst weiße Nachtmützen, der türkische Tarbusch begegnet in den entlegensten Landestheilen, wohin noch kaum ein Europäer den Fuß gesetzt hat. Auch Bogen und Pfeil wird mehr und mehr verdrängt von der Flinte. Und keinen Waschambâ sieht man ohne die Tabackspfeife, bestehend aus einem langen Rohre und einem kleinen schwarzen Thonkopfe.

Um ihre Gebirgsdörfer aus bienenkorbähnlich geformten Rundhütten betreiben die Waschambâ wohlgeordneten Ackerbau neben Viehzucht. Hauptnahrungspflanze ist die Bohne, außerdem wird natürlich Negerhirse (Durra) gebaut, welche den täglich genossenen dicken rothen Mehlbrei liefert, ferner Maniok, Reis, Bananen, Zuckerrohr (zur Bereitung des berauschenden Labetrunks, des Pombe) und massenhaft Taback. Häufig bekommt man saure und süße Milch, sowie Butter zu kaufen, denn überall hält man Buckelrinder, welche des Morgens von den Sklaven auf die Weide ge-

trieben, abends hingegen in die Umzäunung, manchmal sogar in die Hütten gebracht werden, um sie gegen Diebe und Räuber zu schützen.

Der Verfasser urtheilt gewiß nicht optimistisch, sondern auf Grund unvoreingenommener genauer Bekanntschaft mit dem Lande, wenn er dies Usambara (beinahe doppelt so groß wie das Herzogthum Anhalt) ein „schönes, vielversprechendes Gebiet" nennt, in welchem der nun nach der Bändigung des bösen Aufstandes rüstig anzugreifende Plantagenbau gar mannichfaltigen reichlichen Ertrag, zunächst an Taback, in Aussicht stellt.

2. Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Scenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Culturerfolge der christlichen Mission, Sklavenhandel. Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Colonialpolitische Fragen der Gegenwart. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Johannes Baumgarten. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 8 M.

In der löblichen Absicht, das Interesse weiterer Kreise des deutschen Volks an den bedeutungsvollen, uns seit 1885 im äquatorialen Ostafrika obliegenden Aufgaben zu allererst durch besseres Verstehenlernen dieser letztern zu erschließen, hat der Verfasser eine große Zahl von Büchern und Zeitschriftabhandlungen auf einschlägige größere oder kleinere Partien hin ausgezogen und dieselben durch systematische Anordnung, sowie gelegentliche als Verklammerung dienende kleine Einschaltungen aus seiner eigenen Feder zu einem Ganzen vereint.

Fast durchweg vernehmen wir die Werke der herangezogenen Autoren selbst, neben bekannten Afrikaforschern wie Schweinfurth, Nachtigal, Paul Reichard, Missionare wie Livingstone und Krapf, Missionsforscher wie Grundemann, Colonialpolitiker wie Fabri oder Hübbe-Schleiden.

Denn auf dreierlei geht diese Chrestomathie aus: das Wesen der Mission überhaupt, insbesondere der afrikanischen, nach ihrer praktischen Wichtigkeit für Hebung der Naturvölker zu höherer Bethätigung kennen zu lehren, bunte Bilder von ostafrikanischen Ländern und Völkern am Auge des Lesers vorüberzuführen, schließlich bei den greifbaren deutsch-ostafrikanischen Aufgaben mit ernster Mahnung zu verweilen. Gerade die letztgedachte Zuspitzung der Gesammtdarlegung hätte zwar den Umfang des ostafrikanischen Landraumes, der hier zu behandeln war, weit enger abzustecken erlaubt. Beschränkte sich der Verfasser auf das uns Deutsche nächst angehende Land vom afrikanischen Osthorn bis zum Rovuma, vom Indischen Ocean bis an die großen Seen, schweifte er nicht hinaus bis nach Abessinien, Nubien und Wadai, so verkleinerte er sein Buch, ohne ihm für den vorschwebenden Hauptzweck irgendetwas zu entziehen. Ein Buch verkleinern, ohne es zu verkümmern, ist aber stets eine Verbesserung desselben; der Käufer spart dabei Zeit und Geld, der Verleger erfreut sich größern Absatzes. Im vorliegenden Falle hätte die Ersparniß an Druckbogen vollends einen jetzt recht empfindlich fühlbaren Mangel beseitigen helfen: den einer Karte, die genau das bietet, was für den Leser in Betracht kommt. Wir möchten wünschen, daß trotzdem diese im ganzen genommen glückliche Auswahl von sachkundigen Berichten und Schilderungen trefflicher Kenner Ostafrikas den Weg ins deutsche Haus fände. Denn es lebt in dieser Sammlung ein versöhnlicher Geist, der den bösen Hader von katholischer und protestantischer Mission nirgends schürt, dem thörichten Missioniren behufs bloßer Annahme christlicher Aeußerlichkeiten seitens der Heidenvölker nirgends das Wort redet, um so wärmer dafür der den ganzen Menschen veredelnden und ihn zur Culturarbeit spornenden Christianisirung seine Fürsprache zollt, die wirklichen Greuel des arabischen Sklavenhandels aus echten Quellen deutet, ohne phantastisch der wüsten Idee eines „Kreuzzugs" zur Ausrottung der afrikanischen Sklaverei zu fröhnen, ja, eine solche gänzliche Ausrottung der Sklavenhaltung daselbst vorderhand auch nur für möglich zu halten; vornehmlich jedoch wünschen wir dem erweckenden Zuspruche, die deutsche Nation möge sich von England im großen Werke der Cultivation und Sittigung der auf einmal in den Vordergrund des Zeitinteresses gerückten weitgedehnten Lande gegenüber von Sansibar nicht überflügeln lassen, recht allseitig bei uns Gehör.

Was unser Kaiser kürzlich als den Zweck der geographischen Ausbildung unserer künftigen Offiziere bezeichnete: neben der gründlichen Kenntniß des deutschen Vaterlandes ein tiefer eindringendes Verstehen des Auslandes und seiner Bewohner, das ist zumal für unsere Reichsschutzgebiete von unserm ganzen Volke zu erstreben. Erst dann kann der Deutsche bewußtvoll Stellung nehmen zu den einander widerstreitenden Meinungen über den Werth der deutschen Colonien, wenn er diese ernsthaft zu würdigen gelernt hat nach ihrer Natur und nach dem Werthe ihrer Entwickelung zu Pflanzungsländereien für Hebung der deutschen Volkswohlfahrt im weitesten Sinne.

3. Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von H. Drummond. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Khartum". Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 4 M.

Ein allerliebstes, schmuckes, auch hübsch illustrirtes Büchlein, das auf 253 Seiten mehr an unterhaltender Belehrung bietet als mancher schwere Band, den beinahe nur ein Athlet für die Dauer frei in der Hand zu halten vermag! Der naturwissenschaftlich durchgebildete Verfasser beschert uns elf Aufsätze, die, lose oder eigentlich dem Aeußern nach ganz unverbunden aneinandergefügt, doch innig zusammenschließen, weil sie alle in lebendigster Sprache und auf Grund scharfer Beobachtung an Ort und Stelle über das tropische Ostafrika handeln. Bald führt uns der geistvolle Verfasser im fesselnden Plauderstile durch Wald und Savanne, zu Wasser oder zu Lande den Zambesi und Schire hinan an die mächtigen Seespiegel des Njassa und Tanganika oder auf die Hochfläche zwischen diesen beiden, um uns gewissermaßen selbst die Leiden und Freuden des Lebens in der baren Wildniß, das drückende Gefühl

der Abgeschiedenheit von aller Cultur, aber auch die hehren Eindrücke einer freien, nirgends unter Menschenjoch gezwängten Natur genießen zu lassen; bald gewährt er uns packende Blicke auf das äußere, so ärmliche Dasein des ostafrikanischen Negerlebens mit Tiefblicken in die Seelenzustände des Negers; bald läßt er uns ganz im einzelnen das Leben der zerstörungslustigen Termiten beschauen oder die wunderbare „Verstellungskunst", durch welche sich allerhand ostafrikanische Insekten in Körperfärbung und Körperhaltung dem Aussehen ihrer Umgebung bis zur Unerkennbarkeit anschmiegen; bald belehrt er uns über ein Stück ostafrikanischer Klimakunde und Geologie. Das für uns zur Zeit Wichtigste aber sammelt er in den Aufsätzen über Sklaverei und Colonialpolitik in Afrika, bei welchen wir deshalb noch ein wenig weilen wollen.

Henry Drummond ist von englischem Freimuthe, zugleich von unverheuchelter Warmherzigkeit beseelt. Er hat das tiefe Leid mit angesehen und schildert es uns in ergreifenden Bildern aus der eigenen wie aus fremder Erfahrung: die immer gräßlicher um sich greifenden Menschenjagden der Araber, gerichtet auf die widerstandsschwachen Neger, „die Herzkrankheit Afrikas":

Nicht lang ist's her — es geschah am Schlusse des Jahres 1887 und am Nordende des Njassasees —, daß die Araber, nachdem sie vierzehn Dörfer zerstört und die meisten Einwohner ermordet hatten, die Bevölkerung eines Dorfs ins hohe trockene Gras trieben, dasselbe in Brand steckten und umringten, um zu erschießen oder zu durchspießen, was die barmherzigern Flammen etwa verschonten. Der Wankondestamm, zu dem diese Unglücklichen gehörten, war bis dahin einer der blühendsten Völkerschaften Osteentralafrikas; sie bewohnten eine Gegend von besonderer Fruchtbarkeit und Naturschönheit. Drei Flüsse, die ihnen in der trockensten Jahreszeit nicht versagten, bewässerten ihr Gebiet und ihre Ernten waren die reichlichsten und mannichfaltigsten im Lande. Sie besaßen Heerden von Hornvieh und Ziegen, sie fischten im See mit Netzen, sie schmiedeten Eisen und verfertigten Speerklingen mit erfinderischem Geschick; ja daß selbst Kunstsinn bei ihnen sich zu entwickeln anfing, bewiesen die Schnitzereien an ihren Hütten, die an sich nicht ihresgleichen in Afrika hatten, weder an zweckmäßiger, noch an gefälliger Bauart. Dieses Volk, um es kurz zu sagen, war durch seine angeborene Befähigung und dank den natürlichen Vortheilen seines Landes auf dem besten Wege zur Civilisation. Nun beachte man die raschen Stadien ihrer Zerstörung. Ein unscheinbares Rinnsal, ein Ausfluß des arabischen Stroms, der mit lautlosem Laufe und stets wechselndem Bette nie aufhört, Afrika zu durchfluten, sickerte vor einer Reihe von Jahren in ihr Land. Die Araber wurden zuerst nur geduldet, sie verhielten sich bescheiden und nahmen nichts, wofür sie nicht zahlten. Sie erwarben sich Grundbesitz von den Wankondehäuptlingen, deren Oberhoheit sie anerkannten. Mit der Zeit aber nahmen die Araber überhand, es kamen ihrer immer mehr, die Fuß faßten und anfingen, sich zu behaupten. Einer der Eindringlinge wurde als „Sultan von Nkonde" zum Oberbefehlshaber erhoben. Es gab Reibereien, die Spannung wurde immer größer und nach unzähligen kleinern Häkeleien wurde es Ernst mit der Feindseligkeit, die Katastrophe wurde herbeigeführt. Es folgte ein Blutbad über alle Beschreibung und die Ueberreste der Wankonde wurden aus ihrem Vaterlande in die Sklaverei geschleppt.

Dies ein Beispiel für hunderte ähnlicher Begebnisse! Durch Pulver und Blei sind die Araber den mit Spieß und Bogen bewehrten Negervölkern überlegen. Jeder neue Erfolg ihrer grausamen Ueberfälle der armen Schwarzen gewährt ihnen durch den Verkauf der schwarzen Menschenwaare (nachdem zuvor freilich meist die Hälfte der verketteten Gefangenen auf dem Hinwege nach der Küste den Unmenschlichkeiten erlegen) neue Hülfsmittel zu stets weiterer Ausdehnung ihrer Raubzüge. Die Feindseligkeit der Negerstämme untereinander gibt den durch Islam und Nationalität zusammenhaltenden Arabern schönste Gelegenheit, Bundesgenossen unter der schändlich für ihren Eigennutz chronisch ausgebeuteten schwarzen Rasse selbst zu werben und sie den andern durch Bewaffnung mit dem Feuergewehr furchtbar zu machen, auch im Falle der Minderzahl. Und so dehnen diese arabischen Räuber nun schon längst ihre Razzias in fliegenden Colonnen weit über die östlichen Küstenländer Südafrikas ins Innere. Afrika vergießt gen Osten unablässig, ja, anscheinend immer ärger sein Herzblut, nachdem längs der Westküste der Sklavenhandel aufgehört hat infolge der Aufhebung der Negersklaverei in Amerika. Nächstenliebe, versichert unser Verfasser mit vollem Rechte, kann hier allein helfen, brüderlicher Bund der Neger gegen ihren gemeinsamen Bedränger, den Araber, zielbewußtes Einschreiten Deutschlands und Englands im Namen der Menschheit gegen die Araberbanden von der Küste aus, sowie längs des Zambesi und der großen Seen, welche günstigste Bahn darbieten für Dampfer, um die vorgeschlagenen „militärischen Sicherheitspatrouillen" rasch und kräftig zu unterstützen.

4. Geschichte der Schiffahrt. Bilder aus dem Seewesen von J. Friedrichson. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 6 M.

Keine gelehrte und erschöpfende Geschichte des Seewesens aller Zeiten liegt uns in diesem saubern, handlichen Büchlein vor, sondern eine Reihe von Charakterbildern aus der Geschichte der Seefahrten derjenigen Nationen, welche zu höherer nautischer Bedeutung emporgedrungen sind.

Die Phönizier und Hellenen beginnen den Reigen. Es folgen die Normannen als Vertreter der nautischen Größe Italiens im Mittelalter, Venedig und Genua, dann Spanien und Portugal nebst unserer Hansa, Hamburg und die Anfänge der brandenburgischen Schiffahrt unter dem Großen Kurfürsten, die Niederlande, England, Frankreich, endlich ein Blick auf den größten Umschwung, welchen in unserm Jahrhundert das Seewesen erfahren hat durch Benutzung der Dampfmaschine.

Dabei wechseln mit Darstellungen über die Zeitlage der Nautik unter den betreffenden führenden Nationen im allgemeinen Einzelbilder hervorragender Seehelden, wie des wackern Admiral Karpfanger, den die Stadt Hamburg 1674 als ihren „Convoy-Commandeur" (d. h. zum Befehlshaber der gegen die stete Seeräubergefahr benöthigten Begleitflotille für ihre Kauffahrtei) in Dienst nahm, ferner des niederländischen Admiral van Tromp und des allerberühmtesten Seehelden Nelson. Vom einarmigen Nelson

wie von Karpfanger schmücken auch hübsche Holzschnittporträts das Buch.

Einige Schlußkapitel handeln noch über allerhand nautische Einrichtungen, über Seemannssignale, über die Flaggen der verschiedenen seefahrenden Staaten, über deren Benutzung zu allerlei Versinnbildlichung und über die Nomenclatur der Schiffssegel. Wir Binnenländer sind gerade in letzterer Hinsicht der Belehrung sehr bedürftig. Wir wissen meistens gar nicht, was wir uns denken sollen unter Außenklüver und Großklüver, unter Fock und den sechserlei Bramsegeln u. s. w. Darüber gibt uns hier auf S. 255 ein zweckmäßiges Schiffsbild mit 24 numerirten Segeln schnellste Auskunft, indem jeder dieser Nummern der Name des Segels unter der Abbildung entspricht.

5. Die Reisen des Christoph Columbus 1492—1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. Ins Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig, Hinrichs. 1890. Gr. 8. 5 M.

Ein hochgestellter spanischer Marineoffizier, Don Navarette, entdeckte die hier in deutscher Uebersetzung uns gebotenen Briefe und Tagebücher vor nun beinahe hundert Jahren in den Archiven des Klosters des heiligen Stephan und denen des Herzogs von Veraeruz, eines Nachkommen von Columbus. Dem Entdecker Navarette und seinem unermüdlichen Secretär Jean Baptiste Munnoz ist es schwer gefallen, die veraltete Rechtschreibung, die verblaßten Schriftzüge, die zur Zeit längst nicht mehr gebräuchlichen seemännischen Ausdrücke, die mitunterlaufenden italienischen und portugiesischen Worte zu entziffern und den schleppenden Briefstil, welchem jedes Scheidezeichen fehlte, verständlich und sinngemäß wiederzugeben. Das alles aber bleibt uns glücklich verborgen; wir lesen diese Schriftstücke so glatt weg, als seien sie in unserer Muttersprache ursprünglich verfaßt.

Je mehr das große Ereigniß der Entdeckung einer „neuen Welt" von allerlei Mythen nachmals umrankt wurde, desto werthvoller erscheint uns vor allem im Eingange dieses nicht umfangreichen Buchs der schlichte Tagebuchbericht von Columbus' eigener Hand über den großartigen Schlußerfolg seiner Spätsommer- und Herbstfahrt des Jahres 1492. Der Siegesfreude des castilianisch-aragonischen Königspaares ob der Eroberung der letzten Araberfeste auf spanischem Boden, Granadas, hatte der Genueser die Gewährung von drei Fahrzeugen abgerungen, um „den Osten auf dem Wege gen Westen zu erreichen". Der Irrthum, Asien erstrecke sich viel weiter als in Wirklichkeit ostwärts, nähere sich daher Europa dermaßen, daß seine an Gold und an Schätzen des Pflanzenreichs vermeintlich Ueberfluß bietende Ostseite (Indien, Kathai, d. h. China, Zipangu, d. h. Japan) leichter auf dem Seewege über das Atlantische Weltmeer westwärts zu erreichen sei, wurde der fruchtbare Gedanke, welcher uns Amerika entschleierte. Seine Lebtage hat Columbus nicht geahnt, daß er Amerika entdeckt habe. Bis in die Jahre des Grams über den Undank, den er schließlich in Spanien für seine Großthaten erntete, glaubte er nur seinen ursprünglichen Plan erfolgreich ausgeführt, einen kürzern Seeweg nach Ostasien gefunden zu haben.

Nichtsdestoweniger beschrieb Columbus das Aussehen der Indianer getreulich in seinem Tagebuche, ohne jegliches Vorurtheil und ohne japanische oder chinesische Leibesmerkmale ihnen anzudichten:

Sie waren sehr hübsch gewachsen, hatten schöne Körper und Angesichte. Ihre Haare waren beinahe so dick wie Roßhaar, kurz, bis auf die Augenbrauen herabfallend, rückseits zu einer langen Flechte verschlungen.

Die Hautfarbe der Insulaner fand Columbus nicht dunkler als diejenige der canarischen Eingeborenen, also etwa von Bronzeton. Waffen trugen sie nicht, obwol sie Speere und Stöcke besaßen, doch ohne Eisen. Letzteres war ihnen ganz unbekannt. Als ihnen der Admiral die spanischen Säbel zeigte, griffen sie dieselben, nichts Böses ahnend, an der Schneide an, daß sie sich in die Hand schnitten.

In der Aufzeichnung des Admirals vom 6. November findet sich die besonders anziehende Stelle, welche die erste Erwähnung der Indianersitte des Rauchens enthält:

Den beiden Spaniern hatten viele Männer und Frauen begegnet, welche alle eine glühende Kohle in der Hand trugen, die von wohlriechenden Kräutern unterhalten wurde. Es waren das trockene Kräuter, in ein gleichfalls trockenes, breites Blatt eingewickelt; sie waren von der Art der kleinen Musketen, deren sich die spanischen Kinder zu Pfingsten bedienen. Am einen Ende waren sie angezündet, am andern Ende saugten die Leute und tranken gewissermaßen durch Einathmen den Rauch. Sie werden dadurch eingeschläfert und berauscht, sind aber offenbar dadurch vor Müdigkeit geschützt. Die Leute heißen diese Art kleiner Musketen tabacos. Ich kenne Spanier, welche es nachahmten, und wenn ich ihnen diese barbarische Sitte verwies, antworteten sie, es stehe nicht in ihrer Macht, sich diesem Genusse wieder zu entziehen. Was sie davon für Gewinn haben, weiß ich nicht.

Ein culturgeschichtlich wichtiges Document. Abgesehen von dem hier gelieferten Beweise, daß „Taback" ursprünglich, d. h. im Munde der Indianer Cubas, vielmehr Cigarre bedeutete, wird uns hier die Einwirkung des Rauchens auf das Nervensystem und die rasche Ansteckungsfähigkeit, welche die Sitte des Rauchens gar bald auf die Europäer übte, bezeugt. Nur ein scheinbarer Widerspruch liegt in der Behauptung, daß das Rauchen „einschläfere" und „vor Müdigkeit schütze"; denn gemeint ist offenbar einerseits die Nervenanregung des Rauchens nach unserer jetzigen Art, andererseits die Betäubungswirkung, welche das absichtsvolle Einschlucken des Tabackdampfes in die Lunge hervorbringt nach der z. B. noch heute in Afrika üblichen Gewohnheit. Auch die Metapher des Taback- oder Rauchtrinkens (die dem englischen to smoke, schmauchen, zu Grunde liegt) begegnet uns bereits hier und paßt vorzüglich auf die eben erwähnte Einschlürfung des nicotinischen Qualms in die Lunge. Auch bei uns redete man zuerst vom „Taback trinken", nicht vom Taback rauchen, als die fremdländische Soldateska im Dreißigjährigen Kriege die „Barbarensitte" nach Deutschland brachte. Alfred Kirchhoff.

Weibliche Autoren.

1. Neue Novellen von Margarethe von Bülow. Berlin, Walther u. Apolant. 1890. Gr. 8. 6 M.
2. Aus der Brandung des Lebens. Zweite Auflage. Fahrten zu Wasser und zu Lande von Helene Pichler. München, Callwey. 1890. 8. 3 M.
3. Odysseus im Salon. Roman von Hartl-Mitius. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. Gr. 8. 5 M.
4. Im Feuer geklärt. Roman von M. Gerhardt. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1890. Gr. 8. 5 M.
5. Des Vaters Geheimniß. Roman von B. Riedel-Ahrens (Sylvio Lugano). Zwei Theile. Berlin, Janke. 1890. Gr. 8. 5 M.

Merkwürdig ist es, daß die Frauen, trotz ihrer Feinfühligkeit für seelische Zustände, in der Literatur doch nur am Aeußern haften bleiben, daß sie, trotz der Schmiegsamkeit und Biegsamkeit ihres Charakters, trotz ihrer natürlichen Beanlagung, in dem des Mannes aufzugehen, doch nur in sehr seltenen Fällen einen Charakter wahr zu zeichnen vermögen, kurz: das feine Verständniß, welches die Frau im Leben besitzt, fehlt ihr in der Kunst, d. h. das wiedergebende, nicht etwa das aufnehmende Verständniß, denn das ist in hohem Grade vorhanden. Ich will damit nicht gerade sagen, daß die Charakterzeichnung oberflächlich sei, durchaus nicht, denn es finden sich oft sehr fein beobachtete Erscheinungen — es ist nur ein Mangel an logischer Verbindung und Verknüpfung dieser Erscheinungen vorhanden; dieselben sind wahllos, wie sie beobachtet wurden, zusammengestellt, ohne die feinen, ineinandergreifenden Uebergänge hineinzumalen, der Charakter schreitet nicht, er springt, und darin liegt der Fehler.

Sind diese Umstände den weiblichen Autoren auch zumeist eigen, so finden sich doch leuchtende Ausnahmen; eine dieser Ausnahmen ist Margarethe von Bülow. Bei ihr ist ein geradezu genialer Scharfblick für seelisches Empfinden vorhanden, sie fühlt die innersten, feinsten Züge heraus, sie versteht sich auf jene zersetzende, zerfaserude Seelenanalyse, die Bedingniß eines wahren Dichters. Dabei besitzt sie einen kerngesunden Wirklichkeitssinn, eine Beobachtungsgabe, die die kleinsten Züge in sich aufnimmt, plastische Gestaltungskraft, große Ideen und Leidenschaften, und doch wieder Vorliebe für das Gemüthvolle, Schlichte, wie man sie selten in einer so jungen Schriftstellerin findet. In Margarethe von Bülow haben wir ein großes Talent verloren. Sie ertrank 1884 im Rummelsburger See, als sie einem ertrinkenden Knaben das Leben retten wollte, was ihr auch gelang. Alle ihre glänzenden Eigenschaften erweisen sich in den vorliegenden „Neuen Novellen" (Nr. 1). Sie sind durchweg von Bedeutung: Cabinetsstücke, wie man sie selten findet. Will man einzelne hervorheben, so dürften dies „Tagebuch Werner Afara's", „Cyperaeea", „Herbst" und „Ein rechtlicher Mann" sein. Jede dieser genannten Novellen hebt einen Margarethe von Bülow eigenen Zug besonders glänzend hervor. Wollte ich nach Verdienst rühmen, so wäre des Rühmens kein Ende, deshalb kurz und bündig: die „Neuen Novellen" Margarethe von Bülow's gehören trotz einiger Flüchtigkeiten, deren Ausmerzung wol nur der plötzliche Tod verhinderte, zu dem Besten, was die modern-realistische Literatur geschaffen hat.

Gleich bedeutend, wenn auch in ganz anderer Art, ist Helene Pichler. „Aus der Brandung des Lebens" (Nr. 2) ist bereits in d. Bl. besprochen. Immerhin ist es das Buch wohl werth, daß die glänzende Schilderungskraft, die vertraute Kenntniß des Seelebens, diese köstlichen, frischen, naturwahren, naturderben Bilder mit ihrem ethischen Kerne noch einmal besonders hervorgehoben werden. Die nothwendig gewordene zweite Auflage kann ich leider nicht als Beweis der Güte des Buchs anführen, denn bekanntlich wächst in unserer Zeit oft die Auflage des Buchs mit dessen — Mangel an Güte.

Frau Hartl-Mitius befleißigt sich einer realistischen Darstellung; die einzelnen Bilder des „Odysseus im Salon" (Nr. 3) sind hübsch beobachtet und mit trefffsicherer Hand entworfen. Aber diese lose aneinandergereihten, eines tiefern innern Zusammenhanges entbehrenden, nur durch die Person des Helden zusammengehaltenen Novelletten sind doch kein Roman. Wenn die hochnothpeinlichen Anforderungen der strengen Composition auch geschwunden sind, wenn auch einzeln nebeneinandergestellte Bilder einen bedeutenden Roman bilden können, wie dies M. G. Conrad in „Was die Isar rauscht" beweist, so ist doch der innere Zusammenhang dieser Bilder unbedingt erforderlich. Je lockerer das äußere Gewebe ist, je klarer müssen die psychischen Fäden sein, die sich hindurchziehen. Odysseus bildet die Liebesgeschichte oder vielmehr -Geschichten des vornehmen Mannes. Und diese sind ja an und für sich recht liebenswürdig und frisch, theilweise auch keck entworfen; aber ich meine, daß der Frau Hartl-Mitius über dem Bestreben, ein wahres Bild der vornehmen Gesellschaft zu entwerfen, der innerste Zusammenhang und die wirkliche Wahrheit sozusagen entschlüpft ist, sodaß sie, statt mit feiner Ironie die Schwächen der oft unlautern vornehmen Anschauungen zu geißeln, einen Lobgesang auf Zustände gedichtet hat, die herbste Verurtheilung verdienen. Die Anschauungen des „edeln" Onkels in puncto amoris, namentlich in Marguarite, dem seelisch edelsten Weibe der Schönheitsgalerie, sind derartig ekelhaft, daß man sich darüber wundern muß, daß Frau Hartl-Mitius dieselben anerkennt. Und das ist schade; der sittliche Ernst, den ein jedes Werk haben muß — so wenigstens meinen die Realisten —, fehlt hier. Frau Hartl-Mitius verfügt doch sonst über gesunde Anschauungen, wie ihre Volksstücke, ihre „Theatertypen" beweisen, warum also hier wunde Punkte beschönigen? Das Buch ist vortrefflich geschrieben, die einzelnen Bilder von sprudelnder

Frische; aber gegen die Richtung muß man sich auf das entschiedenste wenden. „Odysseus im Salon" gehört inhaltlich sowol, wie infolge der beigegebenen Bilder und der eleganten Ausstattung in den Salon. Ist das nun Lob oder Tadel? Mag der Leser, mag Frau Hartl-Mitius diese Frage selbst entscheiden.

„Im Feuer geklärt" von M. Gerhardt (Nr. 4) leidet an zwei Fehlern: am unliebsamen Ausmalen der geringsten Aeußerlichkeit, an Vernachlässigung der genauen Schilderung des Innern. Wir finden hier das, was ich in den einleitenden Worten hervorhob: Mangel an psychologischer Wahrheit. Wir sehen Sachlagen, ohne ihre Entwickelung zu erkennen. Die Charaktere springen plötzlich um, ohne dazu irgendwelchen Grund zu haben, als etwa den, der Verfasserin zu ermöglichen, noch ein paar Seiten mehr zu schreiben. Die Menschen wissen nicht, was sie wollen; sie besitzen unheimliche Tugenden und wenig gesunden Verstand, trotz all der schönen Worte. Dabei aber doch eine geschickte Mache, eine „spannende Fabel", bestehend aus allen möglichen Hindernissen, die schon auf den ersten hundert Seiten gelöst werden könnten, wenn das Schicksal, in Gestalt der Verfasserin, es nicht vorzöge, daß sie sich erst in einem zweiten Bande „kriegen". Ein echter Familienblattroman, rührend und beweglich, für den Strickbeutel — nicht besser und nicht schlechter als seine Collegen.

Dasselbe läßt sich von „Des Vaters Geheimniß" (Nr. 5) sagen, nur daß sie sich hier nicht „kriegen", sondern die Heldin Dichterin von Heidebildern wird. Die Heide ist jetzt, seit Detlev von Liliencron's unübertrefflichen Stimmungsbildern, eine Literaturmode — Frau B. Riedel-Ahrens verlegt den Schauplatz ihres Romans dorthin und versteht es, durch die Schilderungen Stimmung und die Stimmung der Helden begreiflich zu machen. Diese Anerkennung muß man aussprechen.

Die beiden letztgenannten Romane haben gemein, daß sich ihre Helden über Literaturrichtungen aussprechen, und haben ferner gemein, daß man, trotzdem sie einige bessere Stellen aufweisen und sich bestreben, den Anforderungen realistischer Darstellung gerecht zu werden, über sie zur Tagesordnung übergehen kann.

Hans von Basedow.

Militärschriften.

1. Geschichte des Königl. Sächsischen 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106. Von Georg von Schönberg. Von 1708—1872. Zwei Theile. Mit zwei Titelbildern und einem Atlas von 22 Karten und 3 Uniformtafeln. Leipzig, Brockhaus. 1890. Gr. 8. 30 M.

Sicherlich gibt es innerhalb der deutschen Armee nur wenige Truppentheile, die ihre Entstehung bis auf das Jahr 1708 zurückführen können; 165 Jahre sind selbst im Leben der Völker keine „kurze Spanne Zeit" mehr; sie bedeuten für die Geschichte eines Heeres, und nun gar für die eines einzelnen Truppentheils, einen überaus langen Zeitraum. Schon dieser Umstand allein machte für die vorliegende Regimentsgeschichte — sollte anders sie genügend ins einzelne gehen, um den Zweck eben der Geschichte eines Truppentheils zu erfüllen — einen außerordentlichen Umfang erforderlich. Es kam aber hinzu, daß jener Zeitraum die Feldzüge in Pommern und Polen 1708—17, in Ungarn 1717—19, in Polen 1734 und 1735, die beiden Schlesischen Kriege, den Siebenjährigen Krieg, den — freilich unblutigen — Bairischen Erbfolgekrieg, die Rheinfeldzüge von 1795 und 1796, den Krieg gegen Napoleon I. 1806, gegen Oesterreich 1809, gegen Rußland 1812, gegen die Verbündeten 1813, gegen Frankreich 1814 und 1815, gegen Dänemark 1849, gegen Preußen und dessen Verbündete 1866 und endlich gegen Frankreich 1870/71 umfaßt, und daß an allen diesen Feldzügen das Regiment betheiligt war.

Wenn es hiernach schon an und für sich eine in gleich hohem Maße Ueberblick über die Geschehnisse, Kenntnisse politischer und militärischer Verhältnisse, sowie Studien betreffs der Einzelheiten erfordernde Aufgabe war, die Geschichte des Regiments Nr. 106 zu schreiben, so war diese Aufgabe noch dadurch erschwert, daß die erforderlichen Unterlagen an den verschiedensten Stellen zusammengesucht werden mußten, und daß die Ordnung und Eintheilung der betreffenden Archive und Registraturen nicht auf das Aufsuchen von Notizen berechnet ist, die so ins Einzelne gehen, wie dies für eine Regimentsgeschichte erfordert wird.

So hat es denn zehn Jahre gedauert, ehe das Werk (dem eine in Nr. 38 d. Bl. f. 1889 besprochene Regimentsgeschichte für die Jahre 1836—86, für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments bearbeitet, vorausgegangen ist) vollendet war. Was aber nun geboten wird, ist nach Anlage und Ausführung vorzüglich; das, was eine Regimentsgeschichte größern Stils irgend leisten soll und kann, ist geleistet. Die Feldzüge sind, soweit dies nothwendig, ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach übersichtlich und klar geschildert, was namentlich betreffs derjenigen unter ihnen dankenswerth ist, die von dem heutigen Leser an und für sich selber studirt werden. Die Kämpfe des Regiments sind eingehend und mit wohlthuender Wärme, wenngleich ohne jedwede Ruhmredigkeit dargestellt. Die Friedenszeiten mit ihrem Garnisondienste, ihren mannichfachen Wechseln beziehentlich der Ausbildung, Verpflegung und Uniformirung der Truppe, Ergänzung des Offiziercorps u. s. w. sind über den glänzendern Kampfesjahren nicht vernachlässigt, und so setzt sich aus kleinen, mit Sorgfalt und Fleiß gesammelten und

aneinandergefügten mosaikartigen Einzelbildern ein historisches Gemälde zusammen, das, voll innern Lebens, als typisch für das gesammte sächsische Heer gelten kann.

Auch in culturgeschichtlicher Hinsicht bietet das Werk eine Fülle des Interessanten. So wird aus den ältesten Zeiten des Regiments die Schilderung der unter Leitung eines „General-Gewaltigers" erfolgten Strafrechtspflege, der „Wiederehrlichmachung" solcher „Steckenknechte", die unter die eigentlichen Soldaten eingereiht werden wollten, ferner die genaue Anführung der Quartiergeld- und Beimontirungsbeträge u. a. m. auch dem nichtmilitärischen Leser willkommen sein; ebenso wirft es ein helles Streiflicht auf die Zustände in der alten sächsischen Armee — und dieselben glichen ja denen anderer Heere durchaus —, wenn in dem „Conduitenschema" für Offiziere als eine Rubrik für „schlechte Führung" die mit der Bezeichnung „Verheirathet" erscheint (in einer Reihe mit den andern schlechten Eigenschaften commode, kein gut Génie, débauchant, Zänker, Spieler u. s. w.). Verheirathetsein konnte damals wirklich als nachtheilig wirkende Eigenschaft bezeichnet werden, war doch der fünfte Theil der bei der Fahne stehenden Mannschaft verheirathet.

Noch mehr des Interessanten findet natürlich der Militär, vielleicht auch — denn in dem Buche sind mancherlei bisher ungedruckte Acten benutzt — der Geschichtsforscher von Fach. Besonders die Darstellung der beiden ersten Schlesischen Kriege und des Siebenjährigen Kriegs dürfte dem preußischen Leser manches Neue bieten, und es mag für ihn ganz gut sein, die damaligen Ereignisse auf politischem und militärischem Gebiete auch einmal von sächsischer Seite aus beleuchtet zu sehen; daß die Preußen für die Sachsen weder zu wohlwollende Verbündete, noch zu großherzige Feinde gewesen sind, erhellt aus manchen Einzelheiten des Buchs jedenfalls. Die Gerechtigkeit fordert es aber anzuerkennen, daß andere Verbündete oder Mitkämpfer der Sachsen, namentlich die Polen, die Reichsarmee und später die Franzosen, auch nicht immer von den besten Gesinnungen gegen die Sachsen erfüllt gewesen sind. Opfervoller für diese als das Bündniß mit Napoleon I., das ihnen von 1809 bis 1813 mindestens 10—11000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen kostete, hätte ein Krieg gegen Napoleon übrigens auch nicht wohl sein können. (Es möge hier daran erinnert werden, daß Sachsen 1870/71 etwa ein Viertel mehr Einwohner zählte als 1809, und daß der Krieg 1870/71 dem sächsischen Armeecorps 299 Offiziere und 6543 Mann kostete, während allein bei Wagram von den Sachsen 126 Offiziere und 4109 Mann verloren wurden.)

Bei der musterhaft würdig gehaltenen Darstellung des Feldzugs von 1866 ist dem Verfasser eine kleine Ungenauigkeit untergelaufen, die erwähnt werden muß. Es erfolgten die sächsischen Rüstungen damals nicht „entsprechend den Rüstungen der beiden Großmächte", sondern anfangs nur entsprechend denen Oesterreichs. Die sächsischen Kriegsvorbereitungen begannen mit dem 12., die österreichischen mit dem 2., die preußischen erst mit dem 27. März, letztere erst infolge jener. Auch sicherten, wie noch jüngst durch den Inhalt des vierten Bandes von Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs" bestätigt wird, nicht „geheime Abmachungen" Preußens mit Frankreich und Rußland die Neutralität dieser beiden Mächte. Speciell seitens Frankreichs lag nur ein kaiserliches Versprechen wohlwollender Neutralität, solange das Kampfobject kein anderes als Schleswig-Holstein sei, vor, keinerlei „Abmachung".

Wenn diese kleine Erinnerung nothwendig erschien, um den berechtigten Standpunkt des altpreußischen Lesers des Buchs zu wahren, so darf doch gesagt werden, daß im übrigen auch der der alten preußischen Armee Angehörende das Buch mit wahrer Antheilnahme und innerer Befriedigung lesen wird; denn die Geschichte des ruhmreichen Regiments 106 zeigt in lehrreicher und erhebender Weise, wie auch unter zeitweise ungünstigen Verhältnissen durch richtige, in manchem überraschend weitschauende Voraussicht Zweckmäßiges und Gutes für Bildung eines tapfern und einsichtigen Offiziercorps und einer braven disciplinirten Truppe hat gethan werden können, und wie unverbrüchliche Treue gegen Fürst und Vaterland in Glück und Unglück zum mindesten eins stets sichert: die fleckenlose soldatische Ehre.

Es wäre geradezu unangemessen, wenn nicht der vorzüglichen Ausstattung des Werks gedacht würde: die Zahl derjenigen deutschen Regimentsgeschichten, die so ausgezeichnet klare und technisch vollendete Planbeigaben und Uniformtafeln enthalten, wie die vorliegende Regimentsgeschichte, dürfte außerordentlich klein sein.

2. Der Kampf um Konstantinopel. Von Otto Wachs. Zweite Auflage. Leipzig, Baldamus. 1888. Gr. 8. 1 M.

Diese Schrift ist ein der „Internationalen Revue über die gesammten Armeen und Flotten" entnommener Sonderabdruck, der durch die Aufmerksamkeit, welche der Aufsatz in weiten Kreisen erregt hatte, nothwendig geworden ist. Der bereits durch zahlreiche Veröffentlichungen bekannte Verfasser erörtert zunächst in einem geschichtlichen Rückblicke die Verhältnisse, welche Konstantinopel von jeher für die Nachbarn zu einem so außerordentlich wünschenswerthen Besitz machten, zeigt, warum das für Rußland in so besonders hohem Maße zutrifft, und geht sodann zu einer mit sehr werthvollen Einzelanführungen ausgestatteten Betrachtung der heutigen militärischen und wirthschaftlichen Bedeutung Konstantinopels über, um in einem „Resultat" überschriebenen Rückblicke und Ausblicke darauf hinzuweisen, daß in Konstantinopel die gesammte westeuropäische Cultur gegen das mehr und mehr andringende Slawenreich vertheidigt werden muß.

Obgleich gerade die militärische Bedeutung Konstantinopels vorzugsweise ausführlich behandelt ist und der betreffende Abschnitt manches so gut wie unbekannte Ma-

terial beibringt, wendet sich das außerordentlich fesselnd und schwungvoll geschriebene Buch doch der Hauptsache nach an den Politiker und am letzten Ende an jeden, dem die von Osten drohenden Gefahren einer vielleicht fernen, vielleicht auch nahen Zukunft nicht gleichgültg sind.

Victor Kurs.

Feuilleton.

Unter dem anspruchsvollen Titel „Die Menschwerdung" veröffentlicht Alfred Cleß eine kleine Broschüre (Stuttgart, Metzler, 1890), worin er eine Wiedergeburt der Menschheit durch die Schönheit predigt. Er glaubt, von Gedanken Schiller's ausgehen zu sollen, um dann „den Zustand der Menschheit skizziren zu können, in welchem sie sich befindet, nachdem sie sich wird erlöst haben". Da orakelt er denn, daß „Menschheitsbund — in seinem Gedanken wie in seiner Ausführung, die der Gedanke herbeiführt — die erste Folge des Erwachens der Menschheit zum Selbstbewußtsein sein wird". „Der natürliche Communismus stellt in seinem wahren Wesen die Erlösung der Menschheit nach der äußern Seite dar." Während der Lektüre dieses Opusculum stieg in uns die Vermuthung auf, daß der Verfasser irgendeiner Schönen damit imponiren wolle. Ohne Zweifel wird mehr als ein Weiblein auf folgende Stelle hereinfallen: „Die tiefsten Falten weiblichen Herzens, die unergründlichen Tiefen des weiblichen Gemüths, das Ueberirdische der weiblichen Erscheinung sind durch die Erstehung des Weibes der Menschheit nahe gebracht, der erwachten Menschheit, der das göttliche Siegel das Weib aufgedrückt." Armer Adam! Warum mußtest du doch schlafen!

— Der bekannte dänische Kritiker Georg Brandes gibt in den „Deutschen Litterarischen Volksheften" einen Essay über F. W. Dostojewski (Berlin, Brachvogel u. Rauft), worin er die Persönlichkeit und die Werke des genannten Russen trefflich charakterisirt. Trotz aller geistreichen Antithesen und Vergleichungen fehlt es aber an einer bestimmten Stellungnahme zu der Eigenart Dostojewski's. Oder ist Brandes mit seinem Helden darin eins, daß er wol sociale und moralische Probleme aufwerfen, aber nicht lösen kann? Die russischen Dichter der Neuzeit sind mit all ihren merkwürdigen Gebilden selbst ein Problem, welches uns Deutsche halb anzieht, halb abstößt. Warum unterzieht sich Brandes nicht der schwereren Aufgabe, diese Dichter unter dem Gesichtswinkel der vergleichenden Literaturgeschichte zu behandeln?

— „Die Poesie aller Völker" hat Dr. Adolf Brodbeck in die Form ganz kurzer Uebersichten zu bringen gesucht (Eßlingen a. N., Lung, 1890). Wenn wir auch die größte Kürze nicht beanstanden würden, so müssen wir doch das Dilettantenhafte dieses Versuchs kennzeichnen. Was soll man dazu sagen, wenn Goethe's „Hermann und Dorothea" unter der Rubrik „Der Roman" angeführt wird, wenn als Hauptvertreter des Romans seit Goethe nur Scheffel, Freytag und Ebers angeführt werden, wenn Schiller's „Fiesco" und „Kabale und Liebe" gar nicht genannt werden, hingegen Lessing's „Minna von Barnhelm" also gekennzeichnet wird: „Minna von Barnhelm mit dem edeln Major von Tellheim, dem biedern Wachtmeister Werner, der die schelmische Franziska bekommt; dem treuen Just steht der Wirth gegenüber."

— Professor Ludwig Büchner, Verfasser von „Kraft und Stoff" u. s. w. u. s. w., wie er sich auf dem Titel seines jüngsten, dem deutschen Volke gewidmeten Schriftchens „Zwei gekrönte Freidenker" (Leipzig, Thomas, 1890) bezeichnet, will Friedrich den Großen und Sultan Akbar in dem Lichte, wie sie ihm erscheinen, als „Bild aus der Vergangenheit als Spiegel für die Gegenwart" dieser zur Beherzigung hinstellen. Das Urtheil hat der Verfasser seinem Büchlein mit dem erwähnten „u. s. w. u. s. w." gleich mit auf den Weg gegeben.

Bibliographie.

Albert, E., Verbrüdert. Festspiel in einem Aufzuge. Für den allgemeinen deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande geschrieben. Königsberg i. Pr., Hartung. Gr. 8. 30 Pf.

Arendt, O., Die Fehler unserer inneren Politik seit dem Tode Kaiser Wilhelms I. 1ste u. 2te Aufl. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Auerbach, H. B., Die sociale Frage im 15. Jahrhundert mit besonderer Bezugnahme auf das Vogtland. Vortrag. Gera, Kanitz. 1889. Gr. 8. 75 Pf.

Die Befestigungen Frankreichs. Ein Beitrag zur Kenntniß der französischen Landesvertheidigung. Mit einer Karte des nordöstlichen Frankreich. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Binder, A., Die Kneippkur. Eine Wasserdichtung für Gesunde und Kranke. München, Buchholz u. Werner. 8. 80 Pf.

Bjelinski, M., Nataschka und andere Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung von A. Markow u. C. Heiß. Budapest, Grimm. Gr. 8. 2 M.

Prähistorische Blätter. Unter Mitwirkung von Forschern und Freunden der prähistorischen Wissenschaft herausgegeben von J. Naue. 1. Jahrg. 1889. 6 Nrn. 2. Jahrg. 1890. 6 Nrn. München, Literar.-artist. Anstalt. Gr. 8. à 3 M.

Boehme, J., Herder und das Gymnasium. Ein Stück aus dem Kampfe der realistischen und humanistischen Bildung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Hamburg, Herold. Gr. 8. 1 M.

Bucholtz, F., Aus dem Oldenburger Lande. Bilder und Skizzen. Eine Festgabe zum 25. October 1889, dem Tage der vor 100 Jahren in Oldenburg erfolgten Gründung der Gerhard Stalling'schen Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 5 M.

Cappilleri, W., Der fahrende Sänger. Gedichte. Wien, Daberkow. Gr. 8. 2 M.

Cassel, P., Aletheia. Periodische Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen und Vorträge. Nr. 1 u. 2. Berlin, Haack. 8. à 50 Pf.

Dumas fils, A., Der Fall Clémenceau. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung von L. Fischl. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Finck, Freih. v., Uebersicht der Geschichte des souveränen ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Balley Brandenburg. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Foerster, R., Die Kunst in Schleswig-Holstein. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Götzinger, E., Statthalter Bernold von Walenstadt, der Barde von Riva. Mit 4 Illustrationen von J. Stauffacher. Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 2 M.

Gutbier, Frau Luise (L. Jean Christ), Die Bedeutung der dramatischen Kunst in Bezug auf ihre historische Entwickelung und das ethische Bedürfnis der Gegenwart. (Die dramatische Kunst als Volksbildnerin.) Vortrag. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 30 Pf.

Herrigel, F., Vergißmeinnicht! Gedichte und Erzählungen. Eßlingen, Langguth. 8. 80 Pf.

Jahnke, H., Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 1ste Lfg. Berlin, Kittel. Gr. 8. 50 Pf.

Kunz, H., Der polnisch-russische Krieg von 1831. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 4 M.

Lessel, M. von, Gedenkblätter des Offizier-Korps Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 4. 10 M.

Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ortmann, R., Der Afrikareisende. Roman. Dresden, Pierson 8. 3 M.

Pistor, G., Leyer und Harfe. Gedichte. Elberfeld, Neumann. 12. 5 M.

Schmidt, M., Gesammelte Werke. 1ste Lfg. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 50 Pf.

Tagebuch der Gräfin Ilse Yssen. — Ria. Zwei Novellen. München, A. Ackermann's Nachf. 8. 2 M. 40 Pf.

Thielbörger, K., Deutsche Klänge. Gedichte. Berlin, Siegismund. 12. 1 M.

Toball, H., Angra Pequena. Posse mit Gesang. Hof, Lion. Gr. 8. 60 Pf.

— — Am Stammtisch. Liederspiel. Hof, Lion. Gr. 8. 60 Pf.

Tromholt, S., Eine Reise durch den Weltenraum. Vier Vorträge. Dresden, Verlag des Universum. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Wellmann, Das Leben des Generallieutenant Heinrich Wilhelm von Horn. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

— — Das Offizier-Korps des Infanterie-Regiments von Horn (3. Rheinisches) Nr. 29. 1815—1890. Gedenkblätter, im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Mit einem Bildniß des General-Lieutenant von Horn. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Windelband, W., Fichte's Idee des deutschen Staates. Rede. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M.

Wippermann, K., Deutscher Geschichtskalender für 1889. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. 2ter Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Zander, C. H., Soziale Wohlfahrts-Einrichtungen im Staate, in der Gemeinde und im Fabrikbetriebe. Düsseldorf, Kraus. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. **C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Dieser letzte Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist.

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs nimmt dieser Roman des vor kurzem verstorbenen russischen Staatsmanns auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von

N. G. Tschernyschewskij.

Aus dem Russischen.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Tschernyschewskij's Roman „Was thun?“ bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium

zusammengestellt von

Paul Deussen.

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

In systematischer Weise und mit aller bei der Tiefe des Gegenstandes möglichen Fasslichkeit und Kürze ist diese „Metaphysik“ dem Gesichtskreis der studirenden Jugend angepasst, dabei aber auch dem Verständniss jedes Gebildeten zugänglich gemacht worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte

des

Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg“ Nr. 106.

Von

Georg von Schönberg,

Major.

Zwei Theile, in Octav, mit 2 Titelbildern und einem Atlas von 22 Karten und 3 Uniformtafeln, in Folio.

Geh. 30 M.

Für Schriftsteller

übernehme billigst Drucklegung von Manuscripten unter Garantie für prompte und geschmackvolle Ausführung, auf Wunsch auch Kommissionsverlag mit rührig buchhändlerischem Vertrieb.

Paul Hennig, Berlin W. 57, Winterfeldtstr. 10.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bestätigung der Erklärungen der Tollheit. Ein Vademecum. Von **Dr. F. Wollny.** Pr. 0,60 M.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 15. Mai 1890.

Inhalt: „Rembrandt als Erzieher". Von A. Hermann. — Neue Romane von Wilhelm Jensen. Von Hans Blum. — Dramatisches und Theatralisches. Von Friedrich Kummer. — Lyrisches. Von Eduard Haug. — Baltische Geschichtswerke. Von Friedrich Bienemann. — Zur deutschen Literatur. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

„Rembrandt als Erzieher".

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, Hirschfeld. 1890. 8. 2 M.

Der Verfasser eröffnet die Kritik der gegenwärtigen geistigen Zustände in Deutschland mit folgenden Worten:

Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimnisse geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volks sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, einige meinen auch des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Specialismus; auf dem Gebiete des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwol durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos. Die Architektur ist die Achse der bildenden Kunst, wie die Philosophie die Achse alles wissenschaftlichen Denkens ist; augenblicklich gibt es aber weder eine deutsche Architektur, noch eine deutsche Philosophie. Die großen Koryphäen auf den verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois s'en vont. Das heutige Kunstgewerbe hat, auf seiner stilistischen Hetzjagd, alle Zeiten und Völker durchprobirt und ist trotzdem oder gerade deshalb nicht zu einem eigenen Stil gelangt. Ohne Frage spricht sich in allem diesem der demokratisirende, nivellirende, atomisirende Geist des jetzigen Jahrhunderts aus. Zudem ist die gesammte Bildung der Gegenwart eine historische, alexandrinische, rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absehen weit weniger darauf, neue Werthe zu schaffen, als alte Werthe zu registriren. Und damit ist überhaupt die schwache Seite unserer modernen Zeitbildung getroffen; sie ist wissenschaftlich und will wissenschaftlich sein; aber je wissenschaftlicher sie wird, desto unschöpferischer wird sie. „Die Theile haben sie in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band."

Wir haben die Stelle wörtlich angeführt, um dem Leser keine Vorstellung von der Schreibart des Verfassers zu geben, welche sich in dem ganzen Buche gleich bleibt. Man sieht schon an den angeführten Zeilen, daß das hier gefällte Urtheil über unsere Gegenwart nicht günstig lautet und daß der Verfasser in ihr weit mehr Schatten- als Lichtseiten entdeckt.

Bei ruhiger Erwägung seiner Darlegungen wird man ihm zugeben müssen, daß die von ihm hervorgehobenen Mängel zum großen Theile thatsächlich bestehen. Wenn er die Ueberschätzung historischer Bildung tadelt und den Hochmuth der Gelehrten, die nur das gelten lassen, was ihnen innerhalb des beschränkten Kreises ihres Wissens und ihrer Erfahrung verständlich ist, brandmarkt; wenn er das geringe Maß selbstschöpferischer Thätigkeit bei einer großen Reihe unserer Künstler bedauert und die gelegentlich etwas zu anspruchsvolle Einmischung kunsthistorischer Rücksichten in die Verwaltung unserer Museen beklagt; wenn er den Deutschen vorwirft, daß sie trotz der gewaltigen von ihnen errungenen Siege auf dem Gebiete der Politik immer noch zu zaghaft seien in der freudigen Anerkennung des im eigenen Lande Geleisteten und zu entgegenkommend in der Bewunderung fremder Verdienste, so sind das durchweg Behauptungen, die von Jahr zu Jahr mehr die allgemeine Zustimmung finden, denn sie beziehen sich auf Schwächen, deren Vorhandensein von vielen als leidiger Krankheitsstoff empfunden und deren Ausscheidung als in hohem Grade wünschenswerth anerkannt wird.

Diese Uebereinstimmung der von dem Verfasser gegebenen kritischen Ausführungen mit dem weit verbreiteten Bewußtsein, daß wir uns in so mancher Hinsicht auf abschüssigen Bahnen bewegen, erklärt den großen Beifall, welchen „Rembrandt als Erzieher" in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit seinem Erscheinen gefunden hat. Das Buch, von dem binnen vier Monaten bereits die siebente Auflage ausgegeben ist, hat ungewöhnliches Aufsehen gemacht und ist in zahlreichen Besprechungen geradezu als rettende That gepriesen worden.

Wir glauben nicht, daß die Zukunft diese zum Theil überschwengliche Bewunderung des Buchs anerkennen wird. Die vielen guten und gesunden Gedanken, welche es ent-

hält, sind keineswegs neu; sie sind, wie gesagt, bereits Gemeingut einer stattlichen Anzahl unabhängiger Geister, die den oberflächlichen Selbstverherrlichungsschwindel unserer Zeit nicht mitmachen, ohne deshalb in ihr eine Zeit des gänzlichen Verfalls zu sehen, wie unser unbekannter Kritiker. Immerhin aber wäre auch das schon ein Verdienst, wenn der Verfasser die Gedanken dieser stillen Gemeinde in klarer, allgemein faßlicher und überzeugender Weise dargestellt hätte. Das ist ihm, unserer Ansicht nach, jedoch nicht gelungen. Wie die mitgetheilte Probe erkennen läßt, bewegt er sich durchweg auf dem Gebiete der Behauptungen; fast nirgends wird der Versuch gemacht, eine solche Behauptung eingehend zu begründen. Das Buch ist eine Sammlung von zum Theil höchst geistreichen Aphorismen, die, im einzelnen betrachtet, oft blenden und zum Nachdenken anregen, die aber beim Mangel einer durchsichtigen Anordnung im Zusammenhange gelesen schließlich den Leser ermüden und einsilbig machen. Letzteres tritt namentlich in denjenigen nicht seltenen Fällen ein, in denen der Verfasser einen Lieblingsgedanken oder ein Lieblingsbild durch unablässiges Drehen und Wenden sozusagen zu Tode hetzt. Diesem Verfahren begegnen wir aber am häufigsten in dem positiven Theile des Buchs, in dem der Verfasser seinen eigenen, höchst originellen Weg nimmt und mit Rathschlägen und Ermahnungen auftritt.

So bereit wir sind, ihm in allen wesentlichen Punkten in der Kritik der Gegenwart zuzustimmen, so wenig vermögen wir seinem von ihm anempfohlenen Heilverfahren beizupflichten. Er erhofft den nöthigen neuen Aufschwung in dem geistigen Leben Deutschlands von einer entschiedenen Wendung zur Kunst und einer energischen Umkehr in Bezug auf die einseitige Hochachtung der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft. Das Höchste und Beste aber an der Kunst ist ihm die Individualität, in der er die Wurzel aller Kunst erblickt, und Rembrandt erscheint ihm als derjenige Künstler, der unter allen am meisten diese Tugend besitzt. Ihm also müssen wir nachstreben, nicht indem wir ihn nachahmen, sondern indem wir unsere Eigenart ebenso treu bewahren und zur Geltung bringen, wie er es gethan hat. Auf diese Weise soll er unser Erzieher werden, oder vielmehr im Hinblick auf seine echt deutschen Vorzüge soll sich der Deutsche selbst zur Individualität und damit zur Deutschheit erziehen; denn „Charakter haben", sagt Fichte, „und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend." Rembrandt aber ist seiner Abkunft nach ein Holländer, d. h. ein Niederdeutscher; Niederdeutschland also, das bereits in politischer Hinsicht die Oberhand über Oberdeutschland errungen hat, muß auch in geistiger Hinsicht die Herrschaft an sich reißen; seine Geistesart, die wie die Malerei Rembrandt's helldunkel ist, muß die ausschlaggebende für das ganze deutsche Vaterland werden. Niederdeutsch werden bedeutet für den Deutschen in politischer Hinsicht aristokratisch werden, doch braucht er deshalb seinen Liberalismus, d. h. Unabhängigkeitssinn, nicht einzubüßen. Daneben aber soll der Deutsche auch auf die alten Venetianer blicken, die „zum Theil von niederdeutscher Abkunft und daher dem niederländischen Meister blutsverwandt sind". Auf diese Weise kann er sich die ihm fehlende Vornehmheit aneignen und bei Wahrung seiner Natürlichkeit ein stilvolles Volksthum gewinnen. Denn „die Vereinigung von Pracht und Natürlichkeit ist vorzugsweise venetianisch". Kraft, Tapferkeit und Freiheitssinn mag der Deutsche in Cimbrien, dem heutigen Schleswig-Holstein, suchen. „Schleswig-Holstein, Venedig, Holland sind die drei Punkte, durch welche der festgeschlossene und festgegründete Kreis einer neuen deutschen Bildung bestimmt wird." Die Farben endlich dieses neuen Deutschlands werden schwarz-roth-gold sein, wie sie auf den Bildern Rembrandt's uns entgegenleuchten. „Wenn die deutsche Erde im vaterländischen Kampfe von deutschem Blute feucht wird, und wenn ein deutscher Sonnenstrahl das Haupt des sterbenden Kriegers verklärt, dann glänzt es — schwarz-roth-gold!" „So reicht der Name «Rembrandt» vom innersten Kerne der deutschen Natur bis zu deren äußerster Schale!"

Wir gestehen, solche Gedankengänge wollen auch uns, um mit dem Verfasser zu reden, „helldunkel" erscheinen; aber wir möchten betonen, daß sie uns weit weniger „hell" als „dunkel" vorkommen, worin wir gerade keinen Vorzug des Buchs erkennen können, da wir nicht mit dem Verfasser die Gestalt des klaren, wißbegierigen und thatendurstigen oberdeutschen Faust dem unklaren, unpraktischen und thatenlosen niederdeutschen Hamlet unterordnen möchten.

Jedenfalls ist die Bewunderung, die der Verfasser vor einem Charakter wie Hamlet hegt, sehr bezeichnend. Er ist offenbar ein Mann, der das praktische Leben und die Anforderungen der Gegenwart nur wenig kennt. Die Orakel, welche er in politischer Hinsicht von sich gibt, beweisen das deutlich. Von der Bedeutung der socialen Frage, ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit und den Bedingungen zu ihrer Lösung hat er offenbar gar keine Vorstellung, sonst würde er Gedankensplitter, wie die folgenden, nicht ausgegeben haben:

> Wenn es statt der 50000 Schanklocale, die es im jetzigen Preußen gibt, dort 50000 öffentliche Badeanstalten gäbe, so würde es um die physische, geistige und sogar sittliche Gesundheit seiner Staatsangehörigen besser stehen als jetzt. Denn körperliche und sittliche Reinlichkeit bedingen sich gegenseitig; es würde wahrscheinlich weniger Socialdemokraten geben, wenn es dort mehr Bäder gäbe.

Ich denke, dieser Satz genügt, um den Werth der von dem Verfasser in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht vorgetragenen Ansichten zu kennzeichnen. Ueberhaupt ist es — und damit kommen wir auf den Punkt, der uns principiell von des Verfassers Standpunkte scheidet — sehr die Frage, ob die von ihm verfochtene rücksichtslose Betonung des Individualismus, welche ja unser wirthschaftliches Leben schon seit langem beherrscht und die bekannten Misstände der Gegenwart hervorgerufen hat, noch ferner die Losung der Zukunft sein darf, und ob nicht

vielmehr der einzelne sich mancherlei Beschränkungen in seiner persönlichen Freiheit zu Gunsten der Gesammtheit wird gefallen lassen müssen. Diese Nothwendigkeit wird ihre Rückwirkung auf die Kunst nicht verfehlen, deren Schicksal sehr ungewiß ist. Es erscheint uns viel wahrscheinlicher, daß die nächste Zukunft weit mehr von praktischen Aufgaben als von denen der Kunst in Anspruch genommen sein wird. Erst wenn jene eine befriedigende Lösung gefunden haben, dürfen wir daran denken, daß dem Deutschen ein neues Zeitalter der Kunstblüte, das eine gleichzeitige Wissenschaftsblüte nicht ausschließt, beschieden werden könnte. Für uns ist die Frage, welche der Verfasser am Schlusse seines Buchs aufwirft, ob die Kunst oder die Wissenschaft die führende Macht im deutschen Geistesleben sein soll, thatsächlich gar nicht vorhanden. Sie können gleichberechtigt nebeneinander bestehen, bedürfen aber zu ihrer Existenz eines gesicherten gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustandes, dessen Erzielung die oberste Aufgabe unserer Zeit ist.

Weit eher als in politischer Hinsicht würden wir uns mit dem Verfasser über seine sonstigen Ansichten verständigen können. Leider fehlt es aber in seinem Buche auch auf dem Gebiete, auf dem er recht eigentlich zu Hause ist und uns durch eine Fülle treffender Gesichtspunkte für sich einnimmt, auf dem Gebiete der Kunst, nicht an unhaltbaren Behauptungen und unerfüllbaren Forderungen. Zwar wollen wir ihm die Unterschätzung und schiefe Beurtheilung Zola's nicht hoch anrechnen. Wer den Socialismus so bequem wie unser Verfasser abzuthun weiß, von dem steht nicht zu erwarten, daß er für einen Dichter, dessen ganzes Auftreten im engsten Zusammenhange mit dem Emancipationskampfe des vierten Standes steht, die richtige Würdigung besitzt. Aber wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser über die Bedeutung der Stammeseigenthümlichkeit in der Kunst Anschauungen vertritt, die gerade so klingen, als wolle er damit Friedrich Pecht's bekannte Kunstpolitik unterstützen. Indem er den großen Werth des „Localismus" in der Kunst betont, versteigt er sich zu der Forderung:

> Der holsteinische Maler soll holsteinisch, der thüringische thüringisch, der bairische bairisch malen: durch und durch, innerlich und äußerlich, gegenständlich wie geistig. Auf dieses uralte Volksrecht muß man zurückgreifen; eher wird eine Wendung zum Bessern nicht eintreten, eher wird der Deutsche, der politisch eine Heimat gefunden, eine künstlerische Heimat nicht finden.

Wir wollen einmal zugeben, daß das Wiedererstehen einer Menge von Localschulen, wie sie der Verfasser ersehnt, unserer Kunstentwickelung förderlich sein könnte, was übrigens keineswegs bewiesen ist; aber wir fragen, ob unter den heutigen Verhältnissen den Künstlern eine solche Beschränkung auf ihre Heimat und ihren Stamm überhaupt noch möglich ist. Jedermann weiß, daß der ganze Lauf der Geschichte dazu geführt hat, die Stammeseigenthümlichkeiten abzuschleifen, und daß örtliche Besonderheiten immer mehr ihre Bedeutung verlieren. Das ist nun einmal nicht anders, man mag das beklagen oder nicht. Mit dieser geschichtlichen Thatsache aber muß man rechnen; es nützt nichts, Forderungen aufzustellen, deren Erfüllung durch den Gang der Entwickelung unmöglich geworden ist.

Die einseitige Vorliebe des Verfassers für alles Niederdeutsche verführt ihn auch bei seinen Urtheilen über künstlerische Leistungen zu Ungerechtigkeiten. Was er über französische Kunst beibringt — es ist herzlich wenig — kann nicht als eine wahrhaft geschichtliche Würdigung gelten, schon deshalb nicht, weil der Verfasser die epochemachende Stellung der Schule von Fontainebleau und der französischen Landschaft in der Entwickelung unserer neuern Malerei nicht einmal berührt. Ebenso erscheint uns seine kühle Haltung gegen die großen Schöpfungen der Oberdeutschen und ihre Zurücksetzung zu Gunsten der Holländer unbillig. Für München speciell und seine Verdienste um die deutsche Kunst hat er kein Wort des Lobes übrig. Allerdings erkennt er den localen Charakter der dortigen Malerschule an, aber er charakterisirt ihre Leistungen als „innerlich theils grob, theils raffinirt", eine Behauptung, die in dieser Allgemeinheit ohne Zweifel nicht zutrifft.

Doch wir wollen nicht fortfahren, im einzelnen alle die Widersprüche hervorzuheben, die uns bei der Lektüre des Buchs gegen die Darlegungen des Verfassers aufgestiegen sind. Wir mußten einige von ihnen schärfer betonen, weil die meisten der uns zu Augen gekommenen Besprechungen die Schwächen des Buchs unerwähnt gelassen hatten. Einem Verfasser aber gegenüber, der mit so unerbittlicher Schärfe die Mängel unserer Gegenwart darlegt, erscheint es uns als Pflicht der Kritik, Ausstellungen, wie wir sie gemacht haben, nicht zu unterdrücken. Den Erfolg seines Buchs mit ihnen aufhalten zu wollen, kann uns im Hinblick auf das viele Gute, das es enthält, nicht in den Sinn kommen. A. Hermann.

Neue Romane von Wilhelm Jensen.

1. Die Kinder vom Oedacker. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. 8. 10 M.
2. Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser. Von Wilhelm Jensen. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Doppelleben. Ein Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 10 M.

Ein Roman aus der Zeit der deutschen Kirchhofsstille, aus der Zeit, da Fürst Metternich die deutsche Vorsehung spielte mit den karlsbader Beschlüssen und andern Kraftleistungen der Reaction gegen die „Demagogen", und da der deutsche Liberale dagegen ohnmächtig die Faust im Sacke machte und — wie Bismarck später von Frankfurt aus an seine Frau schrieb — „im Begriffe war, Heine's

«O Bund, du Hund, du bist nicht gesund», zum deutschen Nationallied zu erheben" — ein Roman Wilhelm Jensen's aus dieser trostlosesten Epoche der modernen deutschen Geschichte mag den Anfang dieser Besprechung machen. Er heißt: „Die Kinder vom Oedacker" (Nr. 1). Ein „Oedacker" war eigentlich damals das ganze große Deutschland. Aber dieses ist mit dem „Oedacker" doch nicht gemeint, sondern der verlorene wüste Winkel einer Kleinstadt Mitteldeutschlands. Und die „Kinder" dieses Oedackers, die Helden unserer Erzählung, sind ein Knabe und ein Mädchen, die sich aus verzweifelten häuslichen Verhältnissen mit eigener reiner Kraft emporringen zum Lichte, zur Freiheit, und aneinandergeklammert in schuldloser überwindender Liebe der großen Sündflut entrinnen, welche viel Mächtigere, Größere, Reichere erbarmungslos verschlingt.

Des Dichters feines Gefühl hat in der uns stolzen deutschen Reichsbürgern der Gegenwart wenig anmuthenden Zeit des zweiten bis vierten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts den allerpassendsten eintönig grauen Hintergrund aufgerollt, vor welchem das mühselige Kleinleben seiner Helden unser lebhaftes Interesse gewinnt. Eine größere Zeit, zumal die hohe ungestüme Flut der Gegenwart, würde durch ihr lautes Brausen den Schmerz und Jubel, das Ringen und Schaffen der kleinen Helden vom Oedacker übertönen und ihnen auch mit dem deutschen Schulzwange und der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit von heute nicht mehr die goldene Freiheit und die Poesie des reizenden patriarchalischen Vagabunden- und Wanderlebens lassen, das der Dichter so köstlich schildert und das ehedem mit dem äußersten Argwohne der heiligen Hermandad sich belastet fühlte. Mehr wollen wir vom Inhalte der fesselnden Erzählung nicht verrathen. Der Leser, den wir zur großen andächtigen Gemeinde unsers Dichters zählen, wird uns für diese Zurückhaltung nur Dank wissen, und wenn er das Werk selbst genossen hat, wol auch darin mit uns übereinstimmen, daß „Die Kinder vom Oedacker" einem der phantasievollsten, gestaltenreichsten und lebenswahrsten Romane Wilhelm Jensen's den Namen geben.

Weit zurück in die deutsche Vergangenheit dagegen führt uns Jensen's größere Novelle: „Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser" (Nr. 2). Sie erzählt uns von jenen fernen Tagen, da der Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp die Persianischen Häuser in Kiel, der Jugendstadt Wilhelm Jensen's, erbauen ließ, um in ihnen, wie er strebte und hoffte, die Handelsschätze des Orients aufzustapeln, welche er aus dem fernen Persien durch das weite Rußland und die Fluten der Ostsee heranführen wollte, um dadurch sein Kiel zum Emporium des Welthandels zu machen. Selbstverständlich will uns aber der Dichter nicht die Geschichte dieser mislungenen fürstlichen Handelsspeculation erzählen, deren Räthsel die Persianischen Häuser zu Kiel dem lebhaften forschenden Knaben Jensen einst aufgaben. Die Phantastik misglückter Probleme der Volkswirthschaft wäre vielleicht ein ebenso neues als dankbares Gebiet für die rein realistische Schule des „grünen Deutschland", vorausgesetzt, daß sie das nöthige Wissen dazu besäße, was nicht befürchtet zu werden braucht. Aber bei Jensen sind wir sicher, daß er nicht das Katheder der Volkswirthschaft besteigen will, wenn er von den Persianischen Häusern seiner Vaterstadt spricht. Den Dichter zieht die Herzensgeschichte des gottbegnadeten Dichters Paul Fleming an, welcher die persische Handelsreise der Gesandtschaft des holsteiner Herzogs als Arzt mitmachte und in Elsabe Niehusen in Reval die geliebte Braut fand, zu deren Heimführung er nach Erlangung der Doctorwürde später von Holland aufbrach; doch nur bis Hamburg gelangte er. Hier raffte ihn ein rasches Fieber aus der schönsten jugendlichen Manneskraft dahin.

Ganz frei hat Jensen seine reiche schöpferische Einbildungskraft walten lassen, um uns diese im übrigen wohlbeglaubigte Geschichte zu erzählen. Die Bedeutung und das allgemeine Ansehen Paul Fleming's unter den Zeitgenossen des Dreißigjährigen Kriegs, die erste Begegnung des jungen Paares, das Wiederfinden nach der langen persischen Reise Fleming's, das tragische Ende des Dichters auf der Reise zur ersehnten Hochzeit sind mit vollendeter Kunst geschildert.

Dennoch aber gilt wol hier das Wort, das von den Dichtern, welche geschichtliche Stoffe benutzen, so oft gering geschätzt oder übersehen wird: daß die Geschichte selbst der größte Dichter ist. In Wahrheit ist Paul Fleming's Herzensgeschichte noch unendlich interessanter, als sie Jensen erzählt. Aber sicherlich ist es nicht Jensen's Absicht oder gar Schuld gewesen, daß er sie nicht nach dem wirklichen Verlaufe erzählt hat, sondern er hat die wirklichen Thatsachen, welche seine dichterische Kraft noch zu weit höherm Vollbringen gesteigert haben würden, wahrscheinlich nicht gekannt, da die Schriftwerke Fleming's zum großen Theil unwiderbringlich verloren sind und über sein Leben, von der Hand der Zeitgenossen aufgezeichnet, wenig mehr im Drucke vorliegt als die bekannten Mittheilungen seines Freundes Olearius in der persischen Reisebeschreibung, welche betreffs der Herzensgeschichte des Dichters unvollständig und ungenau sind.

Aber wenn Jensen den Arbeiten von Lappenberg (1863 und 1865) gefolgt wäre, welche Tittmann in seiner trefflichen Ausgabe der deutschen Gedichte Paul Fleming's (1870) benutzt hat, so würde er einem wunderbaren Vorgange in des Dichters Herzensgeschichte begegnet sein, welcher gerade auf Jensen's psychologische Feinfühligkeit sicherlich besonders anziehend hätte wirken müssen und zweifellos auch in der Erzählung „Aus meiner Vaterstadt" zu besonders interessanter Darstellung gekommen wäre. Es ist nämlich durch Lappenberg zuerst festgestellt und in einer sehr lesenswerthen Arbeit von F. Amelung in der „Baltischen Monatsschrift", 1881: „Der Dichter Paul Fleming und seine Beziehungen zu Reval", weiter begründet worden, daß der Dichter nacheinander zwei Töchter des Rathsherrn Heinrich Niehusen liebte, zuerst Anna und dann Elsabe Niehusen. Gerade bei der ungekünstelten

Natürlichkeit und der überaus warmen und treuen Empfindung des Dichters ist diese Erscheinung — das nach Art der dissolving views erfolgende Erbleichen der ersten Liebesflamme und das Auftauchen und Wachsen der zweiten — vom höchsten psychologischen Interesse.

Wenn wir annehmen, daß gerade diese merkwürdige Erscheinung in des Dichters Fleming Liebesschicksal, das Doppelleben seines liebenden Herzens, den Dichter Jensen besonders angezogen haben würde, so gründet sich diese Vermuthung nicht nur auf eine genaue Kenntniß seiner Werke, sondern ganz wesentlich auch auf die Thatsache, daß Jensen's neuester Roman „Doppelleben" (Nr. 3) ein ähnliches psychologisches Problem behandelt, wie es Paul Fleming's Leben Jensen geboten haben würde.

Wir sagen „ein ähnliches Problem"; aber freilich doch wesentlich verschieden von der schuldlosen Doppelliebe des Dichters, der während seiner langen persischen Reise die geliebte ältere Schwester Anna Niehusen für immer verliert, da sie einem glücklichern Nebenbuhler Fleming's die Hand reicht, und dann nach der Rückkehr nach Reval sein Herz ebenso ausschließlich der jüngern, inzwischen erwachsenen Schwester Elsabe zuwendet. Dem „Doppelleben" von Jensen's Helden liegt dagegen die schwerste sittliche Verschuldung zu Grunde, eine heimliche Doppelehe des „Helden", von welcher beide Frauen desselben nichts wissen, da die eine in Brasilien lebt, die andere in Hamburg. Der „Held", ein Schiffskapitän, welcher bald in Hamburg, bald in Bahia monatelang liegen bleiben muß, würde das dunkle Geheimniß dieser Doppelehe auch wol länger behüten können, wenn nicht der Sprößling der ältern brasilianischen Ehe seiner Mutter eines Tags durchginge, um die deutsche Heimath seines Vaters kennen zu lernen, und sich nun hier in das Töchterchen der zweiten deutschen Ehe verliebte, gerade während der „Held" wieder einmal nach Brasilien gesegelt ist. Natürlich muß dieser Conflict tragisch enden. Es werden von dem „Helden" zwar einige recht schwächliche Versuche gemacht, an dem Beispiele der Türken und Heiden das Verbot der Doppelehe für eine willkürliche Erfindung der deutschen und westeuropäischen Gesetzgebung auszugeben — sogar das Verbot der Geschwisterehe wird einmal naturwidrig genannt —, aber der Dichter stellt sich doch, wenn auch sichtlich nicht mit ganzem Herzen, auf den Boden der Anschauungen der Culturvölker und läßt daher seinen „Helden" angeblich bei Rettung eines Menschenlebens den ersehnten Tod finden, zuvor aber den Sohn von der Tochter reißen, ohne daß diese beiden bei ihrem Scheiden ahnen, wie nahe sie verwandt sind und daß die Trennung ewig sein wird. Der Eindruck dieser Katastrophe, welche nur Thränen und vernichtetes Herzensglück hinterläßt, ist natürlich ein durchaus peinlicher. Die Wechsel, die der Dichter für das Glück des jungen Geschwisterliebespaares freigebig auf die Zukunft ausstellt, werden von ihm selbst nicht mehr eingelöst, und der Leser, als Nehmer dieses begebenen Wechsels, ist berechtigt, Protest zu erheben.

Offenbar im Gefühle, daß diesem niederbeugenden Eindrucke gegenüber ein anderes Doppelleben gezeichnet werden müsse, welches glücklich endet, hat dann der Dichter noch ein zweites Liebes- oder Gattenpaar in die Handlung verflochten, Silvana Rodwald und Ortlof von der Heide. Sie „kriegen" sich allerdings am Schlusse mit Hülfe der edeln geschiedenen ersten Frau Ortlof's und obgleich Ortlof seine Neuvermählte Silvana in der freventlichsten Weise an sich selbst irre gemacht und sie von sich getrieben hat. Aber dieses bescheidene Glück von zweien, während alle andern, namentlich auch die edle Osilie von der Heide, unglücklich werden oder unglücklich bleiben, wird auch nur ermöglicht durch die bei den Rechtszuständen Deutschlands ganz unmögliche Fiction des Dichters, daß die erste Ehe Ortlof's mit Osilie gerichtlich geschieden worden sei, weil ein erbeshungriger Vetter Ortlof's diesen (zu Unrecht) einer frühern Doppelehe beschuldigte, ohne sie zu beweisen. Das Gericht nimmt an, der Vetter werde die Doppelehe schon beweisen können und scheidet daher Ortlof's einzige Gattin von ihm! Solche fabelhafte Verdrehungen unserer Rechtszustände sollten doch in dem Werke eines Dichters von Jensen's Bedeutung nicht vorkommen. In England, Frankreich und Italien wäre ein solcher Verstoß gegen das allen bekannte Recht unmöglich. Wir Deutschen lassen uns in dieser Beziehung das Unglaublichste bieten.

Kann man sich also auch von dem bischen Glück, das der Roman am Schlusse zweien seiner Helden austheilt, nur mit sehr gemischten Gefühlen trennen, und von der öden Anlage und Composition des Ganzen nur mit vorwiegendem Unmuthe, so hat doch die Kunst des Dichters auch hier ein lebhaft fesselndes, äußerst spannendes Werk geschaffen, das wohl verdient gelesen zu werden. Die Geheimnisse der Handlung, welche in diesen Zeilen enthüllt sind, entschleiern sich dem Leser nur ganz allmählich. Die Seelen der Helden, vor denen sie offenbar sind, ringen gewaltig mit dem übermächtigen Fatum der Sitten- und Rechtsordnung, das sie hinunterreißt. Der Dichter hat dieses Verhängniß so groß gestaltet, daß man sich unwillkürlich erinnert fühlt an die Schauer der Sophokleischen Tragödie „König Oedipus", welcher die Blüte des Perikleischen Zeitalters einst ebenso mit verhaltenem Athem folgte wie wir Menschen des 19. Jahrhunderts.

Hans Blum.

Dramatisches und Theatralisches.

1. Frauenlieb'. Schauspiel in fünf Acten von Walter Hartesius. Leipzig, Fock. 1890. 8. 1 M. 25 Pf.

Die Fabel des Stücks scheint frei erfunden zu sein, vielmehr sie muß es sein, denn in Wirklichkeit nimmt keine Handlung den Verlauf, wie derselbe uns hier vorgeführt wird. Das Stück spielt in einem nordischen Königreiche, und seit Grabbe's großartigem „Gotland" glaubt man auf den nordischen Schauplatz mühelos alles verlegen zu können, was auf deutscher Erde und unter wirklichen geschichtlichen Verhältnissen ohne weiteres unmöglich wäre: der nordisch dunkle Hintergrund scheint alles zu erlauben und nichts anderes zu sein als das Tummelfeld der haltlosen Willkür für dramatische Dichterlinge. Es handelt sich im vorliegenden Stücke um ein Zerwürfniß zwischen König Karl und seiner Base Prinzessin Else. Am Ende aber bleibt dieser Streit halb fertig liegen. Nirgends findet sich eine logische Brücke zwischen den Ereignissen. Die breite Sprache verstärkt noch sehr die Langeweile, welche bereits die Handlung an sich erregt. Nur selten leuchtet hie und da ein lebendiges Bild auf. Der Nothbehelf dramatisch schwacher Talente, Misverständnisse, führen ein fortwährendes Schwanken in der Charakteristik der Personen herbei. Rein nach dem Spiele des Zufalls schieben sich die Handlungstheile nebeneinander, es sind Versatzstücke, welche man an jeden Ort hintragen kann. Für die sichtbare Bühne ist dies Stück nicht geschrieben; indeß auch die unsichtbare und die Bühne der Zukunft wird dieses Drama unbeachtet beiseite liegen lassen.

2. Prinz Wilhelm von Oranien-Nassau, genannt der Verschwiegene. Volksschauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiele: „Kaiser Karl's V. Abdankung", von Adolf Friedrich. Dillenburg, Seel. 1890. Gr. 8. 2 M.

Auch dieses Stück steht wie das vorige auf dem Boden des Alten und rührt nicht an den Kampf der Geister, aus dem das neue deutsche Drama hervorgehen soll. Es nennt sich ein Volksschauspiel und erwirbt in den Augen derer, für welche es geschrieben ist, damit gewissermaßen das Recht der freiern Scenenführung, der Lockerung des künstlerischen Verbandes, des häufigen Wechsels von Ort und Theilnahme. Die mannichfachen Freiheiten des Volksschauspiels ergriff der Verfasser mit Behagen, was seinem Stücke ebenso wenig als Vortheil wie als Nachtheil angerechnet werden soll, doch ein Volksschauspiel hat er dadurch keineswegs gestaltet. Ein Fehlgriff, der nirgends so sehr als im Volksschauspiele die Wirkung beeinträchtigt, liegt in der Wahl des Helden und des Stoffs. Ein Held, der wol in den Büchern der Geschichte, aber nicht im Bewußtsein des Volks lebt, kann nie der Träger eines Volksschauspiels werden, es sei denn, daß eine übergewaltige Dichterkraft die fremde Gestalt ins Bewußtsein der Menge so lebendig rücke, daß selbst der Geschichtskundige Mühe hat, die historische Wahrheit von der dichterischen Erfindung zu lösen. Dies gelang Kleist auf dramatischem Gebiete im „Prinzen von Homburg" und auf epischem Gebiete am allerglänzendsten im „Michael Kohlhaas". Vorliegendes Jambendrama entbehrt durchgehends der wahren und großen Eigenschaften eines echten Volksstücks. Es scheint aus einem heimatlichen Interesse an „Wilhelm von Oranien", dessen Besitzthum Dillenburg im Nassauischen erwähnt wird, hervorgerufen zu sein. Von der Abdankung Kaiser Karl's V. bis zu Wilhelm's Ermordung in Delft läuft jahrbuchähnlich die Fabel hin; reichliche Erzählungen stehen gleichsam als Zeugnisse des epischen Ursprungs da, Staatshandlungen wechseln miteinander ab; um nichts bereichert, mit keinem Aufschwunge, mit keiner Erschütterung verläßt uns der Verfasser, kühl am Anfange wie am Schlusse.

3. Der Intendant in tausend Nöthen. Posse mit Gesang und Tanz in vier Acten von Karl Bilz. Berlin, Stargardt. 1890. 8. 2 M.

Hier blitzen die Waffen der Spottlust völlig offen und man muß gestehen, in der Hand eines Mannes, der seine Klinge zu schlagen weiß. Ein richtiger Takt hat dem Verfasser geboten, für sein Stück den Titel einer Posse zu wählen; im ganzen freilich ist die Idee zu ernst und bedeutend, als daß sie einer Posse angemessen wäre; erst dann kann man ein possenhaftes Element erblicken, wenn der Verfasser Tolstoi's „Macht der Finsterniß", Wagner's „Tristan" als Stoff des Humors angesehen wissen will — indeß selbst Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" versagt: hinter all diesen Dramen steht ein furchtbarer Ernst. Davon abgesehen, wird in der That kein Unbefangener leugnen, daß unsere Bühnenzustände und unsere gefeiertsten Dramatiker der juvenalischen Laune herrliche Zielscheiben bieten. Vor einem literarischen Zuschauerkreise dargestellt, würde vorliegende Posse den fröhlichsten Erfolg davontragen. Ein Intendant, von tausend Nöthen umringt, erklärt auf seiner Bühnenwelt endlich freistaatliche Willkürwirthschaft; dann, als dieselbe scheitert und das Professorenstück des Dichters Pfund eine Niederlage erlebt, ruft der bedrängte Bühnenleiter eine unerhörte Versammlung: Schauspieler, Garderobiere, Friseure, Recensenten, Dramatiker und Schriftsteller sollen gemeinsam urtheilen, welches Stück von den vorgelesenen das beste sei. In wüthendem Handgemenge platzt Wagner'scher Idealismus und Tolstoi'scher Realismus aufeinander, die Kritik wird vom Intendanten auf die Gasse geworfen, Marktweiber urtheilen alsdann über die Kunst und erklären, als sie Herrn Eichelkranz vernehmen, sein vaterländisches Schauspiel „Die Rochows" sei unwiderstehlich, idealistisch und realistisch zugleich. Vox populi, vox dei. Das Raubritterstück wird gegeben und erreicht den glänzendsten Erfolg; Serenissimus selber sind gnädig; die Zuschauer wie die Berichterstatter

taumeln von Entzückung und lächelnd bestätigt jeder Mitlebende diese Vorgänge aus eigener Erfahrung.

4. Wiener Bühnenunwesen. Offener Brief an den Vereinsausschuß des „Deutschen Volkstheaters" von F. Seenieus. Wien, Deuticke. 1890. 8. 40 Pf.

Dies ist eine Flugschrift, die dreifach Front macht gegen die Dichter, die Spieler und die Berichterstatter am deutschen Volkstheater in Wien. Im vorgenannten Lustspiele bedeckten dichterische Formen die ernsten Gedanken; in diesem Büchlein wählt der kampflustige Schreiber die Umrisse des offenen Briefs, welche von jeher dazu dienten, um die Gegner scharf und doch mit glänzenden und verbindlichen Formen zu treffen. Freilich ist die gewählte Briefeinkleidung im Verlaufe vorliegenden Buchs ganz und gar unausgenutzt geblieben. Zudem bestätigt sich auch hier, daß eine theatralische Streitschrift meist um so ungenießbarer ist, je mehr sie örtliche Verhältnisse berührt und je lauter der Lärm ist, den sie in der betreffenden Stadt entfesselt hat. Will man vorliegende Flugschrift etwa vom Gesichtspunkte des dramaturgischen Werthes betrachten, so kann man sich gewiß nicht verbergen, daß sie nur eine geringe Beachtung verdienen kann; denn die Kritik der wiener Theaterzustände erhebt sich nirgends zu einer schöpferischen, groß und neu ordnenden Besprechung, welche neben dem harten Tadel auch die Grundsätze darlegt, nach denen etwas Besseres als das Vorhandene erreicht werden kann. Ein näheres Eingehen ist somit nicht Aufgabe dieser Blätter.

5. Wozu der Lärm? Genesis der freien Bühne von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Glänzend und doch immer sachlich bleibend ist diese Flugschrift von einem geschrieben, der selbst an der Wiege des bekannten Unternehmens gestanden hat. Die Leistungen der „freien Bühne" sind seit dem Erscheinen dieser Schrift vor aller Augen offenbar geworden; hier ist nicht der Ort, auf eine Würdigung der Ziele und Erfolge des leidenschaftlich umkämpften Bühnenunternehmens einzugehen, da es auch der Zweck der Schlenther'schen Flugschrift nicht ist, zusammenhängend das künstlerische Bekenntniß der berliner „freien Bühne" zu entwickeln. Dem größten Theil nach ist die Broschüre eine Erzählung, welche indessen interessant genug ist, um eine besondere Veröffentlichung zu rechtfertigen. In die Jahrbücher der deutschen Bühnengeschichte wird die Flugschrift Schlenther's als Beitrag gern eingeheftet werden. Audiatur et altera pars:

6. Im Suff. Eine naturalistische Spitalkatastrophe in zwei Vorgängen und einem Nachgang von Konrad Alberti. Berlin, Cassirer u. Danziger. 1890. 8. 1 M.

Diese Satire ist Paul Schlenther und Otto Brahm, den Gründern der „freien Bühne", gewidmet. Der Hauptpunkt ist folgender: Eben ist der Vorhang im Begriffe, ein abscheuliches Bühnenbild naturalistischer Kunst zu verhüllen, da ersteht vor den Augen der entsetzten Vorstandsmitglieder Gotthold Ephraim Lessing. Sein zürnender Schatten donnert vernichtende Worte gegen die plumpe Unkunst, welche die freie Bühne erfülle, dann entrollt er die großen Aufgaben, welche die wahrhafte Kunst zu erfüllen hat. Diese Worte, welche in der That dem neuen deutschen Drama voranzuleuchten haben, sollen hier stehen; sie verdienen, allen Dramatikern unvergänglich vor den Augen zu schweben:

Zeigt das eherne Jahrhundert,
Das größer ist, als alle je vor ihm!
Gebt seine Kämpfe uns und seine Leiden!
Stellt uns den Forscher dar, in stiller Klause,
Die Welt beherrschend, umgestaltend, der
Natur abzwingend die geheimsten Kräfte!
Zeigt uns den einz'len machtgewalt'gen Geist
Allein im Kampf mit der gemeinen Masse,
Die zäh und roh am alten Wahnwitz hängt —
Zeigt uns den Blusenmann die schwiel'ge Hand
Empor bis nach den höchsten Sternen strecken —
Laßt vor der neuen Legionen Tritt
Die Reichen blassen und die Throne zittern;
Laßt Völker aufstehn und im heißen Kampf
Um langgeraubte Daseinsrechte ringen! —

Auch die Gegner können diesen Zielen der neuen Dramatik unmöglich ihre Achtung versagen. Noch viele Talente werden sich abringen, ehe der Große kommt, der zauberhaft erfüllt, was obige Zeilen gefordert.

7. Der Lohnkampf. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Freiherrn von Maltzan. Oldenburg, Schulze. 1890. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Nur ein Versuch zur Erfüllung, der redlich gemeint ist, aber einem Mislingen fast gleichkommt, liegt uns in Maltzan's Volksschauspiel „Der Lohnkampf" vor. Dem Wollen fehlt das Können. Die dichterische Kraft pulsirt nur schwach in diesem Stücke, das weit mehr ein Erzeugniß des Verstandes als des dichterischen Schwunges ist. Trocken und nüchtern spinnen sich die Auftritte ab und die eine Scene, Einsturz des Bergwerks, welche ein romantisches Feuer umleuchten soll, wirkt bei der matten Behandlung furchtbarster Leidenschaft und Angst nicht im entferntesten erschütternd. Blut ist im Handgemenge zwischen Director und Arbeiterschaft geflossen, peinigende Noth hat hundert Familien zerrüttet, Unschuld und Glück ist der schnödesten Leidenschaft zum Opfer gefallen — und am Ende ein heiteres Vergessen, eine fröhliche Versöhnung? Woher dieser Umschwung? Welche Folge von reichen herrlichen Scenen ermöglicht es uns, an Frieden zu glauben, zumal die Arbeiter ihre Forderungen nicht erfüllt sehen? Man höre:

Director. Ihr wollt es mit dem Lohnkampf erzwingen?
Lange. So ist es!
Director. Damit kommt ihr nicht zum Ziel; das ist nicht der richtige Weg. Wenn die Arbeiter mit Gewalt vorgehen, dann schädigen sie den Arbeitgeber, das Kapital und damit zugleich sich selbst. Ohne Kapital läßt sich nichts mehr machen auf der Welt! Seht ihr das nicht ein?
Lange. Ganz so ist es nicht!

Director. Doch, Lange!
Lange. Wie läßt sich denn das ändern?
Director. Ganz einfach: durch Errichtung von Einigungsämtern!
Lange. Einigungsämter?
Director. Ja wohl!

Diese Lösung furchtbarster Verwickelungen, dieses Ende wüthenden Grolls trägt viel zu sehr den Stempel der Gewöhnlichkeit, als daß dichterisch oder dramatisch dies Stück höhere Bedeutung beanspruchen könnte.

8. Ein überflüssiger Mensch. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1890. 8. 2 M. 60 Pf.

Auch Heyse hat Anstrengungen gemacht, in sein neuestes Drama sociale Bestandtheile hinüberzunehmen. Die Aufgaben freilich, die Lessing's zorniger Schatten entrollt hat, stellt sich der Dichter nicht; aus langer novellistischer Uebung ist er gewöhnt, bescheidenere Ziele zu erstreben. Nur als Schmuck, als neues, bisher dramatisch noch nicht verbrauchtes Moment führt Paul Heyse in die Handlung einen Lohnkampf ein; aber er läßt das Ringen von Kapital und Arbeit auf der Stelle fallen, wenn er sieht, daß die Fabel so weit entwickelt ist, um mit Versöhnung und Verlobung auf die alte befriedigende Art zu schließen. Zu einem Drama fehlt dem Heyse'schen Stücke nichts Geringeres als eine Handlung im dramatischen Verstande. Am Schlusse des ersten Aufzugs ist noch kein Ziel bezeichnet, nach dem sich die vielen Fäden hin verschlingen sollen; im zweiten Aufzuge wird die Bühne zu einem Wandelgange, wo die Personen einzeln und in Gruppen kommen und gehen, aber nicht handeln; im dritten Aufzuge werden die Fäden vom ersten recht bunt durcheinandergeschüttelt und mit dem socialen Feuer ein wenig dilettantisch gespielt; im vierten Aufzuge wird die Krone der Uneigennützigkeit dem armen „Ueberflüssigen" noch einmal recht fest aufs Haupt gedrückt; im seines Nichts durchbohrendem Gefühl weiß der „Ueberflüssige" für sich keine andere Aufgabe, als zu heirathen — wozu der Lärm? Alle möglichen Dinge werden gestreift, Arbeiterelend, Ehebruch, Duell — am Ende ist alles vergessen; mattherzig versöhnt schickt uns der Dichter nach Hause. Die greisenhafte Schwäche der Handlung wird zur Widerwärtigkeit, wenn man sieht, daß die verschleierte Genußsucht, die drohnenhaftige Beschränktheit ihre Rechtfertigung, ihre Verherrlichung in dem Stücke erfahren soll; weder Charakteristik, noch ein spannend gewobener Stoff sind vorhanden, um als etwaige Entschädigungen zu gelten; somit erstreckt sich mindestens auf Dramen und Dramatiker ganz und gar nicht jenes bedeutende Wort: Le superflu, chose très nécessaire.

Friedrich Kummer.

Lyrisches.

1. Mein Lied. Dichtungen von Gustav Bunzeck. Dietendorf, Selbstverlag. 1890. 8. 3 M.
2. Gedichte von Hermund Eiche. Hamburg, Meißner. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Neue Gedichte von E. Salburg. Graz, Styria. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Von der Lebensstraße und andere Gedichte von Georg Egestorff. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 3 M.
5. In bangen Stunden. Lieder aus der Stille von Friedrich Oser. Baden-Baden, Sommermeyer. 1890. 8. 3 M.
6. Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Erster Theil: Laskaris' Jugend. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 2 M.

Hermann Lingg, den ich kürzlich zu meinem Erstaunen auch unter den Kritikern getroffen habe, hat vorgeschlagen, die Gedichte in genießbare und ungenießbare einzutheilen und die letztern dann natürlich auch nicht zu genießen. Nun, ein Dichter kann sich solche Feinschmeckerei gestatten, wenn er einmal gelegentlich sich an die kritische Tafel setzt; uns armen Kritikern von Beruf muß alles „genießbar" sein, auch was keinen Genuß bereitet. Wie sagt doch Goethe? „Harte Bissen gibt es zu kauen! — Wir müssen erwürgen oder sie verdauen!" Zum Glück sind wir gewöhnlich auch keine so sensibeln Naturen wie die Dichter, und haben einen Magen, den eine Unzahl lyrischer Köche zu einem wahren Straußenmagen erzogen hat. Also muthig eingehauen! Erst die schlechten, dann die guten Bissen!

„Mein Lied" schreibt Gustav Bunzeck stolz auf das Titelblatt seiner „Dichtungen" (Nr. 1). Er schritt einst in weiter, stiller Heide an einem Sumpf vorüber und schnitt sich „von der nächsten — ausgehöhlten Weide eine Hirtenflöte":

Ich blies; — vergnügte Melodie ertönte,
Daß selbst der alte Stamm erstaunt
Mit seinem Zweigverluste sich aussöhnte,
Ja — mir nachsummte — wohlgelaunt. (S. 1.)

Plötzlich „ringelten im Sumpfe Kreise: Ein gräßlich Weib zu Tage schwoll!"

Vom Haupt herab in wüsten, schweren Strähnen
Ein rothes Haar zur Schulter hing,
Daß selbst die nackte Brust beim Athmen, Dehnen —
Im Kosen sich mit ihm erging.

Im Schrecken glitt die Flöte mir zur Erde,
Ja bald auch ich zu Boden fiel,
Als laut das Weib, unsittlich in Geberde,
Begann mit wirrem Sang und Spiel. (S. 1.)

Bald aber rafft er sich und seine Flöte wieder auf und bläst:

Bis endlich rings — im Zorn, die rote Schöne
Im Moder wühlte tief und toll.

Und hehrer klang es aus der Hirtenflöte,
Und Gift und Galle spie das Weib;
Dazwischen schrie die alte Weide: Tödte,
Vernichte diesen Lästerleib. (S. 2.)

Und ha! Das Weib — es schrumpfte, sank —
Fahl im Gesicht, — in Höhlen — Augen, Wangen!
„Mein Lied!" — „Mein Lied!" das Weib bezwang! (S. 2.)

So Bunzeck in seinem Vorworte. Sollte es dem Kritiker nicht schon nach dieser ersten Probe erlaubt sein, das Buch zuzuklappen und es der allsühnenden Flamme seines Herdes zu überliefern? Es wäre zu gelinde Strafe für solche Versschinderei. Also weiter! Da finde ich schreckliche Mishandlung der deutschen Sprache: „Umrankt von Eintrachts herrlichem Gelände" (S. 10); undeutsche Wendungen, undeutschen Satzbau auf jeder Seite! Vom dichterischen Stil nur ein Beispiel, den Anfang eines Sonetts:

Der dir noch heut' durch seine Enkel nützt,
Dem wölbte man im Reiche Marmorsteine,
Damit Gedächtniß sich in Zeiten eine (??),
So rothe Schlangenbrut mit Geifer spritzt.

Denkt man dem (!) jetzt? An Monumenten schwitzt
Das rothe Aas im nächtlich düst'ren Scheine,
Sodaß am Tag verpestet sind Gebeine,
In deren Mark sonst deutsche Treue sitzt. (S. 6.)

Ja, ja!

Was frag' ich nach den Schranken,
So man dem Dichter setzt —
Was nach dem Formgedanken,
Den wilde Meute hetzt? (S. 31.)

Erwähne ich noch den Haß des Dichters gegen alles Rothe, wozu ihm 1) die Realisten gehören; 2) die Demokraten (gegen die stirbt er sogar, freilich nur mit der Feder, kämpfend) (S. 88); 3) die Franzosen mit ihrem „Hahnen" und 4) — der Teufel, mit dem er sogar ein Stelldichein hat, und gedenke ich der schönen Verse:

Jüngst steh' ich an Niles Uferrand;
Rinocer (!), Krokodile vor mir im Sand,
Und hinter mir — fern noch: o Grausen!
Ein Löwe sich näh'rt, mich zu schmausen (S. 68.) —

dann dürfte es doch wol genug sein, und ich kann den Dichter nur in dem Vorsatz bestärken, den er S. 85 ausspricht:

Soll meines Hirnes Denken —
Der Welt, von mir verflucht,
Wol gar ein Werk noch schenken,
Das sie zu bessern sucht?

Nein, nein! Ich will vergelten,
Was man an mir gethan,
Indem nach fernen Welten
Ich ziehe — gleich dem Schwan. (S. 85.)

Doch da lese ich eben die Notiz, daß das weimarer Hoftheater demnächst ein Volksstück von Gustav Bunzeck aufführen wird. Nun — entweder ist der Lyriker Gustav Bunzeck ein ganz anderer Mann als der Dramatiker, oder — er muß einen sehr guten Freund am weimarer Hoftheater haben.

Mehr Sprach- und Formensinn als Bunzeck hat Hermund Eiche in seinen „Gedichten" (Nr. 2), und zwar gelingt ihm die Form desto besser, je wichtiger der Inhalt. Dafür ist er aber ein Zuckerbäckerlyriker der fadesten Sorte. Aus den bekannten Ingredienzien, Mondschein, Nachtigallenflöten, weichen Winden, Maiennächten, dunkeln Locken und andern „Süßigkeiten" (alles ist ihm „süß") bäckt er einen Fladen zusammen, an dem man sich den Magen gründlich verderben kann. Seine Gedichte sind theils nichtssagend, theils unklar und verwirrt, sodaß mir lebhaft die alten romantischen Verse in den Sinn kamen: „Süße Liebe denkt in Tönen, — Denn Gedanken stehn zu fern!" Kein Wunder; alle Gefühle sind hier offenbar erlogen, Liebesschmerz und Liebesfreude. Und doch singt Eiche:

Was lallen die Dichter von Liebe daher?
Nicht Goethe noch Hein' (!),
Auch kündete Shakespeare nicht, nimmer Homer
Die Wonne, die mein. (S. 136.)

Aufrichtig, Herr Eiche! Haben Sie nicht fleißig in Ihrem „Goethe und Hein'" und andern Dichtern geblättert und gar manche Anleihe gemacht, deren Gegenstand Sie nach Ihrer Art in Ihrer Zuckerbäckerei verwerthet haben? Doch ich will gerecht sein; öfters sind Sie auch sehr „originell"! Oder sollte es nicht eine eigenartige Lebensauffassung bekunden, wenn es heißt:

Und wer sein Lieb in Noth verläßt,
Ein Pereat, der sterbe,
Damit ein bessrer Mann sein Nest
Und seine Liebe erbe! (S. 54.)

Oder einen echt modernen Gedankenflug, wenn von einem Sterne gesagt wird:

Aber zu ihm zu gelangen
Reichen nicht Millionen Jahre,
Ob man auch ohn' Unterbrechung
Im Expreßzug rasend fahre. (S. 109.)

Oder eine überraschende Reimgabe:

Und als ich ihrem Deuten folgt',
Da sah ich meine Schuh' hell
Vom Wegstaub und geborsten ganz —
Und waren doch von Kuhfell. (S. 74.)

Oder schöpferischen Sprachsinn, wenn die bekannten Brom-, Him- und andern Beeren also übertrumpft werden:

Da saß sie oft, da stand ich oft,
Und sah herü-, hinüber. (S. 89.)

Etwas besser sind die Balladen, in denen der Bürger'sche Volkston manchmal nicht ohne Glück angeschlagen ist; aber auch sie sind im ganzen saft- und kraftlos:

Und als bei Münden Werra
Mit Fulda sanft sich traf,
Da fiel ich, ob's auch Unart,
In einen tiefen Schlaf. (S. 125.)

Unart? Behüte Gott! Bei bösen Kindern und bei — schlechten Dichtern ist das Schlafen eine Tugend! Sie sündigen dann nicht!

Und nun kommt eine Dame; zum Glück erlaubt mir mein kritisches Gewissen, hier höflicher zu sein. Wirft man nur einen flüchtigen Blick in die „Neuen Gedichte" von E. Salburg (Nr. 3), so würde man kaum auf eine Frau als Dichterin schließen. Nicht nur beschäftigen sie sich eingehend mit einer Reihe von Philosophen und deren Problemen (und hier scheint mir die Dichterin, trotz offen-

baren Verständnisses für philosophische Fragen, sich die Aufgabe in philosophischer wie in poetischer Hinsicht zu hoch gestellt zu haben; vieles z. B. ist blos gereimte Prosa), sondern zeigen auch nach der heitern Seite des Lebens männlichen Charakter. Wer käme auf den Gedanken: cherchez la femme! wenn es heißt: „Ertränkt sei Liebe und Gesang im goldnen Wein!" (S. 85.) Oder: „Der Becher hier, er sei der Sarg für mein gebrochen Herz?" (S. 86.) Freilich den tiefer schauenden Kritiker, der aus den echt weiblichen Zügen der Kritiklosigkeit, Ueberschwenglichkeit und Redseligkeit, auch ohne das vorgesetzte Bild, sofort das genus femininum erkennt, machen solche Anwandlungen nur bedenklich und er fragt: Wie steht es hier mit dem Einklange von Leben und Dichten? Und liest er weiter und weiter, so drängt sich ihm auf jeder Seite, wenigstens der lyrischen Gedichte, die Wahrnehmung auf: gemacht! erdichtet, oder besser: erdacht! blutwenig erlebt! Die epischen Gedichte sind deshalb auch im allgemeinen besser gelungen als die lyrischen; besonders ansprechend ist „Herzog Christoph's Wurf und Sprung". Im ganzen ist mir E. Salburg, trotz dieser Fehler, zu denen auch ein oft noch leicht erkennbares Ringen mit Sprache und Form gehört, nicht unsympathisch. Ernstes Streben und Denken, anmuthiges dichterisches Talent und ein treues deutsches Herz zeichnen sie aus. Die Dichterin ist noch jung; wenn sie erst mehr erlebt und noch fleißiger an sich gearbeitet hat (aber in der Stille, nicht auf dem Büchermarkt), wird sich vielleicht einmal eher die glänzende Ausstattung rechtfertigen, die ein artiger Verleger ihr schon jetzt hat zutheil werden lassen. Als Beispiel gebe ich den letzten Vers des Gedichts „Todesschlummer" (S. 103), das ich für das beste der Sammlung und für wirklich schön in Inhalt und Form halte:

Ein Ahnen zittert durch die Luft,
Wie Lenzeshauch, wie Lenzesduft,
Bethörtes Herz, schlaf' ein,
Dies bleibt ein Traum nur, glaub' ihm nicht,
Schliefst einmal du im Winterlicht,
Wird's nie mehr Frühling sein.

Wenn E. Salburg ausdrücklich sich als eine romantische Dichterin bezeichnet und von ihren Gedichten sagt, daß durch sie „der Athem der Vergangenheit, auch der Zukunft vielleicht, wehe, doch nimmer der Geist der heutigen Tage, so öd' und so freudenleer", so nennt sich Georg Egestorff in seinen Gedichten: „Von der Lebensstraße" (Nr. 4) „ein Kind der Zeit", und in der That: der Athem der Gegenwart weht warm aus seinen Gedichten. Er ist einer der „Rekruten", die Bierbaum dem „lyrischen Hauptmann" der jungen Realisten, Detlev von Liliencron, wünschte, aber einer, der den Marschallsstab im Ranzen trägt, und mir ist er heute schon viel lieber als sein Hauptmann, an dem er bewundernd hinaufsieht: er ist zusammengefaßter, maßvoller, künstlerischer und natürlicher (ja — natürlicher!), meidet das Rohe, Verletzende; bei uns Leuten, denen so ärmliche Begriffe, wie künstlerische Beschränkung und Harmonie, noch keine überwundenen Standpunkte sind, wird er dadurch nur gewinnen.

Egestorff's Lyrik ist selten reine Empfindungslyrik. So tief eine Empfindung bei ihm auch ist, immer ist ihr Ausdruck entweder plastisch vermittelt oder durch die Reflexion getragen. Besonders die mehr epischen Gedichte sind hoher Bewunderung werth. Lebensbilder und Naturbilder zeichnet uns der Dichter mit wenigen, kräftigen Strichen anschaulich und in ihrer Wahrheit ergreifend: scharf umrissene Gestalten von der Lebensstraße, vor unser geistiges Auge gerückt, als ob sie unser leibliches sähe; würzigen Erdduft ausströmende Landschaften, voll Stimmung, uns hineinzwingend in ihren eigenen Charakter. Dort der alte Soldat, mit dem in seines Königs Dienst gebleichten Rabenkopfe, dem glutenvollen Auge, dem steifen Schnurrbart, stramm sich haltend unter seiner Jahre Last: funfzig Jahre hat er treu gedient, und das Kreuzlein, das ihm hierfür wird, ist ihm unendlich mehr werth, als alle die Kreuze, die, durch manche kühne That erworben, seine tapfere Brust schmücken:

Das Kreuzlein, das ich heute mir erjagt,
Nicht ist's für eine That, die bald gewagt;

Das Kreuzlein ist für eines Lebens Kampf:
Zwar ohne Blut und ohne Pulverdampf,

Doch war's ein Kampf oft heißer, glaubet mir,
Als manch Gefecht, wofür die Kreuzlein hier. (S. 11.)

Das Ganze in scharf abgerissenen, paarig und stumpf gereimten Versen voll männlicher Kraft, würdig des siegreichen, ungebeugten Lebenskämpfers. Hier ein General, auf einer Reeognoseirung mit seinem Stabe, hinausträumend von sonniger Höh' ins weite, schöne Land, das er zum Schauplatze wilder Menschenschlacht machen will! Wie ist in beiden Bildern das allgemein Menschliche so ergreifend mit dem Militärischen verbunden! Dann — welcher Gegensatz: ein rührendes Bild aus dem Kinderleben! Wo sind die Engel denn? fragt

Ein lieblich Kind mit Augen tief und rein,
Draus mir entgegenlachte der lichte Sonnenschein.

Schon will er mit rauher, nüchterner Antwort des Kindes Einfalt zertrümmern —

Da fiel mir bei die eigne, sel'ge Kinderzeit. . . .
Ich schwieg! . . . Zur Lüge fand sich nicht der Worte Kleid,
Doch nach der Höhe reckte ich empor die Hand,
Ich schaute nach den Wolken — und das Kind verstand!
Der Mutter Blick, der dankend auf mir lag:
Er war die Lüge werth an jenem Tag! (S. 58.)

Dann wieder Großstadtbilder, nicht von der beliebten verletzenden Roheit, sondern alle durchglüht von einem warmen Menschenherzen, geläutert in feiner dichterischer Empfindung und doch durchaus realistisch. — Von den Naturbildern hebe ich besonders diejenigen hervor, die die See zum Gegenstande haben. Manches derselben ist scheinbar planlos, aber alle farbensatt und wohl abgerundet, Stimmung athmend und Stimmung weckend. — Die Abtheilung „Aus Herzensnöthen" führt uns dem Stoffe nach

auf rein lyrisches Gebiet; allein auch hier ist das Meiste episch gefärbt oder vom Gedanken beherrscht. Gar vieles läßt uns deshalb hier kalt. Doch beweist das Gedicht „Bitte" (S. 88), daß dem Dichter auch der unmittelbare Gefühlsausdruck in einfachen, aber ergreifenden Tönen möglich ist. — Zur Satire, die dem Dichter nicht übel zu Gesichte steht, gibt ihm die Gegenwart reichen Anlaß und „An Menschen" enthält scharfe Hiebe gegen die Butzenscheibenlyriker, die Salonmenschen, die Recensenten, die verlogene moderne Gesellschaft überhaupt. — In des Dichters Innerstes hinein führt uns die Abtheilung „Ringen". Pessimistisch ist die Grundfärbung dieser gedankenreichen Gedichte; aber es ist kein gespreizter Pessimismus, und namentlich kein weltflüchtiger, sondern das Ergebniß ernster Kämpfe eines Mannesherzens, das gewillt ist, für das als wahr Erkannte auch ferner zu streiten; erschütternde Bilder und Gedanken eines gescheiterten Glaubens an Gott und Welt enthalten diese Gedichte. Der Dichter, der wohl merkt, wie trostlos ihn sein Pantheismus läßt, wünscht sich zurück in seine glücklichen Jugendtage, die Tage des seligen Kinderglaubens. Die Perle dieser Abtheilung: „Mein Gott, was hast du mich verlassen" (S. 162), hier wiederzugeben, hindert mich die Rücksicht auf den Raum. — Dem hohen Adel der Gesinnung, dem reinen Streben nach allem Guten und Rechten, das aus diesen Gedichten spricht, wünschte ich ein anderes Ende seines Denkens. Wenn der Dichter nur auch die Reversseite seiner Medaille anschauen wollte! — Egestorff liebt im Streben nach Kraft eine straff gespannte Sprache, Participialconstructionen, Ellipsen u. dergl., ebenso im Streben nach natürlicher Wahrheit einen ungekünstelten, häufig absichtlich schmucklosen Ausdruck, obwol ihm die reichsten Mittel poetischen Stils zu Gebote stehen — er möge beides nicht weiter treiben, sonst wird es Manier. Bei einer zweiten Auflage, die ich diesen prächtigen Gedichten von Herzen wünsche, tilgt er dann wol auch einige prosodische Unebenheiten und die zwei häßlichen Sprachsünden S. 110 und S. 114.

Auf das Kraftvolle, Frische — das Milde, Sinnige und Innige. Der schweizerische Pfarrherr Friedrich Oser hat sich bereits einen geachteten Dichternamen erworben, und die vorliegende Sammlung „In bangen Stunden" (Nr. 5) wird seinen Ruf als Liederdichter noch fester begründen. Sie enthält Perlen in einem unscheinbaren Schreine, ein neuer Beweis, wie wenig heutzutage aus dem Aeußern eines Buchs auf seinen innern Werth geschlossen werden darf. Besser gedruckt, sorgfältiger geordnet und schärfer gesichtet (bis auf die Hälfte etwa beschränkt), müßte sie ein herrliches Liederbuch sein. Alles athmet reinsten lyrischen Duft. Innige Empfindung, unmittelbar aus warmem Herzen hervorquellend und zum Herzen sprechend, einfacher, aber immer edler dichterischer Ausdruck, große Gewandtheit und erstaunliche Mannichfaltigkeit in der Form, musikalischer Wohllaut — kein Wunder, daß schon viele Componisten nach diesen Liedern griffen; nicht weniger als 59 Tondichter von über 200 seiner Lieder zählt Oser im Anhange auf: gewiß die beste Empfehlung für ein Liederbuch. Die zwei ersten Bücher enthalten geistliche Lieder (besonders stark ist da der Dichter im einstrophigen Liede), das dritte Buch Lieder des Leides über schwere Fügungen (hier sind besonders ergreifend die Klagen um den Tod eines Kindes), und das vierte Buch besingt die Natur, verklärt im Lichte eines kindlich gläubigen Herzens. Oser ist keine groß angelegte Dichternatur, aber eine glockenreine. Nur zwei Beispiele dieser lieblichen melodischen Gedichte:

Länger auf die schwarze Truh
Weine nicht so herbe!
Lieblich fiel das Los ihm zu,
Herrlich ist sein Erbe!

Ach! wie weh's, wie weh's auch thu,
Was da sterblich, sterbe!
Lieblich fiel das Los ihm zu,
Herrlich ist sein Erbe! (S. 236.)

Kamen her im Abendlicht
Die Gespielen scheu und leis;
Reihen um das Bettlein dicht
Mit den Blumen sich im Kreis.

Muß das Antlitz wenden schnell,
Thrän' um Thräne niederrinnt;
All die Augen, klar und hell!
Kalt und todt! ach Gott! mein Kind! (S. 247.)

Noch liegt mir vor eine größere Dichtung: „Laskaris' Jugend" von Arthur Pfungst (Nr. 6), nach der heute beliebten Art nur der erste Theil eines erst zu erwartenden Ganzen: „Laskaris". Pfungst ist jedenfalls ein reiches Dichtertalent, wie schon seine frühern Leistungen bewiesen haben. Machtvolle Phantasie, Tiefe der Gedanken, leidenschaftliche Kraft des Gefühls, große Sprachgewalt zeichnen ihn aus. Allein es mangelt ihm noch an Selbstzucht, die seiner Begabung erst zur wahren künstlerischen Wirkung helfen wird. Das Interesse an der Dichtung erlahmt im Verlaufe, statt fortzuschreiten und zu wachsen. Dazu trägt außer dem Mangel einer von kräftigem Zuge geförderten Handlung besonders die gedehnte Art des Dichters bei, die ihn zu unzähligen Wiederholungen verleitet. Wohl sind diese Wiederholungen alle edle und tiefe, schön gefaßte Gedanken; allein es sind doch immer wieder dieselben Gedanken, sodaß man bald übersättigt wird, besonders wenn es einem nicht gegeben ist, im Weltschmerze förmlich zu schwelgen. Dazu kommt häufig ein Ueberwuchern der Phantasie, das den eigentlichen Zweck der Gedankendichtung ganz in den Hintergrund drängt, ja manchmal die klare Folge der Gedanken trübt. Eine Odyssee der Erkenntniß will der Dichter uns geben: Laskaris, ein junger Inselgrieche, eine ungemein zartfühlende Natur, voll feurigen Thatendranges und glühender Sehnsucht nach der Welt, muß lernen, was er dem welterfahrenen und weltflüchtigen, väterlichen Freund Philalethes nicht glauben will: daß glücklich nur ist, wer mit der

Welt nichts gemein hat, Reichthum, Glück und Glanz und Liebe entsagt. Der Schauplatz der Handlung, die herrliche Inselwelt des Aegäischen Meeres, gibt dem Dichter Gelegenheit zu schönen Naturschilderungen, ausgestattet mit dem ganzen Zauber seiner Phantasie, seines warmen Fühlens und seiner glänzenden Sprache, welch letztere, nur selten durch eine prosodische Härte, eine rauhe Elision, einen unreinen Reim gestört, in schön gebauten, wohllautenden zehnzeiligen Jambenstrophen dahinströmt.

Eduard Haug.

Baltische Geschichtswerke.

1. Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888 von Arend Buchholtz. Festschrift der Buchdrucker Rigas zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Riga. Riga. (Mitau, Besthorn.) 1890. 4. 15 M.
2. Album Academicum der kaiserlichen Universität Dorpat. Bearbeitet von A. Hasselblatt und G. Otto. Dorpat, Mattiesen. 1889. Gr. 8. 14 M.
3. Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Von L. Arbusow. Mit 1 Karte und 1 Lichtdrucktafel. Zweite Auflage. Mitau, Behre. 1890. 8. 3 M.

Der Neigung, Feste zu feiern und somit des 450jährigen Gedächtnisses der Erfindung des Bücherdrucks schon jetzt sich zu freuen, kommt die zufällig gerade im laufenden Jahre erfolgte Veröffentlichung eines Werks entgegen, das, in örtlichem Anlasse entstanden, nur eine Monographie darstellt, aber einen vollgewichtigen Beitrag zur Geschichte der edlen schwarzen Kunst und des Buchhandels bietet.

Im Jahre 1888 vollendeten sich drei Jahrhunderte seit der Errichtung der ersten Buchdruckerei in Riga. Sie fiel in eine für die Stadt bedeutungsvolle Zeit und erwies sich als ein Glied unter andern in der Kette wohlgeplanter Maßnahmen des Magistrats und in ihm vor allem des Stadtsecretärs David Hilchen, die rechte geistige Widerstandskraft im Kampfe für die evangelische Glaubensfreiheit gegen römische Vergewaltigung unter der polnischen Herrschaft Sigismund's III. zu gewinnen. Es galt, der Jesuitenakademie eine evangelische Schule gegenüberzustellen, die ihr den Vorrang abgewinnen könnte. Zu dem Zwecke wurde die alte mit der ganzen Stadt evangelisch gewordene Domschule aus einer dreiklassigen in eine fünfklassige Lateinschule umgewandelt, auf der die Vorbereitung für das Universitätsstudium zu erlangen war. Gleichzeitig ward mit der Stadtbibliothek ein guter Anfang gemacht und „zu Beförderung derselben die Druckerei erstmals in diese Stadt gebracht und dabei ein nothwendiger Buchladen bestellet".

Im Frühjahr 1588 langte Niclas Mollyn aus Deutschland in Riga an, erhielt nach Ablauf der beiden Versuchsjahre seine dauernde Bestallung, war durch königlichen Schutzbrief von 1590 gegen Nachdruck im Lande geschützt und seit 1592 nicht nur der einzige privilegirte Buchdrucker, sondern auch der einzige concessionirte Buchhändler der Stadt, an den in langer ununterbrochener Reihe die Geschäftsnachfolger sich schließen, bis sie in die beiden noch heute blühenden Firmen, die Müller'sche und die Häcker'sche Druckerei auseinandergehen, worauf dann in den letzten Jahrzehnten eine weitere Zahl allmählich entstanden ist.

In voller Würdigung des hervorragenden Einflusses der Berufung und Thätigkeit Mollyn's auf Stadt und Land und des gliedlichen Zusammenhanges des heutigen rigaschen Buchdruckgewerbes mit jenem ersten seiner Vertreter, beschloß bereits im Jahre 1887 die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga, im Vereine mit den Buchdruckern der Stadt, die Veröffentlichung einer Bibliographie der Mollyn'schen Drucke, nebst einer übersichtlichen „Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga". Dieses Werk (Nr. 1) wurde dem derzeitigen Bibliothekar der Gesellschaft, Arend Buchholtz, jetzt Hilfsarchivar des berliner Stadtmagistrats, übertragen, und liegt nun in würdigster typographischer Ausstattung als achtungheischende wissenschaftliche Leistung vor. Ein ansehnlicher Band in Hochquart, mit sechs in Steindruck trefflich wiedergegebenen Titelblättern Mollyn'scher Drucke — einer Arbeit der berliner Reichsdruckerei — bringt er in schönem, in der Müller'schen Buchdruckerei zu Riga hergestellten Antiquadruck auf prächtigem Büttenpapiere als ersten Abschnitt auf 250 Seiten die Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga, für das 16., 17. und 18. Jahrhundert so ausführlich, wie die archivalischen Quellen es nur immer ermöglichten, für das laufende Jahrhundert in raschem Ueberblicke. Als Vorgänger hatte der Verfasser die Schrift des Pastors Liborius Bergmann aus dem Jahre 1795: „Kurze Nachrichten von rigaischen Buchdruckern u. s. w." und die Abhandlung von Professor Wilhelm Stieda im „Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels", Bd. 6: „Zur Geschichte des Buchhandels in Riga". Diese dankbar benutzend, hat er, auf umfassender Ausbeutung der Archive gestützt, ein für den Bücherdruck Rigas in den genannten Jahrhunderten wol erschöpfend zu nennendes Werk hervorgebracht und der Kunde von den Verhältnissen des Buchhandels, der Nebenbuhlerschaft der Drucker, Buchbinder und zureisenden Buchführer wohlbegründete Erweiterung gegeben.

Einen sehr erheblichen Werth erhält das Werk dadurch, daß neben den urkundlichen Nachrichten die alten Druckwerke selbst sozusagen als Quellenmaterial herangezogen sind und der Verfasser sie sich recht angesehen und in ihre körperliche Erscheinung hineingelesen hat. Dadurch wird dem Berichte über Typen, Ornamentik, Einbände, Widmungen, über Bücherkategorien und Bücherpreise alles Schematische genommen; vielmehr gehören diese Mitthei-

lungen neben der Erzählung von den persönlichen Schicksalen und Kämpfen der Drucker zu den anschaulichsten Abschnitten des Buchs, und sie sind sogar im Stande, die reichen urkundlichen Beilagen, als Privilegien, Inventare, Taxordnungen u. dgl., mit einiger Antheilnahme lesen zu machen. Auf den Inhalt der Geschichte einzugehen, würde hier natürlich zu weit führen, so Anziehendes sich auch mittheilen ließe.

Der für die Gedenkfeier zuerst ins Auge gefaßte Plan der Herstellung eines Verzeichnisses der Mollyn'schen Drucke und Kupferstiche 1588—1625 hat seine bibliographisch wie technisch meisterhafte Ausführung im zweiten Theile des Werks gefunden. Es ist der erste Versuch einer rigaischen Bibliographie ältester Zeit. Das Auge weilt mit inniger Freude auf ihm. Von den 160 Nummern haben nur 22 dem Verfasser des Verzeichnisses nicht vorgelegen. Er wäre in hohem Grade berufen gewesen, die kostbaren und zahlreichen Schätze, welche die rigaische Stadtbibliothek in ihren Incunabeln besitzt, der wissenschaftlichen Bücherkunde zu eröffnen. So aber hat auch ihn die Russificirung der Stadtverwaltung von dem Heimatboden verdrängt, dessen Erdgeruch ihn auf das naturgemäße Arbeitsfeld wies und in dessen Bebauung stärkte. Mit dem letzten Federstriche im Vaterlande hat er das Vorwort dieser prächtigen Veröffentlichung unterzeichnet, die neben der positiven Bereicherung der Wissenschaft daran mahnt, was heutigen Tages dort nach streng wissenschaftlicher Methode geleistet werden kann, nun aber niedergetreten werden soll.

Ein anderes großes Werk, das unlängst in Dorpat erschienen, kann gerade nicht unter die wissenschaftlichen Leistungen eingereiht werden, ist aber in wissenschaftlich geschulter Sorgfalt gearbeitet und bietet eine Handhabe zur Beurtheilung, was deutsche Wissenschaft in ihrer baltischen Pflegstätte während dieses Jahrhunderts erzieherisch gewirkt hat. Es ist das „Album Academicum der kaiserlichen Universität Dorpat" (Nr. 2), bearbeitet von dem Historiker und Redacteur der „Neuen Dörptschen Zeitung" Arnold Hasselblatt und dem Kreisarzte Dr. Gustav Otto in Mitau. Von der Neubegründung der Hochschule am 1. April 1802 reicht es bis ins zweite Semester 1889 und führt die Reihenfolge der 14331 akademischen Bürger dieses Zeitraums auf, von denen etwa 12500 mit ausführlichern Angaben versehen sind, während der kleine Rest den Bestand der heutigen Studentenschaft bildet.

Gegenüber den frühern Ausgaben, deren letzte im Jahre 1867 mit der Matrikelnummer 8200 schloß, hat das vorliegende Buch eine bedeutende Erweiterung der Anlage erfahren. Die erstern gaben Vor- und Zunamen, Heimat, Studienfach und Studienzeit, akademische Würden und Auszeichnungen, die spätere Lebensstellung ohne zeitliche Begrenzung, endlich gelegentlich das Todesjahr nebst dem Sterbeorte. Hinzugetreten sind jetzt die genauen Geburtsdaten, die Jahreszahlen zur Begrenzung der bekleideten Lebensstellungen, überhaupt Bemerkenswerthes in weiterm Rahmen als bisher, wenngleich stets in möglichst knapper Fassung, endlich die Todestage. Ueber die Arbeitsweise, die eingeschlagen worden, gibt das Vorwort und eingehender eine Selbstanzeige des erstgenannten Herausgebers in seiner Zeitung Auskunft, die durchaus die irgend nur zu erwartende Bürgschaft für die Genauigkeit der Daten gewährt, ohne mit untergelaufene Irrthümer auszuschließen. Es ist völlig zuzugestehen, wenn da gesagt wird:

> Wer Verständniß dafür besitzt, was es heißt, zu arbeiten mit einem Material von 14000 Namen, von denen oft mehr als 50 gleichen Familiennamen angehören, mit Zehntausenden von Jahrzahlen, mit oft unleserlich, oft misverständlich geschriebenen, nicht selten mit andern Angaben sich widersprechenden Aufzeichnungen, mit Quellen, an denen Kritik zu üben meist unmöglich ist, der wird gewiß mit einiger Nachsicht die Fehler und Schwächen beurtheilen.

Die Herausgeber haben sich großen Dank verdient. Den ungeheuern Werth, den ihr Buch für die Ostseeprovinzen, zumal für den baltischen ehemaligen Jünger der alma mater Dorpatensis besitzt, zu bezeichnen, ist hier nicht der Ort Es mag nur bemerkt sein, daß der Berichterstatter nach wahrhaft unzähligen Anläufen eben erst jetzt dazu gelangt, diese wenigen Zeilen niederzuschreiben, weil er immer und immer wieder beim Ergreifen des Buchs sich ins Lesen und Suchen vertiefte. Zu der persönlichen Theilnahme an so vielen Hunderten der Verzeichneten tritt das Interesse an den Ergebnissen der sich aufdrängenden Vergleiche und Zusammenstellungen. Und daß das Werk von über 1000 Großoctavseiten hierzu die sichere Handhabe und Unterlage zugleich bietet, gibt ihm eine hohe Bedeutung für die Wissenschaft. Was Dorpat für das russische Reich geleistet hat, was es zur Förderung der Wissenschaft außerhalb desselben gethan durch Entsendung von Universitätslehrern, wie der Adel der drei Provinzen sich an der höhern wissenschaftlichen Bildung betheiligt und welchen Studien er sich zugewandt hat, das sind beispielsweise bedeutungsvolle Fragen allgemeinen Interesses, die sich ans dem „Album Academicum" beantworten lassen. Dazu tritt nun seine Wichtigkeit als biographisches Hilfsbuch ersten Ranges, eine Wichtigkeit, die sich bei der gegenwärtigen Lage des baltischen Landes, die immer mehrere seiner Söhne zum Verlassen der Heimat nöthigt, naturgemäß steigern wird.

L. Arbusow's „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands" (Nr. 3) ist die sorgfältige Arbeit eines ganz deutsch gebildeten Russen aus den Ostseeprovinzen, der sich als Historiker schon durch die Herausgabe des ältesten revalschen Witschopbuchs (1312—60) bekannt gemacht hat. Seine Absicht, eine Uebersicht des Geschehenen bis zur russischen Herrschaft zu geben, an der es in knapper Fassung und auf der Grundlage des heutigen Standes der Forschung mangelte, hat viel Anerkennung gefunden, und es ist mit Recht betont, daß alle Angaben wohlerwogen sind und die kundige Hand des Verfassers verrathen.

Dem kann man völlig zustimmen und doch mit dem Büchlein nicht zufrieden sein. Auch ans dem Grundrisse könnte und müßte sich der Aufbau wahrnehmen lassen.

wie ihn sich der Verfasser gedacht. Aus diesem Grundrisse aber läßt sich trotz aller Richtigkeit der mitgetheilten Daten nicht erkennen, was den Inhalt, was Entwickelungs- und Gipfelpunkte der baltischen Geschichte bildet. Warum dieses ausgelassen, jenes mitgetheilt ist, bleibt unerfindlich. Der Leser erfährt mancherlei in der Folge der Zeiten, hie und da sogar mit einer gewissen Ausführlichkeit, aber er wird nicht in die livländische Vergangenheit eingeführt, er sieht nicht die Gegenwart in ihr wurzeln; der Neuling wird aus der Schrift schwerlich den Antrieb gewinnen, sich in die Geschichte der Provinzen zu vertiefen. Es fehlt an der Eröffnung von Gesichtspunkten, der manche Einzelheiten hätten weichen können. Dies Urtheil schmerzt um der Sorgfalt willen, mit der Verfasser die Begebenheiten, wie er sagt, zusammengestellt hat. Diese Zusammenstellung scheint uns eben keine glückliche. Der Gehalt der livländischen Geschichte tritt nicht aus ihr zu Tage. Die reichen Tabellen und das Bildniß Walter von Plettenberg's bilden eine willkommene Beigabe.

Friedrich Bienemann.

Zur deutschen Literatur.

1. Fritz Reuter-Studien. Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff. 1890. 8. 3 M.

Von der Ueberzeugung geleitet, daß der beste Commentar zu den Schriften unsers größten Humoristen dessen Leben sei, bietet uns der Verfasser sechs Studien, die als werthvolle Bausteine zu einer spätern Biographie des Dichters gelten dürfen. Denn daß neben dem Glagau'schen Werke bei dessen offenbaren Lücken und Flüchtigkeiten für eine solche noch Raum, ja ein dringendes Bedürfniß danach vorhanden, kann nicht bestritten werden, und bei Gaedertz wüßten wir das Unternehmen in den besten Händen. Seine Vertrautheit mit Reuter's Werken und sein offener Schönheitssinn werden durch unverdrossenen Fleiß, geübte Urtheilskraft, sorgfältige Genauigkeit und eine hingebende Liebe für die Person des Dichters aufs glücklichste unterstützt. Nur vor einem Misstande möchten wir dringend warnen, der auch einige der „Studien" schon beeinträchtigt, der gar zu sehr in das Einzelne unbedeutender Aeußerlichkeiten sich verlierenden Kleinmalerei, welche den Gesammteindruck eines Dichterlebens mehr abzuschwächen als zu heben geeignet ist. Daß die Lebensumstände und Lebenserfahrungen eines Künstlers einen willkommenen Commentar zu dessen Schöpfungen liefern, ist schon recht; ob auch den besten, dürfte weniger sicher sein. Dagegen darf nie vergessen werden, daß die geistigen Schöpfungen doch die Hauptsache sind, welche uns die Persönlichkeit ihres Urhebers erst lieb und werth macht, und daß von ihnen auf Sein und Wesen des Künstlers ein nicht minder helles Licht fällt, wie von diesem auf jene.

Des Nähern behandeln Gaedertz' Studien: „Fritz Reuter als Burschenschafter", „Reuter und Anmariek Schult", „Reuter und die Gebrüder Boll", „Reuter auf Thalberg", „Reuter's Hausbuch", endlich „Bernhard Afinger und seine Beziehungen zu Arndt und Reuter".

2. Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. Breslau, Trewendt. 1890. 8. 1 M.

„Stilblüten" sind ebenso wie „Kasernenhofblüten" seit gerammer Zeit eine stehende Waare unserer meisten Zeitungen zur Belustigung ihrer Leser geworden. Damit ist aber nicht gesagt, weder daß die Sache nicht auch ihre sehr ernste Seite habe, noch daß die unfreiwilligen Stilblüten sich nur in den Zeitungen finden. Ein Versuch, die vornehmsten und häufigsten Verstöße gegen Klarheit, Schönheit und Richtigkeit der Sprache an der Hand von Beispielen aus unsern meist gelesenen Schriftstellern, besonders denen unsers himmelstürmenden Jungdeutschlands, prüfend zusammenzustellen, ist daher weder überflüssig noch um Stoff verlegen. Ja, wenn man an dem hier gesammelten Material sieht, eine wie ergiebige Fundgrube der sprachlichen Unschönheit, Zweideutigkeit, Schwerfälligkeit, gesteigert bis zum baaren Unsinn, die Romane und Erzählungen selbst besserer deutschen Schriftsteller abgeben, kann einem wol bange werden für unsere arme Sprache. Auch wenn man ihr eine freiere Bewegung gönnt als unser Verfasser, dem der schulmeisternde „Deutsche Stil" von K. F. Becker maßgebend, ihr nachzusehen geneigt ist, erschrickt man vor diesen die Lachmuskeln herausfordernden Leistungen ganzer Haufen von Federhelden. Es ist nicht anders, als ob ein Zwerg sich zum Riesen ausrecken oder ein ungeschlachter Vierschröter Ballet tanzen wollte. Sind das Wortbildungen und Satzverrenkungen, sind das hülflose Sprechversuche und tolle Fratzenbilder, die uns da in bunter Reihe vorgeführt werden! Ist's nur Zufall, daß uns in dieser die Bleibtreu, Heiberg, Conradi, von Lilieneron besonders häufig begegnen? Es wäre ja schön, wenn diese modernen Titanen in dem vorgehaltenen Spiegel die ganze abstoßende Häßlichkeit und Verkommenheit ihrer Lotterſprache erkennen wollten. Wahrscheinlicher werden sie sich über die Elementarregeln der Formen-, Satz- und Stillehre erhaben zu fühlen fortfahren. Allen denen aber, welchen die Sprach- und Schönheitsgesetze noch etwas gelten, wird es nicht verwehrt werden können, durch Sosnosky's „Sprachsünden" sich an die ewige Geltung dieser Gesetze erinnern und durch die wunderlichen Purzelbäume der Sprachkobolde, die er uns vorführt, eine heitere Stunde bereiten zu lassen.

Karl Tallmann.

Feuilleton.

Ein höchst eigenartiges Literaturerzeugniß scheint die demnächst in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart zum Preise von 2 M. erscheinende „Graphische Literaturtafel" von Dr. Cäsar Flaischlen zu sein, welche die deutsche Literatur und den Einfluß fremder Literaturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftlichen Ueberlieferung an bis heute veranschaulicht. Das Bild eines Flusses und seiner Nebenflüsse festhaltend, zeigt die Tafel den Lauf unserer Literatur durch die Jahrhunderte, deren allmähliches Wachsthum durch Aufnahme fremder Elemente, sowie das langsame Sichverarbeiten und endliche Versickern und Verrinnen dieser letztern, und bildet somit eine Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte. Eine beigefügte Einleitung gibt in aller Kürze die erforderlichen Erklärungen. Die Literaturtafel selbst ist in Buntdruck ausgeführt und enthält alle Namen, die irgend für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Wir werden noch auf die Erscheinung zurückkommen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue internationale" vom 15. April 1890 bringt außer einem Aufsatze von Theodor von Bunsen über den „Liberalismus in Deutschland" Besprechungen von Ebers' und Dahn's letzten Werken durch Th. Hoepfner.

Zunächst wird von Georg Ebers gehandelt, dessen Werke „Durch Gosen zum Sinai", „Eine ägyptische Königstochter", „Uarda" mit warmem Interesse, „Die Gred" flüchtig erwähnt werden. Von Ebers' Thätigkeit heißt es, daß er niemals den Forderungen der Wissenschaft und der Wahrheit untreu geworden sei. „Der gelehrte Archäologe, der hervorragende Aegyptologe ist für uns ein zuverlässiger Führer durch die Jahrhunderte; wir können vor allen Dingen sicher sein, daß jede Einzelheit in seinen Beschreibungen von Landschaften, Denkmälern, Gebräuchen und sogar Kleidungen und Einrichtung der altägyptischen Wohnungen auf Thatsachen und gewissenhaften Forschungen beruht, oft sogar auf Beobachtungen, die er an Ort und Stelle gemacht hat." Was die Schilderung der Menschen anbetrifft, meint der Berichterstatter, „so ist es schwer zu entscheiden, ob sie mit ihrer Umgebung und mit ihrer Zeit übereinstimmen ... oder ob sie zu modern sind, namentlich bezüglich alles dessen, was sich auf die Liebe der beiden Geschlechter zueinander bezieht." „Der Grundsatz: Der Mensch ist derselbe überall, bewährt sich auch hier bis zu einem gewissen Grade. Gewiß ist jedenfalls, daß Ebers' Personen weit davon entfernt sind, modern zu sein wie die Helden des französisch-classischen Trauerspiels; sie haben nichts Conventionelles, und das ist schon viel." Nun wird genauer auf den letzten Ebers'schen Roman „Josua" eingegangen: „Man kann sich nichts Packenderes denken als den nächtlichen Auszug der Juden, wie er vom Dache des Amun-Ra von dem Hohenpriester und seinem Enkel geahnt mehr als beobachtet wird. In der Beschreibung zeigt sich Ebers als Meister; er entfaltet da alle seine Beredsamkeit, den ganzen Reichthum und die ganze Schönheit seiner Sprache, während er gleichzeitig mit zarten Lichtern und einigen anscheinend unbedeutenden Strichen seiner Erzählung eine solche Lebhaftigkeit gibt, daß wir klopfenden Herzens glauben, die Dinge vollzögen sich unter unsern Augen."

„Die Schilderung des Durchschreitens des Rothen Meeres ist ein Meisterwerk in ihrer Art. Die Bibel wird zwar mit ihrer unübertrefflichen Kürze stets das Großartigste bleiben ... aber Ebers gibt uns gewissermaßen eine Erläuterung dazu."

„Der Stil des Werks ist immer getragen, die Sprache edel, oft erhaben"; freilich könne ein Mann unserer Zeit sich nicht zu der Größe des biblischen Stils aufschwingen. „Das Verdienst des Buchs besteht, unserer Ansicht nach, mehr in diesen unvergleichlichen Beschreibungen, in diesen lebenden Bildern, welche der Verfasser uns vor Augen führt, als in der Erzählung selbst, zu der sie gehören. Es ist immer gewagt, in einen Roman biblische Personen einzuführen, selbst wenn man es mit so viel Ehrerbietung und Vorsicht thut, wie unser Verfasser; man läuft Gefahr, sie herabzuwürdigen, sie um etwas von ihrer Größe zu bringen.... Der Auftritt zwischen Miriam und Josua in der Stille der Nacht unter der geheimnißvollen Sykomore ist sehr bemerkenswerth." Die Entwickelung des Charakters der Miriam im zweiten Theile des Werks wird als unverständlich und wenig anmuthig getadelt.

Von den neuesten Weihnachtsgaben Felix Dahn's heißt es ebenda, sie seien in „klarer, kraftvoller, ganz eigenartiger Form geschrieben, deren sich der Dichter in diesen Werken bedient, indem er den Stabreim in seine rhythmischen Sätze einflicht ... den er meisterhaft handhabt. Man muß seine Verse oder vielmehr seine poetische Prosa laut lesen, um den ganzen Reiz des Stabreims zu spüren, den keine andere Sprache nachahmen kann".

„Die poetischen Schöpfungen Dahn's sind ebenso wie diejenigen von Ebers Blumen, welche auf dem Boden der Wissenschaft gewachsen sind." ... Von „Was ist die Liebe?" und „Friggas Ja" wird kurz der Inhalt angegeben. Der Schluß von „Skirnir" heißt „bewunderungswürdig". „Diese sagenhaften Heldengestalten sind in großen vollkräftigen Zügen gezeichnet."

— Der „Transatlantic" vom 1. März 1890 bringt die Uebersetzung von A. G. von Suttner's im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" veröffentlichten Aufsatz „Rückblick". Ferner „Erinnerungen aus Ibsen's Jugend" und „Letzte Gedanken von Arthur Schopenhauer". Die Nummer vom 1. April bringt das von Laura Garland Carr aus dem Deutschen übersetzte Gedicht „Das Herz des Frühlings" von Arno Holz.

— „The Athenaeum" vom 8. März bringt trauernd die Nachricht vom Ableben des „großen Orientalisten und Theologen Franz Delitzsch in Leipzig", dessen Lebensabriß und Würdigung gleichzeitig gegeben wird.

Dieselbe Zeitschrift vom 5. April 1890 berichtet, daß Dr. Breul, Professor an der Universität Cambridge, Schiller's „Wilhelm Tell" mit gelehrter Einleitung und Erläuterungen herausgegeben hat. Die Nothwendigkeit der Ausgabe wird angesichts anderer bezweifelt, aber diese dem Verfasser nicht zur Last gelegt. Für Schulen sei sie zu gelehrt und Buchheim's Bearbeitung ihr vorzuziehen.

Bibliographie.

Bärwinkel, F., Lieder ohne Retouche für Sopran und Alt. Leipzig, Elischer Nachf. 12. 1 M. 50 Pf.

Cassel, P., Nathan der Weise. Litterarische Skizze in einem Vortrag. Guben. 12. 50 Pf.

Dücker, J. F., Gerhard der Große von Holstein und seine Kinder. Ein historisches Gedicht in Bildern. Altona, Schlüter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Greinz, R. H., Salzburger Spaziergänge. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Hübbe-Schleiden, Jesus, ein Buddhist? Eine unkirchliche Betrachtung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Kaufmann-Hartenstein, J., Zur Lehrerbildungsfrage. Solothurn, Petri. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lowag's, J., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. C. Hoffmann. 1ster Bd. Zuckmantel. 8. 1 M. 80 Pf.

Mauthner, F., Berlin W. Drei Romane. 3ter Bd.: Der Villenhof. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Resch, P., Geschichte der deutschen Nationalökonomie im 19. Jahrhundert. Graz, Moser. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Stucke, G., Kaiserin Augusta als deutsche Fürstin und deutsche Frau. Vortrag. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet
von
Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Achter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet. Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Fünftes Heft.**

Inhalt: Das Exercirreglement. Erzählung von Karl von Weber. — Idealismus und Realismus. Von Gustav Portig. — Die deutsche Kriegsmacht seit dem Herbst 1889. Von Joseph Schott, Major a. D. — Sociale Gesetzgebungspolitik auf dem Gebiete des Deutschen Privatrechts. Von Dr. E. Ehrlich in Wien. — Wo die eisernen Würfel fallen. Skizzen aus Galizien. Von Rudolf Bergner. — Familienheimstätten. Von Friedrich Bienemann. — Das Haus in den Alpen. Von Friedrich von Hellwald. — Die Elektricität im Leben der Gegenwart. Von Franz Bendt. — Victor Hehn. Von Friedrich Bienemann. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Predigt-Dispositionen

über
ausgewählte Texte der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres
von
Rudolph August Conradi.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Diese Sammlung einer Reihe von Predigt-Dispositionen wird wegen der zweckmäßigen Anordnung der Texte in theologischen Kreisen Aufmerksamkeit erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von
August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bestätigung der Erklärungen der Tollheit. Ein Vademecum.
Von **Dr. F. Wollny.** Pr. 0,60 M.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

(Mit einer Beilage der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 22. Mai 1890.

Inhalt: Eine unbeantwortete Frage. Von Adolf Brieger. — Romane und Novellen. Von Leopold Katscher. — Geschichtliche Dramen. Von Adalbert Schroeter. — Sieben Jahrhunderte deutscher Dichtung. Von Ludwig Fränkel. — Historische Literatur. Von Hans Prutz. — Philosophische und psychologische Literatur. Von Oswald Külpe. — Antiultramontana und evangelisches Bekenntniß. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine unbeantwortete Frage.

Kaum ist jemals eine literarische Richtung mit so maßlosen Ansprüchen und so gehässiger Unduldsamkeit aufgetreten wie gegenwärtig der Naturalismus. Die gesammte Weltliteratur weist bisher, wenn wir von der scheinbaren Ausnahme absehen, welche Komödie und Satire machen, kein classisches Werk von diesem Charakter auf und der Naturalismus steht somit zur Geisteseultur von Jahrtausenden im Gegensatze. Man sollte also denken, daß seine Vertheidiger sich einer gewissen Bescheidenheit befleißigten, mindestens so lange, bis sie seine Daseinsberechtigung nachgewiesen hätten. Aber bisjetzt ist mir noch kein einziger ernsthafter Versuch eines solchen Nachweises begegnet. Daseinsberechtigt ist offenbar auf geistigem Gebiete nur das, was irgendeinem Bedürfnisse der gesunden geistigen Natur des Menschen entgegenkommt. Welchem Bedürfnisse derselben kommt nun der literarische Naturalismus entgegen? Neulich hat der geistvolle Lustspieldichter und Epigrammatist Ludwig Fulda auf diese Frage wenigstens eine negative Theilantwort gegeben („Moral und Kunst" in „Freie Bühne für modernes Leben", Heft 1, S. 7 fg.).

Fulda staunt darüber, daß noch jetzt Kunstschöpfungen, vor allem neue, oft vom moralischen Standpunkte aus betrachtet würden, als wenn nie ein Schiller gelebt hätte. Es ist wahr: Schiller hält es für unstatthaft, der Kunst „einen moralischen Zweck unterzuschieben", behauptet aber an derselben Stelle („Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", Absatz 2), daß die Kunst ihren Zweck, zu ergötzen, nur durch moralische Mittel erreichen könne. Der ästhetische Zustand, lehrt er ferner, ist der höhere und schließt den moralischen als den niedrigern in sich („Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen"). Der ästhetische Zustand aber wird hervorgerufen durch das Schöne, und dies ist nur vorhanden, wo ein würdiger Stoff, unter Zurückdrängung des Unwichtigen und Gemeinen, groß behandelt wird. Ist es da nicht erstaunlich, wenn ein Naturalist sich, um die Werke des Naturalismus gegen Erhebung eines sittlichen Anspruchs zu sichern, auf Schiller beruft, welcher die naturalistische Kunst gar nicht als Kunst anerkennt?

Aber lassen wir Schiller beiseite und fragen nur, ob es nicht Dichterwerke, vor allem Dramen gibt, welche die Anlegung eines moralischen Maßstabes zulassen oder sogar fordern. Fulda spricht weiter unten von einer „Tendenzkunst", verengert aber den Begriff willkürlich. Tendenz nennen wir das Streben, zur Lösung praktischer, meistens moralischer Fragen der Zeit beizutragen. Wenn also Aeschylus seine „Eumeniden" so, wie er sie geschrieben hat, schrieb, um den Areopag womöglich vor der von Perikles geplanten Herabdrückung zu schützen, so hat er ein Tendenzdrama geschrieben, und wenn Lessing im „Nathan" seinen Gegenstand so behandelte, daß er damit den Theologen einen ärgern Possen zu spielen hoffen durfte, als mit zehn Fragmenten (Brief an Karl G. Lessing vom 11. August 1778), so ist der tendenziöse Charakter der Dichtung nicht zu bestreiten. Eben dasselbe gilt von Schiller's „Räubern" — man denke nur an das „Avertissement", an das Motto: „In tyrannos!" und an die im J. 1784 gehaltene Rede „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet" — und von „Cabale und Liebe". Diese Dramen sind also nicht nur vom ästhetischen, sondern auch vom sittlichen Standpunkte aus zu würdigen: sie sind nicht nur Werke, sondern auch Thaten. Und die in der Gunst des Tags so hochstehenden norwegischen Dichter, sind sie nicht ganz überwiegend tendenziös? Wenn Björnson ein Drama schreibt, in welchem ein Mädchen „in jungfräulichem Rigorismus über das Vorleben ihres Bräutigams nicht hinwegkommen kann", nachdem der Dichter selbst diesen

Rigorismus in den leidenschaftlichsten Vorträgen in den nordischen Landen verfochten hat, wer kann dann bestreiten daß er die Scene, wenn nicht zum Tribunal, so doch zur Tribüne macht? Und Tolstoi's „Macht der Finsterniß"? Das ganze Leben dieses ausgezeichneten Mannes ist Einem Zwecke gewidmet, dem Zwecke, Seelen zu retten. Wenn er nun ein Drama schreibt, welches Zustände von namenloser Greuelhaftigkeit enthüllt und, wie die Gretchen-Tragödie, mit der Rettung einer Seele endet, wer kann zweifeln, daß der Zweck dieses Werks nicht der ist, einen verderbten Geschmack zu kitzeln, sondern denen das Gewissen zu schärfen, welche mitschuldig sind an solchen Zuständen? Dagegen gebe ich bereitwillig zu, daß die Dramen, Romane und Novellen unserer Zolaisten, soweit ich sie kenne, nicht vom sittlichen Standpunkte aus vertheidigt werden können, weil sie eben keinen sittlichen Zweck haben. Aber „ergötzen" können die Bilder des Widrigen doch auch nicht. Welchem Bedürfnisse des Menschengeistes also entsprechen sie? Es bliebe nur übrig, daß sie den Verstand befriedigten, indem sie belehrten, wie das Zola ja in seinen bedeutendsten Romanen unzweifelhaft thut und in einigen Büchern auch Max Kretzer, wennschon in sehr bescheidenem Maße. Aber unsere richtigen Naturalisten, welche den Schmutz aus hundert Gassen zusammenkehren und sagen: das sind unsere Zustände! — sie können uns nichts lehren, oder doch nichts Lernenswerthes. Aber, wenden die Vertheidiger dieser Richtung ein, der Schmutz ist doch echt, ist wirklich, ist Natur und „die Kunst ist", wenn wir Fulda glauben, „Nachahmung der Natur". Welche Kunst? Die des Erbauers des Parthenon, die des Componisten der „Eroica", die des Dichters des Gesanges der Erzengel? Doch nehmen wir an, Fulda habe das wirklich gesagt, was er hier sagen wollte, nämlich: wie die Malerei, so ist auch die erzählende und die dramatische Dichtkunst Nachahmung der Natur. „Die schöpferische Seele ist wie eine reine weiße Fläche, auf welcher sich die Dinge mit ihren wirklichen Farben abbilden", höchstens etwas verändert durch einen „Farbenhauch der Individualität". Also es gibt keine Einbildungskraft, sondern nur eine Fähigkeit abzubilden, und Shakespeare's Seele war eine „schöpferische — photographische Platte". Offenbar hat Fulda, welcher ja selbst ein Dichter ist und Witz und Phantasie besitzt, sich nur durch ein schlechtes Bild zu einer so ungeheuerlichen Verkennung des Genius verleiten lassen. Mit dem bloßen Photographiren ist doch auch Bleibtreu nicht zufrieden. Er verlangt, daß sich die „naturalistische Wahrheit der Photographie" mit der „künstlerischen Lebendigkeit idealer Composition" verbinde, was durchaus nicht schwerer ist, als „sich mit heißen Jugendtrieben nach einem Plane zu verlieben".

Mit der Dichtkunst als einer Art Photographie ist es also nichts. Aber die Gerechtigkeit erfordert, daß wir zwei Arten des Naturalismus unterscheiden. Dem streng objectiven Naturalismus, der Licht und Schatten in gleicher Weise sieht und in gleicher Weise wiedergibt, kann das Daseinsrecht nicht bestritten werden. Er wohnt im Grenzgebiete von Poesie und Prosa, und seine Werke, würdige Gegenstände des Studiums, können, wenn sie Werke des Genies sind, wie Zola's „Germinal", in ihrer Wirkung einem echten Dichterwerke sehr nahe kommen. Der subjective Naturalismus aber — ein Widerspruch in sich selbst —, die Unfähigkeit, etwas anderes als Schmutz und Finsterniß zu sehen, ist eine Zeitkrankheit, weiter nichts.

Adolf Brieger.

Romane und Novellen.

1. Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1890. 8. 8 M.

Ist es eine Utopie, an das Aufhören der Kriege und an eine allgemeine Abrüstung zu glauben? Ist es wirklich, wie Moltke meint, ein Traum, die Zeit des ewigen politischen Friedens und der internationalen Schiedsgerichte, wenngleich in weiter Ferne, kommen zu sehen? Nein, das ist keine leere Schwärmerei, kein Hirngespinst! Der Urzustand der Menschheit mag in dem Kampfe aller gegen alle bestehen, aber mit zunehmender Gesittung nimmt die Schärfe und Allgemeinheit des Kampfes stetig ab. Der Abscheu vor den Greueln des Schlachtengetümmels, vor den mittelbaren und unmittelbaren Folgen des Kriegs, vor der immer ärger werdenden Inanspruchnahme der physischen und finanziellen Kräfte des Europäers durch den Militärdienst, die allgemeine Wehrpflicht und die Kosten der ungeheuern Rüstungen — dieser Abscheu wächst beständig, und der deutsch-italienisch-österreichische Dreibund zur dauernden Sicherung des Friedens ist nicht zum Privatvergnügen der Machthaber, sondern in Erkenntniß der für die Menschheit dringenden Nothwendigkeit der Vermeidung von Kriegen geschlossen worden. Sogar die raufluftigen Republiken Südamerikas haben sich auf der gegenwärtigen großamerikanischen Staatenversammlung in Washington zum Grundsatze der Schiedsgerichte bekehrt.

Das in politischer, socialer und cultureller Hinsicht außerordentlich wichtige Thema der Kriege, Abrüstungen, Schiedsgerichte u. s. w. hat viele Menschenfreunde lebhaft beschäftigt und zieht immer weitere Kreise. Auch in der Literatur ist es oft behandelt worden. Aber in der Literatur keines Volks und keiner Sprache hat es eine so umfassende und erschöpfende, dabei so ausgezeichnete und anziehende Darstellung erfahren wie in dem vorliegenden Romane — denn ein solcher ist diese „Lebensgeschichte". Wir haben es da mit dem bedeutendsten aller Kriegsromane und — ich spreche es ohne Umschweife aus, weil viele hervor-

ragende Männer ein ähnliches Urtheil gefällt haben — mit einer der allerbesten Leistungen im Gebiete der zeitgenössischen Belletristik zu thun. Nur wer dem lächerlichen Vorurtheile huldigt, daß ein Tendenzwerk, wenn an sich noch so gut, kein Kunstwerk sei, kann finden, „Die Waffen nieder!" seien kein richtiger Roman, keine Kunstleistung. In Wirklichkeit zeigt sich Bertha von Suttner hier als große Künstlerin, und ich bezweifle, daß es sechs Schriftsteller deutscher Zunge gibt, die — ob Männer oder Frauen — im Stande gewesen wären, dieses herrliche Buch zu schreiben. Dieses wird nicht nur seiner edeln Tendenz in der denkbar besten Weise gerecht — auch in Bezug auf die rein novellistischen Erfordernisse: treffliche Charakterzeichnung, gut erdachte Handlung, richtige Entwickelungen und Lösungen, andauernde Erregung von Interesse, schöne Schreibweise u. dgl. m., befriedigt es alle Ansprüche.

Was bezweckt die Verfasserin? Sie will zeigen, aus welch nichtigen Ursachen, aus welch trüben Quellen oft Kriege entstehen, wie leicht sie meistens zu vermeiden wären, wie furchtbare Schrecken sie zeitigen, wie wünschenswerth ihre Beseitigung wäre, wie groß die Verantwortlichkeit ihrer Urheber und Förderer ist und wie thöricht alle zu ihren Gunsten angeführten Gründe sind. Vieles von dem, was in diesen zwei Bänden gesagt wird, ist keinem ernsten Denker neu; neu aber ist die Form, in der es gesagt wird, und der Zusammenhang, in welchem wir alles Einschlägige vorgebracht finden. Dies, sowie der hohe Freimuth und die edle, tief gemüthvolle Gesinnung, mit denen das Buch geschrieben ist, stempeln es zu einem wahren Friedensevangelium, und ich bin überzeugt, daß eine so hinreißende Begeisterung, eine so unerbittliche Logik, ein so milder Geist, eine so vorurtheilsfreie Menschenliebe Samenkörner sind, die auf fruchtbaren Boden fallen müssen, und daß so wundervolle Predigten nicht lauter tauben Ohren begegnen werden. Mutatis mutandis, dürften die Wirkungen von „Die Waffen nieder!" denen des berühmten Antisklavereiromans „Onkel Tom's Hütte" ähneln, also sehr segensreiche sein; die bereits so kurz nach dem Erscheinen erfolgte Uebersetzung in mehrere Sprachen deutet schon darauf hin.

In einer ausführlichen Romanbesprechung pflegt man auch die Handlung kurz zu erzählen. Ich unterlasse dies in dem vorliegenden Falle, weil ich ernstlich wünsche, daß jeder Leser dieser Zeilen das Buch selbst lese — keine der etwa 640 Seiten desselben ist langweilig — und ich das Interesse nicht abschwächen möchte. Dagegen will ich dasselbe durch Aufzählung der Vorzüge erhöhen, soweit ich diese nicht bereits berührt habe. Mit einem echten Höllenbreughel-Pinsel, aber höchst naturgetreu, malt die Verfasserin herzzerreißende Schlachtenscenen, Bilder aus Lazarethen, erschütternde Kriegsepisoden aller Art. Mit ruhiger, aber beißender Satire ergründet sie die „historischen Rechte", die widersinnigen Ansprüche u. s. w., aus denen die Kriege von 1864, 1866 und 1870 hervorgingen; mit scharfer Feder schildert sie die verrotteten Vorurtheile der hohen militärischen Kreise Oesterreichs; mit Spott geißelt sie das inhaltleere Leben mancher Aristokraten, namentlich vom weiblichen Geschlechte, den äffischen Siegesjubel, den falschen „Patriotismus" jener, die ihr Volk vermeintlichem Ruhme und Ländererwerbe zu Liebe in gewagte Kriege stürzen möchten, die Rachegelüste der Besiegten. Mit großer poetischer Schönheit beschreibt sie die echte Gattenliebe, das wahre Eheglück; ich glaube nicht, daß irgendein Schriftsteller vor ihr eine rührendere Schilderung des Verhältnisses von Mann und Weib zueinander geleistet hat als es diejenige des Ehelebens der Suttner'schen Heldin Martha von Althaus mit ihrem ersten und dann mit ihrem zweiten Gemahle ist. Mit ergreifender Sympathie spricht sie von Hunden und Pferden, ihr Herz für die Thiere muß jedem Leser, der nicht gemüthsroh ist, tief bewegen. Auch ihre Art, Momente aus dem Kinderleben vorzubringen und Kinder behandeln zu lassen, wirkt sehr erhebend. Ueberhaupt durchweht ein hoher Geist der Milde das Ganze, sodaß die Lektüre einen veredelnden Einfluß ausüben muß. So viel Verstand und Gemüth, so viel Vernunft und Güte finden sich äußerst selten zusammen.

„Die Waffen nieder!" ist mit Herzblut geschrieben und verdient nicht nur die sorgsamste Beachtung der Politiker, sondern in erster Linie auch diejenige der Frauen, denn diese sündigen viel im Punkte der Kriegsbegeisterung, obwol sie von den Kriegen am meisten zu leiden haben. Mögen sich die Frauen und alle andern den meisterhaften Anfang und den hochpoetischen Schluß des Werks zu Gemüthe führen und im Sinne der Richtung des Ganzen wirken! Da übrigens nichts vollkommen sein kann, hat auch das Suttner'sche Buch Fehler, aber sie wirken nicht störend und sind daher unerheblich. Ich will nur im Interesse der Verbreitung bemerken, daß manches zu breit ausgesponnen ist und manches sich wiederholt; ich würde empfehlen, bei etwaiger Veranstaltung einer billigen Volksausgabe — zu der ich dringend rathen möchte — ungefähr ein Sechstel des Ganzen zu streichen. Die kleinen Uebertreibungen, denen man ab und zu begegnet, will ich schon darum nicht tadeln, weil jede Begeisterung naturgemäß eine gewisse Neigung zu Uebertreibungen mit sich bringt, ja diese geradezu nothwendig ist, wenn man andere begeistern will.

War Bertha von Suttner schon in den meisten ihrer frühern Werke als kosmopolitische Menschenfreundin und hervorragende Schriftstellerin erschienen, so hat sie sich mit ihrem neuesten Buche in die erste Reihe der zeitgenössischen Literatur- und Humanitätshelden gestellt. „Die Waffen nieder!" bildet eine aufregende, aber herrliche Lektüre.

Von diesem tiefernsten Romane wende ich mich zu einem heitern Buche:

2. Leichtlebiges Volk. Novellen von Balduin Groller. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

In den vier Erzählungen dieses Bändchens zeigt sich aufs neue die wohlbekannte, leichte Gewandtheit Groller's, die an seinem „Jungen Blut" und seinen „Weltlichen

Dingen" bewundert wurde. Er ist der geborene Plauderer, denn er besitzt Geist, Humor und eine scharfe Beobachtungsgabe. Die erste Novelle: „Der Hauslehrer", beweist, daß der Verfasser es versteht, auch den einfachsten und abgedroschensten Stoff durch seine Erzählungskunst so interessant zu gestalten, daß man der Handlung mit großem Vergnügen folgt. Der Kampf des lebensfrohen, charakterfesten Hauslehrers Mohr und der ernsten, sinnigen Maria gegen die Liebe, die in ihr Herz gezogen, dieses gegenseitige Suchen und Meiden der beiden großangelegten Naturen ist sehr hübsch geschildert. Die humoristischen Blitze, die durch das Ganze zucken, bringen ein lebhaftes Colorit hervor. Der gute alte „berühmte Professor" ist von derselben Gattung wie der Medicinalrath in Ludwig Fulda's „Wilde Jagd". Diese guten alten Oheime, die Schutzengel der Liebespaare, sterben nie aus — was würden auch die Erzähler und Lustspieldichter ohne sie anfangen!

Groller weiß tiefe Blicke in die Menschenseele zu thun und ihre feinsten Regungen zu ergründen — das zeigt sich allenthalben in diesem Buche. In der Erzählung „Die Last des Goldes" erweist er sich auch als Kenner des High-Life. Er bewegt sich mit der gleichen Sicherheit auf dem Turf, im Salon, in der Redaction eines Familienblattes und in dem einfachen Stübchen einer vom Schicksal hart mitgenommenen Kupferstecherin.

3. Zauberkünste. Novellen von Hugo Klein. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. 8. 5 M.

Dieses anziehende Buch macht uns abermals mit den Haupteigenschaften des Autors bekannt, die wir schon längst an ihm schätzen: lebhafte Phantasie, angenehmer Plauderton, genaue Kenntniß der menschlichen Natur und warmes, tiefes Fühlen. In jeder der neun Geschichten macht Klein uns mit jener allgewaltigen Zauberkünstlerin bekannt, die in jedes Menschenleben früher oder später eingreift, um es oft vollständig umzuformen. Wir müssen es der holden Hexe besonders hoch anrechnen, daß sie keinerlei Standes- oder Geschlechtsunterschiede kennt — heute mir, morgen dir! Dieses Weib ist uralt und treibt ihr Wesen, seitdem es Menschen gibt. Von Klein wird sie uns zum ersten male im Jahre 1585 vorgestellt. Der gelehrte Professor Gotthold Harter, Magier und Geisterbeschwörer, der nur für seine Magie und seine staubigen Folianten Interesse hat, wird plötzlich von ihr heimgesucht und durch sie von seinen Thorheiten geheilt. Als echte Zauberin erscheint sie ihm in Gestalt seiner Nichte, eines schönen, klugen, jungen Mädchens, das als verlassene Waise aus Amerika zu ihm hereingeschneit kommt und seine Ruhe stört. Ein seltsames Gefühl beschleicht ihn, sehnsüchtiger als je wünscht er, mittels seiner Beschwörungsformeln einen großen Schatz zu heben. Daß er diesen bereits im Herzen birgt, ahnt der Narr nicht; aber Enriqueta, die eigentliche Magierin, findet an dem gelehrten Treiben des von ihr geliebten Mannes kein Gefallen und öffnet ihm die Augen darüber, wie der Schatz zu heben. Dann gesteht er: „Die Liebe ist die stärkste aller geheimen Mächte."

Was Klein in diesem Novellenbuche so hübsch versinnlicht: die Liebe in ihren verschiedenen Phasen und in ihren mannichfachen Wirkungen auf verschiedene Naturen, die Liebe in ihrer Allgewalt, das ist an sich nichts Neues; aber die Art, wie er uns seine Beispiele vorführt, fesselt uns dennoch lebhaft. Man geräth wirklich in Verlegenheit, welcher seiner neun Heldinnen man den Apfel reichen soll; eigentlich verdient jede einzelne denselben, denn jede ist eigenartig reizvoll und bestrickend. Welche Liebe ist die echte, wahre, wirkliche? die leidenschaftlich heftige, die entsagende, die stille, keusche? Der Verfasser belehrt uns darüber, daß jede im Stande ist, ein Menschenleben zu beseligen, daß jede süß ist und das ganze Sein beherrschen kann. Besonders packend ist „Die närrische Excellenz". Die Perle der Sammlung bildet meiner Ansicht nach — doch ist der Geschmack bekanntlich sehr verschieden — die hochpoetisch-romantische Erzählung „Hababa", eine der sinnigsten orientalischen Geschichten. Doch beeile ich mich, hinzuzufügen, daß, wie beim Kegelspiele, auch bei Klein's „Zauberkünsten" derjenige am meisten gewinnt, der „alle neun" — liest. In der That dürfte niemand das Buch aus der Hand legen, ehe er es beendigt hat, denn diese Novellen sind durchweg sehr hübsch ausgeführt, zum Theil originell erfunden und in ihnen wechselt das heitere mit dem ernsten Element in wohlthuender Weise ab. Dazu kommt eine besonders schöne Sprache. Leopold Katscher.

Geschichtliche Dramen.

1. Die Horatier. Trauerspiel in zwei Aufzügen von Karl Marschner. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.

Das Stück ist augenscheinlich der mit liebevoller Hingabe gearbeitete Versuch eines Anfängers, welcher sich nirgends über die Sphäre eines wortreichen Dilettantismus erhebt. Die Gesammtanlage ist um so enger umrissen und der Grundton ist für ein Römerdrama fast durchgängig zu weich und zu modern gehalten. Der sieggekrönte Horatier, der zum Mörder seiner Schwester wird, hebt sich aus der sonstigen nur leise abgeschatteten Figurenreihe deshalb um so greller hervor. Am gelungensten ist der König gezeichnet. Jedoch die Sprache des Liebespaares, der Horatia und des Curiatius, ist sentimental verwässert und zu phrasenhaft aufgeputzt und tritt in schreienden Widerspruch zu dem Zeitgeiste, aus welchem die tragische Sage sich erzeugte. Man vergleiche S. 9:

Curiatius
(Horatia fest an sich drückend, ihre Stirn kussend).
Wie kannst du fragen, Herzenskönigin!
Ich stahl mich aus dem Lager mit Gefahr

Des Lebens her: Einmal dich noch zu sehen, —
Dich, holde Mädchenblume, blüh'ndes Leben,
Bevor mein Auge sieht den blüh'nden Tod.
— — — — — — — — — —

Horatia.

— — — — — — — — —

Bei Luna's Schein, beim Flammenstrahl des Sol
Ist nur bei dir mein reinstes, tiefstes Denken:
Mit tausend Wünschen hängt mein liebend Herz
An dir, Curiatius, stolze Wunderblume.

Auf diesem Wege verirrt sich dann der Verfasser weiter geradezu in Lohenstein'schen Schwulst:

Du Sternenschein der innig fleh'nden Augen,
Der Demantfackeln in dem Himmelsantlitz,
Das jetzt der düstre Flor des Schmerzes deckt —

nur daß Lohenstein zum mindesten ein ungleich richtigeres Deutsch schrieb, als es Karl Marschner vermag:

Sei du mein Schutzgeist im Gewühl der Schlacht;
Dich in der Nähe wissend, wird mich stählen,
Macht mich gefeit jedweder Todeswaffe.

Gleichwol ist die letzte Scene des Stücks wirkungsvoll durchgearbeitet, wie es sich denn überhaupt dem Ende zu auch sprachlich immer gewandter bewegt. Betrachte der Verfasser die vorliegende Arbeit als ein in den Sand geschriebenes Uebungsstück, dem ich einen idealen Zug freudig zuerkenne und einige packende Zeilen keineswegs abspreche, ohne trotzdem hinreichende Merkmale in dem Versuche entdecken zu können, welche auf eine wirkliche dramatische Berufung seines Dichters schließen ließen. Um so mehr soll es uns freuen, wenn sich dieselbe in Zukunft nun offenkundiger erweist und immer schöner bewährt.

2. Vittoria Accoramboni. Tragödie in fünf Aufzügen von A. Weimar. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 8. 2 M.

Mit bei weitem reifern Mitteln als das vorige ist dieses Stück gearbeitet. Schon äußerlich entfaltet es einen viel reichern Aufwand an Scenen und Figuren und die Handlung ist ungleich lebendiger und wechselreicher als in jenem, welches das Gepräge antiken Geistes in der Dürftigkeit des Aufbaues und der Dürre der Motive zu erstreben schien. Vor allem erfreut in dem vorliegenden Versuche ein wackeres Trachten nach Individualisirung der Charaktere. Sie alle sind auf das sorgfältigste angelegt und in Gegensatz zueinander gebracht worden, nur hat die Kraft nicht ausgereicht, sie seelisch zu vertiefen. Die meisten leiden an einer Halbheit der poetischen Gestaltung, die zu der Fülle des scenischen Apparats in leidigen Widerspruch tritt. So vor allem wirkt Montalto mehr durch theatralische Posen als durch die Macht seines geistigen Wesens: die verhaltene Glut seiner Liebe vermag die jugendliche Flut seines Wortes nicht überall zu rechtfertigen. Ein verliebter Papstaspirant ist überhaupt ein peinlicher Vorwurf. Im Sonstigen ist die Sprache um so besonnener. Hier und dort wäre ihr wol ein höheres Pathos und ein feinerer lyrischer Glanz zu wünschen. Aber hier kann die Schauspielkunst nachhelfen, und jedenfalls findet sie in dem an Handlung und Figuren so reichen Stück manchen dankbaren Vorwurf. Der Versbau ist durchgehends correct, aber in den gehobenen Partien gebricht es ihm an Schwungkraft; nur selten begegnen auch in dieser Hinsicht gelungenere Stellen wie S. 50:

Laß niemals wieder mich den Feuerstrahlen
Von jenem Aug' begegnen, ach, das mir
Stolzer Verwirrung unheilvolle Qualen
In meine Seele blitzte; nur den einen,
Der wie ein Dämon kam und rasch verschwand,
O laß ihn niemals wieder mir erscheinen,
Daß ich des Herzens Ruh' auf immer fand!

Vollkommene Prägung indessen gebricht, wie man sieht, auch hier. Und so scheint uns des Dichters Kunstverstand, was Plan und Bau seines Werks angeht, sein poetisches Vermögen zu überbieten, so weit es die Ausführung gilt. Und da sich jener in höherm Grade bilden als dieses sich aneignen läßt, so sind wir auf die weitere Entwickelung des Künstlers ganz besonders gespannt.

3. Der Generalfeldoberst. Ein Trauerspiel im deutschen Vers von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1889. 8. 2 M.

Einen „deutschen Vers" κατ' ἐξοχην gibt es nicht. Der Vers des Hildebrand-, Gudrun- oder Nibelungenliedes ist ebenso sehr der deutsche Vers wie der Hans Sachs'sche, den Wildenbruch in vorliegendem Stücke nach dem Goethe'schen Beispiel im „Faust" nachahmt. Wie durchaus verschieden aber der Hans Sachs'sche Vers von dem Goethe'schen und dem hier gebrauchten ist, scheint Wildenbruch gar nicht zu wissen: der Unterschied ist der, daß Goethe und er selbst — wenn er auch um vieles regelloser — dem Betonungsgesetze folgt und Hans Sachs einfach die Silben dem Kunstbrauche seiner Epoche entsprechend schlecht und recht verrechnete. Doch darum soll keine Feindschaft sein! Wenn Goethe den Hans Sachs'schen Vers für ein Stück belebte, das im 16. Jahrhundert spielt, so mag es Wildenbruch nachgesehen sein, wenn er das Gleiche für das 17. Jahrhundert ersprießlich hielt. Ueber die höhere Berechtigung des Metrums dort und hier kann allerdings kein Zweifel sein. Das Stück feiert einen Hohenzoller, der für seinen Glauben im Dienste des böhmischen Winterkönigs untergeht — einen Hohenzoller, der also für das edelste Gut seines Volks fällt. Leider nur schließt das Drama ohne irgendwelchen erhebenden Ausblick in die Ferne, denn die sporadisch an frühern Orten eingestreuten visionären Prophezeiungen auf den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen hin wird der Nichtkenner der brandenburgisch-preußischen Geschichte nicht verstehen und derjenige vergessen haben, welcher dem Dichter nicht den Gefallen erweisen will, sich ihrer bei des Generalfeldobersten Todesgange zu erinnern. So folgt demselben lediglich die finstere Nacht einer unbekannten Zukunft. Um so lichtvoller ist das an süßer und grausiger Schönheit reiche Stück selbst, das die fanatischen Zornausbrüche einzelner seiner Träger gegen das Haus Habsburg von der königlichen Bühne ausgeschlossen haben.

Es hat einen feurigen dramatischen Ton. Ohne Frage ist der gewählte Vers in seiner Kürze und Abgerissenheit hochgradig dramatisch. Die Figuren sind ganze poetische Charaktere, keine aufgeputzten Puppen mit aufgeklebten Marken ihrer Bedeutung. Nur der Hofprediger Meißner ist eine fleisch- und geistlose Caricatur. Köstlich hingegen wirkt das Pagenquartett des Böhmenkönigs — vier Leibpagen in prächtig abgestufter humorvoller Individualisirung. Die sämmtlichen Scenen, in denen sie erscheinen, sind unerschöpflich an poetischem Reize, bis der Tod des einen das Stück zu einem Höhepunkte führt von überwältigender tragischer Gewalt. Ausgezeichnete Leistungen sind ferner die Charakteristik der Kurfürstin Elisabeth und der Genoveva Jessenius; weniger überzeugend vermittelt sind die seelischen Wandlungen und Handlungen des Freiherrn von Döhna, der die Schlußkatastrophe zu gewaltthätig vorzubereiten und herbeizuführen verurtheilt wird. Im ganzen aber begrüßen wir in diesem Stücke vor andern Wildenbruch's einen unwiderleglichen Beweis einer kraftvollen dramatischen Berufung, welcher wir nunmehr einmal auf den Höhen der preußischen Geschichte begegnen möchten, nachdem sie sich in ihren Nebenthälern mit so emsiger Anspannung geübt und erprobt hat.

Adalbert Schroeter.

Sieben Jahrhunderte deutscher Dichtung.

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 562—581. Stuttgart, Spemann. 1889—90. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Es liegt dem Unterzeichneten diesmal ob, den kürzlich dahingeschiedenen verdienten Robert Boxberger ablösend, die jüngsten Hefte der großen Kürschner'schen Encyklopädie anzuzeigen. Unser Absehen sei dabei nur eine gedrängte Uebersicht, welche gleichwol die Fülle des hier gebotenen Werthvollen und Gediegenen ahnen läßt, nicht fachmäßige Kritik.

Der inhaltlichen Zeitfolge nach stellen wir Professor P. Piper's Arbeit „Die Nibelungen" (Lief. 570 und 579) voran. In Fortsetzung der früher begonnenen Einleitung erhalten wir die ungemein fleißig und sauber ausgearbeitete Tabelle sämmtlicher Handschriften des mittelhochdeutschen Nationalepos nebst einer erläuternden Gruppirung. Darauf führt Piper den kritischen „Kampf um der Nibelunge Hort" — wie ein Hauptwortführer den erbitterten Streit benannte — vor, den die jüngern Germanistenschulen seit 1854 wider Lachmann's Entstehungs- und Handschriftenauffassung eröffneten. Es genüge hier die Notiz, daß er im wesentlichen Bartsch's Standpunkte zuneigt, dessen milderer Form sich neuerdings ja auch hervorragende Vertreter anderer Grundsätze genähert haben. Die alte Behandlung des Nibelungenstoffs im skandinavischen Norden beleuchten Auszüge aus der Thidrekssaga, Saxo Grammaticus, der Hvenschen Chronik, dänischen, färöischen und norwegischen Liedern. Nun gelangt der wichtigste Punkt zur Darstellung, das Leben der Sage auf deutschem Boden. Das Lied vom „Hürnen Seyfried" wird vollständig abgedruckt, das Volksbuch, Hans Sachs' „Tragedia" u. a. erwähnt; über das Quellenverhältniß dieser Gedichte hat soeben K. Drescher im ersten Abschnitte seiner scharfsinnigen „Studien zu Hans Sachs" (Berlin 1890) neue Aufklärungen dargeboten. Das folgende Kapitel, „Das Nibelungenlied als literarisches Denkmal", betrachtet das erste Bekanntwerden mit demselben, die Ausgaben, die Uebersetzungen und Bearbeitungen, anhangsweise neuere poetische Gestaltungen. Dann geht Piper nach einer knappen Einleitung zum Abdrucke des Gedichts „Die Klage" über, der den Rest des ersten und fast das ganze zweite Heft ausfüllt. Beigegeben sind noch Vorwort und faesimilirte Proben einiger Handschriften. Ersteres spricht sich mit stichhaltigen Gründen für möglichste Benutzung des Originals, nicht von Uebersetzungen oder Erneuerungen aus und gibt dem Buche den Geleitswunsch mit auf den Weg:

> Nicht dem oberflächlichen Studium soll es dienen, sondern dem liebevollen Sichversenken in die ganze deutsche Vergangenheit. Zeigen soll es, was zum Verständniß bereits gethan ist, aber zugleich, wie noch viel mehr zu thun übrig ist.

Möge dieses neueste Zeugniß von Piper's eindringender Kenntniß des deutschen Alterthums durch die Menge von Anregungen die Theilnahme für unsere ältern nationalen Dichtwerke stützen und fördern.

Weiterhin liegt von dem Bande „Lehrhafte Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts. Zweiter Theil: Geistliches. Herausgegeben von Professor F. Vetter" der Schluß (Lief. 577) vor, begonnen durch die einleitungsweise gegebene Inhaltsüberschau. Die mitgetheilten Texte entstammen den mystischen Schriften Heinrich's des Sensen, der Elsbet Stagel, dem „Frankfurter" oder der „Theologia deutsch", einer Predigt des begeisterten straßburger Reformators vor der Reformation, Geiler's von Kaisersberg, einem gleichfalls der Kanzelberedsamkeit des 15. Jahrhunderts angehörigen Tractat „Was schaden tanzen bringt". Eine genaue Titelaufzählung für die zwei bezüglichen Bände steht am Ende. Die grüblerischen Ergüsse der moralistischen Selbstquäler in Vetter's Auswahl muthen nicht blos Weltkinder des ausgehenden 19. Jahrhunderts seltsam an. Der aus ihnen hervorklingende Ton ist zwar ein wirklich gebrochener, oft genug aber ein künstlich aufgezwungener, ja beinahe affectirter. Für den Stand des deutschen Gemüths in maßgebenden Kreisen jener Tage ist viel daraus zu entnehmen.

G. Balke führt uns mit dem Anfange seiner Auslese aus Thomas Murner's und Ulrich von Hutten's Satiren (Lief. 581) ins 16. Jahrhundert, mitten hinein in die wildbewegte Strömung der anbrechenden Eingangsepoche zur Neuzeit. In Murner, dem demokratischen, süddeutsch-lebendigen Franciscaner, rüttelt die allgemeine Gärung den mönchischen Reactionsgeist auf, der ihn die kirchliche Protestation des Nordens energisch befehden heißt. „Der Schelmen Zunft" und Vers 1—1217 der „Narrenbeschwörung" enthält dieses erste Heft (mit dem übrigens das ganze Unternehmen von der „Union, deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart" übernommen wurde). Balke's eigene literarhistorische Zuthaten sind etwas mager, bieten insbesondere über Murner's hochinteressante Persönlichkeit keine Silbe, während die Anmerkungen unter dem Texte eigentlich nur Worte unsers Sprachgebrauchs für veraltete einsetzen, häufig auch in selbstverständlichen Fällen. Jeden, der sich über den in der That völlig eigenartigen Schriftstellercharakter Murner's unterrichten möchte, weisen wir auf W. Kawerau's Aufsätze in der Beilage zur (münchener) „Allgemeinen Zeitung" vom 6. Oct. 1889 und im Februarhefte der „Preußischen Jahrbücher" von 1890 hin.

Mit schmerzlicher Wehmuth greifen wir zu Lief. 572 und 573; sie umfassen die letzten Blätter der von Robert Boxberger besorgten Lessing-Ausgabe. Welch innige Freude mag es dem vortrefflichen Literarhistoriker bereitet haben, noch das Ende dieses umfassenden Werks zu erleben, mit dem er seine ergiebige Thätigkeit für die Bekanntmachung unserer vaterländischen Classiker krönen sollte! Das große Verdienst dieser neuen Ausgabe unsers gewaltigsten Kunstrichters offen auszusprechen, erscheint uns gerade an diesem Orte als unbedingte Pflicht, wo er so oft mit rührender Bescheidenheit über den Werth seiner eigenen Leistungen hinweggegangen ist. Wie sehr er zumal zur Herausgabe und Erklärung Lessing's berufen war, haben längst seine frühere Thätigkeit am Grote'schen „Lessing", die mit Maltzahn unternommene Revision von Danzel's und Guhrauer's Lessing-Biographie und viele verstreute Miscellen hinreichend belegt. Heute gelangt außer dem Lessing's Nachlaß entnommenen „Tagebuch der italienischen Reise", sowie den Selbstbetrachtungen und kleinen Einfällen eine von Boxberger ganz neu ausgearbeitete Charakteristik und Lebensschilderung in unsere Hand, wobei das Schwergewicht entschieden auf die erstere fällt. Diese 126 Seiten bilden einen sehr geschickt angelegten, überaus gewissenhaften und angenehm erzählenden Abriß von Lessing's Wirken. Die Pietät verlangt, auf Boxberger, den rastlosen Forscher, dem nun die Fahne entsunken ist, die Schiller'schen Zeilen anzuwenden, mit denen er selbst den verehrten Lessing rühmt:

Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

Neben Lessing, dem Vater der modernen Verstandeskritik, steht, sachlich meist eines Sinnes, Herder, der uns die Empfindung für das Gefühl in der Poesie wieder entdeckte. In denjenigen seiner Schriften, die Professor H. Lambel's Neuausgabe (Lief. 562, 576, 580) — vorläufig noch zum Theile — enthält, bricht der Gegensatz der beiden Kunstanschauungen mit voller Schärfe durch. Trägt doch Nummer 1 der „Kritischen Wälder" an der Stelle, wo man sonst den Verfassernamen zu lesen gewohnt ist, die ironische Dedication: „Herrn Leßing's Laokoon gewidmet". Trotz dieser etwas unsanften Anzapfung und mancher sonstigen Ausfälle wider Lessing's Methode sollte man nicht stets das Trennende, sondern das Verbindende, das Einigende beider Genien hervorheben, eingedenk des derben Goethe-Wortes, die Deutschen „sollten sich lieber freuen, daß zwei solche Kerle vorhanden seien". Die bekannte „schwache" Seite Herder's legt der „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" bloß. Außerdem bringen die gegenwärtigen Hefte die dritte Sammlung der „Fragmente", „Von einigen Nachbildungen der Römer" handelnd, und Lambel's ausgezeichnete literargeschichtliche Studie über eben diese „Fragmente über die neuere deutsche Literatur".

Goethe ist diesmal durch „Werther's Leiden", „Briefe aus der Schweiz" und den Anfang der „Wahlverwandtschaften" (Lief. 575 und 578) vertreten, alles herausgegeben von Professor H. Düntzer. Die Einleitungen zum zweit- und zum drittgenannten Werke sind beigefügt. Sie sowol als die Fußnoten des Textes enthalten mancherlei kleine neue Aufschlüsse, streifen aber doch mitunter an die meist mit unberechtigter Härte gerügte Düntzer'sche Mikrologie. Die Fortsetzung des Kürschner'schen „Schiller" (Lief. 569, 571, 574) wird von den beiden ersten Gliedern der Wallenstein-Trilogie und „Wallenstein's Tod" bis mit IV, 3 eingenommen. Professor A. Birlinger hat den Abdruck überwacht und ziemlich reichliche historische und sprachliche Erläuterungen beigesteuert, während das literargeschichtliche Moment noch unbeachtet bleibt.

Als Ausschnitt von Professor Adolf Stern's Körner-Ausgabe erscheint der Schluß der lyrischen Erzeugnisse und ein Theil der hergestellten „Nachlese später veröffentlichter Gedichte". Die Anmerkungen sind verschwindend spärlich ausgefallen und bestehen fast nur aus hie und da notirten Angaben des ersten Drucks. Dasselbe gilt von der „Einleitung" zur „Nachlese", wo das Misbehagen des Verfassers an der Fürsorge für die ihn bedeutungslos dünkenden „letzten Vershalme" Körner's unverkennbar scheint.

Den 161. Band der „National-Literatur" bilden die Bruchstücke, welche F. Bobertag aus Ch. D. Grabbe, Michael Beer und Ed. von Schenck ausgewählt hat (Lief. 563—566 und 568). Den Beweis für die Berechtigung, diese drei Männer zusammenzuschweißen, erbringt die kritische Würdigung des Herausgebers nicht. Das Vorgehen bleibt somit ein rein äußerliches. Die allgemein zurechtweisenden Vorbemerkungen über das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts können bei dem Umfange von 8½ Seiten natürlich nur die Oberfläche streifen, überfliegen aber trotzdem die Entwickelung von der Romantik bis Ibsen,

wobei sogar noch Principienfragen berührt werden! Von Grabbe findet man hier „Don Juan und Faust", die seltsam verschlungene Zwittertragödie, und das carikirende Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Die Lebensskizze kann kaum mehr leisten, als das aus Gottschall's Charakterbild und den von Blumenthal gesammelten Materialien Geschöpfte mundgerecht zuzubereiten. Ueber M. Beer unterrichtet die kurze Einleitung gut; ihr folgt „Struensee". Von von Schenck, Beer's Freund und Herausgeber (der bairische ultramontan-reactionäre Minister und der in den berliner Aufklärungscirkeln aufgewachsene Jude), schließt sich an die biographischen Daten sein bedeutendstes und bezeichnendstes Werk, „Belisar", an. Ein Auszug aus diesem Tiradendrama hätte vielleicht genügt.

2. Die Skiren und die deutsche Heldensage. Eine genealogische Studie über den Ursprung des Hauses Traun von F. X. Wöber. Mit einer Tafel und vier Abbildungen im Texte. Wien, Konegen. 1890. Gr. 8. 6 M.

Von jeher gibt es in der Auffassung der ältern Literatur angesichts der lückenhaften Tradition oft Streit. Adalbert Schroeter hat sich mit seiner Anzeige von Wöber's „Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied" in Nr. 52 d. Bl. f. 1885 den Unmuth des Verfassers zugezogen, weil er sich über die a priori unhaltbaren Luftgespinste lustig gemacht hatte. Wöber vermeint nämlich den Dichter unsers Nibelungenepos kurzerhand in einem oberösterreichischen Strauchritter aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, Heinrich von Traun, entdeckt zu haben. Wie unwahrscheinlich diese angebliche Entlarvung des genialen Anonymus ist, dem wir etwaigenfalls die Abschlußgestalt des herrlichen Liedes verdanken, wurde schon damals von allen sachkundigen Beurtheilern betont. Nichtsdestoweniger ließ sich Wöber nicht abhalten, obwol er über den Unverstand und die Böswilligkeit seiner Kritiker anfangs so erbost war, daß er alle auf das Thema bezüglichen Notizblätter dem ewigen Feuer opferte, zu seiner Lieblingsmarotte zurückzukehren. Man darf sich wol erlauben, die Frage aufzuwerfen, ob nicht der ihm ertheilte Auftrag zur Ordnung der beiden Familienarchive der Grafen von Abensberg und Traun dem stöbernden Schmökerliebhaber mittelbar Anlaß zu den genealogischen Studien geworden ist, deren zweiter Posten von Ergebnissen hier die undankbare Lesewelt beglücken soll.

Da Wöber's methodenlose Untersuchungsart durch die Recensionen der ersten Schrift genügend gekennzeichnet und auch den Lesern d. Bl. seitens Schroeter's hübsch bekannt gegeben wurde, seien hier blos einige hervorstechendste Punkte, die zugleich den Gang seiner Forschung andeuten, hergesetzt. Der Grundgedanke der historischen Ausführungen Wöber's beruht in der Ansicht, daß die hunnische Ueberschwemmung alles germanische Bildungsleben im heutigen Deutschland zerstört habe, außer in Baiern. In dieser Landschaft fanden deutscher Sang, deutsche Sage und deutsche Kunst einen sichern Halt an dem Agilolfingerhofe, und daneben „wurde Salzburg die Quelle und der Ursprung der gesammten geistigen Cultur deutscher Nation". Darauf kommt der ausgeklügelte Fundamentalsatz, daß sowol das genannte bajuvarische Herzogsgeschlecht als Wöber's Gönner von Abensberg und Traun „skirischen" Stammes seien, woran sich die These schließt:

> Der älteste episch-lyrische Heldensang des deutschen Volks[1] ist skirisch und vermöge der innigen Beziehungen des agilolfingischen Hauses zum langobardischen Throne ist dieser Heldensang skirisch-langobardisch.

Damit glaubt der Verfasser die Literaturgeschichte wesentlich bereichert zu haben, ohne einzusehen, wie er allen Ergebnissen der philologischen und mythologischen Germanistik schroff ins Gesicht schlägt. Das Stärkste der Art ist wol die Behauptung, Hagen von Tronje, den bereits die altgermanische Sage kennt, verdanke Charakter und sogar Namen einem geschichtlichen Helden des 12. Jahrhunderts, und Siegfried's Figur sei ein Abklatsch von Kaiser Friedrich Rothbarts Erscheinung. Seine früher mit Nachdruck vertretene Hypothese, Heinrich von Traun sei auch ein Kürnberger und Ofterdinger, bleibt gegenwärtig ebenfalls unbewiesen. Auch Volker, den ritterlichen Fiedler von Alzei, will der gewiefte Urkundengrübler auf österreichischem Gebiete wiederfinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die gänzliche Vernachlässigung der gesicherten Daten oder die komischen literarpsychologischen Ansichten staunen, wenn der „Heckenreiter" Herr Hagen von Traun-Stein als der ergraute Kämpe Hagen von Tronje und „Sänger des Nibelungenliedes" hingestellt wird. Die außerordentliche Hingabe an die mühevolle Durchmusterung eines umfänglichen Urkundenmaterials sei voll anerkannt, wenn auch der vom Verfasser abgezielte Endzweck nicht erreicht wurde. Die von ihm heftig angegriffene „Germanisterei" vom Schlage der von uns oben angeführten Piper'schen Art wird wol schwerlich jemals seinen Dogmen die bislang beharrlich verweigerte Rücksicht schenken.

Ludwig Fränkel.

Historische Literatur.

1. Geschichte Baierns. Von Siegmund Riezler. Dritter Band: Von 1347 bis 1508. (Geschichte der europäischen Staaten von Heeren, Ukert und W. von Giesebrecht. 51. Lieferung. Erste Abtheilung.) Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 19 M.

Seit ihrer zeitgemäßen Neuorganisation durch den unlängst verstorbenen Wilhelm von Giesebrecht hat die allbekannte und altbewährte Heeren-Ukert'sche Sammlung der „Geschichte der europäischen Staaten" ihre Aufmerksamkeit namentlich auch der früher wenig beachteten Geschichte der einzelnen deutschen Landschaften in dankens-

werther Weise zugewandt und auf diesem Gebiete bereits einige vortreffliche Arbeiten geliefert. Nicht blos dem Umfange nach nimmt unter ihnen den ersten Platz Siegmund Riezler's „Geschichte Baierns" ein, von der unlängst der überaus — fast 1000 Seiten — starke dritte Band zum Abschlusse gekommen ist. Mit der Gründlichkeit selbständiger Forschung, die auch auf bisher unbenutzte archivalische Materialien in weitem Umfange eingegangen ist, verbindet Riezler eine geschmackvolle, frische und anschauliche Darstellung, wie sie Monographien dieser Art nur selten nachgerühmt werden kann. Zudem zieht sie in dankenswerther Weise das gesammte Gebiet der Culturgeschichte mit in den Kreis ihrer Betrachtung und erhält dadurch auch für die allgemeine Geschichte des behandelten Zeitraums einen unleugbaren Werth. Ueberhaupt erweitert sich in diesem dritten Bande, welcher die Zeit vom Tode Ludwig's des Baiern 1347 bis zum Tode Herzog Albrecht's des Weisen im Jahre 1508 behandelt, die Geschichte Baierns vielfach nicht blos zu einer Geschichte Deutschlands, sondern gibt auch die einiger wichtigen Nachbarlande, welche durch die glückliche Hausmachtspolitik Ludwig's in den Besitz der Wittelsbacher gekommen waren, im Süden Tirols, im Norden Brandenburgs und im Westen eines Theils der Niederlande. Freilich ist es nur ein Bild schnellen Zerfalls und fortschreitender Zersplitterung, welches uns diese Zeit darbietet, bis es endlich der münchener Linie des Hauses Wittelsbach gelingt, wenigstens den Hauptstamm des alten Familienbesitzes wiederum zusammen zu bringen und zusammen zu erhalten. Besonders verdienstlich ist die Genauigkeit, mit der auch die Entwickelung der Verfassungsverhältnisse verfolgt wird. Auch in diesem Zeitraume geht Riezler sorgsam den verschiedenen Richtungen des Geisteslebens nach und liefert eine Reihe vortrefflicher Skizzen von dem Leben und Wirken von Persönlichkeiten, die außerhalb Baierns wenig bekannt, aber weitern Bekanntwerdens wol werth sind.

2. Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig Pastor. Zweiter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zum Tode Sixtus' V. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 10 M.

Bereits bei dem Erscheinen des ersten Bandes haben wir zu diesem groß angelegten und aus einer entsprechend reichen Fülle des Materials geschöpften Werke Stellung genommen. Ohne in Abrede stellen zu können, daß der Verfasser in der Auffassung der Ereignisse und Persönlichkeiten durch den Standpunkt, den er als strenggläubiger Katholik einnimmt, vielfach beeinflußt wird und daß der Protestant von denselben Quellen aus zuweilen doch zu wesentlich andern Ergebnissen gekommen sein würde, freuten wir uns doch auf der andern Seite, rückhaltlos anerkennen zu können, daß wir es hier mit einer aus ernstester wissenschaftlicher Arbeit, eindringender Forschung und gründlicher Gelehrsamkeit hervorgegangenen Leistung zu thun haben, deren Verdienst nicht blos darin zu sehen ist, daß sie eine erstaunliche Masse bisher unbenutzter archivalischer Quellen zuerst nutzbar gemacht hat, sondern die auch die Sache in vielen Stücken wesentlich gefördert und über manche bisher nur sehr ungenügend bekannte Partien der Papstgeschichte ein dankenswerthes neues Licht verbreitet hat. Besonders hervorgehoben mußte es dabei werden, wie der Verfasser den mühseligen Ursprung seiner Darstellung aus der schwer übersehbaren Masse eines noch wenig gesichteten Materials vergessen zu machen gewußt hat, indem er uns ein durchaus lesbares, in manchen Abschnitten sogar recht angenehm lesbares Buch geboten hat. Wenn er dennoch der Gegenstand überaus heftiger Angriffe geworden ist, so sind diese ja einmal vereinzelt geblieben und dürfen einfach auf Rechnung des Misbrauchs gesetzt werden, der in der Art des Betriebs der wissenschaftlichen Kritik bei uns neuerdings leider eingerissen ist und diese nicht selten zum Gegentheile von dem entarten läßt, was sie ihrem Berufe und Wesen nach sein soll und ehemals auch meistens gewesen ist. In einem umfänglichen Nachworte, das er dem vorliegenden zweiten Bande angehängt hat, setzt sich L. Pastor namentlich mit zweien von den abfällig urtheilenden Kritikern, die den ersten Band besprochen hatten, gründlich auseinander, und der billig Urtheilende wird nicht in Abrede stellen können, daß der Vortheil dabei entschieden auf seiner Seite ist.

Was den Inhalt des zweiten Bandes angeht, so behandelt derselbe in drei Büchern die Pontificate Pius' II. (Enea Silvio de' Piccolomini) 1458—64, Paul's II. 1464—71 und Sixtus' IV. 1471—84 wiederum auf Grund eines erstaunlich reichen Materials, unter dem die Schätze des vaticanischen Archivs natürlich dem Umfange und dem Werthe nach unbedingt den ersten Platz einnehmen. Geht er auf der einen Seite auf die Persönlichkeit der Päpste, auf die besondern Verhältnisse des Kirchenstaats und der Stadt Rom unter ihnen ein, so verfolgt er andererseits sorgsam auch alle von Rom aus beeinflußten weltlichen Angelegenheiten und läßt daher eigentlich keine von den wichtigern Entwickelungslinien der allgemeinen Geschichte jener Zeit unberührt. Namentlich auch die damals so wichtige Entwickelung des geistigen, literarischen und künstlerischen Lebens ist sorgsamst zur Darstellung gebracht und gerade auf diesem Gebiete mit wird der reichste und der am wenigsten bestrittene Gewinn für die allgemeine Kenntniß aus dem Buche zu entnehmen sein. Wo es sich um Probleme der kirchlichen Entwickelung handelt, wird es Pastor dem protestantischen Fachgenossen nicht übelnehmen, wenn er vielfach anders urtheilt. Aber wie er selbst mit seinem besondern confessionellen Standpunkte maßvoll zurückhält, so wird er auch den Andersdenkenden ihre Freiheit da nicht beeinträchtigen wollen, um so weniger als innerhalb dieser Schranken er auch von seiten der protestantischen Wissenschaft des Dankes für das von ihm Gebotene gewiß sein kann.

Hans Prutz.

Philosophische und psychologische Literatur.

1. Kleine Schriften. Von Chr. Sigwart. Erste Reihe. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe. Zweite Reihe. Zweite unveränderte Ausgabe. Freiburg i. Br., Mohr. 1889. 8. 5 M.
2. Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von R. Eucken. Leipzig, Veit u. Comp. 1890. Gr. 8. 10 M.
3. Der Begriff der Wahrnehmung. Eine Studie zur Psychologie und Erkenntnißtheorie. Von W. Enoch. Hamburg, Carly. 1890. Gr. 8. 2 M.
4. Die menschliche Freiheit und ihre Beziehung zum christlichen Glauben. Von G. Hüpeden. Leipzig, Fock. 1889. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.
5. Die Grundlehren der Psychologie und ihre Anwendung auf die Lehre von der Erkenntniß. Von L. Ballauf. Zweite sehr vermehrte Bearbeitung der „Elemente der Psychologie". Köthen, Schulze. 1889. Gr. 8. 5 M.
6. Schriften der Gesellschaft für Experimentalpsychologie zu Berlin. I. Stück: Das Doppel-Ich von Max Dessoir. II. und III. Stück: Ueber psychische Beobachtungen bei Naturvölkern von A. Bastian. Die Magiker Indiens von F. von Hellwald. IV. Stück: Die Hypnose und ihre civilrechtliche Bedeutung von A. von Bentivegny. Leipzig, E. Günther. 1890. Gr. 8. 4 M.
7. Die Psychologie des Firmianus Lactantius. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Von F. Marbach. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie im 18. Jahrhunderte vor dem Auftreten Kant's, so scheint auch gegenwärtig in der deutschen Philosophie ein anarchischer Zustand vorzuwalten. Die mannichfaltigsten Richtungen und Bestrebungen gehen nebeneinander her, Anlehnung an frühere Philosophen neben selbständigen Versuchen und dem Verzichte auf jede besondere systematische Erkenntniß, und die Einzelwissenschaftler pflegen mit absichtlicher Umgehung der Berufsphilosophen ihren diesbezüglichen Bedarf aus eigenem Gedankenkapital zu decken. Und gerade wie im 18. Jahrhundert eine rein empirische Psychologie mit Vorliebe getrieben wurde und in Gegensatz trat zu der metaphysisch gerichteten eines Chr. Wolf, so hat die moderne experimentelle Psychologie Interesse und Anerkennung gefunden zum Theile wegen ihrer Ablehnung der von Herbart geforderten und geleisteten metaphysischen Grundlage.

Dieser Zustand spiegelt sich wider in der kleinen Sammlung von Schriften, deren Besprechung uns obliegt. Da haben wir zunächst Chr. Sigwart, einen der geschätztesten Philosophen unserer Tage. Sein Können entfaltet sich am glücklichsten in der Behandlung einzelner Probleme. Die feine, scharfsinnige und sorgfältige Analyse begrenzter Aufgaben gelingt ihm am besten. So sind denn auch seine „Kleinen Schriften" (Nr. 1) treffliche Proben seines Talents. Der erste Band derselben erscheint in veränderter Gestalt. Die biographischen Darstellungen, die er enthält, sind in Bezug auf Giordano Bruno und Campanella umgearbeitet und durch einen Aufsatz über den tübinger Philosophen Jakob Schegk vermehrt worden. Der zweite Band hat keine Erweiterung und Aenderung erfahren. Wir bedauern dies namentlich in Bezug auf die größte der hier niedergelegten erkenntnißtheoretischen und psychologischen Arbeiten, diejenige „Ueber den Begriff des Wollens und sein Verhältniß zum Begriff der Ursache". Dieselbe hat seit ihrem ersten Erscheinen so viel Berücksichtigung in der strafrechtlichen Literatur erfahren, daß es erwünscht gewesen wäre, von ihrem Verfasser die dabei hervorgetretenen Gegensätze beleuchtet zu sehen. Beide Bände dürfen der Theilnahme auch in weitern Kreisen gewiß sein und erfahren hoffentlich bald eine Fortsetzung in einer dritten Sammlung, in welcher wir die inzwischen erschienene Studie über „Die Impersonalien" und die „Vorfragen der Ethik" zu finden erwarten.

Dankenswerthe Förderung philosophiegeschichtlicher Erkenntniß hatte R. Eucken früher geboten. Jetzt hat sich sein Denken selbständigen Aufgaben zugewandt. Den Inbegriff des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit will er erweisen, in geschichtsphilosophischer Betrachtung den allgemeinen Zusammenhang geistigen Geschehens aufzeigen. Der systematischen Grundlegung dieses Vorhabens ist eine besondere Darlegung gefolgt, welche in den „Lebensanschauungen der großen Denker" (Nr. 2) die vollständige Verbindung des einzelnen Denkens und Urtheilens mit der geistigen Entwickelung der Menschheit erkennbar zu machen strebt. So dankbar diese Untersuchung genannt werden darf, so wenig erscheint uns doch das Ganze gelungen. Die einzelnen Züge verblassen zu sehr auf dem festgehaltenen Hintergrunde geistiger Einheit, die Mannichfaltigkeit des Lebens ist weniger, als dem Interesse an solcher Leistung dienlich gewesen wäre, in Form und Inhalt der Darstellung zum Ausdrucke gelangt. Und vor allem ist der culturgeschichtliche Zusammenhang der Lebensideale einzelner Philosophen mit den wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlich-künstlerischen Zuständen und Bestrebungen ihrer Zeiten keineswegs ausreichend hervorgehoben worden. Vollends ungenügend ist in dieser Hinsicht das 19. Jahrhundert behandelt, dem von den 490 Seiten des ganzen Werks nur 20 zugefallen sind. Weitaus der vorzüglichste Theil ist der antiken und christlichen Lebensanschauung gewidmet. Hier wird mehr aus dem Vollen geschichtlichen Werdens geschöpft, hier erhalten wir deutlichere und abgeschlossenere Bilder. Für die Neuzeit versagt, scheint es, die allgemeinere Kenntniß der culturhistorischen Entwickelung, und abstracte Schemata, wie Intellectualismus, Idealismus, Naturalismus treten zu sehr in den Vordergrund.

An dem nämlichen Fehler einer zu abstracten Behandlung scheint uns auch die scharfsinnige und gewandt geschriebene Abhandlung: „Der Begriff der Wahrnehmung" (Nr. 3) zu leiden. Die moderne Psychologie legt mit Recht Werth darauf, die allgemeinen Klassenbegriffe Anschauung, Denken u. s. w. durch eindringende Zerlegung der damit bezeichneten einzelnen Bewußtseinsvorgänge zu deutlich umschriebenen Namen für ein bestimmtes Ver-

halten der in denselben wirksamen elementaren Factoren umzugestalten. Sie vermeidet also in jenen Fähigkeiten ursprünglicher Art und somit auch allgemeine Bedingungen für das Eintreten gewisser Einzelacte anzuerkennen. Bei W. Enoch aber beginnt die Untersuchung mit der Eintheilung der seelischen Erscheinungen in solche Vermögen und mündet in die Feststellung einer „Intellectualität" aller Anschauung oder Wahrnehmung. Das Denken, als besondere Thätigkeit durch die Spontaneität gekennzeichnet, wird zu einer nothwendigen Voraussetzung für die Wahrnehmung und damit die alte Annahme, daß die letztere auf einen unbewußten Schluß zurückgehe, erneuert. Die ganze Arbeit macht einen unfertigen Eindruck und legt den Wunsch nahe, dem Verfasser mit ausgereifteren Gedankenproducten wieder zu begegnen.

Keine selbständige Bedeutung, außer etwa derjenigen einer Ordnung des Stoffs nach selbstgewählten Gesichtspunkten, besitzt und beansprucht die Schrift von G. Hüpeden: „Die menschliche Freiheit und ihre Beziehung zum christlichen Glauben" (Nr. 4). Das Problem der menschlichen Freiheit für das Bedürfniß einer allgemeinen Orientirung dem Gymnasiallehrer oder -Schüler auseinanderzulegen ist ihr erstrebter und, wie wir glauben, erreichter Zweck. Klar und sorgfältig wird die Freiheit als Selbstbestimmung durch das Sittengesetz, also im deterministischen Sinne durchgeführt und gezeigt, an welchen ethischen und religiösen Schwierigkeiten der Begriff einer indeterministischen Wahlfreiheit unausweichlich scheitert. Der Hinweis auf die Bedeutung des Möglichen und Nothwendigen, auf die Thatsache, daß der Wählende sich des zureichenden Grundes seiner Wahl bewußt ist, und auf die in den Begriffen Verdienst und Schuld sich vollziehende sittliche Beurtheilung der Willensenergie würde zu den von dem Verfasser erwähnten Punkten noch hinzuzufügen sein.

Das psychologische Gebiet betreten wir mit der allgemeinen Darstellung dieser Wissenschaft von L. Ballauf in seiner Schrift: „Die Grundlehren der Psychologie und ihre Anwendung auf die Lehre von der Erkenntniß" (Nr. 5). Dieselbe steht im wesentlichen auf dem Standpunkte Herbart's, ist aber in klarer und besonnener Weise bemüht, auch neuern Ergebnissen Rechnung zu tragen. Am selbständigsten sind die erkenntnißtheoretisch-logischen Abschnitte ausgefallen. In der Psychologie hätte die Lehre von den Empfindungen den großen Fortschritten der Neuzeit entsprechend umgestaltet und erweitert werden müssen. Von der experimentellen Psychologie erhalten die Leser dieses Buchs auch nicht einmal eine dürftige Vorstellung. Ein solches Verfahren scheint uns doch selbst dem weitern Publikum gegenüber unstatthaft.

Allerdings ist diese Disciplin selbst noch nicht eine in sich einige und geschlossene. Die experimentelle Psychologie (schon 1862 von Wundt so genannt), wie sie in besondern Instituten an einzelnen Universitäten getrieben wird, sucht durch ein exactes Studium der einfachen seelischen Vorgänge zu einer allgemeingültigen Erkenntniß ihrer Gesetzmäßigkeit zu gelangen. Damit soll endlich der Psychologie als Erfahrungswissenschaft diejenige Geltung zutheil werden, welche besondern Betrieb und abweichende Beobachtung unmöglich macht. Die berliner Gesellschaft für Experimentalpsychologie (1888 gegründet) beschäftigt sich nur mit denjenigen „Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens, die aus dessen gewöhnlichem Verlaufe heraustreten, nur unter besondern, entweder experimentell gegebenen oder spontanen Bedingungen sich zeigen und gewissermaßen als ein Grenzgebiet zwischen dem Normalen und Pathologischen bezeichnet werden können". Solche Erscheinungen sind der Hypnotismus, die Telepathie, der Spiritismus. Ohne Zweifel hat die Wissenschaft ein Interesse daran, diese Vorgänge zu ergründen, aber bei den vielfachen Vorurtheilen, Misverständnissen und Misbräuchen, die sich mit denselben eng verknüpft haben, auch die Pflicht streng und vorsichtig das Thatsächliche festzustellen und jede voreilige Hypothese zu vermeiden. Diese Strenge und Vorsicht, die auf das Interesse und die Gewinnung des größern Publikums vorläufig verzichtet, finden wir in den vorliegenden „Schriften der Gesellschaft für Experimentalpsychologie zu Berlin" (Nr. 6) nicht genügend hervortreten. Dies gilt insbesondere von der einzigen experimentellen Studie, dem ersten Stücke, während die andern eine kurze Uebersicht hypnotischer und spiritistischer Erscheinungen bei Naturvölkern und eine werthvolle Untersuchung der Hypnose zum Zwecke ihrer juristischen Beurtheilung bieten. Max Dessoir sucht den Begriff des Doppel-Ich nicht nur auf gewisse Geisteskrankheiten und hypnotische Beobachtungen anzuwenden, sondern auch auf Thatsachen des normalen Lebens, automatische Bewegungen oder Thätigkeiten, welche neben Gedanken ganz andern Inhalts störungslos und doch zweckmäßig verlaufen. Eine derartige Folgerung aus den erwähnten, von der modernen Psychologie viel einfacher gedeuteten Thatsachen erinnert an die Fiction einer Rückenmarksseele zur Erklärung der zweckmäßigen Bewegungen des geköpften Frosches oder an den teleologischen Gottesbeweis. Der Versuch, die Hypnose als das künstlich herbeigeführte Uebergewicht des secundären Ichs aufzufassen, erscheint uns so lange unfruchtbar, als nicht der Unterschied der beiden Ich in bestimmten Merkmalen festgestellt und einer umfassenden Theorie des Selbstbewußtseins eingegliedert wird. Daß überhaupt selbständige Vorstellungs- und Handlungsreihen neben- oder nacheinander ablaufen, gibt uns noch keine Veranlassung zu einer wissenschaftlichen Einführung des Ichbegriffs. Nach diesem Verfahren würde sich eine unbegrenzte Ausdehnung desselben viel eher vertreten lassen als die Beschränkung auf eine Zweiheit.

Zum Schlusse erwähnen wir mit Anerkennung des tüchtigen Beitrags zur Geschichte der Psychologie von F. Marbach: „Die Psychologie des Firmianus Lactantius" (Nr. 7). Es ist zu wünschen, daß Siebeck's großem, langsam vorrückendem Werke in ähnlicher Form monographisch vorgearbeitet werde.

Oswald Külpe.

Antiultramontana und evangelisches Bekenntniß.

1. Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen. Von F. Meyer. Barmen, Klein. 1890. 16. 10 Pf.

Diese Nr. 11 der „Schriften für das evangelische Volk", deren wir schon wiederholt in d. Bl. gedacht haben, reiht sich ihren Vorgängerinnen würdig an, indem sie den bekannten, auf die Dummheit und Unwissenheit seiner Leser berechneten sogenannten Hirtenbrief der bischöflichen römischen Klerisei in das Licht der Thatsachen rückt. Das der Wahrheit dreist ins Gesicht schlagende Schriftstück, dessen Hintergedanken schlau verschwiegen oder geschickt verhüllt werden, hat inzwischen auch durch Prof. Witte's „Offene Antwort" die gebührende Abfertigung erfahren. Unser Büchlein geht noch ausführlicher darauf ein und behandelt in treffender, würdiger Abwehr zuerst die Frage: „Wer ist der Angreifer?", untersucht dann, auf welcher Seite „Duldsamkeit und Streitsucht" zu finden, erörtert die Ansprüche von „Papstthum und Weltherrschaft" und verbreitet sich schließlich über „Heiligenverehrung und Aberglaube". Das Schriftchen verdient allen, die gegen die dem deutsch-protestantischen Geistesleben seitens des Ultramontanismus drohenden Gefahren nicht blind sind, warm empfohlen zu werden, und es ist zu hoffen, daß, wenn Schriften wie diese mehr und mehr Gemeingut werden, der Dummen mit der Zeit etwas weniger werden, die für möglich halten, es könnte am Ende wenn auch nur ein Körnchen Wahrheit dabei sein, wenn vaticanische Bischöfe anfangen die Friedensflöte zu blasen.

2. Ein Gang durch die katholische Convertitenliteratur von Richard Weitbrecht. Barmen, Klein. 1890. 8. 50 Pf.

Auch diese Schrift ist wohlgeeignet, falsch angebrachte Vertrauensseligkeit unter den Protestanten zu ernüchtern. Alle diese Convertiten, wie sie uns da begegnen, wirkliche und erfundene — und glücklicherweise sind die erfundenen noch immer zahlreicher als die wirklichen —, zeigen sie auch nur eine Spur von Pietät gegen die religiöse Gemeinschaft, von der sie abgefallen? Und wie weit muß erst das sittliche Empfinden abgestumpft sein, bis es ein Kind fertig bringt, seinen Vater zu verachten und auf das Haupt seiner Mutter Schmach zu häufen. Weitbrecht nimmt sich nun die Mühe, an einigen Beispielen die ganze Plumpheit und Jämmerlichkeit aufzudecken, die sich in den jetzt beliebtesten Erzeugnissen der römischen Bekehrungsliteratur breit macht. Eine erhebende Arbeit wird es gerade nicht gewesen sein, an Bücher wie „Edgar oder: Vom Atheismus zur vollen Wahrheit" von dem Convertiten, jetzt Jesuiten L. von Hammerstein die kritische Sonde zu legen. Andere Proben sind entnommen den „Berliner Briefen des Deutschen Volksblattes", der Ankündigung des von der Hand des famosen Konrad von Bolanden zu gewärtigenden neuen Romans „Wambold", dem „Stuttgarter katholischen Sonntagsblatt", der Radolfzeller „Freien Stimme", den „Erfahrungen aus dem Leben eines Convertiten aus dem Volke", Max Ulrich von Boehn's „Ave Maria" und „Stella Matutina". In einem Stück gleichen sich alle diese unsaubern Geschichten wie ein Ei dem andern: der Protestantismus wird dargestellt als eine Ausgeburt des Abgrundes, sein Cultus ist kahl und eindruckslos, seine Prediger sind Heuchler oder Schwachköpfe, seine Gemeindeglieder ohne religiösen Halt, seine Diakonissen heirathslustig, seine Kranken und Armen sich selbst und ihrer Noth überlassen — und die römische Kirche? Ja, Bauer, das ist ganz was anderes.

Derlei Preßerzeugnissen von protestantischer Seite ähnliche Erzählungen und Romane entgegenzustellen, hieße ihnen zu viel Ehre erweisen; kein protestantischer Schriftsteller, der etwas auf sich hält, wird es auch über sich gewinnen, mit den gleichen Waffen der Lüge, Verleumdung und Verhetzung zu kämpfen. Es bleibt nur übrig, das protestantische Gewissen in unserm deutschen Volke immer von neuem wachzurufen und die Winkelzüge der römischen Advocaten vor ihm aufzudecken. „Wo steht der Feind?" «Der Feind? — dahier!» „Den Finger drauf, den schlagen wir!"

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Zwiespalt zwischen protestantischem und römischem Wesen, obgleich er so alt ist, wie die Kirche der Reformation, in unserm Jahrhunderte durch die Unfehlbarkeitserklärung seitens des Vaticanum unendlich erweitert und vertieft worden ist. Was es mit diesem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes eigentlich auf sich hat, wie es zu Stande gekommen und welche Folgen sich an dasselbe knüpfen zunächst für die römische Kirche selbst, sodann für ihr Verhältniß zum Protestantismus und schließlich für ihre Stellung zum Staate, damit beschäftigt sich

3. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Im Tageslicht der geschichtlichen Wahrheit seiner Entstehung und Bedeutung nach dargestellt von Verus. Barmen, Klein. 1890. 12. 75 Pf.

Noch sind seit der berüchtigten Sitzung des Vaticanums vom 18. Juli 1870, in welchem nach Abreise der Minderheit 533 Concilsväter das Placet zu der päpstlichen Vorlage des Unfehlbarkeitsdogmas aussprachen, keine zwanzig Jahre vergangen, die deutschen Bischöfe der Opposition sind einer nach dem andern zu Kreuze gekrochen mit der Erklärung, daß die römische Kirche keine Pflicht gegen das Gewissen, sondern nur die des Gehorsams kenne, und schon sind die nähern Umstände, unter denen jene „Schmeichler- und Räubersynode", wie entrüstete Katholiken aus dem eigenen Lager sie genannt haben, zusammentrat und tagte, bei der Mehrzahl des lebenden Geschlechts fast vergessen. Des münchener Professors Friedrich „Tagebuch, während des vaticanischen Concils geführt", des englischen Staatsmannes Lord Acton „Quirinus. Römische Briefe vom Concil", Döllinger's „Janus", die Schriften von Schulte u. a. aus jener Zeit sind aber Geschichtsquellen, aus denen sich ein unverfälschtes Bild der Concilsvorgänge immer wieder schöpfen läßt, und wir müssen es unserm Buche Dank

wissen, daß es an die hier bezeugten Thatsachen nachdrücklich erinnert. Freilich, nach Cardinal Manning's Worten besiegt das Dogma die Geschichte. Doch diese Ansicht ändert nichts an der Thatsache, daß Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit denn doch der geschichtlichen Wirklichkeit unter allen Umständen den Vorrang geben werden vor entstellender Tendenzlüge. Und wie sieht es nun im Lichte der geschichtlichen Thatsachen mit der päpstlichen Unfehlbarkeit aus, der die deutschen Bischöfe unter Preisgebung des Gewissens ihr sacrificio dell' intelletto gebracht haben? Der unfehlbare Ketzer auf dem Papststuhle, Honorius (gest. 638), ist von der sechsten ökumenischen Synode (680) wegen Häresie mit dem Anathema belegt worden, und lange Zeit hindurch mußte jeder seiner Nachfolger bei der Thronbesteigung dieses Anathema wiederholen. War also Honorius ein Ketzer, so war er nicht unfehlbar; war er kein Ketzer, so sind die ihn verdammenden Nachfolger nicht unfehlbar gewesen — tertium non datur. Papst Liberius (gest. 366) erkaufte sich durch Unterschreibung einer ketzerischen Formel die Rückkehr aus der Verbannung. Dem Papste Anastasius II. (496—498) kündigte ein Theil seiner eigenen Gemeinde die Kirchengemeinschaft. Den elenden Vigilius (540—555), eine Creatur der Kaiserin Theodora, belegten von Rechts wegen die Afrikaner mit dem Banne. Johann's XXII. Armuthslehre ist, weil im Widerspruch stehend mit frühern päpstlichen Entscheidungen, von seinen Nachfolgern als ketzerisch verworfen. Eine Lehre der Päpste Innocenz I. und Gelasius I. ist vom Tridentiner Concil verdammt worden. Nikolaus II. stellte auf der Synode zu Rom 1059 eine Irrlehre auf, die von der eigenen Kirche verworfen ist. Das Kostnitzer Concil hat zwei Päpste ab-, einen dritten kraft eigener Vollmacht eingesetzt; ähnlich verfuhr das Baseler Concil. Cölestin III. wurde wegen eines Glaubenssatzes von Hadrian VI. für einen Ketzer erklärt. Eugen IV. stellte in seinem Sendschreiben „An die Armenier" 1439 eine nach dem römischen Dogma ketzerische Lehre auf. Die famose Bulle Sabbathina des berüchtigten Johann XXII., nach welcher alle Verstorbenen, die mit dem Skapulier der Karmeliter bekleidet waren, schon am nächsten Sonnabend nach ihrem Tode von der Jungfrau Maria aus dem Fegfeuer abgeholt und direct in den Himmel eingeführt werden, ist nacheinander von den Päpsten Alexander V., Clemens VII., Pius V., Gregor XIII., Paul V. in rührender Einstimmigkeit bestätigt worden. Sapienti sat. Solchen Thatsachen gegenüber muß man ordentlich froh sein, daß sich die jesuitisirte Romkirche mit dem Unfehlbarkeitsdogma selbst die Ruthe gebunden hat. Wohl bekomm's ihr.

4. Christus und Evangelium in moderner Beleuchtung von Prof. Carriere, Prediger Schwalb und Stadtpfarrer Brückner. Gebildeten Christen aller Schattirungen gewidmet von L. Pelizaeus. Hannover, Weichelt. 1889. Gr. 8. 1 M.

In dem vorliegenden Schriftchen unternimmt es eine Stimme aus der lutherischen Kirche, die keinem Theologen von Fach, sondern einem Rechtsanwalt zugehört, drei neuerlich erschienene Veröffentlichungen (Moritz Carriere, „Christus und das Wissen der Gegenwart", M. Schwalb, „Menschenverehrung und Menschenvergötterung" und W. Brückner, „Gegenwärtiger Stand der Evangelienkritik") vom streng confessionellen Standpunkte aus zu beurtheilen. Carriere's Schrift, inzwischen in zweiter Auflage erschienen, ist in d. Bl. seinerzeit angezeigt; die von Schwalb enthält einen im Versammlungssaale des Bremer Protestantenvereins im vorigen Jahre gehaltenen Vortrag; die von Brückner ist in den von Holtzendorff herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (Neue Folge, erster Jahrgang, Heft 14—15) erschienen. Am eingehendsten beschäftigt sich Pelizaeus mit Carriere und das von Rechts wegen, denn man empfindet es fast als Unbilligkeit, dessen ernstes, von der edelsten Gesinnung eingegebenes und seinem Gegenstande in würdiger Sprache gerecht werdendes Buch mit der unflätigen Schmähschrift eines Schwalb und der mehr durch zuversichtliches Absprechen, als durch umsichtige Erörterung sich kennzeichnenden Brückner'schen Schrift, wenn auch nur scheinbar auf eine Linie gesetzt zu sehen. Aber Pelizaeus ist Jurist und als solcher behandelt er, wie das von dieser Seite schon mehr geschehen, religiöse Dogmen, wie wenn von Gesetzesparagraphen die Rede wäre, als fertige, unwandelbare Größen, die von der altlutherischen Dogmatik eingenommene Stellung sozusagen als ein unantastbares Rechtsinstrument, dessen Substanz nicht blos, sondern auch dessen Buchstabe den evangelischen Christen verpflichte, weil durch ihn ein für allemal die zutreffende, unveräußerliche Feststellung christlicher Offenbarungswahrheit gegeben sei. Dagegen geht ihm für das Bedürfniß und für die Nothwendigkeit einer Versöhnung von Glauben und Wissen, von Geschichte und Vernunft, von Offenbarungswahrheit und Geistesbildung der Sinn ab, steht er einem jeden hierauf gerichteten, ob auch noch so ernsten und ehrlichen Versuche mistrauisch gegenüber. Schade, denn er verlegt sich dadurch von vornherein die Möglichkeit einer Verständigung und seine Beurtheilung des Gegners muß unvermeidlich, auch wo die Abweichung von der eigenen Ansicht eine nur geringe, schief und stellenweis ungerecht ausfallen. Doppelt schade, weil nun auch die wohlbegründeten Ausstellungen an Beweiskraft verlieren und solche finden sich in Menge; der Verfasser gebietet, obwol kein Theologe von Fach, über ein nicht gewöhnliches Maß von theologischen wie philosophischen Kenntnissen und ist der einschlagenden Literatur offenbar mit Aufmerksamkeit gefolgt. Nur an wenigen Stellen, und dazu bei Fragen von untergeordneter Bedeutung, läßt er den Mangel einer wissenschaftlichen Ausrüstung merken. Am auffallendsten sticht von seiner sonstigen, streng geschlossenen Beweisführung die Folgewidrigkeit ab, mit der er bei Auslegung der bekannten Josua-Stelle vom Stillestehen der Sonne die Annahme einer wunderbaren, außerordentlichen Nebensonne vertritt, ein Fündlein, das doch um keinen Deut besser ist als die gewagtesten Kunststücke des einstmaligen Vulgärrationalismus. Ueberhaupt bleibt

sein ganzer Wunderbegriff einseitig bei der Vorstellung eines Aufsehen und Staunen erregenden Ereignisses stehen, während das schöpferische Eingreifen Gottes doch ihr wesentlichstes Merkmal bildet. Auch würde ein geschulter Theolog, der den biblischen Grundtext kennt, aus dem Niederfallen des Thomas Joh. 20 schwerlich den Schluß ziehen, den Pelizaeus daraus ableitet. Dem unbeschadet gibt das Büchlein für die Fragen, welche es behandelt, werthvolle Winke und reichliche Anregung und sei deshalb denen, die diesen Fragen eine ernste Theilnahme entgegenbringen, hiermit empfohlen.

5. Die christlichen Dogmen, ihr Wesen und ihre Entwickelung. Rede, gehalten den 4. November 1889 in der Aula der protestantisch-theologischen Facultät zu Paris von Sabatier, in deutscher Uebersetzung mit Anmerkungen und einem Nachwort herausgegeben von Moritz Schwalb. Leipzig, O. Wigand. 1890. Gr. 8. 75 Pf.

In der am 4. November 1889 in der Aula der protestantisch-theologischen Facultät zu Paris gehaltenen Rede, mit welcher Sabatier seine letzten Wintervorlesungen über Dogmatik eröffnete, begrüßen wir ein verheißungsvolles Anzeichen dafür, daß die deutsche Theologie seit Schleiermacher auch in der reformirten Kirche Frankreichs die verdiente Beachtung und Nachfolge findet. Obwol wesentlich Grundzüge der Kritik entwickelnd, möchte der Redner den Glauben seiner Zuhörer erbauen, nicht beunruhigen. Und findet er die metaphysischen Formeln, die wir Dogmen nennen, zum Theil ungenügend, schon weil sie als geschichtliche Erzeugnisse eine Unveränderlichkeit nicht beanspruchen können, so sind sie ihm doch derzeit nothwendiger Ausdruck unveräußerlicher religiöser Wahrheiten, die es zu erhalten gilt. Darum sucht er zunächst zu zeigen, daß die Dogmen nicht todte Dinge sind, sondern ein eigenthümliches Leben haben, das in dem beharrlichen Triebe des religiösen Bewußtseins, seinen eigenen Inhalt zu begreifen, durch ein unwiderstehliches Wachsthum sich fort und fort entwickelt. Weiter möchte er dann erweisen, daß diese in der Lebendigkeit der Dogmen begründete Entwickelung infolge der das ganze Gebiet der Geschichte beherrschenden Gesetze schlechthin nothwendig ist. Endlich beschäftigt sich seine Erörterung mit der Frage, welchen Antheil die Dogmatik der Gegenwart an diesem Werke fortwährender Verwandlung nehmen kann und soll. Das Bleibende und Ewige in der stets im Flusse befindlichen dogmatischen Geistesarbeit ist ihm die Gottesoffenbarung in der geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi. Diese ist eine Thatsache, und Thatsachen sind unverrückbar. Wie aber das Leben in einem Organismus, der Gedanke in der Sprache, so muß die Religion im Dogma sich verkörpern. Ein religiöses Leben, das sich nicht darstellte in Cultus und Dogma, wäre weder erkennbar, noch mittheilbar. Ohne bestimmt gefaßte Lehrformen, wie sie die Orthodoxie im Widerspruche gegen Rationalismus und Mystieismus fordert, blieben die verschiedenen Gestalten des religiösen Bewußtseins unklar und unterscheidungslos. Jede Kritik aber — und wenn doch die protestantischen Bekenntnißschriften sich dem Worte Gottes bescheiden unterordnen, ist das protestantische Recht der Kritik unanfechtbar — muß positiv sein, will sie nicht den Ast, auf dem sie sitzt, selber absägen. Und eine positive Kritik des Dogmas kann nur recht betreiben, wer das Dogma nicht einer äußerlichen und profanen, sondern religiösen Prüfung unterwirft. Auch was der wissenschaftliche Theolog, der Universitätsprofessor, in seinem Unterrichte zu entwickeln hat, ist ja die Ueberlieferung der Kirche. So muß er denn auch des Lebens seiner Kirche ganz besonders theilhaftig sein, weil die dogmatische Wandlung, an der er zu arbeiten hat, nicht von außen her und in einem fremden oder gar feindlichen Geiste betrieben werden darf.

Wie wir sehen, ist es ein beachtenswerthes Zeugniß aus der neuern liberalen Theologie des reformirten Frankreich, das uns hier geboten wird. Die alte Schwäche der liberalen Theologie, den Offenbarungscharakter der alttestamentischen Schriften zu verkennen, rächt sich auch bei Sabatier. Im Zusammenhange mit der Aeußerung, daß man sich kaum vorstellen könne, Christus sei anderswo, als in Palästina, und zu einer andern Zeit, als gegen Ende der israelitischen Geschichte, geboren, betont er, daß es in Gottes Plan nothwendige Ordnungen und Verbindungen gebe, und in einem Athem damit und obwol er ausdrücklich die normative Bedeutung des moralischen und religiösen Bewußtseins Christi, wie den absoluten Werth seiner Worte nicht verringert sehen will, spricht er von der angeblichen Nothwendigkeit, hier wie überall Form und Inhalt, das ewige Leben und dessen örtlich und zeitlich, geschichtlich, also zufällig bedingte Erscheinung und Darstellung zu unterscheiden. Also immer wieder diese alte grundlose Hegel'sche Behauptung von einer Sprödigkeit der Idee gegen die Wirklichkeit, von einer Unmöglichkeit des Aufgehens des Absoluten im Individuum, vor welcher den Schriftforscher schon das paulinische „Als die Zeit erfüllet war" hätte bewahren sollen.

Ueber die Zuthaten von Schwalb möchten wir lieber schweigen. Sein Verdienst ist mit der von ihm gegebenen Uebersetzung erschöpft; alles übrige, Anmerkungen wie Nachwort des Uebersetzers, ist nur dazu angethan, den wohlthuend vornehmen Eindruck der besonnenen, echt wissenschaftlichen Rede des pariser Akademikers zu beeinträchtigen. Die unter den Text gesetzten verbissenen Anmerkungen wirken wie Kreidestriche, mit denen ein muthwilliger, ungezogener Bube ein schönes Gemälde überzieht, und das Nachwort gar bekundet einen so vollständigen Bankrott jeder christlichen Glaubensüberzeugung, daß es nicht Zufall scheint, wenn Schwalb wiederholt sich auf Aeußerungen eines solchen moralischen Schwächlings wie Heinrich Heine beruft.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Ein sehr verdienstliches Werk über Musikgeschichte ist vollendet, dessen früher erschienene Abtheilungen wir bereits auf das wärmste begrüßt haben. Der Professor der Musik an der Universität Leipzig, Dr. Hermann Kretzschmar, hat eben den dritten Theil oder eigentlich die zweite Abtheilung des zweiten Theils seines „Führer durch den Concertsaal" (Leipzig, Liebeskind, 1890) erscheinen lassen, nachdem 1887 und 1888 die beiden ersten vorangegangen waren. Der Verfasser hat darin behandelt: 1) Sinfonie und Suite; 2) Kirchliche Werke, darunter a) Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten; b) Oratorien und weltliche Chorwerke. Wir ziehen es vor, an dieser Stelle (d. h. nicht im Texte) über dieses Buch zu berichten, um nicht mit dem Autor über ästhetische Auslegungen von Musikstücken rechten zu müssen, welche nirgends mehr als eben in dieser Kunst streitig gemacht werden können. Uebrigens stimmen wir Kretzschmar vielfach zu und billigen durchaus seine Art und Weise, den Schwerpunkt der Erklärung in die rein musikalische Analyse einer Tonschöpfung fallen zu lassen. Wir begnügen uns, dem Buche folgendes Gesammturtheil als Geleitbrief auf seinen hoffentlich recht langen Lebensweg mitzugeben. Kretzschmar's „Führer durch den Concertsaal" kommt einem wahrhaften Bedürfnisse entgegen und füllt in ausgezeichneter Weise eine Lücke in der heutigen musikalischen Literatur aus. Es steckt nicht blos ein riesiger Fleiß in dem Buche, sondern auch meist eine vollständige Durchdringung des ungemein reichhaltigen Stoffs. Unter Wahrung seines gemäßigt conservativen Standpunktes entwickelt Kretzschmar doch eine große Weitherzigkeit gegen andere Richtungen, dilettantirt nicht an der Oberfläche herum, sondern schöpft stets aus der Sache selbst. Die reichsten und dabei kritisch gesichteten Kenntnisse macht er dem Verständnisse der besprochenen Compositionen dienstbar, läßt sich vielfach von den Hauptthemen leiten, und entlockt den Partituren eine Fülle von Feinheiten. Das umfängliche und trefflich ausgestattete Buch ist ebenso wol für Musiker wie für Laien überaus brauchbar und darf als ein werthvoller Beitrag zu der so wünschenswerthen musikästhetischen Bildung beider Theile bezeichnet werden.

— Es gereicht uns zur Freude, an dieser Stelle die Vollendung eines großen kunsthistorischen Werks anzeigen zu dürfen, welches im Texte d. Bl. im Laufe der Jahre des Erscheinens oft besprochen ist. Wir meinen Adolf Rosenberg's „Geschichte der modernen Kunst" (Leipzig, Grunow), welche mit der uns jetzt vorliegenden 13. bis 15. Lieferung des dritten Bandes abgeschlossen ist. Diese drei Bände umfassen nur die französische und die deutsche Kunst. Ein vierter Band, welcher die neuere Kunst der übrigen europäischen Länder umfassen soll, ist beabsichtigt. Dieses ungeheuere Material bringt es mit sich, daß Rosenberg für viele Partien seines umfänglichen Werks nur der Zusammensteller von Arbeiten anderer sein kann; indeß hat er überall mit großem Fleiße und anerkennenswerthem Geschicke seines Amtes gewaltet. Obwol er durchaus Kunsthistoriker von Fach sein will, läßt er sich doch in seiner Beurtheilung von Kunstwerken durch ästhetische Principien eines im großen und ganzen gesunden Realismus leiten. Was die Darstellung einer Gesammtgeschichte der modernen Kunst anlangt, so stehen wir zur Zeit noch in deren Anfängen. Auch sind leider unsere Kunsthistoriker mit der Hauptsumme ihrer Kraft noch immer der Erforschung von der Urväter Hausrath zugewendet. Um so dankbarer haben wir es zu begrüßen, daß Rosenberg einem schreienden Bedürfnisse Rechnung getragen und ein Gesammtbild der unendlich reichen neuern Kunst zu geben versucht hat.

— Nach einem Schreiben Emin-Pascha's aus Bagamoio vom 1. April 1890 an die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig ist begründete Hoffnung vorhanden, daß Emin-Pascha den allgemein im deutschen Volke vorhandenen Wunsch, von ihm selbst Authentisches über seine letzten Erlebnisse zu erfahren, erfüllen werde. Mit seltener Bescheidenheit äußert sich der hochverdiente Mann: „Daß Ihr Antrag, etwaige Veröffentlichungen meinerseits übernehmen zu wollen, mich hoch erfreut, versteht sich von selbst: ich fürchte aber, daß ich Sie werde warten lassen müssen. Im Auftrage des Reichs mit der Führung einer Expedition ins Innere betraut, werde ich hoffentlich schon nach wenigen Tagen von hier aufbrechen und für ziemlich lange Zeit abwesend sein. Ob ich unterwegs Zeit und Muße finden werde, zu schreiben, bezweifle ich: ich kann also für den Augenblick nur so viel versprechen, daß, sollte ich zum Schreiben kommen, ich mein Manuscript zunächst an Sie sende. Paßt es Ihnen dann, so übernehmen Sie es. Ich habe aus Deutschland allein etwa zehn verschiedene Einladungen zum Buchschreiben bekommen, selbe jedoch sämmtlich abgelehnt. . . . Gestattet es Ihre Zeit, so benachrichtigen Sie mich in zwei Zeilen, ob ich für die Zukunft auf Sie rechnen darf." . . . Selbstverständlich ist die unbedingte Zusage ihm geworden.

— Eine „Freie Literarische Gesellschaft" ist in Berlin zusammengetreten. Sie will einen Sammelpunkt namentlich jüngerer Schriftsteller sowie anderer Interessenten schaffen und durch Vorträge u. s. w. das literarische Leben fördern. Anmeldungen sind an Herrn Victor Ottmann in Friedenau, Fregestr. 20, zu richten.

Bibliographie.

Bredau, v., Geschichte des Königl. preußischen Ulanen-Regiments von Schmidt (1. Pommersches) Nr. 4. 1815 bis 1890. Im Auftrage des Regiments zur Feier des 75jährigen Bestehens desselben dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Cassel, P., Laokoon in Mythe und Kunst. Skizze eines Vortrags. Guben. Gr. 8. 30 Pf.

Conradi, R. A., Predigt-Dispositionen über ausgewählte Texte der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Dissel, K., Philipp von Zeesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Hahn, H. V., Fragen über Raum, Zeit und Gott. Zur Prüfung einer jeden Weltanschauung hinsichtlich ihrer allgemeinen Grundlagen besprochen. Stuttgart, Brennwald. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Königin von Paris. — Wandlungen. Zwei Novellen von V. v. S. S. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Kusenberg, Geschichte des rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7. 1815—1890. Auf Befehl des Regimentskommandeurs zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Lange, H., Eine steierische Stadt im 17. Jahrhundert. Graz, Moser. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Merschberger, Die Anfänge Shakespeare's auf der Hamburger Bühne. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Müller, J., Der Begriff der sittlichen Unvollkommenheit bei Descartes und Spinoza. Leipzig, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Ohlsen, J., Die um Lohn lieben. Studien nach dem Leben. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Petermann, Geschichte des Colbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9. 1842 bis 1889. Im Anschluß an von Bagensky's Geschichte des 9. Infanterie-Regiments, genannt Colbergsches. Auf höheren Befehl verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Sauer, W., Die schlesische Armee in Nassau vom Anfang November 1813 bis zum 1. Januar 1814. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1889. Gr. 8. 1 M.

Siebourg, M., Hermann von Beckerath, der Reichsfinanzminister des Jahres 1848. Vortrag. Crefeld, Kramer u. Baum. Gr. 8. 50 Pf.

Villányi, H., Die sozialkulturelle Bildung, als Aufgabe der Erziehung dargestellt. Leipzig, Fock. Gr. 8. 80 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Das Geheimniß vom Lützelstein. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Rose und Lorbeer. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Walter, C., Zu spät. Ein Trauerspiel. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 1 M.

Weigand, W., Im Exil. Novellen. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 6 M.

— — Gedichte. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 3 M.

Zola, E., Die Bestie im Menschen (la bête humaine). Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Ruhemann. Budapest, Grimm. Gr. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth und **Dr. Friedrich Ratzel**

mit Unterstützung von **Dr. R. W. Felkin** und **Dr. G. Hartlaub.**

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Emin-Pascha, unser mehrere Jahre lang in Wadelai abgesperrt gewesener deutscher Landsmann, ist nach seiner Rückkehr in die Dienste des Deutschen Reichs getreten. Obige Sammlung der Reisebriefe und Berichte Emin-Pascha's ist bisher das einzige Werk, aus welchem man in seinen eigenen Schilderungen erfahren kann, was unser gefeierter Landsmann als Afrikaforscher geleistet hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Karl Schuchhardt,

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Aus dem Verlage der Herren Gebr. Henninger in Heilbronn sind in unsern Verlag übergegangen:

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert,

unter Mitwirkung von

A. Sauer, F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

Erschienen sind bisjetzt die Nummern 1—29. 31. 32. Im Druck befinden sich die Nummern 30. 33—36: Uz, sämtliche poetischen Werke (erste **vollständige** Ausgabe), herausgegeben von A. Sauer.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Wir empfehlen dieselbe der fortdauernden Aufmerksamkeit der Fachkreise, sowie allen sich für unsere Litteratur eingehender Interessirenden.

Vollständige Verzeichnisse durch jede Buchhandlung, sowie auf gefl. Verlangen kostenfrei durch die

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium

zusammengestellt von

Paul Deussen.

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

In systematischer Weise und mit aller bei der Tiefe des Gegenstandes möglichen Fasslichkeit und Kürze ist diese „Metaphysik" dem Gesichtskreis der studirenden Jugend angepasst, dabei aber auch dem Verständniss jedes Gebildeten zugänglich gemacht worden.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nord-Amerikanische Vogelwelt

von

H. Nehrling,

unter künstlerischer Mitwirkung von Prof. **Robert Ridgway** vom Smithsonian Institut in Washington, Prof. **A. Göring** in Leipzig und Maler **Gustav Mützel** in Berlin.

In 12 Lieferungen zu je 4 M.

1.—6. Lieferung.

Die in Europa wenig bekannte, aber hochinteressante nordamerikanische Vogelwelt wird hier in anziehenden, stimmungsvollen Bildern vorgeführt. Das Werk zeichnet sich außerdem durch prachtvolle künstlerische Ausstattung aus.

Für Schriftsteller

übernehme billigst Drucklegung von Manuscripten unter Garantie für prompte und geschmackvolle Ausführung, auf Wunsch auch Kommissionsverlag mit rührig buchhändlerischem Vertrieb.

Paul Hennig, Berlin W. 57, Winterfeldtstr. 10.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bestätigung der Erklärungen der Tollheit. Ein Vademecum. Von **Dr. F. Wollny.** Pr. 0,60 M.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1890. Nr. 2.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 29. Mai 1890.

Inhalt: Romane und Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Aus Kühne's Briefwechsel. Von Robert Waldmüller. — Mundartliches aus deutschen Bergen. Von Anton Schlossar. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Aus der französischen Literatur. Von Richard Mahrenholtz. — Zur Familiengeschichte. Von Victor Kurs. — Philosophisches. Von Bernhard Münz. — Bibliographisches und Prachtwerke. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Erzählungen.

1. Die Polen in Danzig. Historische Erzählung von C. Quandt. Zweite Auflage. Braunschweig, Grüneberg. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.

Eine historische Erzählung der Verfasserin von „Johannes Knade's Selbsterkenntniß" (in Nr. 8 d. Bl. gebührend anerkannt) und zwar eine gute historische Erzählung. Diese guten historischen Erzählungen sind seltener, als man denkt. Es gehört mehr dazu, als historische Studien und ein gewisses Geschick. Eine Erzählung hat allerdings auch mehr Freiheiten als ein historischer Roman; wenigstens hat man sich gewöhnt, an die mit Erzählung bezeichneten geschichtlichen Darstellungen, was innere Einheit, künstlerische Geschlossenheit und straffe Führung der Handlung betrifft, geringere Anforderungen zu stellen als an einen historischen Roman, geschweige an eine historische Novelle: letzteres vielleicht das Schwierigste, was es gibt, meisterhaft derzeit eigentlich nur von einem Dichter behandelt, von Konrad Ferdinand Meyer. Es hätte auch dieser Erzählung nichts geschadet, wenn sie etwas straffer gehalten worden wäre. Gleich das Eröffnungskapitel, die Vorgeschichte der im Romane handelnden danziger Bürger, hätte wegfallen können; sein Inhalt hätte sich nachher bei andern Gelegenheiten leicht in Kürze nachholen lassen. Die Stimmung der Erzählung schlägt erst das zweite Kapitel an und es kommt sehr viel darauf an, daß der Leser von vornherein in die richtige Stimmung versetzt wird. Das thut dies zweite Kapitel: es ist die schwüle Stimmung, welche durch die heimlichen polnischen Machinationen gegen die politische Selbständigkeit und die evangelische Glaubensfreiheit Danzigs im 17. Jahrhunderte hervorgerufen wird. Das erste Kapitel läßt lediglich eine Familiengeschichte erwarten. Aus einer Familiengeschichte und politischen Geschichte pflegen sich ja die meisten historischen Erzählungen zusammenzusetzen, und schriftstellernde Frauen bevorzugen in der Regel die Familiengeschichte, oft so sehr, daß der innere Zusammenhang von beiden nothleidet. Das letztere ist hier nicht der Fall; immerhin gehört das Interesse der Schriftstellerin vor allem den Familienmitgliedern und zwar den weiblichen, deren Liebesgeschichte uns manchmal fast etwas zu modern anmuthet. Aber ihre Schicksale sind so geschickt mit dem Geschicke der Polen in Danzig verschlungen, daß beides sich zu einer innern Einheit verbindet. Die Erzählung ist behaglich episch erzählt, entbehrt aber darum keineswegs des Spannenden und Aufregenden. Sobald man sich hineingelesen hat, wird man gefesselt, das Interesse steigert sich und wird rege gehalten bis zum Schlusse.

Ab und zu fällt die Erzählerin aus dem epischen Concept, indem sie etwas über ihre Quellen sagt — wenn es solche sind und nicht blos fingirte — oder indem sie den „geneigten Leser" an etwas erinnert. Doch, wie gesagt, derartige Dinge hält man jeder historischen Erzählung zu gute, wie viel mehr einer guten!

2. Martin der Mann. Eine Erzählung von P. K. Rosegger. Zweite Auflage. Wien, Hartleben. 1890. 8. 4 M.

„Wer sein literarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese Erzählung ein Märchen nennt, der möge es thun; doch wird ihm am Ende das Märchen zu realistisch sein", sagt Rosegger in der Zueignung dieses Buchs. In der That, die Geschichte hat etwas unbestimmt Märchenhaftes, und doch fragt man: wann und wo spielt sie? was sonst bei Märchen nicht der Fall ist. Anfangs glaubte ich, sie spiele kurz nach Erfindung des Schießpulvers, dann führten mich die verschiedenen Landsknechte und der Büchsenspanner auf das 16. Jahrhundert, und zuletzt entdeckte ich, daß unsere classischen Dichtungen schon geschrieben waren, als sie sich ereignete. Also wol so um 1848 herum, als ein Geheimbund irgendwo auf deutscher Erde die Fürsten

tödtete. So kommt der letzte Sproß des Hauses, die junge Herzogin Juliana, ganz wider ihren Willen auf den Thron; aber sie entschädigt sich für diese ihr durchaus nicht zusagende Lebensstellung in einem ausgedehnten ziemlich langweiligen Briefwechsel mit einer bäuerlichen Jugendfreundin Maria. Wir gestehen, für die Naivetät dieses Briefwechsels nicht das genügende Verständniß zu besitzen, und schmerzvoll riefen wir bei der Lektüre desselben und auch sonst manchmal beim Lesen aus: Das ist ja der reine Auerbach! Womit, was wir ausdrücklich betonen, wir dem Verfasser durchaus kein Compliment machen wollen. Juliana's einzige eigentliche Regierungshandlung besteht darin, daß sie den Büchsenspanner des ermordeten Fürsten hängen läßt, nachdem ihn das Gericht als des Mordes schuldig zum Tode verurtheilt hat.

Dies der erste Theil des Romans. Der zweite Theil beginnt mit einer acht Seiten langen Schilderung, wie Maria, die inzwischen zur Försterin vorgerückt ist, ihr Försterhaus zum Empfange der Fürstin putzt und herrichtet. Juliana kommt und ist da. Bald aber hat sie das Verlangen, noch weiter von den Menschen weg in eine Wildniß zu kommen, die man den Schatt nennt. Maria begleitet sie. Nach langer Wanderung gerathen sie in Gefahr, von einem Wolfe gefressen zu werden: sie stehen ihm sechs Seiten lang gegenüber — „Allweil hübsch ruhig und nit schreien", sagte Maria, worauf Juliana bemerkt: „Das wird eine reizende Nacht werden." Zu rechter Zeit kracht ein Schuß und Martin der Mann bietet den Frauen Obdach in der Wildniß. Ende des zweiten Theils, Beginn des dritten. Hier endlich tritt der Titelheld auf den Plan und nun ist auch wieder der echte Rosegger da mit den originellen Figuren, stahlscharfen Redewendungen, den holzschnittartigen, so einfach scheinenden und doch so kunstvollen Bildern, mit seinem Gemisch von Idealismus und Realismus, Weichheit und Härte, Zartheit der Empfindung und Derbheit der Darstellung. Martin der Mann erkennt die Fürstin, die sich rasend in ihn verliebt und dem Throne entsagt, um sein Weib zu werden. In die Wildniß ist er gegangen, weil seinerzeit das Los ihn traf, den Herzog, Juliana's Oheim, zu ermorden. Unmittelbar vor der Hochzeit gesteht er ihr seine Vergangenheit: Juliana erträgt es nicht, einen Unschuldigen gemordet und einen Mörder zum Gatten zu haben, und stürzt sich zum Fenster ihres Schlosses hinaus. Martin aber geht in den Wald zurück und ist fortan für die Welt verschollen.

Rosegger spöttelt in der Zueignung: „Vielleicht wird es manchem nicht recht sein, daß der «Volksdichter» hier einmal aus seiner Art schlägt und in Bereiche eintritt, in welche die Kritik ihm einen Wanderpaß nicht ausgefolgt hat." Wir sind die letzten, welche einem so originellen Dichter, wie Rosegger, zumuthen wollen, ewig nichts als Dorfgeschichten zu schreiben. Vielleicht hat er aber unbewußt das rechte Wort gefunden, als er sagte, daß er hier „aus seiner Art geschlagen habe". Wir wollten sehen, wie es diesem Romane bei den Kritikern und Lesern ergienge, wenn er nicht den achtunggebietenden Namen Rosegger's an der Stirn trüge. So aber honoriren ihn die Leser gleich nach Erscheinen mit einer zweiten Auflage und die Kritik sucht sich auf möglichst freundliche Art mit demselben abzufinden. Mindestens macht sie ein verbindliches Compliment vor dem Dichter, der *vor* diesem Romane schon so viel Ausgezeichnetes geschrieben hat, und prophezeit ihm, daß er *nach* demselben noch viel Treffliches schreiben wird.

3. Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichte von F. Mamroth. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Von den dreizehn Novellen, Erzählungen und Skizzen dieses Buchs ist keine gewöhnlich, weder was den Stoff, noch dessen Ausgestaltung, noch die Darstellung desselben betrifft. Das ist heutzutage schon ein Lob, und dieses wird nicht viel dadurch vermindert, daß das Ungewöhnliche manchmal gesucht erscheint. Das, was dem Leser gesucht erscheint, ist es durchaus nicht immer für den Autor, dafern er originell ist. Und das ist Mamroth in Sprache und schriftstellerischer Anlage. Der Grundzug seines Wesens ist eine oft seltsame Mischung von tiefer Empfindung und von einem meistentheils grimmigen Humor: dies kommt fast in jedem dieser Stücke zum Ausdrucke. Nicht immer aber ist beides für eine feinere Empfindung, als sie der Durchschnittsleser mitzubringen pflegt, genügend vermittelt; man wird oft allzu sehr aus einer Stimmung, in die uns der Verfasser mit Meisterschaft versetzt hat, in die andere geworfen und das macht ein Gefühl des Unbehagens und stört den Genuß. So lassen denn auch diejenigen Stücke der Sammlung einen reinen Eindruck zurück, in welchem die angeschlagene Stimmung nicht durch allerlei Seitensprünge und humoristische Purzelbäume gestört wird. Ja, wir geben vor allem den Preis der historischen Erzählung „Der Stumme von Ossiach", in welcher das humoristische Element ganz zurücktritt, die Stimmung der Zeit und des Tages aber vorzüglich gehalten wird. Es wird kaum eine Saite des Menschenherzens geben, die Mamroth in diesem Buche nicht anklingen läßt, und von seiner Vielseitigkeit hat er jedenfalls einen glänzenden Beweis gegeben. Auch von seiner dichterischen Ader, dafern die Uebertragung des Abstracten in Bilder und Gleichnisse, die bei ihm oft sehr humoristischer Art sind, Beweis einer dichterischen Ader ist. Von seiner Art, Humoristisches in Bildern zu schildern, mag folgender Abschnitt eine Probe geben:

Ich bin der Ansicht, daß wir Durchschnittsmenschen, wenn wir nicht erblich belastet sind, Anspruch auf eine gleiche, bestimmt abgemessene Lebensdauer haben.... Sagen wir, diese Lebensgrenze sei die biblische, also siebzig Jahre. Die Natur schreibt jedem von uns dieses Alter gut und wir haben nur darauf zu achten, daß uns kein Ziegelstein auf den Kopf falle, daß wir keinen Schnupfen bekommen, der uns hinwegraffe, daß uns kein Kummer das Herz abfresse, kurzum, daß wir den Credit, der uns eingeräumt wurde, voll ausnutzen.... Die Natur ist in Geschäftssachen höchst coulant, aber in ihrer Buchführung genau bis zur Kleinlichkeit, besonders wenn die Firma, mit der sie zu thun hat, nicht mehr über den Reservefonds der Jugend verfügt.... Sehen

Sie, Herr Graf, eines Tags kommen wir mit den Zinsen unsers Kapitals nicht mehr aus, sondern greifen dieses selber an, und nun nimmt die Natur die Kreide in die Hand und controlirt unsere Ausgaben aufs strengste. Es heißt dann beispielsweise in ihren Büchern: „Zwei Nächte hintereinander am Spieltische verbracht" — kostet zwei Monate Leben. — „Badereise nach Trouville mit Fräulein Lori von der zweiten Quadrille" — macht ein Jahr. . . . „Aerger über einen Onkel, der uns enterbt hat" — billigst gerechnet vierzehn Tage. . . . Mit der Zeit summirt sich das und bei der Schlußrechnung kriegt man dann statt der siebzig Jahre, auf die man Anspruch hätte, blos einen bescheidenen Restbetrag herausbezahlt. Es gibt auch hierbei Sparsame und Verschwender — immerhin kennt jeder den Stand seiner Concursmasse selbst am besten und aus diesem Grunde war ich so frei, anzudeuten, daß auch Sie, Herr Graf, über die Höhen Ihrer Passiven genau so unterrichtet sein könnten, wie wenn Sie ein Arzt wären.

Mamroth wird sich aber hüten müssen, nicht zu übertreiben und die Grenzen des Geschmacks in seinen Bildern und Ausdrücken nicht zu überschreiten. Diese ist überschritten in Redensarten, wie den folgenden:

Der Blick ihrer Augen ist so hart geworden, daß er einen Diamanten ritzen könnte. — Dieser Gedanke führt uns schnurstracks wie eine Pappelallee zu dem Wunsche. — Ich nehme also alle meine Schlauheit wie eine Flinte unter den Arm. — Es war ihm, wie wenn in seinem Innern etwas losbröckelte und in einen tiefen Brunnen fiele; er hörte es förmlich plätschern auf dem Grunde desselben. — Was ist aus dir geworden! Ein wahrer Eiskeller, eine Gletscherspalte, eine grönländische Landschaft. Man wird rheumatisch, wenn man dir zuhört!

Derartige Dinge sind, wo sie ernst sind, nicht mehr geschmackvoll, und wo sie humoristisch sein sollen, nicht mehr humoristisch, sondern höchstens witzig. Und auch der Witz ist nicht gerade immer von der geistreichsten Sorte.

4. Glücklich? Roman von C. Reuling. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Eine tüchtige Studie in novellistischem Gewande über die Frage, ob es recht sei, daß der größere Theil der Menschen durch Geburt zum Elend bestimmt sei, der kleinere aber zum Glücke, und ob bei der engen Verbindung des Ueberlebten mit dem ewig Guten es rathsam sei, diese Verbindung mit Sturm und Drang zu lösen oder durch die Hände Unbernfener lösen zu lassen. Ein socialer Roman somit, der mehr von dem tüchtigen Wollen seines Verfassers zeugt als vom großen schriftstellerischen Können. Daß man es laut Kürschner mit einer Verfasserin zu thun hat, verräth sich wenig; eigentlich nur an der überraschenden Führung der Fabel, die dem logischen Verstande nicht entspricht, sondern aus dem Bedürfnisse eines Frauenherzens entsprungen zu sein scheint. Der ganzen Anlage nach ist man überrascht, wenn der Held, welcher aber fast nur eine passive Rolle spielt, zuletzt nach gräßlichen Katastrophen, welche das Haus seiner Geliebten, Ellen Schmieder, getroffen haben, seinen socialistischen Weltbeglückungsgedanken entsagt und das Glück in der Verbindung mit der Geliebten sucht. So viel Aufwand aufeinander platzender Weltanschauungen und großer Worte über Weltglück und Weltelend, und das Ende auch kein anderes als im Dutzendromane, daß der vernünftig gewordene Hans die Grete freit! Scharf und wahr gezeichnet ist die Gestalt, welche eigentlich die Heldin ist, wie sie auch die Triebfeder für das Fortschreiten der Handlung bildet, Marie, die verbitterte Gefallene, die sich an ihrem frühern Geliebten, Ellen's Mann, rächen will und jetzt zugleich seine Maitresse und die von Ellen's Bruder ist: jener ein verkommener Adeliger, dieser ein tüchtiges bürgerliches Blut, aber im Banne einer Leidenschaft, die sein Verderben wird. Doch ist dieser Theil des Romans zu lose mit dem andern verbunden und einzelne Kapitel, wie das über die socialdemokratische Wahlversammlung, haben mit dem Gange der Handlung eigentlich nichts zu thun, so gut sie an und für sich als Stimmungsbilder sein mögen.

5. Bilder aus dem schönen Osten von H. Meister. Basel, Amberger. 1890. 8. 4 M.

Das Buch zerfällt in zwei Theile: ein kleinerer gibt Beschreibungen und Erlebnisse aus Java, ein größerer zwei auf dieser Insel spielende Novellen. Wenn im ersten Theile nicht von einer Thätigkeit des Verfassers die Rede wäre, die in der Regel nur bei Männern zu finden ist, so würden wir auf eine Verfasserin schließen, denn das Buch zeigt alle möglichen Schwächen weiblicher Schriftstellerei. Doch der Verfasser denkt offenbar selbst nicht sehr hoch von seinen „bescheidenen Bildern", und so mag auch die Kritik nicht allzu scharf mit ihnen ins Gericht gehen. Daß Reisebeschreibungen auch dem, welchem das Herz voll ist von der Gegend, die er beschreibt, nicht ohne weiteres glatt aus der Feder laufen, wenn es an schriftstellerischer Begabung fehlt, zeigen diese Bilder, und daß nicht alles, was von Herzen kommt, auf dem Umwege über die Druckerschwärze auch zu Herzen geht, bestätigt dieses Buch nicht minder. Immerhin mag man diesen Theil des Buchs noch mit größerm Interesse lesen als den zweiten, und Schilderungen, wie die des Gefechts zwischen Tiger und Stier, erheben sich über das Gewöhnliche. Die Novellen aber — ja wenn Novellen auf fremdländischem Boden spielen, so ziehen sie uns darum noch lange nicht an, insbesondere wenn der Boden den psychologischen Conflicten seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Und eine Klippe hat der Verfasser, der wol zum ersten male zur Feder gegriffen hat, nicht vermieden: das, was ihm, da er Selbsterlebtes mit verwebt, am Herzen liegt und in der Erinnerung lieb und werth ist, nun alles auch für interessant genug zu halten, daß es fremde Leser anziehe. Es ist für einen Anfänger viel schwerer, aus Selbsterlebtem eine künstlerisch abgerundete Erzählung zu machen, als aus dem, was nie und immer ist gewesen und doch wahr ist, ein Kunstwerk zu gestalten. Anfänger glauben aber in der Regel das Gegentheil, zu ihrem eigenen Schaden und zum Verdrusse der Leser.

Richard Weitbrecht.

Aus Kühne's Briefwechsel.

Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen, herausgegeben von Edgar Pierson. Mit einem Vorwort von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Pierson. 1890. 8. 4 M.

Vor zwei Jahren ist der letzte jener Schriftsteller gestorben, die, mochten ihre Ansichten über die Mittel zum Bessern der deutschen Zustände auch häufig weit auseinandergehen, man mit dem Namen des „jungen Deutschland" zu bezeichnen pflegte. Gustav Kühne war bei aller Entschiedenheit einer der maßvollsten. Dessenungeachtet entging auch seine Muse nicht den belästigendsten Censurplackereien und sein leipziger Blatt, „Europa", hatte sogar drei Criminalpreßprocesse zu bestehen. Auf wie geringfügige Veranlassung dieselben erfolgten, mag hier mit seinen eigenen Worten erzählt werden; es sind Streiflichter auf so unglaublich erschwerende Lebensbedingungen der deutschen Literatur, daß sich's immer empfiehlt, von Zeit zu Zeit das jetzige günstiger gestellte Geschlecht daran zu erinnern. Kühne schreibt über die Ursachen zu den drei Processen:

Meine Mahnung an Oesterreich, Felix Schwarzenberg, der Vetter meines Freundes Friedrich, hätte nach Vertreibung der Sendboten des Volks von Frankfurt nach Stuttgart und deren dortiger Auseinandersprengung die Pflicht gehabt, von neuem ein allgemein deutsches Parlament zu berufen, ward ineriminirt. Ich kam mit einer richterlichen Verweisung und Drohung davon. Daß ich den vertriebenen König von Neapel König Bomba genannt, womit ich nur ein landläufiges Scheltwort wiederholte, kostete Geldstrafe; ein englischer Minister, der dasselbe Wort gebraucht, ehedem Gesandter in Neapel, war mein hülfreicher Beistand in der Sache. Daß ich nach Verhunzung der Sache der Freiheit in Frankreich den mit Kartätschen zum Kaiser erwählten dritten Napoleon an seinen Putsch in Straßburg erinnerte, ward damals im Lande Sachsen, das noch immer stark zu Frankreich hielt, gar übel empfunden; zweimal zu Gefängniß verurtheilt, gelang es mir erst in dritter Instanz, das Urtheil in Geldstrafe verwandeln zu lassen.

Für Kühne mußte diese gelinde Wendung schon deshalb eine hocherwünschte sein, weil die Rolle eines politischen Märtyrers, von der er bedroht worden war, seine beiden Brüder Karl und Heinrich als preußische Militärs durch seine anfängliche Verurtheilung zum Gefängnisse „etwas in der Kühne'schen Familie noch nicht Dagewesenes" sich in ihrer Ehre gekränkt fühlten.

Aber wie sehr das stete Maßregeln der Presse den damaligen Schriftstellern den Muth lähmte und jede Freude am Schaffen unmöglich machte, davon legen zahlreiche Stellen des Briefwechsels beredtes Zeugniß ab. So heißt es in einem Briefe Kühne's an seine Freundin Fanny Tarnow:

Etwas zu schreiben, was der Zeit noththut, verzage ich fast, denn was noththut, thut mir weh oder macht meine Stellung, die Existenz meiner Zeitung, unsicher. Ich verzettele meine Zeit, meine Kraft, ich schwimme so hin auf unsicherm Gebiete. Man weiß nicht, was erlaubt ist, was verpönt. Der ganze Horizont meines Denkens und Fühlens ist verschoben, verzerrt, verrückt. Die Maßregeln gegen die junge Literatur haben mich nicht vernichtet, aber gelähmt.

In einem andern Briefe widerlegt er die Ansicht der Freundin, alle jungen Leute wollten heutzutage in Dienste treten, aber nicht in den Dienst der Menschheit:

Gerade weil wir uns im Dienste der Menschheit, im Dienste unsers Zeitalters fühlen, können wir nicht Knechte des Staats sein. Um nicht an den Consequenzen der socialen Angehörigkeit die Freiheit des Bewußtseins zu verlieren, um nicht abgerieben zu werden durch die gleisnerische Arrondirungsliebe, den heuchlerischen, unmerklichen Hang zur Accommodation, bringen wir das Opfer des Alleinstehens.

Und an eine andere Freundin schreibt er im Zusammenhange mit seinem schneidigen Auftreten gegen Laube und Schlesier, welche Börne angegriffen hatten:

In der Literatur wird Haß und Strenge noch immer verbraucht werden auf lange hin; es ist unglaublich, wie locker und schlaff die Gemüther in jetzigen Hemmungen werden, wenn nicht einer da ist, der im Namen Gottes, d. h. im Namen der Wahrheit des Jahrhunderts, die Geißel schwingt. Möchte Börne's Geist nicht ganz schlafen gegangen sein und die keusche Reinheit seines Zorns Wache halten!

Aus den Briefen der ältern Freundinnen Kühne's hier noch Einiges. Frau von Groß (Amalie Winter) in Weimar schreibt 1842:

Mundt und seine Frau (Luise Mühlbach) sind hier. Mundt gefällt mir, die Frau weniger. Ein Ehepaar, das nur Bücher in die Welt setzt — und gemeinschaftlich am Pflugschar der Literatur zieht, ist hier etwas Unerhörtes. Es geht aber vortrefflich, beide arbeiten und haben ihr Publikum — und noch dazu ein stets applaudirendes — im Nebenzimmer. Ich finde das beneidenswerth. Ich fürchte indeß, die beiden Leutchen werden kein Behagen an meinem Umgange finden — wegen meiner Beschränktheit. Ich habe entdeckt, daß ich viel zu glücklich bin, um eine gute Schriftstellerin zu sein. Eine solche muß kolossales Unglück erlebt haben, viel geliebt und verlassen worden sein; solcher Kummer erweckt Gedanken. Es gehört eine übergroße, eigentlich eine kranke Leber dazu — wie bei den straßburger Gänsen — damit die Pastete gut werde. Die Gräfin Hahn-Hahn ist ein Beweis davon.

Und wieder 1843:

Das Genie darf sich nicht wie ein Lump benehmen. Wenn das Genie nicht einer edeln Gesinnung angehört, ist es das Pulvermagazin in den Händen einer Räuberbande und muß unschädlich gemacht werden. Im 19. Jahrhundert, wo alles zum Bewußtsein gelangen soll — selbst der Handlanger einer Fabrik — dürfen die Dichter nicht sich selbst unklar sein; sie müssen wissen, was, warum und wie sie wollen; sie dürfen nicht wie Herwegh sagen: „Wir wollen nur einreißen, das übrige wird sich finden"... So viel weiß ich, daß die Mittel und Wege, welche die Literatur einschlägt, um die faulen Sümpfe auszutrocknen und das Erstrebte zu erreichen, nicht die richtigen sind. Sie schimpfen und schimpfen und schmähen, anstatt zu belehren; sie erbittern, anstatt zu überzeugen; sie schaden der guten Sache und hindern andere daran, derselben zu nützen; sie rauben dem Genie seinen Heiligenschein, der Literatur ihre Würde, den Literaten die Achtung des Publikums — und was noch mehr ist, die Hochachtung derer, als deren Gegner sie auftreten.

Dieselbe 1845:

Moritz Hartmann ist noch hier. Wir haben ihn außerordentlich lieb; er hat einige wirklich recht schöne Gedichte hier

geschrieben. Ueber seine politischen Ansichten schweige ich, um einmal mündlich darüber zu reden. Tief durchschmerzt von der Schmach der deutschen Nation, ächzend unter dem Atlas der deutschen Politik, sieht man ihn bei den Tönen einer Violine fidel dahintanzen, wobei sein schön gepflegter Philosophenbart sich sehr ironisch ausnimmt. Er versichert, daß die Aristokraten gar nicht zu bessern sind; ihr Blut müsse fließen, da es mit Vorurtheilen vermischt sei, sich immer stemmen werde gegen den Fortschritt — gleich darauf kokettirt er mit einer schönen Gräfin, deren feurige Augen seinen demokratischen Stolz zu schmelzen scheinen. Höfe will er nun gar ausziehen wie hohle Zähne — die Hoffräuleins interessiren ihn aber gewaltig. Daß man ihm so in die schwachen Stellen seines Herzens schauen kann, begründet seine Liebenswürdigkeit. Ich kann es nicht lassen, an ihm zu hofmeistern. Er kommt mir vor wie eine Flasche köstlicher Rothwein, die man allzu sehr geschüttelt hat, es schwimmen allerlei Satztheilchen darinnen herum, welche auf dem Boden liegen sollten. Das ist das Unglück des steten Verkehrs der Literaten untereinander; sie schütteln sich gegenseitig, bis alles moussirt, sauft und braust in dem herrlichen Geiste; am Ende sprudelt alles über. Des Dichters Schicksal scheitert so leicht. Hartmann sagt und schreibt mit kindlich lächelnder Miene Dinge, die nur, wenn sie geschehen sind, ausgesprochen werden dürften — ich ängstige mich oft um ihn, um so mehr, als wenn ihm etwas zustößt, er mehr ein Märtyrer seiner Eitelkeit als der guten Sache fällt.

Ueber Weimar schreibt Kühne bei seinem ersten dortigen Einsprechen 1838:

Hierzulande ist viel Confusion, viel ätherischer Nervenreiz, viel abgebleichter, aber schätzenswerther Reichthum einer großartigen Vergangenheit. Mich amusirt das alles und ich ziehe Gewinn. Es sind hier entsetzlich viel bedeutende Menschen, großes Wissen, breite Ströme des Geistes, aber kein Quellwasser. Beck, den ich mit mir nahm, nimmt sich ganz possirlich aus in dieser Akademie geistreicher Frauen; ich wollte, Sie könnten das Naturkind sehen in diesen Kreisen, die sich täglich mit neuen Gestalten füllen, manche liebenswürdig, fast alle bedeutend nach irgendeiner Seite hin.... Leipzig ist ein Arbeitszimmer, Weimar Salon und Boudoir. Kein größerer Gegensatz als die dürftige Sphäre der dürren leipziger Menschen und die gereizte, immerfort in erhöhtem Puls erhaltene Nervenstimmung in Weimar.... Man muß freilich Weimar von dem Punkte aus kennen lernen, wie es bei mir der Fall war, man muß die Frauenwelt kennen lernen und Weimar erscheint einem immer noch als ein merkwürdiges Bergwerk der menschlichen Gesellschaft, wo alles bis zur Erschöpfung arbeitet, um die Schätze des Lebens herauszuarbeiten.

Dann:

Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wollte ich alle Gesellschaft schildern, in der man sich dort von früh 11 Uhr unausgesetzt herumtreibt bis Nachts. Man ist in Gesellschaft von früh bis spät, und zwar nie in langweiliger, immer unter Menschen, die in jedem Moment vollauf ihr Bestes darbieten. Alles fühlt sich auch in einer Nervenstimmung, die dies möglich macht, alles arbeitet, liest und liebt, dilettirt und scharmuzirt auch nur, um Gesellschaft zu machen.

Diese Proben mögen von dem reichen Inhalte des Buchs einen ungefähren Begriff geben. Zugleich werden sie in einigen Zügen das Charakterbild Gustav Kühne's vervollständigen. Solange er klaren Geistes war — bis zum Jahre 1877, wo ein Schlaganfall ihn traf — hat er sich ein lebendiges Interesse für schöne Literatur, wie für Politik, Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst bewahrt, und wie seine gastliche Winterwohnung in Dresden sich immer regen Zuspruchs geistreicher Männer und Frauen erfreute, so auch seine liebliche Weinbergsvilla in Hosterwitz, wo ihm, von seiner Gattin treu gepflegt, noch elf Jahre nach jenem Schlaganfall vergönnt war, dem Naturgenusse, frei von körperlichen Schmerzen, zu leben.

Robert Waldmüller.

Mundartliches aus deutschen Bergen.

1. Im Lodenrock. Allerlei in Mundart und Schriftsprache von Leopold Hörmann. Wien, Szelinski. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat in den letzten Jahren durch verschiedene, in oberösterreichischer Mundart abgefaßte Gedichte die Aufmerksamkeit weiterer literarischer Kreise erregt und insbesondere hat ihm seine Liedersammlung „Schneekaderln und Himmelsschlüssln" durch die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit der darin enthaltenen Dialektgedichte viele Freunde erworben. Die vorliegende jüngste Gabe des sinnigen Poeten enthält nicht nur mundartliche, sondern auch hochdeutsche Gedichte und daneben einige Prosastücke, welche den Humor Leopold Hörmann's besonders hervortreten lassen. Diese drei „Skizzen" führen uns eine Episode aus dem Leben Franz Stelzhamer's, der sich freilich den Namen „der Spiellump" gefallen lassen muß, vor, sowie zwei heitere Scenen aus dem wiener Leben: „Frau Pamperl's Weigerung" und „Der Club der Unglücklichen"; die letztere Skizze richtet ihre Satire — denn mit einer solchen hat man es darin eigentlich zu thun — gegen gewisse „literarische Gesellschaften" unbekannter Größen, deren Talentlosigkeit es diesen nicht gestattet, sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben, und enthält zahlreiche witzige Ausfälle. Was den poetischen Theil des Büchleins, insbesondere die mundartlichen Dichtungen betrifft, so findet sich darunter Ernsteres und Heiteres in bunter Folge, lustige Scenen aus dem Dorfleben, dessen Gestalten und Typen der Verfasser so genau kennt, hübsche Gleichnisse, die manches Korn von Lebensweisheit enthalten, kürzere Sprüche und Liedchen. Die Behandlung der Mundart ist eine freiere, mehr verallgemeinerte, sodaß sie auch für den mit dem oberösterreichischen Dialekt weniger vertrauten Leser verständlich erscheint. Als Probe die erste und letzte Strophe aus dem Gedichtchen „Kopf in d'Heh":

Nöt bucka, nöt ducka,
Nöt krümma und noag'n,
Ön Kopf föst in d'Heh,
Muathi, gstolz umaßt di zoag'n!

Und mag's sein wiadawöll (wie immer),
Dös mörk dar, mei Bua:
Wer söselm nöt vertraut,
Dem traut d'Welt a nix zua!

Die hochdeutschen Gedichte des Bändchens bieten Stimmungsbilder, verschiedene epigrammatische Kleinigkeiten und von sinniger Gemüthlichkeit zeugende Stücke, wie z. B. das kurze biographische Dichterbild „Auch Einer", welches einen freilich nicht seltenen Lebenslauf in wenigen rührenden Strophen schildert.

2. Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Robert Falck. Berlin, Meidinger. 1890. 8. 2 M.

Nicht wie das vorher besprochene Büchlein eine Reihe selbstverfaßter Dichtungen, sondern eine Blumenlese aus dem reichen Schatze der volksthümlichen Spruchpoesie unsers deutschen Alpenbewohners, bietet diese Sammlung durch ihre geschickte Zusammenstellung und Auswahl dem Leser viel Ansprechendes, besonders jenem Leser, welcher dem Scherze und der Laune nicht abgeneigt ist und sich selbst mit den derbern Aeußerungen des Volkshumors, mit der „Unart" desselben befreunden kann. Gerade diese zeigt ja die unverfälschte Natürlichkeit des biedern Alpenbewohners, der bei seiner einfachen Denkweise im Scherze keine Ziererei kennt und manches Wort ausspricht, über das in sogenannten feinern Kreisen die Nase gerümpft wird, obwol deshalb diese Kreise durchaus nicht sittlich besser genannt werden können. Der Herausgeber Robert Falck hat schon durch die Herausgabe verschiedener Sammlungen sowol scherzhaften als auch ernsten Charakters sein Geschick bekundet, die wirksamsten und besten Sprüche, Lieder und Schwänke aus älterer und neuerer Zeit für den Leser auszuwählen und für denselben zusammenzustellen. So leicht dies zu sein scheint, so gehört doch eine feine poetische Empfindung zu derartigen Zusammenstellungen und eine genaue Kenntniß des bezüglichen Schriftthums. In dem vorliegenden Buche sind es hauptsächlich die schwäbischen, bairisch-österreichischen, vogtländischen, schweizerischen und ähnlichen Volksreime, welche der Herausgeber berücksichtigt hat. Im Hinblicke auf die mit einverleibten, im Sinne der obigen Bemerkung „unartigen" Strophen sagt Falck in seinem Vorworte mit Recht:

Das Gepräge der Urfrische und Urkraft, welches die Gesittungszustände unverkünstelter Volksklassen erkennen läßt, ist fest und schlicht, wenn auch häufig plump und unbeholfen grob, es ist immer von handgreiflicher Lebensfrische und hat Hand und Fuß. Es läßt uns das geheimste Seelenleben des Volks in einer Wärme und Unmittelbarkeit mitempfinden, bis zu welcher die Darstellungsmittel der Kunstpoesie nicht mehr reichen. Wenn nun an diesen Volksliedern die Lust am Gesange und die Freude an Spott- und Neckbehagen die Vorliebe für feinen Schliff und ästhetische Anmuth nicht aufkommen läßt, so durften hier Proben von Schlumper- und Lotterliedern nicht vorenthalten werden, welche für die Charakteristik des Volkshumors eine unerläßliche Beigabe bilden.

Den bunten Inhalt des Ganzen zeigt die Eintheilung des Buchs am besten. Dieselbe besteht aus folgenden Gruppen: „Schnaderhüpfel", „Am und im Hause" (Inschriften), „In und an Wirthshäusern", „Friedhofshumor" und „Verschiedenes". Bekanntlich steckt in den kleinen Liedchen, die wir als „Schnaderhüpfeln" kennen, eine Fülle von Humor und der Herausgeber hat auch diesem echt volksthümlichen Liedchen mehr als die Hälfte des Buchs eingeräumt. Auch die Hausinschriften bieten beabsichtigt oder auch unbeabsichtigt recht Drolliges, manche derselben enthält alte, aber beachtenswerthe Spruchweisheit, wie etwa:

Da es mir wohl ging auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden,
Da ich aber kam in Noth,
Waren alle mausetodt.

Wie viel nicht beabsichtigten Humors die Friedhofsinschriften enthalten, davon liefert die ziemlich umfangreiche Abtheilung des Buchs den besten Beweis. Als eine Probe nur die folgende Inschrift:

Hier ruht ein starker Reitersmann,
Herr Hans August von Zesen,
Die Erde soll ihm leichter sein
Als er es ihr gewesen.

Damit sei die Sammlung R. Falck's allen Freunden der heitern Volksdichtung auf das beste empfohlen.

Anton Schlossar.

Frauenschriften.

1. Aspara. Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Novellen von Sophie Barazetti, geb. Le Monnier. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 3 M.
2. Am Waldesrand. Märchen und Träume von Anna Goetze. Wismar, Hinstorff. 1890. 12. 3 M.
3. Tante Lorchen. Die Feldbergs. Originalnovellen von A. Freiin von L. Paderborn, Junfermann. 1890. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Der Nordstern und anderes. Acht Seenovellen von Helene Pichler. München, Callwey. 1890. 8. 4 M.
5. Gesucht und gefunden. Tagebuchblätter eines alten Fräuleins von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 2 M.
6. Im kühlen Grunde und andere Geschichten von Julie Ludwig. Minden i. W., Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Frau Sophie Barazetti hat schon mit ihrem Erstlingswerke „Im Banne des Unterberges" ihr schönes Erzählertalent sowol, als auch ihre Vorliebe für das Wunderbare kundgethan. Aber es ist nun einmal eine eigene Sache um die dem Stoffe entsprechende Form. Wenn uns der Dichter oder Schriftsteller in seinem Werke in die Gesellschaft von Gnomen und Elfen führen will, so thut er doch vielleicht besser, den Weg der Strophengänge eines romantischen Epos zu wählen; die Form des Romans scheint dazu weniger geeignet. Zu dieser Bemerkung veranlaßt mich nicht nur das obenerwähnte Buch, sondern

auch die Novelle (?) „Aspara“ (Nr. 1), in welcher die Vorliebe der Verfasserin für das Wunderbare ebenfalls zum Durchbruche kommt. Wir werden ins Land der Witwenverbrennungen geführt. Die Fürstin und Titelheldin, die sich gegen den unmenschlichen Brauch empört, muß zur Sühne in verschiedenen Gestalten als Edelweiß, Eidechse, Nachtigall durch die Erde wandeln, um vollkommen zu werden. Dieser Grundgedanke ist nicht übel; was sich um diese Säule der märchenhaften Erzählung rankt, ist nicht gleichwerthig. Theilweise ist das Kleid zu modern, das den Trägern einer längst vergangenen Zeit um die Schultern geworfen wird, theils begegnen wir einer zu oft dagewesenen Geschichte mit Scheinheirath und derlei abgebrauchten Motiven. Manche Scene jedoch ist mit Anschaulichkeit geschildert.

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand“ steht bedeutend höher. Allerdings ist der Stoff dieser Erzählung ein unerquicklicher, denn wir müssen den ganzen blöden Jammer der Zeit der Hexenprocesse durchmachen, aber die Verfasserin zeigt hier die Kraft ihrer Darstellungsgabe. Ueber die beiden Liebenden kommt namenloses Leid; die schöne Braut des Helden wird als Hexe vor den hohen Rath Hamburgs geschleppt. Die Gerichtsscene, die darauffolgende Flucht der Liebenden, die mit allen Schrecken über das Flachland hereinbrechende Sturmflut: das alles ist mit dramatischer Kraft und Lebendigkeit geschildert, und störend wirken nur die allzu langen Zwiegespräche der zu Tode ermatteten Flüchtlinge. Zum wahren Labsal wird die endliche Vereinigung der Liebenden in einer italienischen Stadt.

„Am Waldesrand“ (Nr. 2) gehört in die Kategorie der Blumisterei; seinerzeit wurde Aehnliches (ich erinnere nur an Putlitz' „Was sich der Wald erzählt“) gerne gelesen, artete aber bald zu süßlichem Unsinn aus und erzeugte Theilnahmlosigkeit, was bei der Kraft- und Saftlosigkeit der meisten einschlägigen Erzeugnisse nicht wundernehmen konnte. Ab und zu bringen die deutschen Schriftstellerinnen noch ein solches Werkchen auf den Büchermarkt, dessen äußere Ausstattung: Prachtband und Goldschnitt, unerläßlich ist. Freilich begnügen sie sich nicht mehr damit, an die Blumen des Waldes oder der Felder allein die Rollen zu vertheilen, sondern sie vermehren das Personal durch Nachtigallen, Eidechsen und Maulwürfe, die denn auch mitunter ganz vernünftige Gespräche führen, ja ab und zu eine erstaunliche Belesenheit zeigen und insonderheit in den bedeutendsten Werken unserer großen Dichter zu Hause sind. So sprechen denn auch in Anna Goetze's „Am Waldesrand“ der Maulwurf aus seinem Hügel und das Vöglein am Aste über das Thema der Frauenemancipation und führen dabei die schönsten Stellen aus deutschen Classikern an. „Dem Manne ist die Herrschaft eigen“ und „Des Weibes Leben ist die Liebe“ — zu diesem Schlusse gelangen die beiden Waldphilosophen in ihrem Gespräche. Das Leben der Natur und des Menschen werden in innige Verbindung gebracht, und der Grundgedanke, sich im Thau der Natur gesund zu baden, ist gut und in gutem Deutsch durch- und ausgeführt. Literarischen Werth kann eine solche Gabe wol nicht beanspruchen. Die eingestreuten Verse sind zumeist schwach, die gelungenen Strophen auf Seite 33 lassen es bedauern, daß die Verfasserin nicht auch für das Ganze das Kleid der Reime gewählt.

„Tante Lorchen“ (Nr. 3) ist wieder einmal eine Geschichte, wie sie tausendmal vorkommt und tausendmal erzählt wird; einmal besser, flotter, ein anderes mal schwächer, langathmiger. Die Verfasserin, Freiin von L., scheint eine herzensgute Dame, die, man fühlt dies ihrer Erzählungsweise an, selbst eine große Freude daran hatte, dem Liebesglücke ihrer Helden eine Novelle zu liefern. Daß sie dabei manchmal zu behaglich breit wird und das Gleis des Hergebrachten nicht verläßt, macht ihre Arbeit zur Dutzendarbeit. Uebrigens charakterisirt sie einzelne Personen gut und wählt dabei die Farben aus dem reichen Schatze deutschen Gemüthslebens; das wird ihr besonders in solchen Kreisen Leser werben, wo man am Christbaume auch dann seine Freude hat, wenn selbst keine Kinder umherspringen. Ihrer zweiten Erzählung: „Die Feldbergs“, fehlt die poetische Gerechtigkeit. In beiden „Originalnovellen“ gibt sie Zeugniß davon, daß sie sich im Kreise des Landadels umgesehen und denselben genau kennt; sie schildert ihn auch in seinen Licht- und Schattenseiten gut. Was sonst drum und dran ist, gehört im Aufbau, in der Stilisirung der Schablone an.

Zu jenen deutschen Schriftstellerinnen, die vom Blaustrumpfe so gar nichts an sich haben, gehört unstreitig Helene Pichler (Frau H. Felsing, geb. Trenkner), die mit ihren beiden Werken: „Genrebilder aus dem Seeleben“ und „Aus der Brandung des Lebens“ mit echter, gesunder Realistik einen Weg eingeschlagen, der abseits von jener breiten Straße liegt, an deren Rainen die meisten unserer Poetinnen ihre dichterischen Blüten pflücken. Wer selbst einmal, wenn auch nur eine kleine Reise auf den trügerischen Wogen des Meeres gemacht und nun „Der Nordstern und anderes“ (Nr. 4) liest, der fühlt sich wie zurückgezaubert auf das schwanke Fahrzeug, der sieht all das an seinem geistigen Auge vorüberziehen, was er einst schaudernd oder frendejauchzend miterlebt, was er aber nicht im Stande wäre, so anschaulich, so wahr, so fesselnd zu schildern — dazu gehört eben das echte Dichtertalent, wie es der Verfasserin in so reichem Maße zu eigen ist. Aber nicht nur das Schiff, seine Bestandtheile und seine Insassen, nicht nur das Meer und seine Wildheit oder erhabene Schöne vermag ihr kräftiger Griffel in treuester Weise zu zeichnen, — sie hat nicht nur einen tiefen, verständnißinnigen Blick ins Leben der Natur, sondern auch in die Seelen jener Menschen geworfen, die in ihren anziehenden Erzählungen leben und handeln. Und bei all dem farbensatten Realismus fehlt jener poetische Zauber nicht, der zur Verklärung der Gestalten so unentbehrlich ist, deren Leben, Lieben und Leiden uns vorgeführt wird. Der Name der Verfasserin verdient vollauf den guten

Klang, dessen er sich schon heute in der deutschen Leserwelt erfreut.

A. Jüngst erzählt uns in „Gesucht und gefunden" (Nr. 5), mit der treuen Wiedergabe jener Empfindungen, die im Herzen eines jungen, gut erzogenen Mädchens Wurzel gefaßt, hie und da auch mit einem Anhauche von Empfindsamkeit, das Glück und den Frohsinn, darauf die Verarmung einer sehr wohlhabenden Familie. Die dieser Familie entstammende Heldin wird durch das unverhofft hereinbrechende Unglück auch in ihrer Liebe getäuscht, und mit ihrem Glauben an die Menschheit (wie schnell ist die Jugend damit fertig!) schwindet auch der an eine gütige Vorsehung. Das Mädchen wird, nachdem Vater und Mutter gestorben, Erzieherin und wirkt nun mit ganzer, voller Hingabe in ihrem schweren Berufe. Daß die sich einfach abwickelnde Geschichte gut erzählt ist, ja daß die Verfasserin uns manchmal die Thräne der Rührung entlockt, soll nicht bestritten werden — aber man staunt, daß die Dichterin des in zweiter Auflage erschienenen Epos „Konradin der Staufe", eine begabte Poetin aus F. W. Weber's Schule, ein Missionswerk zu schreiben vermochte, in welchem die schwersten Seelenkämpfe einfach durch eine Beichte ausgekämpft werden. In der Literatur verlangen wir eine andere Lösung. Und geht die Verfasserin nicht zu weit, wenn sie das ihrer Obsorge anvertraute kranke, sterbende Kind sagen läßt:

Laß mich nicht sprechen, laß mich nur schweigen und an meinen Heiland denken! Ich bin so glücklich, o, so glücklich, daß ich am liebsten heute sterben möchte. (S. 131.)

Und wie unglaublich klingt es, wenn die Heldin, die des Ueberleides genug gekostet, deren ganzes Leben ein Wandeln auf dem Dornenpfade durchs Thal der Thränen war, zum Schlusse in ihr Tagebuch schreibt:

Ich bin unendlich glücklich geworden, so glücklich, daß mir bisweilen scheint, ich könne dies überflutende Glücksgefühl schier gar nicht tragen, mein Herz sei zu enge, diese Seligkeit zu fassen.

Ja, echter, tiefer, wahrer Religiösität, der Ergebenheit in die oft unfaßbaren Fügungen der höchsten Macht begegnen wir gern in so gearteten Büchern; daß aber die vom Leid betroffene Heldin, bei der Rück- und Umschau auf all die Bitternisse, welche ihr ein armseliges Dasein gebracht, noch vor lauter Freude und Seligkeit darüber aus der Haut springen will, das ist ebenso übertrieben, wie das nutzlose Gejammer oder das unsinnige Gepolter gegen jene Macht, deren Sonne auf den Gläubigen und auf den Atheisten gleich herniederlächelt.

Eine freundliche Gabe ist „Im kühlen Grunde und andere Geschichten" (Nr. 6). Die bisherigen Veröffentlichungen von Julie Ludwig sind ebenso viele Beweise einer nicht gerade hervorragenden, aber schönen Erzählergabe. Selbst wenig eigenartigen Stoffen weiß sie eine neue Seite abzugewinnen und kleidet das Einfachste in liebenswürdige Farben. Psychologisch vertieft ist im vorliegenden Buche allerdings nur „Im kühlen Grunde", eine durch und durch anziehende Leistung. „Blaubart" gefällt durch seine unerwartete Wendung; auch „Waldemar's Brautfahrt" ist hübsch erzählt, doch in der Durchführung etwas unwahrscheinlich. In allen Erzählungen erweist sich die Verfasserin als eine geschickte Naturmalerin.

7. Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung von Malwina Blumberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
8. Die Blutsaat. Erzählung aus der Reformationszeit von E. Tegtmeyer. Jena, Costenoble. 1890. Gr. 8. 5 M.
9. Eva in allerlei Gestalten. Novellen von Moritz von Reichenbach. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.
10. Von Herz zu Herz. Novellen von Luise Voigt. Danzig, Hinstorff. 1890. Gr. 8. 3 M.
11. Ikaros. Erzählung aus dem Leben von Martha Karol. Danzig, Hinstorff. 1890. Gr. 8. 3 M.
12. Sich selbst getreu. Der Weg zum Herzen und andere Novellen von Marie Bernhard. Minden i. W., Köhler. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Was auch immer gegen jene Romane vorgebracht werden mag, die man archäologische oder gar Professorenromane nennt, die Thatsache bleibt unbestreitbar, daß G. Ebers nach wie vor mit jedem neuen Werke dieser Art das Publikum auf seiner Seite hat, die Franzosen des Flaubert'schen „Salammbo" sich ebenso erfreuen, wie die Engländer des „Ben Hur" von L. Wallace oder der „Hypatia" von Kingsley, und daß schließlich die Gemeinde der Verehrer von Felix Dahn's einschlägigen Werken sich eher vermehrt denn verringert. Die schriftstellernden Frauen haben dieses Gebiet bisher nur in Ausnahmefällen betreten; eingehende historische und anthropologische Studien gehörten nicht in den Bereich ihrer geistigen Thätigkeit. In neuerer Zeit hat sich auch dies geändert und wir haben eine deutsche Schriftstellerin, eine Schülerin Grimm's zu nennen, die leider schon verstorbene Marie von Hanstein, die ein ebenso eigenartiges als schönes Werk in dem altdeutschen culturhistorischen Zeitbilde „Die Alfinge" schuf. Glück hatte sie damit wol nicht. Vielleicht wird ihrer Schwester in Apoll, der Polin Elise Orzeszko, ein schönerer Stern leuchten — ist sie doch eine Ausländerin. Sie ist den deutschen Lesern allerdings nicht unbekannt; durch die nicht zu unterschätzende Vermittelung des Romanfeuilletons der „Neuen Freien Presse" ist ihr Name in weite Kreise gedrungen und so wird denn auch ihr neuestes Opus „Mirtala" (Nr. 7) von vielen freudig begrüßt werden. Der Roman hat viele Lichtseiten, aber sein Rückgrat ist nicht fest. Ich will von der Wiedergabe des an sich kargen Stoffs absehen und mich mit dem Hinweise begnügen, daß die Dichterin uns in die Zeit des 1. Jahrhunderts versetzt und den Kampf des sinkenden Römerthums gegen die besiegten und bedrückten Juden schildert. Antiker Antisemitismus, Haß und Verachtung erfüllt und leitet beide Völker. Das unterjochte Judenthum erzeugt Gestalten wie den alten Steuereinnehmer und Dichter Menochim und dessen Pflegesohn Jonathan. Die Charakteristik dieser Figuren ist eine durch und durch gelungene.

Die etwas redseligen Römer, welche aus dem feindlichen Lager im grellen Gegensatze zu den armen, verkümmerten Hebräern auftauchen, seien es Centurionen, Patricier, Künstler oder Plebejer, sind wol gleichfalls gut, aber nicht so markig gezeichnet. Die Bewegung im Romane ist eigentlich mehr eine durch Massen, als durch handelnde Persönlichkeiten herbeigeführte — und dies ist eine der Hauptschwächen des Werks. Wer den Roman zu Ende gelesen und dann im Geiste noch überdenkt, um nachzugenießen, der sieht nur die Zusammenrottungen der Römer oder Juden, die Kampfspiele in der Arena, Volksscenen auf Volksscenen; er wird gern einräumen, daß diese, hie und da vielleicht etwas zu weitläufig, packend und oft farbenprächtig geschildert sind; doch die einzelnen Personen kommen zu wenig zur Geltung, sie tauchen nur wie Schatten aus dem Gewoge der Massen auf. Dies ist besonders bei der Titelheldin der Fall. Die in der That anmuthige Erscheinung, diese duftige, dem schmuzigen Boden des jüdischen Stadtviertels entstammende Blume, die nach der gerechtfertigten Voraussetzung des Lesers mittelbar oder unmittelbar in die Handlung eingreifen und zur Entwickelung derselben wesentlich beitragen müßte, sie erscheint nur zeitweise, entweder in den Straßen Roms, wo sie ihre Stickereien feilbietet und durch ihre eigenartige Schönheit die Aufmerksamkeit der eleganten männlichen und weiblichen Bummler auf sich zieht und auch das Herz eines kunstsinnigen Römers gewinnt, oder in dem allgemeinen Getriebe und Gewoge der Massen wie ein Lichtstrahl das düstere Wolkenheer der entfesselten Leidenschaften durchbrechend, ohne jedoch eine Spur ihres Wirkens oder Handelns zurückzulassen. So ist denn das ganze Gefüge des Romans nur lose, nirgends ein Ruhe- oder Stützpunkt; eine Menge schöner Einzelheiten — aber kein künstlerisch durchgeführtes Ganzes. Wer die letztere Anforderung nicht stellt, wird manch reichen Genuß beim Lesen dieses Werks finden.

Was die Uebersetzung anbelangt, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß selbe nicht allenthalben entspricht. Was sollen die oft ermüdenden Beifügungen? Die Uebersetzerin scheint eine besondere Vorliebe dafür zu haben, denn sie stellt sogar Nebensätze vor das Hauptwort, die doch nach demselben stehen müßten. Satzverrenkungen und ungebührliche Inversionen in Hülle und Fülle. Zur Erhärtung des Gesagten nur eine Stelle (S. 20):

> Einmal näherte sich ihm, während er sich dieser schöpferischen Thätigkeit hingab, auf dem mit Buchsbäumen besetzten Pfad ein schlanker, noch junger, in einen Mantel, dessen Kapuze sein Haupt vor der sengenden Sonnenglut schützte, gehüllter Mann.

Auf S. 34 heißt es: „Krächze, du Frosch!"

E. Tegtmeyer bietet uns mit „Die Blutsaat" (Nr. 8) ein Bild aus der Reformationszeit und führt uns jenes freie, knorrige, auf seine Wohlhabenheit stolze Volk der Ditmarschen vor, das am 17. Februar 1500 den König Johann von Dänemark und den Herzog Friedrich von Holstein bei Hemmingstedt besiegte. Auch hier ist der Romanstoff selbst nicht reich oder verwickelt, auch hier ist die Bewegung der Massen vorherrschend, aber die Vertreter der einzelnen Partien sind zugleich auch die Kräfte, welche die Handlung herbeiführen und entwickeln. Die Verfasserin schildert uns jenen religiösen Wahn, jene fanatische Wuth, die in den Kreisen der katholischen Geistlichkeit vorherrschten und die geweihten Priester zu scheußlichem Misbrauche ihrer Macht veranlaßten. Die objective Erzählung der Thatsachen genügte an sich, den Leser in eine dem katholischen Priesterthume nicht geneigte Stimmung zu versetzen, und es ist deshalb überflüssig, ja ungerechtfertigt, wenn die Verfasserin, wol nur selten, sich nicht enthalten kann, ihr subjectives Empfinden durch gelegentliche Bemerkungen zu kennzeichnen. Sie müßte als Erzählerin über den Parteien stehen. Wenn auch einzelne Begebenheiten lebendig geschildert, einzelne Personen gut charakterisirt sind und der Abschluß des Kämpfens und Leidens harmonisch ist, so schwebt doch über dem Ganzen eine schwere Luft und man kommt, da religiöser Haß und Unduldsamkeit fast ausschließlich die Triebfedern des Werks sind, kaum zu einem Ruhepunkte freudigen Genießens.

Die unter dem Pseudonym Moritz von Reichenbach schriftstellerisch thätige Gräfin Valeska Bethusy-Huc bietet in „Eva in allerlei Gestalten" (Nr. 9) sechs Erzählungen, deren Gesammttitel den Leser auf verschiedengeartete psychologische Probleme hoffen läßt. Dem ist nun allerdings nicht so, aber die einzelnen Erzählungen sind in anmuthiger oder liebenswürdiger Weise durchgeführt und vorgetragen. Aus einzelnen Nachlässigkeiten läßt sich schließen, daß die Verfasserin zu viel und zu schnell arbeitet. Die Novelle „Ronza" ist in der Einleitung schablonenmäßig, in der Entwickelung und im Abschlusse anziehend und nicht ohne Eigenart; „Gebratene Nachtigallen" ist eine nicht übel erzählte, aber in ihrer Drastik unwahrscheinliche Anekdote; „Lenz im Herbst", wenn auch nicht originell in der Anlage, doch anziehend in der Durchführung. Die beiden Helden der Geschichte sind gut gezeichnet, die Heimkehr des jungen Mädchens in die weltabgeschiedene Försterei ist reizend geschildert. „Ihre erste Liebe" ist eine einfache, nicht übel erzählte Geschichte, während in „Glück" sich die Verfasserin schon eine Aufgabe stellt und den Gegensatz zwischen überschwenglicher Schwärmerei und gesunder Lebensauffassung und Lebensführung gut zur Darstellung bringt. „Im Frühling" ist eine hübsche, gelungene, einfache Federzeichnung. Alles in allem ein Buch, das man wol ohne nachhaltigen Einfluß liest, das aber in besserer Weise über ein Stündchen hinweghilft als gewöhnliche Leihbüchereiwaare.

Zu letzterer zähle ich „Von Herz zu Herz" (Nr. 10). Die Verfasserin, Luise Voigt, gehört zur Marlitt'schen Schule, sie hat sich aber nur die Aeußerlichkeiten derselben abgeguckt und bietet also nur Abschaum. Da wird geneckt, gezankt, gehaßt und geliebt und der Schluß ist eitel Glück; zweifelsohne ist dies eine Nothwendigkeit, denn wenn sich die Liebesleute annoch nicht „kriegen" sollten, so wäre es

ein wahrer Jammer. Die bessere der zwei in dem Bande vereinigten Novellen ist „Schloß Werdenberg". Wenn auch von einem bedeutenden psychologischen Conflicte nicht die Rede ist, wenn auch der Adelsstolz derer von Werdenberg an Blödsinn grenzt, d. h. in einer Weise geschildert wird, die uns sehr oft zu einem „Schütteln des Kopfes" Veranlassung gibt, wenn auch der Schluß durch ein abgebrauchtes und in diesem besondern Falle sehr billiges Motiv zum harmonischen Ausklange kommt, so versteht die Verfasserin doch andererseits uns durch einfache, aber wohlthuende Schilderungen des Landlebens und seiner gemüthlichen Seiten halbwegs schadlos zu halten. Die zweite Erzählung aber ist, wenn auch stofflich nicht uninteressant, eine Schablonenarbeit durch und durch; selbst der Stil ist nicht gefeilt und erhebt sich nie über das Maß der Mittelmäßigkeit, ja die Verfasserin sollte öfters die Grammatik zu Rathe ziehen; man sagt im Imperativ nicht „nehme" und „spreche". Und trotz meines hart klingenden Urtheils möchte ich der Verfasserin gern wieder begegnen; denn ihre durch jede Zeile schimmernde Liebe zur Sache, das reiche und tiefe Gemüthsleben, welches aus ihren Novellen spricht und manchen warmen Herzenston in denselben veranlaßt — all dies läßt hoffen, sie werde bei größerer und strengerer Selbstkritik und fleißiger, ernster Arbeit noch manch hübsche Leistung aufweisen.

Bedeutend höher steht „Ikaros" (Nr. 11) von Martha Karol. Man könnte wol in der Anordnung des Stoffs und in der Durchführung manches beanstanden, aber das Werkchen ist ein hübsches Zeugniß ernsten Strebens. Wir haben eine Malernovelle vor uns, aber durch die Schilderung der Seelenkämpfe des Helden gewinnt die Geschichte das geistige Gepräge der Vertiefung und das Interesse wird noch durch die Umstände erhöht, daß der Held, ein deutscher Maler, sich eine zwar herzensgute, aber recht einfache Contessina zur Frau nimmt und nun die Gegensätze zwischen Nord und Süd, katholisch und protestantisch, deutsch und italienisch viel zum Leben und zur Bewegung der einfachen Handlung beitragen. Die zu Grunde liegende Idee ist beherzigenswerth. Der Bildhauer C. Dieter spricht sich über den Helden der Novelle, den Maler Reinhart, aus:

Ich glaube, der Vergleich mit dem Ikaros liegt in solchen Fällen sehr nahe. Ach, wie viele der jungen, deutschen Künstler, die nach dem Süden gehen, gleichen ihm. Sie kommen mit den wächsernen Flügeln ihres übermüthigen Selbstvertrauens, die vor der Sonne des Südens zerschmelzen müssen. Die starken Fittiche, die allein auf ihrer schweren Bahn sie tragen und halten könnten, die Fittiche des sittlichen Ernstes, der Festigkeit, des stetigen Fleißes, der echten Vaterlandsliebe und der reinen Frömmigkeit lassen sie jenseit der Alpen.

„Sich selbst getreu" (Nr. 12) von Marie Bernhard macht der Verfasserin Ehre. Schon die Eingangsnovelle, die auch dem Buche, wie es jetzt üblich ist, den Gesammttitel gibt, hat eine psychologische Aufgabe zur Grundlage, deren Lösung allerdings dadurch leicht wird, daß die handelnden Personen durch und durch kerngesunde und edle Naturen sind. Mit dem sturmartigen Einherbrausen der Leidenschaft, welche hier bei der einen oder andern Person ganz am Platze gewesen wäre, hätte die gut geschriebene Novelle an dramatischer Belebtheit gewonnen, aber man wird auch einer solchen poetischen Gabe froh, die das Gleis der Schablone verläßt. Auch in „Der Weg zum Herzen" pulsirt dichterisches Blut. Der Vorwurf, die Schilderung einer Vernunftehe und der Uebergang derselben in eine Verbindung, in der die Gattenliebe entsteht und waltet, ist in anziehender Weise durchgeführt. Die Verfasserin versteht es übrigens, auch dem einfachsten Stoffe eine eigenartige Seite abzugewinnen und dabei zu verweilen. Weniger gelungen ist die in Briefform abgefaßte Erzählung „Eine von Beiden". Sie leidet an unglücklicher Breite, sodaß der Leser ungeduldig wird, mehr blättert als liest und ganz unversehens den Faden verliert. Diese Geschichte hätte zum Vortheile für das Buch wegbleiben sollen. „Meine Tante" ist recht nett erzählt. Die Verfasserin hat eine anerkennenswerthe Leistung geboten und wird in ihrer Weiterbildung und ihrem Weiterschaffen jedenfalls auch stilistisch tüchtiger werden. Sie wird von der Weglassung des Hülfsverbums im Nebensatze nicht so oft und so ungerechtfertigten Gebrauch machen und sich bei Schilderung von Begebenheiten knapper fassen.

Karl Schrattenthal.

Aus der französischen Literatur.

Madame de Sevigné. Von Gaston Boissier. Uebersetzt von Karl Seefeld. Berlin, Fontane. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Neben den großen Ausgaben französischer Literaturwerke des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie uns in den bei Hachette u. Comp. erschienenen „Grands écrivains de la France" geboten werden, finden wir in dem gleichen Verlage auch eine Anzahl Biographien namhafter Schriftsteller und Schriftstellerinnen veröffentlicht. Eine von diesen ist Boissier's Lebensschilderung der Marquise von Sevigné, der berühmtesten Briefschriftstellerin Frankreichs im 17. Jahrhunderte. Für weitere Kreise bestimmt, an das nationale, nicht an das wissenschaftliche Interesse sich wendend, bringt diese Schrift weder neue Thatsachen, noch neue charakteristische Gesichtspunkte, ihr Vorzug liegt in dem anregenden, vollendeten Stile, der freilich in der Uebertragung etwas verblaßt. Das Leben der Marquise ist an bewegenden, äußern Ereignissen arm. Geboren im Jahre 1626, wurde Marie de Rabutin-Chantal — so lautet

der Geburtsname —, 18 Jahre alt, an den ziemlich leichtfertigen bretonischen Edelmann, Marquis de Sevigné, vermählt, der 1651 in einem Duell, der Folge einer Liebesangelegenheit, getödtet wurde. Im Gegensatze zu den andern vornehmen Damen jener leichtlebigen Zeit blieb die junge Witwe ohne zweiten Gatten und, soweit wir wissen, auch ohne Liebhaber, widmete vielmehr ihre Neigung den literarischen und gesellschaftlichen Zerstreuungen und der Sorge für ihre zwei Kinder, von denen das jüngere 1669 mit dem Grafen Grignan, dem Generallieutenant (d. h. Statthalter) der Provence, sich verheirathete. Die Briefe, welche sie mit der in einsamer Abgeschiedenheit lebenden Tochter und andern fernwohnenden Freunden und Freundinnen wechselte, sichern ihr einen Ehrenplatz in der classischen Literatur Frankreichs. Sie selbst verlebte ihr Dasein in Paris und Versailles oder auf ihren Gütern in der Provinz, einige male scheute sie selbst die weite, damals höchst beschwerliche und gefahrvolle Reise nach Schloß Grignan nicht, wo sie auch im Alter von siebzig Jahren starb.

Briefe hatten im 17. und 18. Jahrhundert eine andere Bedeutung als jetzt. Alles, was man aus Rücksicht auf das höfische Ceremoniell, die königliche und kirchliche Autorität oder aus Furcht vor der Censur nicht der Oeffentlichkeit anvertrauen konnte, fand in der eifrig gepflegten, meist umfangreichen Correspondenz Ausdruck. Da das literarische Ansehen der Schriftsteller und Schriftstellerinnen zum Theil auf diesen Schriftstücken ruhte, wurde die Darstellung sorgfältig gefeilt, der Inhalt mit gelehrtem Wissensstoffe angefüllt, bisweilen sogar überladen und neben dem kleinlichen Klatsche des Hof- und Salonlebens auch die tonangebenden Erscheinungen in der Literatur, Politik und Kirche berührt. Die Sevigné hatte zu den hervorragendsten Geistern des damaligen Frankreich, besonders zu den Gelehrten, enge Beziehungen; ferner stand sie der schönen Literatur, namentlich fällt ihre Gleichgültigkeit gegen Molière uns auf. Da Studium und Wissen, auch wenn sie mehr aus abgeleiteten, als aus ursprünglichen Quellen geschöpft werden, den Geist frei machen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn Madame de Sevigné sehr freie, vorurtheilslose Ansichten über Protestantismus und Jansenismus vorbringt und selbst der landesüblichen Vergötterung des „großen" Ludwig spottet. Im ganzen huldigte sie doch mit ihrer Zeit dem Ideale des Königthums von Gottes Gnaden und den katholischen Anschauungen. Ihr längerer Aufenthalt auf dem Lande gab ihr mehr Sinn für die Reize der unverfälschten Natur und für das ungekünstelte Volksleben, als sonst in der vornehmen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts zu finden ist; finanzielle Verhältnisse, namentlich der Concurs ihres Schwiegersohns, führten sie in die unerquicklichen Verwickelungen des geschäftlichen Lebens ein. Die in ihren Briefen vorgetragenen Lehren, nach denen sie die Erziehung ihrer Enkelin leitete, geben ihr auch eine Stellung unter den pädagogischen Schriftstellerinnen der Zeit.

Richard Mahrenholtz.

Zur Familiengeschichte.

Urkundliche Geschichte des reichsritterlichen Geschlechts Eberstein vom Eberstein auf der Rhön, aus den Quellen bearbeitet von Louis Ferdinand Freiherrn von Eberstein. Zweite Ausgabe. Berlin, Baensch. 1889. Gr. 8.

Der erste Band des etwa 1200 Seiten starken Werks behandelt „die fränkischen Eberstein von den in den ältesten Urkunden erscheinenden Vorvätern an bis auf Karl von Eberstein zu Marktsteinach", der um 1380 geboren ward; der zweite führt die Geschlechtsgeschichte bis auf Christian Ludwig von Eberstein, den 1650 geborenen Stifter der „Neuhäuser Linie"; der dritte endlich behandelt diese Neuhäuser Linie im besondern. Es sind indessen im ersten und zweiten Bande die verschiedenen Zweiglinien der fränkischen Ebersteine, welche zum Theile erloschen sind, zum Theile noch fortblühen, mit besprochen, sodaß thatsächlich die Geschichtserzählung im ersten Bande bis über das Jahr 1600 hinausreicht, während sie im zweiten Bande, ebenso wie im dritten bis zu den jetzt noch lebenden Nachkommen des Geschlechts einschließlich geht.

Den Verfasser des Werks hatte Ueberanstrengung im Dienste gezwungen, seinen Abschied aus dem preußischen Ingenieurcorps, zu dessen hervorragenden jüngern Offizieren er gehört hatte, zu nehmen. Die ihm dadurch gewordene Muße hat er, körperlich sehr allmählich, aber fast vollständig wieder genesend, dazu angewendet, die Geschichte seines Geschlechts zu schreiben. So sehr auch diese Aufgabe dadurch erschwert war, daß die urkundlichen Materialien — und nur auf diese ist sein Werk gegründet — in den verschiedensten Archiven, z. B. Würzburg, Dresden, Fulda, Darmstadt, Kopenhagen, Kassel, Wien u. s. w., zerstreut lagen, und so sehr der Verfasser, wenigstens hier und da, unter Theilnahmlosigkeit und Mistrauen von untergeordneten Organen der Archivverwaltungen, die zum Theil fürchteten, die betreffenden Urkunden sollten zur Geltendmachung vermögensrechtlicher Ansprüche benutzt werden, zu leiden hatte, so freudige und nutzbringende Förderung hatte er auch andererseits erfahren, und so gelang es ihm, schon vor einer Reihe von Jahren die Familiengeschichte derer von Eberstein in einer gewissen Vollständigkeit zu schreiben.

Aber gerade das Erscheinen dieser ersten Ausgabe der Geschichte derer von Eberstein lenkte das Interesse archivalischer Forscher auf die Kunde dieses Geschlechts; es erschlossen sich dem Verfasser zahlreiche neue Quellen für

die Vervollständigung seines Werks; manche Einzelheiten erschienen dadurch in umfassenderer und hellerer Beleuchtung: genug, der Verfasser fühlte sich veranlaßt, die neugewonnenen Ergebnisse zunächst in Einzelschriften, auf deren eine — Fehde Mangolt's von Eberstein mit der Stadt Nürnberg — übrigens Heinrich Rückert in einem warm geschriebenen Artikel d. Bl. das größere Publikum aufmerksam gemacht hat, festzulegen, demnächst aber den Hauptinhalt dieser Einzelschriften und einige andere Nachträge der nunmehr erschienenen zweiten Ausgabe des Hauptwerks einzuverleiben.

Das so entstandene umfangreiche Werk will in erster Linie Familiengeschichte sein und nimmt als solches ein hohes Interesse bei den Ebersteinen und den zahlreichen mit diesen verschwägerten und blutsverwandten Sitzen rheinischer, hessischer, fränkischer, bairischer, thüringischer, sächsischer und westfälischer Adelsgeschlechter in Anspruch; Anlage und Ausführung des Werks machen es aber auch zu einem außerordentlich bedeutsamen für Fachgelehrte. Wer die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu schreiben unternimmt, wird den Briefwechsel des kaiserlichen Generallieutenants Ernst Albrecht von Eberstein mit dem Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, der in dem Werke mitgetheilt wird und über die Ereignisse nach 1642 manches Neue bringt, ebenso wenig unbeachtet lassen dürfen, wie die Kriegsberichte, die derselbe Eberstein in seiner spätern Eigenschaft als königlich dänischer Feldmarschall erstattete, von dem übergangen werden dürfen, der sich mit der Geschichte des zweiten schwedisch-dänischen Kriegs beschäftigt. Daß die einzelnen Documente nicht nur inhaltlich, sondern außerdem wort- und buchstabengetreu wiedergegeben sind, macht das Buch für jeden, der sich mit der Entwickelung der deutschen Schriftsprache befaßt, zu einem höchst lesenswerthen. Die Formen und der Inhalt der mannichfachen Urkunden rechtlicher Natur über Nutzungen, Gefälle, Lehne, Käufe, Gerechtigkeiten und Lasten werden den Rechtsgelehrten zu fesseln nicht verfehlen. Vor allem aber findet der Culturhistoriker und Nationalökonom in dem Werke die reichste Ausbeute. Die Formen des schriftlichen Verkehrs zwischen Geschlechtsverwandten, Kriegs- oder Lehnsherren und Vasallen, Edelleuten und deren Beamten oder Unterthanen, zwischen Rittern und Stadtobrigkeiten u. s. w. spiegeln sich in den Documenten, die vom 13. Jahrhundert an beginnen, ebenso getreulich wieder, wie die wechselnden Anschauungen über persönliche und sachliche Rechtsverhältnisse. Die bis in die kleinsten Einzelheiten genaue Wiedergabe namentlich der Festsetzungen über Gefälle und Käufe geben höchst lehrreiche Aufschlüsse über das Werthverhältniß von Grund und Boden, Gebäuden, Producten einer- und dem Gelde andererseits. Der Literarhistoriker findet seine Rechnung, wenn er die verschiedenen „Carmina" und „Madrigalichen Grab-Schrifften" liest, die das Buch bringt. Mit einem Worte, die Herausgabe des Werks ist überaus verdienstlich und das Werk selbst wird jeder größern Bibliothek zur wahren Zierde gereichen.

Victor Kurs.

Philosophisches.

1. Die Grenzen des Irreseins. Von A. Cullerre. Ins Deutsche übertragen von Otto Dornblüh. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 5 M.

Der Verfasser stellt sich in seinem Buche eine dreifache Aufgabe. Er zergliedert an der Hand der gelehrtesten Irrenärzte die der Geisteskrankheit vorangehenden oder zu ihr führenden zahllosen Störungen des Geistes und des sittlichen Gefühls; er setzt die Grundsätze fest, auf welchen die Wissenschaft fußt, um jene zu erkennen und ihnen den richtigen Platz in der Lehre von den Seelenstörungen anzuweisen; er zeigt endlich den Weg, welchen sie in diesem Chaos von Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten einschlägt, die auf den ersten Blick einer vernunftgemäßen Erklärung so wenig zugänglich erscheinen. Auf daß das Buch allen, auch den Laien, welche den Arzt mit mistrauischen Blicken betrachten, wenn es sich um Geisteskrankheiten handelt, verständlich werde, hat er den gelehrten Theil der Arbeit auf das Nothwendigste beschränkt, das Hauptgewicht auf den beschreibenden Theil gelegt und Beispiele ins Treffen geschickt, welche den bedeutendsten und anerkanntesten Beobachtern entlehnt sind. So hat er es uns völlig einleuchtend gemacht, daß ein solcher Irrer, wie sich ihn das gemeine Volk vorstellt, ein ganz aus dem Häuschen gerathenes, verwirrtes und verstörtes Wesen, nur eine Unterart in der Art darstellt. Man kann irre sein und allen Anschein der Vernunft bewahren, man kann an einem Wahne leiden, ohne auf dem Kopfe zu tanzen, ohne über alles und stets unvernünftig zu reden und sogar ohne im mindesten von der gewöhnlichen Art abzuweichen. Wie alle Krankheiten, hat eben auch das Irresein seine Formen und Grade, die hier zu fesselnder Darstellung gelangen.

Das Buch schließt mit dem hochinteressanten Abschnitte über das Verhältniß des Irreseins zur Civilisation, welcher zu dem Ergebnisse gelangt, daß das Irresein gewissermaßen eine Sühne, ein Lösegeld für jeden Fortschritt des Menschengeistes ist, die Irren in dem gleichen Maße sich vermehren, als die Genies und Talente Licht um die Menschheit verbreiten. Sehr treffend sagt der Verfasser: „Wenn es einst keine Halbnarren mehr gibt, wird die civilisirte Welt zu Grunde gehen, nicht am Ueberflusse von Weisheit, sondern am Ueberflusse der Mittelmäßigkeit."

2. Sammlung gemeinverständlicher Erkenntnißschriften. Erstes Heft. Entstehen und Vergehen der Welt auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffs von J. G. Vogt. Mit erläuternden Holzschnitten. Leipzig, Gottwald. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Die an den Verfasser infolge seiner letzten Schrift „Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung" zahlreich ergangenen Aufforderungen, den darin behandelten neuen Substanzbegriff an dem mechanischen Weltgeschehen näher zu begründen, bildeten die Veranlassung zur vorliegenden Schrift. Er war diesen Aufforderungen allerdings bereits in einem größern Werke: „Die Kraft, eine real-monistische Weltanschauung", nachgekommen. Allein dasselbe war nur auf einen beschränkten Leserkreis gemünzt und zu umfangreich, sodaß selbst dem Fachmanne durch den gedrängten Auszug, zumal er eine Vertiefung des Substanzbegriffs aufweist, gedient sein dürfte.

Der Verfasser widerlegt überzeugend die Kant-Laplace'sche Abschlenderungshypothese der Weltkörper, auf welcher nach der Ansicht der beiden großen Gelehrten die Entstehung des ganzen Weltsystems beruhen soll, und thut die Hinfälligkeit des von neuern Forschern aufgestellten Weltunterganges, des Zusammensturzes unsers Sonnensystems dar. Alle bisherigen Begriffe der Materie scheitern nach seiner Ausführung an dem Probleme der Gravitation oder Schwerkraft. Der allgemein verbreitete „kinetische" Materiebegriff, nach dem sich das Seiende aus gesonderten Massentheilchen, aus im leeren Raume schwebenden kleinsten Körperchen oder Atomen zusammensetzt, die in steten Schwingungen begriffen sind und durch diese aneinanderprallen, erklärt wol das Wesen der Wärme und des Lichts, nicht aber dasjenige des Chemismus, der Elektricität, des Magnetismus und zum wenigsten dasjenige der Gravitation. Vogt setzt daher an die Stelle der im leeren Raume schwingenden Atome, einer Urmaterie von verschiedenartiger Beschaffenheit, eine das Weltall ununterbrochen und lückenlos ausfüllende einheitliche Substanz. Sie ist elastischer Natur und bethätigt die ihr innewohnende Kraft durch Verdichtung, und zwar dermaßen, daß durch das Streben nach Verdichtung unendlich kleine Verdichtungsmittelpunkte bedingt sind, die zwar ihren Dichtegrad ändern können, aber an und für sich von ewigem Bestande sind. Durch die Verdichtungscentren wird die Substanz individualisirt und sie entspricht ganz den Uratomen des „kinetischen" Materiebegriffs.

3. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Vereine mit mehrern Gelehrten vormals herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von Richard Falckenberg. Neue Folge. 96. Band. Zwei Hefte. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 6 M.

Die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" erweiterte sich, seitdem im Jahre 1885 August Krohn und Richard Falckenberg an ihre Spitze traten, zu einer philosophischen Weltrevue, sofern sie das Historische unter dem den weitesten Ueberblick ermöglichenden Gesichtspunkte einer Theorie der geschichtlichen Erscheinungen erörterte und, sei es in fragmentarischen Skizzen, sei es in zusammenfassenden Uebersichten, ohne Voreingenommenheit noch Uebereifer den Leser über die gegenwärtigen Strömungen des deutschen, wie nicht minder des ausländischen Geisteslebens unterrichtete. Dem 96. Bande kann kein besseres Zeugniß ausgestellt werden, als indem wir ihm nachsagen, daß er sich in dem erwähnten Rahmen gleich seinen Vorläufern bewegt.

Bernhard Münz.

Bibliographisches und Prachtwerke.

1. Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichniß von Einzeldrucken deutscher Hochzeitgedichte und Hochzeitscherze in Prosa von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit. Mit Anmerkungen, Angabe von Bibliotheken und Marktpreisen zusammengestellt von Hugo Hayn. Supplement zu Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur" und Hayn's „Bibliotheca Germanorum erotica". Köln a. Rh., Teubner. 1890. 8. 4 M.

Jedem Freunde der Bücherkunde wird diese neue Gabe des wohlbekannten und auf dem Gebiete der erotischen Literatur besonders bewanderten Bibliographen willkommen sein. Wem das bibliographische Interesse abgeht, wird wenigstens Verständniß für den Werth haben, den solch ein Verzeichniß für die Cultur- und Literaturgeschichte, wie für die Personengeschichte besitzt. Ist die vorliegende Zusammenstellung auch die Frucht langjährigen Sammeleifers und hat Hugo Hayn es durch diesen vermocht, den von Goedeke in der zweiten Auflage des „Grundriß" angezeigten 102 Nummern 411 hinzuzufügen, so urtheilt er doch ganz richtig, daß „der Vorrath gleichwol durchaus nicht erschöpft ist". Ich möchte den Ausdruck dahin verstärken, daß der Verfasser mit seiner fleißigen Arbeit nur den ersten Grund zu einer selbständigen Katalogaufnahme dieses Sonderzweigs der Literatur gelegt hat. Mir scheint, daß bei systematischer und umfassender Absuchung der Stadtbibliotheken insbesondere die Ausbeute ins Ungeheuere gehen müßte, zu der langwierigen Arbeit aber sich unter den Localhistorikern leicht sehr geeignete Helfer gewinnen ließen, die im Bedarfsfalle die erforderliche bibliographische Genauigkeit und Sicherheit sich noch immerhin erwerben könnten. Der Verfasser hat sich bisher wesentlich auf gedruckte Quellen gestützt, allerdings auch in den Bibliotheken von Berlin, Breslau, Dresden, München, Göttingen und vielleicht noch einigen andern geforscht. Aber die alten Reichs- und Hansestädte dürften die Hauptfundgruben abgeben. Ich gestehe mein Erstaunen, als Ergebniß jahrelanger Bemühung nur 513 Nummern verzeichnet zu finden,

und um dieses Staunen erklärlich zu machen und zugleich dem Verfasser für seine Arbeit meinen Dank zu bezeugen, will ich die Andeutung einiger unschwer zu erlangender, sehr reicher Nachträge nicht unterdrücken.

Die Nr. 122 des vorliegenden Buchs weist auf die Gymnasialbibliothek zu Reval hin, der sie entnommen ist. Es befinden sich auf dieser zwei Octavbände alter revalscher Drucke von etwa 400 Seiten: „Vota Nuptialia", 105 Hochzeitsgedichte aus den Jahren 1637—44 enthaltend, von denen nur die genannte Nr. 122 durch Lappenberg bekannt geworden ist. Wenn auch vielleicht nicht alle, so werden doch weitaus die meisten in deutscher Sprache sein.

Ferner: das in Nr. 20 d. Bl. angezeigte Werk „Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga" von Arend Buchholtz enthält ein Verzeichniß Mollyn'scher Drucke, unter denen aus den Jahren 1599—1624 nicht weniger als 46 Epithalamien, Hochzeitsgedichte, sich befinden. Freilich sind diese sämmtlich lateinisch verfaßt; aber bald danach hört unter der schwedischen Regierung die ausschließliche Herrschaft der gelehrten Sprache auf, doch die Sitte und Neigung des Anfingens schwindet nicht, und so findet sich auf der einst meiner Leitung unterstellt gewesenen Stadtbibliothek zu Riga ein reicher Schatz von Hochzeitsgedichten, die, allerdings nicht besonders in einen Katalog zusammengefaßt, sich bis weit in unser Jahrhundert hineinziehen.

Endlich gestatte ich mir, aus meinen Familienpapieren einige hier einschlagende Nummern mitzutheilen, die sich wahrscheinlich als Unica erweisen dürften:

1. Bornmann, Christian: Was Neues? Auf des ... Hrn. Christof Friederich Burkhardts, hochFürstl: Kuhrl: wohlbestallten Post-Meisters zu LJBAU mit der ... Jungfr. Susanne Lieff ... am 20. Junii dises 1696ten Jahres daselbst gehaltene ... Hochzeit-Freude ... übersendet von Christiano Bornmann, P. L. Caes. hochFürstl: Bibliothecario und Schul-Rectore zu Mitau. MJTAU, gedruckt bey Jhr: hochFürstl: Durchl: Hoff-Buchdrucker George Radetzki. 1696. Fol. 2 Bl. 18 4zeilige Alexandrinerstrophen und eine „Arie" in 6 5zeiligen anapästischen Strophen und einem Schlusse in 4 6füßigen Jambenzeilen. Der Jnhalt ist recht frei.

2. Dem nutzbahren Bienen-Stock, denen heut angehenden jungen Ehelenten zu Ehren, da der ... Herr David Herbord Bienemann, Kauff- und Handels-Mann in Libau, mit der ... Jungfr. Dorothea Stakeht ... den 3 Maji a. c. in LJBAU Seinen Ehren-Tag ... celebrirte ... von einem Mit-Bruder der Paar-Füsser Orden. Gedruckt im Jahr Christi 1714. Fol. 2 Bl. Wirklich poetische Alexandriner und vier Strophen nach der Mel.: „Edle Freyheit gute Nacht."

3. Fischer, D. B.: Die Macht der Liebe Wurde an dem Myrthen-Feste des Herrn Carl Dieterich Bienemann ... und der ... Jungfrauen Anna Elisabeth Stegmannin ... bewundert von D. B. Fischer, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Beflissenen. Liebau, den 6. Nov. 1748. 4. 4 Bl. 13 zehnzeilige Strophen.

4. Den Frühling im Winter, wollte als der ... Herr Carl Diedrich Bienemann ... Mit der ... Jgfr. Anna Elisabeth Stegmann ... Sich den 6. Novembr. Anno 1748 in ein Christliches Ehe-Bündniß einließ vorstellen des Herrn Bräutigams wohlbekandter Freund. RJGA, Bei Samuel Lorentz Frölich. Fol. 2 Bl. 11 6zeilige Alexandrinerstrophen.

5. Neyfindt, A. F.: Dem Herrn Abraham Hayen und der Demoiselle Anna Gerdruta Haberkorn bey Jhrer Verbindung gewidmet von A. F. Neyfindt. Riga den 19ten Februar 1786. Gedruckt auf Seidenband. 4 4zeilige Reimstrophen.

Es wäre nun noch die Bitte an den Herrn Verfasser zu richten, bei seinen Forschungen in den Bibliotheken und Katalogen und den desfalls zu ertheilenden Aufträgen neben den Hochzeitsgedichten auch gleich die Begräbnißgedichte, die Epicedien, Threnodien, Nänien ins Auge zu fassen, damit, wenn er auch nicht an ihre Bearbeitung sich macht, mit nur wenig mehr Mühe gleich das umfassende Material auf einmal zusammengebracht würde.

2. Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Baiern. Von Arthur Mennell. Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der innern Schloßräume in Buchform, naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Joseph Albert's. Jn Arrangements von Peter Kraemer in München. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1888—90. Gr. 4. 30 M.

Es hat eine Weile gedauert, bis wir das ganze schöne Werk Arthur Mennell's, dessen erster Theil in Nr. 41 d. Bl. f. 1888 angezeigt worden, zu Gesicht bekommen haben. Aber nun liegt es vollständig vor uns, und den Pilgern, die auch in diesem Sommer wieder in die bairischen Alpen und zu den Königsschlössern ziehen werden, möchten wir empfehlen, vor der unvermittelten Schau der wunderbaren und seltenen Pracht der steingewordenen Königsphantasien deren bildliche Darstellung in diesem Bande und den Commentar des Verfassers dazu auf sich wirken zu lassen. Denn wohlvorbereitet auf die Fülle künstlerischer und seelischer Eindrücke, die beim raschen Durchwandern der fürstlichen Stätten auf den Beschauer eindringen, wird dieser das Gesammtbild geordneter in sich aufnehmen und die Einzelheiten auch in kurzer Zeit mehr berücksichtigen können. Und nicht wie im Prunkschlosse auf Herrenchiemsee beranscht ihn die blendende Großartigkeit barocker Jdee und ihrer glänzenden Verwirklichung, sondern ein alleredelstes Gebilde der Kunst übt die Burg Neuschwanstein den Zauber echter Dichtung aus:

Hier wird alles innerste, froh gefühlte Theilnahme, die sich gar nicht genug werden kann und alles herrlichste Empfinden, dessen wir nur fähig sind, in sich aufsuchen und aus sich herausholen möchte, daß sie nur ja ganz sich hingebe und ganz sich hinverliere an die keusche schweigende Schönheit, die hoheitsvoll vor uns steht, die gerade darum überwältigt, weil sie gar nicht ans Ueberwältigen, ja nicht einmal an Wirkung denkt. Und dann kommt hier noch die große Wahrnehmung hinzu, daß wir uns allerwegen umschwebt und umschmeichelt glauben von unsern deutschen Jdealen.... Uns lockt die märchenhaft gestaltete deutsche Vergangenheit mit allem Reize weltabgewandter Poesie zu sich hinüber, um all unser Sehnen fortzureißen aus der Wirklichkeit und statt der That die schöne Form, den himmelanstrebenden Gedanken preisen zu lassen. Und wir würden wol gar alle Gegenwart und alle Zukunft vergessen, um freudig als Sklaven der Vergangenheit eine Welt goldenthronender Glückseligkeit zu träumen, aber da tritt grausam und doch mitleidig das wundersame Königsschicksal vor uns auf, und ob es unsere Empfindung schier unerträglich steigere, so bewirkt es schließlich doch nur, daß wir in all unserer Theilnahme, über

allen zügellosen Schmerz und alle zügellose Freude hinweg uns wiederfinden, um jubelnd unsere Zeit zu preisen und das — deutsche Jahrhundert. Dort, von der Loggia dieses Thronsals, führt ein Blick hinaus auf einen Landschaftszauber, der die Thräne in das Auge jubelt: da ist die Natur lautere Poesie geworden. Grund genug, über sie hinweg die Poesie des Lebens, der That zu suchen und uns zu überreden, daß unser Leben köstlich ist, wenn es die Mühe, die Arbeit bedeutet. In solcher Weise will uns die Symbolik des Thronsaals allerdings auch stimmen; aber freilich mit ganz andern Mitteln.

Das ist eine Probe des Geleitsworts zu der vortrefflichen Reihe der Darstellungen aus Neuschwanstein, die mit dem großen Bildnisse Ludwig's II. abschließt, um der aus dem Linderhofe Raum zu geben. Dem Verfasser ist es in hohem Grade gelungen, auf der Wanderung durch die Schlösser ungezwungen die wichtigsten Lebensvorgänge und Verhältnisse des Königs zu erzählen, zu erläutern und dabei das Verständniß zu suchen und zu finden für das unheimliche Geschick des Monarchen, der das Opfer seiner hochgespannten Träume wurde. Was wir über den ersten Theil zu sagen gewagt, finden wir nach der Durchsicht des ganzen Werks voll bestätigt: es liegt in ihm die bedeutsamste psychologische Vertiefung in das Seelenleben des unglücklichen Herrschers vor und der Versuch seiner Deutung ist aller Beachtung würdig. Darin liegt der bleibende literarische Werth des Werks; über den künstlerischen zu reden hat wenig Zweck, das Buch will eben aufgeschlagen und angeschaut sein.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Nach Oberammergau zum Passionsspiele geht es wieder in diesem Sommer. Am 18. Mai hat die Generalprobe dort stattgefunden. „Nach Oberammergau. Wanderung zum Passionsspiel" lautet denn auch der Titel eines schön ausgestatteten, mit 10 Bildern geschmückten Reisebegleiters, der, von Alban von Hahn verfaßt, im Spamer'schen Verlage in Leipzig erschienen ist (Preis 2 M.). Nicht ein Handbuch zum Weiter- und Unterkommen, sondern ein kundiger und geschmackvoller Erzähler von Land und Leuten am Wege des Wallfahrers ist das Buch, und es verläßt diesen auch nicht, wenn er seine Streifzüge noch hie und da über das Ziel ausdehnt.

— Von den „Städtebildern und Landschaften aus aller Welt" Zürich, Schmidt) liegen uns die Führer durch „Franzensbad und Eger" (Nr. 50) und „Karlsbad" (Nr. 46/47) von G. A. Ressel vor, beide mit vielen Ansichten und einem Plan oder Karte. Von demselben Verfasser ist auch ein „Adreßbuch des Gerichtsbezirks Leitmeritz mit historisch-topographisch-statistischen Beiträgen" und 2 Karten im Selbstverlage erschienen, das sorgfältig und jedenfalls unter umfassenden Gesichtskreise gearbeitet scheint, daher das Hineinschauen auch dem Fremden Interesse abgewinnt.

— Die Bearbeitung von Stanley's Hauptwerk durch den Director Dr. Berthold Volz: „Henry M. Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil mit 54 Abbildungen und einer Karte" (Leipzig, Brockhaus) liegt jetzt in fünfter Auflage vor. Sie hat an ihrem Theile dazu mitgeholfen, Stanley's große Verdienste als Entdecker klar herauszustellen und somit die Theilnahme für das Werk der Erschließung des centralen Afrika zu fördern. Diese Bearbeitung reiht sich nicht etwa den Jugendschriften ein; sie schließt sich den Originalberichten thunlichst an; „aber während diese den unruhigen Tagebuchscharakter mit stark subjectiver Färbung, häufig in grellen Tönen, widerspiegeln, wählt sie die Form der objectiven Erzählung, welche, das Ueberschwengliche, den dort berechtigten Reflex des momentanen Eindrucks meidend, in freierer Gestaltung und gedrängter Erfassung des Bedeutenden mit mehr gleichmäßiger Ruhe vorwärts strebt. Sie versucht die oft dramatische Lebendigkeit der Darstellung Stanley's festzuhalten, aber aus dem Blätterwerk der Reflexionen und gelegentlichen Bemerkungen das Charakteristische herauszuheben und die Anschaulichkeit wie die Abrundung der Darstellung zu fördern."

— Vom „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Prof. Dr. H. Janitschek, liegt uns das erste bis dritte Heft des dreizehnten Bandes vor (Stuttgart, Spemann, 1890). Dasselbe enthält folgende vortreffliche Abhandlungen: 1) „Studien zur Geschichte der italienischen Kunst im 13. Jahrhundert", von Henry Thode; 2) „Sind uns Werke von Cimabue erhalten", von Henry Thode; 3) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von Max Lehrs; 4) „Jakob Duck", von Dr. Friedrich Schlie; 5) „Ueber das Leben Michel Wolgemut's", von Hans Stegmann; 6) „Neue Nachrichten über Werke von Carstens", von Hermann Riegel; 7) „Beiträge zur Lebensgeschichte Jean Baptiste Oudry's", von Paul Seidel; 8) „Die ersten Renaissancebauten in Deutschland", von Julius Groeschel; 9) „Einige Taufen Lermolieff's", von W. von Seidlitz; 10) „Die Madonna mit der schönen Blumenvase", von Dr. W. Koopmann; 11) „Studien zur Geschichte der Karolingischen Kunst. I.", von Paul Clemen. Hieran reihen sich: Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde, Literaturbericht, Notizen, Bibliographie u. s. w. Es ist eine reiche Fülle von Studien, welche hier vereinigt sind; sie beweisen von neuem, wie das „Repertorium" das erste fachwissenschaftliche Blatt der eigentlichen Kunstgeschichte heutzutage in Deutschland ist.

Bibliographie.

Allram, J., Aus der Heimat Hamerling's. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel. Mit 4 Abbildungen und 1 Facsimile. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 20 Pf.

Boehm, H. v., Geschichte des westfälischen Ulanen Regiments Nr. 5. Im Auftrage dargestellt. Mit Zeichnungen von E. Hünten und E. Roeber. Düsseldorf, A. Bagel. Gr. 4. 27 M.

Die Chroniken der Stadt Konstanz. 1ster Bd. Herausgegeben von P. Rupert. Konstanz, Sartori. Gr. 8. 6 M.

Flach, J., Ein versinkendes Geschlecht. Roman. Leipzig, Danz. 8. 2 M. 50 Pf.

Haupt, O., Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel. Posen, Merzbach. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Baroneß Ina. Pädagogisch-sociale Skizze. Luxemburg, Brück. 8. 50 Pf.

Keßler, R., Zeitgemäße Betrachtungen über schöne Kunst. Berlin, Siemenroth u. Worms. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Loevenbruck, Die sociale Gefahr. Wem die Schuld? Wo die Hilfe? 1. Tausend. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 50 Pf.

Müsiol, R., Musiker-Lexikon. Stuttgart, Grüninger. 16. 3 M.

Prahl, K., Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung im Deutschen. Danzig. Gr. 4. 1 M.

Reimers, J., Peter Flötner nach seinen Handzeichnungen und Holzschnitten. München, Hirth. Hoch 4. 6 M.

Seydlitz und das Kürassier-Regiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr 7. Eine Regimentsgeschichte, zusammengestellt für die Unteroffiziere und Mannschaften zum 25. März 1890, dem 75jährigen Stiftungstage des Regiments. Quedlinburg, Vieweg. 8. 1 M.

Trinius, A., Unter Tannen und Farren. Skizzen aus dem Thüringerwalde. Berlin, Lüstenöder. 8. 2 M.

Unger, A. v., Unterredungen mit Bismarck. Gesammelt und herausgegeben. 2ter Bd. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur ist dem deutschen Publikum erst durch diese zweite Auflage der lange vergriffen gewesenen Uebersetzung wieder zugänglich geworden und findet immer zahlreichere begeisterte Leser. Das Werk liegt jetzt vollständig vor und kann auf einmal oder nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen **Magen- und Darmkatarrhe.** — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlagsanstalt und Druckerei A. G. in Hamburg:

Gedichte von Albert Möser.

Dritte sehr veränderte und vermehrte Aufl.
293 S. 3 Mark.

Ueber diese Gedichte sagte der langjährige Mitarbeiter dieses Blattes, der jüngst verstorbene feinsinnige Feodor Wehl gelegentlich der früheren Auflagen: „Möser's Begabung ragt um volle Kopfeslänge über die Lyrik des Tages hinaus. Sie schreitet mit beflügelter Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Es lebt in ihm ein hoher, reiner Geist, der Geist eines Hölderlin, eines Platen, kurz ein wirklich gottbeseelter Musengeist. Seine Sonette und Oden athmen etwas von einer höheren Weihe, und überall erkennt man, daß die Hand der Muse seinen Scheitel berührt hat. In seinen Strophen offenbart sich nicht das gewöhnliche lyrische Spatzengepiepse, sondern ein Zug von unverkennbarem, echtem Pathos, eine breit und immerhin großartig angelegte Dichternatur. Dieselbe hat etwas vom echten Kunststil, es liegt ein Zug edelster poetischer Rasse in ihr."

Im Verlag von **Oswald Mutze** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Ein echter Rembrandt".

Lustspiel in 1 Aufzug von
August von Fiedler.
32 Seiten. Preis 60 Pfge.

„Der Liebe Fluch".

Tragödie in 5 Akten von
August von Fiedler.
2. Auflage. 116 Seiten. Preis 1 Mk.
Beide Stücke sind von der Presse höchst lobenswerth besprochen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 5. Juni 1890.

Inhalt: Novellen und Romane. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Neue Lyrik. Von Ernst Ziel. — Zur deutschen Geschichte. Von Walther Schultze. — Erzählungen aus fremden Ländern. Von Jenny Neumann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellen und Romane.

1. Die Schauspielerin. Künstlernovelle von Hermann Thom. Weimar, Jüngst u. Comp. 1889. 8. 1 M.

Eine hübsch erzählte Liebesgeschichte! Cäcilie ist die Tochter eines Sektirers, eines frommen Mannes; sie ist jung, schön und liebenswerth. Sie lernt einen Schauspieler kennen und lieben. Die Jungfrau ist selig, der Vater entsetzt: sein Kind, sein Herzblatt und ein Komödiant! Für ihn, den Gottesmann, ist der Komödiant eine Art Gottseibeiuns, ein Wesen, das dermaleinst seine Noth haben wird mit Sanct Peter an der Himmelsthür. Er verstößt Cäcilie, die mit ihrem Geliebten in die weite Welt zieht und selbst Schauspielerin wird. Nach und nach findet sie Anklang, endlich wird sie eine Berühmtheit auf der Bretterwelt. Jahre vergehen. Großjährig geworden, heirathet sie ihren Freund und schreibt ein Buch „Heimatlos". Der alte Vater liest es, wird gerührt, vergibt und reist der Schauspielerin nach. Er sieht sie spielen, ihre Kunst packt ihn, ihre Triumphe erheben ihn. Er eilt auf die Bühne und als die Komödie aus ist, gibt es drei glückliche Menschen mehr auf der Welt. Auf eine tiefere Ausführung läßt sich der Verfasser allerdings nicht ein; er schildert mehr die Ereignisse als die Seelenzustände, aber er schildert mit Wärme und Gewandtheit, sodaß man das Büchlein nicht ohne Wohlgefallen aus der Hand legt.

2. Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. Leipzig, Liebeskind. 1890. Gr. 16. 6 M.

Aus seiner steirischen Heimat erzählt Hans Grasberger Geschichten voll angenehmen Liebreizes. Um kunstvollen Aufbau, seltsam verschlungene Conflicte, sonderbare Menschen ist es ihm weniger zu thun als um eine poetische und getreue Wiedergabe dessen, was er in seinem Mutterlande, auf Bergen und in Thälern, in Wirths- und Bauernstuben geschaut hat und erlebt. Er schildert ohne Geckerei und Ziererei, schlicht und geradeaus. Naturschilderungen, Gespräche, hübsche Betrachtungen — das sind die Elemente seiner Erzählungen. Er ist kein Erfinder, wol aber ein Finder der mannichfachen Schätzlein, die in der Landbevölkerung verborgen liegen. Er kennt sie, denn sie ist sein Fleisch und sein Blut. Darum weiß er auch unsere Theilnahme zu gewinnen für ihre harmlosen Freuden und ihre Leiden, verursacht durch die Unbilden der Witterung und die Unbilden der menschlichen Herzen.

3. Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1890. 8. 8 M.

Ein Intriguenroman, die Intriguen ausgehend von Priestern der protestantischen Kirche: Gründe genug, um dem Werke Freunde und Feinde zu machen. Was mir am besten daran gefällt, ist die ethische Gesinnung, die Forderung, daß der Mensch gut, aufopferungsfähig, edel sein soll. Im übrigen zeichnet sich die „Bergpredigt" durch außerordentliche Eigenschaften nicht aus. Der Verfasser verzichtet auf die Würze des Tiefsinnigen, Phantastischen und Humoristischen, obwol Ansätze zur Wohlthat des Humors nicht fehlen. Die Handlung ist gut ersonnen, sie entwickelt sich spannend, das Ganze liest sich leicht und schnell; die Sprache könnte erwogener, die Darstellung feiner und vertiefter sein. Damit wäre das Wesentliche so ziemlich gesagt. Dennoch muß ich bei dem Buche noch etwas verweilen.

Wenn ich das Werk eines Dichters lese, so frage ich nicht, wie heutzutage mit Begierde geschieht, nach einer literarischen Richtung, der der Verfasser etwa huldigt. Was mich kümmert und interessirt, ist, ob hinter dem Werke eine mehr oder weniger charaktervolle Persönlichkeit, eine stärkere oder schwächere Individualität steht;

ferner ob es mehr oder weniger in die Tiefe der Natur und des Menschenlebens eindringt, ob es mehr oder weniger bedeutend oder unbedeutend ist. Die „Bergpredigt" von Kretzer aber wird in Zusammenhang gebracht mit dem bekannten modernen Naturalismus, und da lohnt sich dann die Frage: wo steckt er? Das Wesen des Naturalismus, seinen Zweck und sein Ziel zu erörtern, die Grenze anzugeben, wo sein Werth und seine Berechtigung für die Dichtung aufhört und die Heillosigkeit beginnt, dazu ist hier nicht der Ort. Nur geringe Andeutungen. Die modernen Naturalisten wollen nichts anderes behandeln als das Leben in seiner philisterhaften Alltäglichkeit, nichts als die baare, schale, kahle Wirklichkeit wollen sie zergliedern und schildern, peinlich genau; nicht einen geringfügigen Schmutzfleck wollen sie übergangen wissen; Thränen allein genügen ihnen nicht, sie wollen auch gleich den Schnupfen dazu. Innerhalb der realen Wirklichkeit begnügen sie sich nicht mit dem Wesentlichen, sie wollen nicht das Individuelle zum Typischen, das Besondere zum Allgemeinen und ewig Menschlichen steigern, in lapidaren Zügen ein symbolisches Weltbild entrollen. Nein, für sie gibt es nichts Wesentliches und nichts Unwesentliches; alles, was ist, ist ihnen gleich wesentlich, ein gleich berechtigter Gegenstand der Darstellung. Sie wollen ausschließlich moderne Ideen und Probleme, insbesondere Ideen von Darwin, Schopenhauer und Marx, zum Ausdrucke bringen. Die Methode des wissenschaftlichen Forschens wollen sie auch auf das dichterische Schaffen angewendet wissen. Wie der Mann der Naturwissenschaft empirisch das Leben in allen seinen Erscheinungsformen prüft, Beobachtung zu Beobachtung schreibt, Thatsache an Thatsache reiht, so wollen auch sie, nur auf die gemeine Erfahrung der fünf Sinne gestützt, das Menschenleben zuvörderst beobachten, ein Thatsachenmaterial — „documents humains" — sammeln und die Thatsachen verstandesgemäß aneinanderreihen, auf Ursache und Wirkung bedacht, ohne die Zuflucht zu ergreifen zu den höchsten menschlichen Phänomenen: dem Gemüthe, der Phantasie, der Intuition. Was eine mit ursprünglicher und genialer Schöpferkraft veranlagte Natur thut, ist interessant und unserer theilnahmvollen Beachtung würdig, und so mag denn auch ein auf die angedeutete Weise entstandenes literarisches Product unter Umständen werthvoll sein, wichtig gewiß, zumal die Literatur, als die höchste Hervorbringung einer Nation, auch dann noch nicht aufhört, wichtig zu sein, wenn sie unbedeutend ist. Aber weder in der Kirche, noch in der Kunst gibt es ein alleinseligmachendes Dogma. Der Dichter, der Künstler ist souverän; mit größerm Rechte als jeder andere Sterbliche darf er sagen: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas. Niemand darf dem Dichter befehlen: wie Zola mußt du schreiben und nicht anders, das naturalistische Calcul ist das einzig richtige. Die von den Naturalisten mit großem Selbstgefühl, zum Theile mit dem unartigen Geschrei von Knaben in den Flegeljahren vorgetragenen Grundsätze, ihre Berechtigung zugestanden, sind zum mindesten einseitig, umfassen nicht den ganzen unendlichen Kreis der Poesie, nicht einmal der Wirklichkeit und dringen nicht in die tiefste Tiefe des Herganges dichterischen Schaffens. Indessen Theorie und Praxis ist zweierlei. Nichts wird so heiß gegessen, als es gekocht wird. Gegen die Lehren der Naturalisten können großentheils ihre eigenen Werke ins Feld geführt werden. Mancherlei ist zu bedenken. Gegen ihren Grundsatz, daß für den Dichter auch das Unwesentliche wesentlich ist und, damit verbunden, gegen ihre Vorliebe für das Kleinliche, Schmierige und Uebelriechende läßt sich sagen: bei einer Dichtung kommt es nicht auf kleine, nichtige und flüchtige Bildchen an, eine Dichtung ist keine Käfersammlung, sondern auf ein getreues und innerlich wahres Weltbild, frei vom Nebensächlichen und Zufälligen; in ihr mag, wie in einem Hohlspiegel vergrößert, sich die Menschheit beantlitzen, ihre Schwächen, Thorheiten und Laster erkennen, Tugenden, Größe und Edelmuth sehen; ein Gegenstand sei sie ihr edeln ästhetischen Vergnügens, der Erschütterung und sittlichen Erhebung. Moderne Ideen! Nun ja, aber das Moderne ist nicht immer das Dauernde, Echte und Reine. Ideen von Darwin, Schopenhauer, Marx: alle Verehrung vor diesen Männern; aber man kann doch auch die Ideen anderer großer Denker darstellen, und wenn gar das Wunder geschieht, daß ein Dichter eigene Ideen hat, so ist das ja noch kein Verbrechen, welches von einem kritischen Rhadamanthus verurtheilt zu werden verdient. Forschen und arbeiten wie der Naturforscher, rein empirisch, ohne Phantasie und Intuition. Darüber läßt sich ein langes, alle Geheimnisse des dichterischen Schaffens enthaltendes Kapitel schreiben. Hier nur wenige Worte. Der wissenschaftliche Forscher prüft die ungeheuere Kette sinnenfälliger Erscheinungen und sucht sie auf einen Urgrund, ein Gesetz, eine Kraft zurückzuführen. Diese Kraft zu erklären vermag er nicht, er kann blos sagen, sie ist vorhanden. Er prüft und erklärt das Gewordene; zur Erklärung des Werdens reicht seine Erfahrung nicht aus. Den in sich ruhenden Polarstern kann er ergründen, aber der sprossende Grashalm bleibt ihm ein ewiges Räthsel. Er arbeitet und schafft bewußt mit dem Verstande, seine Zeugung ist eine logische. Aber auch wissenschaftliche Systeme lassen sich mit dem rechnenden Verstande allein nicht auferbauen. Man kennt die sinnige Anekdote, nach welcher Newton durch einen fallenden Apfel mit dem Gravitationssysteme soll inspirirt worden sein. Für den gemeinen logischen Verstand wäre der fallende Apfel nichts gewesen als eben ein — fallender Apfel. Anders ein Genie wie Newton. Wo der Verstand nicht mehr ausreichte, dort setzte bei ihm die Phantasie, die Intuition ein: durch den fallenden Apfel stieg ahnend ein Weltsystem vor seinem Geiste auf; dann erst grübelte er nach, rechnete und das System ward gefunden. Und hinter dem Forscher sollte der Dichter zurückbleiben? Der rechnende Verstand, welcher jenem, wenn er tiefer veranlagt ist, nicht genügt, sollte diesem alles sein? Nein.

Der Dichter kann nur die Handlungen des Menschen prüfen, sein Benehmen in verschiedenen Lagen, seine Wirkung auf die Welt; in die Tiefen seiner Seele zu dringen vermag er nur in den seltensten Fällen. Zur Erkennung der feinsten Regungen, der zartesten Harfentöne in der menschlichen Brust reicht seine Beobachtung und Alltagserfahrung nicht aus. Und dennoch hat er, der Seelenmaler, mehr zu vollbringen als der Forscher; er muß das Werden und Wachsen seines Charakters, die Entwickelung seiner Eigenthümlichkeiten und Leidenschaften zu veranschaulichen suchen. Die Lücken seiner Erfahrung muß er ausfüllen mit den Gebilden seiner Intuition und Phantasie, dem einzigen Organe, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Befähigungen unzugänglich sind. Der naturalistische Dichter kann im Grunde nichts anderes thun, als die Gesetze der menschlichen Seele achten und seine Motive aus dem Bereiche der Erfahrung entlehnen; im übrigen aber muß er auch dasjenige mit umfassen, was nicht auf der Oberfläche liegt, und wunderbare Lichter und Farben auffangen, die die Welt zwar nicht verändern, aber in einen neuen Glanz tauchen. Das ist das romantische Element der Dichtung. Ihm kann sich auch Zola nicht verschließen. Oder will er uns weismachen, daß es seine persönlichste Erfahrung ist, wenn er die Gedanken und Empfindungen eines Menschen secirt, der zur Hinrichtung geht?

Was nun insbesondere „Die Bergpredigt" von Kretzer anbelangt, die nicht wegen ihres innern Werths, sondern ganz zufällig zu dieser Betrachtung Veranlassung gegeben hat, so ist in ihr nicht mehr Naturalismus zu finden als in Dutzenden von Romanen, wie sie alljährlich auf den Büchermarkt gebracht werden. Der Verfasser erfindet und dichtet so gut wie jeder andere. Er verschmäht weder die Schablone, noch den Vortrag von Gesinnungen und Reden, wo es sich doch um die Schaffung von Menschen handelte mit Fleisch und Blut. Sein Werk könnte in der langweiligsten und harmlosesten aller Zeitschriften, in deutschen Familienblättern stehen. Auch sein Held, ein protestantischer Geistlicher, trägt das bekannte Familiengesicht des deutschen Romans; er ist jung, hübsch, er besitzt einen ausdrucksvollen Kopf, eine würdige Gestalt, eine einnehmende Stimme; was er thut, ist menschlich und gut. Ihm ebenbürtig ist das Mädchen, das er liebt und heimführt. Diesen Vortrefflichen stehen die Schurken und Lumpe gegenüber. Es sind diesmal Pastoren, Kirchenvorsteher, dumme und bigotte Weiber, Gauner und Trunkenbolde. Konrad, der Held, ist ein Priester, wie er sein soll. Er fühlt die Kluft, die zwischen den Grundsatzungen des christlichen Glaubens und den Dogmen der Kirche besteht. Er verachtet eine Religion der bloßen Worte und will, daß sie sich in Gesinnung und Thaten umsetze. In diesem Sinne hält er seine Antrittspredigt. Seine Amtsbrüder, geldgierige Handwerker und noch Schlimmeres, wollen einen solchen Mann nicht. Sie intriguiren gegen ihn mit den gemeinsten und noch dazu dümmsten Mitteln. Konrad wird nicht zum Prediger ernannt. Er wirft die Flinte ins Korn und heirathet ein Mädchen in behaglichen Verhältnissen. Den Naturalismus setzt Kretzer in Aeußeres und Nebensächliches, etwa in die deutliche Beschreibung eines Kellers, woselbst die Menschen schlechter denn Thiere leben. Der große, echte, künstlerische Naturalismus ist anders. Er besteht in der Naturwahrheit psychologischer Vorgänge. In diesem Sinne war noch jeder Dichter von Tiefe und Erhabenheit Naturalist, von Homer an bis Gottfried Keller. Was dieser Meister insbesondere an solcher Naturwahrheit Tiefsinniges und Elementares vollbracht hat, zeigt sein unsterblicher „Grüner Heinrich".

In Bezug auf die Wahrheit der Menschen und ihrer Thaten gibt es in der Dichtung drei Stufen: es kann so sein, es ist so, es muß so sein. Kretzer's „Bergpredigt" steht nur auf der ersten Stufe: es kann so sein.

4. Eine alte Schuld. Roman von A. von der Elbe. Drei Bände. Berlin, Janke. 1890. Gr. 8. 10 M.

Wie es einem Menschen von geistigen Neigungen und Fähigkeiten nicht angenehm sein kann, sich stundenlang mit gleichgültigen und unbedeutend schwätzenden Leuten abzugeben, so ist es auch für einen Leser, der in einem Romane mehr sucht als leichte und seichte Unterhaltungslektüre, nicht ersprießlich und erfreulich, sich durch ein dreibändiges Werk der letztern Art um die schöne Zeit bringen zu lassen. A. von der Elbe besitzt einen geachteten Namen, aber es muß gesagt werden, daß ihr Roman „Eine alte Schuld" über die Feuilletonromane mittelmäßiger Zeitungen nicht emporragt. Von Leben und Kunst ist er gleich weit entfernt. Nicht durch Erfindung, nicht durch Ausführung, nicht durch einen höhern Endzweck thut er sich hervor. Alles geschieht, wie es die Verfasserin just braucht. Zweimal wird ein Lieutenant von einer listigen Abenteurerin beschwindelt, zweimal hilft ihm eine ihm fremde Dame durch großmüthig gespendete Banknoten aus der Klemme. Dieser Lieutenant ist selbstverständlich ein großer Reiter, ein großer Pferde- und Frauenkenner, sonst nichts. Und doch will die Verfasserin, daß wir ihn ebenso wie die Mädchen ihres Romans lieb haben sollen. Eins der Mädchen ist ein ausgelassener Backfisch, ein anderes hat immer mit der Hauswäsche und dem Obsteinsieden zu thun. Eine alternde kränkliche Frau, die sich gern putzt und selbstsüchtig ihre Umgebung quält, eine verhutzelte, klügelnde Gouvernante, ein stattlicher, gesunder Mann, der ein guter Landwirth ist, ein Rittmeister, der einmal eine Frau um einer andern willen hat sitzen lassen — „eine alte Schuld" — das ungefähr sind die Figuren. Diese werden nun hin und her geschoben, in romanhafte Beziehungen gebracht. Es gibt allerhand Verirrungen, durch Verhältnisse und Menschen hervorgerufen; am Schlusse jedoch gleicht sich alles in Frieden und Freude aus, die unbequemen Personen sterben ab, die Braven kriegen sich. Für eine Mutter mag es wol von Wichtigkeit sein, daß ihre Töchter gut unter die Haube kommen, in einem

modernen Romane verlangen wir tiefere Leidenschaften, Conflicte, Ideen und Richtungen kennen zu lernen. Die gewandte Schreibweise und feine Gesinnung der Verfasserin ist zu wenig.

5. Kopf und Herz. Roman von Theodor Duimchen. Dresden, Pierson. 1889. 8. 4 M.

Auch von dem Romane „Kopf und Herz" gilt, was im Verlaufe dieses Artikels schon einmal gesagt wurde: die Figuren sind Gesinnungen und Reden. Kaum eine Spur von Natürlichkeit und Wahrheit, nirgendwo ursprüngliche poetische Sinnlichkeit. Wir besitzen in Deutschland nur wenige ursprüngliche, ganz auf sich gestellte Schriftsteller, unsere Literatur ist in der Hauptsache reproductiv. Aus zwölf Büchern wird ein dreizehntes gemacht. Duimchen's Roman ist ein solches dreizehntes Buch. Schablonen sind die Figuren, die Sachlagen, die Conflicte. Kein Zeitbild, kein Lebensbild, wie der Roman eins entwerfen soll, kein großes, merkwürdiges Menschenschicksal, das der dichterischen Darstellung würdig wäre, nur Herzensneigungen zwischen uninteressanten Menschen, Hemmnisse, die dazwischen sich drängen, spitzbübische und gemeine Creaturen, die, nach einem persönlichen Vortheile ausspähend, mit Listen und Ränken spielen. Am Schlusse natürlich wiederum eitel Versöhnung, Friede, doppelte Hochzeit. Wir kennen das zur Genüge und danken dafür.

Fritz Lemmermayer.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Vierter Band: 1797—1814. Berlin, Hertz. 1890. Gr. 8. 8 M.

Der vorliegende vierte Band der neuesten Ausgabe der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte umfaßt das neunte bis elfte Buch des Gesammtwerks. Die Bezeichnungen der drei Bücher sind nicht eben glücklich gewählt, zum Theile sogar widerspruchsvoll in sich selbst. „Die Bildung der romantischen Schule" mag als Inhaltsangabe des neunten Buchs noch eben hingehen, wenn aber das zehnte (1797—1805) unter dem Titel: „Weimar und Jena während der herannahenden Fremdherrschaft", angekündigt wird, so scheint mir eine derartige Umgrenzung doch bedenklich zerflossen und wenn ein zehntes unter der Aufschrift: „Unter der Fremdherrschaft", gebildet werden sollte, so war der Rahmen jedenfalls enger, als es der Zeitraum 1806—14 ist, zu stellen. Um so sorgsamer allerdings ist sonst das systematische Netzwerk gezogen und ausgefüllt worden, und man glaubt hier und dort die peinliche Vorarbeit noch zu erkennen, aus deren Stoffmassen der souveräne Baumeister die einzelnen Glieder und Pfeiler seines Werks zu jener schönen Abrundung emporzuführen wußte, in welcher sich nunmehr seine abgeschlossene Schöpfung darstellt. Der umfangreiche Band umfaßt einen verhältnißmäßig kurzen Abschnitt unserer literaturgeschichtlichen Entwickelung, die Jahre von 1797—1814. Aber offenbar kam es dem weitsichtigen Verfasser nicht minder darauf an, uns zu Zeugen des persönlichen Entwickelungsganges der Träger jener geistigen Processe werden zu lassen, als uns die ab- und niedersteigenden Linien nachzudenken, in welchen ihr literarisches Sinnen und Handeln seine Bahnen zog. Julian Schmidt befleißigt sich in vorliegendem Bande einer persönlichen Zurückhaltung, die innerhalb der neuern Literarhistoriker ihresgleichen sucht. Er geizt sich das subjective Wort geradezu vom Munde ab. Er ruht nicht, bis er irgendeine Briefstelle aufgefunden hat, die auf den zu beleuchtenden Punkt, sei es aus der Seele des Hauptbetheiligten selbst oder aus der Anschauung seiner Freunde und Gegner, ein streng historisches Licht wirft. Der Geschichtschreiber tritt hier völlig zurück hinter seinen Gestalten. Daher hat der vorliegende Band einen nahezu dramatischen Ton und der Leser wird zu einem Mitthun gezwungen, vor dessen Zumuthung Denkfaulheit und Gefühlsduselei sich bekreuzigen werden. „So war er", liest man ungefähr zwischen den Zeilen, „nun richte du; denn wenn ich ihn liebe, was geht es dich an?" So fehlen zusammenfassende Rückblicke und abschließende Gesammtcharakteristiken, in denen Gervinus ein so hoher Meister war. Ebenso mangeln jene reizvollen Contrastzeichnungen, in denen das Virtuosenthum einer gewissensweiten Rhetorik, wenn es sein muß, Tod und Teufel zu parallelisiren weiß. Derartige schriftstellerische Kunststücke erwarte man nicht von Julian Schmidt. Was er gibt, sind historische Acten; wohlverstanden, mit feiner Auslese ausgehoben und aneinandergereiht und selbstverständlich unter schärfstem Hinblicke auf den Gegenstand abgewogen, aber doch eben rein historisches Material: Briefstellen, Actenstücke, zerstreute authentische Notizen u. dgl. m. Die Kritik der Werke selbst sogar, die er so meisterlich zu üben wußte wie einer, ist karg bemessen. Aber wo er kritisirt, da fließt dann Blut. Da verblutet die Lneinde. Da verdunstet das bunteste romantische Windei. Da fällt Wallenstein's Tochter von ihrem hyperidealen Sockel und der Feldherr selbst klappt auseinander in heterogene Bestandtheile. Oft wieder scheint der Verfasser zu souverän, um das Seeirmesser tiefer zu führen oder überhaupt anzusetzen. Die Grenze wäre hier leicht abzustecken, wo er sich durch solche übel angebrachte Geringschätzung vergeht; doch sei es ihm nachgesehen, da seine Pietät im Sonstigen einen Grad von Zartheit und Ehrerbietung beweist, daß wir ihm beispielsweise die nichtssagende Analyse des „Tell", die uns hier geboten wird, zugute halten wollen.

Von wichtigern literarhistorischen Daten vermisse ich innerhalb des vorliegenden Zeitraums nur die einschlägigen Arbeiten Vossens. Sie durften nicht fehlen bei aller Fragwürdigkeit ihrer Bedeutung, die mir persönlich am allerfernsten liegt, in die Höhe zu schrauben. Auch Napoleon's

Unterhaltung mit Goethe mußte eingehender gewürdigt werden. Ihr ausführliches Schema findet sich bei Schöll (Goethe). Um so umfangreicher ist aber die Entwickelung der philosophischen Epoche dargelegt worden; überall mit kühlem Verständnisse vom festgegründeten kritischen Standpunkte; wie sich denn schwer leugnen lassen wird, daß die Atmosphäre, in der man sich bewegt, an den frühern Theilen gemessen, einen merklichen Temperaturwechsel nach unten erfahren hat. Jedes Urtheil bleibt und läßt kühl bis ans Herz hinan. Dies beeinträchtigt aber nach keiner Seite die Lebendigkeit der Darstellung selbst, welche im Gegentheile in ihrer abgerissenen Sprunghaftigkeit das Moment einer athemlosen Erregtheit in die in fortwährendem Wandel begriffenen Scenen hineinträgt, ein Moment, welches in der That einer geschichtlichen Epoche entspricht, die, wie nicht leicht eine andere, reich war an sich überstürzenden Ereignissen im geistigen wie im staatlichen Leben. Trotz dieser Wandelscenerien bewahren indessen die Menschen, die in ihren Schauplatz treten, eine schöne Stetigkeit und die einzelnen literarischen Erscheinungen werden mit sicherm Kennerblicke ergriffen und mit ruhiger Hand festgehalten. Den Gipfel dieses Könnens scheint mir das Buch in den Kleist-Partien zu ersteigen. Nicht umsonst ist Julian Schmidt einer der besten Herausgeber Heinrich von Kleist's gewesen: die liebevollen feinen Bemühungen, die er dem unglücklichen großen Dichter gewidmet hatte, haben sich in den Kapiteln seiner Literaturgeschichte, welche von Heinrich von Kleist's Namen getragen werden, auf das reichste belohnt gemacht. Hier begegnet man auch eher dem Bestreben, wirkliche physiognomische Skizzen der einzelnen Dichtungen zu entwerfen, denn nur zu oft werden die verwickeltsten Bezüge als wohlvertraut vorausgesetzt, und jede Inhaltsangabe, wo wirklich eine solche beabsichtigt scheint, befleißigt sich äußerster Enthaltsamkeit. Deshalb bezeichnet das Werk den Gegenpol eines Lehrbuchs: es ist nur von Lesern zu verstehen, welchen selbst ausgebreitete literarische Kenntnisse der abgegrenzten Jahre zu Gebote stehen. Dazu kommt der Mangel aller erläuternden Beispiele und ein schwer verständliches Ueberspringen aller in den Stoff schlagenden metrischen Fragen. Auch dem Stile der einzelnen Dichter an sich, in seinen Spielarten, Verästelungen und Nachahmungen, sind nicht genügende Beobachtungen gezollt worden, und die Eigenarten der Sprache, bei den Romantikern in so hundertfachem individuellen Glanze schillernd, wurden selten ergründet und in ihrer Gegensätzlichkeit nebeneinander gestellt. So ist auch die Fülle dichterischer Formen, um welche die Romantik die deutsche Poesie bereichert hat, ungebucht geblieben. Dem Abschnitte über die Dichtweise Ludwig Uhland's wäre vortheilhaft jene denkwürdige Goethe'sche Kritik zu Grunde gelegt worden, welche ihr so tief in das Herz schneidet, als sich nur immer die bekannte Schiller'sche Recension vernichtend in den Lebensnerv der Poesie Bürger's bohrte. Uebrigens gelangt Julian Schmidt zu dem gleichen Ergebnisse, wenn er es auch wohlwollend verschleiert.

Und somit ist sein weitangelegtes Werk denn wiederum um eine Staffel seinem Abschlusse näher gerückt. Betrachten wir den vorliegenden Band als Ganzes, so leidet er allerdings an Zerstückelungen und einer Unruhe des Aufrisses, welche durch die Masse erregter Briefausschnitte noch erhöht wird, aber das Gesammtbild der romantischen Schule, welches schließlich in die Anschauung des Lesers tritt, wirkt als ein eindrucksvolles Ganzes, dem hie und da wol einzelne Züge gebrechen und nicht selten auch feinere Farbentöne zu wünschen bleiben — so ist Julian Schmidt z. B. der Lyrik Tieck's nicht entfernt gerecht geworden und jener historische Lacherfolg der „Glocke" am Theetisch der Romantiker Jena's durfte nicht unerwähnt bleiben —, welches aber dennoch ein reiches historisches Material darbietet, das auf das lehrreichste und reizvollste von springenden kritischen Schlaglichtern gefärbt wird. Manches findet man hier in seiner charakteristischen Zusammenstellung zum ersten male. So das dritte Kapitel des zehnten Buchs: „Die Priesterinnen der Romantik." Es ist ein lieblicher Blumenstrauß, der uns hier gewunden wurde. Rahel bildet natürlich den Mittelpunkt. Sie macht mit ihrem unersättlichen Liebesdurste eine überaus komische Figur und sinkt dem Grafen Finckenstein und dem Portugiesen Urquijo gegenüber geradezu ins Verächtliche hinunter. Gott bewahre uns vor solchen narkotischen Wunderblumen! Priesterinnen der Romantik heißen sie hier, und sie haben schließlich mit dem Geiste der Romantik nicht viel mehr gemein als die eine hysterische Schwärmerei für Goethe und die freie Liebe. Sie sind viel mehr Priesterinnen der letztern als der erstern. Die Lucinde war ihr vorausgenommenes Porträt. So gewinnt das Buch eine neue historische Rangordnung: es ist ein Abdruck des romantischen Weibes. Vielleicht treten so auch Goethe's „Wahlverwandtschaften" in eine neue Gesichtslage. Deutlicher konnte der Dichter die unüberbrückbare Kluft kaum betonen, welche ihn vom Geiste der Romantik schied, und wie ernst es ihm um dieses Dogma war, daß die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Ehe zu den vornehmsten sittlichen Geboten zu schreiben sei, das hatte er selbst, ja vielleicht nach qualvollen Kämpfen und sicherlich in dem Bewußtsein, auf unwiederbringliche Güter Verzicht zu geben, mit einer Selbstüberwindung besiegelt, die Geschehenes nicht zu sühnen, wohl aber zu legitimiren vermochte. Freilich, auch die „Wahlverwandtschaften" blieben die Stimme eines Predigers in der Wüste. Es währte nicht lange, da gab das junge Deutschland die Parole der freien Liebe zum zweiten male aus und Gutzkow nannte in seinem bombastisch-rabulistischen Vorworte zu Schleiermacher's „Vertrauten Briefen über die Lucinde" das schamlose Libell ein „meisterhaftes Buch" (S. XXII). Und wer die neueste deutsche Dichtung kennt, der weiß, wie sie die Losung als Erbtheil des jungen Deutschland übernommen hat: es ist das furchtbarste Pandorageschenk, das wir der romantischen Schule danken.

Adalbert Schroeter.

Neue Lyrik.

1. Homo sum. Ein neues Gedichtbuch. Nebst einer Einleitung: Die Lyrik der Zukunft. Von Julius Hart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1890. Lex.-8. 2 M.
2. Gedichte von Ludwig Fulda. Berlin, Fontane. 1890. 8. 4 M.
3. Aus dem Dornbusch. Lieder vom Hügel von Anton August Naaff. Dresden, Pierson. 1890. 16. 2 M.
4. Auf der Wanderschaft. Gedichte von Fedor Sommer. Berlin, Th. Thiele. 1890. 8. 1 M.
5. Letzte Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Zweite vermehrte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Brennnesseln. Epigrammatisches Unkraut. Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Es ist nach dem Maße des Talents wie dem Gewichte des Inhalts eine sehr bunte Musterkarte, welche die nachfolgende Umschau über neue Werke von Dichtern und Dichterlingen ergeben wird. Bedeutendes wird sich im Kranze dieser Werke neben Unbedeutendes, Leuchtendes neben Blasses stellen und der Verbrauch von Weihrauch wird kein großer sein.

Da sind zunächst von dem geistvollen und eigenartigen Julius Hart Gedichte unter dem Titel „Homo sum" (Nr. 1). Die denselben als Einleitung vorausgeschickte Studie „Die Lyrik der Zukunft" enthält eine Fülle interessanter Betrachtungen; sie eifert gegen das Schablonenthum in der Lyrik; sie entwickelt die deutsche Liederkunst historisch und verdammt die verkehrten Theorien unserer Tage in Bezug auf Lyrik. Sehr treffend ist, was sie von dem „l'art pour l'art" sagt und wie sie die Aesthetik des „Wie" mit der Aesthetik des „Was" ausgeglichen sehen will; sie will die Kunst des Realismus, zu der sie sich mit Entschiedenheit bekennt, betrachtet wissen als den „Ausfluß eines auf das Objective gerichteten Geistes, der die Welt nicht durch sein Ich anschauen und nach seinem Ich einrichten will, sondern die Erkenntniß der Welt aus der Betrachtung des außerhalb unsers Ichs Liegenden herzuleiten sucht". „Die Lyrik des Realismus", so zieht Hart das Facit seiner Auseinandersetzung, „wird reichere Elemente der Phantasieanschauung verarbeiten und einen mehr malerischen und plastischen Charakter annehmen, das Bildliche mächtiger in den Vordergrund stellen. Innere Formwandlungen vollziehen sich, die dem Kenner nicht verborgen bleiben können."

Wer nun das von Hart in dieser Studie aufgestellte Programm — ein Programm übrigens, das das Bild vom Wesen der Zukunftslyrik nur andeutet, nicht ausführt —, wer dieses Programm in „Homo sum" verwirklicht zu finden erwartet, der wird einigermaßen enttäuscht werden und doch seine Erwartungen übertroffen finden. Der „malerische und plastische Charakter", „das Bildliche", tritt in diesen Hart'schen Gedichten nur an einzelnen Stellen hervor. Das eigentlich Charakteristische in ihnen ist vielmehr eine mit phantastischen Elementen stark untermischte, stürmische und drängerische dithyrambische Gedankenlyrik, welche sociale Themata vor allen andern und mit dem ganzen Eifer der Ueberzeugung behandelt und den starken leidenschaftlichen Ausdruck liebt. Julius Hart ist eine bedeutende Dichtererscheinung von ausgesprochenem Gepräge; diese seine neuen Gedichte bekunden die Vorzüge seiner frühern und zeigen ihn uns darüber hinaus auf einer höhern Stufe der Klärung und des Gereiftseins. In den Reihen der lyrischen Verkündiger einer neuen Zeit nimmt Hart unter den Heutigen ohne Frage eine hervorragende Stellung ein; er wendet sich rücksichtslos gegen alles Ueberlebte und Veraltete; er will eine neue freie Zeit und ist sich seines dichterischen Pionierberufs voll bewußt.

Euch Kommenden vorauf fliegt unser Geist,
Ein Feuer in der Nacht, das euch die Pfade
Zum grünen Wunderland der Seligen weist,
Zum blühenden Land der Liebe und der Gnade;
Weit öffnen wir für euch das goldne Thor
Der Himmelsstadt, und auf die sonnigen Warten
Und Zinnen pflanzen wir die leuchtenden Standarten
Jubelnden, jauchzenden Mundes: „Empor! Empor!"

Sein Bestes und Bedeutendstes leistet Hart da, wo er, wie in „Die Luft war roth", „Hört Ihr es nicht?", „Geld!" und andern leidenschafterfüllten Gedichten, tief in das sociale Elend unserer Tage hineinleuchtet. Ein blutiges Bild der uns bedrohenden socialen Revolution entrollt er uns mahnend in dem letztgenannten Poem, das gegen den Schluß hin die für unsern Dichter ungemein bezeichnenden und namentlich seinen dichterischen Stil scharf charakterisirenden Verse enthält:

Zerfetzte Fahnen tanzen durch der Lüfte Brand,
Und mitten in den Knäul, wo Schwert, Dolch, Speer und Beil
Zusammenstoßen, wo gedrängt, ein Keil im Keil,
Die Haufen wogen, peitscht von Bomben eine Flut,
Wie in das Meer, von rauher Winterstürme Wuth
Zerwühlt, ein Wolkenbruch sich stürzt, und Glied um Glied
Sinkt, gleich gemähtem Weizen an den Grund; am Boden wühlt
Ein Haufe wunder Leiber, und der düstre Blutstrom spült
Die Flammen selber aus. Doch eine neue Flut
Von schlechtbestaubten Männern wälzt sich übers Feld
Der Todten hin. Von neuem lodert auf die Glut
Der Waffen; Schwert an Schwert und Beil an Beil zerschellt:
Ein dumpfes Sausen kommt herab der Erde Grund —
Ein einziger Schrei! denn über Leiber blaß und wund
Würgt, stöhnt und wüthet der Kanonen Eisenrad,
Sucht mitten unter Sterbenden und Wunden einen Pfad.
Brechende Knochen knirschen — fluchend, lachend stöhnt
Die Batterie durch Leiber sich; nur angstvoll Wimmern tönt
Vom Grund herauf, doch an den Speichen klebt und hängt
Zerfetztes Fleisch, zerspritztes Hirn, und zügelverhängt
Saust's weiter fort. So Tag und Nacht und Nacht und Tag
Tost dumpf des Schlachtenmeeres wüster Wogenschlag. . . .

Es ist eine wilde Leidenschaft, ein Malen mit feurigen Tinten in den socialen Gedichten Hart's; ihr fesselloser,

zerklüfteter Stil, ihre nachlässige Behandlung des Verses gemahnt vielfach an die verwandte Art des genialen Amerikaners Walt Whitman. Nächst der socialen Seite ist aber die philosophische an „Homo sum" besonders interessant. Man kann von einem Philosophen, der sich des dichterischen Ausdrucks bedient, kein System, nicht einmal ein erschöpfendes und nach allen Seiten hin abschließendes Bekenntniß erwarten. So läßt sich auch nur ganz im allgemeinen sagen, daß die Weltanschauung Hart's, so weit sie aus diesen Gedichten hervorgeht, eine ihrem Grundzuge nach pantheistische, mit buddhistischen Elementen stark untermischte ist. Ueber den Tod — um auch die philosophische Seite des Buchs nicht ohne ein Beispiel zu lassen — spricht der Dichter sich in einer an den indischen Seelenwanderungsglauben anklingenden Weise aus:

Und immer wieder ringt sich ein Tag aus jeder Nacht:
Du, Seele, bist aus jedem Tod noch auferwacht.

Du wandelst ewig weiter durch Nacht und Tageslicht,
Und Welt auf Welt erhebt sich, und Welt auf Welt zerbricht.

Auf Sonnenschwingen hebt sich empor mein Herz und Sinn —
Auf Gottesflügeln schweb' ich empor — wohin? wohin?

In meine Augen flutet ein morgenheller Schein;
In meine Seele glutet das Gottesaug' hinein.

O Glanz, o furchtbar Leuchten, das meinen Geist umwallt,
Du hundertfältig Leben, dein letzter Schrei verhallt.

O süßes Wunderweben, was meinen Geist umwirbt,
Zu End' ist die Verwandlung; wer Gott geschaut, der stirbt.

Alles in allem betrachtet, erweist sich „Homo sum" als ein im Vordertreffen der modernen Ideen für Fortschritt und Aufklärung muthig kämpfendes Buch und zwar als das Buch eines nach Tiefe und Umfang seines Talents reich begabten Lyrikers. Hart ist unter den heute oft Genannten der Wenigen einer, welche auch die Zukunft noch nennen wird.

Wie Hart ist auch Ludwig Fulda ein Dichter von entschieden modernem Geblüt. Fulda's „Gedichte" (Nr. 2), die in den programmatischen Einleitungsstrophen „Sturm und Drang" dem „lebendig todten Plunder" in Gesellschaft und Staat den Fehdehandschuh hinwerfen, treten nicht minder feurig wie die Hart'schen für die Reform auf allen Gebieten des Lebens ein:

Aufräumen ist die Losung; frisch daran!
Schwer ist das Athmen unter Trümmerresten;
Seid endlich frei von des Vergangnen Bann,
Weilt nicht in längst verfallenen Palästen!
Viel ist zu thun — drum setzt die Hebel an!
Die Gegenwart hat Anspruch auf die Besten,
Daß sie nicht rückwärts auf das Todte schaun,
Nein, aus ihr selbst die Zukunft auferbaun.

Aber ist Hart eine mehr phantastische Natur, die, ein wahrhafter Stürmer und Dränger, sich am liebsten in rhapsodischen Phantasien ausgibt und nicht immer Maß und Klarheit zeigt, so ist Fulda umgekehrt ein durchaus maßvoller und ausgeglichener Geist, der zwar feurigen Weines voll ist, aber in gemessenem Takte, niemals im Taumelschritte, vornehm seine Reformstraße entlang schreitet. Hart ist vorwiegend Pathetiker und zwar ein brausender, donnernder, schmetternder, wenn nicht, was seltener der Fall, ein hymnenhafter und elegischer Pathetiker. Fulda ist dagegen mehr Satiriker und Sarkast. Er hat zwar beide Saiten auf seiner Lyra: die pathetische wie die satirische, und daß er der erstern wahrhaft bedeutende, herzerhebende Töne zu entlocken versteht, beweisen Gedichte wie das ideale „Die Priester der Schönheit", das seelenbewegende „An meine Mutter" und allen andern voran das wahrhaft großartige „Das Lied". Aber noch Hervorragenderes, wahrhaft überraschend Eigenartiges leistet er auf dem Gebiete der socialen Satire. Hier streift er mit seinem scharfen Witze, seiner feinen Ironie und parodistischen Komik alle Sphären des modernen Lebens und schont keine Thorheit, keine Schlechtigkeit, keine Verirrung der Zeit. „Dilettantismus", „Der Kritiker", „Weltverbesserung", „Flattergedanken eines unfreiwilligen Bücherwurms", „Der Musentempel" und andere sind treffliche Beispiele dieser Art. Und welcher Humor in der nachfolgenden köstlichen Erzählung:

Ein Gespenst.

Als die Romantik matt und alt
Nach Abenteuern mannichfalt
Sich rüstete zum Sterben,
Berief sie noch mit letzter Kraft
Aus Todtenbett gewissenhaft
All' ihre Söhn' und Erben.

Und sprach: „Ich thu' am heut'gen Tag
Den letzten schwachen Flügelschlag
Gleichwie ein müder Falter,
Und hinter mir versunken weit
Liegt meine goldne Jugendzeit,
Das theure Mittelalter.

„Zwar habt ihr mich noch aufgeputzt
Und jugendlich zurecht gestutzt,
Daß ich verlockend blinke;
Doch brustkrank war ich so wie so,
Ward nimmer der Triumphe froh
Und schämte mich der Schminke.

„Doch wenn ihr mich im Tode stört
Und wiederum heraufbeschwört
Aufs laute Welttheater,
So werd' ich spukend immerzu
Verlangen meine Grabesruh'
Als Geist von Hamlet's Vater.

„Genießt den Frühling, der euch naht,
Und schafft mir durch erfrischte That
Ein würdig Mausoleum!
Doch meine Garderobe stellt
Zu Nutz und Frommen aller Welt
Ins Nationalmuseum." —

Sprach's und verschied; doch fürchterlich
Erhebt die Schreckenskunde sich,
Vor der auch ich erblasse:
Daß um die Weihnachtszeit zumeist
Nachtwandelt ein erzürnter Geist
Auf Helsingörs Terrasse.

Wie Fulda hier den Romanticismus in unserer Literatur geißelt, so wendet er sich in andern Gedichten mit schneidiger Schärfe gegen die Tyrannei der Mode, gegen den Servilismus auf allen Gebieten des heutigen Lebens, gegen das Zopfthum in Schule und Gesellschaft, kurz gegen alles Sklaventhum und alle Lüge der modernen Welt. Es sind namentlich die Rubriken „Satura" und „Sprüche", sowie einige Stellen in den „Episteln", in welchen Fulda diese Kritik übt. Was die letztere betrifft, so muß die in prachtvollen Terzinen sich ergehende Epistel an Paul Heyse besonders rühmend hervorgehoben werden. Treffliches in ihrer Art leisten auch die in der letzten Abtheilung, in „Gestalten", zusammengefaßten drei längern Gedichte: „Die Windsbraut", „Die Wünschelruthe" und „Prometheus Pyrphoros", von denen namentlich das letzterwähnte einem bedeutenden Gedanken Ausdruck leiht und deshalb den Perlen der Sammlung beizuzählen ist. Prometheus Pyrphoros! Der feuertragende Prometheus! Welch ein Symbol! Welch eine Aufgabe für die Dichtung! Fulda hat die enlturgeschichtliche Idee groß und im umfassenden Sinne ausgeprägt. Bedeutsam und geheimnißvoll klingt die Dichtung mit den Strophen aus:

Mit den Menschen muß er leiden,
Der das Licht den Menschen zündete,
Der den hellen Tag verkündete,
Drin sich selige Götter weiden.
Seinen Leib zerfleischt die Klaue;
Seine Seele jauchzt empor,
Daß in düster nächtigem Flor
Sie ein Morgendämmern schaue,
Und sie schauet's durch hüllende Schleier,
Wie es rosig naht;
Denn schon rüstet der Befreier
Die erlösende That.

Einigermaßen klein neben den Hart'schen und den Fulda'schen Gedichten nehmen die Lieder „Aus dem Dornbusch" von Anton August Naaff (Nr. 3) sich aus. In der Vorrede stellt der Verfasser an die deutsche Lyrik der Gegenwart zwei Forderungen, die des Nationalen und die des Volksthümlichen. Er ist diesen beiden berechtigten Forderungen in seinem Liederbuche wacker nachgekommen: einfach und schlicht erklingen seine vielfach componirten („vertont" nennt das der allzu puritanische Dichter) Verse, und sie bieten dem Leser einen Inhalt, der in Empfindung und Gedanken stets echt deutsch ist. Aber damit ist zur Erfüllung des Programms einer wahrhaft zeitgemäßen Lyrik noch lange nicht alles gethan. Denn was wir vor allem von der heutigen Lyrik, wie von der heutigen Dichtung überhaupt zu fordern haben, das ist, daß sie, wie die beiden soeben besprochenen Sammlungen, vom modernen Bewußtsein tief erfüllt sei. Dieser Forderung werden die Naaff'schen Lieder viel zu wenig gerecht: kaum irgendwo in ihnen klingt es wie ein Eintreten für die großen socialen und politischen, ethischen und gesellschaftlichen Aufgaben und Kämpfe unserer Tage scharf und mannhaft durch; kaum irgendwo in ihnen tritt an die Stelle dessen, was der Lyrik aller Zeiten gemein ist, an die Stelle der alten Themata aus der Welt des Herzens und des Vaterlandes oder neben sie ein specifisch moderner Inhalt. Das ist es, was diese Gedichte matt und blaß macht. Immerhin aber wird das kleine Buch solchen Lesern, welche für die Forderung des Modernen weniger feine Fühlfäden besitzen und in diesen allem Veralteten und Ueberlebten mit Recht feindlichen Tagen sich noch an blos herkömmlicher Lyrik genügen lassen — immerhin, sage ich, wird das Buch solchen Lesern einiges Annehmbare bieten, und zu diesem dürfte unter anderm das im Folgenden als Probe der Naaff'schen Lyrik mitgetheilte, echt volksthümliche kleine Lied zu rechnen sein:

Die schwarze Katz' lief über den Weg,
Husch über den Steg,
Als ich mit meiner Liebsten wollt' gehn;
Im Mondschein lief's, hab's deutlich gesehn —
Was Leid's wird geschehn?

Die schwarze Wolk' stand über dem Haus —
Schu —! finster sah's aus!
Wo meiner Liebsten Herzelein schlief —
Es wacht' nicht auf, wie bang' ich auch rief,
Es schlief, ach, so tief! . . .

Die schwarze Untreu fiel ihr ins Herz,
Ins springende Herz;
Da mußt' in Leid des Wegs ich gehn —
Ich hab' nicht Stern, nicht Steg mehr gesehn.
Wie weh' mir geschehn! . . .

Ganz abseits von den Heerstraßen, auf denen der moderne Geist seine Colonnen marschieren läßt, bewegen sich, wie die Naaff'schen Gedichte, auch die beiden Liedersammlungen, zu denen ich mich jetzt wende: Fedor Sommer's „Auf der Wanderschaft" (Nr. 4) und Ernst Rethwisch's „Letzte Jugendlieder" (Nr. 5). Sommer, der seine lyrischen Kleinigkeiten uns in den Abtheilungen „Aus der Welt" und „Aus dem Herzen" vorträgt, bewegt sich vollständig in den ausgetretenen Gleisen der alten Eichendorff'schen Schule. Ihm fehlt alle eigene Physiognomie. Seine Lieder „Aus der Welt", meistens Wanderlieder, haben weder Leben noch Plastik; seiner Herzenslyrik gebricht es an Eigenart und Farbe. Das Schwächliche wiegt in diesen Gedichten eines angenscheinlich noch sehr jugendlichen Poeten überall vor. Wer eins dieser Sachen gelesen, kennt sie alle; denn Sommer hat nur einen Ton, und dieser eine Ton ist nicht einmal ein originaler. Man höre nur:

Sonst und jetzt.

1.

An alter Friedhofsmauer
Liegt still ein frisches Grab;
Ein Kleid von bunten Blumen
Der Lieben Hand ihm gab.

Es ist von meinem Herzen
Der Liebsten Grab ein Bild:
In wehmuthsvolle Lieder
Schmerzmildernd es sich hüllt.

2.

An alter Friedhofsmauer
Liegt still ein altes Grab;
Verfallen ist der Hügel;
Kein Blümlein nickt herab.

So ward's in meinem Herzen
Todöde mit der Zeit.
Kein Schmerz treibt mehr zum Liede;
Ich trage stumm mein Leid.

Ist das nicht die alte monotone, weinerliche Elegik, die unverwüstlich durch einen guten Theil der Lyrik des vorigen wie des gegenwärtigen Jahrhunderts geht? Wir brauchen in dieser Zeit der That neue kräftigere Töne; wir brauchen einen neuen, aus dem Geiste der Zeit geschöpften Gehalt.

Nicht viel besser als die Sommer'schen erweisen sich in diesem Punkte, dem Punkte der mangelnden Fühlung mit der Zeit, die Rethwisch'schen Lieder. Und ferner: auch ihnen fehlt die Originalität des Tons. Eigenes Empfinden und Denken klingt hier wie dort viel zu wenig durch. Keine selbständigen Spiegelungen von Welt und Zeit! Aber verglichen mit der in d. Bl. (in Nr. 21 von 1889) ebenfalls besprochenen ersten Ausgabe der „Letzten Jugendlieder" bekundet diese wesentlich vermehrte neue Auflage doch einen erheblichen Fortschritt, was freudig anerkannt werden möge. Das Gemeinplätzliche, Unreife, Ueberjugendliche ist hier durch Ausmerzungen und Ergänzungen fast ganz verwischt worden, und manches echte Gefühl kommt in den oft sehr hübschen Versen zum Ausdrucke. Zu den besten Gedichten des Hefts gehören das Lied auf Kaiser Friedrich und das nachstehende:

Lied der Antwerpener.

Du schöne Stadt Antwerpen,
Herrschst über Land und Meer;
Wie gehen so stolz deine Schiffe,
Deine Menschen so stolz einher!

Du schöne Stadt Antwerpen,
Noch sah ich die schönere nicht;
Hast Sinn für Gebilde der Künstler,
Hast Sinn für Arbeit und Pflicht.

Du schöne Stadt Antwerpen,
Ich hab' dich innig lieb
Und wünschte, daß ich immer
In deinen Mauern blieb'.

Doch führt' mich einst das Schicksal
In fremdes Land hinein,
Möcht' ich, mein lieb Antwerpen,
In dir begraben sein.

Möchten diesen „letzten" Jugendliedern des Dichters Lieder der Kraft und der Männlichkeit nachfolgen, die das bisher von Ernst Rethwisch Gebotene nur als Vorstudien und Talentproben erscheinen lassen!

Den heute gewürdigten rein lyrischen Veröffentlichungen lasse ich zum Schlusse einen kurzen Hinweis auf eine Spruchsammlung folgen, auf Moritz Goldschmidt's „Brennnesseln" (Nr. 6). Dieses „epigrammatische Unkraut", dessen Motto lautet:

Warum dies Büchlein nur broschirt
In unsern prachtliebenden Tagen?
Ich wollte alles ungeziert
Und — ungebunden sagen —

hat mehr ein ethisches als ein poetisches Verdienst: es sagt der Gegenwart in meistens ansprechender Form manche derbe Wahrheit, aber es stellt dem Verfasser nirgends das Zeugniß einer über das Mittelmaß hinausreichenden dichterischen Begabung für die Spruchpoesie aus. Recht keck und frisch lesen sich Stachelverse wie die folgenden:

Der Mantel der Liebe.

Der Menschen fromme Triebe
Nun einmal nicht anders sind:
Sie hängen den Mantel der Liebe —
Stets gerne nach dem Wind.

Die deutsch-ostafrikanischen Colonien.

Wie die Colonisirung, fragest du,
In Afrika gediehn? —
Die Auswanderung nimmt täglich zu —
Aus unsern Colonien.

Die morganatische Gemahlin des Fürsten X.

Sie erreichte ihr Ziel — man erräth's
Sehr leicht, auf welche Weise:
Sie hatte vom „hohen Trapez"
Nicht mehr weit in die „höchsten Kreise" —

Eine strengere Sichtung und Siebung würde die beizende Energie dieser „Brennnesseln" nicht wenig gesteigert haben.

Ernst Biel.

Zur deutschen Geschichte.

1. Bilder aus der ältern deutschen Geschichte von Gotthold Klee. Erste Reihe: Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. (Geschichtsbilder aus der deutschen Urzeit.) Gütersloh, Bertelsmann. 1890. 8. 2 M. 25 Pf.

Der Verfasser sucht auf Grund der neuern Literatur ein Bild der ältesten Epoche der deutschen Geschichte zu entwerfen; seine Darstellung ist in erster Linie für die reifere Jugend berechnet, und sie erfüllt recht gut den vorgezeichneten Zweck. Im ersten Buche werden die innern Zustände der Germanen der Taciteischen Zeit geschildert, im zweiten werden in der Kürze die Kämpfe mit den Römern erzählt. So viel wir sehen, findet sich Unrichtiges nicht; Neues in einem Werke dieser Art zu verlangen, wäre eine ganz unbillige Forderung. Die wichtigern Arbeiten der neuern Forscher sind gewissenhaft verwerthet; die Erzählung ist prunklos, aber klar und verständlich. Das Buch kann daher der Jugend mit gutem Gewissen in die Hand gegeben werden.

2. Zur Geschichte der auswärtigen Vertretung Baierns im 16. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Gesandtschaftswesens überhaupt von Friedrich Leist. Bamberg, Buchner. 1889. Gr. 8. 3 M.

Eine Diplomatie im modernen Sinne ist im 16. Jahrhunderte noch nicht vorhanden. Zu besondern diplomatischen Verhandlungen werden Specialbevollmächtigte abgesandt; für gewöhnlich dagegen und ständig haben die Höfe im Auslande Agenten, die auf die Politik des Landesherrn in keiner Weise directen Einfluß ausüben. Die Obliegenheit dieser Agenten besteht in der Berichterstattung; es ist ihre Hauptaufgabe aus dem Orte, wo sie sich befinden, Neuigkeiten zu melden; ihre Nachrichten beschränken sich durchaus nicht auf das politische Gebiet, sondern betreffen Sachen aller Art. Ihre Berichte sind daher, abgesehen davon, daß sie natürlich oft großen historischen Werth haben, eine reichhaltige Fundgrube für die sogenannte Culturgeschichte. Zum Theile sind diese auswärtigen Agenten berufsmäßig von ihrem Landesherrn an den betreffenden Hof beordert, zum Theile sind es Beamte des Hofs, an dem sie sich befinden, die nur nebenbei auch hier für auswärtige Fürsten thätig sind. Die Belohnung dieser Agenten ist eine sehr verschiedene; die ständige Besoldung beträgt nicht viel mehr als einige hundert Gulden. Diese auswärtigen Agenten werden von Leist in Bezug auf Baiern auf Grund der Acten des königl. bairischen geheimen Staatsarchivs in München im einzelnen geschildert; in den umfangreichen Beilagen gibt er Auszüge aus den Berichten der bairischen Agenten über die verschiedensten Dinge, worunter sich recht interessante Sachen befinden.

3. Der französische Einfluß in Deutschland unter Ludwig XIV. und der Widerstand der kurbrandenburgischen und kursächsischen Politik. Eine historisch-politische Studie. Aus den Quellen des K. Sächs. Hauptstaatsarchivs in Dresden. Von Ferdinand Dieffenbach. Aus dem Nachlaß des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Adolph Kohut. Dresden, Oehlmann. 1890. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser bietet uns eine ausführliche Geschichte der deutsch-französischen Politik von 1670 bis ziemlich zum Frieden von Vossem; vorausgeschickt ist ein Ueberblick über die Zeit seit dem Westfälischen Frieden unter besonderer Rücksichtnahme auf den ersten Rheinbund. Neues bisher unbekanntes Material wird aus dem dresdener Archive beigebracht; es betrifft dasselbe mehr das Einzelne der Verhandlungen als die wesentlichen Punkte. Wir werden in die Zeit der unbestrittenen Vorherrschaft Ludwig's XIV. geführt; es besteht damals in Deutschland eine große französische Partei. Um so heller hebt sich von diesem dunkeln Hintergrunde die Gestalt Friedrich Wilhelm's von Brandenburg ab; freilich beweist gerade die ausführliche Darstellung Dieffenbach's recht einleuchtend, daß man sehr irren würde, wollte man jenem Herrscher eine ideale deutsch-nationale Politik zuschreiben: vielmehr vertritt derselbe eine sehr reale brandenburgische Politik, die nur dadurch, daß schon damals die Interessen Brandenburgs in den meisten Punkten mit denen Deutschlands zusammenfallen, eine hervorragend nationale wird. Viel schwächlicher als diese zielbewußte Politik des Großen Kurfürsten ist die Haltung Kursachsens, das sich nicht entschließen kann, der brandenburgisch-kaiserlichen Allianz, zu der es doch innerlich hinneigt, entschieden beizutreten. Die Darstellung, deren Zusammenhang mehrfach durch den wörtlichen Abdruck von Actenstücken gestört wird, bricht ganz unvermittelt und unmotivirt mit den Vorbereitungen zu den Friedensverhandlungen ab, ohne das Ergebniß der letztern mitzutheilen.

4. Karl Graf zu Wied, Königlich Preußischer Generallieutenant. Ein Lebensbild zur Geschichte der Kriege von 1734 bis 1763 nach den hinterlassenen Papieren des Verewigten und andern ungedruckten Quellen von Fr. von der Wengen. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 10 M.

Wol über kein anderes wichtiges Ereigniß der letzten Jahrhunderte besitzen wir noch heutzutage eine so vollkommen unzureichende und irreführende Tradition wie über den Siebenjährigen Krieg. Die ganze Ueberlieferung ist hier durch die Umgebung des Prinzen Heinrich in tendenziöser Weise beeinflußt und wird namentlich den Thaten und Verdiensten des Königs in dem Kriege in keiner Weise gerecht. Der Fall, daß sich eine so unrichtige Tradition bis in die moderne kritische Geschichtsforschung hinein behauptet hat, dürfte so ziemlich einzig in seiner Art sein. Es ist zu hoffen, daß die seitens des preußischen Generalstabes uns verheißene Darstellung, wenigstens was die militärische Seite des Gegenstandes betrifft, ein richtiges Bild an Stelle des falschen setzen wird; bis zu ihrem Erscheinen aber muß bei der gekennzeichneten Sachlage jedes Werk, das wirklich neues Material für die Geschichte des Kriegs beibringt, als äußerst willkommen begrüßt werden. Das Buch Wengen's ist nun in der That trotz seiner unleugbaren Schwächen eine werthvolle und wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse. Der Held des Werks, der Graf Wied, gehört nicht zu den Personen, die in der populären Tradition fortgelebt haben; trotzdem aber sind seine Verdienste mindestens ebenso bedeutend wie die des von der Ueberlieferung so gefeierten Ziethen. Dies wird durch den berufensten Kritiker, den König selbst, bewiesen, der nach der Schlacht bei Torgau zuerst Wied für den Sieg dankt, der auf dem Schlachtfelde von Liegnitz zu jenem sagt: „Die Schlacht ist von Ihnen, Herr Graf.“ Auch sonst hat Graf Wied während des Siebenjährigen Kriegs sich in selbständigerer Commandoführung ausgezeichnet. Sein Biograph hat über ihn und die Feldzüge, an denen er betheiligt, ein ziemlich reichhaltiges Material zusammengebracht; freilich ist dasselbe doch nicht genügend, um alle Fragen zu beantworten, und läßt uns leider gerade da im Stiche, wo nach der Kritik Friedrich's des Großen die bedeutendsten Verdienste Wied's zu suchen sind. Mehrfach erweitert sich die Biographie zu einer vollständigen Kriegsgeschichte, so namentlich für die beiden Jahre 1761 und 1762. Volle Anerkennung verdient der

Fleiß des Verfassers: er hat sich mit Eifer und auch mit Erfolg bemüht, aus dem noch ungedruckten Material neue Aufschlüsse zu gewinnen und hat auch wirklich in sehr vielen einzelnen Fällen unsere Kenntniß der Kriegsgeschichte namhaft bereichert. Sehr viel schönere Früchte würde dieser Fleiß freilich geliefert haben, wenn sich der Verfasser ein wenig mehr in der gedruckten Literatur umgesehen hätte: die neuern Forschungen (nach Bernhardi) über den Siebenjährigen Krieg kennt er gar nicht; er weiß nicht einmal etwas von der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen, in der er für die Feldzüge von 1756 und 1757 eine Quelle allerersten Ranges gefunden haben würde. Die schlimmste Folge dieser Vernachlässigung der neuern Literatur besteht darin, daß Wengen in dem Gaudi'schen Journal, das schon längst als durch und durch tendenziös und unzuverlässig nachgewiesen ist, eine objective Quelle erblickt und eingestandenermaßen hierauf seine Darstellung in erster Linie stützt. Daß bei diesen Umständen sein Werk selbst für die mit sehr großer Ausführlichkeit behandelten Partien leider in keiner Weise abschließend genannt werden kann, liegt auf der Hand.

5. Aus der Regierungsthätigkeit Friedrich's des Großen. Von Rudolf Stadelmann. Mit einem Bildniß Friedrich's des Großen nach einer Zeichnung von Gottfried Schadow. Halle a. S., Hendel. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Wol jeder, der zu einem größern Werke umfangreiche Vorstudien machen muß, behält bei der Ausarbeitung seines Materials gewisse Schnitzel übrig, die er dort nicht verwerthen kann. So ist es auch Stadelmann bei seinem Buche über die Thätigkeit Friedrich's des Großen für die Landescultur ergangen. Wenn es indessen einem Schriftsteller gelingt, aus diesen Abfällen ein so anziehendes Werkchen zu gestalten wie das hier vorliegende, so kann man ihn nur aufs beste dazu beglückwünschen. Die kleine Schrift eignet sich ganz vorzüglich zu einer Einführung in die Thätigkeit Friedrich's auf dem Gebiete der innern Politik. Jeder, der sich durch eigene Studien mit der Sache beschäftigt hat, erstaunt immer von neuem über die allumfassende Arbeitskraft des großen Königs, der an einem Tage eine Menge Dinge der verschiedensten Art erledigt, und zwar alles mit der gleichen Schärfe der Auffassung, mit der gleichen Sachkenntniß. Dies Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung wird nun wol jeder theilen, der Stadelmann's Buch liest. Es wird in demselben eine sachlich geordnete Auswahl aus den Cabinetsordres Friedrich's geboten; man bekommt einen Einblick in seine Bemühung auf dem Gebiete der Colonisation, die Agrarpolitik, des Gewerbewesens, der Bauthätigkeit, des Militärwesens, der Rechtspflege, des Kirchenwesens, der bildenden Künste. Da ich in der Lage war, selbst das gesammte Material im Original durchzusehen, kann ich sagen, daß die Auswahl mit Verständniß gemacht ist. Von irgendwelcher Vollständigkeit mußte natürlich von vornherein abgesehen werden; die mitgetheilten Sachen sind durchweg durch ihren Inhalt von Interesse. In ihrer überwiegenden Mehrzahl bieten sie einen neuen Beleg für die beispiellose Genialität des Monarchen; nur selten treten Schattenseiten seiner Regierung hervor, wie seine Vorliebe für den Adel: „Ich nicht will, daß solche Leute, die nicht vom rechten Adel sind, wie Offiziers bei die Regimenter kommen." Von Mittheilung einzelner bemerkenswerther Sachen sehe ich hier ab, um desto dringender die Lektüre des Buchs selbst anzurathen, das kein preußischer Staatsbürger, der auch nur etwas geschichtlichen Sinn besitzt, ungelesen lassen sollte.

6. Josefina. Von G. Wolf. Wien, Hölder. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ganz dasselbe, was das Buch Stadelmann's für Friedrich den Großen, bietet die Schrift Wolf's für Joseph II., zu dessen hundertjährigem Sterbetage (20. Februar 1890) sie veröffentlicht ist; auch sie ist offenbar hervorgegangen aus allerlei Abfällen, die bei den archivalischen Studien des Verfassers übrig geblieben sind. Es wäre eine ganz fesselnde Aufgabe, auf Grund der beiden Veröffentlichungen Joseph's Thätigkeit mit der Friedrich's im einzelnen zu vergleichen; freilich würde dieser Vergleich nur selten zum Vortheile Joseph's ausfallen. Der größte Theil der Schrift Wolf's beschäftigt sich mit der Kirchenpolitik des Kaisers, auf die hier vielfach neues Licht fällt. Wir sehen vor allem, daß die Toleranz Joseph's doch ihre bestimmte Grenze hatte; stets wollte er die katholische Religion als Staats- und herrschende Religion aufrecht erhalten wissen; von Proselytenmacherei seitens der Protestanten wollte er nichts hören, vielmehr suchte er durch allerlei Verwaltungsmaßregeln eine weitere Ausdehnung des Protestantismus möglichst zu verhindern. Gegen die Deisten in Böhmen ging Joseph mit einer Härte vor, die ganz unvereinbar ist mit dem Bilde, das eine fälschlich idealisirende Geschichtschreibung von dem Kaiser entworfen hat. Ueberhaupt zeigt gerade Wolf's Buch, daß Joseph — und es kann das für ihn als Herrscher nur ein Lob sein — sich weit mehr auf dem Boden der realen Verhältnisse hielt, als man so vielfach annimmt, und daß er bei aller Entschiedenheit seiner Reformpolitik doch eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Dies zeigt sich auch in seinem Verhalten in Bezug auf die Preßfreiheit, wo sonst sein Liberalismus wol am weitesten ging, wo er aber doch sich nicht scheut, durch Einführung der Stempelabgabe ein Correctiv zu schaffen.

7. Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmedy im Jahre 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst von Stockmar, ehemaligen Cabinetssecretärs Ihrer königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen, herausgegeben von Emil Daniels. Berlin, Hertz. 1890. Gr. 8. 4 M.

Wie wir aus dem Vorworte erfahren, beabsichtigte Stockmar eine umfassende Geschichte der Französischen

Revolution; aus seinen Studien zu derselben wird uns hier die Darstellung der Flucht Ludwig's XVI. mitgetheilt. So viel ich sehe, hat der Verfasser ungedrucktes Material nicht benutzt; dafür ist die gedruckte Literatur mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwendet. Die Darstellung selbst zeichnet sich durch Klarheit, Eleganz und Lebendigkeit aus und in stilistischer Beziehung ist die kleine Schrift entschieden ein Musterstück. Rechnet man dazu die Sauberkeit der Zeichnung, das maßvolle und die verschiedenen Richtungen und Personen gleich unbefangen würdigende Urtheil, so kann man dem Buche so ziemlich ohne Einschränkung ein gutes Zeugniß ausstellen. Aufs schärfste tritt hier die Kopflosigkeit, ja geradezu die Unfähigkeit des Königs hervor; man schüttelt beim Lesen der eingehenden Erzählung Stockmar's immer wieder den Kopf über die unfaßbaren Thorheiten Ludwig's und wundert sich nur, daß die Flucht erst in Varennes und nicht schon früher vereitelt wurde. Das Endurtheil Stockmar's über die allgemeinen politischen Verhältnisse, unter denen die Flucht geplant und ausgeführt wurde, sei hier mit seinen eigenen Worten mitgetheilt:

Kaiser Leopold schwankte in der französischen Frage zwischen dynastischer und politischer Politik. Er betrachtete es als Ehrenpflicht, für die unglückliche Schwester das Schwert zu ziehen, aber dies Gefühl war in ihm weniger stark entwickelt als die Staatsraison, die ihm gebot, das Steuerruder anderswohin zu lenken, auf die Gefahr hin, daß die Schwester versank. ... Diese Nichtachtung der kleinlichen Gebote der privaten Moral steht einem Fürsten ganz gut zu Gesicht, tadelnswerth indessen bleibt, daß Leopold selbst nicht wußte, was er wollte, und daß er seinen Verwandten unbegründete Hoffnungen machte. Vielleicht ist er durch diese Schwäche mitschuldig an dem traurigen Geschicke der Schwester! Das französische Königspaar unternahm die Flucht in dem Glauben, daß Leopold ihnen früher oder später helfen werde, und schob andererseits die Flucht lange hinaus, weil Paris erst handeln wollte, wenn Wien bereit war. Während des dreivierteljährigen Zögerns änderten sich die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Ludwig's.

Walther Schultze.

Erzählungen aus fremden Ländern.

1. Nachtigal's Grab. Roman aus dem Negerleben Afrikas von Bernhard Schwarz. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Baldamus. 1890. 8. 5 M.

Die colonialpolitischen Bestrebungen unserer Zeit sind durch Zolling und Benkard für den Roman verwerthet worden. Ihnen schließt sich Dr. Bernhard Schwarz an. Er zeigt uns Personen und Verhältnisse, die unserm Anschauungsvermögen bisher vollständig fremd waren. Wir lernen das Seelenleben von Menschen kennen, welche grundverschieden von uns sind durch Abstammung, Lebensgewohnheiten und Umgebung, und wir müssen wahrnehmen, daß es das gleiche unter jedem Breitengrade ist. Die Gefühle von Liebe und Haß treten nur höher gesteigert hervor. Sie tragen den Charakter der ungepflegten Natur jener wilden Länder: bis ins Ungeheuere sich ausdehnende Felskolosse, deren Spitze in den Wolken verschwindet; meilenlange Urwälder mit undurchdringlichem Dickicht, unter dem jedoch die farbenglühendsten Blumen ihren berauschenden Duftreichthum aufschweben lassen; reißende Ströme, welche sich zwischen zerklüfteten Ufern ins tosende Meer stürzen; majestätische Wüstenplateaus und spärliche Ansiedelungen. Die geschilderten Personen sind nicht ideale Gestalten, sondern Menschen von Fleisch und Blut, mit leicht erregbaren Sinnen, bei denen ein glatter Civilisationsfirnis die angeborenen rohen Triebe schlecht verbirgt.

Die Erzählung Schwarzs hat eine leicht erkennbare Fabel. Man erräth schon den Schluß nach dem ersten Drittel des Romans. Die Spannung wird dadurch beeinträchtigt. Das schadet aber dem Werke beim Leser nicht viel. Er verfolgt mit um so größerer Ruhe die wahrhaft meisterlichen Schilderungen über Land und Leute Liberias. Diese von den Amerikanern für freigelassene Sklaven gegründete Negerrepublik ist der Schauplatz einer Reihe interessanter Begebenheiten, die sich skizzenartig aneinanderfügen, lose verschlungen durch den rothen Faden des Romans.

Eine jugendlich-schöne, absonderliche Amerikanerin hat sich in den Kopf gesetzt, das Glück eines fremden Erdtheils zu begründen, weil keiner ihrer zahlreichen Verehrer etwas Originelles an sich habe. Kathi Armstrong ist das einzige Kind — die Mutter eine Deutsche — unermeßlich reicher Leute. Sie kann daher jeder Laune fröhnen; kein noch so kostspieliger Wunsch wird ihr versagt. Da wirbt der deutsch-amerikanische Marineoffizier Heinrich von Rauhenstein um sie. Er ist ihr auch nicht gleichgültig, aber sie verlangt eine Probe seines Muthes: er soll von einer steilen Klippe ins Meer springen — eine ebenso zwecklose als wahnsinnige That. Er führt dieselbe natürlich nicht aus und tief gekränkt über diesen „Mangel an Liebe" zieht sie in die ferne Fremde. Hindernisse aller Art stellen sich jedoch gleich bei ihrer Landung ihrem reformatorischen Begeisterungsdrange in den Weg. Sie sieht sich verlacht, verspottet, geradezu für verrückt gehalten von Menschen, die geistig tief unter ihr stehen, sich aber einbilden, sie zu überragen, dank ihrer französischen „Bildung". Geradezu köstlich, naturwahr ist die Unterredung geschildert, welche Kathi mit dem Gouverneur von Liberia hat. Der Ball ist eine gleiche Prachtscene. Die junge Amerikanerin macht alle denkbaren Enttäuschungen durch. Sie kommt mit den verschiedenartigsten Personen in Berührung, deren Schicksale mit außerordentlicher psychologischer Vertiefung wiedergegeben sind. Der Vorsteher der deutschen Factorei, ein gewesener Baron Goldan, ist ergreifend geschildert. Der Neger Bill — die zweite Hauptperson des Romans —

läßt sich sehr gut verstehen, ebenso der geldgierige Negerdandy Don Cesar, die liebestolle, ehrgeizige Närrin Frau Howard und ihre Tochter Sabine, die Negermädchen Melinde und Mary. Jede Person stellt einen Typus dar. Wir sehen in wechselvollen Bildern das gesellschaftliche Leben von Monrovia, das traurige Dasein der eingeborenen Kruboys, das schließlich zu Verschwörung und blutigem Aufstand führt, Giftmord, Attentate, Gerichtsverhandlungen, Straßenscenen und Buschkämpfe, Schiffsunglück, Tod durch Haifischbiß, und schließlich die Blockade des Freistaats durch einen amerikanischen Kreuzer; daneben ein süßes Liebesidyll, ein gewaltiges Trauerspiel der Leidenschaft, Herzensverirrungen, schwere Schuld und echte Reue, alles sich in Harmonie auflösend, selbst Humor fehlt nicht. Kathi wird aus persönlicher Lebensgefahr durch den Offizier des Blockadeschiffs, Herrn von Rauhenstein, gerettet und sinkt ihm bekehrt in die Arme. Bill heirathet Sabine, und beide leiten eine Erziehungsanstalt am Palmencap. Der Titel „Nachtigal's Grab" erklärt sich erst zum Schlusse, wo Bill sein junges Weib auf die Höhe des Caps führt, auf der der berühmte Reisende begraben liegt. Er hatte einmal zu dem lernbegierigen Knaben Bill gesagt: „Werde ein Licht in deinem finstern Lande." Von der Schreibart des Romans gibt dieser letzte Absatz auch das beste Zeugniß:

„Hier unten, Geliebte, ruht mein bester Freund, ein edler Deutscher, dem ich es verdanke, daß ich, wenn auch nach Um- und Abwegen, mich selbst und dich wiedergefunden. Der unvergeßliche Mann war aber zugleich der größte Wohlthäter von ganz Afrika. Denn er hat am eigenen Beispiele gezeigt, wie dieser unerschlossene Erdtheil erschlossen und in den Dienst der übrigen Welt gestellt werden kann, nämlich nicht durch rauhe Waffengewalt, auch nicht blos mit Geld und Klugheit, sondern allein in der Weise, daß man in Liebe und Geduld unsere arme dunkeläugige Rasse zu echtem Menschenthum erzieht." In diesem Augenblicke blitzte die untergehende Sonne noch einmal durch die Nebelmassen am Horizonte. Fluten von rothgoldenem Lichte schwebten über die weite Wasserfläche und ergossen sich verklärend auf die unermeßlich düstern Urwälder, welche der Blick von dort oben landeinwärts überschaut, daß es nicht anders war, als ob eine überirdische Macht vom Himmel her, über die dunkeln Lande das alte Schöpfungswort gesprochen: „Es werde Licht." Und aus den Kronen der altersgrauen Palmen, unter denen unser junges Paar saß, wehte es dabei gleich Geisterstimmen, während am Fuße des Vorgebirges die gegen den schwarzen Felsen donnernden Wogen dazu tönten wie ein gewaltiges Ja und Amen.

2. Rose Rozier. Roman von Henri Gréville. Autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Zwei Bände. München, Callwey. 1890. 8. 7 M.
3. Robert Elsmere. Von Mrs. Humphry Ward. Mit Autorisation der Verfasserin übersetzt von Therese Leo. Zwei Bände. Berlin, Schorer. 1889. Gr. 8. 12 M.

Wie verschieden diese beiden Romane auch sind, fremd berühren uns die dort aufgestellten Probleme, fremd die Art ihrer Entwickelung, fremd ihre Lösung. Und doch wie naturgemäß, wie richtig aus einander gefolgert ist alles! Nach den gegebenen Thatsachen wäre jeder andere Schluß widersinnig, die Charaktere handeln unmittelbar nach der Eingabe ihres Impulses, und der ist bei beiden Romanen derselbe: die Heldin — im ersten — sucht das Glück gewaltsam herbeizuzerren; der Held — im zweiten — macht dieselben Versuche. Nur sie will es durch Liebe, er durch Religion; beide unterliegen in dem aufreibenden Kampfe. Wie ein urgewaltig düsteres Schicksalswort klingt es zwischen den Zeilen hervor: „Wen Gott nicht für das Glück bestimmt hat, der wird es nie erreichen. Jeder Schritt, der es ihm näher bringen soll, wird ihn davon entfernen, bis er in den Abgrund der Schuld oder des Unglaubens fällt." Das ist die beiden Werken gemeinschaftliche Richtung. Sie weichen aber sonst voneinander ab: „Rose Rozier" ist von einem Manne für Frauen geschrieben; „Robert Elsmere" von einer Frau für Männer, d. h. bei ersterm herrscht das Gefühl vor, bei letzterm der Verstand. Das Thema von „Rose Rozier" haben auch schon deutsche Schriftsteller, unter anderm Paul Lindau, zu behandeln versucht: die Ehe einer frühern Schauspielerin, aber sie haben es nicht in der ergreifenden Weise Gréville's vermocht. Wie naturwahr ist z. B. der Haß ausgedrückt, den die Künstlerin gegen ihren eigenen Stand empfindet, der sie von der „Gesellschaft" ausschließt:

Weil ich den Leuten für Geld Komödie vorspiele, heben die Mütter von Töchtern den Saum ihrer Kleider in die Höhe, um nicht an mich anzustreifen, und befehlen ihren Töchterlein, die Kaufläden auf der andern Seite der Straße zu besichtigen. . . . Ich spiele öffentlich Komödie, es ist wahr . . . sie spielen sie aber im Gesellschaftszimmer . . . wer vermag das Gegentheil zu sagen? Ich täusche wenigstens niemanden! Sobald der Vorhang gefallen ist, lüge ich nicht mehr. . . . Dessenungeachtet besitze ich eine Seele, die keinen Vergleich zu scheuen hat, und ein Herz, das heiß zu lieben vermöchte. Hat man es jemals darum befragt? Hat man mich im Urtheile gleich den andern mit Sanftmuth, Güte und Nachsicht behandelt . . . statt zu hassen? . . . Ach, wie grausam ist das Leben. . . . Ich will nicht, daß man mich anbete, ich will, daß man mich liebe.

Und sie wird geliebt, geliebt von einem jungen Ingenieur Just André, der seine Aeltern nie kannte, nur etwas von einer Mutter gehört hat, aber einen unbekannten Wohlthäter besitzt. Er ist im höchsten Grade sittenstreng und pedantisch. Er hält um Rose an und sie heirathet ihn endlich, trotzdem sie eine heimliche Liebe zu Dr. Langlois fühlt, dem Arzte, der sie auf wunderbare Weise vom sichern Tode gerettet hat. Langlois hat sie auch geliebt, aber auf den Wunsch seiner Familie ein ganz junges Mädchen geheirathet, mit dem er glücklich lebt. Diese Frau hat eine Schwester, Hermine, bei deren erstem Anblicke André die wirkliche Liebe fühlt. Er merkt deutlich, nur ein Sinnenrausch, die Befriedigung des Ehrgeizes zieht ihn zu Rose. Sein Herz gehört dem unschuldigen Kinde, das ihm voll echt weiblichen Stolzes den neugeborenen ersten Neffen entgegenhält. So lernte er sie kennen. Die Ehe mit Rose kann unter solchen Verhältnissen nicht gut ausgehen. Madame André wird nun in die Kreise aufgenommen, die ihr bisher verschlossen waren.

Sie bewegt sich mit vielem Takte und vollendeter Sicherheit in ihnen, aber sie fühlt sich doch nicht heimisch. Sie merkt den Zwang heraus, den sich die „Gesellschaft" auflegt; die ihr erwiesenen Freundlichkeiten gelten ihr, weil sie die Frau ihres Mannes ist, nicht ihrer Person halber. Sie sehnt sich zurück nach ihrer frühern Welt, wenigstens nach dem Verkehre mit einigen Mitgliedern derselben,

einer Welt, in welcher man sich gern sieht, in welcher unschuldige Vergnügungen erlaubt sind, wo Theater, Musik, Reiten, Tanz und sonstige Körperübungen offen eingestanden werden, wo die Gatten ihre Frauen begleiten, wenn sie wollen, und sie allein gehen lassen, wenn sie Lust haben, daheim zu bleiben; in einer Welt, die, wie ich ja zugeben will, nicht die vornehmste ist, in welcher wir aber die Mitglieder der besten Gesellschaft sehen, die sich nichts zu vergeben glauben, wenn sie sich unter uns mengen; in einer Welt, in welcher man kirchliche Hochzeiten und Taufen feiert, in welcher mit einem Worte dieselben Factoren vorhanden sind, wie in den höchsten Kreisen, denen sie bei Verachtung jeglichen Vorurtheils auch vollkommen gleich sind.

Ihr Gatte bleibt unerbittlich. Verschiedene Verhältnisse treten dazwischen und eines Tags verläßt sie ihn. Das Ehepaar trifft noch einmal in Belgien zusammen. Rose ist André in Männerkleidern nachgereist. Es kommt zu einer stürmischen Scene, in deren Verlaufe die Frau ihrem Manne eine Dolchwunde beibringt und sich selbst in den Fluß stürzt. Just glaubt, sie sei ertrunken. Er meldet ihren Tod und erklärt — nun er Witwer — Hermine seine Liebe. Da taucht das Gerücht auf, er habe seine Frau umgebracht, um die Geliebte heirathen zu können. Es kommt zum Processe; seine Verurtheilung ist zweifellos. Da erscheint Rose im Schwurgerichtssaale und rettet dadurch den Gatten. Sie hat vom Processe in Amerika gelesen, wo sie unter angenommenem Namen als Schauspielerin thätig war und für die Frau eines frühern Verehrers Saint-Chaix galt. Sie hat denselben nie geliebt, sondern ging mit ihm durch, weil ihr kein anderes Mittel zur Flucht übrig blieb. Sie ist längst seiner überdrüssig und hat in der Entfernung erst recht die edeln Eigenschaften des Gatten schätzen gelernt, ja, sie liebt ihn nun! André versöhnt sich vor den Augen der Welt — auf Anrathen Dr. Langlois' und Herminens selbst — mit seiner Frau. Sie ziehen zusammen, leben aber nur nebeneinander. Just ist seine ganze freie Zeit bei Hermine, die schwer erkrankt, dem Tode nahe ist. Da opfert sich Rose. Sie hat das junge Mädchen kennen und schätzen gelernt, weiß auch, daß ihr Mann sie nie mehr lieben wird — und sie stirbt:

Ich habe niemals Gutes zu thun vermocht, nicht einmal jenen, die ich liebte. Ich scheide ohne Bedauern, ohne Groll, ohne Gewissensbisse von hinnen. Dies ist der einzige Dienst, welchen ich den beiden Wesen erweisen kann, die ich ehre und die ich gern glücklich wissen möchte. . . . Zum ersten male in meinem Leben bin ich thatsächlich zufrieden mit mir.

Just heirathet nun Hermine, die jedoch nichts von dem Selbstmorde erfahren darf, und sie werden sehr glücklich miteinander.

Es ist ein Buch, das zu denken gibt, viel Spielraum für das Mitempfinden läßt und besonders gereiften Frauen gefallen wird. Die Sprache ist durchweg edel; die Schilderungen sind packend, naturgetreu.

Ein höheres Feld der Kämpfe und Mühen enthüllt sich dem Leser in „Robert Elsmere". Das Ringen des Mannes um die Erkenntniß der allerheiligsten Wahrheiten ist wunderbar scharf gezeichnet und logisch begründet. Allerdings fromme Gemüther, kirchlich gläubige Seelen sollen dem fern bleiben. Es ist manches darin, was sie sehr verstimmen muß. Eine aufrichtige Freude haben wird aber jeder an den wirklichen malerischen Naturbeschreibungen und der Charakterentwickelung der frommen pflichtgetreuen Katharine und ihrer künstlerisch veranlagten Schwester Rosa. Die Nebenfiguren sind auch mit einer Treffsicherheit wiedergegeben, die in Erstaunen versetzt. Man meint Photographien alter Bekannten zu sehen. Wer je in England gelebt hat, bildet sich förmlich ein, dieselben Worte schon in seiner nächsten Umgebung gehört zu haben. Alles ist Miterlebtes und wirklich Gesehenes. Sogar die einfache Fabel bringt nur Alltägliches, sich oft Wiederholendes, aber glücklicherweise nicht immer gleich traurig endend. Meistens übt die englisch-kirchliche Erziehung doch einen nachhaltigern Einfluß aus, sodaß wenigstens ein Umschwung der gottesläslerlichen Gesinnung auf dem Sterbebette eintritt. Dies ist hier nicht der Fall. Der streng kirchliche Candidat Robert Elsmere, Sohn einer armen Predigerswitwe, heirathet die älteste Tochter eines orthodoxen Geistlichen, die getreu den Grundsätzen ihres verstorbenen Vaters lebt und sich selbst zur Ehe schwer entschloß aus Rücksicht auf ihre Pflichten gegenüber der Mutter und den beiden jüngern Schwestern. Das Paar lebt anfangs recht glücklich, bis der Zweifel allmählich in des Pfarrers Brust aufsteigt, immer weiter um sich greift, ihn zur Lostrennung von der christlichen Religionsgemeinschaft, zur Leugnung der Gottheit Christi treibt. Er gründet eine eigene Sekte, sieht sich aber später von seinen Anhängern verlassen und stirbt, ohne von seinen Irrthümern zurückgetreten zu sein. Seine edle Frau Katharina hat ihn nicht verlassen, trotzdem sie auch nicht von ihrer Ueberzeugung gewichen ist: ein christliches Weib, wie es sein soll, die richtige „Magd des Herrn". „Viele waren ihr dankbar, manche liebten sie, keiner verstand sie." Alles in allem ein eigenartiges Buch, das sich wohl zur Lektüre für nachdenkende Personen eignet, um so mehr, als die Uebersetzung recht zu loben ist.

Jenny Neumann.

Feuilleton.

Wir weisen gern darauf hin, daß mit dem 20. April die „Deutsche Post. Illustrirte Wochenschrift für die Deutschen aller Länder", unter die Oberleitung ihres geistigen Begründers und frühern Mitredacteurs getreten ist, des Freiherrn J. E. von Grotthuß, der ihr eine Zeitlang fern gestanden hatte. Ihrem Stoffe und seiner Behandlung nach als politisch-literarisch-belletristisches, ihrer Richtung nach als christliches, deutsch-nationales conservatives Familienblatt erweist sich die Zeitschrift in den seither erschienenen Nummern als entschiedene Vertreterin der von ihr ins Auge gefaßten Gesichtspunkte. In der energischen Betonung der nationalen Interessen und der nationalen Ehre des deutschen Volks, ob seine Gruppen zum Reiche gehören oder nicht, im lebhaften Ausdrucke des Bewußtseins der Gemeinsamkeit der Deutschen aller Länder hat die „Deutsche Post" seit ihrem Bestehen eine erste Stelle in der periodischen Presse eingenommen, und es ist nur erfreulich, wenn sie in der hierin erwiesenen Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit im besten Sinne darangeht, auch die innern Verhältnisse und Erscheinungen im Reiche in der gemeinfaßlichen Weise, die ihrem Leserkreise entspricht, zu behandeln. Wir wünschen dem tüchtigen Blatte unter seiner mannhaften Führung kräftigen Fortgang und weite Verbreitung, mit der denn auch wol eine Verbesserung der Technik des Holzschnittdrucks seiner zu dunkel ausfallenden Illustrationen Hand in Hand gehen wird.

Auf ein Versehen in den „Losen Blättern" der Nr. 19 erlauben wir uns hinzudeuten, wo das mitgetheilte lächerliche Urtheil über Schiller's Wallenstein-Trilogie irrig der „Nowoje Wremja" zugeschrieben ist, während diese Zeitung die Kritik der „Nowosti Dnja" unter Wiedergabe ihres Wortlauts als eine Schande für die russische Presse rügte.

— In neuer Titelausgabe sind bei S. Fischer in Berlin als „Realistische Novellen" vereint erschienen Wladimir Korolenko's tiefgehende „Sibirische Geschichten", die in Nr. 51 d. Bl. f. 1888 ihre gebührende Würdigung gefunden haben, und Graf Leo Tolstoi's zwei Erzählungen: „Albert" und „Eine Winterfahrt", alle diese in der Uebertragung durch August Scholz.

— Als alter Freund tritt mit gewohnter Regelmäßigkeit im Frühsommer Professor Wilhelm Müller's Erinnerungsbuch über die Vorgänge des letztverflossenen Jahres uns entgegen, diesmal der dreinndzwanzigste Band seiner „Politischen Geschichte der Gegenwart. Das Jahr 1889" (Berlin, Springer, 1890; Preis 4 M.). Als Kennzeichen des Jahres wird betont, daß es sich weniger durch das Eintreten großartiger Ereignisse als durch das Zusammentreffen vieler wichtigen Begebenheiten ausgezeichnet hat. Fragen, welche vor ein paar Jahrzehnten besprochen wurden, haben für die einzelnen Staaten die Bedeutung von Lebensfragen gewonnen. Dies ist hauptsächlich der Fall bei der Arbeiterfrage und bei dem Colonialwesen. Nächst dem Rückblicke auf den überaus raschen Entwickelungsgang, den diese Angelegenheiten im verflossenen Jahre genommen, fesselt uns besonders die Vergegenwärtigung der letzten Regierungsphase unsers großen Kanzlers und der Stürme, die an seiner Stellung rüttelten, der Bosheit und des Hasses, die an ihren Wurzeln nagten, und mit tiefem Schmerze sehen wir eingetroffen, was die ihm feindliche Presse des In- und Auslandes jubelnd vorauszusehen glaubte: das Ende seiner Wirksamkeit für das Reich, das er begründet, für sein Volk, das er emporgehoben, die Ruhe von seiner Arbeit, die Körper, Geist und Wille ihm noch lange nicht vorgeschrieben hatten.

Mit der vortrefflichen Uebersicht der deutschen Verhältnisse und Vorgänge kann die auf kaum ein Drittel des Buchs beschränkte Rundschau über das, was das Jahr 1889 den sämmtlichen andern Staaten gebracht hat, nicht gleichen Schritt halten, aber immerhin dient auch diese einem beschränkten Bedürfnisse, und einem deutschen Leserkreise thut vor allem die Einkehr in sein eigenes Leben noth.

— Auf die im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschienene Ausgabe der anziehenden Mittheilungen Gneomar Ernst von Natzmer's über die Jugendliebe unsers theuern alten Kaisers Wilhelm, die zuerst in der „Deutschen Rundschau" mit Bewilligung Kaiser Wilhelm's II. veröffentlicht waren, wollen wir auch hier aufmerksam machen. „Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm" heißt das zierliche Büchlein (Preis 1 M. 80 Pf.), das einen so bewegenden wie erhebenden Einblick in das Gemüthsleben und das strenge Pflichtgefühl des jugendlichen Prinzen gewährt und manchem ernsten Besucher der östlichen Gelände des Riesengebirges die Stätten der Herzenskämpfe und Herzenswonnen, welche hier geschildert oder auch nur angedeutet werden, Buchwald, Warmbrunn, Erdmannsdorf und Ruhberg, im Lichte verklärender Erinnerung zeigen wird.

— Der achte Band der „Kinder-Gartenlaube" (1889) liegt zusammengefaßt in roth-schwarzem Leinwandbande mit Golddruck uns vor: mit seiner reichen Bildergabe ein prächtiger Freund der Kleinen, die unter anderm an der schönen photographischen Wiedergabe der Reliefs vom Niederwalddenkmal sich Auge und Verständniß für edle Plastik bilden mögen. Als einen Misgriff müssen wir die Dramatisirung der Schiller'schen „Bürgschaft" bezeichnen. Wozu diese Verwässerung der auch auf Kindergemüther ihres Eindrucks immer sichern Ballade?

Bibliographie.

Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz. Im Auftrag des Stadtraths und der Commission für die Geschichte der Stadt herausgegeben von A. Mays und K. Christ. 1ster Bd. 1stes Hft. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 60 Pf.

Gärtner, Berthold von Regensburg über die Zustände des deutschen Volks im 13. Jahrhundert. Zittau. Gr. 4. 1 M.

Heitermann, E., Idealistisch-philosophische Gedichte. Stuttgart, Kaliwoda. 8. 20 Pf.

Hildebrandt, M., Ohne Bismarck. Eine nüchterne Betrachtung der Lage. Berlin, Hein. Gr. 8. 1 M.

Höfler, E., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Aus seinem Leben und Wirken. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 60 Pf.

Deutscher Humor. 10ter Bd.: Der Adonis des Regiments. Militär-Humoreske von W. v. Tanndorff. Berlin, Laverrenz. 8. 1 M.

Kauffmann, M., Fundamente der Erkenntnisstheorie uud Wissenschaftslehre. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 80 Pf.

Königsbrun-Schaupp, Tausend lustige Erzählungen. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Neumann, B. (R. Scheffel), Vom Gebirge her. Dorfgeschichten. Mit einem Vorwort von L. Anzengruber. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Pochmann, E., „Wärme ist nicht Kälte, uud Kälte ist uicht Wärme" oder: Eine daraus abgeleitete neue mechanische Wärme-Theorie für die gesammte organische und unorganische Welt. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft, an der Hand der bisherigen Wärme-Theorien, erläutert und begründet. Liuz, Fink. Gr. 8. 2 M.

Richter, W., Culturpflanzen nnd ihre Bedeutung für das wirthschaftliche Leben der Völker. Geschichtlich-geographische Bilder. Wien, Hartleben. Gr. 8. 4 M.

Tesch, P., Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Anweisungen für die neuhochdeutsche Rechtschreibung. Eine Quellenstudie. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Trinius, A., Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. Mit 12 Holzschnitten nach Zeichnungen von F. Holbein und 1 Karte. Berlin, Lüstenöder. 8. 5 M. 50 Pf.

Utopien, zehn Thesen wider die Sozialdemokratie von *** Berlin, Friedrichs u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Wernicke, K., Die griechischen Vasen mit Lieblingsnamen. Eine archäologische Studie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 M.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg und G. Schlosser. 105tes Hft.: Der moderne Pessimismus von G. Voigt. Stuttgart, Belser. 1889. Gr. 8. 1 M.

Zingeler, K. T., Die Hohenzollern in Rumänien. Eine historisch-politische Abhandlung. Bonn, Strauß. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Ludwig Anzengruber's gesammelte Werke

in 10 Bänden.

Preis geheftet M. 35.— In 10 geschmackvollen Einbänden M. 40.—

Erster Band: Der Sternsteinhof.

Die tragischen und humoristischen Meisterschöpfungen, die Komödien und Tragödien, in welchen Anzengruber das deutsche Volksschauspiel verjüngt und verklärt hat; die Dorfgänge und Dorfromane, in welchen er als ebenbürtiger Nachfolger von Immermann, Gotthelf und Auerbach Vollendetes geschaffen; die Kalendergeschichten, in welchen er den Massen die Heilslehren der Liebe und Selbsterkenntnis in unvergeßlichen Gestalten und Fabeln eingeprägt hat — dieser köstliche Ertrag eines mühe- und segensreichen Künstlerwirkens wird dem deutschen Lesepublikum durch diese Gesammt-Ausgabe zum erstenmal bequem und leicht zugänglich gemacht. Die Anerkennung der Besten ist nach Recht und Verdienst dem Dichter schon bei Lebzeiten zu Teil geworden. Die ersten Kenner und Kunstrichter der Nation, Freytag, H. Grimm, W. Scherer, Speidel, E. Schmitt, Wilbrandt u. a. haben ihm wetteifernd den Schiller-, den Grillparzer- und den Müllerpreis zugewendet. Der schönste Preis aber, der einem Dichter zufallen kann, ist, daß er im Herzen seines Volkes fortlebt und fortwirkt, daß seine Schöpfungen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben, daß die Gemeinde seiner dankbaren Leser stetig wächst. Dieser höchste dauernde Triumph reinen künstlerischen Strebens wird, wie wir mit Zuversicht hoffen, den Schöpfungen Anzengruber's vergönnt sein. Die Gesammt-Ausgabe der Werke dieses Volksdichters wird fortan in jeder deutschen Hausbibliothek ihren Ehrenplatz erhalten und behaupten. — Einzelne Bände aus dieser Ausgabe werden nicht abgegeben. Abonnements nehmen die meisten Buchhandlungen an.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Sechstes Heft.**

Inhalt: Das Exercirreglement. Erzählung von Karl von Weber. (Schluß.) — Die Frage des Gelehrtenproletariats und die Reform des höhern Unterrichtswesens. Von Frank Justi. — Neue Passionsspiele. Von Dr. Ernst Muellenbach in Bonn. — Das Wesen des Naturalismus. Von Gustav Portig. — Ein modernes Nachtstück der deutschen Literatnr. Von Fritz Lemmermayer. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz oder Harlem? Von Theodor Wenzelburger. — In der Bukowina. Von Rudolf Bergner. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schule des Redners.

Ein praktisches Handbuch der Beredtsamkeit in Musterstücken.

Herausgegeben von **Conrad Alberti.**

Preis 5 Mark.

Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg.

Der litterarisch-gesellige Verein zu Oldenburg.

Denkschrift zur 50jährigen Stiftungsfeier von A. Schwartz, z. Z. Präsident des Vereins.

Eleg. broch. 60 Pf., in fein. Orig.-Einband M. 1.20.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Für Schriftsteller

übernehme billigst Drucklegung von Manuscripten unter Garantie für prompte und geschmackvolle Ausführung, auf Wunsch auch Kommissionsverlag mit rührig buchhändlerischem Vertrieb.

Paul Hennig, Berlin W. 57, Winterfeldtstr. 10.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

(Mit einer Beilage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 12. Juni 1890.

Inhalt: Neue Romane. Von Benno Rüttenauer. — Englisch-deutsches Theater von 1586 bis 1754. Von Ludwig Fränkel. — Belletristik. Von Lina Vagt. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Zur Geschichte der Homiletik. Von Karl Sallmann. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

1. Mit dem Strom. Roman von Adolf Glaser. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.
2. Ein Ehrenwort. Roman von Marie Bernhard. Minden i. W., Köhler. 1890. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Dunst aus der Tiefe. Berliner Roman. Von Hermann Heiberg. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 10 M.
4. Nicht im Geleise. Roman von Ida Boy-Ed. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 6 M.
5. Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt. Von J. V. Widmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 6 M.

In dem Romane „Mit dem Strom" (Nr. 1), dem zweiten Bande der gesammelten Werke von Adolf Glaser, liest man (S. 18): „Der Zug hatte an den gewöhnlichen Stationen gehalten und Herr von Ilenau jedesmal Gelegenheit genommen, sich über die Geschichte der einzelnen Orte mit Sachkenntniß auszusprechen."

Daraus sollte man schließen, daß dieser Hugo von Ilenau ein nicht nur unterrichteter, sondern sogar gelehrter Herr sei. Aber schon im nächsten Augenblicke stellt es sich heraus, daß der nämliche junge Mann, der sich über die Geschichte so vieler fremder Orte mit Sachkenntniß ausgesprochen hatte, keine leise Ahnung besitzt von der Rolle Magdeburgs im Dreißigjährigen Kriege. Einige Tage später auf der Harzburg verwechselt er zuerst Heinrich IV., der nach Canossa ging, mit dessen Namensvetter in Shakespeare's gleichnamiger Dichtung und dann beide wieder mit dem dritten Heinrich IV., demjenigen, der „ein Huhn im Kopfe hatte". Mir wird es schwer, das zusammenzureimen. Jedenfalls sind derartige grelle Widersprüche ein Beweis äußerst flüchtiger Arbeit, wie man sie in „gesammelten Werken" eigentlich nicht erwarten sollte. An Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit leidet der Roman überhaupt. Er behandelt die soeiale Frage und gibt manche geistreiche Auseinandersetzungen über dieselbe. Nicht diese Betrachtungen sind oberflächlich, aber die Gestalten, die, einige gute Züge ausgenommen, des wahren Lebens entbehren und den Leser deshalb kalt lassen. Auch in diesem Buche, wie in so vielen, flattert die Handlung viel zu viel hin und her, um eine Vertiefung zu ermöglichen; ein gutes Buch müßte doch gerade das Gegentheil sein von einem „guten Salongespräche".

Auch die Sprache des Buchs ist in manchen Punkten tadelnswerth. Wenn ein Dichter seine eigenen Gestalten in einem fort „Herrschaften" titulirt, wie Kellner und Stubenmädchen zu thun pflegen, so scheint mir das nicht sehr geschmackvoll, nicht sehr distinguirt, um in Glaser's realistischerem „Deutsch" zu reden.

Dennoch muß die Sprache Glaser's geradezu eine classische heißen, vergleicht man sie mit den Leistungen des folgenden in unserer Reihe aufgezählten Buchs: „Ein Ehrenwort" (Nr. 2). Dieses „Ehrenwort" ist kein Ehrenzeugniß deutscher Bildung. Da ist keine Seite des Buchs, auf welcher ein keusches Sprachgefühl nicht im innersten verletzt wird. Man glaubt sich in die Zeiten der Gräfin Hahn-Hahn zurückversetzt, aus welcher Marie Bernhard ihre ganze literarische Bildung gewonnen zu haben scheint. Sie gebraucht ausschließlich die Bezeichnungen „Monsieur" und „Madame" auch wo Deutsche von Deutschen reden. Wenn sie dann nicht ein-, sondern ein paarmal „wir sind d'accord" und Aehnliches schreibt, wenn sie von einer „exotischen beauté" spricht, wenn sie feurige Kohlen auf ein Haupt „plaeiren" läßt, mag man sich von dem sprachlich-künstlerischen Geschmacke dieser Schriftstellerin einen Begriff machen. Sie besitzt noch andere, nicht weniger charakteristische Eigenthümlichkeiten. Ordentlich verliebt ist sie in das unschuldige Wörtchen „zu". Der Unsinn, „ich gehe zu Hause" statt nach Hause, ist in norddeutschen Kreisen viel verbreitet. Marie Bernhard aber schreibt auch „zu wann"

statt „bis wann". Ihren Heiligenmaler „Monsieur Erhard" läßt die Verfasserin eine „richtige" Madonna malen; ihr Buch ist ein „richtiger" Frauenroman, aber die männliche Schönheit spielt darin eine bedeutsame Rolle. Ein „richtiges" weibliches Moment ist auch der Umstand, daß uns mindestens fünf- bis sechsmal versichert wird, der schöne Harald von Traunstein „sei auch kein Heiliger und Tugendheld". Man würde es aufs erstemal schon glauben.

Marie Bernhard erzählt bisweilen sehr kitzliche Dinge aus ihrem „cher et beau Paris": sie wird es nicht ungünstig aufnehmen, wenn ich die Muthmaßung ausspreche, daß sie diese Sachen doch nur vom Hörensagen kennt. Die Darstellung ist dann aber auch danach. Der deutsche Heiligenmaler Erhard z. B. geräth durch seine Leidenschaft zu einem verworfenen Weibe in einen Zustand geistiger und moralischer Lähmung, und in demselben Zustande malt er zwei Bilder, die im pariser Salon das höchste und allgemeinste Aufsehen erregen. Von dieser Art ist noch vieles in dem Buche. Ihr „cher et beau Paris", in welchem ihr Roman spielt, scheint Marie Bernhard eigentlich sehr wenig zu kennen. In einer überzahlreichen Abendgesellschaft läßt sie beim Eintreten Traunstein's die Dame des Hauses sich erheben, um den schönen Harald jedem Mitgliede der Gesellschaft einzeln vorzustellen. Ganz köstlich ist folgende Stelle:

Talentvolle bürgerliche Maler hatten, wenn ihnen nicht die empfehlende Eigenschaft anhaftete, schöne Frauen oder Schwestern zu besitzen (!), keinen Anspruch auf Beachtung in aristokratischen Kreisen.

Und das in der heutigen Republik und bei einem Minister derselben! Die Verfasserin scheint keine Ahnung davon zu haben, daß zwischen Berlin und Paris ein kleiner Unterschied besteht. Noch andere Dinge sind ihr nicht ganz klar; sie spricht von einem „sammtweichen Teint" und läßt die Delila ihrem „Landsmanne" die Haare abscheren; sie hält also die berühmte Haarabschneiderin für eine Jüdin, welche die Sache ihres Vaterlandes verrathen hat. Das ist eine arge Verleumdung der Juden. Niemals haben diese ihre eigene Sache verrathen.

Auch eine Idylle enthält der Roman, die Geschichte einer dänischen Familie, und diese Theile sind oft nicht übel gelungen; sie muthen jedenfalls mehr an als die Idee des Ganzen, ein hyper-Heyse'sches Problem mit sehr gekünstelter Lösung.

Allem Anscheine nach wird Marie Bernhard, wenn ich über ihr Buch wenig Erbauliches gesagt habe, sich mit ihrer Jugend trösten können, Hermann Heiberg aber mag dazu wol weniger aufgelegt sein.

Nicht als ob ich den Roman des zur Zeit meistgelesenen deutschen Romanschriftstellers mit dem vorhergehenden auf eine Linie stellen wollte. Dieser zweibändige berliner Roman: „Dunst aus der Tiefe" (Nr. 3), ist das vollkommen reife Werk eines Schriftstellers, der in der Technik seiner Kunst Meister ist, und es bildet also seine Dichtung schon deshalb einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem vorausbesprochenen Buche. Aber wenn eine Frucht auch reif ist, braucht sie doch deswegen noch nicht ausgezeichnet zu sein. Dem großen Rufe seines Urhebers entspricht der vorliegende Roman nicht. Er ist mangelhaft im Aufbau, ohne innern organischen Zusammenhang seiner Theile, welche nur durch künstliche Verschränkung zu einem Ganzen verbunden sind. Man brauchte nur die Kapitel anders zu ordnen und es entständen mühelos mehrere selbständige Geschichten, die nicht das Geringste miteinander zu thun hätten. Doch sehen wir davon ab. Die Hauptfrage bei einem modernen Romane wird immer die sein: welche Gestalten und Farben, welche Bilder des Lebens entrollt er? Sehen wir daher zu, was für Verdienste hierin das gegenwärtige Buch in Anspruch nehmen darf.

Man ist in der Darstellung entweder Romantiker oder man ist Realist und Naturalist, oder aber man ist beides zusammen, der letztere Fall ist der häufigste. Er paßt auf alle guten Dichter, er paßt sogar auf Zola. Heiberg ist sicherlich kein Romantiker, er würde wol die Bezeichnung als eine Beleidigung auffassen und ohne Zweifel sieht er nur mit Mitleid auch auf die größten Vertreter der rein romantischen Richtung. Wie steht es aber mit dem Realismus und Naturalismus bei Heiberg? Derselbe läßt in seinen Romanen Leute von Geschmack und Bildung gern französische Romane lesen. Dies ist eine Art Glaubensbekenntniß. Mehr oder weniger bedingt bekennt sich Heiberg dadurch zum französischen Realismus, und die deutschen Jungrealisten, die aus patriotischen oder andern Motiven ihre Meister gern verleugnen, stellen Heiberg in ihre Reihe. Ich weiß nicht, ob es ihnen damit sehr ernst ist, ich weiß auch nicht, ob Heiberg sich dadurch geschmeichelt fühlt oder umgekehrt; aber ich weiß so viel, daß sein berliner Roman „Dunst aus der Tiefe" mit den Werken Conrad's, Bleibtreu's und Alberti's nichts zu thun hat. Derselbe ist zunächst weit entfernt von den Ungeheuerlichkeiten, Roheiten und Geschmacklosigkeiten jener Werke (die Jugendwerke sind); aber ebenso sehr fehlt ihm die Originalität, Schönheit und Erhabenheit der Sprache, der starke heiße Puls und die lebendige Farbigkeit, mit einem Worte die Poesie, die den gedachten Dichtungen stellenweise eigen ist — trotz alledem und alledem. Heiberg ist correct; aber er ist dafür auch nüchtern, prosaisch, philisterhaft. Worin besteht denn die Stärke der französischen Realisten, z. B. eines Zola, Guy de Maupassant u. a., wodurch dieselben große Dichter sind, trotz aller ihrer Verirrungen? Diese Stärke besteht anerkanntermaßen in dem gesättigten, lebenswarmen, auf Schritt und Tritt immer von neuem wieder überraschenden Farbentone ihrer Schöpfungen. Und nicht nur in der Dichtung, auch in der modernen Malerei machen wir dieselbe Beobachtung. Den Ausfall jener Art Gestaltung, wobei die schaffende Phantasie einem Zauberspiele gleich wirkte und wie sie den romantischen Dichtungen eigen war, sucht die moderne Kunst durch die ebenfalls zauberhafte Wirkung der innigern Farbengebung zu ersetzen und sie thut dies oft mit großem Glücke. Heiberg aber fehlt

dieses Mittel fast gänzlich. Er beobachtet gut, seine Zeichnungen sind vielfach treu und richtig; aber er besitzt keine Farbe. Seine Schöpfungen entbehren deshalb des wahren Lebens und lassen kalt, weil sie selber kalt sind. Heiberg kennt das Leben gründlich wie nur einer; aber der Kenner ist deswegen noch kein lebendiger Gestalter.

Was sagt Zola vom modernen Romane: „C'est un coin de la nature vu à travers un temperament." Darin ist alles enthalten. Heiberg hat kein Temperament, wenigstens kein dichterisches, er ist ein Philister, wie er auch für Philister schreibt. In einigen unbedeutenden Aeußerlichkeiten glaubt Heiberg dem Realismus genug zu thun, wenn er z. B. schildert, wie in einer Wirthschaft die Gäste Bier und Speisen bestellen und wie der Kellner die leeren Gläser und Geschirre wegträgt. Von Heiberg gilt es, wenigstens von seinem gegenwärtigen Romane, was man unverständigerweise von den Werken der Naturalisten überhaupt gesagt hat: das Buch wirkt photographienartig, kalt und langweilig. Aber — tous les genres sont permis hors le genre ennuyeux.

Nur für einen jungen Geschäftsmann bietet das Buch mannichfaches Interesse durch seine vielfachen, sehr klar gehaltenen geschäftlichen Auseinandersetzungen. Nach dieser Richtung hin kann man in dem Buche manches lernen; auch die Namen gewisser seltener Weine und Speisen, die öfter vorkommen, mögen dem oder jenem imponiren. Psychologisches Interesse erweckt auf die Dauer eigentlich nur eine Gestalt des Romans, die Diebin Frida Eckner. Auch die beiden Schurken Böhme und Schütz sind gut studirt und wirken mit einer gewissen Plastik. Anmuthend ist die Haushaltung der Putzmacherin Klara Steidel und ihrer kranken Schwester. Doch vermögen diese anerkennenswerthen Einzelheiten das strenge Urtheil über das Ganze nicht abzuschwächen.

Und doch muß ich noch eins an dem Buche des berühmten Verfassers rühmend hervorheben. In einem Punkte ist es ihm heiliger Ernst mit den Principien des Naturalismus, nämlich in dem Bestreben, keinen Roman im alten Sinne des Wortes schreiben zu wollen, sondern nur eine Darstellung des ihn umgebenden Lebens; er verzichtet deshalb muthig auf jede romanhafte Verwickelung und die damit zusammenhängende alberne Wirkung.

Leider kann dasselbe von dem neuen Buche der Ida Boy-Ed nicht behauptet werden und nach dieser Richtung hin den Titel des Romans: „Nicht im Geleise" (Nr. 4), auf das Werk selber kaum beziehen, dessen Handlung nur zu sehr nach herkömmlichen Mustern zugeschnitten ist und nicht nach den besten. Die Art, wie die Verfasserin Verwickelungen einleitet, die unlösbar scheinen und dem Leser Ueberraschungen bereiten sollen, ist sogar ziemlich plump. Dem Alfred von Haumond geht von einer fremden Dame, die eine Tochter besitzt, der Abschnitt eines Briefs zu, den Alfred's verstorbener Vater dieser Dame vor Zeiten geschrieben hat. Dieses Bruchstück lautet:

Wenn du, meine theuere Freundin, eines Tags eines männlichen Rathes bedürfen solltest, wende dich an meinen Sohn. Er wird dir und deiner Tochter beistehen, wenn du ihn in meinem Namen um etwas bittest. Sage ihm dann, daß ich dich geliebt habe, aber daß unüberwindliche Hindernisse zwischen uns standen, sage ihm nicht. . . .

In dem Briefe der Dame an Alfred steht folgende Stelle:

Gründe der heiligsten und ernstesten Art, wie ich Sie dringend bitte zu glauben, verbieten es mir, für mein Kind noch über meinen Tod hinaus die Fürsorge der Familie meines verstorbenen Gatten anzunehmen. In Ihre Hand u. s. w.

Ich denke, das ist deutlich und kein Mensch wird dabei im Zweifel bleiben, was es um dieses Kind, diese Tochter, für eine Bewandtniß hat. Nur Alfred von Haumond, der doch kein Kind ist, der sich über den väterlichen „Liebesroman" sogar gelegentlich sehr pietätlos ausläßt, ahnt nichts und heirathet die gedachte Tochter, um natürlich sofort nach der Hochzeit aus den im Besitze seiner Anvermählten befindlichen Briefen seines Vaters zu erfahren, daß er seine Schwester geheirathet. Für welche Gimpel von Lesern schreibt Ida Boy-Ed, daß sie ihnen solche Albernheiten zumuthet! Dieselben sind um so mehr zu bedauern, als trotzdem der Roman kein schlechter ist, sondern in der Ausführung ganz köstliche Einzelheiten darbietet. In der Hauptsache handelt es sich um das vertraute Verhältniß eines genialen Mannes (Alfred von Haumond) und einer ebenso genialen Frau, der Baronin Gerda von Offingen. Das ewige Sichsuchen beider in verzehrender Sehnsucht und das fortgesetzt nebenherlaufende Sich-gegeneinander-Aufbäumen in Groll und Zorn ist psychologisch wahr erfaßt und wirkungsvoll und lebendig dargestellt. Nur die Beispiele des letztern und deren Veranlassungen sind nicht immer geschickt gewählt und oft unbegreiflich. Nur eins dieser Beispiele (welches zum letzten entscheidenden Conflicte führt) sei, eines Nebengedankens wegen, hier angeführt. Alfred schriftstellert, aber nur nach Laune und innerm Drange; er bekommt sogar Manuscripte zurückgeschickt, doch noch mehr findet er Anerkennung. Gerda von Offingen nun verlangt von ihm, daß er, der reiche und unabhängige Mann, täglich schreibe, daß er täglich während einer „bestimmten Anzahl Stunden" schreibe, um einen festen Beruf zu haben. Dagegen lehnt der Mann sich auf, beide entzweien sich und die Entzweiung gereicht ihnen und einem dritten zum Tode und Verderben.

Worauf ich dabei besonders hinweisen wollte, ist die Auffassung des Schriftstellerberufs von seiten der Verfasserin. Sie sieht denselben nur im Aeußerlichen und beurtheilt ihn um kein Haar besser als etwa den des Schuhmachers. Daß ein Schriftsteller, besonders als Dichter, wochen-, ja monatelang keine Feder anrühren und dabei doch seinem Berufe leben kann, scheint Ida Boy-Ed „ein Märchen aus alten Zeiten", das ihr aber aus dem Sinne gekommen ist.

Auch der tragische Schluß hat seinen Haken. Zunächst ist der am Todtenbette von Gerda's Knaben sich vollziehende Act eine Brutalität, die man von Alfred und

Gerda, wie wir sie kennen lernen, kaum erwarten läßt. Doch will ich in dieser Sache mit einer Frau nicht streiten, ich will zugeben, daß man darüber auch anderer Meinung sein kann. Noch heikler ist die Frage der Motivirung des darauf erfolgenden Selbstmordes. Sie ist die: Wird ein Mann, der jetzt zum ersten male das geliebte Weib besessen, sich im nächsten Augenblicke ohne äußere Noth erschießen . . .? Ich glaube es nicht.

Bisjetzt wurde nur die eine Seite des Romans berührt, nämlich das Verhältniß genialer Menschen untereinander, Menschen, die „nicht im Geleise" gehen, und wozu außer den beiden Genannten noch einige andere gehören, darunter verschiedene, die im ganzen Buche gar nichts zu thun haben und deren Gegenwart sehr verwundern muß, wie nicht weniger der Umstand, daß alles in dem Romane schriftstellert, eine Thatsache, die mit der Handlung nicht den geringsten innern Zusammenhang hat. Nur die Philister schriftstellern natürlich nicht. Die Darstellung dieser und ihres Verhältnisses zu den Erstgenannten bildet die andere nicht weniger interessante Seite des Romans. Von der Unwahrscheinlichkeit des gegenseitigen freundschaftlichen Verkehrs muß man absehen. Dafür gibt derselbe der Verfasserin Gelegenheit, ein Doppelpaar von hauptstädtischen Spießbürgern zu malen und eine solche Fülle feinster Züge in die Darstellung aufzunehmen, daß diese Partien, voll feiner Ironie, zum Besten gehören, was der Roman bietet. Die Methode dabei ist eine versteckt polemische, eine rein humoristische Behandlung hätte vielleicht noch glücklichere Wirkung gethan.

Diese Bemerkung führt uns zu dem letzten Buche unserer Reihe, den „Gemüthlichen Geschichten" von Joseph Victor Widmann (Nr. 5), die unstreitig unter allen die anmuthendste Erscheinung sind. Sie sind nicht nur gemüthlich im besten Sinne des Wortes, sondern auch poetisch, d. h. lebendig und wahr, von geistigem Lebensodem ihres Schöpfers durchströmt, für dessen Erzählungskunst, Takt und künstlerische Bildung, für dessen tiefes poetisches Gefühl sie auf jeder Seite das glänzendste Zeugniß ablegen. Daß die beiden Geschichten, die in demselben Orte spielen und darin zum Theile dieselben Personen auftreten, an Meister Gottfried's „Leute von Seldwyla" erinnern, schadet ihnen gar nichts; sie dürfen sich ohne Erröthen neben die Kinder des züricher Poeten stellen. Sie sind zu gesund und lebenskräftig, als daß eine gewisse leise Familienähnlichkeit mit jenen ihnen anders als zum Ruhme gereichen könnte. Die beiden Erzählungen heißen: „Die Rosenbrüder" und „Die Löwen im Landstädtchen". Die letztere ist wol die gelungenste. Und die beste Gestalt darin, d. h. die mit feinster Individualität herausgearbeitete, ist ohne Zweifel der junge Dichter Bin, eine vorzügliche Schöpfung des souveränen und doch streng maßhaltenden poetischen Humors. Da ist volle Lebenswahrheit, also echter Realismus und Naturalismus. Nur hat derselbe sich hier eine andere Aufgabe gestellt als die — mit nichtsbedeutenden Aeußerlichkeiten zu langweilen.

In einen Fehler verfällt diese Erzählung stellenweise, in den des unnöthigen Dreinredens von seiten des Verfassers. Der Humorist genießt ja großer Freiheiten; aber um so weniger sollte er sie misbrauchen. Wenn — wie z. B. bei dem heute ungelesenen, aber noch immer „unsterblichen" Jean Paul — der Worthumor den Sachhumor überwuchert, ist das ein großes Uebel. Bei Widmann trifft er nicht zu, aber wortreich ist er stellenweise. „Machet nicht viele Worte!" heißt es in der Schrift, und wenn dabei auch nicht im geringsten an die Schriftsteller, sondern an die Beter gedacht ist, so ist die Forderung doch wie ausdrücklich für jene gesprochen.

Benno Rüttenauer.

Englisch-deutsches Theater von 1586 bis 1754.

1. Die Schauspiele der englischen Komödianten. Herausgegeben von W. Creizenach. (Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 23. Bd.) Stuttgart, Spemann. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched von Karl Heine. Halle a. S., Niemeyer. 1889. Gr. 8. 2 M.

Die uralte geschichtliche Verbindung zwischen der britannischen Insel und den Festlandsgebieten germanischer Bewohnerschaft hat nicht lange ins Mittelalter hinein festgehalten. Für die ganze Periode des sogenannten höfischen Ritterthums läßt sich nirgends ein tieferes culturelles Verhältniß der beiden stammverwandten Völkerschaften nachweisen. Ihre geistige Gemeinsamkeit beruhte nur in der Gleichheit der literarischen Bezugsquellen auf dem Felde erzählender Poesie: das heroisch-romantische Epos des mittelhochdeutschen sowol als des mittelenglischen Schriftthums entrichtet nach Frankreich den Tribut stofflicher Abhängigkeit. Erst das Reformationszeitalter hat hier energisch Wandel geschaffen, indem sich jetzt das germanische Wahrheitsgefühl hüben und drüben wider den Druck römischer Willkür empörte und bei Deutschen und Engländern die Fahne der Reformationsidee entrollte. Schon bald nach dem beiderseitigen Beginne kirchlicher Befreiung hebt jener lebhafte Austausch literarischer Stoffe und Gedanken an, welcher späterhin so reichen Segen gestiftet hat. Am meisten Nutzen zog das deutsche Drama aus den englischen Einflüssen. Erst als diese mit den wesentlichen Erleichterungen des allgemeinen Verkehrs im Schlußviertel des 16. Jahrhunderts lebhafter wurden, begann auf der deutschen Bühne, welche bis dahin im Banne gelehrt-pseudoantiken Geschmacks gefangen gewesen war, ein frischer, man darf sagen volksthümlicherer Wind zu

wehen. Zugleich erwachte der Ruf nach Natürlichkeit und Gefühlswirklichkeit der Schauspielkunst. Das Theater sollte einen treuen Spiegel der menschlichen Empfindungen bieten, wie sie die tagtäglichen Vorgänge ungezwungen unserm Herzen entlocken: man wollte das Geschlecht der Gegenwart mit seinen Leiden und Freuden, man wollte sich selbst wiederfinden. Eine Ahnung dieses Verlangens nach moderner Handlung und Behandlung bricht schon in den reifsten Schöpfungen des alten Hans Sachs durch. Er weiß sehr gut, daß eine gut berechnete Dosis von gesundem Realismus ebenso den rauschenden Beifall der Hörerschaft veranlaßt, wie ein grobes Uebermaß deren Falschdeutung oder Misfallen. Genau ein Jahrzehnt nach dem Tode des wackern nürnberger Meistersingers ist die erste Anwerbung einer englischen Schauspielertruppe durch einen deutschen Fürsten urkundlich bezeugt (1586). Damit tritt die Entwickelung des deutschen Dramas in das Zeichen eines neuen und glücklichern Sterns.

Die Werdezeit des neudeutschen Schauspiels fällt mit einem anderweit hochbedeutsamen Abschnitte unsers nationalen Lebens zusammen. Auf allen Gebieten der äußern und der geistigen Cultur vollzieht sich ein durchgreifender Umschwung, ein ideeller und thatsächlicher Wandel, dessen unmittelbare Ernte nur das störende Aufeinanderplatzen der politischen Gegensätze, der Dreißigjährige Krieg, wegmähte. Unsere damaligen Schulden an Englands Gesittung und Bildung sind gar groß und vielseitig, namentlich eben bei dem Herauswachsen der Bühnenverhältnisse aus halb abgestreiften Zuständen. Denn die Fähigkeit, uns von dem primitiven Zufalls- und Gelegenheitsspiele des Mittelalters endgültig loszulösen und nun, durch jungen zeugungskräftigen Samen befruchtet, auf würdigerer Straße frohgemuth dahinzuschreiten, verdanken wir englischer Erziehung. Die größern Abhandlungen Ed. Devrient's („Geschichte der deutschen Schauspielkunst", I.), A. Cohn's („Shakespeare in Germany"), K. Goedeke's („Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, II.), J. Tittmann's („Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland" *), bislang durch mannichfache kleine Funde Bolte's, Trautmann's, Crüger's, Meißner's u. a. ergänzt, hatten fast über alle Fragen dieser Jugendgeschichte unseres Theaters helles Licht verbreitet. Jetzt erfahren sie in Professor W. Creizenach's vorzüglicher Arbeit „Die Schauspiele der englischen Komödianten" (Nr. 1) eine werthvolle Bereicherung im ganzen und im einzelnen. Diese Gabe wurzelt in demselben Boden, den ihr Spender schon längst mit vollem Erfolge angebaut hat. Frühere Studien unterrichteten über die Kindheit des vaterländischen Lustspiels, über die Entstehung und Fortbildung der Puppenkomödie vom Doctor Faust, über internationale Dramenstoffe des 17. Jahrhunderts besonders in holländischer Sprache, stets mit gründlichster Sachkenntniß und einer Fülle neuer Gesichtspunkte, durchweg auf eigener gelehrter Forschung fußend und dabei doch anziehend für den Laien. Dieselben Eigenschaften zeichnen vorliegendes Buch aus. Die fünf dargebotenen Nummern sind sehr geschickt gewählt: drei Stücke, die sich mit Shakespeare'schen Fabeln decken, eins, das eigentlich nur eine Variation einer solchen ist, und schließlich die Dramatisirung einer Erzählung des Cervantes. Die vorausgeschickte allgemeine Einleitung leistet auf 118 Seiten vortrefflich, was ihr Name sagt. Sie belehrt zunächst über die Wanderzüge der verschiedenen englischen Gesellschaften in Deutschland am Ausgange des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zu welchem Behufe das umfängliche Material nach jeder Hinsicht verwerthet wurde. Das Kapitel „Bühnenverhältnisse" beruht ebenfalls Wort für Wort auf historischer Grundlage. Der dritte Abschnitt liefert einen lediglich auf Doenmente gestützten Ueberblick über das Repertoire der Engländer in Deutschland. Sodann wird der Kunststil der fahrenden Mimen fein zergliedert; die beiden überlieferten großen Sammlungen von Texten geben die Hülfsmittel hierzu, und man genießt da auch einen deutlichen Einblick in sprachlichen Ausdruck, Bühnenanweisungen, Musikbegleitung, Lieder und ähnliche Aeußerlichkeiten des dramaturgischen Apparats. „Die Rolle der lustigen Person erfordert eine ausführlichere Betrachtung." Der unmittelbare Sprößling des englischen Clown, der in Shakespeare's Narren seine tiefste und genialste Verkörperung erhielt, hat dieser drollige Kanz trotz mehrmaligem Gestaltenwechsel sein Dasein auf fast 150 Jahre gebracht, wenn wir den abgeblaßten Ausläufer im weimarer Zeitalter — z. B. die „lustige Person" in Goethe's „Faust" — nicht mehr mitrechnen. Nach Creizenach ist sein Ursprung unzweifelhaft in England selbst zu suchen. Ein Typus des erotisch-novellistischen Dramolets ist „der Liebeskampf", den das sechste Kapitel daher selbständig vornimmt, während der letzte Abschnitt in raschem Fluge die sofortige Abhängigkeit der deutschen Literatur von der englischen Komödie bespricht. Diese Einleitung stellt ein alle wichtigen Punkte erschöpfendes Repertorium für die Geschichte der englischen Komödianten in Deutschland dar und empfiehlt sich durch die klare und gedrungene Form ebenso sehr wie durch die durchgängigen Bezüge aus den verläßlichsten Quellen. Des Weitern erwähnen wir die erläuternden Beigaben des Anhangs: Marx Mangoldt's Schilderung der berufenen Sackeville'schen Artistenbande in seinem 1596 gedruckten „Marckschiffs Nachen", sowie einige Probestellen und Inhaltsangaben zu englisch-deutschen Stücken des 16. und 17. Jahrhunderts. Die fünf Dramen, welche Creizenach in kritischer Revision abdruckt, heißen: „Titus Andronicus", „Tugend- und Liebesstreit", „Der bestrafte Brudermord und Prinz Hamlet aus Dänemark", „Tragikomödie", „Tragödie vom unzeitigen Vorwitz". Die zweite Nummer entspricht Shakespeare's „Was ihr wollt", die vierte ist mit verschiedenen Einzelheiten eine Umarbeitung desselben Themas und klingt im ganzen an das schematische Problem vom „Liebesstreit" (s. o.)

*) In der Sammlung „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts" (Leipzig, Brockhaus, 1880) erschienen.

an, die letzte stützt sich, wie bemerkt, stofflich auf eine Novelleneinlage im ersten Teil des spanischen Don-Quixote-Romans. Der Herausgeber hat alle fünf mit lehrreichen Einleitungen und förderlichen Fußnoten ausgestattet, die in sprachlichen Dingen und in Fragen der vergleichenden Literaturgeschichte vielerlei Neues und Interessantes ans Licht ziehen. Zu Nachträgen ist hier nicht der Ort; übrigens zählt der kundige Herausgeber, dem leider auf seinem akademischen Lehrstuhle zu Krakau viele Nachschlagewerke entlegen waren, selbst auf ergänzende Zusätze. Die gesammte wissenschaftlich vollwerthige Leistung darf sich kühn in den Dienst des breitesten Gebildetenkreises stellen.

Von Karl Heine's fleißiger Schrift über „Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched" (Nr. 2) schießen die inhaltlichen Fäden zu Creizenach hinüber und herüber. Leider hat er die Schlußfolgerungen des letztern blos noch theilweise während des Drucks benutzen können. Aber er selbst geht auf sicherem Pfade. Man kennt aus seiner Feder: „Johannes Velten. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 17. Jahrhundert", eine Neuausgabe der Tragödie „Der unglückseelige Todesfall Caroli XII.", sowie eine Reihe willkommener Enthüllungen über das deutsche Theaterrepertoire von 1650 bis 1750, die in mehrern germanistischen Zeitschriften der letzten Jahre niedergelegt sind. Hier schenkt er uns einen „Versuch einer Charakteristik des Schauspiels aus der Blütezeit der deutschen Wandertruppen", der allerseits auf einem weitschichtigen Bibliotheksstudium ruht; denn die Hauptmenge der schönen Ergebnisse ist, trotz dankbar anerkannter Beihülfe, von Heine unabhängig erarbeitet. Andererseits bedarf die äußerliche Fassung nachdrücklichen Lobes. Die Anlage der Abhandlung ist in geradezu vorbildlicher Art übersichtlich, ein Vorzug, der durch den vorausgeschickten Inhaltsauszug noch erhöht wird. Die Einleitung stellt die Aufgabe fest, nachdem das bisher Erschlossene kurz berührt ist, und bezeichnet die Fundgruben. Das erste Kapitel, „Die Dichtung" überschrieben, beschäftigt sich mit philologischer, literargeschichtlicher und psychologisch-ästhetischer, das zweite Kapitel, mit dem Titel „Die Darstellung", mit dramaturgischer und repräsentativ-ästhetischer Betrachtung. Der Anhang liefert Scenarien, Auszüge und knappe Würdigung von sechs bislang unbekannten Stücken ernster weltlicher Gattung. Der Umstand, über ergiebige handschriftliche Schätze zu gebieten, kam dem Verfasser sehr zu statten. Aber er ließ es nicht bei nackter Mittheilung bewenden, sondern war aufrichtig bestrebt, unser Bild von der deutschen Bühne in gedachtem Zeitalter farbiger und plastischer zu gestalten, indem er manches verlorene oder übersehene Citat nunmehr an den richtigen Platz einordnet. Die ausführliche Zusammenstellung der behandelten Stoffe, die Heine einfügt, füllt eine schwer empfundene Lücke im bisherigen Literaturwissen aus. Sein Buch zeugt zudem von gesundem Verständnisse für das Ziel einer echten deutschen Volksbühne, weshalb es mit wahrer Genugthuung in einer Zeit begrüßt werden muß, in der sich auch das Problem des Idealtheaters verdientermaßen zu einer „brennenden Frage" emporschwingen durfte.

Am Ende unseres Berichts vermögen wir es uns nicht zu versagen, die culturgeschichtliche Bedeutung zu berühren, welche derartige Veröffentlichungen bergen. Auf den Lauf des germanischen Geisteslebens in den anderthalb Jahrhunderten fallen zahlreiche Streiflichter, und der innere Zusammenhang der verwandten Nationalitäten wird offenbarer, als man erwarten konnte. Das moderne deutsche Schauspiel datirt von der Berufung einer am dänischen Königshofe gastirenden Gesellschaft englischer Komödianten durch Kurfürst Christian II. von Sachsen 1586 (vgl. Creizenach, S. IV). Dem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bei uns arg niedergedrückten Gelüste nach geistiger und literarischer Selbständigkeit geschah später immer mehr Genüge, und es ist eben ein besonderes Verdienst der Heine'schen Untersuchungen, über die Zeit „der ersten Blüte deutscher Wandertruppen, in welcher das englische Drama aus seiner Führerrolle in ihrem Repertoire verdrängt, Gottsched's Einfluß aber noch nicht zu spüren war" (S. 3), zum ersten male gewisse Kunde zu verbreiten. Wenn man hier lernt, „daß die Einwirkung des altenglischen Dramas auf das deutsche nicht erst aus den Tagen der Sturm- und Drangperiode herstammt" (Creizenach, S. I), so begreift man diese culturelle Verbrüderung der germanischen Völker als eine natürliche, wie sie die Geschichte als segensreich bestätigt hat.

Ludwig Fränkel.

Belletristik.

1. Im Hafen. Roman von A. Marby. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1890. 8. 5 M.
2. Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. Zwei Bände. Berlin, Schorer. 1889. 8. 10 M.
3. Zwei Brüder. Roman von Sophie Junghaus. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 9 M.
4. Ein Weg zum Frieden. Roman von Hermann Faber. Dresden, Minden. 1890. 8. 5 M.

Der Roman „Im Hafen" von A. Marby (Nr. 1) führt uns über bewegte Wogen des Daseins, die das Lebensschiff des Helden der Erzählung umtoben, bis zum Ziele, wo er im Hafen landet.

Die Verfasserin greift ins „volle Menschenleben" hinein. Ein junger Kaufmann arbeitet im Comptoir des reichen hochangesehenen Commerzienraths Limberg in Stettin und nimmt in dessen Hause als Sohn eines frühern Freundes eine Ausnahmestellung ein. Der Ausgang des Romans

zeigt ihn, als er „die alte Geschichte" erlebt, von welcher der Dichter sagt, daß sie

bleibt doch ewig neu
Und wem sie just passiret,
Dem bricht sie's Herz entzwei.

Mit diesem gebrochenen Herzen, aber dennoch als tüchtiger Lenker seines Schiffs zieht er auf den Ocean des Lebens hinaus. Er besitzt Stolz und Charakter, gute Piloten auf einer Lebensreise.

Die düstern Wolken, die das Schicksal im Beginne der Erzählung emporthürmt, die Stürme, die den Kiel seines Fahrzeugs in neue unerwartete Bahnen hineinlenken, stiegen auf, als er um Magda, die Tochter des reichen Chefs, warb, wodurch er Wünsche desselben durchkreuzte, die auf ein anderes hinausgingen. Der hochangesehene Commerzienrath wollte seine Tochter mit dem Baron von Kersten, einem Manne, dessen einziges Verdienst sein adeliger Name war, vermählt sehen, um ihr damit eine Welt des Glückes und Glanzes, die er in der vornehmer Kreise sah, aufzuschließen. Diese beiden, der junge Buchhalter, der bescheiden Fortstrebende, der Arbeiter, und der Assessor von Kersten, ein leichtsinniger Genußmensch, treten im Romane als Sinnbilder der beiden Lebenswege auf, die, scharf voneinander abweichend, jedem Wanderer auf einer Lebensbahn offen stehen. Indem der Commerzienrath und seine Tochter sich dem mit verführerischem Scheine umwobenen Laster zuneigen, beschwören sie ein herbes Geschick für sich herauf. Mit gewaltiger Wucht schmettert es sie in den Abgrund; aber sie bleiben nicht verworfen, denn die schönen Genien des Daseins, die Aeltern- und die Mutterliebe, heben sie wieder empor, und auch sie gelangen am Ende der Erzählung in den Hafen des Glücks.

Die Verfasserin ist nicht ganz ohne Mängel in ihrer Erfindung und in ihrem Urtheile. Als Erlau, der Buchhalter auf dem Comptoir des Commerzienraths, um die Tochter des Chefs wirbt, nimmt sie bei dem kalt abgewiesenen Heirathsantrage uneingeschränkt Partei für den Bewerber und sieht in der Haltung des Vaters nichts als verwerflichen Egoismus. Wir möchten wohl die Frage stellen, ob dieser sich dem mit großem Selbstvertrauen ausgeführten Wagnisse eines Heirathsantrags seines Untergebenen — denn das blieb er trotz seiner Ausnahmestellung — gegenüber so ganz als Tyrann der Komödie erwiesen. In die schönen Charaktereigenschaften, womit die Verfasserin ihren Helden ausstattete, kommt mit seinem ersten Auftreten der echte Zug eines grünen Jungen, der zu jenen nicht recht passen will. Ihre Vorzüge jedoch überwiegen die etwas anfechtbaren Seiten des Romans. Sie wurzeln in der schönen und edeln Sittlichkeit, in der Haltung, welche sie dieser im Wirrsale des Lebens gibt. Stets vertritt sie die lautersten Grundsätze und ihre Lebensanschauung fesselt den Leser.

Nataly von Eschstruth führt uns in ihrem Romane „Hofluft" (Nr. 2) in ein Gebiet, welches den meisten Sterblichen verschlossen bleibt. Sie stellt das Motto voran: „Sonne, Mond, Sterne, Himmelsglanz und Veilchenduft!" So schrieb Jean Paul im ersten Entzücken über die Luft der Höfe. Die so erleuchtete und duftdurchzogene Welt, in welcher nur Leute mit tadellosem Stammbaume Eingang finden und deren Vortheile mit ihren dem gewöhnlichen Denkvermögen des Sterblichen entrückten Bestandtheilen nur denen zutheil werden, die in einer ausschließlichen Beschaffenheit geboren sind, entfaltet sich im Buche Nataly von Eschstruth's mehr in der Art eines das Ganze durchziehenden Schibboleths, als daß sie die alleinige Schaubühne der Ereignisse abgebe. Wir erfahren über das von der gewöhnlichen Welt abgegrenzte Reich nicht viel. Die Verfasserin führt uns sogar in ein Gebiet, wo eine recht derbe Sprache und ein recht ungezwungenes Sichgehenlassen an der Tagesordnung sind. Jedoch wenn ihre Ulanenoffiziere und ihre Edelfräulein sich auch nach ihrer Haltung nicht viel von den Kunstreitern des Circus unterscheiden: stets bildet die Hofluft mit ihrem geheimnißvollen Etwas das Zaubermittel, das sie vor dem Untergange in der Plebs rettet.

Die Literatur — hier die Kunst der Erzählung — so gut wie die Politik erkennt Ideale an, die ihr bei ihrem Thun und Lassen, bei ihrem Urtheile und bei ihrer Anschauung der Dinge als Richtschnur gelten.

Es gibt jedoch Menschen, die nirgends über ihre Persönlichkeit hinauskommen. Zu diesen gehört die Schriftstellerin, deren Buch vor uns liegt. Für sie bedeutet es keine Kunstgattung, die zu pflegen sich gewissen, mit berechtigtem Herrschaftsanspruche auftretenden Regeln unterwerfen heißt. Hier ist alles Einfall, Zeitvertreib, Vergnügen der Stunde! Nataly von Eschstruth kennt nur Menschen, die sich mit der Schriftstellerei erlustigten. Daß sie bei dieser Beschäftigung keine unumschränkten Gebieter sind, sondern gewissen Vorschriften gehorsam zu bleiben hatten, die die Phantasiegebilde im Reiche des „schönen Wahnsinns" lenken, daran dachte sie sicher niemals. Bei ihr überwiegt der Reiz, dessen Uebergewicht zu bezweifeln nur eine Ueberhebung vorlauten literarischen Plebejerthums ist. Man glaubt sich in die Tage der Gräfin Ida Hahn-Hahn mit ihrem fascinirenden Fremdwörterregen versetzt, wenn man die Art der Schilderung im Buche verfolgt. Das Bestreben deutsch zu sein im Worte, wo es den Begriff deckt, das unsere Sprache seit langem Zeitraume sich zur Pflicht machte und dem jeder Schriftsteller gehorchen soll, ist für sie nicht da. Wozu auch dem sich fügen? nicht wahr? Das Gegentheil, c'est notre bon plaisir, und unser Ich, unser streng salonfähiges Ich bleibt die Hauptsache.

Es fehlt Nataly von Eschstruth nicht an Talent und es ist schade, daß sie nicht mit einer etwas geschultern Feder an ihre Arbeit heranging. Sie hat eine große Frische in ihrer Auffassung und ihre Darstellung entbehrt oft gewisser plastischer Züge nicht, die der echten Begabung eigen sind. Obgleich sie von einem Kunstgesetze keine Ahnung hat und ihr künstlerisches Selbst gleich einem

ungezügelten Pferde durch die Fluren rast, so merkt man dem durchgegangenen Renner sehr wohl an, daß edles Blut in seinen Adern ist. Der Mangel ist also nur dort, wo Wille und Einsicht Ersatz schaffen können.

Sophie Junghaus gibt in ihrem Romane „Zwei Brüder" (Nr. 3) einen recht anziehenden Conflict. Sie stellt in diesen beiden Brüdern zwei grundverschiedene Menschen einander gegenüber, die beide etwas Typisches aus der modernen Welt an sich tragen. Der ältere Bruder ist ein Vertreter der Menschengattung, die „alle Eigenschaften zum raschen Fortkommen in einer Welt, in der es an einer Mehrheit von Bewunderern der Phrase niemals fehlen wird", hat; der jüngere Bruder dagegen stellt „den still productiven Arbeiter neben dem Schönredner", das „gediegene Silber neben dem Alfenide" dar.

Neben diesen beiden sich einander ausschließenden Charakteren stellt sie zwei Wissenschaften, die beide auf einem hervorragenden Platze unserer heutigen Welt stehen, in einen Gegensatz. Diese beiden, die Rechtsgelehrsamkeit und die Naturwissenschaft, unterwirft die Verfasserin einer durch den Mund von Felix, dem stillen Arbeiter im Weinberge des täglichen Lebens, gegebenen Kritik, die wir uns nicht enthalten können, hierher zu setzen.

Der gewaltsam zur Jurisprudenz gezwungene Bruder vertheidigt, als er das unveräußerliche Recht auf ureigene Entscheidung rettet, der Mutter gegenüber die geliebte Naturwissenschaft so:

Was würde es nützen, die Wahrheit länger verschweigen zu wollen, mit der Juristerei bin ich fertig.... Ich werde Naturwissenschaft studiren, insbesondere Chemie, und wenn mich nicht alles trügt, in diesem Fache noch einiges leisten, sodaß sich selbst der Vater meiner nicht zu schämen hat. Meinst du, man würde es nicht endlich einmal müde, als Dummkopf zu gelten innerhalb einer Ueberlieferungswissenschaft, die eigentlich gar keine ist, sich unersprießlich abzumühen im Anhäufen eines Besitzes von Formeln, in denen die Bräuche und Misbräuche von Jahrhunderten aufbewahrt werden, einer Dressur gewissermaßen des Intelleets sich zu unterziehen, der anders als der meine organisirte Köpfe sich willig und mit Erfolg leihen mögen, die mir aber im Innersten zuwider war und ist, weil es bei dem allen doch immer unendlich mehr auf die Form als auf den Inhalt ankommt und weil man nur zu oft genöthigt ist, lauter Zufälligkeiten eine Stelle einzuräumen, die sich mit meinen Begriffen von Recht, ja von Moral nun einmal nicht verträgt! Ein Rechtskenner sein! — was heißt das anderes als ein staubiges Archiv von verjährtem Unsinn, wenn nicht gar von haarsträubenden, gesetzlich geheiligten Dummheiten oder Grausamkeiten im Kopfe mit sich herumzutragen!...

Und weiter:

Nicht umsonst hat ein gewisser Johann Wolfgang ausgerufen:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort!

Nimm es auf meine Gewähr, Mutter, daß er ein wahreres Wort nie gesprochen hat! Da lob' ich mir die Wahlverwandtschaften meiner Säuren, die niemand das Herz brechen, und die herrliche und einzige wirkliche Gesetzmäßigkeit der wundervollen Bildung der Organismen, wie sie das Mikroskop uns erschließt! Gesetze! Gesetze vermag eigentlich nur die Natur zu geben oder vielmehr, sie gibt sie nicht, denn sie schweigt. Wir aber abstrahiren aus der Unendlichkeit der regelmäßig wiederkehrenden Fälle dasjenige, was wir dann Gesetz nennen, weil es das unter den gleichen Bedingungen immer wieder gleichermaßen Erscheinende ist. Dagegen das Gesetz im juristischen Sinne, dieses Zerrbild jener wohlthätigen Naturnothwendigkeit! Der Ausfluß der bittern Nothwehr, das Bollwerk gegen brutale Instinete, und selbst da, wo es Schutz ist, immer zugleich noch Härte und Zwang! Es gibt kein sogenanntes Gesetz, welches nicht, indem es die einen sichert, den andern das bitterste Unrecht thäte.

Die Bethätigung ihres eigenartigen Standpunktes finden beide Brüder, der selbstbewußte schönrednerische Phrasenheld und der bescheidene, etwas schwerfällige, aber durch und durch lautere Mann, in einem innern Streite, in den sie einer Frau wegen gerathen. Hier siegt der erstere trotz aller Vorzüge der Persönlichkeit nicht über den letztern; das feinfühlende Weib wendet sich mit dem richtigen Triebe ihres Geschlechts dem zu, der in der unscheinbaren Hülle den echten gehaltvollen Kern trägt. Die von der Verfasserin mit den obengenannten Worten einander gegenübergestellten beiden Wissenschaften, die Jurisprudenz mit ihren auf einem Uebereinkommen beruhenden Gesetzen und die Naturwissenschaften mit ihren organischen Fundamentalformen, reiben sich bei einem Criminalfalle aneinander, der neben dem Herzensconflicte die eigentliche Handlung des Romans bildet. Hier unterliegt ebenso wie in der Herzensgeschichte der Vertreter der Phrase, der Jurist, der ältere Bruder, und der jüngere mit seiner aller vorschnellen Hast der Entscheidung und allem einseitigen Formelwesen abholden Art geht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Während jener schon Gift und Mord sozusagen in der Tasche mitbrachte, als er vor dem Gerichtshofe als Staatsanwalt anklagte, geht dieser an der Hand seiner Wissenschaft vorsichtig an die Sache heran, ehe er entscheidet; die Naturwissenschaft mit ihrer Methode siegt nach der Verfasserin überall über die Jurisprudenz.

Dieses etwas einseitig gewonnene Urtheil derselben kann hier nicht weiter berührt werden. Wir haben es nur mit dem Gebilde zu thun, welches unter ihrer künstlerischen Hand entstanden ist. Was sie beweisen will, lassen wir unangetastet; wie sie es bewies, nimmt unsern wärmsten Antheil gefangen.

Wir haben in Sophie Junghaus eine vortreffliche Schriftstellerin. Sie versteht das alltägliche Leben auszunutzen und sie erweitert dadurch das Gebiet der erzählenden Kunst. Sie gleicht den Niederländern in der Malerei, die das, was von andern öfter als alltäglich angesehen wird, zu Bildern von entzückender Naturwahrheit zu gestalten verstanden. Das Wesen der Kunst besteht bekanntlich darin, gewisse allgemeine Züge in den Gestalten, die zu jeder Zeit vor aller Augen da sind, hervorzuheben und so aus ganz gewöhnlichen Erscheinungen Menschen zu formen, die Vertreter der Gattung sind. Nehmen wir in dem Romane vor uns den Stiftssyndicus Leupoldt mit seiner traditionellen Juristerei, die er als Steckenpferd innerhalb der Familie reitet, oder Alexander, den rhetorischen Staatsanwalt, oder Malchen, die Frau, deren Welt der Strickstrumpf, die an den Thüren horchende Nächsten-

liebe und die Klatschsucht ist, oder die Frau Syndicus mit ihrer sich dem Gemahle anempfindenden Seele, ihrer Vorliebe für die Küche, die Kohlköpfe ihres Gartens und für Fingerzeige auf emancipationslustige Damen, oder das Fräulein Dora Berninger, den Schwan im Ententeiche, oder das elegische, mit dünner Stimme am Klavier singende sentimentale, dabei jedoch ihre Tante erdrosselnde Fräulein von Löwenstein, oder endlich Felix, den bescheidenen Liebhaber par excellence — welche köstlich gezeichneten Typen treten vor uns auf! Die Verfasserin erinnert mit ihrer Weise öfter an Goethe's „Hermann und Dorothea". Das was uns in diesem Meisterwerke so gefällt, die Kleinmalerei des wirklichen Lebens, tritt uns häufig in ähnlicher Gestaltungskraft entgegen. Nicht am wenigsten neu ist sie als Schilderer des werdenden Liebesbundes zwischen Dora und Felix. Wie ganz anders behandelt sie die einzelnen Meilensteine dieser Reise ins Gelobte Land, welche die Liebenden machen, als die meisten Schriftsteller. Das „himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt" tritt im Romane so ganz einfach, ohne Phrase, dabei aber so herzinnig und so naturwahr empfunden auf, daß man nichts Liebenswürdigeres sich denken kann als ein Wachsen und Werden bis zur Vereinigung, wie es hier gegeben ist. Ohne Zweifel gehört Sophie Junghans zu den besten Schriftstellerinnen, die wir besitzen.

„Ein Weg zum Frieden" (Nr. 4) von Hermann Faber baut seine Vorgänge auf, wie sie heutzutage auf allen Gassen uns anrufen. Wir haben eine Parlamentswahl vor uns. In dieser treten Vater und Sohn, der Bankdirector Commerzienrath Großmann und der Rechtsanwalt Gerhard Großmann, ersterer die Partei der Besitzenden, letzterer die der Besitzlosen vertretend, als Gegner auf.

Der Verfasser führt den Vertreter der erstern mit folgenden Worten seinen Standpunkt vertheidigend vor. Er sagt zum Sohne:

„Willst du das Elend aus der Welt schaffen? Noth wird es geben, so lange die Welt besteht. Willst du die Naturgesetze umkehren? Wie in der Natur gilt es auch im Leben den Kampf um das Dasein zu bestehen. Die Schwachen gehen unter, die Starken siegen. Nur im Kampfe können die Menschen fähiger und tüchtiger werden. Ihr aber wollt Vorsehung spielen, ihr wollt die natürliche Entwickelung unabsehbarer Zeiträume in euer Eintagsfliegenleben zusammendrängen, vom grünen Tische aus organisiren. Das Kartenhaus eurer Organisation wird der erste tüchtige Kraftkerl umblasen! Eure Freiheit ist die Despotie der Schwachen über die Starken; eure Lehre eine Donquixoterie ohne Beispiel! Ungleichheit wird bleiben, so lange die Welt besteht, sei sie wenigstens die Herrschaft der Rührigen über die Trägen."

„Ja, das sei sie!" antwortete Gerhard. „Ist sie es aber jetzt? Wer hat die Stirn zu behaupten, daß sich heute jeder sein Schicksal selbst schafft?"

„Wer das Zeug dazu hat, macht seinen Weg."

„Das eben ist unwahr, daß die gegenwärtigen Einrichtungen ein freies Spiel der Kräfte ermöglichen und es den Besten gestatten, auch die ersten zu werden — ein Märchen, an das die Menschen nicht mehr glauben."

Der Roman entrollt in großen Zügen die beiden so geführten Heerscharen, die Glücklichen im Vollbesitze sich als Sieger und als unanfechtbare Herren über Gut und Geld, über Sitte und Moral Fühlenden und die vom Elend Gebrochenen, oft in den „Blüten ihres Geistes vom wuchernden Unkraut der Noth Erstickten", die nach Platz für sich, nach Freiheit für den Gewinn der ihnen durch die Anlage von der Natur gewährleisteten Güter schreien. Der Verfasser gibt sich viele Mühe inmitten dieser miteinander ringenden Kämpfer jeden Standpunkt zu individualisiren. Er zeichnet neben dem behaglichen Genußmenschen den der laxen Moral zum Opfer Fallenden, neben das gefallene Weib das emporsteigende, neben der gleichgültigen Natur die mit Bienenfleiß im engsten Bezirke vorwärtsstrebende Frau. Dem großen Bestandtheile der über Kapital und Besitz Verfügenden stellt er in den mannichfachsten Abstufungen die Einzelnen der dagegen Anrennenden dar. Wir haben unter den Socialdemokraten — denn ein Führer von diesen soll Gerhard Großmann im Parlament werden — den Idealisten, der seinem Parteigrundsatze zu Liebe die Familie gleich einer widrigen Pestbeule flieht, den Realisten, der das Losungswort nur gebraucht, um seinen niedern Gelüsten zu fröhnen. Faber gibt ein ungemein vielseitiges Bild, um die moderne „Göttliche Komödie" vor dem Leser einzuführen.

Wenn wir jedoch die Reichhaltigkeit und die erschöpfende Menge seiner geistreichen Erfindungen rühmend hervorheben müssen, so wollen wir damit nicht dem Romane ein unbedingtes Lob zugestehen. Faber malt ohne Farbe. Es geht ihm wie einem bekannten Maler, dessen Gestalten von der „Bläße der Gedanken" angekränkelt sind. Weniger wäre mehr gewesen, so müssen wir sagen, stehen wir vor der Leinwand unsers Schriftstellers und sehen diese grau in grau erscheinenden Umrisse Kopf an Kopf sich hervordrängen. Es fehlt seinen Gestalten oft trotz aller Mühe, die er anwendet, an individuellem Leben; der Roman ist häufig nichts weiter als ein umgetaufter Zeitungsartikel.

Es ist uns nicht möglich gewesen, bis zur Gewißheit zu erkennen, worin der „Weg zum Frieden" aus dem Wirrsal des Kampfes in der heutigen Arena gefunden wird.

Der Held des Romans, Gerhard Großmann, welchen ein ideelles Bedürfniß der Partei in die Arme geführt hat, schwankt bald angezogen, bald zurückgestoßen von ihr, ohne voll Farbe zu bekennen und seine ganze Persönlichkeit dafür einzusetzen, bis er sich endlich opfert, um eine teuflische Bosheit zu vereiteln, die nach dem Kampfmittel der Verzweiflung, dem Dynamit, gegriffen hat.

Will der Verfasser damit sagen, daß der „Weg zum Frieden" der des Martyriums, des Opfers sei? Soll tabula rasa gemacht werden? Ist Tod und Vernichtung das Ende des entbrannten Streites? Lina Vagt.

Militärschriften.

1. Aus französischen Kasernen. Unteroffiziere (Sous-Offs). Militärischer Roman von Lucian Deseaves. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Wechsler. Budapest, Grimm. 1890. 8. 3 M.

Die drei Pariser Favières, Devouge und Edeline sind einem in Havre liegenden Bataillon zugetheilt und nach zehnmonatlicher Dienstzeit in das Reservebataillon nach Dieppe versetzt worden; die beiden erstgenannten sind zu Corporalen ernannt, während Edeline Schreiber beim Unterrichtsbataillon gewesen, aber wegen Ungehorsams aus diesem versetzt worden ist. Mit den dreien sind gleichzeitig nach Dieppe versetzt die Corporale Tétrelle und Chnard und die Gemeinen Coeurdevey und Chanut, von denen die beiden letztgenannten schon mehrere Jahre Dienstzeit hinter sich haben. Coeurdevey spielt in dem Buche keine weitere Rolle; Chanut wird wahnsinnig, Edeline, der während der Manöver einen Rekruten in zwar geschmackloser, aber unschädlicher Weise geneckt hat, wird in Anknüpfung hieran ungerecht bestraft, und gebraucht, durch Quälereien eines Unteroffiziers wüthend gemacht, gegen diesen seine Waffe, wofür er zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wird; Favières wird als Sergeantfourier Rechnungsführer bei dem zum Feldwebel ernannten Capitulanten Tétrelle, läßt sich aber kurz vor Ablauf seiner Dienstzeit, weil er nicht in den Untergang Tétrelle's, der, wie die meisten seiner in ähnlicher Stellung befindlichen Kameraden, Unterschleife aller Art und wahrhafte Räubereien an seinen Untergebenen verübt, verwickelt werden will, durch den weniger scrupulösen Chuard ablösen; Devonge wird Sergentsecretär bei der Rechnungscontrole und erhält auf diese Weise Kenntniß von den Unterschleifen Tétrelle's; dieser endlich erschießt sich, als Chuard mit verstellter Stimme, nur um ihn zu erschrecken und ihn zu veranlassen, sich im Hemde zu zeigen, ihn „im Namen des Gesetzes" zum Oeffnen der Thür auffordert, im Zimmer seiner Maitresse. Favières selbst tritt nach Ableistung seiner Dienstzeit, die er aus seiner Erinnerung streichen möchte, in das bürgerliche Leben zurück.

Schon diese kurze Inhaltsangabe läßt erkennen, daß das Buch keine erfreuliche Lektüre ist. Was es indessen über das Leben in Havre, Dieppe und Paris an moralischem und physischem Schmuze bringt, läßt sich in einer Besprechung auch nicht andeutungsweise wiedergeben; Dinge, wie die auf S. 2, 22, 28, 32, 108, 161 oder gar 41 und 42 geschilderten, sind theilweise geradezu ekelerregend. Auch die Schilderungen des geschlechtlichen Verkehrs der Unteroffiziere sind übertrieben breit und schon deshalb widerwärtig. Man thut indeß dem Verfasser, der vor kurzem übrigens wegen Beleidigung der französischen Armee vor Gericht gestanden hat, aber freigesprochen worden ist, wahrscheinlich Unrecht, wenn man annimmt, er habe auf solche Leser speculirt, die „pikante Lektüre" lieben. Denn einmal ist die Lektüre eben keine pikante, sondern mehr eine ekelerregende und sodann war jene Aufdeckung des Schmuzes — Schmuzes in des Wortes verwegenster Bedeutung — nothwendig, wenn der Verfasser seinen Zweck erreichen wollte. Dieser ist augenscheinlich der, die französische Nation auf denjenigen Zustand der Verwahrlosung und Verdorbenheit der Unteroffiziere aufmerksam zu machen, der überall da eintritt, wo den Offizieren das nöthige Pflichtgefühl zu eigener Thätigkeit und zur Ueberwachung und vernünftigen Leitung ihrer Untergebenen, sowie der nöthige Ernst in Auffassung des Dienstes — es sei nur auf die Schilderung zweier Kriegsgerichte verwiesen — fehlt.

Kann man sonach vom französischen Standpunkte mit dem Verfasser nicht rechten, so kann man das um so mehr vom deutschen Standpunkte mit dem Uebersetzer wegen seines Stils oder besser wegen seines Deutsch. Dasselbe wimmelt von Schnitzern. Einer der Uebersetzungsfehler — auch diese sind zahlreich — ist zu heiter, um nicht mitgetheilt zu werden. Wechsler läßt nämlich „als Dessert sechs sorgfältig durchlöcherte und in einem Blumenteller aufgetragene Hosenknöpfe" herumreichen, während wahrscheinlich doch des boutons de culotte, d. h. Radieschen, gemeint sein dürften. Daß er Straßen „nehmen" statt wählen oder einschlagen läßt, sei nur nebenbei erwähnt; ebenso die etwas ungewöhnliche Wortbildung „Strategist" für Stratege. Auch die specifisch österreichischen Wendungen, wie „am Hund" statt auf dem Hund, „über Befehl" statt auf Befehl, „nehme" statt nimm, „vergaß an" statt vergaß, noch „zu" den Blumen statt an den Blumen können allenfalls noch auf milde Beurtheilung Anspruch machen. Aber Sätze wie: „das schmeichelte sie, er grüßte ihnen, die Haut wird geschindet, die Offiziere haben ihm gern" und die fast durchweg falsche Anwendung des Conditionals (z. B. „er sang mechanisch, als würde er gähnen" statt „als gähnte er", oder „ich that, als würde ich nichts bemerken" statt „als bemerkte ich nichts") sind doch geradezu unausstehlich.

Für denjenigen, der sich über die Zustände unterrichten will, welche im innern Dienste des französischen Heeres bestehen und welche sich von denen der deutschen Armee zum Glücke sehr stark unterscheiden, ist das Buch Deseaves' sehr lesenswerth.

2. Kaiser Joseph II. als Reformator des österreichischen Militärsanitätswesens. Ein Beitrag zur Sanitätsgeschichte des k. und k. Heeres. Zum 100. Sterbetage weiland Sr. M. Kaiser Joseph's II. herausgegeben von S. Kirchenberger. Wien, Graeser. 1890. 8. 2 M.

Auch in diesem Buche finden sich verschiedene jener ausschließlich österreichischen Wendungen, die dem daran nicht gewöhnten Leser auffallen; so „über" statt auf Vorschlag. Allein hiervon abgesehen, ist das Buch recht gut geschrieben und inhaltlich in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth.

Trifft doch das, was der Verfasser über die Zustände des österreichischen Militärsanitätswesens der vorjosephinischen Zeit anführt, mehr oder minder auch für die entsprechenden Einrichtungen anderer, insbesondere rein deutscher Staaten zu und sind die bahnbrechenden Neuerungen, die Joseph's II. rastlose Thätigkeit und menschenfreundliche Denkweise einführten, in jenen vielfach vorbildlich benutzt worden.

Sollte auch schon unter Maria Theresia, deren klarer Verstand sie die Mängel des Sanitätswesens ebenfalls hatte erkennen lassen, der Regimentsfeldscherer „ein ausgemachter Chirurgus und habiler Anatomikus sein und «von der Medicin etwas» verstehen", so war doch eine verderbliche Trennung bestehen geblieben zwischen den studirten Medicinern, die innere Krankheiten behandelten, und den Chirurgen, die äußere Verletzungen heilten. Von erstern war überdies der Zuwachs so gering, daß er vom Jahre 1763 bis 1780 sich nur auf acht Aerzte stellte; die Chirurgen hingegen waren oft nach Gunst ernannt worden und deshalb wenig geeignet. Hatte in dieser letztern Beziehung Maria Theresia schon durch ihren ersten Leibarzt Gerhard van Swieten Wandel schaffen lassen, so blieb es doch Joseph II. vorbehalten, eine gleichmäßige akademische Ausbildung aller Militärärzte durch einen regelrechten Lehrgang unter einem berufenen Professorencollegium herbeizuführen und eine feste Einrichtung für diese Ausbildung, die Josephinische medicinisch-chirurgische Akademie, zu gründen. In Verbindung mit dieser Akademie stand ein Spital, das für die damalige Zeit eine Musteranstalt war, in welcher Anforderungen der Gesundheitslehre, die theilweise noch gar nicht seit allzu langer Zeit in praktischer Anwendung stehen, in bemerkenswerther Weise Berücksichtigung gefunden haben.

Neben der Sorge für die wissenschaftliche Ausbildung der Armeeärzte regelte der Kaiser auch deren Dienstverrichtungen durch besondere sehr zweckmäßige Bestimmungen und schuf eine neue „Organisation des Militärmedicamentenwesens".

Sehr dankenswerth ist es, daß der Verfasser betreffs der Einrichtungen jener Akademie und des Spitals eine ausführliche ältere Beschreibung mittheilt; aus letzterer sind unter anderm, da die „Salairs" einiger Unterbeamten angegeben sind, ganz interessante Schlüsse über damalige Besoldungsverhältnisse zu ziehen.

3. Irrthümer des Friedenssoldaten im Felde. Von C. Koettschau. Zweites Heft. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1890. Gr. 8. 2 M.

Das günstige Urtheil, welches in Nr. 46 d. Bl. f. 1889 über das erste Heft des vorgenannten Werks abgegeben wurde, kann nunmehr auf dieses zweite ausgedehnt werden. Dasselbe geht etwa von folgenden Sätzen aus: Die Erfahrungen der letzten beiden größern Kriege sind nicht in allen Fällen mehr dazu geeignet, für zukünftige Kriege, namentlich in andern Ländern, als gültig angesehen zu werden. Die zunehmende Verbesserung der Feuerwaffen und sonstigen Kriegshülfsmittel nicht allein, sondern auch andere Umstände wirken hierauf ein. Mehr und mehr gewöhnen sich unsere Soldaten vor ihrem Eintritt an Bedürfnisse, die sie im Felde entbehren; immer seltener und geringer wird — der zunehmenden Arbeitstheilung und Cultur wegen — die Fähigkeit des Einzelnen, sich überall und in jeder Lage, wenn auch nur nothdürftig, selbst helfen zu können. Das alles würde, namentlich im Zusammenhalte damit, daß auch Entbehrungen und Strapazen, je seltener sie in den bürgerlichen Berufen nöthig werden, desto schwerer im Felde zu ertragen sind, in einem Kriege, der sich in einem weniger civilisirten Lande, etwa in Rußland, abspielte, sehr empfindlich werden. Auch der Mangel an Gewöhnung des Auges an wirkliche, völlige, nächtliche Dunkelheit, die kein fernes Licht aus einem Dorfe oder Weiler durchbricht, wird in weniger bevölkerten Gegenden manche Erschwernisse herbeiführen. Deshalb muß schon im Frieden, und zwar mit mehr Eifer als früher, darauf hingearbeitet werden, daß der Soldat während seiner Dienstzeit in kleinen, aber wichtigen Verrichtungen, wie Feueranzünden im Freien, Kochen (ohne Marketender-Anwesenheit), Lagerstattherstellen u. s. w., genügend geübt wird, daß er auch bei Nacht sich zurechtfindet und richtig beobachtet u. s. w.

Die Ausführung dieser hier nur skizzirten Gedanken ist vom Verfasser so anziehend gestaltet und mit so treffenden, an sich schon interessanten kriegsmäßigen Beispielen durchsetzt, daß das Buch als höchst anregend und in vielem beherzigenswerth empfohlen werden kann. Selbst wo ein einzelner Gedanke, wie der von dem allmählich zur Nothwendigkeit werdenden Ersatze der Artilleriepferde durch maschinelle Kräfte, auf den ersten Blick befremdet, ist er so fesselnd vorgetragen und begründet, daß man dem Verfasser mit wahrem Vergnügen folgt.

4. Erlebnisse eines freiwilligen badischen Grenadiers im Feldzuge 1870—71. Von H. Schmitthenner. Karlsruhe, Reiff. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser, jetzt Pfarrer in Schatthausen, studierte bei Ausbruch des Kriegs noch in Berlin, setzte es aber durch, sofort in einen Ersatztruppentheil einzutreten, und hatte Anfang September schon die Freude, seinem mobilen Regimente nachgeschickt zu werden, mit welchem er den Feldzug — bei Nuits erhielt er einen Kopfstreifschuß — bis zu Ende, zuletzt als Gefreiter, unter allen Verhältnissen tapfer aushaltend mitmachte. Die Erzählung der Erlebnisse in Garnison und Feld ist frisch, ohne Schonfärberei nach irgendeiner Richtung hin — nur die Höflichkeit der Franzosen bemerkt zu haben, ist ein Verdienst, das der Verfasser nicht mit sehr vielen theilt — und macht den Eindruck der völligen Wahrhaftigkeit; einige der Gefechtsschilderungen sind recht anschaulich und die darangeknüpften Betrachtungen über den Charakter von Freund und Feind lesenswerth. Kleine stilistische Seltsamkeiten, zum Theile mundartlicher Natur, hätten geändert werden sollen.

Einiges, was der Verfasser über den Nutzen der früher ins Feld mitgeführten Faschinenmesser, z. B. beim Holzkleinern u. s. w., beibringt, wird das Interesse auch bei dem Soldaten von Beruf erwarten dürfen, während sich im übrigen das Buch, abgesehen natürlich von den alten Regimentskameraden des Verfassers, mehr an das große Publikum als an ein ausschließlich militärisches wendet.

Victor Kurs.

Zur Geschichte der Homiletik.

1. Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Eine kurze Darstellung ihrer Entstehung und Entwickelung bis auf das 19. Jahrhundert. Von N. Katajew. Aus dem Russischen übertragen von Alexis Markow. Stuttgart, Kohlhammer. 1890. Gr. 8. 2 M.

Ueber die Predigt in der russischen Kirche haben wir bisher in Deutschland so gut wie nichts gewußt. Das brutale, gewaltthätige Vorgehen der orthodoxen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen, von welchem unsere Zeit mit Abscheu und Ekel alle Tage Zeuge sein muß, läßt es erklärlich erscheinen, wenn wir einer Gemeinschaft, die mit solchen Mitteln, mit Betrug, Bestechung, Drohung und allen Arten des Zwangs und der Verführung, sich auszubreiten trachtet, auf dem Gebiete der Predigt als einer geistlichen Macht nicht viel zutrauen. Wenn nun nach einer Aeußerung der Vorrede der Uebersetzer einem von Weizsäcker und Christlieb gleichmäßig ausgesprochenen Wunsche, über die Predigtthätigkeit der griechisch-orthodoxen Kirche mehr zu hören, entgegenkommt, um weitern Kreisen unter uns etwas Genaueres darüber zu berichten, so dürfte er mit Recht auf den objectiven christlichen Sinn der Deutschen rechnen, der alles mit Ernst zu ergründen und zu prüfen sucht. Ob aber auch seine Hoffnung, durch die Arbeit Katajew's eine vorhandene Lücke einigermaßen auszufüllen, berechtigt war, erscheint uns einigermaßen zweifelhaft.

Katajew, Lehrer am Priesterseminar in Odessa, gliedert seinen Stoff in drei Theile, indem er die russische Predigt zuerst unter byzantinischem, dann unter lateinisch-polnischem Einflusse und schließlich in ihrer etwa mit dem vorigen Jahrhunderte beginnenden Selbständigkeit betrachtet. Wir sind seinen Ausführungen aufmerksam gefolgt und haben uns ernstlich bemüht, unser Wissen daraus zu bereichern, aber nur um zum Schlusse das Geständniß des Sokrates zu dem unserigen zu machen, wenn er bekannte, er wisse nur das eine, daß er nichts wisse. Haben wir auch von vornherein nicht viel erwartet, so öde und trostlos, so aller geistigen und geistlichen Regsamkeit bar haben wir uns den Zustand der russischen Predigt doch nicht vorgestellt. Der Verfasser zwar geräth fast auf jeder Seite in Entzückung über die großartigen Leistungen seiner heiligen Welt- und Klostergeistlichen, er kann sich gar nicht des Lobes und der Bewunderung genug leisten und wird nicht müde uns zu versichern, daß hier Schätze zu heben seien, deren Reichthum gar nicht zu ermessen. Aber was er nun wirklich in Auszügen, Dispositionen oder Inhaltsangaben mittheilt, ist so überaus kahl und dürftig, daß man wol Lehrer an einem russischen Priesterseminar sein muß, um seine Ansprüche an eine Predigt so überaus bescheiden zu gestalten. Als die hervorragendsten geistlichen Redner aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, in welchem sich nach Katajew die Predigt „ihrem Inhalt sowol wie ihrer Form nach zu immer größerer Vollendung entwickelte . . . und schließlich wieder (!) das ganze Volk durchdrang", werden die Metropoliten Platon und Michael genannt, aus dem Anfange dieses Jahrhunderts Philaret, neben dem der Uebersetzer noch Innocenz, Erzbischof von Cherson, erwähnt. Doch wird für alle diese Größen auf Mittheilungen aus ihren Predigten verzichtet. Wir sind für den Glauben an ihr unzweifelhaft hervorragend rednerisches Talent auf die Versicherungen Katajew's und seines Uebersetzers Markow angewiesen und fürchten, es verhält sich damit, wie mit jener, wonach die Predigt seit Peter dem Großen wieder das ganze russische Volk durchdrang.

Die griechisch-orthodoxe Kirche hat einmal die Möglichkeit gehabt, aus ihrer todesähnlichen Erstarrung sich aufzuraffen. Die wittenberger Reformation hat seinerzeit auch den russischen Osten mit einem Hauche ihres Geistes angeweht. Mit Knute und Gendarmen ist ihre Stimme zum Schweigen gebracht, gerade so wie es heute in den Ostseeprovinzen versucht wird. Damit hat sich die russische Kirche den Weg zu ihrer Wiedergeburt aus dem Evangelium verlegt, und so lange sie auf diesem ihrem Standpunkte beharrt, wird es mit ihrer Predigt bleiben wie mit ihrem ganzen Cultus. Denn Gott läßt sich nicht spotten.

2. Die Rhetorik und jüdische Homiletik. In Briefen und Abhandlungen. Von Ludwig Philippson. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von M. Kayserling. Leipzig, Grieben. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts regt sich unter den deutschen Juden ein stärkeres Bedürfniß nach Predigten in der Muttersprache. Man verlangte zunächst die Predigt an den großen Festen, einige Jahrzehnte später auch an den Sabbaten. Gegenwärtig begegnen wir der Kanzelrede in zahlreichen jüdischen Gemeinden, sowol orthodoxen wie reformistischen. Um so auffallender ist, daß es noch kein einziges Lehrbuch der jüdischen Homiletik gibt, wie es andererseits auch an einer Geschichte der jüdischen Homiletik, so uralt sie ist, noch gänzlich fehlt. Und doch, wenn auch die protestantische Predigt ursprünglich von der jüdischen zum Vorbilde genommen wurde,

sind Zweck und Inhalt dieser so grundverschieden, daß eine besondere praktische und theoretische Vorbildung der Rabbiner in den Kreisen der Synagoge schmerzlich vermißt werden muß.

Um den Mangel einigermaßen auszugleichen, hat der am 29. Dec. 1889 verstorbene Philippson, welcher auch bereits vor sechsundfünfzig Jahren für die jüdische Predigt ein eigenes Organ schuf, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Blättern über Rhetorik und jüdische Homiletik allerhand Abhandlungen veröffentlicht, welche M. Keyserling als werthvolle Beiträge zu einem noch ausstehenden wissenschaftlichen Lehrbuche gesammelt und in der obengenannten Schrift zu einem Ganzen geordnet hat. Wir finden hier nächst sieben recht verständigen Briefen „Ueber Redekunst" und einer vom Verfasser im Jahre 1858 gehaltenen etwas farblosen Predigt über „Die fortschreitende Entwickelung" neun längere oder kürzere Aufsätze über „Jüdische Homiletik" und zwar: 1) „Ueber die Bestimmung des jüdischen Predigers"; 2) „Die Predigt"; 3) „Predigt oder Drascha?" 4) „Der Midrasch und die jüdische Predigt"; 5) „Der jüngere und der ältere Prediger"; 6) „Predigten extemporirt oder niedergeschrieben?" 7) „Ueber die Vortragsweise auf der Kanzel"; 8) „Ueber die jüdische Kanzelberedsamkeit"; 9) „Die jüdische Kanzel". Die hier gebotenen Anschauungen und Winke zeugen von Umsicht und reicher Erfahrung. Fast jedes Blatt beweist auch die ernsteste Liebe zur Sache und eine achtungswerthe hohe Vorstellung von der Bedeutung und Würde der jüdischen Predigt. Fest überzeugt von der Befähigung des Mosaismus zur vollendeten philosophischen Religion, zur Religion der höchsten harmonischen Geistesbildung, zur Religion der Menschheit, kann der Verfasser den früher ausschließlich üblichen Draschoth, welche die scheinbar oder wirklich sich widersprechenden Aussprüche der Talmudisten und Rabbinen in Einklang zu bringen suchten und ihren Gegenstand in der Regel aus dem rituellen und juridischen Gebiete entlehnten, keinen Geschmack abgewinnen, möchte aber auch die Bedeutung der ceremoniellen Gesetze nicht unterschätzen und deshalb der nüchternen Halacha, d. i. der Gesammtheit aller Satzungen des schriftlichen und mündlichen Gesetzes, neben dem Midrasch, d. i. der rabbinischen Auslegung, und der Haggada, welche der Entfaltung der religiösen Moral dient, ein bescheidenes Plätzchen gewahrt wissen. Bei der Entscheidung der Frage, ob die Predigttexte nur aus der Heiligen Schrift oder auch aus den jüdisch autoritativen Schriftwerken aller Zeiten, aus Talmud, Midrasch, dem Gebetbuche u. a. zu entnehmen, läßt Philippson ein gewisses Schwanken bemerken. Das eine mal verwirft er nichtbiblische Texte, ein andermal erklärt er sie für zulässig, ja wünschenswerth und einen besonderen Vorzug vor dem auf das Alte und Neue Testament beschränkten christlichen Kanzelredner. Sehr belehrend ist der Nachweis über die Wandlung der jüdischen Predigtweise. Zu derselben Zeit, wo der christliche Rationalismus von dem Evangelium des zweiten Ostertages über die Emmautischen Jünger Anlaß nimmt, den Nutzen des Spazierengehens sich zum Texte zu wählen, knüpft der jüdische Gotthold Salomon an die Erscheinung Jehovas im Dornbusche lediglich die Betrachtung, wie der Gang in die Natur auf uns wirken solle. Und wie in der christlichen Kirche auf die dürren Moralreden die positiv lebensvolle, Geschichte und Dogma gerecht werdende Predigt folgt, so auch in der Synagoge.

Das Wesentliche in den Erörterungen „Ueber die Vortragsweise auf der Kanzel" und „Predigten extemporirt oder niedergeschrieben?" findet sich schon in den Briefen „Ueber Redekunst". Diese Wiederholung hätte vermieden werden können. Aber sonst bietet, wie gesagt, die Schrift viel Gutes und Beachtenswerthes.

Karl Sallmann.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Texte von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Fünfte Lieferung. Berlin, Grote. 1890. Folio. 30 M.

Dieses in Royalformat erscheinende Werk gehört bekanntlich zu den gediegensten seiner Art und löst eine Ehrenschuld der berliner Gemäldegalerie auf die dankenswertheste Weise ein. Wenn die Directoren Meyer und Bode, Gemäldekenner und Kunstschriftsteller ersten Ranges, in ihrer Bescheidenheit sich nur als Verfasser eines „erläuternden Textes" hinstellen, so ist es Pflicht der Kritik, auszusprechen, daß dieser „Text" eine wissenschaftlich gediegene Arbeit und bezw. ein Werk für sich ist. Die Nachbildungen der Originalgemälde werden von den trefflichsten Künstlern hergestellt, und ich habe wiederholt darauf hingewiesen, welch eine Leistungsfähigkeit und besonders Vielseitigkeit die heutige Technik der Radirung hier entfaltet. Die mir vorliegende fünfte Lieferung — es erscheint ungefähr jährlich eine Lieferung — enthält folgende Einzelblätter: 1) Junge Frau am Fenster, gemalt von Rembrandt, radirt von P. Halm; 2) Bauernschlägerei, gemalt von H. M. Sorgh, radirt von L. Kühn; 3) Diana auf der Hirschjagd, gemalt von Rubens, radirt von W. Unger; 4) Waldige Landschaft, gemalt von Hobbema, radirt von W. Krauskopf; 5) Bildniß eines Edelmanns, gemalt von Frans Hals, radirt von W. Hecht; 6) Der Mann mit den Nelken, gemalt von Jan van Eyck, radirt von Gaillard. Der Text zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) S. 33—49 „Die vlämische Schule des 17. Jahrhunderts", von Bode; 2) S. 49—52 „Die floren-

tinische Schule des 15. Jahrhunderts", von Julius Meyer. Im Texte der ersten Abtheilung sind folgende Abbildungen enthalten: 1) Bromwer, Landschaft mit Schäfer; 2) Teniers, vlämische Kirmeß; 3) Teniers, Versuchung des heiligen Antonius; 4) Gonzales Coex, Porträt des C. de Bie; 5) Bonaventura Peeters, Kriegsschiffe auf leicht bewegter See. Die zweite Abtheilung hat als Beigabe nur die Botticelli'sche Venus.

Was den Text anlangt, so hebe ich zunächst aus den Sätzen Bode's eine Stelle heraus, welche so recht beweist, wie ein Kunstgelehrter doch meist objectiver und gerechter urtheilt als ein Maler. In Bezug auf die bekannten holländischen Maler Frans Snyders und dessen Schüler Jan Fyt sagt er, daß der erstere hell, bunt und kühl in der dünn und flüssig aufgetragenen Farbe sei, Fyt dagegen erscheine tief und warm in der Färbung, sowie pastos und körnig im Auftrage der Farben. Die Richtung aber beider sei gleichberechtigt, beide seien in ihrer Art volle und echte Meister. Dieser Anschauung stimme ich zu; nur würde ich verlangen, daß jeder der beiden Künstler die ihm eigenthümliche Malweise auch nur bei den dafür geeigneten Gegenständen, also nicht manieristisch anwende. Wenn aber Bode schreibt: „Seghers ist in der Behandlung der Farbe vertriebener als sein Lehrer", so kann ich die Frage nicht unterdrücken: will Bode etwa den Eiferern gegen alles ungekünstelte Deutsch den Rang abzulaufen suchen? Dagegen ist sehr gelungen das Wortspiel: „Die Brüder van Eyck sind Kleinmaler im besten Sinne des Worts, aber deren Nachfolger sind klein und kleinlich." Freilich möchte ich die Wendung beanstanden: „Ein Maler kann selbst in der miniaturartigen Form groß wirken." Ich würde lieber sagen: „Selbst durch die kleinste Form kann er noch einen wirklichen Gehalt zur vollen Erscheinung bringen und eine eindringliche Sprache reden." Das Große und Bedeutende kann wol in Skizzen oder Nachbildungen sehr verkleinert werden, in Originalgemälden aber müssen innere Bedeutung und äußerer Umfang denn doch in einem entsprechenden Verhältnisse stehen. Kaum noch naiv, sondern eher feinkomisch ist auf dem bekannten Bilde von Teniers, „Versuchung des heiligen Antonius", die Haltung der als Venus fungirenden, aber steifbrokatenen Gattin des Malers und ihr gegenüber die Angst des neugierigen Heiligen.

Was den Meyer'schen Text anlangt, so wird darin bemerkt, daß die Venus des Botticelli eine freie Nachbildung der Mediceischen Venus sei, weil die Meister des Quattrocento die Antike als solche noch nicht nachahmten. Meyer sucht glaubhaft zu machen, daß sich jenes berühmte Bildwerk schon 1375 im Besitze der Medici zu Florenz befunden habe. Abgesehen davon, daß der geschichtliche Beweis hierfür sehr schwer zu führen sein dürfte, bliebe mir unbegreiflich, wie Botticelli seiner Aphrodite einen völlig veränderten, fast germanischen Gesichtsausdruck habe geben können. Sodann aber sticht die Haltung der beiden Arme bei Botticelli — ganz abgesehen von den fast widerlichen Flechten des berliner Exemplars — so sehr von derjenigen der Mediceischen Venus ab, daß ich mich gegen die Annahme einer so freien und zugleich unfeinen Nachahmung sträube.

2. Figuren- und Blumenmalerei in Aquarell. Nach dem heutigen Standpunkte von Friedrich Jaennicke. Stuttgart, Neff. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Handbuch der Glasmalerei von Friedrich Jaennicke. Stuttgart, Neff. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Der auf dem Gebiete der malerischen Technik ehrenvoll bekannte Verfasser hat durch die Herausgabe dieser Handbücher sich ein Verdienst um die Kunst erworben. Er beherrscht nicht blos die Technik und die Geschichte dieser Zweige der Malerei, sondern er verfügt auch über ein feines und durchaus selbständiges ästhetisches Urtheil. Bei dem heutigen Aufschwunge, besonders der Wasserfarbenmalerei, werden die hier veröffentlichten Anleitungen sowol Künstlern wie Kunstliebhabern die besten Dienste leisten. Es ist ja sehr wünschenswerth, daß beide Theile immer mehr über ein unklares Empfinden oder gar über die bloße Herrschaft der Phrase hinausgelangen, aber die realistische Grundlage der ausgebreitetsten Einzelkenntnisse soll immer nur im Dienste der idealen Zwecke der Kunst stehen.

Der Schwerpunkt des erstgenannten Buchs fällt in die Darlegung der Technik der Aquarellmalerei. Sehr ausführlich werden da die Materialien und Geräthschaften besprochen, es wird eine eingehende Charakteristik der Farben gegeben und eine große Menge der schätzenswertesten Rathschläge für das Malen ertheilt; aber im Zusammenhange mit all diesen Kapiteln steht eine treffliche Aesthetik der figuralen Darstellung, sowie der Aquarellmalerei. Ich bin meist in der angenehmen Lage, dem Verfasser zustimmen zu können. Jaennicke weist nach, wie die heutige Aquarelltechnik ungleich mehr als früher auf Farbenwirkung ausgeht und vielfach mit der Oeltechnik wetteifern kann. Ganz besonders wirksam zeigt sich die Verbindung der Aquarelltechnik mit der Gouache-Technik. Trotzdem beharrt Jaennicke mit Recht auf dem Grundsatze, daß coloristische Schönheit nie Ersatz zu leisten vermag für mangelhafte Zeichnung. Er verlangt, daß die schönste Einzelheit den Forderungen des Ganzen geopfert werde, daß selbst der größte Meister auf möglichste Wirkung aller von ihm angewandten Mittel hinarbeite, daß man nicht in der einseitigen Art wie Rembrandt Licht und Schatten auf einen Punkt zusammendränge u. s. w. Jaennicke hat ferner den Muth, die große Mehrheit der neuzeitigen sogenannten Historienbilder in das historische Genre zu verweisen. Er läßt sich durch die Größe des Formats, die Tüchtigkeit der Technik, historische Treue u. dgl. nicht bestechen. Wenn er aber jenen modernen Historienbildern das Wort redet, auf welchen die Hauptfigur seitlich angebracht ist, so möchte ich einwenden, daß letztere doch wol in dem Grade nach der Mitte des Bildes gerückt werden muß, als die Hauptwirkung oder alleinige Wirkung der Handlung von ihr ausgeht.

Aus dem ebenso vortrefflichen Buche über Glasmalerei hebe ich hervor, daß Jaennicke mit vollstem Rechte die rein archäologische Reproduction mittelalterlicher Manier von der streng künstlerischen geschieden wissen will. Es ist geradezu stilwidrig, wenn die münchener Technik Fleischtheile und Landschaft ganz in der Manier der Oeltechnik, dagegen Gewandung und Architektur mehr in mittelalterlicher Weise behandelt. Sehr gelungen weist Jaennicke die Vorzüge der heutigen Glasmalerei vor der mittelalterlichen nach, drängt aber unter den Erfordernissen derselben die Zeichnung, Anordnung und Technik in die zweite Linie zurück. Er rügt besonders den Mangel an richtigen Proportionen, an Stilgefühl in der Zusammenstellung der Farben; die Fülle von Vorschriften, welche er gibt, ist aus reicher Erfahrung und Prüfung geschöpft und macht das Buch zu einem überaus empfehlenswerthen. Gustav Portig.

Feuilleton.

Joseph Wilpert veröffentlicht bei Herder in Freiburg i. Br. einen Abdruck aus der „Römischen Quartalschrift", Jahrgang 1890, unter dem Titel: „Nochmals Principienfragen der christlichen Archäologie". Dieser Aufsatz richtet sich gegen eine Broschüre des greifswalder Universitätsprofessors Dr. Victor Schultze, betitelt: „Die altchristlichen Bildwerke und die wissenschaftliche Forschung. Eine protestantische Antwort auf römische Angriffe." Ohne das, was wir in Nr. 34 d. Bl. f. 1889 bereits über Wilpert's wissenschaftliche Befähigung geäußert haben, zurückzunehmen, müssen wir doch sagen: die Herren in beiden gegnerischen Lagern thäten gut, ihr Rüstzeug nicht in allzu viele Einzelaufsätze zu zersplittern; sie sollten beiderseitig zunächst die leitenden Grundsätze und Ziele ihrer Forschungen feststellen, dann aber die unanfechtbaren Ergebnisse ehrlich absondern von den irgendwie zweifelhaften. Nur so kann ihnen selbst in der Hitze des Gefechts Klarheit über die Tragweite ihrer Funde kommen. Auch möchten wir die Herren warnen, der altchristlichen Archäologie nicht eine allzu große Beweiskraft — sei es für, sei es wider bisherige Anschauungen der beiden Hauptkirchen — beizulegen.

— Mit großem Fleiße hat Dr. Wilhelm Schram ein Lebensbild der Malerin Angelika Kauffmann nach den Quellen bearbeitet (Brünn, Rohrer, 1890). Als neues Material bringt er funfzehn Briefe von und an Angelika Kauffmann bei, welche er mit großer Mühe zusammengesucht hat. Wir stehen nicht an, die Schram'sche Schrift als das Beste zu bezeichnen, was bisjetzt über die aus Goethe's Leben allgemein bekannt gewordene Malerin vorhanden ist, sowol die wissenschaftliche Sicherung der gemachten Angaben, wie auch die Einzelurtheile über die Werke der Angelika Kauffmann verdienen dieses Lob. Immerhin mag sich der Verfasser vor Ueberschwenglichkeiten hüten, z. B. daß das Weib für jedes (?) Gebiet des Wissens und der Kunst eine hohe Befähigung habe, daß die Angelika Kauffmann alle andern Frauen auf dem Gebiete der bildenden Kunst überrage u. s. w. Am meisten wird die Leser interessiren, was Schram über die Beziehungen der Angelika Kauffmann zu ihren großen Zeitgenossen, besonders zu Goethe beibringt. Daß die Stärke der Künstlerin in der Porträtmalerei gelegen habe, ist richtig; was aber das Ansichhalten und Hinschmachten weiblicher Porträts mit der „unnachahmlichen Weiblichkeit" zu thun haben soll, will uns nicht einleuchten; auch würden wir ein Colorit nicht gern „lebendig" nennen. Indeß solche Kleinigkeiten verschwinden vor dem vielen Werthvollen, was die Schrift enthält.

Bibliographie.

Alfieri, V., Merope. Tragödie. Uebertragen von H. Raehse. Berlin. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Basanow, W. D., Zwischen zwei Welten. Eine realistische Novelle. Elberfeld, Loewenstein. 8. 1 M.

Camer, A., Vor fünf Generationen. Ein Zeitbild. Berlin, Janke. 8. 1 M.

General Georg Leo von Caprivi, Kanzler des Deutschen Reiches. Hannover-Linden, Manz. Gr. 8. 50 Pf.

Daisenberger, J. A., Text des Oberammergauer Passionsspieles in poetischer Umarbeitung. Mit einem Vorwort von C. v. Brentano. München, Korff. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutsch, S., Das Ei des Columbus oder: Die Lösung der socialen Frage. Eine zeitgemäße social-ökonomische Studie. Leipzig, Literarische Anstalt, Aug. Schulze. Gr. 8. 40 Pf.

Evers, E., Wilde Wogen. Eine Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 8. 1 M. 50 Pf.

Förster, P., Der Einfluss der Inquisition auf das geistige Leben und die Litteratur der Spanier. Berlin. Gr. 4. 1 M.

Goldmann, T., Zum Geschichtsunterricht des Gymnasiums. Darmstadt, Winter. Gr. 4. 1 M.

Heinrich, W., Gott und Materie. Betrachtungen zur Versöhnung von Religion und Wissenschaft. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jukey, A. v., Der Kossuth-Kultus. Von dem letzten Veteranen der alten Garde. Preßburg, Heckenast. Gr. 8. 80 Pf.

Knoop, O., Plattdeutsches aus Hinterpommern. 1ste u. 2te Sammlung. Posen und Rogasen. Gr. 4. à 1 M.

Krause, K. C. F., Das Eigenthümliche der Wesenlehre, nebst Nachrichten zur Geschichte der Aufnahme derselben, vornehmlich von Seiten deutscher Philosophen. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Anhang: Urkundliches zur Lebensgeschichte des Verfassers. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 6 M.

Marcotti, G., Die Savoyen-Dragoner. Deutsch von W. Ritter v. Hackländer. Autorisirte Ausgabe. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Der Naturfreund. Zeitschrift für populäre Naturkunde und naturwissenschaftliches Sammelwesen. Zugleich Vereinsblatt des „Vereins deutscher Naturfreunde". Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen. Schriftleitung: C. Schneider. 1. Jahrg. April 1890—März 1891. 12 Nrn. Eschweiler, Schneider. Gr. 8. 5 M.

Plaumann, E., Die deutsche Lindenpoesie. Danzig. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Reich, E., Physiologie des Magischen. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 10 M.

Sartorius Freih. v. Waltershausen, A., Der moderne Socialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, Bahr. Gr. 8. 8 M.

Scharling, H., Reisebilder aus Palästina. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius Nachfolger. 8. 1 M. 20 Pf.

Schönwald, A., Das goldene Buch des Judenthums. Biographisches Lexikon berühmter Männer und Frauen in Wort und Bild. Mit Portraits. 1ste Lfg. Wien. Gr. 8. 1 M.

Schroeder-Poggelow, Unsere Afrikapolitik in den letzten zwei Jahren. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwartz, A., Bismarcks Ehrentage. Vier Festgrüße. Oldenburg, Schulze. 16. 30 Pf.

Scott, E. P., Stanley und Emin Pascha. Die Geschichte der Befreiung Emin Paschas mit Original-Briefen Stanley's, Emin Pascha's, Jephson's, Selim Bey's, Vater Schinse's u. s. w. Autorisirte Uebersetzung mit 14 Illustrationen und 1 Karte. 1ste Lfg. Stuttgart, Krais. Gr. 8. 50 Pf.

Spiegler, J. S., Geschichte der Philosophie des Judenthums. Nach den neuesten Forschungen dargestellt. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 8 M.

Stanley und Emin. H. M. Stanley's Expedition zur Aufsuchung Emin Pascha's. Der Zug vom Kongo zu den Nilseen. Mit Skizzen und Beschreibungen von Offizieren der Expedition. Mit Erlaubniß von Mr. H. M. Stanley nach Original-Zeichnungen seiner Offiziere. Herausgegeben von der Illustrated London-News. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Janke. Fol. 1 M. 50 Pf.

Starcke, Mein Kriegs-Tagebuch 1870. Ülzen, Starcke. Gr. 8. 80 Pf.

Striegel, J., Zur Unsterblichkeitsfrage, über magnetische Kräfte und Willensbestimmungen im Wort. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Vogel, A., Alt-klassischer Dichterhain. Eine Auswahl der bekanntesten Stellen aus griechischen und lateinischen Dichtern für realistisch gebildete Leser. Im Zusammenhange dargestellt und mit Einleitung sowie mit einem Verzeichnis der Eigennamen versehen. 2ter Bd.: Lateinische Dichter. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 2 M. 60 Pf.

Vogt, H., Auf und nieder. Sportroman. Mit 100 Illustrationen von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Wiechmann, E., Das Nilquellengebiet, ein Teil der ostafrikanischen Seenregion, nach dem gegenwärtigen Umfange der Erforschung. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lectüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sinne und das geistige Leben der Thiere

insbesondere der Insekten.

Von

Sir John Lubbock, Bart.

Uebersetzt von

William Marshall,

Professor an der Universität zu Leipzig.

Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.)

Der bekannte englische Naturforscher und Staatsmann veröffentlicht hier seine auf umfassenden eigenen Studien beruhenden Beobachtungen über das geistige Leben der Thiere. Die zugleich unter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur gewonnenen Einblicke in die Sinnesthätigkeit namentlich innerhalb der kleinsten Thierwelt werden das Interesse der Gelehrten wie aller Gebildeten erregen.

Früher erschien von dem Verfasser als 57. Band desselben Sammelwerks:

Lubbock, Sir John. Ameisen, Bienen und Wespen. Beobachtungen über die Lebensweise der geselligen Hymenopteren. Mit 31 Abbildungen in Holzschnitt und 5 lithographirten Tafeln. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 12. Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

BROCKHAUS'

Kleines

Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,

darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 19. Juni 1890.

Inhalt: Novellen. Von Adalbert Schroeter. — Historische und moderne Dramen. Von Friedrich Kummer. — Erzählende Literatur und Lyrik. Von Adolf Brieger. — Erdichtetes und Erlebtes. Von M. Benfey. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellen.

1 Die Numidierin. Novelle aus dem altrömischen Afrika. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.

Diese neueste Dichtung E. Eckstein's zählt zu jenen zierlich ausgeführten novellistischen Cabinetstücken, in welchen Form und Inhalt in anmuthigem Einklange erscheinen. Hat der Dichter sonst wol eine gewisse Neigung, ein überbuntes sprachliches Farbenspiel zu entfalten, so muß gerühmt werden, daß er sich in vorliegendem Falle einer wohlthuenden Enthaltsamkeit befleißigt, ohne daß es seiner Erzählung an schimmerndem Schmucke gebräche. Ein römischer Kaufherr wird der Gegenstand der verzehrenden Leidenschaft einer jungen Numidierin, die das Opfer ihrer Liebe wird, während sie die erkorene Gemahlin des Geliebten mit ihrem Pfeile vor dem blutigen Schicksale rettet, von einem Panther zerfleischt zu werden. Zu höhern Wirkungen allerdings erhebt sich die Erzählung nicht und alles, was sich zu ihrem Lobe sagen läßt, ist in obigen Zeilen hinlänglich erschöpft. Trotzdem ihr gelungen, den einfachen Stoff ansprechend zu entwickeln, gebricht es diesem doch an einem Inhalte, der nachhaltiger zu ergreifen vermöchte. Nur in den äußersten Umrissen des Hergangs wird die Dichtung in der Erinnerung des Lesers fortleben, ohne daß sie auch nur in einzelnen Partien zu erneuter Einkehr lüde. Und wer des Dichters künstlerisches Vermögen nach der vorliegenden Probe bemessen wollte, würde ihn ungerecht beurtheilen.

2. Eigene Geschichten. Novellen von Paul von Szczepański. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.

Die Alten gehen und die Jungen kommen. Wenn sie Paul von Szczepański gleichen, so seien sie willkommen geheißen. Sein Talent, wie er es bisher bekundet, verspricht uns reiche Erträge. Die vorliegenden Novellen führen die Titel: „Die Todesbrüder", „Der kleine Prinz", „Das wächserne Herz", „Der Verführer". Die erste ist eine Circusgeschichte, deren erste Seiten bereits den geborenen Novellisten verrathen. Alles Folgende bekräftigt dann den ersten siegreichen Eindruck, ohne ihn immer zu erhöhen. Sein Stil ist lebendig, seine Sprache bewegt sich in geschmeidigem Flusse. Seine Gestalten sind von Fleisch und Blut; man spürt, der Verfasser zeichnet nach wandelnden Modellen, nicht nach traumhaften Schatten seiner Phantasie. Nicht aber, daß er, wie bekannte Tagesgrößen, die Linien des Alltagslebens einfach abzeichnete; jede seiner Figuren erhebt sich vielmehr aus dessen Staube in den Aether lauterer Poesie. Ich glaube somit der Hoffnung Raum geben zu dürfen, daß Szczepański's für den September uns verheißener Novellencyklus „Neu-Berlin" eine fruchtbare poetische Antikritik des Lindau'schen „Berlin" bilden wird. Das wäre nützlich und angenehm. Kleine Schnitzer wie S. 176: sei bon camerade! müßten natürlich dort vermieden sein. Was ich an den hier versammelten Geschichten zumeist rühmen möchte, ist die ungemeine Wirksamkeit der nie zu karg und nie zu breit schildernden Ausdrucksmittel. Ueberall hält der jugendliche Dichter die weise Scheidegrenze geläuterter Natur. Zur Charakteristik dienen einige Zeilen aus der letzten dieser Novellen, wenn auch für diese gerade eine reichere Ausstattung und tiefer durchgeführte Klärung und Versöhnung angebracht gewesen wäre:

Sie stand dicht vor ihm, aus ihrem leichtgepuderten Haare entströmte ihr ein Duft, der ihm die Sinne benahm. Er wußte nicht mehr, was er sagte.

„Es wäre gefährlich für mich, der Schönheit allzu nahe zu sein", erwiderte er. „Ich bin ein Mensch, Gräfin, und mich berauscht, was die andern berauscht."

Sie fühlte sich sicher ihm gegenüber, denn er sah sie nicht an und seine Stimme klang ruhig und leidenschaftslos. Sie sagte: „Ich möchte sie berauscht sehen, Baron."

Hier liegt leider ein Hauptfehler des Buchs. Die Gräfin weiß um des Barons Liebe zu ihr Bescheid und gleichwol erlaubt sie sich dieses gefährliche verführerische Spiel. Es widerspricht dies ihrer Charakteranlage. Der unbesonnen ausgestreute Funke entflammt denn auch blitzschnell das Unheil:

Da kam es plötzlich wie Wahnsinn über ihn und die Sehnsucht, nur eine Secunde glücklich zu sein, übermannte ihn. Gräfin Clotilde fühlte sich plötzlich von seinem Arme umschlungen und ihre Wange von seinem heißen Athem gestreift. Nur eine Secunde — er sah, wie sich ihr Antlitz im Augenblicke veränderte, wie sie ihn todtenblaß und mit weit offenen Augen anstarrte, trat zurück und die Arme sanken schlaff an seinem Körper nieder.

„O!" sagte Gräfin Clotilde. Scham und Zorn zitterten in dem leisen Laute und sie machte eine Bewegung mit der Hand, als müsse sie einen Flecken fortwischen. Dieser starre, leblose Blick schnitt ihm durch die Seele. „O!" wiederholte die Gräfin und dann setzte sie leise hinzu, bedauernd und wehmüthig fast: „Das dürfen Sie nicht, Baron Regnier, das dürfen Sie nicht."

Sie wandte sich und ging und er stützte sich wie ein Verbrecher, dem eben sein Todesurtheil verkündet worden, auf den Flügel. Aber nach wenigen Schritten kehrte sie wieder zurück und trat vor ihn mit gerötheten Wangen und erhobenem Auge.

„Sie dürfen mein Haus nicht mehr betreten, Baron Regnier", sagte sie mit leiser, aber fester Stimme, „bis Sie mir die Sicherheit geben können, daß ich nicht mehr in Gefahr bin, von Ihnen beschimpft zu werden."

So viel zum Preise der novellistischen Kunst Paul von Szczepański's; möge sie viele Freunde finden.

3. Die Kreutzer-Sonate von Leo Tolstoj. Herausgegeben vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Rafael Löwenfeld. Berlin, Behr. 1890. 8. 2 M.

Das neueste Werk des Grafen Leo Tolstoj schildert eine unglückliche Ehe. Erst wird uns das Vorleben des jungen Ehegatten erzählt, so zwar, daß dasselbe in einer Reihe geschlechtlicher Verirrungen zu verlaufen scheint, dann beginnt für ihn und den Leser das Martyrium einer Ehe, deren Schilderung eher in den „Neuen Pitaval" gehört, als daß sie den Inhalt einer Dichtung zu bilden vermöchte. Denn das Wesen dieser Ehe selbst ist völlig inhaltlos an poetischen Vorgängen, abgesehen etwa von dem Abende, wo die junge Frau mit dem Violinvirtuosen die Kreutzer-Sonate spielt:

Kennen Sie das erste presto? Kennen Sie es? Ein entsetzliches Ding diese Sonate und gerade dieser Theil! Ueberhaupt ein entsetzliches Ding die Musik.... Sie, die Musik, versetzt mich unmittelbar in den Seelenzustand, in welchem derjenige sich befunden hat, der sie schrieb. Unsere Seelen fließen zusammen und ich lasse mich von ihm forttragen von einer Stimmung in die andere.... Dieselben Menschen — auch meine Frau und er — erschienen mir in einem ganz andern Lichte. Mich trug die Musik sofort in eine Welt, in welcher die Eifersucht keinen Raum mehr hatte. Die Eifersucht und die Empfindung, welche sie hervorgerufen hatte, erschienen mir als Nichtigkeiten, die nicht werth sind, daß man an sie denkt.

Die ganze Scene ist mit außerordentlicher Feinheit angelegt. Schade, daß diese Zartheit des Empfindens bei dem krankhaften Naturell des unglücklichen Helden dieses Eheromans so außerordentlich vereinzelt bleibt. Doch hören wir ihn selbst fürs erste weiter erzählen:

Nach diesem Presto spielten sie noch das schöne, aber in alter Manier gehaltene Andante mit den faden Variationen und das ganz schwache Finale. Dann spielten sie noch auf Bitten der Gäste eine Elegie von Ernst und andere Sachen; alles das war recht hübsch, machte aber auf mich nicht ein Hundertstel von dem Eindrucke, wie das erste. Ich fühlte mich leicht, heiter den ganzen Abend. Meine Frau habe ich nie so gesehen, wie sie an diesem Abend war. Diese glänzenden Augen, dieser Ernst, diese Würde des Ausdrucks während des Spiels und diese vollkommene Auflösung, das weiche, rührende und glückselige Lächeln, als es aufgehört hatte. Ich sah das alles, aber ich schrieb ihm keine andere Bedeutung zu, als daß sie ganz so empfunden hätte wie ich, daß auch in ihr wie in mir neue, noch nie empfundene Gefühle wie aus der Erinnerung auftauchten. Ich war fast den ganzen Abend frei von Eifersucht.

Aber neuerwachte Eifersucht jagt ihn von einer Geschäftsreise zurück, er findet seine Frau beim Nachtessen mit dem Virtuosen, dessen Gesellschaft sie ein für alle male zu meiden ihm gelobte, und er stößt ihr den Dolch in die Brust. Die Gerichte sprechen ihn frei, da er als Rächer seiner Ehre gehandelt.

Das ist, wie man sieht, eine ganz alltägliche Geschichte; aber es wäre vermessen, das Buch auf diese Skizze seines novellistischen Verlaufs hin abzuthun. Es trägt als Motto ein bedeutungstiefes Wort, den Ausspruch, den der Herr Matth. 5, 28 thut: „Ich aber sage euch: wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." Das Werk enthält nichts Geringeres als das streng sittliche und echt christliche Glaubensbekenntniß des Dichters über die Ehe:

„Nein", sagte Posdnyschew (der Held vorliegender Novelle), „nicht als ein Rasender in einem Augenblicke unbewußten Handelns habe ich den tödlichen Streich gegen mein Weib geführt — ich habe sie damals getödtet, als ich in früher Jugend zum ersten male das Weib erkannte. Seit damals war mein Gedanke an das Weib nicht mehr rein und aus diesem Grunde, weil ich als gefallener Mann in die Ehe trat und weil die Beziehungen zu meiner Gattin nur auf Sinnlichkeit beruhten, konnte unsere Ehe nicht von dauerndem Glücke sein."

Das ist an sich ein ohne Frage zu Recht bestehender Gedanke, daß einmal eine von Grund aus vergiftete Sittlichkeit auch in der Ehe nicht genesen wird, und daß zum andern eine Ehe, welche die alleinige Befriedigung sinnlicher Gelüste suchte, rettungslos zum Unheile führen muß. Wenn Tolstoj diese Idee dichterisch veranschaulichen wollte, so bleibt nichts einzuwenden, aber sein Unternehmen hatte sich ein viel weiteres Ziel gesteckt: seine Dichtung sollte nicht mehr und nicht weniger geben als eine Spiegelung der modernen Ehe überhaupt. Und gegen diese seine Art der Spiegelung legen wir auf das entschiedenste Verwahrung ein. Denn es ist ausschließlich die schwarzgallige Lebensanschauung unsers modernen Pessimismus, die auf diesen Blättern zum einseitigen Ausdrucke kommt. Ganze Seiten Schopenhauer und Hartmann sind in die Redeweise des zerfahrenen Advocaten Posdnyschew übersetzt, sodaß keiner, der dort Bescheid weiß, hier irgendeinen neuen Gesichts-

punkt finden wird. Aber das Weltbild des Pessimismus ist nicht das Bild der Welt, und Herr und Frau Posdnyschew sind keine Durchschnittstypen moderner Ehegatten. Es ist vielmehr ein schriftstellerisches Nachtstück, das vor uns aufgerollt wird, in welchem ein dunkler Schatten den andern jagt und alle seelischen Martern vor den erbarmenswerthen Gatten für die Sinnengenüsse flüchtiger Stunden grausam Entgelt heischen. Nicht daß das Bild an sich nicht treu gezeichnet wäre. Es ist ausgeklügelt fein schattirt, das ist wahr; aber die Logik der Vorgänge ist darum nicht minder scharf. Nur das eine tadeln wir auch hier, daß uns der Dichter so schnell über die Brautzeit hinwegführt. Denn deren Glück hat in den Vorstellungen des Pessimismus eben keinen Platz. Da muß überall Grauen und alles Nacht sein und darf kein Rosenwölkchen scheinen. Aber Tolstoj hätte auf jene Weise wenigstens einen tragischen Schimmer über sein Werk verbreiten können. So ereilt die beiden Gatten ein nur zu sehr verdientes Geschick. „Um die volle Wahrheit zu sagen", gesteht Posdnyschew selbst, „man hatte mich umgarnt und gefangen." Nun, jedenfalls hatte der entnervte Freier selbst den Fang leicht gemacht. Er weidet sich gelegentlich einer Gondelfahrt mehr als sonst „an ihrem schlanken Körperbau, an der enganschließenden Taille und ihren Locken" — „da ward es mir plötzlich klar, sie ist es." Das heißt denn freilich den verhängnißvollsten Lebensschritt mit sträflichem Leichtsinne wagen. Sie andererseits liest sein Tagebuch, das von Liebesabenteuern wimmelt, ohne ihn aufzugeben. Dazu war zunächst freilich auch nicht der geringste Grund. Denn auch Roués können an der Seite einer reinen liebenden Gemahlin genesen und pflegen es zu thun, falls sie nicht von Grund aus verdorben waren. Einen ähnlichen Fall versinnlicht bekanntlich G. Freytag's Drama: „Graf Waldemar." Posdnyschew wird aber augenscheinlich nur geheirathet, damit die Schöne Frau werde. So wird sie mitschuldig. Hier knüpft der Dichter eine Ausführung über die Motive an, die das weibliche Geschlecht im allgemeinen zur Ehe führen, welche eine rechtlose himmelschreiende Anklage gegen unsere Mädchenwelt schleudert. „Sie weiß", heißt es S. 26, „daß Unsereiner durch und durch unwahr ist, wenn er von hohen Gefühlen spricht — daß er nur den Körper meint." Schließlich stellt er das eheliche Weib auf dieselbe Stufe wie die Dirne: „Will man es genau bezeichnen, so muß man sagen, die Dirne auf Frist ist von allen verachtet, die Dirne auf Dauer — von allen geschätzt." Was soll man an so lächerliche ekelhafte Paradoxen Kritik verschwenden? Kurzum, Posdnyschew geht in die Falle. Auch die über die maßen trostlose Brautzeit vermag den schwachköpfigen Sinnenmenschen über die Tollheit seiner Wahl nicht aufzuklären. „Wir wußten nicht", secirt er seine kranke Seele weiter, „was wir miteinander sprechen sollten. Wären wir Thiere gewesen, so hätten wir gewußt, daß wir nicht zu sprechen haben, so aber mußten wir sprechen und wußten nicht wovon, weil uns nicht das beschäftigte, was sich im Gespräche erledigen läßt." Aber auch diese Zerfaserung von allerhand verworrenen, haarsträubenden Gemüthsströmungen und Ueberzeugungen möchte noch erträglich sein zur etwaigen Beweisführung, bis zu welchem Grade geistiger und seelischer Verwirrung haltlose Genußmenschen sich verirren mögen, wenn unser Philosoph zum Schlusse nicht den dreisten Ausspruch thäte: „So heirathen alle, so habe auch ich geheirathet." Das ist der Brennpunkt der Geschichte. Tolstoj beansprucht für das Ehepaar seines pessimistischen Wahns typische Bedeutung. Sein Buch soll eine feurige Geißel über die moderne Ehe schwingen. Möge sie überall treffen, wo das Ehepaar Herrn und Frau Posdnyschew gleicht; überall, wo nur Genußsucht seitens des Mannes, der Trieb, versorgt zu sein und Kinder zu gebären, seitens des Weibes ins Brautgemach führt. Dort freilich wird die Ehe lediglich ein Concubinat ohne Kündigungsfrist sein. Denn alle Factoren werden gebrechen, welche den verhängnißvollen Bund zu läutern, zu adeln, zu verklären, zu heiligen vermögen. Nur jene aber, die Liebe des Herzens und nicht der Zug der Sinne, Treue bis zum Tode und nicht die Vergänglichkeit berückender Reize und schnell erkaltender Liebkosungen, sollen den Grundstein der Ehe bilden. Und dies ist auch im Leben der Gegenwart in allen Familien der Fall, wo kernige Männlichkeit und edle Weiblichkeit mit heiligem Ernste erwägen, „ob sich das Herz zum Herzen fände". Und solcher Familien wiederum findet man, gottlob, unendlich mehr, als der poetische Pessimist von Jassnaja Poljana sich träumen läßt: ja, sie gerade bilden vielmehr die Norm und das Hauptgebäude der Gesellschaft, während solche, welche nach der Art des Herrn und der Frau Posdnyschew geschlossen werden, ganz zweifellos die Minderzahl bilden. Und so hat denn Tolstoj's „Kreutzer-Sonate" so weit am Ziele vorbeigeschossen, als jene kecke Behauptung Posdnyschew's sich überfliegt: „So heirathen alle, so habe auch ich geheirathet." Daß auch bei einem vernunftbegabtern Liebhaber die Schönheit der Geliebten für die Werbung um so mehr ins Gewicht fallen wird, je frischer seine Sinne empfinden und je ausgebildeter und erregbarer seine ästhetischen Organe sind, das wird niemand bestreiten wollen; aber nur sittlich und intellectuell zerfressene Naturen, wie Posdnyschew, werden beim Anblicke der ersten besten eleganten Büste ausrufen: „Sie ist es!" und die Martern eines Brautstandes ohne Worte überstehen, um den Besitz schnellwelkender Reize mit der Oede eines seelenlosen Lebens zu erkaufen, aus dessen Qualen dann freilich kein Entrinnen als durch Mord und Todtschlag bleiben mag. In gegenwärtigem Falle dürfte übrigens immerhin die Frage berührt werden, ob der rächende Dolch den Hauptschuldigen nicht verfehlt hat und ob die Richter ein Recht hatten, einen Mörder freizusprechen, der minder als der Rächer seiner Ehre handelt, als er die letzte Summe eines heillos zerstörten Lebens und eines vergifteten Gemüths zieht. So war das Streben Tolstoj's, jene tiefe Stelle des Matthäus poetisch zu ver-

sinnlichen, zwar ein durchaus ideales, aber im Stoffe selbst, in welchem er die poetische Idee zu gestalten unternahm, hätte er kaum übler sich vergreifen können; denn statt daß er einen ergreifenden Roman geschaffen hätte, hat er ein Stück Erzählung von allein pathologischem Werthe geleistet, dessen Zerfaserungen und Zerdröselungen eher in die psychologischen Annalen psychiatrischer Anstalten als in ein Dichtwerk gehören, und statt daß er ein Weltbild von leuchtender Farbenkraft und packender Wahrheit gegeben hätte, hat er sich vermessen, ein einzelnes verbrecherisches Vorkommniß zum Spiegelbilde des ehelichen Lebens seiner Zeit zu machen. Aber schon die kümmerliche Enge des ganzen Herganges selbst konnte einem solchen Vorhaben nur unzulänglichen Spielraum gewähren: ein vereinzelter Ausnahmefall ist nicht das Leben. Im Sonstigen dringen nicht einmal die ethischen Betrachtungen tiefer in des Wesens Kern. Sie erstrecken sich allein auf die sinnliche Seite der Ehe. Was Tolstoj hier docirt — denn wir haben es in der That mit einem Stück doctrinärer Poesie zu thun —, ist so alt wie die Matthäus-Stelle und auf jeder Kanzel der Christenheit sicherlich vielfach geistreicher, zum Theil vielleicht sogar humaner erläutert und gedeutet worden. Aber jene sinnliche Kehrseite der Ehe hat ein tiefsittliches, geistiges Vorderbild, dessen Zeichnung wir bei Tolstoj so schmerzlich vermissen wie in Ibsen's „Komödie der Liebe". Beide Poeten des Pessimismus haben eben jene peinliche Eigenschaft mit seinen alten und neuen speculativen Vertretern gemein, daß sie wie das Eulengeschlecht im Sonnenscheine erblinden. Wie für den Uhu, so ist auch für den Pessimismus lediglich die Nacht das Wesen und der Tag mit Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend gilt nur als Schein und Lug, als Phantasie und Selbstbetrug. Höchst charakteristisch erklärt Tolstoj — und das ist, soweit ich sehe, eine neue Nummer aus den pessimistischen Unheils- und Jammerregistern — sogar das künstlerische Schaffen für ein Werk des Eitelkeitsteufels. Von jenem orphischen numine afflatur hat er keine Ahnung: die Eingebungen des Genius, die den Künstler zum Propheten und zum Lehrer und Beglücker der Menschheit machen, sind ihm ein Kitzel geistiger Prunksucht. Ein solches aber war nicht einmal in allen Fällen bei Heinrich Heine der Fall. Und so überstürzen sich selbstberechtigte Klagen und Anklagen des Dichters ziellos ins Paradoxe, und der Gewinn, mit welchem man das Buch aus der Hand legt, wird zum Verluste eines guten Theils von Hochschätzung und Vertrauen, das man dem Schöpfer einer „Anna Karenina" mit Recht entgegenbrachte. Und so wenden wir uns mit Abscheu von diesem Secirtische einer verwesenden Ehe, deren ekelhaften Zersetzungsproceß der russische Pessimist der europäischen Gesellschaft als ein Spiegelbild des Hauptgrundzugs ihres Wesens vorhält:

Wie mir dein Buch gefällt?
Will dich nicht kränken.
Um alles in der Welt
Möchte nicht so denken.

Wer es meiden wird, der wird vor einigen so hochnothpeinlichen, wie gewinnleeren Stunden verschont bleiben. Nein, die Ehe, auf welcher das Familienleben und das Gemeinwohl der Staaten unsers Welttheils, vor allem aber unsers deutschen Vaterlandes beruht, hat mit den Verzerrungen ihres Wesens bei Tolstoj nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Sie gleicht vielmehr, soweit sich in der Endlichkeit der Dinge Ideale verwirklichen können, jenem Musterbilde, welches in einer cultur- und kirchenhistorisch bedeutungsvollen Traurede einmal einer der hervorragendsten evangelischen Geistlichen *) des Jahrhunderts zeichnete: „Die Ehe ist nicht eine Strafanstalt, sondern eine sittliche Gemeinschaft, nicht eine Galerenkette, die die Widerstrebenden aneinanderschmiedet, sondern, auf Liebe und Achtung gegründet, ein Austausch der Liebe; es ist nicht der Mensch der Ehe wegen da, um an ihr zu Grunde zu gehen in dem Frieden seiner Seele, in dem Besten seiner Eigenthümlichkeit, sondern die Ehe ist des Menschen wegen da, um ihn zu einem vollen Menschen zu machen, um ihn in der Gemeinschaft der Seelen zu reinigen, zu erziehen, zu erheben und zu beseligen."

4. Die Propaganda der That. Socialer Roman von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

Dunkel ist des Titels Sinn. Die That, welche den Ausgangspunkt der Erzählung bildet, ist der Mord, welchen ein früherer Einjährig-Freiwilliger an einem der Offiziere verbricht, die ihn zum Soldaten ausgebildet haben. Der Lieutenant ist von dem in Civilverhältnisse Zurückgekehrten gefordert worden, hat die Herausforderung dem Staatsanwalt übergeben und ist, nach Angabe des Buchs, zu drei Jahren Zuchthaus und einem Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verdammt worden. Nach welchen Paragraphen des Strafgesetzbuchs der Verfasser das Urtheil ergehen läßt, wäre interessant zu erfahren. Wir stehen hier vor einer Grenze, hinter welcher alles Phantasiren auch im Reiche der Dichtkunst straffällig wird, vor einer Grenze, wo der Realismus, die Wirklichkeit der Dinge, im Reiche der Dichtkunst dieselben Ansprüche erhebt, wie Grammatik und Rechtschreibung. Es ist traurig, daß auch in letztern Beziehungen das vorliegende Buch nicht überall sauber ist. Wenn dem Atheisten auf S. 34 sein h vergönnt blieb, so hätte es auch dem Panteisten (eben dort) nicht vorenthalten werden sollen, und in dem Passus auf S. 35: „sind eher dafür, wie Coriolan bis zum letztem Hauche dem Plebs zu trotzen", oder S. 111: „ein Verbrechen gebährt das andere", oder S. 89: „dies Amt heischt eine gewissere höhere Bildung", hätte in einer Dichtung, deren Held ein Corrector ist, auf den unentbehrlichen Stand schönere Rücksicht genommen werden müssen. So muß es natürlich auch S. 51: „1889 . . . fiel der Thronerbe Habsburgs unter begleitenden Umständen,

*) Rede, gehalten bei der Trauung eines in Preußen geschiedenen Beamten am 1. Juni 1857 in der Schloßkirche zu Gotha von Karl Schwarz (Gotha 1857).

welche dem Princip der Monarchie noch schändlicher sein mochte", schädlicher heißen. Bedenklicher allerdings erscheint es, wenn die Sprache der Darstellung selbst die Haltung verliert. So heißt es S. 78: „sie schien diesen beißenden Ausfall auf den Adel doch krumm zu nehmen", und die Redeweise der Offiziere der Eingangsscene des Buchs ist in ihrem ganzen Gepräge so weit davon entfernt, naturtreu nachgeahmt zu sein, und in Gegenwart eines Generals so sehr unmöglich selbst nach dem „intensivsten Liebesmahl", daß man auch für diese Mängel allein in der Annahme eine Erklärung zu finden vermag, daß der Verfasser mehr nach Gesichten seiner Phantasie oder irgendwelchen Wahnvorstellungen als nach dem Leben zeichne. Wir fordern aber von jedem Dichter zunächst umfängliche Kenntnisse der Lebenskreise, die er zu schildern unternimmt, ihrer Art des Treibens, des Denkens und Anschauens, ehe wir ihm die Berechtigung einräumen, sich an unser Vertrauen zu wenden und von uns zu fordern, daß wir seine Darstellungen auf ihren poetischen, d. h. ihren höhern Gehalt prüfen. Denn wir stehen allerdings auf dem Standpunkte, daß das Grundgefüge jeder erzählenden Prosadichtung durchaus realistisch gezimmert werden und Zug für Zug mit dem wirklichen Leben übereins geformt sein müsse, ehe der Dichter die so gewonnene Form mit dem Inhalte seiner Idee zu füllen und das Besondere zum Allgemeinen zu erheben, d. h. sein aus realen Stoffen vorgebildetes Werk mit poetischem Lichte zu durchdringen unternimmt. Wenn man aber in Scenen, die innerhalb eines preußischen Offiziercorps spielen, Gesprächen begegnet, in welchen sich die Lieutenants in Wendungen bewegen, wie S. 17:

„Ich erinnere mich der Geschichte — der Paster der Strafanstalt. . . ."

„Der Pastor, meinen Sie?" corrigirte Helder trocken.

„Eh! danke für die Belehrung! Besitze selbst Religion genug, Herr — eh — Kamerad."

„So? Sind Sie religiös, Herr von Trübenstein?"

„Religiös? Hm, bah! Naturellement! Als Soldat, Schirmer von Kirche und Gesetz. . . . Das Volk muß Religion haben" — —

so ist solche Art des Dichtens lediglich ein Verzerren des Wirklichen, das entweder grundsätzlich oder aus Unkenntniß geschieht und in dem Unkundigen Begriffe weckt, die sich in keinem Merkmale mit der Wahrheit decken. Sollten andererseits in der That so geistarme Gespräche im kameradschaftlichen Verkehre preußischer Offiziere sich ereignen, was ich nicht wohl für möglich halte, so hat der Dichter nicht das geringste Recht, deren Ton schlechtweg zum seinen zu machen, sondern er muß die gleiche Wirkung des Lächerlichen und Verächtlichen in poetischer Abstimmung erreichen; wenn er dazu nicht die Mittel hat, so erhebt er sich nicht über das Handwerk des Reporters. Nicht aber, daß das Bleibtreu'sche Dichten nicht sehr vielseitig über jenes sich erhöbe. Er hat nur zur Zeit noch nicht die Macht, seine poetischen Aeußerungen in jedem einzelnen Abschnitte in Einklang zu bringen. Es beherrscht sein Arbeiten eine nervöse Unruhe. Vieles ist peinlich überhastet, deshalb zerfahren. Der Entwurf hat mit Scharfsinn die kühn ersonnene Fabel skizzirt, aber die einzelnen Theile sind zu ungleich. Mitunter arbeitet er mit rein journalistischen oder doch bedauerlich billigen Mitteln; so laufen denn ganze Seiten im Drucke mit, die nicht die Tinte des Aufschreibens werth waren; dann wieder begegnet man gehobenen Stellen, die ähnlichen Beifall wecken, wie ihn der Dichter des „Dies irae" fand. Offenbar lebt in Bleibtreu eine starke dramatische Ader. In vorliegender Novelle — er selbst nennt sie ohne Fug Roman — pulsirt sie zu stark. Nicht jeder Kunstform eignet der gleiche Ton. Sein Schaffen ist offenbar hervorragend vulkanisch. Es entsprießt aus einem feurigen Naturell, das leider nur zur Stunde noch zu viel, zu viel der Schlacken von sich schleudert. Er erinnert an Grabbe. Um nichts in der Welt will ich ihm den Teufel des Grabbe'schen Talents und Schicksals an die Wand malen. Aber sein Schaffen muß in der That sich in höherm Grade nach künstlerischen Normen regeln, als es bisher gewohnt war, sich in nur zu sehr von Rauch und Qualm verdunkelten Feuergarben und wildem regellosen Glutstrome zu ergießen. Möge seine Jugend diese Selbstzucht üben lernen, ehe es zu spät ist. Zwei Eckſteine sind es vor allem, vor welchem sein hinbrausendes Talent auf der Hut bleiben muß. Die eine Gefahr, die ihm droht, ist die eines Entgleisens im Banne der Alltagswelt, über deren Formen und Gesetze sein Dichten geringschätzig dahinjagt; die andere ist der gleich bedrohliche Hang, sich speculativ zu überstürzen und der revolutionäre Drang, in leidenschaftlichem Ansturme gegen die Schranken der Endlichkeit sich zu verzehren. Mir graut, die Tendenz seiner „Propaganda der That" zu verstehen, und doch kann sie kaum verständlicher sein. Das Bleibtreu'sche Buch ist eine viel grausiger flammende Brandfackel des revolutionären Zeitgeistes als die „Kreutzer-Sonate". Die meisten Leser werden auch Bleibtreu's Novelle mit der Goethe'schen Ablehnung aus den Händen legen:

Wie mir dein Buch gefällt?
Will dich nicht kränken.
Um alles in der Welt
Möchte nicht so denken.

Adalbert Schroeter.

Historische und moderne Dramen.

1. Die Salier. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Richard Zoozmann. Leipzig, Danz. 1889. Gr. 8. 2 M.
2. Sebastiano Ziani. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Neal. Berlin, Kracht. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Pinsel und Kutte. Trauerspiel in vier Aufzügen von C. G. Brnno. Berlin, J. Schultz. 8. 2 M.
4. Martin Rinkarts Lutherfestspiel vom Jahr 1617 für die Gegenwart verfaßt von August Trümpelmann. Torgau, Jakob. 1890. 8. 1 M.
5. Die neue Generation. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Curt Abel. Berlin, Conrad. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Acten von Heinrich Bulthaupt. Mit einer Vorrede: „Ein Wort über moderne Stoffe im Drama." Oldenburg, Schulze. 1889. Gr. 8. 2 M.

Indem wir anknüpfen an die Vorrede: „Ueber moderne Stoffe im Drama", welche Heinrich Bulthaupt seinem Schauspiel „Der verlorene Sohn" voranschickt, stehen wir vor der Frage nach der Berechtigung des geschichtlichen Trauerspiels im heutigen Schriftthume. Da gegenwärtig noch immer die Mehrzahl der dramatisch schaffenden Talente ihre Stoffe den Jahrbüchern der Geschichte entnimmt, trotz des erfolgreichen Aufschwungs, den der deutsche Roman durch die kräftige Bewältigung modernen Lebens gewonnen, so bedarf es wol der Untersuchung, mit welchem Rechte oder Unrechte die Dramatiker ihre Hand an Stoffe legen, welche, wie auch die vorliegenden Dramen beweisen, vergangenen Zeiträumen, untergegangenen Geistesgeschlechtern angehören. Schiller hat in seiner Besprechung des Goethe'schen „Egmont" gesagt, der tragische Dichter dürfe sich von der geschichtlichen Wahrheit nur entfernen, um das Interesse des Gegenstandes zu erheben, aber nicht, um es zu schwächen. Tiefer gehend wird man behaupten, der dramatische Dichter darf geschichtliche Stoffe überhaupt nur benutzen, wenn er vermag, sie ihrem Wesen nach über die Historie zu steigern, d. h. wenn er vermag, zur geschichtlich überlieferten Erzählung eines jener körperlosen „Imponderabilien" hinzuzufügen, die auch dem bedeutendsten Geschichtschreiber nicht zur Verfügung stehen. Die Glut, die Macht, die packende Wahrheit der Leidenschaft ist es allein, die das historische Drama noch für die heutigen Menschen adelt und die der schwankenden Dichtungsgattung ihre Bedeutung, ihre Berechtigung, aber auch ihre große unerläßliche Aufgabe zuweist. Es ist oft gesagt worden, daß den modernen Menschen im schwarzen Salonanzuge oder im rauschenden Schleppkleide die Leidenschaft nicht mehr zu Gesicht stehe; daß der Dramatiker zu andern Menschen, Gewändern und Gestalten greifen müsse, damit er über das Allzumaterielle hinweg das Reich der Poesie und das Gebiet der Leidenschaft betreten könne. Es ist aber kein Zwang, um der Darstellung der Leidenschaft willen aus der Gegenwart ins Zeitalter der Renaissance oder der römischen Kaiser zu flüchten: es ist nur ein Nothbehelf, ein Ausweichen, ein theilweises Unvermögen. Kein einziger von den deutschen Dramatikern hat noch vermocht, die moderne Tragödie auf den Gipfelpunkt zu führen, den die historische Tragödie, von Shakespeare beeinflußt, durch Schiller, Kleist und andere am Anfange dieses Jahrhunderts erklomm. Und wenn man unsere Literatur in irgendeinem Sinne mit Recht eine epigonenhafte nennen will, so kann es, wenn man nicht sachblind ist, fast nur in dem angedeuteten Sinne geschehen. Gesetzt, jenes überragende Genie fände sich, das uns die Form der modernen Tragödie brächte, die alle, die an die Zukunft des deutschen Geistes glauben, lange ersehnen und erstreben: so würde damit die historische Tragödie zwar um einen erheblichen Theil ihres jetzigen Werthes verringert, aber keineswegs ihrer Daseinsberechtigung völlig entkleidet werden. Es wird stets einen Vorzug der geschichtlichen Tragödie vor der neuzeitlichen bilden, daß sich in ihrem Rahmen die Phantasie freier bewegt und daß das Bild der Welt in ihr einheitlicher, faßlicher widergespiegelt wird. Aber ihren Schwerpunkt, die Größe und Bedeutung der Darstellung von Leidenschaften, darf die geschichtliche Tragödie niemals aufgeben oder sie hat zu athmen und zu wirken aufgehört. Wir sind gewöhnt, so leicht geschichtlichen Tragödien überhaupt die Berechtigung abzusprechen, weil die Mehrzahl der Stücke so arm an Phantasie, so schwach an Gedanken oder so zerrüttet im Baue und so leer an Leidenschaft ist; gegen die Gattung aber erhebe man nicht die Klage, welche nur den einzelnen Vertretern derselben, ihnen aber mit vollem Rechte gilt.

Die deutsche Geschichte kennt wenig Blätter, auf denen so erschütternde Vorgänge so furchtbar sich drängen und jagen, als in Heinrich's IV. Kampf mit seinem Sohne. Leidenschaftlich wird der Leser hingezogen, im vatermörderischen Streiten Partei zu ergreifen; man geht von Bewunderung zu Abscheu oder Mitleid über; der Vater unterliegt, aber staunend sieht man den Sohn an des Vaters bekämpfte Stelle treten. Leidenschaftliche Parteigesinnung durchzittert selbst die alten mönchischen Chroniken. Wie mächtige Aufzüge, einer furchtbarer als der andere, gliedern sich, schon im Rohstoffe der Geschichte kunstvoll und dramatisch verschlungen, die Ereignisse in den rheinischen Städten aneinander, bis der Tod den gefallenen Helden zu Lüttich erlöst. An die herrliche Aufgabe ist Richard Zoozmann in seinem Drama „Die Salier" (Nr. 1) herangegangen, um sie völlig ungelöst zu verlassen. Er hat das Wesen des Stoffs gar nicht begriffen; seinem Blicke verschleiert sich eins der wirksamsten und nrältesten Hülfsmittel der dramatischen Kunst: der Contrast. Er stellt Vater und Sohn, trotz aller Deutlichkeit des Stoffs, einander nicht gegenüber; ja er vermeidet es durchgehends, sie Stirn an Stirn, Leidenschaft mit Leidenschaft ringend, vorzuführen; den echten Dramatiker würde es vielleicht nicht Ruhe gelassen haben, Vater und Sohn wieder und wieder, nur immer erschütternder in

seelischen Conflict zu bringen, er würde vielleicht kein einziges Schlachtbild gezeigt, kein Schwert zum Bühnenkampfe gekreuzt haben, aber dafür eine Welt von Gefühl, Leidenschaft und Gedanken vor uns entrollt haben. Nur durch ödestes Vasallen- und Volksgeschwätz erfahren wir aber bei Zoozmann von den Vorgängen in Bingen und Ingelheim. Die Liebesepisode ist, besonders in ihrem Schlusse, nicht das Schlechteste am Stücke, aber sie bleibt bei diesem Stoffe doch nur ein äußerliches Element. Der Charakter des jungen Heinrich ist völlig verzeichnet, durch die Entfernung von der Geschichte ist hier das Interesse auch der Charakteristik geschwächt und somit die Entfernung in jedem Betracht tadelnswerth. Wenn sich der rechte Dichter finden sollte für den Kampf der beiden Heinriche, so wird er vielleicht auch jenes thörichte und der Bühnenaufführung so hinderliche Aufbäumen gegen Rom und den Bannfluch unterlassen, das fast keinem unserer deutschen Kaiserdramen zu fehlen pflegt; wie lächerlich sind die alten Schablonen des Hasses und des Trotzes geworden, wie leicht und wie belanglos waren sie von je!

„Sebastiano Ziani" von Max Neal (Nr. 2) spielt in Venedig zur Zeit Friedrich Barbarossa's. Man kennt jene Sitte, daß der Doge von Venedig am Himmelfahrtstage mit einem Ring sich dem Meer, seiner Braut, verlobte. Es ist unzweifelhaft ein schöner und anmuthiger Gedanke, daß der Verfasser die Stiftung des prächtigen venetianischen Festes zum Schlusse einer Liebestragödie machte: Ziani, zum Dogen erwählt, soll seiner Geliebten aus niederm Stande um des Herzogtitels willen entsagen; er weigert sich, Unruhen entstehen; seine Geliebte, Giovanna, bringt ihre Liebe dem Vaterlande zum Opfer, sie flieht aufs Meer und stirbt in dessen Wellen: Giovanna zum Gedächtnisse vermählen sich die Dogen mit dem Meere. Es läßt sich nicht leugnen, daß einige Scenen des Stücks theatralisch geschickt angeordnet sind und in dieser Beziehung sich gern etwas Günstiges versprechen läßt. Freilich ist auf der andern Seite theatralisch und dramatisch der unablässige, beinahe leichtsinnige Wechsel des Schauplatzes stark zu beanstanden. Es will den schärfer Hörenden auch bedünken, als ginge bisweilen dem dramatischen Dichter der schöpferische Athem aus, um vier lange Acte zu beleben. Würfe man unnöthigen Ballast und das kindische Verschwörerspiel heraus, so könnte um drei bis vier Personen ein dreiactiges Schauspiel sich schlingen, das dem Theater willkommener und doch an Poesie weit reicher wäre als vorliegende Fassung, wo unnöthig der Inhalt mit den weiten Falten der Form ringt.

Eigenartiger als die bisher betrachteten Stücke tritt C. G. Bruno's Trauerspiel „Pinsel und Kutte" (Nr. 3) dem Beurtheiler entgegen. Auch dieses Stück hat einen wenngleich freieren historischen Hintergrund und spielt in Florenz zur Zeit der Renaissance, weit ab jedoch liegt es von den geschichtlichen Dramen des üblichen Stils. Bruno's Drama ist kein Typus, es ist ein Individuum. Es wäre freilich leicht, aus diesem Stücke eine Blütenlese von Aussprüchen und psychologischen Sonderbarkeiten herauszusuchen und damit ein absprechendes, ja ein vernichtendes Urtheil zu verbinden und dem Scheine nach glänzend zu begründen. Indessen: dem Talente, dem Wollen, ja theilweise auch dem bedeutenden Können, das aus dem Stücke spricht, würde man damit ganz und gar nicht gerecht. Des Mittelmaß der Kraft wagt niemals, die Handlung so neu, so phantastisch, so sehr zum Widerspruche reizend aufzubauen, als es hier Bruno gethan hat. Die Sprache leuchtet an zahlreichen Stellen in viel dichterischerem Glanze als bei den vorbesprochenen Dramen, trotz aller Willkürlichkeiten, die sich reichlich zerstreut finden. Eine kecke malerische Phantasie, die Freude am Farbigen hat, verbindet sich mit einer Ausdrucksweise, die voll dramatischer Beweglichkeit, voll Anschaulichkeit und Klarheit ist. Als Anweisung auf die Zukunft, nicht als gültige Leistung der Gegenwart hat man das Werk zu betrachten. Noch ist die Handlung allzusehr subjectivistisch zusammengefügt, um vom Theater herab völlig verstanden und durchlebt werden zu können; tragische Erschütterung, das darf allerdings nicht verhehlt werden, erreicht Bruno so wenig als seine Vorgänger.

„Martin Rinkart's Lutherfestspiel", von A. Trümpelmann bearbeitet (Nr. 4), ragt keineswegs in künstlerischer, wohl aber in lehrhafter und streitbarer Beziehung hervor. In einer Einleitung spricht sich der Bearbeiter des Längern über die Berechtigung der Lutherspiele aus. Er greift sehr richtig in seiner Darstellung auf frühere Jahrhunderte zurück, und niemand wird Einsprache erheben, wenn er von den Zeitgenossen des Dreißigjährigen Kriegs sagt:

> Zehn Predigten konnten die Leute über den Ablaß hören ... ohne sich doch über den Misbrauch recht klar zu werden; sahen sie aber den Tetzel, den großen Clamanten, auf der Bühne, wie ihn uns also z. B. Martin Rinkart darstellt, so waren sie klar über das Nichtswürdige dieses Treibens und die unbedingte Nothwendigkeit der That Luther's.

Und indem Trümpelmann in den heutigen Verhältnissen mannichfache Aehnlichkeit mit denen des 17. Jahrhunderts findet, stellt er es als eine Pflicht auch unserer Tage hin, dem deutschen Volke das Bild des herrlichen Mannes ungetrübt und lebendig zu erhalten. Trümpelmann selbst schrieb in diesem Sinne ein vielgenanntes Lutherspiel und bietet uns heute eine Neubearbeitung der Eislebisch-Mannsfeldischen Jubelkomödie dar. Gern wird man beipflichten, daß Rinkart's Schauspiel den damals lebenden Geschlechtern Luther's That und Gestalt wirksam, ja vielleicht überwältigend übermittelt habe; gern wird man anerkennen, daß Rinkart als Lutherdichter die Dramatiker seiner Zeit durch größeres Bühnengeschick, durch geschichtlichen Blick bei weitem überragt; aber unmöglich wird man sich zu der Anschauung bekennen, Rinkart's Drama bedeute für uns, die Lebenden, auch nur im entferntesten das, was es den Leuten war, die den furchtbaren Glaubenskrieg sich vorbereiten sahen. Der einzige Standpunkt, von dem aus es heute gebührende Würdi-

gung finden kann, ist der geschichtliche: von diesem aus begreifen wir Inhalt, Form, Bedeutung und Verdienst. Aber Trümpelmann selber hat das Rinkart'sche Werk, indem er es für die Gegenwart bearbeitete, dem historischen Standpunkte entzogen: wir erhalten ein gekürztes, nach neuen Bedürfnissen verändertes Stück. Der künstlerische Maßstab, an dieser Stelle sonst einzig der maßgebende, erweist sich angesichts der Bearbeitung als vernichtend: nirgends geht der Verfasser auf menschlich große oder schöne Wirkungen aus, die scharfe harte Luft des alten Glaubensstreites weht einem entgegen, allerorten spricht kirchliche Erbitterung und moralische Entrüstung. Und was das Schlimmste ist, nirgends weiß uns der Verfasser für seine Gestalten zu interessiren. Die Personen sprechen nach- oder gegeneinander, nicht miteinander; es sind uralte Puppen, die mit Beharrlichkeit dem Zuschauer die nämliche Seite zukehren. Eben weil das Dichterische so sehr mangelt, dünkt uns der Ablaßstreit so entlegen, so nichtsbedeutend, daß wir weder Luther's Aufschäumen noch des Volkes Antheil lebendig zu glauben vermögen. Völlig ungenießbar für einen heutigen Menschen ist die Komik, welche die Gestalten von Tone und Pluhne wohl oder übel zu beabsichtigen scheinen. Dramatische Form im höhern Verstande fehlt; wir vernehmen nur das Stottern einer unreifen Dramatik, wenn sich in einem Auftritte Religio als Mutter der Fides den Zuschauern vorstellt, oder wenn in Begleitung der Veritas Luther vor dem Elsterthore die Bulle des Papstes verbrennt. Der Bearbeiter selbst verspricht dem Werke nur einen wesentlich didaktischen Erfolg: ein gutes Lutherspiel soll ergänzen, was der Geschichtsunterricht der Schulen nicht geleistet hat. Dies vermag aber Rinkart's Werk so wenig, als Hans Sachsens „Gehörnter Siegfried" es vermag, unsere Jugend in die Sagenwelt der deutschen Vorzeit einzuführen. Zudem sind wir alle mit Lutherspielen übersättigt, die nichts Höheres als Neuprägungen der geschichtlichen Thatsachen darstellen und einen idealern Werth nicht beanspruchen können als den, der protestantischen Gesinnung neuen Aufschwung zu geben.

Einen Augenblick innehaltend, ehe wir uns der Besprechung von zwei aus der Gegenwart gegriffenen Dramen zuwenden, fragen wir uns, nachdem wir sahen, daß das geschichtliche Drama mit der Darstellung der Leidenschaft steht und fällt: erträgt unser deutscher Zuhörerkreis denn überhaupt heute moderne Gedanken und Probleme auf der Bühne? — darf uns einer unserer tüchtigsten, erfahrensten Dramatiker darüber belehren? Heinrich Bulthaupt sagt in der Vorrede zum „Verlorenen Sohn":

> Man will nicht den modernen Geist, nur das moderne Kleid, und in diesem je mehr je lieber gesellschaftlichen Skandal. . . . Es gibt ein Quisisana, eine zuverlässige Heilquelle für jeden verunglückten Dramatiker, es gibt ein Stoffgebiet, auf das er nur zu flüchten braucht, um der Aufmerksamkeit und der Gunst der Directionen und des Publikums, die ihm so lange unhold waren, sicher zu sein. Es ist der Ehebruch und das verfängliche Spiel mit dem Verhältnisse der Geschlechter. Frankreich hat uns dies Sesam erschlossen, und heutzutage können wir allen Ernstes Zeuge werden, daß die schwächlichsten Schriftsteller, sofern sie nur einige theatralische Routine besitzen, sich mit ihren Schauspielen die Bühne erobern, eben weil sie den Wink verstanden und befolgt haben. . . . Aber würde unser Publikum willens sein, die ernstesten, die größten Conflicte dieses Jahrhunderts auf dem Theater wieder zu sehen, wie es das Publikum Schiller's gethan, wie es die Fürsten des vorigen Jahrhunderts vornehm duldeten? Ich fürchte sehr: Nein. Es ist nicht anders, der Ruf: „Modern! modern!" ist entweder eine Selbsttäuschung oder eine Lüge. . . . Die Stoffe, die modernen Stoffe sind meinen Dramen zum Hinderniß geworden. Fast in allen von ihnen vollzieht sich in dem engen Kreise der Einzelgeschicke ein Weltgeschick. In meinem „Gerold Wendel", der zur Zeit der Bauernkriege spielt, erweitert sich der Kampf zweier Brüder, die das Leben auf ungleiche Plätze gestellt, zum Kampfe der Stände: eine der brennendsten Fragen unserer Tage; in dem Schauspiele „Eine neue Welt" ringt die weltliche Macht mit der Macht der Kirche und wider den brutalen Glaubenszwang lehnt sich der freie reformatorische Gedanke auf. Weder den einen noch den andern Stoff habe ich ergriffen, um mit ihm einige wohlfeile tendenziöse Gemeinplätze zum besten zu geben — nur weil er in der Luft lag, weil er Fleisch von unserm Fleisch, Geist von unserm Geist, weil er neu und vor allem weil er im höchsten Grade dramatisch war und ergreifende, das Herz unmittelbar berührende Conflicte vor den freien Horizont der Geschichte rückte, die wir alle miterleben. . . . Den „Gerold Wendel", der unter andern auch auf den königlichen Theatern zu Hannover und Kassel mit großem Erfolge und ohne jede revolutionäre Wirkung aufgeführt wurde, lehnte der damalige Intendant der preußischen Hoftheater für Berlin mit einem Hinweis auf das Socialistengesetz, die „Neue Welt" mit Rücksicht auf den sogenannten Culturkampf ab, die letztere zumal mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß das Stück ohne dies Bedenken auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses jedenfalls zur Aufführung gelangt sein würde. . . . Sagt man da zu viel, wenn man behauptet, daß die „Räuber", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos" heutzutage, so wie sie sind, auf dem Theater nicht geduldet werden würden, hätte ein Neuerer sie geschrieben und — schreiben können?

Ein Stück nun, an sich freilich keineswegs künstlerisch hervorragend, das sicher vom Publikum, namentlich in Süddeutschland, wo das Drama spielt, kaum ertragen werden würde, ist Kurt Abel's „Neue Generation" (Nr. 5). Männliche, wenngleich allzu einseitige Gesinnung spricht sich darin aus; eine beachtenswerthe Gestaltungskraft, eine realistische und gehaltvolle Sprache, ein modernes Problem sind Vorzüge, die das Stück vor vielen andern auszeichnen; aber sie erheben es dennoch nicht in den Rang eines bedeutenden Dramas. Denn der Verfasser, dem einzelne Auftritte, einzelne Charaktere gelingen, weiß Handlungen nicht zu entwickeln; dieser jede dramatische Wirkung zerstörende Mangel thut sich selbstverständlich weniger am Beginne als am Schlusse kund, leider um so mehr, als die Gestalt des Mannes, die beherrschend in die zweite Hälfte des Stücks eintritt, nur schwach und unrealistisch modellirt ist. Was von diesem Charakter gilt, das deckt sich mit dem Eindrucke, den man vom ganzen Stück empfängt: man vermißt die Kraft, wahrhaft zu überzeugen — dies aber ist der schwerste Vorwurf gegen ein Drama, das moderne Menschen darstellt: niemals sind unsere Ansprüche auf völlige Illusion höher aber gerechtfertigter, als im modernen Drama und Romane.

Einen weit glücklichern, wahrhaft modernen und deutschen Stoff ergreift Heinrich Bulthaupt in seinem Schauspiel „Der verlorene Sohn“ (Nr. 6). Das Stück spielt auf einem einsam gelegenen Freiherrnschlosse in der Zeit vom 15. bis 17. Juli 1870. Das Motiv ist der Conflict zwischen der Treue gegen den angestammten, aber im Kriege von 1866 vertriebenen Herrn und der Liebe zum heldenmüthig sich einigenden deutschen Vaterlande. Der Freiherr von Schenk ist der Träger dieses Conflicts. Er hat nur einen Sohn, der nach erbitterten Zerwürfnissen für den Vater verschollen ist. Zum Erben soll der Neffe erklärt werden, der wie der Freiherr, doch minder ehrlich, sich als Gegner der deutschen Einheit aufwirft. Der Freiherr hat im Dienste seines entthronten Fürsten Schriftstücke gesammelt, die er, eben da der Krieg auszubrechen droht, der kaiserlichen Regierung in Frankreich auszuliefern denkt. Unvermuthet erscheint der Sohn des Freiherrn, Magnus, als Glied einer geladenen Circustruppe, im Schlosse. Vater und Sohn begegnen sich; aufs neue treffen die fremdartigen Gesinnungen beider aufeinander, denn Magnus fühlt sich nur als Deutscher, nicht als ein Unterthan des vertriebenen Fürsten. Die verrätherischen Documente soll Cavalloni, der Circusdirector, heimlich über die Grenze schaffen. Magnus entdeckt im Parke des Schlosses das geplante Unternehmen. Indeß ist der Krieg erklärt. Magnus tritt vor den Vater, die Documente in der Hand. Der Conflict in der Brust des alten Freiherrn zwischen der beschworenen Treue und dem Vaterlandsgefühl, das in aller Seelen mächtig aufflammt und seine eigene zu durchglühen beginnt, treibt ihn der Vernichtung entgegen. Da das Gericht von dem beabsichtigten Landesverrathe weiß, übernimmt Magnus für den Vater die Schmach des Verbrechens. Aber im Freiherrn siegt schließlich die Sache des großen Vaterlandes. Er bewirkt des Sohnes Freilassung, er zeigt sich selber an als der allein Schuldige. Sein Tod sühnt das Unrecht. Magnus aber, selbst in den Armen der Liebe nicht rastend, eilt voll Begeisterung in den Krieg: der verlorene Sohn hat sein Vaterhaus und zugleich sich selber wiedergefunden. Aus der Führung der Scenen, aus dem Hin- und Widerfluten der Rede spricht die reifste Bühnenerfahrung eines Dichters. Dennoch bleibt der Eindruck des ernsten bedeutenden Stücks weit mehr der einer spannenden Novelle als eines echten Dramas: die eigentlichen steigernden Handlungselemente sind sehr schwach vertreten, wie dies die Art des Stoffs nicht nothwendig hätte mit sich zu bringen brauchen. Der erste Act gibt zwar eine klare Darlegung der äußern Beziehungen zwischen Vater und Sohn, aber bereitet auf alles andere mehr als auf das hohe Motiv des Stücks vor; der zweite Act ist in der ersten Scene ebenfalls und zwar weit nothwendigere innere Exposition; zwei Monologe knüpfen dann nicht eben technisch glücklich die Auftritte im Parke an die im Schlosse. Wie sehr der Stoff trotz aller Bühnenkunst noch novellistisch geblieben ist, das zeigt sich am deutlichsten in der Parkscene; Cavalloni's Entdeckung ist zudem ein wenig ungelenk und allzu leicht gemacht. Der dritte Aufzug ist dem Dichter trefflich gelungen, er bewegt sich in einheitlicher Form dahin, tief und schön in der Stimmung, echt im Gefühl. Nicht minderes Lob verdient der vierte Aufzug. Umkehr und Fall sind in dem Stücke wirkungsvoll; aber die Höhe fehlt, und infolge dessen kann auch die Steigerung nicht anders als unvollkommen sein; wir haben im Grunde genommen zwei Acte Exposition und zwei weitere Aufzüge, die ein großes Finale bilden: so tritt bei Betrachtung der Architektur des Dramas deutlich die novellistische Beschaffenheit der Fabel hervor; weder das historische noch das moderne Trauerspiel vermag die Form zu verletzen, ohne im innerste Kerne Wunden davonzutragen.

Friedrich Kummer.

Erzählende Literatur und Lyrik.

1. Eine Maienfahrt durch Griechenland von Georg Behrmann. Hamburg, Gräfe. 1890. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.
2. Selam. Ein Novellenstrauß von Anna Bock. Dresden, Pierson. 1890. 8. 4 M.
3. Tante Carldore. Roman von Julius Grosse. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 6 M.
4. Der Friede am Berge. Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit von Fedor Sommer. Graudenz, Gaebel. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Sonnenwende. Neue Dichtungen von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 12. 3 M.

Georg Behrmann's „Maienfahrt durch Griechenland“ (Nr. 1) erinnert schon durch ihren Titel an Eduard Engel's „Griechische Frühlingstage“. Beide Reiseerzähler haben aber auch Wesentlicheres gemein: neben regem Interesse für das Alte lebhaften Sinn für das Neue, für das Volk in seiner Art und Sitte und für die ewig junge Natur, und endlich ist auch der Weg beider zum Theile derselbe. Behrmann hat seine Reise vortrefflich vorbereitet angetreten. Griechenlands Geschichte kennt er in allen ihren Epochen, und wie die altgriechische Literatur, so ist ihm auch die neugriechische bekannt.

Behrmann führt uns nach Olympia, diesem ewig herrlichen Denkmal griechischer Geistesgröße zugleich und opferfreudigen deutschen Forschergeistes, nach dem oft über Wolken thronenden Wundertempel von Bassai, über Ithome und dann über den Taygetos nach Sparta, durch Arkadien, wo Tripolizzas Geschichte uns lebhaft anregt, nach Tiryns, Argos und Mykenä, wo sich der Ruhm der Pelagiden mit Schliemann's Ruhm vermählt, nach Athen, Theben, Delphoi, Sunion, durch die Kykladen umher und endlich

nach Konstantinopel. Am liebsten ist mir der Verfasser, wo er seine Reiseeindrücke unmittelbar wiedergibt, mit Frische und hoher Kraft der Anschauung, oder wo er durch historische Rückblicke den Gesichtskreis erweitert. Wo er dagegen beschreibend Dinge bietet, welche man auch in andern Büchern lesen kann, wünschte ich Kürzungen. Sehr anziehend sind die geschickt ausgewählten Proben aus der neugriechischen Literatur, sowol novellenartige Erzählungen als auch Lyrik, vor allem Klephtenlieder. Ganz köstlich ist die Sage von „Agamemnon", wie sie in Lied und Sage von Argos lebt. Die von Agamemnon aus dem Kloster geraubte, dann nach Asien entführte und von Griechenlands Palikaren heimgeholte Elmiski erschießt endlich den König mit seiner eigenen Flinte und wird darauf von dessen beiden Löwen (offenbar vom Löwenthor in Mykenä stammend) zerrissen. Sehr interessant sind auch die Mittheilungen über das religiöse und kirchliche Leben in Griechenland. Das Buch ist in jeder Beziehung empfehlenswerth.

Die Verfasserin von „Selam" (Nr. 2), Anna Bock, scheint ein Opfer schlechter oder schlecht verdauter Lektüre zu sein, denn aus sich selbst heraus kann ein unzweifelhaft durchaus makelloses weibliches Wesen nicht zu solchen sittlichen und ästhetischen Ungeheuerlichkeiten kommen. „Du rothe Rose!" ist der geschmackvolle Titel der ersten Novelle. Die Heldin, eine Schönheit mit einem „rétroussé-Näschen" — die Verfasserin versteht Französisch —, ist die bekannte arme Adelige, welche von einem edeln alten Herrn geheirathet ist. Sie hält sich durch eine Landstreicherei schadlos, bändelt — wohlgemerkt ohne jede Leidenschaft — mit einem schönen jungen Manne an und gewährt diesem alles, was, wenigstens nach der Meinung der Verfasserin, diesseit eines richterlich festzustellenden Ehebruchs liegt. Endlich verläßt die Fürstin, welche „Juno, Venus und Aphrodite in einer Person ist" („Mythologie: schwach"), den genarrten Jüngling mit dem tröstlichen Versprechen, sie werde sich nie von ihrem Gatten umarmen lassen, also mit einer Nichtswürdigkeit, welche die Verfasserin offenbar ganz anders beurtheilt. Die zweite Novelle übertrifft die erste noch weit an Abscheulichkeit. Die andern Geschichten sind harmlos. Für den Stil charakteristisch ist die Menge der Gedankenstriche. Auf einzelnen Seiten gibt es über zwei Dutzend. Wozu den Gedankenmangel so zur Schau tragen?

„Tante Carldore" von Julius Grosse (Nr. 3) wird in weiten Kreisen von vornherein freundlich aufgenommen werden, wie alles, was von dem altbewährten, an Welterfahrung wie an Ideen in gleichem Maße reichen Meister kommt. Die Heldin des Romans ist, den Umrissen ihrer Gestalt nach, durchaus dem Leben entnommen. Eine Persönlichkeit, welche sozusagen die Klugheit des Herzens besitzt, die Fähigkeit, „de Minschen bi'n Harten to packen" und sie dann so zu führen, daß sich alles zum Guten wendet, ist wol jedem einmal begegnet. Mit dieser Herzensklugheit aber verbindet sich gern Humor und zwar ein derber Humor, denn die Derbheit ist solchen Naturen gleichsam als ein Gegengift gegen das Unmaß der Güte gegeben. Die Handlung, welche um diese Gestalt herum erfunden ist, gibt ihr Gelegenheit, eine widerspenstige Arbeiterschaft für den seiner Aufgabe nicht gewachsenen jungen Fabrikherrn wiederzugewinnen, die Familie mit verfeindeten Verwandten zu versöhnen, Wucherer und Schwindler zu entlarven, Liebende zusammenzubringen, kurz, ihr Wirken ist:

Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden —

Goethe'sche Worte, welche der corpulente Genius, der nur Plattdeutsch redet, freilich kaum verstehen würde.

Hier eine Bemerkung, welche einem Irrthum vorbeugen soll. Im Jahre 1889 hat Paul Heyse ein Schauspiel: „Ein überflüssiger Mensch", geschrieben, in welchem durch die nicht 'gewünschte Vermittelung eines scheinbar überideal gearteten Menschen die Arbeiterschaft einer Fabrik versöhnt und so der Fabrikherr gerettet wird. Wie viel oder wenig Werth man nun auf ein solches Zusammentreffen legen will, man soll wissen, daß „Carldore" schon 1877 geschrieben und im Frühlinge 1888 in der „National-Zeitung" zuerst gedruckt ist. Eine Abhängigkeit Grosse's von Heyse ist also unmöglich, aber, füge ich hinzu, auch eine solche Heyse's von Grosse ist nicht wahrscheinlich.

Die Ausführung des Grosse'schen Romans scheint mir nicht überall auf der Höhe der vortrefflichen Erfindung zu stehen. Das Geschehende streift nicht selten die Grenze des Wahrscheinlichen, zuweilen geht es sogar über sie hinaus. Daß z. B. Gerhard von Walkhoff sich von der Carldore in ein Haus schleppen läßt, das zu meiden ihm eine unbedingte sittliche Nothwendigkeit erscheinen muß, macht der Dichter uns trotz der mit sichtbarer Kunst aufgewendeten Mittel doch nicht glaublich. Eher würden diese und andere Leistungen vielleicht wahrscheinlich sein, wenn die Carldore ihrer Bildung nach etwas höher gestellt wäre, wobei sie ja immer noch komisch genug bleiben konnte. Für einen Fehler halte ich es auch, daß die Heldin einen plattdeutschen Dialekt spricht, welchen es gar nicht gibt. Hier wäre in einer zweiten Auflage leicht abzuhelfen.

Die Charakterzeichnung ist im allgemeinen vortrefflich, einzelne Gestalten, wie Frau Clementine, sind wahrhaft typisch. Nur der intriguante Roué von Crellwitz ist ein bischen schablonenhaft. Aber trotz dieser und vielleicht auch noch anderer Ausstellungen, die man machen könnte, hebt sich „Carldore" über die große Mehrzahl der gleichzeitigen deutschen Romane um mehr als eines Hauptes Länge empor.

„Der Friede am Berge" (Nr. 4) ist das Werk eines seine schöne schlesische Heimat warm liebenden und ihr innig vertrauten Dichters. Auch in die Zeit, in welcher seine Helden leben, das beginnende 14. Jahrhundert, ist

Fedor Sommer mit fleißigem Studium eingedrungen, aber doch mehr äußerlich als innerlich. Wenn Walther mit Gertrud von seinem „Ideal" spricht und sie ihn fragt: „Ihr habt das Ideal verwirklicht nie erblickt?" so denkt man einen jungen Studenten und ein Pensionsfräulein reden zu hören. Die Erfindung ist nicht gerade originell. Es ist die alte Geschichte, welche nur deshalb keine Herzen entzweibricht, weil der bekannte Bösewicht, seines Zeichens ein Tempelherr, noch rechtzeitig entlarvt wird. Wohlthätig wirkt die reine und warme Empfindung, welche das Ganze durchathmet; je unmittelbarer sie zum Ausdrucke gelangen kann, desto voller und heller ist der Ton der Dichtung. Uebrigens scheint mir der Dichter noch in den Anfängen seiner literarischen Entwickelung zu stehen, und dann kann man ihm, für den Fall, daß er in seiner Ausbildung als Dichter weiter arbeitet, wol eine Zukunft verheißen, um so mehr, da es an sinnigen, feinen und schönen Zügen keineswegs fehlt.

Eins soll hier übrigens noch gesagt werden, weil es nicht blos den Verfasser des „Sanges aus Schlesiens alten Tagen" betrifft. Fedor Sommer hat in vier von sechs Gesängen sich der reimlosen trochäischen Vierfüßler bedient, nach einem berühmten, aber nicht guten Muster. Ich habe einmal Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" sein beliebtestes und schwächstes Werk genannt und Robert Hamerling sprach mir seine volle Zustimmung zu diesem Urtheil aus. Vor allem sind die Verse ganz abscheulich. Wie mit einer Teigtheilmaschine sind lange Satzreihen zu trochäischen Dimetern abgetheilt, ohne Rücksicht auf Satzgliederung und richtige Betonung.

Auch in euren Stämmen lebt ein
Stolzes selbstbewußtes Leben . . .

Und es zog mir durch die Seel' ein
Süß geheimnißvolles Ahnen . . .

Daß sein Träger zwar ein Mann, doch
Seine Küsse nicht verwunden.

Hier macht nur die Willkür des Druckes aus je einem absteigenden Vierhebungsvers und einem aufsteigenden Vierhebungsvers („ein süßgeheimnißvolles Ahnen" u. s. w.), je zwei „trochäische" Verse. Ein solcher Widerspruch von Satz und Vers widerspricht aber der Natur des Verses und vor allem der des deutschen Verses. Das hat der Dichter des „Homunculus" wohl gewußt und nicht am wenigsten deshalb sind seine Trochäen so viel schöner als die Scheffel'schen. Fedor Sommer aber hat es nicht gewußt: er gibt alle Fehler des Scheffel'schen Versbaues und auch die zum Theile mit dem Versbau zusammenhängenden Fehler der Scheffel'schen (Trompeter-)Sprache in getreuer Nachahmung wieder:

War des einen voller Bart, und —

Als er von der Kaisertochter
Gottgesandter Schönheit sprach. — Doch
Sie hatt' einen gottlosbösen
Mund. —
Ueberlegend
Jetzt erst, was gedroht ihr hatte —

eine häßlich ausgerenkte Wortstellung. Die Unart, die Verse durch den Satzbau förmlich zu zerhacken, findet sich denn auch in gereimten Versen, so z. B. in folgenden, allerdings an verschiedenartigen Fehlern reichen:

Grüß Gott Euch, Herren, hoff', es hat Euch nicht
Ein arger Geist wie mir den Schlaf vertrieben
Die lange Nacht, weil immer sich gericht't (es müßte „gericht" heißen)
Mein Sinn darauf, nur ja nicht zu versäumen,
Dem Wunsch gemäß, den gestern aus ihr sprachst u. s. w.

Hoffentlich versucht der Dichter künftig statt von Scheffel, von Goethe die Geheimnisse des Versbaues zu lernen.

Die neuen Dichtungen, welche der schwäbische Poet Karl Weitbrecht sinnig unter dem Titel „Sonnenwende" (Nr. 5) zusammengefaßt hat, bezeugen es, daß in dem deutschen Stamme, welcher unserm Volke Schiller, Uhland und Mörike gegeben hat, die Dichter erzeugende Kraft noch nicht erloschen ist. Weitbrecht sagt:

Den Menschen und den Dichter trennen,
Heißt weder Menschen noch Dichter kennen —

und er darf es sagen. Seinem geistlichen Berufe in freier schöner Liebe hingegeben, glücklich in der trauten Enge des Hauses und dabei den Dingen der Welt einen offenen Blick und ein bald liebendes, bald zürnendes Herz zugewendet, steht er als eine starke abgerundete Persönlichkeit da. Weder durch sein Leben noch durch sein Gemüth geht ein Riß; überall hat er sich selbst in der vollen Einheit und Ganzheit seines Wesens einzusetzen. Dem entsprechend hat er, um mit Goethe zu reden, die Fähigkeit, „sich immer ins Rechte zu denken". Wenn ihm sein Schicksal aus dem Gesichtspunkte des Behagens mitfällt, so denkt er ernstlich, was er soll, und ist nun „zumeist des Glückes voll". Aus dem Glauben an ein Jenseits entspringt ihm eine freudige Zuversicht für das Diesseits:

Ueber Gräber, über Grüften
Wandelt alles Lebens Fuß,
Aber oben in den Lüften
Weht ein Auferstehungsgruß.

Ueber Gräber vorwärts, weiter!
Scholle trocknet, Staub verfliegt —
Aug' in Thränen, Seele heiter!
Tod ist Tausch! Das Leben siegt.

Entzückt von einem Marmorbilde denkt er über den eigenen Tod hinaus, Weltuntergang, neuen Himmel und neue Erde. Er sagt vom Jenseits:

Und ist auch da noch Kampf beschieden —
Wohlan! Ich suche nicht die Ruh'!
Dem stillen schmerzentrückten Frieden
Reift doch nicht diese Erde zu:
Zu Kampf und Schmerz, zu höchster Fülle
Wächst sie; dann wieder geht's hinab,
Und einst zerschellt auch ihre Hülle
Und sinkt ins große Weltengrab.

Dann wird es eine kleine Stunde
Auch für den Geist der Erde Nacht,
Doch bald ist er im großen Bunde
Der Weltengeister neu erwacht,

Und ich mit ihm. Ob Welten schwinden,
In Flammen berstend, wüst vereist:
Doch müssen immer neu sich finden
Die Geister all in Gottes Geist.

Wie ähnlich und doch wieder wie unähnlich sind diese Strophen dem Ausklange des Hölderlin'schen Hymnus „Das Schicksal":

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

Das höchste irdische Glück umschließt dem Dichter sein Heim. Die Idylle des schwäbischen Pfarrhauses heimelt auch uns freundlich an, eine Idylle voll tiefer, auch einmal schmerzlicher Herzenstöne und voll frischesten Humors („Ist es recht so?"). Die Natur, Symbol oder gleichsam musikalische Begleitung des innern Lebens, wird in ihren feinen wie ihren kraftvollen Zügen gleich meisterhaft gezeichnet. Mir war es, als erlebte ich Erlebtes noch einmal, mit allen Sinnen, als ich folgende Strophe las:

Wir waren im Walsergebirge verirrt,
Im blau verschatteten Felsenthal,
Droben den höchsten Kamm beschritt
Langsam rückend ein Sonnenstrahl,
In die Dämmrung hinunter der Saumpfad schlich,
Kenntlich kaum, von Geröll bedeckt —
Zagend bogen wir um den Fels:
Endlich, endlich ein Haus entdeckt!

Aber es kommt anders als gewöhnlich. In dem kleinen Hause liegt ein Todter; die Gäste halten die Todtenwacht:

Der Todte lag in seiner Ruh',
Andächtig tranken wir ihm zu,
Er nickte nicht, that nicht Bescheid;
Abnahm der Wein, ihm war's nicht leid.
Der Gastfreund spürte seinen Wein,
Sein Pfeiflein losch, er nickte ein,
Wir aber sprachen noch zu zweit
Ein Wörtlein von der Ewigkeit.

Auch den Ton des einfachen Liedes trifft Weitbrecht sehr glücklich:

Herz, trag noch eine Weile
Das Elend, das dich drückt!
Die Weile wird zur Eile,
Der Zeiger rückt und rückt.

Die Stunden gehn, die Tage —
Frag' nicht, wohin, wie lang?
Mit jedem Glockenschlage
Beschleunigt sich ihr Gang.

Ein Lied zuweilen spendet
Dein Gott dir in die Qual —
Und was sich niemals wendet,
Das endet sich einmal.

Und auf der andern Seite welch freudige Kampflust, welch schneidige Schärfe! Man lese das Gedicht an Eduard Paulus, man lese die beißende Satire, welche Weitbrecht in der Anapästenepistel (Parabase) an seinen Bruder gibt. Auch die feinen und treffenden Sinngedichte mögen hier erwähnt werden. Sprache und Vers sind fast durchweg von hoher melodischer Schönheit.

Den zweiten Theil des Buchs nimmt die Tragödie „Sigrun" ein, ein düster großartiges Bild des ringenden Urgermanenthums, in Charakterzeichnung wie in Führung der Handlung gleich vortrefflich.

Adolf Brieger.

Erdichtetes und Erlebtes.

1. Harte Herzen. Zwei Erzählungen. Cens. Rassenkampf. Von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.

Einen merkwürdig kindlichen Eindruck machen die beiden unter diesem etwas sensationellen Titel zusammengefaßten Erzählungen dem Inhalte sowol wie seiner Behandlung nach. Die Farben sind nicht allein stark, sondern gänzlich ungebrochen aufgetragen; die Personen sind entweder durchaus gut oder durchaus schlecht, ohne die Mischung beider Elemente, welche jenen Kampf in der Menschenbrust hervorbringt, der das Interesse weckt. Das Gute und Böse liegt hier freilich auch im Streite miteinander, doch nur in seinen Vertretern. Das Gute trägt auch, wie billig, den Sieg davon; in der ersten Erzählung „Cens" durch Güte, die allmählich die harten Herzen überwindet; in der zweiten triumphirt es auch schließlich, aber durch strafende Gewalt, die nur noch rächen, nicht mehr erhalten kann. Die Illustrationen zu „Cens" erhöhen noch das Gepräge der Jugendlichkeit, während „Rassenkampf" das Aufeinandertreffen der „ritterlichen" Spanier und der erwerbsdurstenden Yankees auf dem Boden Californiens, dessen Goldreichthum soeben entdeckt worden, in einer Weise schildert, die häufig an die abenteuerreichen Darstellungen beliebter Knabenbücher anklingt. Der Verfasser ist nicht ohne Begabung, wie er schon durch einige frühere Arbeiten gezeigt hat und hier wieder beweist durch einzelne lebendige Schilderungen des Gebirges und seiner Bewohner, durch manche Scenen von einer gewissen Kraft sogar, wie das Zusammentreffen zwischen einem verschollen gewesenen Vater, der einen Mord auf dem Gewissen hat, und seinem erwachsenen Sohne, dem er bisher völlig fremd geblieben, wie die Sterbescene des Anstifters dieses Mordes. Die Begabung, die vorhanden ist, bedarf aber energischer Arbeit, falls Herr von Perfall das ernste Streben hat, es bis zur künstlerischen Leistung zu bringen. Sogar in Bezug auf sorgfältige Behandlung

der Sprache — die elementare Forderung an jeden Schriftsteller — ist noch mancherlei zu beachten.

2. Nachtschatten. Drei Erzählungen. Der Fall gegen „Unbekannt". Das Kreuz des Satans. Die Grundmühle. Von Friedrich Jacobsen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.

Diese Erzählungen zeichnen sich durch eine vorzügliche Darstellung aus. Klar, ruhig, folgerichtig, in allmählicher Steigerung schreiten sie fort bis zur Spannung, der nur die psychologische Entfaltung des tieferen Menschlichen mangelt, um sogar fesselnd zu wirken. Dabei ist von Anfang an, selbst in der nüchternen ersten Erzählung, jener unheimliche Ton angeschlagen, der Räthselhaftes vermuthen, Unerklärliches ahnen läßt. Die erste Erzählung: „Der Fall gegen «Unbekannt»", und die dritte: „Die Grundmühle", sind spannend durchgeführte Criminalnovellen; der „Fall" die bloße Lösung eines eriminalistischen Räthsels, die freilich durch bewundernswerth scharfsinnige Schlüsse herbeigeführt wird; sie bleibt aber immerhin nur ein Rückwärtslesen vergangener Thatsachen, aus denen das menschlich Empfindende, das sie veranlaßte, nicht mehr lebendig spricht. — In der zweiten Erzählung: „Das Kreuz des Satans", steht der bis zur Nüchternheit klare Ton der Darstellung im Misverhältnisse zu dem unheimlich phantastischen Inhalt, der einen ganz andern Eindruck hervorbringen würde, wäre es gelungen, ihn in jene romantisch nebelhafte Beleuchtung zu versetzen, wie sie hier Noth thäte. Sobald die Gebilde der Phantasie den Boden des Wirklichen verlassen, um in jene dämmerigen Regionen des Ungewußten und Unwißbaren einer Zwischenwelt hinabzutauchen, beruht die einzige Möglichkeit einer Wirkung im Erfassen und Festhalten einer Stimmung, welche in jenes weltentrückte Traumleben einzuspinnen vermag, das den Verstand gefangen nimmt, Phantasie und Gemüth allein anregt. Dann nur wirkt der Bann der Darstellung mit lähmender Gewalt. Obgleich diese Wirkung, zu der hin und wieder ein Anlauf genommen ist, nicht erreicht worden, wird doch durch eine eigenthümliche Mischung von Realem mit Unwirklichem ein gewisses unheimliches Gefühl hervorgerufen. — In der dritten und gelungensten Erzählung tritt zu dem Scharfsinn, der in fortwährender Steigerung die criminalistischen Elemente klarlegt, ein größeres Vorwiegen des Spiels der menschlichen Leidenschaften, des wärmern Antheil weckt.

3. Das stärkere Geschlecht. Novellen von Victor André. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Birgt sich unter dem Victor eine Victorine? Diese Frage drängt sich zuerst auf beim Bewußtwerden der durchgehenden Verspottung des „stärkeren" Geschlechts. Doch nein; diese Männergestalten gehören durchaus nicht zu der Art von Helden, wie sie Frauenfedern mit Vorliebe schildern. Sie sind auch zu eigenartig, zu vielseitig, zu sachgemäß charakterisirt. Nur der Mann vermag den Mann in dieser Weise darzustellen. Auch tritt der Gegensatz der Geschlechter weniger hervor, als der Titel erwarten läßt und als er bei so günstiger Gelegenheit von einer Dame wol betont wäre. Freilich, wo die Frau eingreift — doch das geschieht in diesen Novellen selten — erscheint sie als die stärkere in thätiger wie in leidender Kraft des Widerstandes gegen die Beschwerden des Daseins, während der „Stärkere" ihnen erliegt, oder sie — wie im „Hercules" — blind und im Rausche nur, ohne bewußtes Handeln, durch Zufall überwindet. „Hercules" (Nr. 1) und „Ein Rentier" (Nr. 5) fassen diesen Kampf von der heitern Seite, mit einem Anfluge von spottendem Humor, während „Ein Hochzeitsgast" (Nr. 2) — eine düstere Skizze des fruchtlosen lässigen Ringens gegen das widrige Geschick, überaus fein in der Stimmungsmalerei — und „Ein gebildeter Mann" (Nr. 3) den „Stärkern" in der Tragik des Erliegens zeigen, und des Erliegens durch eigenes Verschulden. Erschütternd wirkt das Verhängniß im „Gebildeten Mann", wo ein Hoffnungsstrahl, der an der Grenze des Ertragbaren endlich aufblitzt, das Elend nur greller beleuchtet, in Verzweiflung zum Aufgeben des bessern Selbst treibt, und, nachdem die Schuld begangen, der zu späten Erfüllung dieser Hoffnung gegenüber keinen Ausweg mehr sieht als den Selbstmord im Gefängniß. Die vierte Erzählung ist die einzige, in welcher der „Stärkere", nachdem er alles, auch sein Weib, durch eigene Schuld verloren, sich endlich aufrafft, den falschen Stolz wie den falschen Trotz fahren läßt und mit redlicher Anstrengung die Arbeit thut, die sich bietet.

Mit Ausnahme ganz geringer Flüchtigkeiten (wie S. 228 „worum er germgen") ist die Sprache klar, die Darstellung ergreifend in ihrer Schlichtheit.

4. Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 5 M.

Zahllos schier ist die Schar schriftstellernder Frauen, doch unter den vielen Berufenen sind nur wenige, sehr wenige auserwählt. Zu diesen wenigen gehört Frau von Ebner-Eschenbach. Ihr Name gibt vollen edlen Klang, und Freude wie Genuß ist es, Leistungen, die ihn tragen, kennen zu lernen. Auch „Unsühnbar" bekundet die feine Kennerin des Herzenslebens in Hütte wie Schloß. Das Interesse folgt mit immer wachsendem Antheile der sympathischen Hauptgestalt, um welche sich die übrigen gruppiren, die alle, bis zu der unbedeutendsten Nebenfigur hinab, treffend charakterisirt, anschaulich hervortreten. Das Verhängniß, daß die reine stolze Seele der Heldin durch Sünde, Lug und Trug hindurchmuß, wirkt wahrhaft tragisch. Sie, die so rein, so stolz und wahr dasteht, daß sie den theuersten Menschen, zu dem sie bisher in bewundernder Verehrung emporgeblickt — den eignen Vater, „gerichtet hatte" (... in dieser letzten Nacht vor dem Wiedersehen mit ihrem Vater. Ein Wiedersehen und keines — es sollte ja ein anderer Mensch vor sie treten, nicht der, den sie geliebt und angebetet, einer, der ge-

logen, betrogen und getödtet — einer, den sie gerichtet hatte), wird durch unsühnbare Schuld verurtheilt, unwahr, niedrig zu handeln. Der innere Kampf der reinen Seele gegen den Schmuz, der sie befleckt hat, all die erschütternden Phasen dieses Ringens um mehr als Leben, werden mit folgerichtiger, fesselnder Wahrheit geschildert. Der Versuch, wahr zu sein, ist unmöglich; er würde ein Herz brechen, „so stark und treu", wie der Glauben an sie, den es hegte: und das sie brechen gewollt, um das ihre zu erleichtern! — „Du darfst nicht!" schrie es in ihr auf. „Du hast betrogen — lüge! Dein Recht auf Wahrheit ist verwirkt." ... „Oft wiederholte sie sich das Trostwort: ein ganzes Dasein der Rechtschaffenheit muß eine Stunde der Verirrung aufwiegen können... Können?" — Der Trost hält nicht Stich. Sie sucht nach Sühne in Werken barmherziger Liebe; vergebens. Maria grübelte sich allmählich in eine eigenthümliche Sophistik hinein. Die Sühne, nach der sie rief, lag gewiß in der Einsicht, daß es ihr verwehrt sei, zu sühnen. Der verdammende Schicksalsschluß, der über sie gefällt war, lautete: „Du liebst die Wahrheit, wandle in der Lüge." Sie sucht Vergessen im Taumel der Zerstreuung — doch der Schein von Frieden, den es gewährte, konnte ihr nicht genügen, sie wollte „mehr als einen Schein von ihm, sie wollte ihn selbst wiedergewinnen, den echten Frieden, ohne den das Leben nutzlos und thöricht ist". Sie begann ihn zu suchen im Buche der Bücher, sie „erflehte und erhielt Entsühnung durch den Mund eines ehrwürdigen Priesters und blieb vor sich selbst unentsühnt". Sie stirbt an dem Bewußtsein der Schuld, die ihr alles, alles geraubt, „den Glauben an die Vorsehung ... den Glauben selbst an meinen freien Willen ... Und doch nur einen Wunsch"... Ihre letzte Kraft erschöpfte sich in den Worten: „O hätte ich nie ein Unrecht gethan!" Dieses heldenhafte Unterliegen im Ringen gegen die eine Schuld, die nie vergeben werden kann, die Sünde gegen den heiligen Geist des eigenen Ich ist mit bewundernswerther Kraft und Feinheit geschildert. Dramatisch bewegt entrollen sich die Ereignisse, welche den äußern Rahmen der innerlichen Handlung bilden. Mit jener Wahrheit, die, der gründlichen Kenntniß entstammt, der Uebertreibung entrathen kann, ist das eigenartige Sein und Treiben des hohen österreichischen Adels geschildert. Tausend kleine Züge, denen hin und wieder sogar ein Anflug von Humor nicht mangelt, geben jene abrundende Fülle der Kleinmalerei, die dem Bilde des Lebens erst wahres Leben verleiht.

5. Dürre Blätter. Von Heinrich Hansjakob. II. Heidelberg, Weiß. 1890. 8. 2 M. 80 Pf.

Schwer ist es, von einer wahrhaft ergreifenden dichterischen Darstellung zu einer andern überzugehen; doch auch der größten und tiefsten Schöpfung der Phantasie gegenüber wahrt der Born aller Erfindung, das Leben selbst, sein Recht. Freilich muß es ein Leben sein, das wirklich ist, nicht bunte Bilder oberflächlichen Schauens. Das volle Recht des vollen Seins pulsirt in „Dürre Blätter" wie in allen Schilderungen, die Heinrich Hansjakob mit dem Tiefblicke des Schauenden der bunten Menschenwelt entnimmt. Von den verschiedensten Seiten stellt sie sich dem Seelsorger dar, der so vieles im eigenen, so manches in anderer Herzen erlebt hat, der den mannichfachsten Interessen — Kunst, Alterthum, Literatur —, den verschiedenartigsten Entwickelungen der Lebensformen mit warmem Verständnisse folgt. Im hohen Grade besitzt er die Gabe der Mittheilung, des Erzählens im echten Plaudertone, der umschweift und abschweift, wie im lebhaften Gespräche, dem jeder willig lauscht, weil der Erzähler ein Mann ist, der stets etwas zu sagen hat, und was er sagt, gibt zu denken und Form wie Gedanke tragen originelles Gepräge, denn der Herr Pfarrer betrachtet die Welt, in der er es durch eigene Anstrengung vom Bäckerjungen zum Doctor und Abgeordneten gebracht, durch seine besondern Augengläser, die durchaus eigenartig beschaffen sind. — Der größere Theil dieses zweiten Bandes der „Dürren Blätter" enthält das Bruchstück eines Tagebuchs, das vom 1. Juni bis zum 30. October 1878 reicht und einen tiefen Einblick gestattet in den Sinn dessen, der es geschrieben. Mit vorurtheilslosem Verständnisse urtheilt der katholische Geistliche über Dichter wie Heine und Byron (S. 79):

Diejenigen Leute, denen der Name Heine ein Greuel ist, haben seine Schriften allermeist gar nicht gelesen. Heine ist und bleibt eins der größten Dichtergenies unserer deutschen Literatur, und bei einem Genie kann man immer lernen. Man mag Heine mit Recht frivol, cynisch, religionslos nennen, aber es finden sich bei ihm trotzdem noch so viele Perlen edelster Art, daß auch der strengste Cato ihn lesen kann mit Genuß und Nutzen. Seine Lyrik und sein Humor sind von zauberhafter Macht, jene begeisternd, dieser unterhaltend.

Und über den großen englischen Weltschmerzdichter (S. 40):

Byron's Motive zu seinen lyrischen Dichtungen sind mir null, entnommen dem tändelnden, leichten Leben des Lords. Allein seine Schilderungen von Natur, seine Darstellungen des menschlichen Seelenlebens, seine in diesen niedergelegten allgemeinen Wahrheiten sind zum Entzücken schön und werden jeden etwas elegisch gestimmten Leser wie im Sturm mit sich fortreißen.

Schön und treffend ist auch das Wort, das er über Volksschriftsteller sagt:

Es gibt Leute, die meinen, dumm reden oder dumm schreiben sei populär. Sie vergessen, daß das Volk von Natur aus kein Esel, sondern ein Genie und Dichter von Gottes Gnaden ist.

Zu ergreifendem Ausdrucke kommt das tiefsinnige Naturgefühl des in der Natur Herangewachsenen, ihr später mit Bewußtsein Nahegetretenen. Hin und wieder erfrischt ein Aufblitzen des alten Humors, obgleich der Verfasser von sich meint: „Der ganze Zug meiner Seele neigt überhaupt weit mehr zur Elegie als zum Humor." Jene Wehmuth, mit welcher tiefangelegte Naturen die Höhen und Tiefen des Lebens betrachten, ist ja der Boden, welcher den echten Humor trägt, der die „lächelnde Thräne" im Wappen führt.

Zum Schlusse einige Worte über den Prälaten Sebastian Brunner, weil das, was der Verfasser über diesen Mann sagt, der so recht nach seinem Herzen ist, mit Fug und Recht von ihm selbst gesagt werden kann:

Ungemein aber gefreut hat es mich, die Bekanntschaft mit dem Prälaten gemacht zu haben, weil er zu den immer rarer werdenden Männern gehört, die „von der Leber weg" reden, in allem „das Kind beim Namen" nennen, ob dieser Name gefällt oder missfällt, beliebt macht oder nicht. Es gibt in unsern Tagen immer mehr Zuckerwasser-Menschen und „Simsentänzer" in allen Ständen, sodaß es einem ordentlich wohl thut, neben diesen Legionen auch wieder ganze Männer zu finden, Männer, die nur darnach streben, die Wahrheit zu sagen, die ganze, volle Wahrheit, Männer, die, wie Sebastian Brunner einmal so schön sagt, mit dem Schwert dreinschlagen und nicht mit dem Zopf.

M. Benfey.

Feuilleton.

Hans Marbach hat seinen Aeltern zu ihrer goldenen Hochzeit ein Schriftchen gewidmet, worin er „Das Mysterium der Kunst" bespricht (Leipzig, Hirschfeld, 1890). Da der Verfasser offenbar sein Bestes hat geben wollen, so dürfen wir ihn wol mit einem etwas strengern Maßstabe messen. Da können wir zunächst nicht verschweigen, daß er keine eigentlich philosophische Bildung mitbringt; auch liebt er es, im Schlafrocke zu schreiben und vielfach mit Papierkugeln zu spielen, welche er selbst wol für Bonmots hält. Als Proben nur die kürzesten, in ernstem Zusammenhange vorkommenden Bemerkungen: „Schweizerpillen machen eben einen andern Effect als Haschischpillen." „Na, das ist ja Geschmackssache." „In der allerexclusivsten Gesellschaft dem Baechus und der Venus diserete Opfer bringen." Einen Löwen auf einem Bilde von Delacroix, welcher seine „Tatze auf einen rothhosigen Soldaten gestellt hat", möchte er „fast gesegnete Mahlzeit wünschen". Was den Kern des Inhalts anlangt, so ist Hans Marbach wenigstens noch klarer als sein Freund Konrad Fiedler, für welchen er auch hier wieder eine überflüssige Lanze bricht. Marbach kommt aber nirgends über einzelne geistreiche Bemerkungen hinaus und vermag nicht einen einzigen wissenschaftlichen Zusammenhang durchzudenken. Am gelungensten ist seine Bekämpfung des Naturalismus; dagegen schießt die Verhimmelung eines verwaschenen Pantheismus über das Ziel hinaus. Nur ein ausgereifter Denker vermag in dieser Broschüre den Weizen von der Spreu zu scheiden; werdende Geister können durch das eigenartige Gemisch von lebenskräftigen Anschauungen und kecken Behauptungen leicht verwirrt werden.

— Berthold Haendcke hat einen Vortrag gehalten über „Arnold Böcklin in seiner historischen und künstlerischen Entwickelung" (Hamburg, Haendcke u. Lehmkuhl, 1890). Der Verfasser, Privatdocent der Kunstgeschichte an der Universität Bern, hat sich jedenfalls mit seinem Material sehr vertraut gemacht und bemüht sich, thunlichst objectiv über den Maler zu urtheilen. Er beweist aber recht deutlich, wie auch die heutigen Kunsthistoriker im Sande stecken bleiben, wenn sie nicht die Principien ihrer Kunsturtheile aus einer gesunden Aesthetik entnehmen. Gerade Böcklin gegenüber steht man vor der Entscheidung, ob die bloße Subjectivität des Künstlers oder das Kunstgesetz das Höhere sei, letzteres im Unterschiede von der (niedrigern) Kunstregel. Haendcke hilft sich mit einer so kühnen Formel, daß schwerlich ein jetziger wirklich wissenschaftlicher Aesthetiker ihm das nachmachen wird: man müsse Böcklin nachdichten, um ihn zu begreifen. Böcklin's Stärke liege in der Landschaftsmalerei; Mensch und Natur gehen ineinander auf, es entsteht „objective Stimmungsmalerei". Böcklin personificirt das geistige Element in der Natur, löst es aber nicht von dem nährenden Boden. Trotz dieser Sätze fügt Haendcke hinzu: Böcklin behandele allgemeine Ideen der Menschheit als Landschafter (!). Wenn aber Haendcke fähig ist, Böcklin's (zweite) Bewein[n]ung Christi als ein Historienbild ersten Ranges zu bezeichnen, so bedauern wir, die Feder niederlegen zu müssen, denn hier übt der Kunsthistoriker eine so waghalsige Aesthetik, wie sie die kühnste Phantasie eines ästhetisirenden Dilettanten übersteigt.

— Stanley's Werk „Im dunkelsten Afrika" wird voraussichtlich am 24. Juni erscheinen und zwar gleichzeitig in zehn Ausgaben: einer englischen, amerikanischen, deutschen, französischen, italienischen, holländischen, schwedischen, spanischen, ungarischen und böhmischen. Die deutsche Ausgabe liegt bekanntlich in der bewährten Hand des F. A. Brockhaus'schen Verlags in Leipzig und kostet bei gleicher Ausstattung nur halb so viel wie die englische.

— „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch Ost-Afrika" von P. Schynse (Köln, Bachem) wird soeben im 6. und 7. Tausend ausgegeben. Eine französische Ausgabe dieses fesselnden Buchs erscheint in ganz kurzer Zeit bei M. Hinrichsen in Paris.

Bibliographie.

Alexander, J., Das unterbrochene Musik-Fest. Scherzo. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M.

Fürst Bismarck's gesammelte Werke. Briefe, Reden und Aktenstücke. 1. Volks-Ausgabe, gesammelt und herausgegeben von B. Walden. 4 Bde. in 2 Thln. Berlin, Fried u. Comp. 8. 6 M.

Breslau, K. v., Er geht! ... Was nun? Blicke in die Politik der Zukunft. Berlin, Cassirer u. Danziger. Gr. 8. 1 M.

Dennert, E., Moses oder Darwin? Entgegnung auf Dr. Dodel-Ports gleichnamige Schrift. Berlin, Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 30 Pf.

Friedrich, W., Ueber Lessings Lehre von der Seelenwanderung. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 M.

Holm, A., Lebendig begraben hinter vergitterten Fenstern oder: Im Irrenhause. Romantische Erzählung. 1tes bis 5tes Hft. Berlin, W. Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Kürschner, J., Der neue Reichstag. 1890. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 64. 40 Pf.

Lindner, T., Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. Eine Antwort an Herrn Professor Dr. Frdr. Thudichum. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 80 Pf.

Lingg, E., Empirische Untersuchungen zur allgemeinen Staatslehre. Wien, Hölder. Gr. 8. 6 M.

Mars im Flügelkleide. Lose Bilder aus den Flitterwochen des Lieutenantslebens. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pusch, L., J. S. U., M. P. A., Katechismus des reinen Spiritualismus. Wegweiser zur erlangung eines glücklichen lebens im diesseits und jenseits. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 4 M.

Richard, E. M., Titulaturen, weltliche und geistliche, deutsche und fremdländische. Eine Studie. Leipzig, Fr. Koch. 8. 1 M.

Schmidt, G., Die Familie von Dechen (erloschen 15. Febr. 1889). Rathenow, Babenzien. 1889. Gr. 8. 5 M.

Schwebel, O., Bürgermeister Bernhard Ryke von Berlin. Historische Novelle. Berlin, Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 3 M.

Warlich v. Bubna, J. Freih., Lieb und Freundschaft. Novelle in Versen. Wien, Gerold's Sohn. 12. 2 M. 40 Pf.

Weiss, B., Die ethische Aufgabe des Menschen. Wien, Deuticke. Gr. 8. 75 Pf.

Westensee, Marie, Lydias Geheimniß. Romanbeilage zum „Neuen Münchener Tagblatt". München, Schuh u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Wittelshöfer, O., Untersuchungen über das Kapital, seine Natur und Funktion. Ein Beitrag zur Analyse und Kritik der Volkswirtschaft. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 M.

Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniss der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Herausgegeben von J. Meyer. 14tes Hft.: Die Schulsynode. Von H. Wigge. Gotha, Behrend. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. Erster Band. (Heft 1—6.)
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 M.

„Unsere Zeit", eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche sowie kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft. Sie bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen
in
Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka
im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von
Dr. Karl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.
Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.
Neue Gedichte und Sprüche
von
Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.
Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Urvasi.
Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.
Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten".

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 26. Juni 1890.

Inhalt: Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Zur Geschichte der Kirche und des christlichen Lebens. Von Karl Sallmann. — Erzählungsliteratur. Von Adolf Kleischmann. — Pädagogische Schriften. Von Eduard Haug. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

1. Ovid. Historischer Roman aus dem Alterthum von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.
2. Aus schwarzem Blut. Roman von Karl Postumus. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1890. 8. 5 M.
3. Frau Marianne von Ernst Ahlgren (Frau Victoria Benedictson). Deutsch von Th. Lorck. Zwei Theile. Stuttgart, Spemann. 1890. 8. 2 M.

Ein geschichtlicher Roman aus dem Alterthume; zwei neuzeitliche Gesellschaftsromane aus der Neuen und Alten Welt.

Ueber Wilhelm Walloth's „Ovid" (Nr. 1) haben wir nicht viel zu berichten. Behagen kann er uns nicht. Wir stehen am Anfange der viel besprochenen römischen Kaiserperiode, jener Zeit überfeinerter Cultur, des gesuchtesten Genusses, der Weltherrschaft und der Verdorbenheit. Der Dichter leicht geschürzter Muse tritt uns da denn doch in gar zu erbärmlicher Rolle entgegen, welche in die geschichtliche Wahrheit eine höchst unerquickliche Romantik hineinmischt und ein Zerrbild von Mann aus ihm macht. Erst greift er in einem beißenden Epigramm die weltbekannte Kaisertochter Julia, den Typus aller verdorbenen Weiber des alten Rom, so bitter an, daß er sie zum Spotte der Hauptstadt macht. Dann läßt er sich von der auf ausgesuchte Rache sinnenden Sirene so übertölpeln und fangen, daß er sich in sie verliebt, was zu einer überaus häßlichen, den Narren aufs tiefste erniedrigenden Scene führt (S. 185 fg.). Es ist denn doch die Spitze kurzweg bübischer Erniedrigung und im ganzen Spiele von A bis Z ein solcher Grad von derbem Betrugspiele, daß er gegen das unfreiwillige Opfer gar nicht das Gefühl des Mitleids aufkommen läßt, nur das einer die Lippen kräuselnden Verachtung. Aber nicht genug: ihrem unheilvollen Netze verfällt er zum zweiten male, wird in eine ernstlich angesponnene und von der unnatürlichen Tochter gegen den eigenen Vater eingefädelte Verschwörung verwickelt, spielt da in lächerlich dummer Art den Fürstenmörder, wozu er doch nicht die Spur von Mark oder Anlage hat, und wird in die bekannte Verbannung nach Tomi am Schwarzen Meere verschickt, wo der Sänger des leichtsinnigen Lebens- und Liebesgenusses seine traurigen Litaneien dichtet. Diese Hauptfiguren, der Augustus mit, der große Komödiant, sind denn doch zu häßlich, einige Auftritte geradezu abstoßend. Eine gewisse gesuchte und gekünstelte Verfeinerung in der Seelenzeichnung bricht auf jedem Blatte durch, und diese schlangenartig verführerische Kokette Julia könnte interessant sein, wäre sie nicht zu gründlich verdorben. Läge aber noch mehr wahre Kunst und wirklich seelische Tiefe in der Auffassung, schadlos halten könnte sie nicht für die Fülle von Niedertracht, die sich im ganzen Gebilde nackt enthüllt, moralische Epidemie. Die einzige wirklich ansprechende, die einzige wahre Gestalt im Buche ist Ovid's Gattin Corinna mit ihrem Schatze von liebend nachsichtiger Herzensgüte und schönstem weiblichen Takte; die andern sind Larven, grinsend, übertüncht, lächerlich oder unheimlich.

Von der Poesie, die doch auch dann noch, wenn sie sich zum äußersten Realismus oder Naturalismus bekennt, etwas vom Cult des Schönen an sich tragen sollte, ist da so wenig als möglich zu finden.

Der Roman von Karl Postumus: „Aus schwarzem Blut" (Nr. 2), spricht bei weitem mehr an; da bewegen wir uns wenigstens in gesunder Luft.

Die Geschichte, stark amerikanischen Gepräges, spielt sich zum Theile auf dem Boden der Neuen Welt selbst ab, zum Theile im engern Kreise der altberühmten Hansestadt Lübeck, wo sie zum glücklichen Abschlusse kommt. Ihr Schwerpunkt und Gehalt liegt in einer doppelten seelischen Entwickelung, die sich so leicht und klar überschauen, wie in kurzen Sätzen darlegen läßt: Eine mit großen Reizen ausgestattete neuyorker Millionärin, Quadronenmädchen,

tritt uns als ganz unreifes und im leichten Tagesgenusse ohne ernstes Denken aufgehendes Kind entgegen, faßt heftige Liebe zu einem in schwankenden Verhältnissen stehenden südstaatlichen Plantagenbesitzer und — wird von ihm übersehen und verschmäht, schon aus jenem Rassenvorurtheile, welches ihm keinen Einblick erlaubt in das innere Wesen der aus „schwarzem Blute" abstammenden Schönen. Diese nimmt sich vor, des Mannes, den sie doch glaubt aufgeben zu müssen, würdig und den Pflichten eines zweckbestimmten Lebens nach jeder Richtung gewachsen zu werden und bildet sich in schwerem innern Kampfe nun zu einer nach Verstand und Gemüth vollendeten, dazu bestechend liebreizenden Jungfrau. Der Mann aber, eine fest und sicher in sich ruhende Natur, macht doch auch eine starke Wandlung durch; er reift im Kampfe um eine groß angelegte Existenz, legt die südstaatlich anerzogenen Vorurtheile ab, nimmt höher und weiter gehende allgemein humane Anschauungen in sich auf. Als er zum zweiten male der so ganz veränderten Jungfrau begegnet, faßt auch ihn heftige Liebe zu der einst fast mit Widerwillen Angesehenen, die er nun um jeden Preis für sich gewinnen möchte. Das Ziel, nach dem sie beide jagen, sich fliehend und doch unwiderstehlich anziehend, wird erreicht nach langen harten Kämpfen und Irrthümern, nach Widerstand von innen und außen; ein lange gesuchtes reines Glück ist das Ende der Geschichte. Das also ist Kern und Zweck des Ganzen. Alle andern Personen, mag im einzelnen noch so Interessantes mit ihnen und durch sie geschehen, mag ihrem Thun und Streben ein noch so großer Raum im Buche gegeben sein, erscheinen doch nebensächlich; wir möchten sie die bloße Staffage heißen, durch welche Held und Heldin ins richtige Licht gesetzt werden. Ihre besondere Färbung bekommt die Geschichte noch dadurch, daß das große Welttheater amerikanischer Strömungen in den schreienden Gegensatz tritt zu dem beschränkten Kreise und den enge gesteckten Anschauungen patriarchalisch angehauchter lübecker Familieninteressen. Diese Hellen Milford mit der seelenguten alten Tante als Erzieherin und dieser Mark Stanley; ferner die quecksilberne kleine Miß Gerty Summers, ein anmuthig gutmüthiger Schmetterling, und der in der Neuen Welt sich naturalisirende markige deutsche Baron, die beide offenbar durch die Gegensätze angezogen auch ein Liebespaar werden, vergegenwärtigen das amerikanische high life im Kampfe und Spiele; der alte trockene reiche Rechner und Schlaukopf Mr. Folbourne stellt das große englische Geschäftstreiben dar, während sein ungleicher Sohn John mit einer aus dem Secessionskriege hergeholten armen Frau, auch einem nixenartig liebreizenden Quadronenkinde, internationale Gestalten sind; die gutmüthige Familie des Senators Lindenberg, zusammen mit dem häßlichen Anhängsel der xantippenartigen ältesten Tochter, einem Neidhammel und Rechthaber, geboren zur keifenden alten Jungfer, und dem abgedroschen nichtigen Herrn Bummler von Sohn, zeigen uns im Schönen und Unfeinen ein echtes Stück von deutschem Wesen.

Das Buch hat nichts an sich, was man etwa als besonders auffallend oder auszeichnend benennen dürfte; sein Wesen ist durch und durch correct, einfach und leicht faßlich. Die Charaktere gestalten und bewähren sich gerade so, wie sie nach den gegebenen Umständen sollen, mit zweifelloser Folgerichtigkeit, und die Handlung, der reine Ausfluß der Charaktereigenschaften der bethätigten Personen, geht ihren regelrecht gemessenen Weg, nicht rechts noch links abweichend. Es ist gerade genug Scenenwechsel da, um nicht zu langweilen; dazu hilft mit schon die Bewegung von Neuyork nach London und Lübeck, und wieder von dort nach dem vornehmen Badeplatze Saratoga und den südlichen Plantagen. Der Ton ist stets gemäßigt, über dem ganzen Bilde liegt es wie eine mild gebrochene Abendbeleuchtung; selbst die Erinnerungen an die furchtbaren Schrecken und Zerstörungen des Secessionskriegs hallen wider nur wie ein sanft abgetönter Nachklang.

Ohne eine besonders hervorragende Leistung darin zu erblicken, würden wir das Buch aufrichtig empfehlen; im Gegensatze zu den Ausschreitungen unserer heutigen Production ist es eine gesunde Lektüre, die charakterbildend wirken dürfte.

Wesentlich anders stellt sich „Frau Marianne", Ernst Ahlgren's schwedische Geschichte (Nr. 3). Sie hat so viel auffallend Eigenartiges an sich, daß sie schon dadurch unmittelbar den Blick fesselt. Das Motiv, welches die gesammte Entwickelung leitet, ist derart, daß die Romanschriftstellerei fast nie zu Aehnlichem greift; wir wollen ihm den Titel geben — Liebeswerbung in der Ehe.

Es handelt sich um das Lebensgeschick von drei Personen, die nicht gerade Originale genannt werden dürften, aber doch von so ausgeprägter Eigenart sind sowol in ihrem seelischen Wesen als in der Lebensbahn, daß sie sich als ausgesprochene Typen festprägen: Marianne Björk, Börge Olessen, Paul Sandell. Sie ist die ziemlich verzogene oder vielmehr unerzogene Tochter einer über ihre Mittel und Verhältnisse hinausstrebenden gebildeten, aber wenig besitzenden Beamtenfamilie, ein feines, prägsames und empfängliches Wesen, dem aber bis zur Verheirathung noch nie der Begriff gekommen oder beigebracht worden von einer bestimmten und Anstrengung fordernden Aufgabe für die Frau. Hierzu kommt eine starke Partie von schlaffer Lässigkeit, die überwunden werden muß, wenn sie etwas Gediegenes werden und leisten soll, daneben aber ein natürlicher anziehender Reiz. Börge, ein reicher Gutsbesitzer, der aber weiter nichts als einfacher Landwirth sein will, nachdem ihm durch strenges väterliches Gebot das Studium, wonach er in der Jugend verlangte, verschlossen geblieben ist, tritt auf als eine mit unveränderlicher Festigkeit und Geradheit in sich abgerundete Gestalt; etwas verschlossen, wortkarg und in der Rede wenig gewandt, wie Naturen dieses Gepräges häufig sind, aber immer seines Zwecks, der Mittel und Absichten sicher; ein Kraftmensch, der freilich erkannt und ergründet werden will, wenn man ihn nach seinem wahren Werthe schätzen

soll, dabei von weit tieferer und gründlicherer Bildung, als er irgend nach außen zeigen mag, von großem administrativen Talent und eiserner Arbeitskraft. Ganz anders Paul, sein innig geliebter und unvergeßlicher Jugendfreund, der schneidendste Gegensatz jener Korngestalt, schwächlich innen und außen: ein unehelich Kind, in Armuth erzogen, aber mit dem unwiderstehlichen Drange nach feiner Bildung, die er sich dann in angestrengtesten Studien aneignet, nach Schönheit und aus dem Vollen schöpfendem Lebensgenusse; aber nie fertig, niemals ein Ganzes, ohne Bestimmung und Lebenszweck, ohne Halt und Boden, eine weichlich hermmgeworfene Natur, die nothwendig unglücklich enden muß. Die Verwickelung zwischen den dreien ist natürlich, aber interessant genug. Marianne und Börge, nachdem sie sich nur vorübergehend kennen lernten, verheirathen sich — ein gewagter Schritt, der glücken oder gründlich fehlen kann; wir werden erfahren, wie er ausläuft. Nach Jahren tritt der längere Zeit verschollen gewesene Paul zwischen sie, als Hausfreund in die Familie aufgenommen — der zweite gewagte Schritt, der nicht ohne gewichtige Folgen bleiben kann. Die Ehe der beiden ungleichen Personen zeigt zwei deutlich geschiedene Abschnitte mit einem entscheidenden Zwischenspiele. Die erste Zeit über, mehrere Jahre, läßt Börge seine Frau, die an den landwirthschaftlichen Interessen, allgemeinen Strebungen und Gedanken ihres Mannes sehr wenig theilnimmt, weil ihr das Verständniß nicht aufgegangen, einfach gewähren; er gibt ihr einen Bereich für sich, wo sie ihren Liebhabereien nachleben kann; eine rechte Geistes- und Familiengemeinschaft kommt dabei nicht auf. Nun kommt Paul dazwischen, besticht sie durch die Eigenart seines wandelbaren Wesens und bringt sie zu einer kleinen Liebelei hinter dem Rücken des Mannes; als er nach vorübergehender Trennung wiederkehrt, ist sie in sich gegangen und weist ihn aus dem Hause; nach einem häßlichen Auftritte geht er; bald aber, in sich zerfahren und ohne Streben, vergiftet er sich. Nun die ganz andere zweite Phase des Ehelebens: sie macht ihrem ahnungslosen Manne ein offenes Bekenntniß, das er in seiner gewohnten Art ruhig, aber reif, schwer und langsam erwägend in sich aufnimmt. Indeß wird sie Mutter, und da ist es rührend, wie sie lange und unentweglich und stille rückhaltend ein förmliches Liebeswerben um den Gatten anhebt, zur vollendet erkenntnißvollen und thatkräftigen Hausfrau in kurzem sich entwickelt und — Meister wird. Erst jetzt werden Mann und Frau recht eins und glücklich; die Schatten sind zerstoben, Frieden und Segen eingekehrt.

Das Buch, einer unglücklichen schwedischen Frau einziges Hauptwerk, muß schon durch die ausgesprochene Eigenart seines Wesens interessiren: drei Charaktere in einer Entwickelung, die selten so vorgeht, noch seltener klar durchgebildet gezeichnet werden möchte. Alle drei treten uns zunächst fast wie eine Art Räthsel entgegen, deren Lösung schwer hält. Dieser Börge ist eine anscheinend einfache Natur; aus seiner Bahn kann man ihn nicht bringen, aber er kann sehr glücklich oder sehr unglücklich werden und birgt einen Reichthum stille schaffenden ungeahnten Geisteswesens, daß er zu den Seelen zählt, die wir unergründlich heißen. Marianne ist weich wie der Thon in der Hand des Bildners; aus ihr kann alles werden, eine gründlich gefehlte Natur oder eine schwer aus sich zum Guten entwickelte; nach dem Familienleben zu Hause, wo sie verzogen worden, nach der Naturart von Vater und Brüdern wäre nicht viel zu hoffen. Paul ist ein schillerndes Chamäleon, aus dem alles wird und nichts; er schöpft in springenden Genüssen das Leben aus und wirft es dann als zweckloses Ding weg; sein Ende ist so, wie es wird, geboten. Die Reibung der drei Charaktere mußte besondere Kämpfe und Erscheinungen rufen. Eine einzige brutale Scene ausgenommen, ist der Ton ruhig gemessen, ernst, doch mitunter mit Humor versetzt; die Entwickelung aus voller Tiefe gefaßt, die Zeichnung kräftig und folgerichtig. Das Werk hat seine entschiedenen Vorzüge und ist lesenswerth.

J. J. Honegger.

Zur Geschichte der Kirche und des christlichen Lebens.

1. Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche in Amerika im 19. Jahrhundert. Von Adolf Zahn. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Allen, die an der Geschichte und Entwickelung der evangelischen Gesammtkirche Antheil nehmen, muß dieser Abriß willkommen sein, der uns zum ersten mal durch eine zusammenhängende, auf das Ganze gerichtete Darstellung einen umfassenden Einblick gestattet in das mannichfach verschlungene Treiben des amerikanischen protestantischen Kirchenwesens, vornehmlich in den Vereinigten Staaten, und uns mit Entstehung, Wachsthum und gegenwärtigem Bestande der verschiedenen Kirchen und Sekten Amerikas nach ihren unterscheidenden Zügen und Eigenthümlichkeiten in Lehre und Verfassung bekannt macht. Die Aufgabe, welche der Verfasser zu lösen unternimmt, ist keine leichte. Denn einmal sind die ohnehin für manche Denominationen nur spärlich fließenden Quellen in ihrer Gesammtheit nur mühsam zu erreichen, sodann aber muß die bunte Menge und Vielgestaltigkeit der zu prüfenden Erscheinungen geradezu verwirrend wirken, während sie durch die uns Deutschen fremde Eigenart vieler Verhältnisse dem Beurtheiler noch ganz besondere Schwierigkeiten bereitet, und diese sind bei der in Amerika beliebten Ueberschwenglichkeit der Berichterstattung nicht gerade gemindert. Der Verfasser hat jedenfalls sein Möglichstes gethan, die Quellen, so gut es eben ging, zu verwerthen. Für etwaige

Uebertreibungen und schiefe Darstellungen ist nicht er verantwortlich zu machen, und staunenswerth ist die Masse des Materials, welches durchzuarbeiten war.

Den zu besprechenden Stoff behandelt unser „Abriß" in fünf Kapiteln. Das erste unterzieht die allgemeinen Verhältnisse des amerikanischen Kirchenwesens einer Betrachtung, wie Wachsthum, Verhältniß zum Staate, Freiwilligkeitsprincip, Calvinismus und Presbyterianismus, Sonntag und Bibel, Gesetzlichkeit, Erweckungen, Temperenzbewegung, Sklaverei, Sprache, Deutschthum, Getheiltheit und gewisse Seltsamkeiten. Schon dieser Abschnitt bietet viel Beachtenswerthes und Eigenthümliches, vor allem staunt man über die angeführten Ziffern. So haben sich von 1776 bis 1876, also im Laufe von nur einem Jahrhundert, die Baptisten von 872 Gemeinden auf 13779, die Presbyterianer von 419 auf 5077, die Lutheraner von 60 auf 2662 Gemeinden gehoben. Noch 1884 zählte man 115610 Kirchen von 18 Denominationen, drei Jahre später, 1887, waren daraus 132434 Kirchen geworden, ein Zuwachs von 16826, macht mehr als 15 auf den Tag. Bedient wurden diese Kirchen in dem letztgenannten Jahre von 91911 Predigern, die Zahl der Communikanten betrng 19,018917, theologische Schulen zählte man 150. Das Kirchenvermögen schätzt man für 1900 auf nahe an 3 Billionen. In Neuyork gab es 1786 nur 9, 1881 bereits 489 Kirchen, deren Gemeinden jährlich für Liebeszwecke 4 Millionen Dollars aufbringen. In Philadelphia zählte man in dem gleichen Jahre gar 500 Kirchen, neben 611 anderweitigen gottesdienstlichen Räumen, und nicht weniger als 275 Liebesvereine. Für ausländische Mission haben von 1800 bis 1888 die protestantischen Gemeinden Amerikas 75 Millionen, für heimische 100 Millionen, für religiöse Schriften 150 Millionen, die presbyterianischen Frauen allein in 16 Jahren 2,150000 Dollars für die Mission aufgebracht, während der eine Senator Sanford in Californien 20 Millionen Dollars zur Gründung einer Universität hergab, die Methodisten für Kircheneigenthum von 1850 bis 1870 nicht weniger als 220 Millionen Mark aufwandten, für ihre Monatsschriften 1,709962 Abonnenten zählten, das Reinvermögen ihrer beiden Verlagshäuser in Neuyork und Cincinnati mit 2,392000 Dollars berechneten, und der Gedächtnißfonds der Presbyterianer vom Jahre 1870 die Höhe von 7,883983 Dollars erreichte. Einem Europäer schwindelt bei solchen Zahlen, und wehmüthig muß es einen Deutschen stimmen, wenn er sieht, wie bitter wenig zu diesen Summen seine eigenen ausgewanderten Landsleute beigetragen haben, obgleich man 1880 schon nahezu 2 Millionen (1,966742) in Deutschland geborene Amerikaeinwohner zählte. Aber freilich, auch an Wunderlichkeiten fehlt es nicht. Oder wen unter uns muthete es nicht seltsam an, von Kirchenpaläſten zu hören, deren Bau eine Million Dollars gekostet, mit einem Pastor für 20000 und einem Kirchenchor für 5000 Dollars, mit prachtvollen Polsterstühlen und Spiegeln, selbst mit Wiegen für schreiende Kinder; oder von Särgen zu hören mit Musikdosen, welche die Melodien der Sterbelieder kunstgerecht hören lassen, sobald die Leiche den nöthigen Druck ausübt.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die einzelnen Kirchen evangelischen Bekenntnisses, die bischöfliche, die reformirt bischöfliche, die Congregationalisten, die holländisch Reformirten, die Baptisten, Methodisten, je in sieben und vierzehn Richtungen getheilt, die deutsch Reformirten, die in sieben verschiedene Gemeinschaften zerfallenden Presbyterianer, die lutherische Kirche mit gegenwärtig zwölf Synoden, endlich die deutsch-evangelische (unirte) Synode von Nordamerika.

Im dritten Kapitel lernen wir die fast unübersehbare Schar der sektirerischen Gemeinschaften kennen: Unitarier, Universalisten, Swedenborgianer, Bibelchristen, schlechthinnige Christen, Irvingianer, Adventisten, mährische Brüder, Schüler Christi, Schwenkfeldianer, Christadelphians, Mennoniten, Shakers, Quäker, Darbysten, Rappisten, Mormonen, Spiritisten, Heilsarmee, christliche Unionskirche — sie sind alle vertreten, die einen stärker, die andern schwächer. Unter solchen Verhältnissen wird es dann begreiflich, was beispielsweise über die kirchlichen Zustände von Cleveland berichtet wird: die Katholiken haben hier 24 Gemeinden (darunter auch böhmische, ungarische, polnische, italienische, französische), die Lutheraner 10, die bischöflichen Methodisten 18, die Presbyterianer 12, die Baptisten 14, die Congregationalisten 13, die Episkopalen 13, die Evangelischen 8, die Reformirten 8, die Disciples 4, die holländisch Reformirten 3, die vereinigten Brüder 3, die unirten Presbyterianer 2, die Spiritualisten sind durch 3 Organisationen, die Juden durch 7 Synagogen vertreten, dazu kommen noch 14 verschiedene Gemeinden und Gemeindlein; 56000 Deutsche stehen außerhalb jedes kirchlichen Verbandes. Im ganzen kann der Protestantismus Amerikas bei einer Zahl von 12,628722 Communikanten auf mindestens 44 Millionen berechnet werden, ist also noch die herrschende Macht. Er hat sich in 86 Jahren (von 1800 bis 1886) um das fünfunddreißigfache vermehrt, während die Romkirche sich in dieser Zeit nur verelffacht hat.

Das vierte Kapitel ist der Thätigkeit der Vereine für äußere und innere Mission gewidmet. Auch auf diesem Gebiete erregen die Leistungen Staunen. So hat z. B. die Tractatgesellschaft in 58 Jahren 29 Millionen größere Schriften und in 146 Sprachen und Mundarten 409 Millionen Tractate veröffentlicht bei einer Auflage ihrer periodischen Schriften von 4,500000. Sonntagsschüler gab es 1881 an 7 Millionen mit 932283 Lehrenden. Für die Erziehung im Süden stiftete George Peabody 2 Millionen Dollars, John F. Slater 1 Million für die Farbigen, 1888 schenkte ein Missionsfreund 7½ Millionen Mark für die Erziehung der Neger in den frühern Sklavenstaaten.

Der fünfte Abschnitt führt uns nach Mexico und Südamerika, wo sich wenigstens Ansätze zu evangelischer Gemeindebildung finden. Ein kurzes Nachwort endlich wirft einen Blick auf die in den letzten dreißig Jahren riesig

angewachsene Papstkirche, deren gegenwärtiger Grundbesitz in Amerika auf 1000 Millionen Dollars geschätzt wird bei einer Communikantenzahl von 4 Millionen und 7596 Priestern.

Mit den eschatologischen Anschauungen des Verfassers mögen wir nicht rechten, ebenso wenig mit seinem Calvinismus. Seine Arbeit bleibt eine werthvolle, tüchtige Leistung auch für den, der den theologischen Ansichten, die darin zum Ausdrucke kommen, nicht beipflichten kann. Wir wünschen dem Büchlein recht viele aufmerksame Leser.

2. William Wilberforce. Von Hermann Krummacher. (Schriften für das evangelische Volk, Nr. 12.) Barmen, Klein. 1890. 8. 10 Pf.

Das Andenken an denjenigen Protestanten zu erneuern, welcher lange, ehe Rom sich dieser Sache annahm, zu einer Zeit, wo noch Türkensklaven die päpstlichen Galeren bevölkerten, seine gewichtige Stimme für die Beseitigung des Sklavengreuels erhob und nicht eher ruhte, als bis er dieses sein Lebenswerk vom Erfolge gekrönt sah, war gerade bei der gegenwärtigen Bewegung für Abschaffung des Sklavenhandels ein zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen.

William Wilberforce trat am 12. Mai 1789 zum ersten male im englischen Parlament gegen den Sklavenhandel auf. Zwanzig Jahre später, nach einer langen Reihe wechselvoller, sich widersprechender Abstimmungen, gewann sein Antrag, der das Verbot des schandbaren Handels verlangte, den Sieg und erst nach abermals vierundzwanzig Jahren erhielt er auf seinem Sterbebette, drei Tage vor seinem Tode, die Nachricht, daß die von ihm angeregte völlige Abschaffung der Sklaven auf englischem Boden und die Entschädigung der Sklavenbesitzer, welche 20 Millionen Pfund Sterling kostete, vom Parlament beschlossen sei. Der Mann, welcher diesen Erfolg davontrug, war der geachtetste und achtungswürdigste Mann unter seinen englischen Zeitgenossen, Freund eines Pitt, Fox, Canning, Granville, Brougham, Babington, Burke, von hoher Begabung und einem Seelenadel, vor dem Freund und Feind sich neigte. Als Christ, als Politiker, als Sklavenfreund, als Förderer von Wohlthätigkeitsbestrebungen, als Schriftsteller wird er von unserm Biographen gezeichnet und überall, wo er sich thätig zeigt, nöthigt uns sein hoher sittlicher Ernst und die Reinheit seiner Gesinnung herzliche Hochachtung und Liebe ab. Christliche Einflüsse hat er vom Methodismus her erfahren, kirchlich ist er stets ein warmer, überzeugter Anglikaner gewesen. Seine fünfundvierzigjährige politische Laufbahn brachte ihm Dornen und Lorbern; die Pairswürde hat er in seiner schlichten Selbstlosigkeit verschmäht. Das gute Gewissen seines Volks, verzehrt er sich in der Hinopferung von Zeit und Kraft an das edle Vornehmen, das er sich gesetzt, ohne eine Spur von persönlichen Standes- oder Parteiinteressen, ohne den Schatten einer Furcht vor den Verleumdungen, Herausforderungen und Drohungen, die ihm den Weg kreuzen und seinen Eifer zu ermüden hoffen. Am 15. Juni 1824 spricht er zum letzten male im Parlament, zu Anfang des folgenden Jahres gibt er seinen Sitz als Volksvertreter auf, aber nach wie vor wirkt er mit Wort und Schrift für die heilige Sache seiner Ueberzeugung. Als die Nachricht von seinem Abscheiden sich verbreitete, legte die farbige Bevölkerung in Westindien und Neuyork Trauer an, das englische Parlament ehrte ihn durch einen Platz neben Pitt und Fox und Canning in der Westminsterabtei, die Grafschaft Yorkshire stiftete zu seinem Gedächtnisse eine Blindenanstalt, seine Vaterstadt Hull errichtete ihm ein Denkmal. Solange er lebte, hatte Wilberforce den vierten Theil seiner Einkünfte zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet; das von ihm gespendete Almosen belief sich in manchen Jahren auf 40000 und selbst 65000 Mark. Aber auch die Bemühungen gegen Sonntagsentheiligung, Trunkenheit, Sittenlosigkeit, schamlose Schriften finden an ihm eine zuverlässige Stütze, mit Macaulay und Thornton gründet er 1801 die religiöse Zeitschrift „Christian Observer", und schon ein paar Jahre früher wendet er sich gegen die irreligiöse und religiös gleichgültige Zeitrichtung seiner Landsleute mit einem Buche, das seinem Christenglauben einen ergreifenden Ausdruck lieh und funfzehn Auflagen erlebte.

August Neander hat Wilberforce einen der größten Männer unserer Zeit, einen der Heroen christlicher Menschenliebe genannt, einen Christen, in dem das Christenthum Fleisch und Blut geworden. Wer wird ihm diesen Namen weigern wollen? Möge Gott auch unser Vaterland und unsere Parlamente mit Männern segnen, die so frei und treu, so gottinnig und so hochsinnig, so glaubensernst und so liebewarm, so demüthig und so heldenmüthig sind, wie William Wilberforce!

Mit diesen Schlußworten des schönen Vortrags möchten wir auch diese Anzeige beschließen.

3. Henriette Gislesen und ihre Freunde. Ein Bild aus der norwegischen Kirche. Herausgegeben von R. N. Bevorwortet von Löber. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 4 M.

Die ungenannte Verfasserin der „Norwegischen Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie nebst anderen Liebeswerken" läßt uns in dem hier dargebotenen Lebensbilde einen Einblick in die Missionsthätigkeit Norwegens gewinnen, welche dort wie bei uns in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen kräftigen Aufschwung nahm. Die edle Frauengestalt, welche sie schildert, stand mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der norwegischen Kirche jener Zeit, einem Wexels, Andreas Hauge, O. F. Ebbell, Helland, G. A. Lammers, Gisla Johnson, in reger, fruchtbarer Verbindung und übte als Witwe und dann als Gattin eines hochgestellten Geistlichen eine umfassende Diakonissenthätigkeit, die ihre reichen Früchte trug und deren Andenken auch für uns Evangelische in Deutschland nur anregend und fördernd wirken kann.

Henriette Vibe wurde als das sechste Kind unter acht Geschwistern am 9. April 1809 in Bergen geboren. Nachdem sie ihren Vater, der bald nach ihrer Geburt als Generalkriegscommissar nach Christiana versetzt war, schon

in ihrem sechsten Jahre verloren, fand sie in dem Hause eines Freundes des Verstorbenen, des Generals Aubert, freundliche Aufnahme und verlebte in dessen Familie eine glückliche, sonnige Jugend. In vorwiegend rationalistischen Anschauungen aufgewachsen, vermählte sie sich an ihrem zwanzigsten Geburtstage mit einem Regierungsbeamten, Christian Glückstadt. Die Ehe blieb kinderlos. Als Ersatz wurde ein armes Pflegetöchterlein angenommen; doch schon nach neun Jahren wurde das Band, welches die beiden Gatten umschlang, durch den Tod des Mannes getrennt.

In der Familie eines ihrer Brüder, in dem Pfarrhause zu Gausdal, dringt sie zu einem lebendigen Bibelglauben durch, für den sie vornehmlich an Nils Stockfleth, dem glaubensstarken, selbstverleugnenden Apostel Lapplands, einen zuverlässigen, bis an ihr Lebensende treuen Führer findet. Während die Anfänge ihrer Frömmigkeit noch etwas Gesetzliches und Schwärmerisches an sich trugen, ging ihr nun die Wahrheit evangelischen Wesens auf, wie es Luther beschreibt, wenn er sagt: „Des Christen Leben ist nicht fromm sein, sondern fromm werden, nicht gesund sein, sondern gesund werden, nicht Ruhe, sondern Uebung.“ Drei Jahre lang hatte sie täglich ihre Pflegetochter und noch zwei andere Kinder unterrichtet, als eine Krankheit ihrer jüngsten, an einen Pfarrer verheiratheten Schwester sie nach dem 400 Kilometer entfernten Tolgen führte, von wo sie erst nach einjährigem Aufenthalte zurückkehrte. Und nun war die Zeit gekommen, wo sie sich gereift genug fühlte, um die Schriftstellerlaufbahn zu betreten. Als erste Frucht dieser ihrer neuen Thätigkeit entstanden die wiederholt auch ins Deutsche übersetzten „Worte einer Mutter an ihre Tochter“. Bald danach siedelt sie nach Christiania über, um für sich und ihre beiden Pflegekinder, denn sie hatte noch das Töchterchen einer früh verstorbenen Schwester angenommen, ein eigenes Heim zu gründen, nicht für lange Zeit, denn der Schmerz über den Verlust dieser Waise und Mangel an Mitteln veranlassen sie, schon binnen Jahresfrist zu einer an einen Arzt verheiratheten Schwester in Modum, südwestlich von Christiana, zu ziehen. Hier arbeitete sie die „Erinnerungen aus dem bedeutungsvollsten Jahr meines Lebens“ aus — sie meint das Jahr ihrer Erweckung —, bereitete eine Ausgabe der Stockfleth'schen Briefe vor, schrieb eine „Weihnachtsgabe für kindliche Seelen“ und übersetzte Theremin's Tagebuch, wie sie denn von dieser Zeit ab fast alljährlich eine oder mehrere Schriften, theils ihres eigenen Geistes Kinder, theils Uebersetzungen, zu veröffentlichen pflegte.

Ein Jahr später finden wir sie bei ihrem ältesten Bruder in dem Pfarrhaus zu Eker, einige Stunden von der Stadt Drammen entfernt. Hier gründet und leitet sie eine kleine Sonntagsschule, stiftet einen Frauenverein für Heidenmission, übt sich treulich in allen möglichen Werken barmherziger Nächstenliebe, ohne ihren nächsten Pflichtenkreis darüber zu vernachlässigen. Das Jahr 1853 zeigt sie uns, wie sie furchtlos und opfermuthig Trost und Hülfe an das Sterbelager zahlreicher Cholerakranken bringt. Sonst einsam, ohne eigenes irdisches Heim und einen besonderen irdischen Beruf, aber voll Vertrauen auf Gott bereit, seinen Namen zu verkünden, wohin er sie stellen will, findet sie damals, nach einem sechzehnjährigen Wittwenstand, in dem Pfarrer und Seminardirector, späteren tromsöer Bischof Knut Gislesen in zweiter Ehe einen Lebensgefährten, der ihrer werth war. In den fünf Jahren lieblichen Gemeinschaftslebens, die ihr noch vergönnt waren, steht sie, oft in großer Leibesschwachheit, aber immer stark im Glauben und im Lieben, ihrem Gatten helfend, fördernd, seine Arbeit wie seine Freuden und Sorgen redlich theilend zur Seite und bewährt sich, bei hoher Begabung reich gesegnet und reichlich wieder segnend, als eine echte evangelische Pfarrfrau, eine treue „Bischofsmutter“, eine stille, demüthige, unermüdliche Arbeiterin für das Reich Gottes, daheim in Tromsö und draußen auf Reisen im Lande der Mitternachtsonne, denn das tromsöer Bisthum besteht aus den beiden ausgedehnten, nur spärlich bevölkerten Landschaften Finmarken und Nordland.

Am 10. Mai 1859 wurde sie von ihrem irdischen Tagewerk abgerufen: eine weite, tiefe, heilige, gotterfüllte Seele, für die der Abschied von der Erde Heimkehr in das Land ihrer Sehnsucht bedeutete. Bis zu ihrer letzten Krankheit war die selig Entschlafene täglich und stündlich für das leibliche und geistliche Wohl der Brüder, die sie auf betendem Herzen trug, thätig gewesen, sie zu wecken, zu stärken, zu trösten, zu leiten, ein Segen für alt und jung, für reich und arm, in der Nähe wie in der Ferne. Ein Leben, reich an Glauben und an Liebe, war zu seinem Ziel gekommen. Für das ganze Land war die Nachricht von dem erfolgten Tode eine schmerzliche Trauerbotschaft; wir aber freuen uns, daß dem Andenken der wackeren Kämpferin und Siegerin von geistesverwandter Frauenhand ein so würdiges Denkmal errichtet worden, und hoffen, daß der nordischen Heimat wie unserem deutschen Vaterlande noch viel Segen daraus erwachse.

Karl Sallmann.

Erzählungsliteratur.

1. Im Beguinenthurm. Roman von L. Haidheim. Berlin, Janke. 1890. Gr. 8. 5 M.

Der Roman spielt in unserer Zeit (nach 1848), wo es schwerlich in einem deutschen Herzogthume eine solche Finanz- und sonstige Miswirthschaft mehr gegeben hat, wie wir sie hier erzählt bekommen und doch liegt in ihr der Kern aller wesentlichen Vorgänge, Verwickelungen und Lösungen. Der Held des Romans, Challier, ehemaliger Offizier, greift in der Presse deshalb die Regierung und besonders den Minister energisch an. Abgesehen hiervon

wird er wegen Entwendung von Festungsplänen und Auslieferung derselben an die französische Regierung strafrechtlich verfolgt, verhaftet und in einen Strafproceß verwickelt, wo es auch nicht so zugeht, wie in unserer Zeit Strafprocesse geführt zu werden pflegen. Denn solche Staatsgefangene legt man jetzt nicht mehr in Ketten und auch die Minister mischen sich nicht mehr persönlich in die Untersuchungen indem sie sich in das Gefängniß begeben und dem Unglücklichen vergifteten Wein spenden. Ebenso wenig wagt es ein noch so schneidiger Untersuchungsrichter, durch falsche Briefe den Verfolgten in die Falle zu locken, um seiner habhaft werden zu können und einem jungen Mädchen, die gar nichts mit der Sache zu thun hat, Papiere abzunehmen, die sie soeben in ihre Tasche gesteckt hat, als sie der Beamte aus dem Zimmer des Verfolgten hat herausgehen sehen. Doch sehen wir hiervon ab, so erweckt der Roman das volle Interesse der Leser. Er ist gut geschrieben, alle Vorgänge gliedern sich leicht und natürlich aneinander, nirgends Stockungen oder lästige Breiten in der Handlung, keine einzige verzeichnete Figur und außer dem Minister und seinen drei Genossen im Spiele, kein unlauterer männlicher Charakter; auch jedes lüsterne Spiel mit zweifelhaften Frauen und unsauberu Liebesgeschichten ist vermieden. Die Heldin Susanne, die erst in ihrer Liebe zu Challier zur Heldin heranwächst, ist eine höchst anziehende Persönlichkeit, die in jedem Zug uns für sie einnimmt. Der Untersuchungsrichter, Regierungsrath Buhlau, zeigt sich als wohlgelungenes Ebenbild des echten Strebers, der seine Ausschreitungen im Amte stets mit dem durch sein Streberthum verschobenen Pflichtbegriff zu decken sucht. Aber neben diesem widrigen Zuge hat ihm der Dichter doch auch wieder andere gegeben, die uns mit ihm versöhnen. Und so wie wir uns an gelungenen Volksscenen auf der Bühne erfreuen, so hat uns der Dichter in der schwankenden, nur nach Bequemlichkeit sich sehnenden flauen Denkungsart der weiteren Kreise des Publikums ein treffend wahres Bild entrollt, auf dem sich einzelne Parteigruppen vortheilhaft vom gleichgültigen Hintergrunde abheben.

So finden wir bei vorliegendem Werke den Realismus gerade da, wo wir ihn wünschen müssen, in der Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse einer Landesregierung, welche die Kritik und die Geißel herausfordert, und eines Strafprocesses gegen den Kritiker, nicht gewahrt, während ihm bei der Zeichnung der Charaktere, wo wir die Idealisirung bis zu einem gewissen Grade leichter vertragen, Rechnung getragen erscheint.

Was die Darstellung betrifft, so halten wir es für einen Vorzug des Romans, daß er sowohl die so sehr beliebten Naturschilderungen und Landschaftsbilder, als auch die oft ebenso beliebte Einzelschilderung und Ausmalerei von Scenen vermeidet, die an sich Anlaß genug dazu gegeben hätten. In dieser Einschränkung scheint der Verfasser hie und da fast zu weit zu gehen. Man erfährt z. B. nicht, durch welchen Beschluß der Untersuchungscommission Challier auf freien Fuß gesetzt wird. Die Scene im Beguinenthurme, wo es Susanne gelingt, ihn heimlich zu sprechen, ihn aber dem Tode durch Morphiumvergiftung nahe findet und nun die herbeigerufenen Aerzte ihn ins Krankenhaus schaffen lassen, von wo er nach seiner Genesung nicht in die Haft zurückgebracht wird, genügt doch nicht; es wäre hier von Interesse gewesen, die Stellung zu erfahren, welche die Commission zu dieser auffallenden Scene genommen hätte.

2. Prinz Dino Adorno. Roman von L. Haidheim. Jena, Costenoble. 1890. 8. 5 M.

Wie oft hört man sagen: „Wie gefällt Ihnen das Buch?“ Antwort: „Es ist eben ein echter Roman“. Und dabei werden die Achseln ein wenig gezuckt. Dasselbe werden die Leser des Romans sagen, wenn sie auch das begleitende Achselzucken mit Recht unterlassen. Er häuft viele große Dinge und Wunderbarkeiten auf, um seinen Zweck zu erreichen: zu spannen und zu unterhalten. Da ist die höchste Frauenschönheit und Tugend; die Liebe in ihrer ganzen alles überwältigenden Größe, der sogar der Greis unterliegt: die hohe Aristokratie, hier mit reichem Gute gesegnet, dort in Armuth bemüht, den Standesrücksichten gerecht zu werden; Italien und namentlich Rom als Schauplatz der Handlung, den der Dichter reichlich für seine Effecte ausbeutet; Frauen- und Männerstolz, der jedem Opfer an Ehre aus dem Wege geht, das er dem Mammon bringen sollte, und in Arbeit und eigener Kraft die einzige Quelle des wirthschaftlichen Lebens erkennt; die aufopfernde Mutterliebe; Selbstverleugnung der verlassenen Braut, die die hingebendste Freundin der Frau wird, welcher sie ihre Liebe geopfert hat. Mit solchen Mitteln erreicht denn auch der Dichter jenen Zweck vollkommen. Man kann das Buch nicht aus der Hand legen, bis die letzte Verwickelung ihre Lösung gefunden hat, die sich in St. Peter vollzieht. Die Forderung der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit findet freilich nicht immer, zuweilen gar keine Befriedigung, wo wir dann zufrieden sein müssen, mit Unmöglichem verschont zu werden. Aber der Dichter hat doch ein sehr schätzenswerthes Können der Darstellung an den Tag gelegt, wenn er auch im künstlerischen Denken und Ersinnen des Dargestellten selbst sich zuweilen verirren mag. Und dieses Können ist doch im Grunde die Hauptsache bei jeder Kunst. Ist das Dargestellte noch so richtig gedacht, aber die Darstellung ist verunglückt, so sehen wir kein Kunstwerk vor uns und können am puren Realismus kein Wohlbehagen des Kunstgenusses fühlen. Wenn der bildende Künstler das richtige Denken über seinen Gegenstand, über das Darzustellende einzig und allein aus dem Studium der Natur erlernt, so erlernt es der Romandichter aus dem Studium der menschlichen Charaktere und des Lebens. Und hierin, sollten wir meinen, müßte der Dichter des „Prinzen Dino“ seine Studien noch fortsetzen. Beendigen kann man sie ja niemals.

Was die eigentliche Katastrophe des Romans, die Entführung Alma's durch Dino vom Traualtare weg betrifft, so kann nicht unerwähnt bleiben, daß bei der großen münchener Kunstausstellung von 1888 ein Bild mächtigen Umfangs die allgemeine Bewunderung und Theilnahme erregt hat, welches denselben Vorgang bildlich darstellt, den unser Roman in jener Scene erzählt: „Die unterbrochene Trauung" von Wieser in München. Es ist der Augenblick, wo die Braut am Hals des soeben in Reisecostüm eintretenden Geliebten hängt, während der verlassene alte Bräutigam zornbebend und die anwesenden Verwandten und Bekannten betroffen und verblüfft stillstehend dem Vorgang zusehen. Man kann natürlich nicht behaupten, daß dieses Gemälde unserem Dichter vorgeschwebt hat, andererseits aber auch den Gedanken, es im Roman gleichsam wiederzugeben, nur einen glücklichen nennen. Die Scene im Romane ist zwar nicht in dem hohen Grade wirksam, wie das Bild, welches in seiner Darstellung wohl kaum von Worten erreicht werden kann; aber der Vorgang selbst ist so packend und fesselnd, daß er in jeder Form der künstlerischen Wiedergabe seinen Eindruck nicht verfehlen wird.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß im Romane die Schilderungen der italienischen und namentlich der römischen Scenerie zu den gelungensten Stellen gehören.

3. Gabriel Kenyon von Dr. Christie Murray. Aus dem Englischen übertragen von Ludwig Wechsler. Stuttgart, Spemann. 1890. 8. 1 M.

Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
(„Braut von Messina".)

Dieses Motto drückt den Charakter des Romans so treffend aus, daß man sich gezwungen fühlt, es zu gebrauchen und unserer Besprechung vorzusetzen.

Schon wenn man die ersten Seiten gelesen hat, fühlt man eine nicht deutsche Luft und sehr bald kennzeichnet sich diese als die englische, wie sie in den großen Romanen Bulwer's u. a. m. weht. Wir müssen es der Verlagshandlung Dank wissen, daß die „Collection Spemann" in ihrer neuen „Serie der Gegenwart" den Roman dem deutschen Publikum vorgelegt hat, nachdem er von L. Wechsler in einer Weise übersetzt worden ist, welche auch in der Sprache, so gut deutsch sie an sich ist, den englischen Charakter nicht verwischt hat. Kürze, Knappheit, namentlich eine ganz eigenartige Naivetät zeichnen sie aus. — Wir wollen mit dem Dichter nicht darüber rechten, welches oft verwegene Spiel er mit dem Zufall treibt, denn man vergißt es über der Art und Weise, wie er ihn benutzt, und wird durch diese in eine geradezu hochgradige Spannung versetzt, die von derjenigen sehr vortheilhaft verschieden ist, welche man nicht gern als Zweck eines guten Romans zu fordern jetzt ziemlich allgemein anfängt.

Wie das Motto andeutet, behandelt der Roman die Geschichte einer schweren That und ihrer Folgen. Gabriel hat seinen Vetter Robert ermordet, kaltblütig und in der Absicht, das Vermögen und das Weib des Unglücklichen zu erlangen. Das Vermögen fällt ihm auch zu, aber die Geliebte war, ohne daß er es erfahren, schon vor der That gestorben. Die lieblich erblühende Tochter, seine Nichte, wird zugleich seine Pflegebefohlene und er liebt sie. Da er sich aber, um sein Gewissen zu beschwichtigen, jede erdenkliche Buße auferlegt, unterdrückt er seine Leidenschaft und gibt ihre Hand dem, den sie liebt. Die Beschwichtigung des Gewissens ist seine Arbeit, nachdem er ein reicher und angesehener Mann geworden, 13 Jahre lang. Da droht die Gefahr der Entdeckung des Verbrechens. Er entgeht ihr aber, indem er am Grabe Robert's, wo ihn sein Verfolger ereilt, todt zusammenbricht. Die Schilderung dieser Arbeit ist die Hauptsache des Romans und ist in hohem Maße gelungen. Die Verschiedenheit des Antlitzes, welches die That vor und nach ihrer Ausführung zeigt, ist mit einer Schärfe gezeichnet, als hätte der Dichter zu dem Schiller'schen Worte das schlagendste Beispiel zu suchen sich bemüht. Im Anfang, nachdem er das Gut des Ermordeten übernommen, „kam er sich vor, wie ein schwarzer Fleck inmitten der makellosen Schneedecke und vermochte es kaum zu fassen, daß ihn die Leute nicht als Verbrecher kennen und behandeln". Und doch war der Mensch, der in der Tiefe seines Herzens das Geheimniß einer so ungeheuerlichen That verbarg, die ihm, bevor er sie beging, ein Kleines erschien und ihm unmittelbar danach nicht einmal Reue einflößte, auch wahrer und guter Gefühle fähig und diese hegte und pflegte er sorglich, um sich vor sich selbst zu reinigen. Denn trotz allem äußern Scheine, den er sich selbst vorlügt, verlangt das Gewissen sein Recht. Wenn er auch mit jeder guten That „mit einem neuen Stein die Fallthür, unter welcher der ruhelose Schatten Robert's sein Wesen trieb", belasten zu können wähnte, war er um so geneigter, sein Gewissen für gesund zu halten, je erregter, fieberhafter und krankhafter es wurde: „Wenn sein treuer Hund zuweilen zu bellen aufhörte, so ruhte er selbst nicht eher, als bis er denselben von neuem aufgeweckt hatte." Zugleich bemächtigte sich seiner der Aberglaube, und wenn er sich den Glauben beizubringen begonnen, daß er neu geboren sei und Vergebung gefunden habe, war es ihm zur Gewohnheit geworden, die Rathschlüsse der Vorsehung von äußerlichen Kleinigkeiten abhängig zu machen. So ging es 13 Jahre lang fort, als die Entdeckung nahte. „Keine Schwingung in der ganzen Tonscala der ihn des Nachts heimsuchenden Geräusche, die in seiner Seele keinen neuen Schrecken erweckt hätten. Jedes Rauschen der Baumblätter, jeder Hauch des Nachtwindes erfüllte ihn mit unaussprechlichem Entsetzen."

Der Dichter unterbricht aber diese Schilderung mit den Worten seiner naiven Art: „Und nun, da wir uns übermäßig viel mit Schlechtigkeit und Schurkerei beschäftigt, machen wir einen Versuch mit der Jugend und Unschuld." Hier entwickelt sich das Liebesverhältniß zwischen Hermine und ihrem Freunde, dem Rechtsanwalt Douglas,

der von Gabriel eingeladen wird, einige Tage seiner Ferienzeit sein Gast auf dem Schlosse zu sein. Dieses Liebesverhältniß bildet räumlich nur einen kleinen Theil des Romans und ist nur mit wenigen Strichen gezeichnet, nachdem wir Douglas' Charakter schon vorher kennen und schätzen gelernt haben. Aber diese Skizze gibt uns dennoch ein reizend liebliches Bild der beiderseitigen zarten und keuschen Gefühle und der äußern Erscheinung des im Glanze jungfräulicher Unschuld erstrahlenden Mädchens.

Indem wir es uns versagen müssen, auf die Zeichnung der beiden Verfolger des Mörders, Paltzer und Sulivan, die ihn nur verfolgen, um Schweiggelder zu erpressen, näher einzugehen, wollen wir des „Majors", einer der anziehendsten Figuren des Romans, mit einigen Worten gedenken.

Er ist der treue Freund des jungen Douglas und beide leben im Anfang — im spätern Verlaufe der Geschichte geht es ihnen besser — auf einem gemeinsamen Dachstübchen unter dem Drucke des denkbar größten Mangels. Der Humor hält sie beide aufrecht, aber derjenige des Majors ist der kräftigere und nachhaltigere, der zuweilen an den Witz Falstaff's erinnert. Er ist aber keine Memme, wie dieser, sondern voll Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart bei der Entwaffnung der Verfolger, die, so sehr er an der Schuldlosigkeit Gabriel's zweifelt, in einem warmen, aber ganz selbstlosen Gefühl für dessen unschuldige Nichte Hermine ihr Motiv und ihre Veranlassung hat. Bei aller Rauheit, die ihm das Leben aufgedrückt hat, zeigt er hier eine wahrhaft rührende Gemüthstiefe. „Er ist ein alter Krieger und eingefleischter Hagestolz, und als er das reizende Wesen dort (im Garten) so heiter, glücklich und bezaubernd vom goldenen Sonnenschein umstrahlt stehen sah, als wäre es ihr angeborenes Vorrecht, immer nur in Glück und Frohsinn zu leben, ward er von tiefer Rührung erfaßt." Er meint: „Man muß im Leben Gutes und Schlechtes miteinander hinnehmen und sich zuweilen entschließen, von der Bestrafung eines Verbrechers abzusehen (er konnte ihn vernichten, wenn er wollte), damit ein Unschuldiger nicht getroffen werde." Ihm selbst, gesteht er, sei Gott sei Dank auch nicht immer Gerechtigkeit widerfahren.

Trotz all dieser großen Vorzüge unsers Buchs läßt sich nicht verkennen, daß Licht und Schatten doch oft recht unvermittelt nebeneinander gestellt sind. Mag dies immerhin dem Landschaftsmaler zuweilen gestattet, ja von der Natur geboten sein: der Seelenmaler sollte nicht unterlassen, nach verbindenden und vermittelnden Farbentönen zu suchen, denn der Menschenkenner wird mit Recht sagen: in unserer Seele gehen immer Licht und Schatten ineinander über und oft ist die Grenze nicht zu unterscheiden.

4. Im neuen Sparta. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. 8. 4 M.

Während die moderne Malerei mit groben Pinselstrichen, oft nur mit „Klexen" von Oelfarbe, die nicht einmal der Pinsel, sondern die Spachtel auf die Leinwand wirft, ihre Bilder schafft und ihre Erfolge erstrebt, hatte die frühere Schule in der saubern, formgerecht ausgestalteten Einzelheit ihre Aufgabe erkannt. Jedes Blatt, jede Moosdecke auf dem Felsen, jeder Nagel am Finger der Hand — alles war als solches mit Genauigkeit und Schönheit auch dem zergliedernden Auge des Beschauers erkennbar. Gerade so verfährt der Dichter unsers Romans. Nicht etwa hie und da bei einzelnen Scenen, sondern vorherrschend malt er sein Bild in dieser Art. Er geht aber insofern zu weit, als er sich in die Schilderungen von Einzelheiten verliert, die zum Bilde gar keine Beziehung haben und ebenso gut, ja noch besser wegbleiben könnten, z. B. S. 55 die Schilderung von Lage und Einrichtung des Offizierscasinos, wenn wir auch sonst seine Berechtigung zur Kleinmalerei an sich nicht beanstanden wollten. Wo wir sie aber erwartet hätten, z. B. bei der endlichen Vereinigung Erich's und Herminens, unterläßt er sie und verschwendet sie an den mit Gewalt hineingezogenen Tod unserer beiden Kaiser. Einige Einzelzeichnungen sind äußerst treffend, z. B. der Besuch des Vaters bei seinem Sohne Erich, dem Lieutenant, der in einem für des erstern politische Ueberzeugung ausgefochtenen Duell verwundet worden war und hierbei, die Sachlage benutzend, den Papa bittet, seine Rechnungen — schon zum zweiten male — zu begleichen (S. 84, 86). Zuweilen vergreift sich der Dichter bei der Kleinmalerei, und das Erzählertalent geht mit ihm durch, z. B. S. 93, wo er statt „in der Regel" doch sicher besser nur „sehr oft" gesagt hätte, was man aber sofort über S. 102—119 vergißt, wo er das erwachende Lieben des lieblichen Veilchens Helene zu dem gelehrten Lieutenant von Bauer und des letztern Tiefe und Tüchtigkeit im Gegensatze zu der landläufigen Lieutenantssorte (?D. Red.) mit großem Geschicke schildert und die Kleinmalerei ganz an ihrem Platze erscheint, z. B. wie von Bauer auf seinem Sofa liegt und mit seiner Liebe ringt.

Welches Gesammtbild entsteht nun aber aus diesen glücklich gezeichneten Einzelheiten? Unsers Erachtens ist es doch kein vortheilhaftes, in seiner Gesammtheit wohlthuendes, wenn auch durchaus kein unwahres. Die Katastrophe wird herbeigeführt durch einen nichtsnutzigen, leichtsinnigen Sohn, jenen Lieutenant, einerseits und durch das Streberthum seiner Aeltern andererseits. Sie sind bürgerlichen Ranges, die Mutter entstammt zwar einem adeligen Geschlechte, der Vater aber einem einfachen Schlossermeister und ist Bankdirector geworden. Den Sohn mit einem adeligen Fräulein vermählt und den Vater mit dem Titel eines Commerzienraths geschmückt zu sehen, ist ihr Ziel; aber die Familie ruinirt sich dadurch und es bricht namenloses Unglück oder richtiger eine schwere Strafe für ihr Streberthum über sie herein — eine alte Geschichte, von der man nicht einmal sagen kann, daß sie immer neu ist. Und wir wollen ganz davon absehen, daß es uns verfehlt erscheint, das Bürgerthum dadurch vom Dichter

bloßgestellt sehen zu müssen, daß er der Aristokratie den Anlaß gibt, zu sagen: da sieht man's ja! Sie wollen sich zu uns emporschwingen, aber es geht nicht. Sie verbrennen sich die Flügel, indem sie um uns herumschwärmen, wie die Fliege um die Flamme, — die Armen!! — Das wird keineswegs dadurch wieder ausgeglichen, daß auch die Aristokratie nicht gerade in rosiges Licht gestellt erscheint. Sie bleibt aber im Romane doch, was sie ist, und der bürgerliche Bankdirector hat die Prügel, die jene ebenso gut verdient hätte. Dazu kommt, daß jene Strafe, die den leichtsinnigen abgedankten Lieutenant trifft, ein schreckliches Jahr des unglücklichsten Kampfes ums Dasein, uns mit einem Ekel gegen die socialen Verhältnisse erfüllt, den uns zwar die Zeitungen nicht ersparen können, mit dem uns der Dichter aber verschonen sollte, statt auch hier seine Einzelausführung walten zu lassen. Und noch eins. Ein Mann, wie wir den Bankdirector im Anfange kennen lernen, läßt sich doch wol nicht, gleichsam mit einem Rucke, so auf die schiefe Ebene schieben, daß er, um jene Heirath des Sohnes und jenen Titel zu erreichen, mit den Geldern der Bank speculirt und nicht vor der Möglichkeit, die Wirklichkeit wird, zurückschreckt, einer unglücklichen Speculation seine und der Seinigen Existenz opfern zu müssen. Auch die Frau Bankdirectorin leistet an Leichtsinn, Adelshochmuth und überspannter Anschauung von der Würde des Offizierstandes Unglaubliches und sieht in ihrem Schwiegersohne, Lieutenant von Bauer, dem Muster eines Offiziers, nur deshalb das Glück ihrer Tochter, weil er vom Adel ist. Warum heißt also der Roman „Im neuen Sparta"?

5. Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn. Von Mark Twain. Deutsch von Henny Koch. Stuttgart, R. Lutz. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Buch hat eine Vorrede von zwei Seiten, die uns nicht nur mittheilt, daß es die Fortsetzung eines frühern Werks des Verfassers ist, in dem dieser uns seine eigenen Knabenjahre erzählt, sondern auch eine Kritik ausspricht, die dem Buche sehr warmes Lob spendet. In diesen Ton können wir leider nicht einstimmen, und wenn der Verfasser wirklich seine eigenen Knabenjahre erzählt, so müssen wir Deutsche vor diesem Knaben den Hut — aufbehalten. Jene Kritik rühmt auch die Sprache. Aber was soll man sagen, wenn gleich auf der ersten Seite zu lesen ist: „Meine Mutter, wenn ich je eine hatte, habe ich nie gekannt"; und kurz darauf: „Sagen that ich aber nichts." Das mag der Uebersetzer verantworten. Die Jungen („Helden" nennt sie die Kritik) bilden eine Räuberbande. Stehlen wollen sie nicht, sondern rauben, das sei vornehmer; man nehme Masken vor das Gesicht, schlage die Leute todt und nehme ihnen Uhren und Geld ab. „Müssen wir alle todt hauen?" fragt einer bei der constituirenden Versammlung. Antwort: „Gewiß! Das ist am einfachsten. Ich hab's auch schon anders gelesen, aber gewöhnlich machen sie's so. Nur einige schleppt man hie und da in die Höhle und wartet, bis sie ranzionirt werden" u. s. w. Das sind die Knabenjahre des Herrn Verfassers? Allen Respect! Die Kritik meint aber: „Die Figuren sind von Fleisch und Blut — wir leben, fühlen, lachen und tollen mit ihnen, wir halten den Athem an, daß die Streiche gelingen möchten. ... Leben, Wahrheit und Poesie ist in dem Buche." Wer sind die „wir", von denen die Kritik spricht? Sind Raub- und Mordthaten „Streiche"? Am Schlusse heißt es: „Nun bleibt mir nichts mehr zu erzählen, wofür ich auch recht froh bin, denn wenn ich gewußt hätte, was für eine furchtbare Arbeit es ist, so ein Buch zusammenzuschreiben, hätten mich keine zehn Gäule dazu gebracht. Aber noch einmal thu' ich's nicht, da soll mich Gott bewahren! Lieber Steine klopfen!" Hierzu können wir nur von Herzen „Bravo!" sagen. Der Proben sind genug gegeben und wir fügen nur noch bei, daß der Hauptsache nach die Geschichte sich um die Befreiung eines Sklaven dreht.

Man wird fragen, was denn das eigentlich für eine Literatur sei? Deshalb sei noch mitgetheilt, daß das Buch der achte Band der „Sternbanner-Serie" ist, die im obengenannten Verlage erscheint und daß auf dem Umschlage steht: „Durch die «Sternbanner-Serie» werden diese ausgezeichneten Schriftsteller (nämlich die namentlich aufgeführten Verfasser der ersten sieben Bände) zuerst in Deutschland eingeführt. Die Serie bildet durchweg eine sittlich reine Lektüre. Sie hat die Anerkennung maßgebender Literaturkenner (Prof. A. Stern, Feodor Wehl, M. G. Conrad, Prof. Schönbach u. a. m.) in hohem Grade gefunden."

Adolf Fleischmann.

Pädagogische Schriften.

1. Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Paul Güßfeldt. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium. Von G. Lejeune Dirichlet. Königsberg i. Pr., Koch. 1890. 8. 50 Pf.
3. Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. Von Hermann Plank. Wiesbaden, Kunze Nachfolger. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Herder und das Gymnasium. Ein Stück aus dem Kampfe der realistischen und humanistischen Bildung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von J. Böhme. Hamburg, Herold. 1890. Gr. 8. 1 M.
5. Die social-culturelle Bildung, als Aufgabe der Erziehung dargestellt von Heinrich Villányi. Leipzig, Fock. 1890. Gr. 8. 80 Pf.
6. Die Verhütung und Bekämpfung des Stotterns in der Schule. Ein Beitrag zur Schulhygiene von Hermann Gutzmann. Leipzig, G. Thieme. 1889. Gr. 8. 1 M.
7. Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. Festschrift zur Feier seines hun-

dertjährigen Geburtstags, den 29. October 1890. Von Ludwig Rudolph. Berlin, Nicolai. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Schon einmal habe ich es in d. Bl. ausgesprochen, daß die Reform des deutschen Schulwesens nicht in stürmischem Revolutioniren von heute auf morgen etwas völlig Neues zu schaffen habe, sondern daß sie in schrittweiser Anlehnung an den Fortschritt der Zeit als organische Entwickelung sich vollziehen müsse, in ernster wissenschaftlicher und praktischer Gesammtarbeit der weisesten, erfahrensten und redlichsten Männer unsers Volks. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es so kommen werde. Zur Zeit freilich fordert der furor reformandi noch seine Hekatomben.

Eins seiner jüngsten und beklagenswerthesten Opfer ist der kühne Bergsteiger und Naturforscher Paul Güßfeldt (Nr. 1), der schon früher in seinen Schriften gelegentlich pädagogische Anwandlungen hatte. „Jedes Kind ist ein Original; erst allmählich entwickelt sich daraus der Schablonenmensch." „Ihr (der Kinder) Wille soll nicht gebrochen, sondern entwickelt werden." „Erwachsene darf man für schlecht halten, Kinder nicht; denn nur selten wird der Mensch mit der Freude am Schlechten geboren. Er ist ursprünglich nicht schlecht, er wird es." „In dem Fernhalten des Schädlichen, nicht in dem naturwidrigen Versuche, Gutes zu erzeugen, liegt die ganze Weisheit der Kindererziehung." Glaubt man nicht jenen Philosophen zu hören, der für andere den „Emil" schrieb, seine eigenen Kinder aber ins Findelhaus sandte? „Die öde Monotonie darf nicht die Oberhand gewinnen, der geistigen Versumpfung muß entgegengearbeitet werden." „Das Formale der beiden alten Sprachen ist in Zukunft nur so weit zu lehren und dem Gedächtnisse einzuprägen, als nothwendig ist, damit die Classiker unter dem Beistande deutscher Uebersetzungen verstanden werden. Ein systematisches Durcharbeiten der Grammatik unterbleibt." Ist das nicht der philanthropistische Unterrichtsschwindel des vorigen Jahrhunderts? „Die Tagesmahlzeiten werden in der Anstalt eingenommen." Sind wir im alten Sparta? Ich könnte so fortfahren mit Citaten; denn Güßfeldt's Buch ist, wahrscheinlich ohne daß er es selbst weiß, eine alte aufgewärmte Pastete, in verlockender Garnirung dem deutschen Volke als neue Speise aufgetischt und leider von diesem staunend schon in dritter Auflage verschlungen. Erfolg wie Existenz des Buchs vermag ich mir nur aus der herrschenden Epidemie des furor reformandi zu erklären. Flotter Stil, staunenswerthe Unkenntniß, eine gewisse ideale Unverfrorenheit und eine naive Unbekümmertheit um Wirklichkeit und Logik kennzeichnen das Buch. Hier warnt Güßfeldt davor, den Willen der Kinder zu brechen, und ein paar Seiten darauf empfiehlt er: „In erster Linie muß jede Impertinenz, d. h. ein mit Schmähungen oder Fratzen irgendwelcher Art verbundener Widerstand gegen ein gerechtes Verlangen des Erwachsenen, gestraft werden." Jetzt verlangt er staatliche Erziehung der Kinder, da nach seiner Ansicht die Aeltern ihre Kinder nur verderben, und an anderm Orte preist er die Mutterliebe als das eigentliche Mysterium der Pädagogik. Die heutige Schule nimmt er ohne weiteres als identisch mit der Schule seiner Tage oder noch älterer Zeiten, läßt in derselben unterrichten und erziehen, wie Anno dazumal, schafft sich so Zerrbilder und schlägt dann diese mit gewaltigen Reden zusammen. „Erziehung und Unterricht werden als getrennte Gebiete ohne innern Zusammenhang angesehen." (S. 44.) Wo in unserm großen deutschen Vaterlande ist noch eine so bodenlos schlechte Schule vorhanden? Wenn Güßfeldt die Geschichte der Pädagogik auch nur oberflächlich kennen würde, wüßte er, wie alt die Bestrebungen der Schule sind, Unterricht und Erziehung zu verbinden, und wie gerade heutzutage kein ernst zu nehmender Pädagog vom Unterrichte anders als vom „erziehenden Unterrichte" zu denken und zu sprechen wagt. „Man stelle sich vor die Ausgänge der Gymnasien, wenn die Schüler den Heimweg antreten. Man kann sich dann mit Augen überzeugen, wie die Zukunft Deutschlands aussieht. Selbst ihrem Leichtsinne, oft auf Jahrzehnte, kleben das Philisterthum und die Renommisterei an. So erscheint die Familie der Schule gegenüber ohnmächtig." (S. 44 fg.) Güßfeldt weiß natürlich nicht, welch schweren Kampf in diesem Punkte gerade heutzutage die Schule kämpft, daß sie es ist, die der Blasirtheit, der Verzärtelung, der Großthuerei und Anmaßung, wie sie durch die modernen Verhältnisse (nicht der Schule!) und nicht selten durch unverständige oder gewissenlose Aeltern bei der Jugend groß gezogen werden, entgegenzuwirken sucht. „Für die Schule ist das Wissen, für das Leben ist das Können maßgebend." (S. 52.) Wie? Ist es denn nicht ein Fundamentalsatz moderner Didaktik: „Kein Wissen ohne Können!?" „Der geistigen Versumpfung muß entgegengearbeitet werden durch geistige Anstrengung; da kann der Intellect Arme und Beine recken und sich selbst seine Wege durch die geistige Flur suchen." (S. 54 fg.) Wie viele Lehrer gibt es noch, die den Intellect nicht auf jede Weise im Unterrichte beizuziehen, den Schüler zur Selbstthätigkeit zu reizen suchen? Einzelne natürlich; aber gibt es nicht auch schlechte Aerzte, schlechte Naturforscher und schlechte Bergsteiger? Sind darum alle so? Hat nicht gerade diejenige Unterrichtsthätigkeit, welche Güßfeldt „humanistische Abrichtung" schmäht, als vornehmstes Ziel, den jugendlichen Geist zur Kraft des Selbstgebrauchs zu erziehen? Wollen denn wir Gymnasiallehrer unsern Schülern in erster Linie „eine Summe von Kenntnissen" beibringen? Sind nicht wir es, die darüber trauern, daß der platte, nüchterne Zeitgeist und in seinem Dienste viele Reformschwindler immer mehr dem Utilitarismus huldigen, jenem Utilitarismus, von dem auch Güßfeldt, vielleicht ohne es zu wissen, beherrscht ist? Sind nicht wir es, die gegenüber den unsinnigen Revolutionsversuchen unsern Anstalten den Charakter von Gymnasien, d. h. Uebungsstätten des Geistes, wahren möchten? Den Lateinunterricht unserer Tage schmäht Güßfeldt, und wann ist es das letzte mal gewesen, daß er den Lateinunterricht kennen gelernt hat? Ich behaupte, daß kein Gymnasium in Deutschland mehr

existirt, an welchem officiell so Latein gelehrt wird, wie er es annimmt. Auch hier mag es ja noch manchen verknöcherten alten Philologen geben, der nicht mehr zu bessern ist, oder manchen jungen Anfänger, der das richtige Gleis noch nicht gefunden, oder manchen Unfähigen, der besser thäte, die Hand vom Pfluge abzuziehen; aber sind für solche in allen Fächern und allen Ständen vorkommende Ausnahmen das Gymnasium und sein Lateinunterricht verantwortlich? Allerdings wäre ich versucht zu behaupten, daß Güßfeldt selbst einst solchen Stümpern in die Hände gefallen sei, wenn ich nicht längst wüßte, daß nicht für jeden Miserfolg der Lehrer verantwortlich ist. Jedenfalls aber kann man sagen: wer das Wesen der lateinischen Sprache so definirt, wie S. 79 geschieht („das Ciceronianische Latein mit seinen abgeschmackten gehäuften Superlativen, seinen Kilometerperioden, seinem Einschachtelungssysteme und seinen verdrehten Wortstellungen"), wer so wenig ein Gefühl hat für die granitene Großartigkeit und eherne Geschlossenheit derselben, der hat einfach nicht das Recht, darüber mitzusprechen. Und ebenso wer so wenig vom Wesen des Unterrichts, seinen Folgen u. s. w. versteht, daß er empfehlen kann, die alten Classiker (die also Güßfeldt wenigstens nicht ganz wegwerfen will) unter dem Beistande deutscher Uebersetzungen in der Schule verstehen zu lehren. Das wäre ein Unterricht, der unsere Jugend zur Lüge erzöge und zu dem Glauben, sie verstehe das, was sie nur halb oder gar nicht versteht. Wie schlimm der letztere ist, beweist Güßfeldt's Buch zur Genüge, und von der erstern sagt er selbst (S. 24): „Lüge ist der Schild der Feigheit, gegen die wenig auszurichten ist."

Und was ist des Pudels Kern? Auf was kommen Güßfeldt's positive Vorschläge hinaus? Er will dem deutschen Volke zu seiner Armee in den Kasernen, an der es, so nothwendig sie ist, schon genug zu tragen hat, noch „eine zweite Armee in den Schulhäusern" schenken; er will unser Volk, das auf seine geistigen Errungenschaften stolz zu sein alle Ursache hat, zu einer „schönen Mittelmäßigkeit" herabdrücken, will es zu seiner hohen Culturaufgabe unfähig machen, will seinem im ganzen noch so schönen Familienleben den Todesstoß versetzen, will ihm den im Grunde idealen Flug seines Geistes zerschneiden, will es zu einem thierischen Wohlseinsdasein und zu einem blöden Nützlichkeitsleben herabwürdigen — er will alles das, wie ich glaube, ohne es zu wollen. Denn an seinen redlichen Absichten zweifle ich nicht. Das bewegt mich auch, noch hervorzuheben, daß sich gar manches Beherzigenswerthe in seinem Buche findet, wie die Betonung der körperlichen Erziehung, der Muttersprache, besonders der Erziehung zur Rede — nur ist das alles nicht neu und vermag nicht das Gesammturtheil zu beeinflussen, daß Güßfeldt eins jener bekannten Opfer des furor reformandi ist, denen Sachkenntniß den Blick nicht getrübt hat.

Kein Wunder, daß die von Güßfeldt so geschmähten Lehrer ihm den Parademantel von der Schulter reißen und seine Blößen unerbittlich zeigen. Wendt hat dies in der münchener „Allgemeinen Zeitung" gethan und G. L. Dirichlet hat soeben eine eigene Flugschrift: „Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium" (Nr. 2), ausgehen lassen. Güßfeldt selbst wird ihnen das Recht zur Antwort nicht bestreiten wollen. Er sagt: „Es soll vor allem niemand auftreten und sagen: das Recht über Jugenderziehung zu sprechen stehe nur bei denen, welche berufsmäßig damit zu thun haben." Ich denke, er wird dann diesen „Beruflichen", d. h. nach landläufigen Begriffen und dem Gebrauche auf andern Gebieten den Sachkundigsten, dieses Recht auch nicht absprechen. Dirichlet's Schrift ist eine scharfe Antwort, die den „Pädagogen" Güßfeldt als Phrasenmenschen, als Unerfahrenen, Kenntnißlosen, als Verächter der Wissenschaft, als Vorkämpfer der Weltmannsbildung, als erassen Materialisten, als abenteuerlichen Projectenmacher u. s. w. charakterisiren will. Man kann finden, die Form der Antwort sei zu scharf, zu wenig sachlich ruhig — mir scheint sie auch noch für eine Broschüre zu wenig gehaltvoll und zu wenig selbständig —; Güßfeldt hat nach dem Zerrbilde, das er vom deutschen Gymnasiallehrer entworfen, nicht das Recht, sich über schroffe Behandlung zu beklagen.

Dirichlet bestimmt den Zweck des Gymnasiums wol richtig dahin, daß es seine Schüler zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit erziehen und in ihnen die zu dieser Arbeit nothwendige Grundlage legen müsse. Hermann Plank's Schrift „Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel" (Nr. 3) sucht nun nachzuweisen, daß eben das Lateinische hierzu am besten diene. Die Arbeit Plank's, eine der erfreulichsten Früchte, die der leidige Schulkampf gezeitigt, bekundet ebenso viel Geist als Sprachkenntniß und methodische Erfahrung; es ist das leidenschaftslose, rein sachliche Urtheil eines Gelehrten und praktischen Schulmannes, was wir hier hören; nirgends bloße Phrasen, nirgends eitle Sophisterei, nirgends blinde Raufluft, alles mit trefflichen Beispielen belegt, die das wissenschaftliche Ergebniß immer aufs deutlichste ins Praktische umsetzen; dabei eine Gemeinverständlichkeit der Darstellung, die allen Gebildeten die Sache klar werden läßt. Plank ist classischer Philolog, und zwar einer, der einer Reform durchaus nicht abgeneigt ist, sobald sie sich im Rahmen ruhiger Entwickelung hält; er ist aber auch Neuphilolog, und diese doppelte Eigenschaft macht ihn für die Aufgabe, die er sich mit seiner Schrift gestellt, vorzüglich geeignet. Es wird ja heutzutage das Französische von vielen als gleichwerthiges, von manchen sogar als höherwerthiges wissenschaftliches Bildungsmittel den alten Sprachen gegenübergestellt: beide Sprachen von einem gründlichen Kenner derselben in dieser Hinsicht verglichen zu sehen, muß hohen Reiz gewähren. In der Einleitung gibt Plank eine übersichtliche Darstellung der Entwickelung unsers höhern Schulwesens von der alten schola latina bis auf unsere Tage, immer vom Gesichtspunkte des Kampfes gegen die classischen Studien. Dann stellt er fest, daß ein methodischer, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen-

der Sprachunterricht ein unerläßlicher Bestandtheil jedes höhern Jugendunterrichts ist. Aber nur die grammatische, inductive oder deductive Erlernung einer Sprache ist im Stande, uns einen Blick in ihren Bau und diejenige Einsicht in ihre Gesetze zu geben, ohne welche jedes sprachliche Wissen nur ein unbewußtes und unsicheres bleibt. Hierzu eignet sich eine fremde Sprache besser als die Muttersprache. Nun scheiden sich die Wege: verfolgt eine Schule beim fremdsprachlichen Unterrichte in erster Linie praktische Ziele, so müssen die lebenden Sprachen die erste, wenn nicht die einzige Rolle spielen und nach einer Methode gelehrt werden, welche jener Absicht so viel als möglich gerecht wird. Eine Schule aber, welche eine wissenschaftliche Bildungsanstalt sein und als solche ihren Schülern nicht nur Kenntnisse mittheilen, sondern sie lehren will zu studiren, d. h. einen rationellen Wissensstoff selbstthätig nach allen Seiten zu durchdringen, kann zum Mittelpunkte ihres Unterrichts nur eine solche Sprache wählen, bei welcher dieses selbstlose wissenschaftliche Interesse das natürliche, ja das einzig mögliche ist. Dies ist der Fall bei einer todten, oder wie wir richtiger sagen werden, bei einer alten Sprache (S. 19). Nachdem er dies begründet und auch den Vorzug des Lateinischen vor dem Griechischen kurz dargelegt hat, versucht Plank, das Recht des Lateinischen als wissenschaftliches Bildungsmittel zu erhärten, indem er diese Sprache in ihrem Wortschatze, in ihrer Formenlehre und Syntax und endlich in ihren literarischen Erzeugnissen, so weit sie für die Schule in Betracht kommen, einer unparteiischen Vergleichung mit den modernen Schulsprachen, insbesondere mit dem Französischen unterzieht. Bei Wortschatz und Wortgebrauch liegt der Hauptvorzug des Lateinischen darin, daß die Uebersetzung nicht blos mechanische Vertauschung, sondern wirkliche Denkarbeit erfordert. Auch in der Formenlehre ist das schwierigere Lateinisch dem Französischen als wissenschaftliches Bildungsmittel überlegen. Dagegen will er die Frage offen lassen, ob nicht eben wegen dieser Schwierigkeit der lateinischen Formenlehre der fremdsprachliche Unterricht besser mit dem Französischen begänne. Am ausführlichsten und ergiebigsten ist die Syntax behandelt. Plank erkennt die überlegene Feinheit und logische Schärfe der französischen Tempus- und Moduslehre an, weist dann aber nach, daß im übrigen, je mehr sich die französische Sprache von der lateinischen Muttersprache freimacht, desto mehr auch ihre Bildungskraft für den Unterricht abnimmt. Die Syntaxregeln der französischen Grammatik mit ihren zahllosen Einzelfällen, welchen oft wieder ebenso viele Ausnahmen zur Seite stehen, wenden sich in der Mehrzahl weit mehr an das Gedächtniß und an die mechanische Einübung als an die Urtheilskraft und die geistige Selbstthätigkeit. Sodann ermöglicht auch hier die Annäherung des Französischen an die übrigen modernen Culturſprachen an Stelle einer gründlichen Erfassung und allseitigen Durchdringung des Stoffs einfache mechanische Vertauschung. Das Uebersetzen ist Plank die schönste und reifste Frucht jedes wissenschaftlichen fremdsprachlichen Unterrichts, und auch hier stellt das Latein nicht nur die schwierigere, sondern auch die bildendere Aufgabe, weil es den Schüler viel mehr zur Freiheit und Selbstthätigkeit erzieht. Auch die Composition will er beibehalten nicht nur zur Einübung der grammatischen Formen, sondern auch in der viel angefochtenen Form der Stilübungen. Er gesteht zwar zu, daß viel Misbrauch mit diesen getrieben wird in geistloser Abrichtung, hofft aber durch die Aufstellung gewisser Bedingungen denselben unmöglich zu machen. In diesem Punkte hängt er, als „lateinischer Schwabe" erzogen, doch wol noch zu viel am Alten; er wird sicher hierin noch zu weitern Zugeständnissen an die Reformbestrebungen kommen, ohne Schaden für den Lateinunterricht und sein Ziel. Im Schlußtheile des Buchs endlich werden noch die Eigenart und die Vorzüge der alten Schulclassiker ins Licht gestellt, durch welche sie für die intellectuelle, ethische und ästhetische Bildung der Jugend besonders geeignet erscheinen.

Das werden alle redlichen und vernünftigen Gegner des Lateinischen, die Plank's Schrift lesen, zugeben: Wo solche Lehrer, wie er, den Lateinunterricht ertheilen, wird er gewiß die herrlichsten Früchte für die Bildung der Jugend tragen. Damit aber ist zugestanden, daß die Bestrebungen der Reform sich nicht gegen das Latein an sich als Unterrichtsfach, sondern nur gegen den geistlosen und geisttödtenden Betrieb zu kehren haben, wie er da und dort — gewiß nicht mit Billigung der Behörden — noch vorkommen mag. Und damit sind aber auch diese Bestrebungen vom Sturmpfade der Revolution abgedrängt.

Den einzig richtigen Weg organischer Entwickelung wünscht auch J. Böhme in seiner Schrift „Herder und das Gymnasium" (Nr. 4) festgehalten zu sehen, geleitet durch historische Betrachtungen. In übersichtlicher und ansprechender Darstellung, mit guten Ausblicken auf die Jetztzeit, gibt er die Geschichte der pädagogischen Entwickelung Herder's, den er als Pädagogen mit Recht ungemein hochachtet und von dem er glaubt, daß seine Stimme im heutigen Kampfe der Meinungen gehört werden müsse. Nachdem er besonders die Versuche Herder's, das weimarer Gymnasium zu reformiren, geschildert, zählt er am Schlusse diejenigen Punkte in Herder's Reformen und Plänen auf, die auch noch bei der Erörterung von Schulfragen unserer Zeit von Gewicht sein können. Daß auch Herder keine Revolution, sondern nur besonnene Reform wollte, beweist folgender Satz: „Die Schule darf sich nicht gegen die Fortschritte der Wissenschaft verschließen, sie hat im Gegentheile mit allen Fühlung, auch mit der neuesten Geschichte, nimmt stets das Beste und Richtigste in knappester Form auf, folgt den Wandlungen in den Ansprüchen der Zeit mit kritischer Sorgfalt und ist stets bereit, Veraltetes abzustoßen, um Wichtigeres sich einzuverleiben." (S. 64.) Diese Weiterentwickelung wünscht Böhme in der Richtung der Gleichberechtigung der Gymnasien, Realgymnasien und vielleicht auch der Oberrealschulen.

Eine akademische Abhandlung philosophisch-pädagogischer Natur, ist Heinrich Villányi's Schrift: „Die socialculturelle Bildung, als Aufgabe der Erziehung dargestellt" (Nr. 5), für ein weiteres Publikum nicht geeignet. Er will einen Beitrag zum Ausgleiche des socialen und des individuellen Standpunktes in der Erziehung liefern unter psychologischer und ethischer Begründung und historischen Hinweisen. Er sucht nachzuweisen, daß eine fortdauernde Wechselwirkung zwischen individueller und socialer Entwickelung, zwischen älterer und jüngerer Generation bestehe, und leitet daraus die Nothwendigkeit ab, daß sowol die individuelle als auch die sociale Richtung in der Bildung ihre Berechtigung habe. Ihr Ausgleich freilich sei ein schwieriges Problem, zu dessen Lösung er beitragen will.

H. Gutzmann greift in seiner Schrift: „Die Verhütung und Bekämpfung des Stotterns in der Schule" (Nr. 6) einen einzelnen Uebelstand heraus, indem er die bisherige Vernachlässigung des Stotterns durch die Schule tadelt und es für die sittliche und sociale Pflicht der Schule erklärt, den Kampf gegen das Stottern energisch aufzunehmen. Wenn man weiß, wie oft das Stottern in der Schule vorkommt, welche empfindliche Schädigung der Stotterer fürs Leben erfährt und wie viele heilbar sind, so wird man wenigstens für größere Schulcomplexe eine solche Pflicht anerkennen. In dieser Hinsicht ist also Gutzmann's Broschüre ganz verdienstlich. Dennoch legt man sie etwas unwillig und enttäuscht zur Seite, wenn man sie gelesen hat, einfach weil man sich nach dem Titel viel mehr versprochen hat. Statt positiver Rathschläge bekommen wir für die Hauptsache nur die Mahnung, einzelne Lehrer auf öffentliche Kosten an den Cursen theilnehmen zu lassen, die der Verfasser mit seinem Vater, dem auf diesem Gebiete bekannten Taubstummenlehrer, nach des letztern Methode in Berlin abhält, und das Werk seines Vaters: „Das Stottern und seine gründliche Beseitigung", im voraus anzuschaffen. Diese Bemerkung meinerseits soll nur insofern ein Tadel sein, als der Verfasser durch den Titel hätte deutlicher anzeigen sollen, was er dem Käufer des Schriftchens bietet. Sehr dankenswerth ist die Anleitung, die er behufs einer gründlichen, allgemeinen Statistik gibt.

Die letzte der mir vorliegenden pädagogischen Schriften: „Adolf Diesterweg" von L. Rudolph (Nr. 7), handelt von einem „Reformator" des Volksschulwesens, dem in diesen Tagen vielgenannten Diesterweg. Rudolph, einer seiner ersten berliner Schüler, sucht auf Grund eigener Erfahrung und Anschauung und auf Grund von Diesterweg's Schriften ein Bild vom Leben und Wirken dieses Schulmannes zu geben. Hätte er nur das gethan und somit wirklich eine „Gelegenheitsschrift" (am 29. October d. J. ist Diesterweg's hundertjähriger Geburtstag) geliefert, so könnte man ihm nur dankbar dafür sein. Dadurch aber, daß er für nöthig findet, über ein Drittel seines Buchs mit einer Uebersicht über die Geschichte von Erziehung und Unterricht auf deutschem Boden auszufüllen, fordert er höhere Anforderungen der Kritik heraus, denen doch das Buch durchaus nicht gewachsen ist. Banale, leere Sätze (z. B. S. 29), Wiederholungen (S. 34. 36. 40 fg.), unklare Darstellung (z. B. S. 57), schiefe geschichtliche Behauptungen, positiv Falsches (z. B. S. 6. 7. 9 fg.), Weglassung wichtiger Momente (wo bleiben Meister der Schule, wie Trotzendorf und Sturm, wo der Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik, Herbart — Rudolph nennt als Begründer die Pilanthropen!) (?), eine geschmacklose, lästige Citirsucht machen diesen Theil des Buchs nahezu ungenießbar. Wo Rudolph dagegen Selbsterlebtes wiedergibt, ist das Buch in seiner Art gut. Anschaulich und lebendig weiß er da zu erzählen, man spürt, daß er mit dem Herzen dabei ist; hier paßt auch seine Darstellung, eine Art zwangloser Plauderei. Warm und voll tritt uns Diesterweg, den auch wir hoch verehren, obwol wir für seine Schwächen nicht blind sind, entgegen, besonders das Begeisternde seiner Persönlichkeit, das eigentliche δεῖον in jedem echten Pädagogen. Daß Rudolph nicht immer die nöthige Unparteilichkeit walten läßt, wollen wir Diesterweg's begeistertem Schüler zugute halten.

Auf dem letzten deutschen Lehrertage wurde aus beredtem Munde Diesterweg als Leitstern für die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens den deutschen Lehrern gepriesen. Mögen die deutschen Volksschullehrer nicht der kühlen Kritik vergessen und nicht jener Besonnenheit, die gerade ihre Reformbestrebungen im großen und ganzen bisjetzt ausgezeichnet hat, damit sie nicht auch der schlimmen Krankheit anheimfallen, die unser höheres Schulwesen zur Zeit durchrast: dem furor reformandi!

Eduard Haug.

Feuilleton.

Am 23. April tagte in Weimar nach ständiger Sitte die „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" zum sechsundzwanzigsten male. Der straßburger Privatdocent Dr. W. Wetz (dessen soeben erschienenes Werk „Shakespeare im Lichte der vergleichenden Literaturgeschichte" demnächst in d. Bl. besprochen werden wird) sprach über Charaktere Shakespeare's im tragischen Conflict; das nächstjährige „Jahrbuch" wird diese bedeutende Rede veröffentlichen. — Am Ende der Pfingstwoche fand wie alljährlich die Generalversammlung der „Goethe-Gesellschaft" ebenfalls zu Weimar statt, und zwar am 30. Mai die vorgeschriebene Gesammtsitzung des Vorstandes und des geschäftsführenden Ausschusses, sowie das übliche zwanglose gesellige Beisammensein der Mitglieder, am 31. die Generalversammlung selbst, das gemeinsame von geistreichen Tischsprüchen gewürzte Mahl und die etwas schablonenmäßig gespielte Goethe-Vorstellung im Theater („Stella"). Aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, der Schweiz und sogar dem nichtdeutschen Auslande waren, durch die schöne Jahreszeit mit bestimmt, zahlreiche Goethe-Forscher und -Freunde erschienen. Ueber alle Unternehmungen der Gesellschaft ward von den Vorstehern, Geheimer Hofrath Dr. Ruland, Prof. Dr. Suphan, Com-

merzienrath Dr. Moritz eingehend Bericht erstattet. Wiederum ist dem tiefern Verständnisse von Goethe's Wesen und Wirken verschiedentlich Vorschub geleistet worden, wie durch die einzelnen Beiträge des (wenige Tage früher den Mitgliedern eingehändigten) „Goethe-Jahrbuchs". Was man in der Versammlung — die das weimarer Fürstenhaus in ererbter Pietät durch seine Anwesenheit auszeichnete — über die Vervollständigung des Goethe-Nationalmuseums, den Ausbau von Bibliothek und Archiv, den Fortschritt der geplanten Veröffentlichungen hörte, was Gustav von Löper ebenda über das geistige und nationale Band zwischen „Berlin und Weimar", d. h. zwischen unsern intellectuellen und politischen Interessen vortrug, was die Tafelredner, wie der begeistert empfangene Paul Heyse (der an den alten Idealen deutscher Poesie festzuhalten mahnte und seinen Widerwillen gegen den naturalistischen Radicalismus scharf betonte) und Erich Schmidt, der berufene Vertreter der modern literarhistorischen Gelehrsamkeit, ausführten, entsprang alles dem lebhaften Wunsche, daß „Wissende" und Laien des gesammten deutschen Volks in der Würdigung unsers größten Dichters einig zusammentreten müßten. Möge es auch so geschehen.

— Am 2. October 1884 wurde zu Dessau, während des Tagens der Philologenversammlung in dieser Stadt, nach einem feierlichen Acte in der Aula des herzoglichen Friedrich-Gymnasiums, bei welchem der verstorbene Prof. Dr. R. Gosche aus Halle die Festrede hielt, die Grundsteinlegung für das Denkmal des Sängers der Griechenlieder, Wilhelm Müller, vollzogen. Noch harrt es seiner Vollendung und Enthüllung. Dem Rechenschaftsberichte des geschäftsführenden Ausschusses des Comités zufolge fehlen an den erforderlichen 16000 Mk. noch 2500 Mk., um deren Beisteuer die Bitte ergeht. Dem edeln Material vom Pentelikon und Taygetos, welches der griechische Staat dem Künstler, Bildhauer H. Schubert in Dresden, für das Bildniß des Dichters seines Freiheitskampfes zur Verfügung gestellt hat, soll Entsprechendes für die übrigen Theile des Denkmals sich gesellen. Angesichts der im verflossenen Sommer neugeknüpften Beziehungen zwischen Deutschland und Hellas wird der Aufruf hoffentlich bald von Erfolg gekrönt werden. Beiträge werden entgegengenommen von den Ausschußmitgliedern zu Dessau: Hofbaurath Böttger, Justizrath Freyberg, Oberbürgermeister Dr. Funk, Professor Dr. Gerlach, Geheimer Hofrath Dr. Hosäus, königlich preußischer Regierungsrath Murray, Generaldirector von Oechelhäuser, Commerzienrath Rischbieter, Geheimer Regierungsrath und Oberschulrath Rümelin, Commerzienrath Schütz, Professor Dr. Seelmann.

— Die beiden neuen geographischen Unternehmungen der „Union" in Stuttgart: „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen" und Dr. Brehm's Vorträge „Vom Nordpol zum Aequator", schreiten rüstig fort. Vom ersten Werke liegen vier, vom zweiten drei Lieferungen vor. Wußte man von vornherein, was in der Veröffentlichung der vielgehörten Schilderungen des meisterhaften Erzählers nach Inhalt und Form zu erwarten war, und vermögen die Leser sich mit gleicher Anschaulichkeit in „das Thierleben der Steppen" wie in den „Urwald Innerafrikas zu versetzen" und den „Wanderungen der Säugethiere" zu folgen, so haben wir jetzt auch eine deutliche Vorstellung, wie G. Falkenhorst seine Aufgabe gefaßt hat und durchzuführen gedenkt. Die erste Abhandlung: „Emin Pascha's Vorläufer im Sudan", ist mit dem Schlusse des dritten Heftes auf 180 Seiten beendet und bietet somit in immerhin beträchtlichem Umfange eine aus den besten Reisewerken geschöpfte ganz treffliche zusammenhängende Darstellung der Geschichte des ägyptischen Sudan bis zur Einnahme Chartums durch die Mahdisten und bis zum Tode Gordon's, wonach nun die Wirksamkeit Emin's in der Aequatorialprovinz vorgeführt werden soll. Reiche Abbildungen sind dem Texte beigegeben.

— Von Heinrich Bulthaupt's „Dramaturgie des Schauspiels", welche erst im vergangenen Jahre als dritter Band seiner „Dramaturgie der Classiker" erschien und in Nr. 47 d. Bl. f. 1889 zur darstellenden und kritischen Besprechung gelangte, ist bereits die zweite Auflage ausgegeben (Oldenburg, Schulze).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Transatlantic", Nr. 13 vom 15. April 1890, enthält die englische Uebersetzung des Paul Heyse'schen Gedichts: „O, liebes Kind", übersetzt von Mary H. Wheeler.

— „The Athenaeum" vom 26. April bespricht Natalie Freiin von Stackelberg's „Aus Carmen Sylva's Leben", übersetzt von Baronin Deichmann (Kegan Paul, Trench, Trübner u. Comp.). Drei Spalten enthalten Auszüge aus dem Werke, dann heißt es: „Als Schriftstellerin hat Carmen Sylva einen europäischen Ruf gewonnen, fast hätten wir gesagt — obgleich sie Königin ist. Es darf aber nicht vergessen werden, daß ihre ersten Gedichte anonym erschienen. Ihre Lyrik ist voll tiefen Gefühls und ist reich an Zügen deutschen Familienlebens. Sie lassen häufig ihre Freuden, Sorgen und Erfahrungen in Versen ausklingen und zeigen eine große Vorliebe für die Natur. Ihre Erzählungen «Aus Carmen Sylva's Königreich» sind entschieden interessant.... Indessen hat sie selbst gesagt: «Ich glaube, daß ich erst Weib, dann Landesmutter und schließlich erst Dichterin bin.» Als solche wird sie möglicherweise später genannt werden, aber die Geschichte wird ihren Namen hauptsächlich als den der Gattin des ersten Königs von Rumänien bewahren, der Cultur und Sitte in das Leben eines Volks brachte, das eben aus der Sklaverei erwachte." Die Arbeit der Biographin wie der Uebersetzerin wird gelobt.

Bibliographie.

Aksákow, A., Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Hallucinationen und des Unbewussten. Als Entgegnung auf Dr. E. von Hartmann's Werk: „Der Spiritismus". Aus dem französischen Original-Manuspripte und den darin enthaltenen amerikanischen und englischen Citaten unter selbsteigener Mithegutachtung des Verfassers ins Deutsche übertragen von G. C. Wittig. 2 Bde. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 8 M.

Bühler und v. Sarwey, Von den Vogesen zum Balkan. 2 Bde. Magdeburg, Schaefer. Gr. 8. 6 M.

Curti, T., Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Darstellung der gesamten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck als Abgeordneter, Gesandter und Minister. Von *_*. 1ste Lfg. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M.

Drews, A., Eduard von Hartmann's Philosophie und der Materialismus in der modernen Kultur. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Erhardt, F., Mechanismus und Teleologie. Eine Abhandlung über die Principien der Naturforschung. Leipzig, Reisland. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Feldegg, F. Ritter v., Das Gefühl als Fundament der Weltordnung. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M.

Frapan, Ilse, Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Gellert, G., Ludwig Barnay. Ein Künstlerleben. Berlin, Dierig u. Siemens. 8. 50 Pf.

Henningsen, W., Der achtstündige Arbeitstag, physiologisch untersucht. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 50 Pf.

In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund. IV. Sonnenschein. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Kahl, W., Unser Bismarck. Festrede. Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M.

Krause, K. C. F., Grundlage des Naturrechtes oder philosophischer Grundriss des Ideales des Rechtes. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Mollat. 2 Abthlgn. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. à 3 M. 50 Pf.

Löhn-Siegel, Anna, Vortrags-Gedichte. Vorgetragen von der Verfasserin in den Abendunterhaltungen des ersten Dresdener Frauenbildungsvereins im Laufe von 20 Jahren und ihm gewidmet zum Stiftungsfeste, den 21. April 1890. Neustadt i. S. 12. 1 M.

Sigismund, M., Sinnenglück und Seelenfrieden. Striegau, Wattenbach. 8. 3 M.

Steffensen, K., Gesammelte Aufsätze. Mit einem Vorwort von R. Eucken. Basel, Detloff. Gr. 8. 5 M.

Waldemar, H., Am Ziel. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth und **Dr. Friedrich Ratzel**

mit Unterstützung von **Dr. R. W. Felkin** und **Dr. G. Hartlaub.**

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Emin-Pascha, unser mehrere Jahre lang in Wadelai abgesperrt gewesener deutscher Landsmann, ist nach seiner Rückkehr in die Dienste des Deutschen Reichs getreten. Obige Sammlung der Reisebriefe und Berichte Emin-Pascha's ist bisher das einzige Werk, aus welchem man in seinen eigenen Schilderungen erfahren kann, was unser gefeierter Landsmann als Afrikaforscher geleistet hat.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Die Ergebnisse der unter der Leitung von Hermann Wißmann, unserm jetzigen Reichscommissar, unternommenen Kassai-Expedition sind für die geographische und ethnographische Kenntniß Innerafrikas außerordentlich wichtig. Die Schilderung der auch mit mancherlei kriegerischen Ereignissen verbundenen Reise ist von den Mitgliedern der Expedition gemeinschaftlich ausgearbeitet worden und dieses Werk der vier insgesammt der deutschen Armee angehörigen Offiziere verdient die allgemeinste Beachtung.

Prof. Ratzel bezeichnet dasselbe in Petermann's „Mittheilungen" als „eins der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der deutschen Afrikaliteratur".

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Eric Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist die größte und beste über diesen Theil Afrikas erschienene.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gift und Gegengift.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Schatten.

Roman von

Doris Freiin von Spättgen.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Tutti-Frutti.

Heitere Erzählungen von

Hugo Rosenthal-Bonin.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Götz

und

die neu eingerichtete Münchner Bühne

von

Dr. Eugen Kilian.

Preis M. 1.

Max Kellerer's h. b. Hof-Buch- und Kunsthandlung, München,

Herzogspitalstraße 1.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten. Der Verfasser, seit mehrern Jahren in Deutsch-Ostafrika thätig, ist für die Dauer der Abwesenheit des Reichscommissars Major Wißmann im Sommer 1890 mit dessen Vertretung betraut worden.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

F. W. PAPKE
WIEN,
IV Hauptstrasse 27.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034852